REISEN UND FORSCHUNGEN

IM

AMUR-LANDE

in den Jahren 1854—1856

im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg
ausgeführt
und in Verbindung mit mehreren Gelehrten
herausgegeben
von
Dr. Leopold v. Schrenck.

BAND III.

Erste Lieferung.

DIE VÖLKER DES AMUR-LANDES.

GEOGRAPHISCH-HISTORISCHER u. ANTHROPOLOGISCH-ETHNOLOGISCHER THEIL.

Mit einer Karte, 8 lithogr. und 5 phototypischen Tafeln.

ST. PETERSBURG.
1881.
Zu haben bei den Commissionären der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften: Eggers und Comp., und
J. Glasunof in St. Petersbourg; N. Kymmel in Riga; Voss' Sortiment (G. Haessel) in Leipzig.
Preis dieser Lieferung: 4 R. 65 Kop. = 15 M. 50 Pf.

[Title Page]

Dr. L. v. SCHRENCK'S

REISEN UND FORSCHUNGEN

IM

AMUR-LANDE.

BAND III

ERSTE LIEFERUNG.

DIE VÖLKER DES AMUR-LANDES.

GEOGRAPHISCH-HISTORISCHER u. ANTHROPOLOGISCH-ETHNOLOGISCHER THEIL.

Mit einer Karte, 8 lithogr. und 3 phototypischen Tafeln.

[Introductory, p. i]

Gedruckt auf Verfügung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

October 1881 C. Vesselowsky, beständiger Secretair.

S-26c.[illegible]

Buchdruckerei der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften (Wassili-Ostrow, 9. Linie, № 12).

[Introductory, P. ii]

DIE VÖLKER DES AMUR-LANDES.

von

Dr. Leopold v. Schrenck.

GEOGRAPHISCH-HISTORISCHER UND ANTHROPOLOGISCH-ETHNOLOGISCHER THEIL.

Introductory, p. iii]
Introductory, p. iv is blank]

INHALTSVERZEICHNISS.

Seite.

Einleitung . . . . 1—10

Fixirung der Zeit, in welche das zu entwerfende ethnographische Bild des Amur-Landes fällt. Rasche Veränderung desselben seit der Besitznahme des letzteren durch die Russen, p. 1. — Physischer und moralischer Verfall eines Naturvolkes bei anhaltender Berührung mit einem Culturvolke. Beispiele ausgestorbener oder ihrer Eigenart verlustig gegangener Völker Sibirien's, p. 2. — Beginnender Zersetzungsprozess der Amur-Völker, p. 3. — Für ethnographische Forschungen günstiger Zeitpunkt der akademischen Expedition. Begrenzung des abzuhandelnden Gebietes: das eigentliche Amur-Land nebst Sachalin, p. 4. — Beschränkung auf die indigenen Völker desselben. Nähere Bekanntschaft mit den Völkern des unteren Amur-Landes, besonders mit den Giljaken, p. 5. — Hindernisse ethnographischer Forschung und deren Beseitigung, p. 6, 7. — Art der Behandlung des Gegenstandes, p. 8. — Anfertigung und Anordnung der Tafeln, p. 8—10.

I. GEOGRAPHISCH-HISTORISCHER THEIL.

1. Abschnitt.

Allgemeine Uebersicht der indigenen Völker des Amur-Landes. Jetzige Grenzen ihrer resp. Verbreitungsgebiete. Räumliche Stellung der Culturvölker Ostasiens, Chinesen und Japaner im Amur-Lande. Räumliche Stellung der Russen den Amur-Völkern gegenüber. Ethnographische Karte des Amur-Landes . . . . 11—91

Grössere Mannigfaltigkeit der ethnographischen Verhältnisse im Amur-Lande im Vergleich mit Sibirien. Drei grundverschiedene Völkerschaften: Giljaken, Aino und Tungusen. Sehr ungleiche Grösse ihrer Gebiete, p. 11. — Starke Verzweigung des Tungusen-Stammes im Amur-Lande: tungusische Amur-Völker und ihre Sitze. Schwierigkeit genauer Abgrenzung der Verbreitungsgebiete halbnomadischer Völker, p. 12.

Seite

Giljaken: Verbreitungsgebiet auf dem Festlande, p. 13. — Verbreitungsgebiet auf der Insel Sachalin, p. 14. — Gesammtbeschaffenheit desselben. Ineinandergreifen der Verbreitungsgebiete der Giljaken und der Rennthier-Tungusen und Negda, p. 15. — Desgleichen derjenigen der Giljaken und der Oltscha, Oroken und Aino, p. 16.

Aino: Verbreitungsgebiet auf Sachalin, Jesso, den Kurilen und ehemals auf Nippon, p. 17, 18.

Oroken: Verbreitungsgebiet, p. 19. — Wanderungen der Oroken auf Sachalin und nach dem Festlande, p. 20. — Reiche ethnographische Gliederung Sachalin's, p. 21.

Orotschen: Verbreitungsgebiet. Unbewohnte Strecke zwischen den Orotschen und Giljaken, p. 21. — Berührung mit den Oltscha in der Bai de Castries. Ausbreitung längs der Meeresküste, p. 22. — Südgrenze. Untermischung der Orotschen im Süden (Ta-dse) mit Chinesen (Man-dse). Westgrenze gegen die Oltscha und Golde, p. 23. — Lage derselben an den einzelnen rechten Zuflüssen des unteren Amur und des Ussuri, p. 24. — Alpiner Charakter des gesammten Verbreitungsgebietes, p. 25.

Oltscha: Verbreitungsgebiet. Die Oltscha — ein reines Amur-Volk. Meist falsche Abgrenzung ihres Gebietes, p. 26. — Versprengte Giljaken- und Golde-Familien im Oltscha-Gebiete, p. 27.

Golde: Verbreitungsgebiet. Grosse Ausdehnung desselben, p. 27. — Verbr. am Amur und Ussuri und deren Zuflüssen, p. 28. — Verbr. am Sungari, p. 29.

Negda: Verbreitungsgebiet, durch das Flusssystem des Amgunj bestimmt. Nordostgrenze, p. 30. — Nordwest- und Südgrenze, p. 31.

Samagiren: Verbreitungsgebiet, durch das Flusssystem des Gorin bestimmt. Anwohner des Udyl-Sees, p. 32. — Jagdrevier der Samagiren und Golde am unteren Gorin, p. 33.

Kile am Kur: Verbreitungsgebiet. Mangelhafte Kenntniss desselben. Vermuthliche Beschränkung auf das Flusssystem des Kur, p. 34.

Bedeutung des Sungari in ethnographischer Beziehung für das untere Amur-Land. Seine Mündung — eine Grenze verschiedener ethnographischer Provinzen des Amur-Landes. Völker des mittleren und oberen Amur-Landes, p. 35.

Biraren: Verbreitungsgebiet. Sesshafte Biraren am Amur, p. 35. — Nomadische am Aar, an der Bureja, am oberen Ssilindshi, p. 36. — Zusammenstossen der chinesischen Biraren und Managiren und der russischen Rennthier-Tungusen, p. 37. — Desgleichen, in ihrem Gefolge, der handeltreibenden Jakuten und Dauren, p. 38. — Prairie und Gebirge als grenzbestimmende Momente. Chinesische Grenzzeichen, p. 39, 40.

Managiren: Verbreitungsgebiet am Amur, p. 41. — An der Dseja, p. 42. — Am Komar, p. 43. — Gesammtüberblick desselben. Analogie mit demjenigen der Biraren, p. 44.

Orotschonen: Verbreitungsgebiet, p. 44. — Alpiner Charakter desselben. Analogie mit demjenigen der Managiren, p. 45.

Sungari-Völker im Gegensatz zu den eigentlichen Amur-Völkern, p. 46.

Solonen: Verbreitungsgebiet. Unbestimmte und ungenügende Nachrichten über dasselbe, p. 47. — Ackerbauer am Nonni, Jäger im Gebirge, p. 48. — Beamten und Kaufleute, p. 49.

Dauren: Verbreitungsgebiet. Zerstreute Wohnsitze, p. 49. — Das Gebiet am Nonni und seinen Zuflüssen, p. 50. — Am Komar, am Amur. Untermischung mit Mandshu und Chinesen, p. 51. — Weite Verbreitung als Kaufleute im oberen Amur-Lande, p. 52.

Mandshu: Verbreitungsgebiet, nicht auf das Amur-Land beschränkt, p. 52. — Eigentliches Mandshu-Land am Sungari. Hinschwinden ihrer Nationalität und sogar ihrer Sprache in Folge chinesischer Colonisation, p. 53—55. — Mandshu am Nonni (Ircha-Mandshu) und am Amur, p. 56. — Mandshurische Wachtposten am Amur, p. 57, 58.

Chinesen: Einwanderung und Ausbreitung im Sungari-Lande, p. 59. — Zunahme derselben seit der Besitznahme des Amur-Landes durch die Russen. Besonders starker Zufluss aus den Provinzen Schantung, Schansi und Tschili, p. 60. — Charakteristik der von dort kommenden Chinesen, p. 61. — Zufluss von chinesischem Gesindel. Verbannungen von Chinesen nach der Mandshurei. Hauptsächlichste Verbannungsorte, p. 62. — Yunnan-Chinesen am Nonni. Culturhistorische Bedeutung der Verbannungen für die Mandshurei und das Amur-Land. Chinesen am Amur, p. 63. — Chinesen im Küstengebiete, p. 64. — Fluctuirender Charakter der dortigen chinesischen Bevölkerung. Seetang- und Trepangfischer. Chinesen am Ussuri und seinen Zu-

Seite.

Russen, p. 65, 66. — Ursprung der Ussuri-Man dse, p. 67. — Charakter und Lebensweise derselben. Vermischung mit den Orotschen, p. 68. — Einzelverbreitung der Chinesen im Amur-Lande. Chinesische Handelsstationen am oberen Amur, p. 69. — Concurrenz der Dauren. Stationen am unteren Amur. Günstige Lage derselben, p. 70. — Abwesenheit von Chinesen im Giljaken-Gebiete, p. 71. — Ursprung der chinesischen Händler, p. 72.

Japaner: Stellung und Bedeutung derselben auf Sachalin, p. 72. — Die ersten japanischen Ansiedelungen daselbst, p. 73. — Abhängigkeit der Aino von den Japanern, p. 74. — Haupttriebfeder der Japaner zur Niederlassung auf Sachalin, p. 75. — Uebertriebene Gerüchte über die Ausbreitung derselben im Winter 1854/55 und Folgen davon. Rascher Fortgang der japanischen Colonisation Sachalin's seit dem Erscheinen der Russen bis zum Traktat von 1875, p. 76, 77.

Russen: Abschluss der Kriegs- und Raubzüge der Russen im Amur-Lande durch den Traktat von Nertschinsk. Fortdauernder Verkehr der Russen mit den Amur-Völkern in deren Lande auch nach dem Traktat. Ununterdrückbare Triebfedern desselben, p. 78. — Ueberschätzung seiner ethnologischen Bedeutung. Verkehr der Russen mit den Amur-Völkern im Westen, längs der Amur-Strasse, p. 79. — Russische Jäger, Händler, Läuflinge im Amur-Lande, p. 80. — Verkehr im Norden, über das Stanowoi-Gebirge, p. 81. — Russische Kapellen im Amur-Lande — zugleich auch Handelsplätze. Verkehr der Russen mit den Völkern des unteren Amur-Laufes, p. 82. — Berührungen der Russen mit den G[illegible]f dem Festlande und auf Sachalin in Folge ihrer Fahrten nach den Schantar-Inseln, [illegible] Japanische Nachrichten über Russen auf Sachalin. Vermeintliche Existenz alter russis[illegible]iedelungen auf der Insel, p. 84. — Geringer Einfluss dieser Berührungen auf die Amur-Völker. Beginn bleibender Besitznahme und Colonisation des Amur-Landes durch die Russen, p. 85. — Gründung russischer Posten und Dörfer im unteren Amur-Lande, p. 86—88. — Errichtung einiger provisorischer Wachtposten längs dem Amur, p. 88.

Erläuterungen zur beifolgenden ethnographischen Karte des Amur-Landes, der ersten speciellen Karte der Art. Ungenauigkeit und Fehlerhaftigkeit der auf das Amur-Land bezüglichen Angaben auf den ethnographischen Karten des Asiatischen Russlands, p. 89, 90. — Auf der Karte sich aussprechende Grundzüge der Völkerverbreitung im Amur-Lande, p. 91.

---

2. Abschnitt.

Veränderungen und Verschiebungen in den Verbreitungsgebieten der Amur-Völker in historischer Zeit, nach russischen, chinesischen und japanischen Nachrichten; nebst Sichtung und Deutung der im Amur-Lande gebräuchlichen oder auf dasselbe bezüglichen Völkernamen 92—196

Völkerbewegungen und Verschiebungen in Ostsibirien und dem Amur-Lande. Bewegung der Mandshu nach China, p. 92. — Bewegungen der Mongolen, Burjaten, Jakuten, Tungusen. Andrang der Russen nach Sibirien und dem Amur-Lande, p. 93. — Geringes Alter der historischen — chinesischen, russischen und japanischen — Nachrichten über das Amur-Land und seine Völker. Weitgehende Veränderungen in den Wohnsitzen der Amur-Völker in diesem kurzen Zeitraume nicht zu erwarten; kleinere Grenzverschiebungen schwer nachzuweisen, p. 94. — Unbestimmtheit und Unklarheit der meisten Nachrichten. Nothwendigkeit der Deutung vieler Völkernamen, p. 95.

Giljaken: Erste gedruckte Erwähnung derselben, p. 95. — Witsen's Angaben über Namen und Wohnsitze der Giljaken. Russischer Ursprung seiner Nachrichten, p. 96. — Der erste «Sibirische Riss» (Ssibirskij tschertesh) und Remesof's Kartenwerk — Hauptquellen derselben, p. 97. — Ysbrants Ides', Strahlenberg's, Gmelin's Angaben über die Giljaken. Hebung der in sibirischen Archiven enthaltenen Nachrichten über das Amur-Land durch Müller, p. 98.

— Erste Kunde von den Giljaken, p. 99. — Ursprung ihres Namens. Chinesische Bezeichnungen der Amur-Völker, p. 99—103. — Collective Auffassung des Namens «Giljaken» seitens der Russen. Entstehung der chinesischen Bezeichnung «Kile» oder «Kileng», p. 104. — Erste Berührung der Giljaken mit den Russen: Pojarkof's Zug durch das Amur-Land, p. 105. — Chabarof's und Nagiba's Züge, p. 106. — Stepanof's Zug, p. 107. — Schlussfolgerungen über die damaligen Gebietsgrenzen zwischen den Giljaken und ihren Nachbaren am Ochotskischen Meere, p. 108. — Ehemaliges Besuchen der Schantaren durch die Giljaken, bis zur Besitznahme durch die Russen, p. 109—112. — Ungenügende Angaben der alten russischen Berichte über die damalige Südgrenze des Giljaken-Gebietes am Amur. Deutung der in denselben als Südnachbaren der Giljaken genannten Völker: Natken und Atschanen, p. 112—116. — Japanische Nachrichten über die Giljaken. Mamia Rinsô's Reise nach Sachalin und dem Amur-Lande, p. 116. — Das Volk «Smerenkur» oder «Ssumerenkur» der Aino und Japaner, p. 117. — Das Volk «Santan» oder «S'jantan» derselben, p. 118. — Grenze zwischen den Giljaken und Oltscha am Amur nach Mamia Rinsô. Südgrenze der Giljaken an der Meeresküste nach demselben, p. 119. — Unveränderte Lage der festländischen Südgrenze der Giljaken. Unzulänglichkeit der älteren russischen und chinesischen Nachrichten über Sachalin und seine Bevölkerung, p. 120. — Japanische Nachrichten über Sachalin: erste Kenntniss der drei indigenen Völker desselben, p. 121.

Aino: Ungleiches Alter der historischen Nachrichten über dieselben in verschiedenen Theilen ihres Verbreitungsgebietes, p. 122. — Aelteste und spätere japanische Nachrichten über die Aino von Nippon, Jesso, Sachalin und den Kurilen, p. 123. — Aelteste europäische Nachrichten über die Aino. Erste gedruckte Erwähnung und erster Gebrauch des Namens «Aino» europäischerseits, p. 124. — Erklärung des Namens, p. 125. — Unveränderte Nordgrenze der Aino-Bevölkerung an der Ostküste Sachalin's seit Vries' Reise (1643). Ausbreitung der Aino über die Kurilischen Inseln, p. 126. — Abgrenzung der reinen Aino- und der italmenischen, mit Aino vermischten Bevölkerung der Kurilen, p. 127. — Ursprung des Namens «Kurilen» für Volk und Land, p. 128. — Bezeichnungen der Giljaken und der Mandshu-Chinesen für die Aino. Erklärung des giljakischen Namens «Laer-mif» für Sachalin, p. 129. — Schlussfolgerungen über die Ausbreitung der Aino, p. 130.

Oroken: Erste, den Chinesen zu dankende Kunde von denselben. Angabe ihres Verbreitungsgebiets durch japanische Reisende, p. 130. — Mangel sonstiger historischer Nachrichten über dieselben. Seitens der Mandshu und Chinesen nur dem Namen nach bekannt, p. 131. — Nahe gleichlautender Name der Oroken bei Japanern, Mandshu-Chinesen, Aino, Giljaken. Aehnlichlautende Namen anderer tungusischer Amur-Völker. Etymologie dieser Namen und Schlussfolgerungen daraus. Abzweigung der Oroken von den Oltscha und Einwanderung nach Sachalin, p. 132—134.

Oroitschen: Im Süden ihres Verbreitungsgebietes früher bekannt als im Norden. «Ta-dse» der Chinesen, p. 135. — Bezeichnungen derselben bei den Jesuiten-Missionaren, in der chinesischen Reichsgeographie, bei den Mandshu, Golde und Giljaken, p. 136. — Ursprung des Namens «Oroitschen» für dieselben, p. 137. — Waren nie Rennthierhalter, p. 137, 138. — Deutung der «Bitschis» von La Pérouse, p. 139.

Oltscha: Häufige Verwechselung derselben mit den Nachbarvölkern. Mandshu-chinesischer Collectivname für dieselben, p. 140. — Ursprung dieses Namens, p. 141. — Aelteste russische, ebenfalls collective Bezeichnungen für die Oltscha. Erste Unterscheidung russischerseits der Oltscha von den Golde, p. 142. — Giljakischer Ursprung dieser Nachrichten, p. 143. — Erklärung des russischen Namens «Mangunen» für die Oltscha. Schlussfolgerung über die Vorgeschichte der Oltscha aus deren Namen, p. 144. — Ursprung des Namens «Amur», p. 145.

Golde: Aelteste russische und mandshu-chinesische Bezeichnungen der Golde, p. 146. — Zusammengehörigkeit der Amur- und der Ussuri-Golde. Ursprung des Namens «Golde», p. 147—149. — In historischer Zeit vor sich gegangene Veränderungen in ihrem Verbreitungsgebiet, p. 149. — Vordringen der Djutscheren längs dem Amur-Strome, p. 150. — Abzug derselben und Einwanderung der Golde in das verlassene Gebiet, p. 151. — Vermuthliche ursprüngliche Heimath der Golde, p. 152.

Seite.

Negda: Erste Erwähnung eines Volkes dieses Namens, p. 132. — Bezeichnungen der Negda seitens der Russen und der Giljaken, p. 133.

Samagirn: Erste Bekanntschaft mit denselben. Ursprung ihres Namens. Vermuthliche Herkunft, p. 134.

Kile am Kur: Waren vermuthlich ehemals Gebirgs- und Rennthiernomaden, p. 135.

Verschiebungen in den Verbreitungsgebieten der Völker des oberen Amur-Landes. Wohnsitze des von Chabarof »Gogulie« genannten Volkes. Irrthümliche Identificirung der Gogulen mit den Golde, p. 136. — Deutung ihrer Nationalität. Abzug vom Amur, p. 137.

Dauren: Erste gedruckte Erwähnung derselben. Verschiedene Versionen ihres Namens, p. 138. — Erste Kunde der Russen von den Dauren und erste Berührung mit denselben, p. 139. — Weite Ausbreitung, Dichtigkeit der Bevölkerung und Wohlstand der Dauren im XVII. Jahrhundert, p. 160. — Spuren alten Feld- und Bergbaues in Daurien. Irrthümliche Ableitung sämmtlicher Spuren der Art von den Dauren durch Identificirung dieser mit den Barguten Transbaikalien's, p. 161. — Die Dauren bleiben auf das Amur-System beschränkt; werden für die Urheber der dortigen alten Bergwerke gehalten, p. 162. — Widerlegung dieser Ansicht, p. 163—166. — Njutschi — die Urheber der alten Bergwerke Daurien's. Ungefähre Bestimmung der Zeit, aus welcher die Reste alter Bergwerke stammen, sowie der Zeit der Einwanderung der Dauren in das Quellland des Amur-Stromes, p. 166, 167. — Wohlstand und Verdichtung der daurischen Bevölkerung am Nonni, p. 168. — Die »Targaziner« — ein Zweig der Dauren, p. 169. — Gegenwärtige Bedeutung der Bezeichnung »Torgatschinen«, p. 170. — Abzug der Dauren aus dem Lande an der Schilka und dem Argunj, p. 171. — Abzug derselben vom oberen Amur, p. 172. — Verödung des Landes am oberen Amur. Spätere, beschränkte Rückkehr der Dauren, p. 173. — Freizügigkeit und Ausbreitung der daurischen Kaufleute. Die »Jam-Mandshus« der Giljaken, p. 174.

Durch den Abzug der Gogulen und Dauren vom Amur bedingte Verschiebungen der Biraren, Managirn und Orotschonen, verbunden mit theilweiser Wandelung ihrer Lebensweise, p. 175.

Biraren: Erste Kunde von denselben. Umwandlung aus Rennthier- in Pferdenomaden. Ursprung des Namens. Eigentliche Heimath, p. 176.

Managirn: Erste Kunde von denselben, p. 177. — Gebirgsheimath der Managirn. Ausbreitung aus derselben, — erfolgt später als die der Biraren, p. 178. — Ausbreitung an den oberen Amur, den Komar und die Dseja und Umwandlung aus Rennthier- in Pferdenomaden. Mandshu chinesische Bezeichnung für dieselben. Aelteste Nachricht über die Managirn als Anwohner des Amur-Stromes, p. 179. — Tungusischer Ursprung ihres Namens, p. 180.

Orotschonen: Grössere Bestimmtheit der Nachrichten über dieselben. Mandshurischer Ursprung des Namens »Orotschonen«, p. 180. — Aufnahme und Ausdehnung desselben seitens der Russen. Aeltestes Zeugniss darüber, p. 181. — Ausbreitung der Orotschonen an den oberen Amur, — erfolgt noch später als die der Biraren und Managirn, zum Theil in ganz recenter Zeit. Zugehörigkeit der Orotschonen des linken und des rechten Amur-Ufers zu verschiedenen Stämmen, p. 182. — Günstige Umstände für ihre Ausbreitung am oberen Amur den Managirn gegenüber, p. 183.

Solonen: Mangelhafte und ungenügende Nachrichten. Aelteste Erwähnung des Volkes der Solonen von Seiten europäischer Schriftsteller, p. 183. — Vermuthungen über deren Ursprung oder ursprüngliche Heimath, p. 184. — Verschiedene Ableitungen ihres Namens, p. 185—187.

Bezeichnungen der Amur-Völker für die angrenzenden Culturvölker.

Mandshu: Unbekanntschaft des Namens »Mandshu« im Amur-Lande zur Zeit der ersten russischen Invasion. Die in den russischen Berichten aus jener Zeit übliche Bezeichnung für dieselben, p. 188.

Chinesen: Den Mandshu entlehnte Bezeichnung derselben in den alten russischen Berichten über das Amur-Land (»Nikan«). Angebliche Etymologie dieses Namens, p. 189. — Allgemeine Verbreitung desselben unter den Amur-Völkern. Bezeichnung der Chinesen im Sungari- und Ussuri-Gebiet (»Man-dsee«), p. 190. — Angeblich mongolischer Ursprung dieses Namens p. 191.

Japaner: Bezeichnung der Kamtschadalen für die Japaner und irrthümliche Erklärung derselben. Gleichlautender Name der Japaner bei den Amur-Völkern, p. 192. — Ainischer Ursprung desselben. Berichtigung der betreffenden Angaben von La Pérouse, Milet-Mureau, Steller und Krascheninnikof, p. 193.

Russen: Allgemein gebräuchliche, gleichlautende Bezeichnung derselben bei den Amur-Völkern, bei den Mandshu, Chinesen und den Völkern Sibirien's, p. 194.

Schluss der geographisch-historischen Betrachtung der Amur-Völker, p. 195, 196.

II. ANTHROPOLOGISCH-ETHNOLOGISCHER THEIL.

3. Abschnitt.

Abstammung und weitere Gliederung der Amur-Völker, nach Sprache und physischer Beschaffenheit, insbesondere Schädelbau und Gesichtsbildung. Gruppe der nordostasiatischen Randvölker oder Paläasiaten. Gruppirung der tungusischen Amur-Völker . . . . 197—310

Abstammung der Amur-Völker. Massgebende Momente bei Bestimmung der Stammverwandschaft oder Verschiedenheit der Völker, p. 197. — Ungleiche Bedeutung der Körperbeschaffenheit und der Sprache in Fragen der Abstammung. Bedeutung des Schädelbaus und der Gesichtsbildung für das Völkersystem, p. 198. — Bedeutung der übrigen physischen Charaktere für dasselbe, p. 199. — Unmöglichkeit der Errichtung eines umfassenden, natürlichen Völkersystems auf Grundlage verschiedener Körperbeschaffenheit. Massgebende Bedeutung der Sprache für das Völkersystem, p. 200. — Dagegen gemachte Einwendungen und Widerlegung derselben, p. 201. — Vermeintliche Häufigkeit und Leichtigkeit des Sprachenwechsels. Bedingungen, unter denen derselbe möglich ist und statt hat, p. 202. — Die Sprache das *ultimum moriens* an einem Volke, p. 203. — Zwischen gleich culturlosen oder culturreichen Völkern findet nicht Sprachen-, sondern eher Typenwechsel statt, p. 204. — Unmöglichkeit von Sprachenwechsel ohne Typenwechsel, p. 205. — Schlussfolgerung für Fälle von Disharmonie zwischen Sprache und physischem Typus eines Volkes, p. 206.

Giljaken: Fälschlich für eines Stammes mit den Aino oder Kurilen gehalten, p. 207. — Fälschlich für Tataren angesehen, p. 208. — Fälschlich zu den Tungusen gerechnet. Sprachlich — ein Volk für sich, p. 209. — Dialektverschiedenheiten unter den Giljaken. Festland und Insel. Amur- und Küsten-Giljaken, p. 210. — Tymy- und Tro-Giljaken: im Innern und an der Ostküste Sachalin's, p. 211. — Giljaken der Westküste Sachalin's, p. 212. — Aus den giljakischen Thiernamen entnommene Folgerungen über Heimath und Wanderungen der Giljaken, p. 213, 214. — Körperbau der Giljaken. Mangel durchgehend unterscheidender physischer Charakterzüge bei denselben. Schwierigkeiten bei Vermessung lebender Individuen. Wuchs und Gestalt, p. 215. — Beschreibung des Skelets eines Giljaken vom Amur, p. 216—218. — Maasse desselben, p. 218—220. — Grössenverhältnisse der Extremitäten und einzelner Theile derselben, p. 220. — Hautfarbe der Giljaken, p. 221. — Haarwuchs. Gesichtsbildung, p. 222. — Verschiedene physiognomische Typen. Der sinisch-giljakische Typus, p. 223. — Der tungusisch-giljakische, p. 224. — Der schlechtweg giljakische Typus. Gesichtsbildung der Weiber, p. 225. — Gesichtsausdruck, p. 226. — Ausprägung individueller Verschiedenheiten im Gesicht, p. 227. — Schädelbau. Die ersten zur Kenntniss gelangenden Giljaken-Schädel, p. 228—230. — Befolgte Art der Schädelmessung, p. 230—233. — Schädelmaasse. Tabelle der absoluten Maasse, p. 232 233—236 237. — Tabelle der Indices, p. 236 237. — Beschreibung der einzelnen Giljaken-Schädel, p. 238—242. — Schwankungen der Schädelform bei den Giljaken, p. 242. — Vorherrschend mongolischer Charakter der Schädel- und Gesichtsbildung bei den Giljaken, p. 243. — Eigenartige Sprache als Beweis ihrer nichtmongolischen Abstammung. Theilweiser Typenwechsel. Reihe ähnlich sich verhaltender Völker im Nordosten Asien's, p. 244. — Bisherige falsche Gruppirungen und Bezeichnungen dieser Völker, p. 245. — Vom sprachlichen und geographischen Gesichtspunkte gewählte Bezeichnungen: sprachlich isolirte Nordasiaten, nordasiatische Randvölker, p. 246. — Vom historischen Gesichtspunkte als Paläasiaten zu bezeichnen, — Glieder einer älteren Völkerformation, p. 247. — Beispiele europäischer Randvölker, p. 248. — Desgleichen nordamerikanischer, p. 249. — Asiatische Heimath der Eskimo und Einwanderung nach Amerika, p. 250. — Desgleichen der Aleuten, p. 251. Beides — paläasiatische Völker. Schlussfolgerung über die Stellung der Giljaken, und ebenso der Aino, unter den Völkern Nordasien's und Nordamerika's, p. 252.

Aino: Verschiedene Ansichten über deren Abstammung, p. 252. — Werden von Einigen für einen Zweig der arischen Völkerfamilie gehalten, p. 253. — Von Anderen — für semitischen Ursprungs, für stammverwandt mit den Indianern Nordamerika's, für ein Glied der weissen Oceanischen oder der schwarzen Papuanischen Race, p. 254. — Noch von Anderen — für asiatischen, tungusisch-mongolischen Ursprungs, p. 255. — Bisherige Kenntniss ihrer Sprache, p. 256. — Der Sprache nach — ein paläasiatisches Volk. Vielfache Beachtung ihrer eigenartigen physischen Beschaffenheit. Wuchs der Aino, p. 257, 258. — Gestalt und Bau. Grössenverhältnisse einzelner Körpertheile, p. 259. — Formverhältnisse einzelner Knochen. Hautfarbe, p. 260, 261. — Haarwuchs, p. 262, 263. — Gesichtsbildung. Zwei verschiedene physiognomische Typen, p. 264, 265. — Gesichtsbildung der Weiber, p. 266. — Desgleichen der Kinder. Ursprünglicher Typus der Aino, p. 267. — Theilweiser Typenwechsel, p. 268. — Gesichtsausdruck. Schädelform, p. 269. — Differenzen und Schwankungen derselben, p. 270, 271. — Causaler Zusammenhang zwischen den verschiedenen Schädelformen und den physiognomischen Typen der Aino. Eigenthümlichkeiten im Schädelbau, p. 272, 273. — Schlussfolgerung aus Sprache und Körperbeschaffenheit über die Abstammung der Aino und ihre Einwanderung nach Japan, p. 274, 275.

Amur-Tungusen: Gemeinsamer Stamm aller übrigen Amur-Völker. Irrthümliche Ansichten über die Abstammung der Oltscha und Dauren, p. 276. — Beimischung mongolischer und chinesischer Wörter in der Sprache der letzteren, p. 277. — Sprache der Oroken von Sachalin, p. 278. — Zusammengehörigkeit der Oroken mit den Oltscha vom Amur. Sprache der Oltscha, Negda und Samagirn. Nahe Verwandschaft derselben mit derjenigen der nördlicher wohnenden Tungusen, p. 279. — Sprachliche Beziehungen der Samagirn zu den Golde. Differenzen in der Sprache der Golde in den verschiedenen Theilen ihres Gebietes, p. 280. — Nahe Verwandtschaft des Goldischen mit dem Mandshu, p. 281. — Sprache der Orotschen und vermuthliche mundartliche Differenzen derselben. Thiernamen der Kile am Kur, p. 282. — Sprache der Managirn und Orotschonen und ihre Beziehungen zum Mandshu und zum Idiom der sogen. russischen Tungusen, p. 283. — Sprache der Dauren und Solonen. Gruppirung der tungusischen Amur-Völker nach ihrer Sprache, p. 284. — Physische Beschaffenheit der Amur-Tungusen. Typus der sibirischen Tungusen, p. 285. — Körperbau und Gesichtsbildung der Oroken von Sachalin und der Oltscha. Annäherung der letzteren an die Giljaken und Aino, p. 286. — Körperbau und Gesichtsbildung der Negda, Samagirn, Golde, p. 287. — Die Letzteren — ein Mittelglied zwischen den nördlichen Tungusen und den Mandshu. Körperbau und Gesichtsbildung der Orotschen, p. 288, 289. — Abänderungen durch Vermischung mit Chinesen. Körperbau und Gesichtsbildung der Biraren, Managirn und Orotschonen, p. 290. — Desgleichen der Dauren und Solonen, p. 291. — Gruppirung der tungusischen Amur-Völker nach ihrer physischen Beschaffenheit. Schädelbau. Die ersten Oltscha-Schädel, p. 292. — Beschreibung zweier Oltscha-Schädel, p. 293, 294. — Schwankungen in der Schädelform der Oltscha, p. 295. — Ein vermuthlicher Orotschen-Schädel, p. 296. — Beschreibung eines Golde-Schädels, p. 297. — Vergleichung desselben mit den früher bekannten, p. 298. — Biraren-Schädel, p. 299. — Managirn-Schädel, p. 300. — Orotschonen-Schädel, p. 301. — Vergleichung der beiden letzteren mit einander, p. 302. — Der von Blumenbach und Baer untersuchte Dauren-Schädel, p. 303. — Verschiedene Ansichten über den Schädeltypus der sibirischen Tungusen, p. 304. — Beschreibung dreier authentischer Schädel sibirischer Tungusen, p. 305—307. — Hauptdimensionen und Indices noch anderer authentischer Schädel desselben Volkes. Schlussfolgerungen über den vorherrschenden Schädeltypus der sibirischen Tungusen, p. 308. — Gegeneinanderhaltung mit den Schädeln der Amur-Tungusen und Schlussfolgerungen daraus, p. 309. — Schluss der anthropologisch-ethnologischen Betrachtung der Amur-Völker, p. 310.

ERKLÄRUNG DER TAFELN.

Tafel I.

Ethnographische Karte des Amur-Landes. (Das Nähere über die Anfertigung der Karte, die Materialien, auf denen sie beruht, die Hauptzwecke, denen sie dienen soll, und dergl. m. s. auf p. 10, 12 und 89—91.)

Tafel II.

Physiognomische Typen der Giljaken (Männer), nach Originalphotographien (wie auch die folgenden Tafeln):

Fig. 1. Giljake, Namens Ngimai, aus dem Dorfe Tacht am Amur, von ainisch-giljakischem Typus (s. p. 223).

Fig. 2. Giljake, Namens Kuprin, angeblich 20 Jahre alt, aus dem Dorfe Tebach am Amur, von tungusisch-giljakischem Typus (s. p. 224).

Fig. 3. Giljake, Namens Tybain, aus dem Dorfe Tacht, und Fig. 4. Giljake, Namens Papgun, aus dem Dorfe Magho am Amur, — beide von mittlerem oder schlechtweg giljakischem Typus (s. p. 225).

Tafel III.

Physiognomische Typen aus dem Amur-Lande:

Fig. 1 und 2. Giljakische Weiber (s. p. 225).

Fig. 3 und 4. Giljakisches Mädchen, aus dem Dorfe Ssabach am Amur (s. ebenda).

Fig. 5. Golde, Namens Kurakta (s. p. 287).

Fig. 6. Golde, Namens Adungu (s. p. 287).

Fig. 7. Golde, Namens Chanem (s. p. 287).

Tafel IV.

Physiognomische Typen der Aino:

Fig. 1 und 2. Aino von Sachalin, von mehr oder weniger europäer-ähnlichem Typus (s. p. 264, 265).

Fig. 3. Aino von Sachalin, von mongolen-ähnlichem Typus (s. p. 266).

Fig. 4 und 5. Aino-Weiber von Sachalin, erstere von europäer-, letztere von mongolenähnlichem Typus (s. p. 267).

Fig. 6. Aino-Knabe von Sachalin (s. p. 267).

Tafel V.

Schädel verschiedener Amur-Völker und sibirischer Tungusen in der Facialansicht (Norma facialis):

Fig. 1. Schädel eines Giljaken von der Küste des Ochotskischen Meeres beim Petrovskischen Posten (s. p. 238).

Fig. 2. Schädel eines Giljaken aus dem Dorfe Magho am Amur (s. p. 239).

Fig. 3. Schädel eines Giljaken aus dem Dorfe Allof am Amur (s. p. 240).

Fig. 4. Schädel eines Giljaken-Weibes aus der Umgegend des russischen Dorfes Michailovskoje am Amur (s. p. 241).

Fig. 5. Oltscha-Schädel, vermuthlich weiblichen Geschlechts, aus der Bai de Castries (s. p. 293).

Fig. 6. Oltscha-Schädel, aus dem Dorfe Choto am Kidsi-See (s. p. 294).

Fig. 7. Golde-Schädel, vom Ussuri (s. p. 297).

Fig. 8. Biraren-Schädel, vom Amur oberhalb seines Eintritts in das Bureja-Gebirge (s. p. 299).

Fig. 9. Manägirn-Schädel, vom oberen Amur bei Kotomanga (s. p. 300).

Fig. 10. Orotschonen-Schädel, aus der Umgegend von Nertschinsk (s. p. 301).

Fig. 11. Tungusen-Schädel, vom Ajakit, einem Zufluss des Wilui (s. p. 305).

Fig. 12. Tungusen-Schädel, aus dem Dorfe Ankula an der unteren Tunguska (s. p. 306).

Tafel VI.

Dieselben Schädel in der Seitenansicht (Norma lateralis), s. ebenda.

Tafel VII.

Dieselben Schädel in der Scheitelansicht (Norma verticalis), s. ebenda.

Tafel VIII.

Dieselben Schädel in der Hinterhauptsansicht (Norma occipitalis), s. ebenda.

Tafel IX.

Dieselben Schädel in der Basilaransicht (Norma basilaris), s. ebenda.

[P.1]

Bemerkte grössere Druckfehler.

Seite 83, Seitenzahl, statt 38 lies 83
» 131, Text, Zeile 30 von oben statt unterbrochenen lies unterbrochene
» 233, Anm. 3, » 1 » » » Haberscham » Habersham
» 270, » 2, » 3. » » » Vol. II » Vol. III

EINLEITUNG.

Das Bild, das hier von den Völkern des Amur-Landes entworfen ~~wird~~, gehört zum grossen Theil bereits der Vergangenheit an. Seitdem Russland definitiven Besitz von diesem Lande genommen, haben sich die ethnographischen Verhältnisse desselben in raschen Zügen verändert. War das Amur-Land in den fünfziger Jahren, als ich es kennen lernte — mit Ausnahme der verhältnissmässig kleinen Strecke zwischen der Dseja- und der Bureja-Mündung, wo eine chinesische Stadt und mandshu-chinesische, Ackerbau und Viehzucht treibende Dorfschaften lagen — noch eine continuirliche Wald- und Prairie-Wildniss, in der, ein paar kleine, neubegründete russische Militärposten abgerechnet, nur halbwilde Fischer- und Jägervölker ungestört ihr Wesen trieben, so breiten sich jetzt längs dem gesammten Amur und Ussuri in Zwischenräumen von je 20—30 Werst Poststationen oder Ansiedelungen russischer Kosaken oder freiwilliger Colonisten aus, am Hauptstrom sind Städte entstanden oder im Entstehen begriffen, an der Küste mehrfache Hafenorte begründet worden, Dampfschiffe laufen den Amur auf und ab und sogar ein Telegraphendrath durchschneidet schon die ehemalige Wildniss. Dass Vorgänge der Art nicht ohne den grössten Einfluss auf das Leben und Treiben der eingeborenen Bevölkerung des Amur-Landes statthaben konnten, versteht sich von selbst. Wird ein Land mit noch fast jungfräulicher Natur der Einwanderung, der Colonisation, der Cultur geöffnet, so ist es nicht seine Pflanzen- oder Thierwelt, die zuerst Einbusse an ihrer Ursprünglichkeit erleidet, sondern der Mensch. Noch ehe die Wälder gelichtet, der jungfräuliche Boden aufgerissen und besäet, die wilden Thiere verscheucht oder vermindert worden, tritt der Mensch, der diese Wälder als Jäger durchstreift oder die Flussufer als Fischer bewohnt, mit den neuen Ankömmlingen in Berührung und Beziehung und trägt in seiner Lebensweise, seinen Sitten und Gebräuchen, seiner Sprache, seinen Anschauungen und Begriffen, kurz im gesammten Zuschnitt seines physischen und geistigen Lebens die Spuren der fremdartigen Berührung davon. Von welchen Folgen diese Berührung, wenn sie bleibend wird, für ein Naturvolk in der Regel zu sein pflegt, hat die Geschichte vielfach gelehrt.

Zunächst in seinen physischen Existenzmitteln, der Jagd, dem Fischfang, durch die neuen Ankömmlinge wesentlich und dauernd geschädigt, unfähig sich neue Erwerbsquellen anzueignen, geschweige denn mit den ihm überlegenen Fremdlingen darin zu concurriren, von diesen oft auch mit Hülfe des unwiderstehlichen Branntweins ausgeraubt und entnervt, Schritt für Schritt aus seiner herkömmlichen Lebensweise herausgerissen, zudem auch in seinem psychischen Leben angegriffen, in Allem was ihm theuer und heilig war verletzt und missachtet, durch die heraufbeschworenen Schrecken des eigenen Aberglaubens gedrückt und gepeinigt und zu all dem vielleicht noch durch Krieg, sicher aber durch verheerende Krankheiten, wie sie der ersten Berührung eines Naturvolkes mit Europäern stets auf dem Fusse zu folgen pflegen, stark mitgenommen und gelichtet, geht es unvermeidlich der raschen Abnahme an Kopfzahl, der Verarmung, dem physischen und moralischen Verfall, der völligen Abhängigkeit von den neuen Ankömmlingen und entweder durch Vermischung mit denselben dem Verlust seiner Eigenart, selbst mit Einbusse der Sprache, oder aber dem gänzlichen Aussterben entgegen[1]). Weicht es aber dem eindringenden Fremdling aus, zieht es sich, wo die Umstände es gestatten, nach entlegeneren Wildnissen zurück, so ist auch damit meist nur eine kurze Frist gewonnen: denn mit dem Verlust seines heimathlichen Bodens, seiner bekannten Jagdgründe und Fischereiplätze, seiner leiblichen Habe und seiner moralischen und psychischen Frische, fällt es durch Verarmung und Verkümmerung schliesslich doch demselben Schicksal anheim. Nach Beispielen ausgestorbener oder ihrer Eigenart völlig verlustig gegangener Völker brauchen wir nicht weit zu gehen. Sibirien bietet deren genug dar. Wo sind z. B. die jetzt nur dem Namen nach bekannten Omoken geblieben, die einst von der Jana bis zur Kolyma gewohnt haben sollen und von denen die Sage erzählt, «es habe ehemals an den Ufern der Kolyma mehr Omoker Feuer als bei klarer Nacht Sterne am Himmel gegeben[2])?» Was ist aus den gleichzeitig verschollenen Schelagern geworden, von denen die Tradition sich erhalten, dass sie eines Herbstes mit den Omoken in solcher Zahl auf einem grossen See sich versammelt hätten, dass das eine halbe Arschin starke Eis unter der Last gebrochen und Viele von ihnen um's Leben gekommen seien[3])? Hedenström hält zwar die Jukagiren, die zu seiner Zeit in geringer Anzahl zwischen der Jana und Kolyma umherstreiften, für einen Rest der Omoken[4]), und Argentof hörte sie in der That von diesem Volke als von ihren Vorfahren reden[5]), allein wie ist es heutzutage auch um die Jukagiren bestellt? Traf doch die von Baron Gerh. **Maydell** geführte Expedition (1868—70) unter ihnen nur noch einzelne wenige Individuen an, welche die Sprache ihrer Väter kannten[1]). Von den **Anaulen**, einem Volksstamm am Anadyr, mit welchem der Entdecker dieses Stromes, der Kosak Semjon **Deshnef**, im Jahre 1649 Krieg führte, heisst es ausdrücklich, dieselben seien, da sie nicht zahlreich und doch widerspenstig gewesen, in kurzer Zeit ganz aufgerieben worden[2]). Sämmtliche Völker, die mit den **Jenissei-Ostjaken** zu demselben Stamme gehören, wie die **Ariner** oder **Arinzen**, **Assanen**, **Kotten**, sind entweder schon erloschen oder dem Erlöschen nahe. Von den **Arinern** sprach es schon **Fischer**, der zuerst die Zusammengehörigkeit dieser Völker erkannte, als vollendete Thatsache aus[3]). Die **Kotten** fand **Castrén** noch in fünf lebenden Individuen vor, die ihm die Gelegenheit zum Studium ihrer Sprache boten[4]). Aber auch mit den nunmehr vereinzelt stehenden **Jenissei-Ostjaken** verhält es sich jetzt nicht viel besser als mit den oben erwähnten **Jukagiren**, den **Itälmenen** oder **Kamtschadalen** und so manchen anderen sibirischen Völkerschaften. Zwar haben sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten, allein in Folge ihres stäten und nahen Verkehrs und Zusammenlebens mit den Russen hat sich ihr eigenthümliches nationales Gepräge vollständig verwischt, und kaum dürfte es jetzt der genauesten Forschung noch möglich sein, das ursprüngliche Bild dieser Völker wiederherzustellen. Wie weit und in wie kurzer Zeit hat sich z. B. der Zersetzungsprozess auch der entfernteren und durch die halbinsulare Lage ihres Landes isolirteren **Kamtschadalen** vollzogen? Hätten nicht **Krascheninnikof** und **Steller** ihre Hauptzüge fixirt, wir wüssten von ihnen jetzt kaum mehr was zu sagen. Was hier einmal versäumt worden, lässt sich später nicht wieder einholen.

---

[1] Sehr eingehend ist dieser Gegenstand von Dr. Georg Gerland in seiner Schrift «Ueber das Aussterben der Naturvölker» Leipzig 1868, behandelt worden. Er hält die Angriffe auf das psychische Leben der Naturvölker fast für verderblicher noch als das Losstürmen auf ihre physische Existenz l. c. p. 119.

[2] Ф. ф. Врангель, Путеш. по сѣв. берег. Сибири и по Ледов. морю, Ч. II, Спб. 1841, стр. 80, 81. Deutsche Uebersetzung, Bd. II, p. 5, 6. Киберъ, Замѣч. о нѣкот. предм. Естеств. Истор., учинен. въ Нижне-Колымскѣ и окрестн. онаго, въ 1821 г. (Сибирск. Вѣстн. изд. Григ. Спасскимъ, 1823 г. Ч. II, Статист., стр. 127).

[3] А. Аргентовъ, Сѣв. земля (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. 1861, Кн. II, Изслѣд. и Матер., стр. 18). In diesem sehr interessanten Artikel sind alle Nachrichten, die sich aus Sagen und Ueberlieferungen von diesen Völkern und ihrer vermeintlichen Auswanderung nach einem nördlicher, im Eismeer gelegenen Lande erhalten liessen, zusammengestellt.

[4] Геденштромъ, Отрывки о Сибири, С. Петерб. 1830, стр. 97.

[5] Аргентовъ, Описаніе Николаевскаго Чаунскаго прихода (Зап. Сибирск. Отдѣл. Имп. Русск. Геогр. Общ., Кн. III, 1857, стр. 90, 101).

Auch die Völker des Amur-Landes sind gegenwärtig in einen solchen Zersetzungsprozess getreten. Ja, bei ihnen dürfte derselbe noch um so rascher vor sich gehen, als die Colonisirung dieses Landes russischerseits, wie oben erwähnt, mit einer Energie betrieben worden ist, die in Sibirien ihres Gleichen nicht hat. Auch stellen Schilderungen späterer Reisenden ausser Zweifel, dass die Eigenart dieser Völker in raschem Verschwinden begriffen ist. Schon jetzt dürfte es oft schwer fallen, das Ursprüngliche und Eigenartige in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen unter dem es überwuchernden Fremden und Ueberkommenen herauszufinden. Diese Schwierigkeit bestand zur Zeit, als ich deren Bekanntschaft machte, noch nicht. Die einzigen Culturvölker, mit denen sie bis dahin in längerer Berührung gestanden hatten, waren die Chinesen und Japaner, allein diese Berührung war, zum wenigsten für die entfernteren unter ihnen, immer nur eine spärliche, fast nur auf Handelsbeziehungen beschränkte: es fehlte der Cultur dieser ostasiatischen Völker, wenigstens bis dahin, der expansive Charakter der europäischen, um so zersetzend wie diese auf die Naturvölker wirken zu können. Wie weit sie dennoch von Einfluss auf dieselben gewesen, soll in den nachstehenden Blättern dargethan werden. Bedacht, die wissenschaftliche Erforschung Nordasiens stets in dem Maasse zu fördern, als es die politischen Umstände gestatten, hat die Akademie ihre erste, mir anvertraute Expedition nach dem Amur-Lande schon zu der Zeit ausgesandt, als dieses Land, nach den blutigen Kämpfen unternehmender Freibeuter und Kosaken des XVII. Jahrhunderts, zuerst von den Russen wieder betreten wurde, um fortan in bleibenden Besitz genommen zu werden. Für ethnographische Forschungen hat sie damit den günstigsten Zeitpunkt wahrgenommen, wie er für diese Gegenden in Zukunft nicht wieder eintreten kann. Dieser Begünstigung durch die Zeitumstände mir bewusst, habe ich den ethnographischen Verhältnissen des Amur-Landes so viel Aufmerksamkeit geschenkt, als es einem Reisenden, dem vor Allem naturhistorische Forschungen zur Aufgabe gemacht worden, irgend möglich war. Auch hatte die Akademie mir einen Zeichner beigesellt, wodurch es möglich ward, Vieles aus dem Leben der Amur-Völker auch durch bildliche Darstellung zu fixiren. So wurde während der Reise dahin gearbeitet, die erforderlichen Beobachtungen und Materialien zu sammeln, um ein möglichst detaillirtes Bild von den Völkern des Amur-Landes aus der Zeit entwerfen zu können, da sie noch ihre volle oder zum wenigsten durch die Berührung mit einem europäischen Culturvolk noch keineswegs geschädigte Eigenart besassen. Stets sind daher im Nachstehenden die ethnographischen Verhältnisse des Amur-Landes zu jener Zeit gemeint, auch wenn sich die Betrachtung der Form nach in der Gegenwart bewegt.

---

[1]) Nach **Neumann** (Изсл. о торг. и промышл. сѣв. округ. Якутск. обл. Извѣст. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Т. III, Иркутскъ 1872, стр. 30; Т. IV, стр. 150) noch 10 Leute; nach **Trifonof** (Зам. о Нижне-Колымск. Изв. Сиб. Отд. Геогр. Общ. Т. III, стр. 167) nur einen einzigen Greis. Auch der von **Maydell** ausgefragte **Jukagir**, der seine Sprache kannte, hatte nicht immer die Antworten zur Hand und war deshalb genöthigt, sich an seine alte Mutter zu wenden, wenn er sich selbst auf die einzelnen Ausdrücke nicht besinnen konnte. Vrgl. **Schiefner**, Ueber Baron G. v. **Maydell**'s Jukagirische Sprachproben. Bullet. de l'Acad. Imp. des sc. T. XVII, p. 86; Mél. asiat. tirés du Bull. T. VI, p. 600.

[2]) **Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. III, St. Petersb. 1758 p. 11.

[3]) **Fischer**, Sibirische Gesch. Bd. I, St. Petersb. 1768, p. 138, 307, Anm. 31.

[4]) Al. **Castrén**, Ethnolog. Vorles. über die Altaisch. Völker, herausgeg. von A. **Schiefner**, St. Petersb. 1857, p. 87. Desselben Versuch einer Jenissei-Ostjak. u. Kottischen Sprachlehre, herausgeg. von A. **Schiefner**, St. Petersb. 1858, p. V, VI.

Nicht das ganze Stromgebiet des Amur soll hier in ethnographischer Beziehung besprochen werden. Ein Theil desselben, das sogenannte Daurien oder das Quellland des Amur-Stromes, bleibt uns hier fern. Dieses seit dem Nertschinsker Grenztraktat von 1689 unangefochten dem Russischen Reiche verbliebene Land ist auch schon vielfach von älteren und neueren Reisenden besucht und auch in seinen ethnographischen Verhältnissen, mit seiner vorherrschend russischen, zum geringeren Theile noch mongolisch-tungusischen Bevölkerung, wiederholentlich besprochen worden. Erst wo Schilka und Argunj zum Amur sich vereinigen, beginnt, ostwärts von der mongolisch-daurischen Hochebene, das Stufen- und Tiefland des Amur-Stromes, das eigentliche Amur-Land, das, erst neuerlich von Russland in Besitz genommen, in ethnographischer Beziehung nur sehr wenig oder kaum bekannt ist. Nur dieses eigentliche Amur-Land wird in den nachstehenden Blättern in Betracht kommen. Doch müssen wir zu demselben, aus physisch-geographischen wie ethnographischen Gründen, nicht bloss die Landschaften am Amur und seinen Zuflüssen, sondern auch die angrenzenden Küsten am Ochotskischen und Japanischen Meere, vom Tugur-Busen bis zur Grenze von Korea, so wie die der Mündung des Amur-Stromes vorgelagerte, die Festlandsküste in geringer Entfernung begleitende Insel Sachalin rechnen, die gleichsam als Brücke nach Japan und den Kurilen hinüberführt.

Nicht alle Völker ferner, die das solchergestalt begrenzte Amur-Land bewohnen, werden Gegenstand unserer Betrachtung sein. An sich ausgeschlossen aus derselben sind natürlich die bekannten Culturvölker Ostasiens, die Chinesen und Japaner, die nicht ursprünglich dem Amur-Lande angehören, sondern nur von Süden aus mehr oder weniger weit in dasselbe vorgedrungen sind; ja, auch die Mandshu, die zwar im Stromgebiet des Amur ihre Heimath haben, aber durch ihre Geschichte, ihre Herrscherstellung in China, ihre Schriftsprache u. dgl. m. jenen Culturvölkern sich anreihen. Bilden doch diese Völker in linguistischer, historischer, culturhistorischer und anderer Beziehung den Gegenstand vielfacher, eingehender Forschungen besonderer Fachgelehrten. Hier können sie nur in ihren Beziehungen zu den Eingeborenen des Amur-Landes und soweit sie einen Einfluss auf dieselben ausgeübt haben, in Betracht kommen. So bleiben uns nur die indigenen Völker des Amur-Landes übrig, die man zwar nicht mehr als Naturvölker bezeichnen kann, die aber dennoch von der Cultur selbst jener ihrer Nachbaren nur wenig berührt worden sind und noch auf dem Standpunkte einfacher Jäger- und Fischervölker sich befinden.

Aber auch für diese immer noch zahlreichen Völker konnte jener oben gestellten Aufgabe nur zum Theil und in sehr beschränktem Maasse Genüge geleistet werden. Die grosse Ausdehnung des Amur-Landes, das zur Zeit meines Aufenthaltes in demselben zumeist noch ganz unter chinesischer Herrschaft stand, so wie die damals noch schwere Zugänglichkeit mancher seiner Theile gestatteten mir natürlich nicht, in dem verhältnissmässig nur kurzen Zeitraume von etwas über zwei Jahren, den meine Reisen im Amur-Lande in Anspruch nahmen, mit allen über dasselbe zerstreuten Völkern in Berührung zu kommen, geschweige denn sie näher kennen zu lernen. Der Umstand, dass man russischerseits, vom Ochotskischen Meere vordringend, zuerst an der Mündung des Amur-Stromes festen Fuss fasste, nöthigte mich, der ich das Amur-Land von der Seeseite betrat, ebenfalls hier, in dem eben begründeten Nikolajevschen Posten mein Standquartier zu nehmen, um von dort aus im Sommer wie im Winter grössere und kleinere Ausflüge und Reisen in's Innere des Landes, nach der Meeresküste und auf die Insel Sachalin auszuführen. Das Nähere über diese Reisen ist in der Einleitung zum ersten Bande dieses Werkes, so wie in mehreren, im Bulletin der Akademie veröffentlichten Reiseberichten zu finden[1]). Sie führten mich zweimal nach der Insel Sachalin, die ich übrigens im Sommer 1854 auch schon an der Südspitze berührt hatte, an die Küsten des Ochotskischen und Nordjapanischen Meeres, zum Gorin und Ussuri und endlich, auf der Rückreise, den ganzen Amur und einen Theil des Argunj-Flusses aufwärts. Während der Winterreisen zumal lebte ich ganz mit und unter den Eingeborenen. So waren es also hauptsächlich die Völker des unteren Amur-Landes, insbesondere die Giljaken, alsdann aber auch die Oltscha (Mangunen) und Golde, mit denen ich näher bekannt zu werden Gelegenheit hatte, während ich mit den übrigen nur in mehr oder weniger flüchtige Berührung kam. Einige Nachrichten über die Giljaken verdanke ich auch Middendorff, der dieses Volk schon im Jahre 1844 und zwar an der äussersten Nordwestgrenze seines Verbreitungsgebietes kennen lernte. Die von ihm damals niedergeschriebenen Notizen hat er in seinem Reisewerke nicht publizirt, sondern mir zur Verwerthung an diesem Orte freundlichst übergeben, und da ich diesen Theil des Giljaken-Gebietes selbst nicht besucht habe, so sind sie mir in der That von grossem Werthe. Wo ich mich daher im Nachstehenden auf Middendorff berufe, ohne auf seine Schriften zu verweisen, rühren meine Nachrichten aus der erwähnten handschriftlichen Quelle her. Sehr viel trug ferner zur näheren Kenntniss der Völker des unteren Amur-Landes auch der Umstand bei, dass während ich inmitten des Giljaken-Gebietes mein Standquartier hatte, mein Freund und jetziger College, C. J. Maximowicz, das seinige im Oltscha-Gebiet und zwar in dem kurz zuvor begründeten Mariinskischen Posten nahm. Seine damals, so wie auf einer späteren Reise, in den Jahren 1859 und 60, über die Oltscha und Golde gesammelten und mir übergebenen Nachrichten bilden somit einen wesentlichen Theil von dem nachstehend über diese Völker Mitgetheilten. Für die ethnographische Forschung waren dies glückliche Fügungen, denn gerade die Völker des unteren Amur-Landes boten unzweifelhaft das meiste Interesse dar, indem ihr Leben in Folge ihrer grösseren Entlegenheit sowohl von den Mandshu, Chinesen und Japanern, wie von den Russen, am meisten eigenartig sich gestaltet und erhalten hatte. Insbesondere aber gilt dies von den auch in sprachlicher Beziehung unter allen Amur-Völkern ganz isolirt stehenden Giljaken[1]).

---

[1]) Reisen u. Forsch. im Amur-Lande, Bd. I, p. IX bis XXII. Bulletin de la classe phys.-math. de l'Acad. Imp. des sc. de St.-Petersb. T. XIV, p. 10—16, 181—192, 217—222; T. XV, p. 169—176, 231—234; Mélanges phys. et chim. tirés du Bull. T. II, p. 310—333, 116—136, 192—197; T. III, p. 8—17; Mél. russes, T. III, p. 10—63, 297—300, 341—363.

Gleichwohl traten auch hier, trotz häufigen Verkehrs mit den Eingeborenen, der näheren Erforschung ihrer Sitten, Gebräuche, religiösen Anschauungen u. dgl., noch manche Hindernisse entgegen. Das grösste derselben für einen Reisenden, zumal wenn er Natur- und nicht Sprachforscher ist, liegt in der Unkenntniss der Sprache eines Volkes und in der Schwierigkeit, sie in kurzer Zeit soweit zu erlernen, um sich in derselben unterhalten zu können. Allerdings pflegt man diesem Uebelstande dadurch zu begegnen, dass man sich mit einem Dolmetscher versieht, allein wo die erste Berührung mit einem Volke stattfindet, da giebt es eben noch keine solchen. Auf meiner ersten Reise den Amur aufwärts, zu den Oltscha, Golde, Samagirn, verstanden die mich begleitenden Kosaken von den Sprachen dieser Völker so wenig, dass ich selbst, der ich ein jedes Wort, dessen Bedeutung ich erfuhr, mir sogleich notirte, ihnen als Dolmetscher dienen musste. Vom Giljakischen habe ich, so wenig es auch war, doch jederzeit mehr als alle übrigen Ankömmlinge im Amur-Lande verstanden, da mir an der Erlernung dieser Sprache mehr als irgend wem gelegen war. Auch kann ich mir das den Giljaken selbst abgelauschte Zeugniss geben, ihre Sprache nicht wie die übrigen Russen (oder Fremden), sondern in der Art wie sie selbst gesprochen zu haben[2]), was ohne Zweifel auf den Gebrauch meinerseits mancher ihrer

---

[1] Gelegentlich sei bemerkt, dass schon bei Vorbereitung der zweiten Bering'schen Expedition die Instructionen, welche im Schosse der Akademie für die ethnographischen Untersuchungen entworfen wurden, auf einen Besuch bei den Giljaken drangen. (Baer, Kurzer Bericht über wissensch. Arbeiten u. Reisen etc. s. Beitr. z. Kenntn. d. Russ. Reichs, Bd. IX. 2. Abthl. St. Petersb. 1855, p. 100, Anmerk.) Diesem Wunsche konnte somit erst über ein Jahrhund[illegible]ter durch Middendorff's und meine Reisen entspro[illegible] werden.

[2] Er spricht «mer ngarlatsch», d. h. «uns gleich», hörte ich sie unter einander von mir sagen.

Verbalformen und Suffixe ging, die meinen Zeitgenossen im Amur-Lande noch völlig fremd waren, und übrigens bei der überhaupt äusserst geringen Kenntniss dieser letzteren vom Giljakischen nicht viel sagen will. Aehnlich wie mir mit den Giljaken ging es Hrn. Maximowicz mit den Oltscha und Golde. Nichts von dem weiter unten über diese Völker Mitgetheilten ist daher der Vermittelung von Dolmetschern zu verdanken. Dieser Umstand macht unsere Nachrichten vielleicht weit unvollständiger, als sie sonst ausgefallen wären, da wir die erste Zeit, vor Erlernung der Sprache, bloss auf die Wahrnehmung durch das Auge uns beschränken und auf die viel wichtigere Belehrung durch das Ohr verzichten mussten. Andererseits aber können die Nachrichten, zumal über abstrakte Dinge, religiöse Vorstellungen u. dgl. m., an Zuverlässigkeit und innerem Werthe nur gewinnen, wenn sie direkt und unmittelbar geschöpft und nicht in dem Lichte wiedergegeben werden, wie sie sich im Gehirn eines ungebildeten Dolmetschers reflectiren.

Eine andere und kaum geringere Schwierigkeit ethnographischer Forschung liegt in dem leicht erklärlichen Misstrauen, dem der Reisende unter einem halbwilden fremden Volke nur gar zu leicht begegnet und das die Leute entweder schweigsam und zurückhaltend macht, oder gar zu absichtlich falschen und unwahren Angaben veranlasst. Ich habe dem einerseits durch freundliches Entgegenkommen, kleine Geschenke, Bewirthungen und Verbindlichkeiten aller Art, andererseits durch Vorsicht in der Aufnahme aller Mittheilungen, durch häufiges Prüfen und Controliren derselben vermittelst wiederholter Erkundigungen über denselben Gegenstand, so wie endlich wiederum durch Erlernen ihrer Sprache zu begegnen gesucht. Den häufiger nach dem Nikolajevschen Posten kommenden Amur-Giljaken gegenüber glaube ich meinen Zweck auch völlig erreicht zu haben, indem ich unter ihnen allmählich ein Vertrauen und eine Popularität gewann, wie sie später vielleicht nicht wieder vorgekommen sind. Wenn Giljaken im Winter in den Nikolajevschen Posten kamen, fuhren sie direkt vor mein Haus, spannten ihre Hunde ab, zogen ihre leichten Schlitten in's Vorzimmer hinein und liessen sich getrost bei mir nieder, sicher von mir sowohl Futter für ihre Hunde, als auch für sich selbst Essen und Tabak zum Rauchen à discretion, ja vielleicht noch einige Kleinigkeiten, einige Nadeln, Knöpfe u. dgl. zum Geschenk zu erhalten. Das gab mir die Gewähr, auf meinen Fahrten eventuell auch bei Jedem von ihnen gastliche Aufnahme zu finden. An mich wandten sie sich, wenn ihnen im Verkehr und Handel mit den Russen, ihrer Meinung nach, ein Unrecht geschehen war; mir klagten sie ihre Noth, wenn ihnen etwa ein Hund gestohlen, eine Vorrathskammer ausgeplündert, ein Grabmal zerstört worden war; ja, gegen mich äusserten sie zuweilen auch ihre Besorgniss darüber, was bei wachsender Anzahl der Russen und ihrer Ansiedelungen aus ihnen werden würde. Als ich im Winter 1855/56 einige Wochen am gastrischen Fieber darniederlag, verbreitete sich die Kunde davon schnell unter den Giljaken, und als ich endlich im Frühling 1856 ganz fortzuziehen im Begriff stand, erhielt ich vielfache Kundgebungen ihres Bedauerns, mich künftighin nicht mehr im Nikolajevschen Posten zu wissen. Weiter vom Amur ab, im Innern und an der Ostküste von Sachalin, ist es gleichwohl auch mir begegnet, dass die Giljaken nach längerer, unbefangener Mittheilung plötzlich inne hielten und sich unter einander die Frage stellten, wozu ich wohl die betreffenden Nachrichten brauchen möge? Und nachdem sie dahin übereingekommen waren, dass wohl von meiner Aussage über die Beschaffenheit des Landes eine etwaige Ansiedelung der Russen unter ihnen abhängen werde, hörten die Mittheilungen theils auf, theils nahmen sie einen ganz anderen, möglichst schwarz gefärbten oder gar schlechtweg negirenden Charakter an. Dass ich ihre Unterredung verstanden haben könnte, argwohnten sie freilich naiver Weise nicht.

Der oben erwähnte Umstand, dass es mir nicht vergönnt war, mit allen Amur-Völkern in gleich nahe Berührung zu treten, musste natürlich auch für die Art der Behandlung des Gegenstandes in den nachstehenden Blättern wesentlich maassgebend sein. Lägen uns detaillirte, auch nur annähernd vollständige Nachrichten über alle Amur-Völker vor, so wäre vielleicht eine monographische Besprechung derselben am angemessensten, da bei einer solchen Gesammtzeichnung des physischen und geistigen Lebens eines jeden einzelnen Volkes seine ganze Individualität prägnanter vor die Augen treten müsste. So reiches Material steht uns aber nicht zu Gebote. Auch wäre bei einer solchen Behandlung ein Uebelstand, ich meine häufige Wiederholungen, unvermeidlich. Denn Natur- oder wenigstens noch halbwilde Völker, die mit einander benachbart unter demselben Himmelsstrich wohnen, auf dieselbe Natur, dieselben Nahrungsquellen und Existenzmittel angewiesen sind, ja auch unter denselben, wenn gleich geringen Cultureinflüssen stehen, werden immer, wie verschieden sie auch nach Abstammung und Sprache sein mögen, in ihrer Lebensweise, ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Anschauungen u. s. w. viel Uebereinstimmendes mit einander haben. Aus diesen Gründen habe ich es vorgezogen, die verschiedenen hier überhaupt in Betracht kommenden Völker des Amur-Landes nicht einzeln nach einander, sondern in vergleichender Weise neben einander zu betrachten, wobei ich stets von den bisher fast nur dem Namen nach, mir hingegen gerade am genauesten bekannten Giljaken ausgegangen bin. Gewährt auch eine solche Behandlung von keinem der betreffenden Völker ein volles, abgerundetes und geschlossenes Bild, giebt sie vielmehr nur abgerissene Schilderungen, aus denen sich der Leser das Gesammtbild selbst zusammenzustellen hat, so dürfte sie doch, ausser der bereits hervorgehobenen Vermeidung von Wiederholungen, vielleicht auch den Vorzug vor der monographischen Behandlung haben, dass sie mehr Gelegenheit zu allgemeineren Vergleichungen und Schlussfolgerungen über einzelne Erscheinungen im Leben der Naturvölker bietet und damit auch manchen tieferen Blick in die Natur- wie in die Culturgeschichte des Menschen überhaupt zu thun gestattet. Endlich dürfte sie, indem sie stets das ganze Land im Auge behält, auch zu einem vollständigeren ethnographischen Gesammtbilde desselben führen.

Dieser Behandlung des Gegenstandes gemäss sind auch die beigefügten Tafeln geordnet. Ihnen habe ich noch einige Worte vorauszuschicken. Da mir die Akademie einen Zeichner mitgegeben hatte, so ging mein Streben dahin, von dem Leben der Amur-Völker und Allem, was drum und dran hängt, ihrer Wohnung, Kleidung, ihrem Haus-, Jagd- und Fischereigeräth, ihren Grabmälern, Götzen u. dgl., auch durch Zeichnungen ein möglichst anschauliches und detaillirtes Bild zu geben. Ueber manche Dinge zumal, wie z. B. über den Grad der Kunstfertigkeit dieser Völker im Bereiten ihrer Utensilien, über den beim Ausschmücken ihres Geräthes wie ihrer Kleidung ausgesprochenen Geschmack, über den etwaigen Einfluss dabei fremder, chinesischer und japanischer Muster, liesse sich ohne die Abbildungen überhaupt kein Urtheil bilden. Eine anschauliche, concrete Vorstellung von dem gesammten Sein und Thun eines Volkes kann aber gewiss nur bei einer gewissen Vollständigkeit bildlicher Darstellungen gewonnen werden. Es schien mir daher nicht angemessen, mit der Zahl dieser Abbildungen gar zu sparsam zu sein und sie überall dort wegzulassen, wo sich in früheren Reisewerken, bei Gelegenheit der Besprechung anderer und namentlich sibirischer Völker, ähnliche, wenn auch zuweilen sehr rohe Darstellungen finden. Aus demselben Grunde habe ich auch nur in seltenen Fällen von den an und für sich sauberen Abbildungen Notiz genommen, die in dem schwer zugänglichen Atlas zu der von Hrn. **Maack** im Amur-Lande ausgeführten Reise sich befinden, um so mehr als das betreffende Werk[1] keinen ethnographischen Text, sondern nur ein dürftiges Verzeichniss der Abbildungen enthält, meist sogar ohne Angabe, auf welches der Amur-Völker sie zu beziehen sind. Den **Giljaken** gehören übrigens die dort abgebildeten Gegenstände jedenfalls nicht, da Hrn. **Maack's** Reise ihr Gebiet nicht berührte. Mehrere unserer Abbildungen hätten durch Verweisung auf einige der Holzschnitte vermieden werden können, welche sich in der letzten Lieferung des **Middendorff**'schen Reisewerkes — zur Illustration des Hausgeräths der **Nigidal** — finden, wenn diese Lieferung nicht zu einer Zeit erschienen wäre, als die nachstehenden Tafeln bereits alle hergestellt waren.

Sind es, wie oben angegeben, besonders die Völker des unteren Amur-Landes, die hier ausführlicher besprochen werden sollen, so gelten ihnen und namentlich den **Giljaken** auch die meisten unserer Abbildungen. Ja, wo mir dieselben oder sehr ähnliche Gegenstände von verschiedenen Amur-Völkern vorlagen, habe ich für die Abbildung stets den giljakischen den Vorzug gegeben, um solchergestalt wenigstens von einem dieser Völker, und ohne Zweifel dem eigenartigsten und interessantesten, ein möglichst vollständiges Bild zu liefern.

Bei weitem die meisten der hier beigefügten Abbildungen sind von dem Zeichner meiner Expedition, Hrn. W. **Poliwanof**, während unseres Aufenthaltes im Nikolajevschen Posten, einige auch während der Reisen entworfen oder wenigstens skizzirt worden. Einen nicht geringen Theil der Abbildungen, namentlich auch die Skizzirung mancher Scenen aus dem Leben der **Giljaken**, verdanke ich Hrn. **Maximowicz**, mit dem ich manche Fahrten im Amur-Lande gemeinschaftlich ausführte. Noch andere sind erst hier nach den von der Reise mitgebrachten ethnographischen Gegenständen gemacht worden; so die meisten Götzenbilder von Hrn. A. **Baumer**, die Zeichnungen giljakischer Muster von Hrn. **Nezwetajef**. Endlich lag mir noch eine Sammlung in den sechziger Jahren theils von W. **Lanin** in Nikolajevsk, theils von anderen Photographen ausgeführter Arbeiten vor, namentlich zahlreiche Photographien von **Giljaken**, **Golde** und **Aino**. Sämmtliches Material wurde nun in die Hand eines geschickten Künstlers, Hrn. **Dmitrijef-Orenburgskij**, gegeben, um es theils zu verarbeiten und zu vollenden, theils dem Format dieses Werkes conform direkt auf Stein zu bringen. Da Hr. **Dmitrijef** selbst im

---

[1] Путешествіе на Амуръ, соверш. по распоряженію Сибирск. Отдѣла Имп. Русск. Геогр. Общ. въ 1855 г. Р. **Маакомъ**. С. Петербургъ 1859.

Amur-Lande nicht gewesen, so lag es mir um so mehr ob, alle seine Ausführungen auf ihre Treue hin genau zu prüfen, und ich bin ihm das Zeugniss schuldig, dass in allen seinen Arbeiten sowohl das Ganze, wie jedes Einzelne vollkommen treu und wahr wiedergegeben worden ist. Zur Veranschaulichung der craniologischen Verhältnisse der Amur-Völker, ist vom Photographen der Akademie der Wissenschaften, Hrn. W. Clasen, mit gewohnter Meisterschaft eine Anzahl phototypischer Tafeln angefertigt worden, über die Näheres am betreffenden Orte gesagt werden soll. Desgleichen endlich auch über die allen Illustrationen vorausgeschickte ethnographische Karte des Amur-Landes, die in der unter Leitung des Hrn. General-Majors O. v. Stubendorff stehenden topographischen Abtheilung des hiesigen Generalstabes ausgeführt worden ist.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, allen genannten Herren, die an der künstlerischen Ausstattung und Ausschmückung dieses Werkes gearbeitet haben, insbesondere meinem Reisebegleiter, Hrn. Poliwanof, durch dessen hingebenden Fleiss die meisten Zeichnungen entstanden, hier meinen verbindlichsten Dank öffentlich auszusprechen. Gelingt es diesem Werke, ein getreues und anschauliches Bild von den Amur-Völkern und ihrem Leben und Treiben zu geben, so wird dies gewiss nicht zum geringen Theil auf Rechnung seiner Illustrationen zu bringen sein.

[P. 11]

I. GEOGRAPHISCH-HISTORISCHER THEIL.

1. Abschnitt.

Allgemeine Uebersicht der indigenen Völker des Amur-Landes. Jetzige Grenzen ihrer resp. Verbreitungsgebiete. Räumliche Stellung der Culturvölker Ostasiens. Chinesen und Japaner, im Amur-Lande. Räumliche Stellung der Russen den Amur-Völkern gegenüber. Ethnographische Karte des Amur-Landes.

Gehört eine gewisse über weite Räume sich erstreckende Gleichförmigkeit der Erscheinungen im Natur- wie im Völkerleben überhaupt zum Charakter Nordasiens, so tritt sie im Amur-Lande doch in weit geringerem Grade als in Sibirien hervor. Mit mannichfaltigeren Naturverhältnissen, abwechselnden Gebirgszügen und Ebenen, ausgedehnten Waldungen, grasreichen Prairien, mächtigen, fischreichen Strömen, langgezogenen Meeresküsten, einem wenn auch rauhcontinentalen, doch im Vergleich mit Sibirien milderen Klima ausgestattet, bietet das Amur-Land, gleich wie in seiner Pflanzen- und Thierwelt, so auch in seinen ethnographischen Verhältnissen ein mannichfaltigeres und reicheres Bild dar. Sieht man zunächst von den fremden, aus den benachbarten Culturstaaten, China, Japan und neuerdings aus Russland eingewanderten Elementen ab, so hat man es im Amur-Lande mit drei indigenen, der Sprache nach gänzlich von einander verschiedenen Völkerschaften zu thun — **Giljaken, Aino** und **Tungusen.** Zwar hat sich auch ein Mongolen-Stamm von Südwesten her bis in das Sungari-Gebiet vorgeschoben, allein er wird von den Chinesen und von einem tungusischen Volke mehr und mehr zurückgedrängt und dürfte dem Amur-Lande bald ganz fern bleiben. Von den drei genannten Amur-Völkerschaften (das Amur-Land stets mit Inbegriff der Insel Sachalin verstanden) zerfallen die Tungusen wiederum in zahlreiche, nach Sprache und Sitte mehr oder weniger weit auseinandergegangene Stämme oder Völker. Diese tungusischen Völker sind es, welche den bei weitem grössten Theil des Amur-Landes inne haben, während die Giljaken und Aino nur verhältnissmässig kleine Gebiete im äussersten Nordosten und Südosten desselben bewohnen. Begegnet man tungusischen Völkern auch noch weit über das Amur-Land hinaus, bis zum Jenissei, bis zu den Eismeerküsten und Kamtschatka, so scheint das Amur-Land doch ihre eigentliche Heimath zu sein, in der sie das höchste

Maass der ihnen bisher zugänglichen Cultur erreicht und von der aus sie sich nach allen Weltgegenden hin verbreitet haben. Am Sungari und seinen Zuflüssen liegt der Hauptsitz der **Mandshu**, des einzigen tungusischen Volkes, das eine Schrift und Literatur besitzt und das durch seine wiederholten erfolgreichen Kriege mit China, welche ihm die Herrschaft über dieses grösste Culturreich Asiens verschafft haben, auch eine historische Bedeutung gewonnen hat. In den Ebenen am Nonni oder Naun, dem Hauptzuflusse des Sungari, wohnen die **Dauren**, die, ehemals viel weiter verbreitet, vor allen die Kämpfe mit den kühnen russischen Freibeutern zu bestehen hatten. Höher hinauf am selben Flusse sind die Reste der ehemals kriegerischen **Solonen** zu suchen. Folgt man der Hauptader des Landes, dem Amur-Strome, von der Vereinigung der Schilka und des Argunj abwärts, so begegnet man oberhalb des Bureja-Gebirges und der mandshu-chinesischen Ansiedelungen am Amur den umherstreifenden Stämmen der **Orotschonen** und **Manägirn**, unterhalb des genannten Gebirges dem weitverbreiteten Volke der **Golde**, das sich auch längs den grossen rechten Zuflüssen des Amur fortzieht, und den **Oltscha** oder **Mangunen**, den Grenznachbaren der Giljaken am Amur. Andere tungusische Völker haben ihre Wohnsitze an den zahlreichen linken Zuflüssen dieses Stromes; so die **Biraren** an der Bureja, die **Kile** am Kur, die **Samagirn** am Gorin, die **Negda** am Amgunj. Ostwärts vom unteren Amur und vom Ussuri, an den Quellen ihrer rechten Zuflüsse, im Küstengebirge und längs der Meeresküste liegt das ausgedehnte, nur sparsam bevölkerte Gebiet der **Orotschen**, und über das Festland hinaus, im mittleren Theile der Insel Sachalin, begegnet man endlich noch einem tungusischen Volke, den halbnomadischen **Oroken**. Manche kleinere tungusische Stämme, die alljährlich mit ihren Rennthieren vom Ochotskischen Meere nach den Zuflüssen des unteren Amur oder aus dem Udj- und Lena-Gebiet auf den Südabhang des Stanowoi-Gebirges an die Zuflüsse der Bureja und Dseja hinüberstreifen, oder zum Theil auch beständig an den letzteren sich aufhalten, sind bei dieser Aufzählung noch unerwähnt geblieben. So ist die Zahl der verschiedenen Völker im Amur-Lande keine geringe, und namentlich ist es der Tungusen-Stamm, der dort seine reichste Verzweigung und grösste Entfaltung hat.

Die Verbreitungsgebiete aller genannten Völker genau gegen einander abzugrenzen, ist bei der unstäten, halbnomadischen Lebensweise mancher dieser Völker und dem vielfachen Ineinandergreifen ihrer Jagdgründe und Fischereiplätze nicht immer möglich. Am leichtesten lässt es sich noch für die sesshafteren Völker des unteren Amur-Landes ausführen, während es je höher den Amur und seine oberen Zuflüsse hinauf, um so schwieriger und unthunlicher wird. Auf der beifolgenden ethnographischen Karte des Amur-Landes habe ich es versucht, die Grenzen der einzelnen Gebiete theils nach eigenen Erfahrungen und den Angaben der Eingeborenen selbst, theils nach Beobachtungen anderer Reisenden möglichst genau zu verzeichnen und zugleich ein Gesammtbild der geographischen Verbreitung der Amur-Völker zu geben. Gehen wir nun diese Gebiete nach ihrer Lage und Begrenzung einzeln und ausführlicher durch.

Die **Giljaken** bewohnen den äussersten Nordosten des Amur-Landes: den untersten Theil des Amur-Stromes, den Amur-Liman, die angrenzende Küste des Ochotskischen Meeres und die nördliche Hälfte der Insel Sachalin. Am Amur beginnt, stromabwärts gegangen, das Gebiet der Giljaken mit den Dörfern Chjare am rechten und Tlals am linken Stromufer, in der Entfernung von etwa 175 Werst von der Amur-Mündung. Von dort ziehen sich ihre Wohnsitze anfangs nur am rechten Ufer, später aber, von der letzten Wendung des Amur-Stromes nach Osten ab, an beiden Ufern desselben bis zum Liman fort. Der Amur-Liman ist rings herum von Giljaken bewohnt, ein rein giljakisches Gewässer. Südwärts von der Amur-Mündung an der Festlandsküste ist Tschomi, an dem gleichnamigen Flüsschen gelegen, das letzte giljakische Dorf, über welches hinaus, an der Mamia-Rinsò-Strasse, ein unbewohntes, nur der Jagd und des Fischfangs wegen von den Giljaken besuchtes Gebiet sich erstreckt. Nordwärts von der Amur-Mündung ziehen sich die Wohnsitze der Giljaken über den Liman hinaus längs der Küste des Ochotskischen Meeres fort. Zwar soll dort Kulj oder Kolj der letzte beständig von den Giljaken bewohnte Ort sein, allein auch weiterhin halten sich noch Giljaken, zum wenigsten zeitweise, der Jagd, des Robbenschlags und Fischfangs wegen auf. So sollen sie z. B. nach Poplonskij des Erwerbes wegen zeitweise nach dem Konstantinovschen Hafen an der Ulban-Bucht kommen[1]). Dort und noch etwas weiter westlich, am Tugur-Busen, lernte auch Middendorff die Giljaken kennen. Der äusserste Grenzpunkt seiner Wanderung nach Osten, ein Vorgebirge in der Ulban-Bucht, trägt bei ihm[2]) den Namen Cap Giljak, vermuthlich doch nach den, wenn auch zeitweisen, Bewohnern jener Gegend. Am Ulban-Flusse, drei Werst oberhalb seiner Mündung in die gleichnamige Bucht, traf er eine aus zwei Winterhäusern und einem Sommerhause bestehende Niederlassung der Giljaken; ¾ Werst ostwärts von ihr wieder ein Sommerhaus[3]). Die letzten, äussersten Wohnsitze der Giljaken nach Nordwesten am Ochotskischen Meere liegen aber im Tugur-Busen. Ueber die schmale, niedrige Landenge, welche die Halbinsel Ssegneka stielförmig mit dem Festlande verbindet, führt ein aus aneinander gelegten Knüppeln gebildeter Schleppweg, der nach Middendorff schon auf einer alten, aus dem vorigen Jahrhundert herrührenden Karte unter dem Namen «giljakischer Schleppweg» (Гилятская переволока) verzeichnet ist, und den Giljaken und Tungusen dazu benutzen, ihre Böte meist unter Beihülfe von Hunden aus dem Busen der Akademie (an der Konstantinovschen Bucht) nach dem Tugur-Busen zu transportiren und so das mühsame und gefahrvolle Umrudern der langen, mit steilfelsigen Ufern versehenen Halbinsel Ssegneka zu vermeiden. Längs diesem Schleppweg sah Middendorff die bei den Giljaken zum Dörren der Fische gebräuchlichen Gerüste und an der Ausmündung desselben zur Bucht Wolok im Tugur-Busen ein giljakisches Sommerhaus stehen[4]). Etwas südlicher an der letztgenannten Bucht lagen auch zwei Winterhäuser derselben[5]). Noch etwas südlicher und westlicher endlich, wo der Tugur ausmündet und kurz zuvor den Kutin-Fluss aufnimmt, fand er sieben giljakische Hütten nebst drei tungusischen Birkenzelten. Das waren die ersten belebten Wohnungen, auf die Middendorff stiess, seitdem er die Udj-Mündung verlassen hatte[1]). Auch Orlof traf, im Jahre 1849 längs der Meeresküste von Ajan kommend, die ersten Giljaken an der Tugur-Mündung[2]). Hier liegt also die äusserste Nordwestgrenze des Giljaken-Gebietes, und weiterhin breitet sich bis zum Udj ein unbewohntes, wohl nur von Tungusen durchstreiftes Terrain aus.

---

[1] Поплонскій, Зап. Гидрогр. Депар. Т. VI, С. Петерб. 1848, стр. 98.

[2] Karten-Atlas zu Middendorff's Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens, 1859, Taf. XVII.

[3]) Middendorff, Reise in den äuss. Nord. u. Osten Sibir., Bd. IV, p. 126.

[4]) L. c. p. 116, 117.

[5]) Ebenda, p. 123.

Viel weiter nach Süden als auf dem Festlande erstreckt sich das Verbreitungsgebiet der Giljaken auf der Insel Sachalin und besonders an der Westküste derselben. Dort zieht sich die giljakische Bevölkerung von der äussersten Nordspitze durch den Amur-Liman bis weit in das Nordjapanische Meer hinein. Ihr südlichster Punkt an dieser Küste ist das Dorf Pilja-wo, nahe dem 50° n. Br. und also fast genau auf halber Länge dieser in Meridianrichtung langgestreckten Insel gelegen. Etwas weniger weit nach Süden reicht die giljakische Bevölkerung an der Ostküste der Insel. Den Nachrichten zufolge, die ich bei den Giljaken im Tymy-Thale und im Dorfe Nyi an der Ostküste sammelte, giebt es südlich von diesem Dorfe und von der Mündung des Tymy-Flusses noch vier giljakische Dörfer[3]), von denen das südlichste und letzte, drei Tagereisen von Nyi entfernt, das Dorf Tschamr-wo ist, über welches hinaus die Küste weithin unbewohnt sein soll. Diese Nachrichten wurden später durch den Bergingenieur Lopatin bestätigt, der im Jahre 1868 eine mühsame Fusswanderung längs dieser öden Küste ausführte: er fand, von Süden kommend, das erste giljakische Dorf Tschamr-wo[4]), nach Kropotkin's Wiedergabe seiner Mittheilungen[5]), anderthalb Tagereisen nördlich vom Cap Delisle de la Croyère, nach den Angaben, die er bei Durchsicht seiner Tagebücher an Fr. Schmidt machte[6]), «hinter» dem genannten grossen Felscap, das bei den Giljaken den Namen Harpach trägt[7]). Jedenfalls liegt also die Südgrenze des giljakischen Gebietes an der Ostküste Sachalin's nahe vom Cap Delisle de la Croyère, d. i.

---

[1]) L. c. p. 121. Auch in Middendorff's vorläufigem Reisebericht Bull. de la cl. phys.-math. de l'Acad. des sc. T. IV, p. 233; desgl. Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, herausgeg. von Baer u. Helmersen, Bd. IX, 2. Abthl. p. 613, 616, wird der am Ulban-Flusse, auf der Segneka-Halbinsel und an der Tugur-Mündung von ihm angetroffenen Giljaken erwähnt.

[2]) Vrgl. П. Тихменевъ, Истор. обозр. образов. Росс.-американск. Компании, С. Петербургъ, 1863, Ч. II, стр. 64.

[3]) Vrgl. die Karte zum I. Bande dieses Werkes. Die von Schebunin nach den Materialien der Sibirischen Expedition der Kais. Russ. Geographischen Gesellschaft entworfene Karte setzt noch einige Ortsnamen zwischen dieselben. Vielleicht ist also die Zahl dieser Giljaken-Dörfer grösser, als mir angegeben worden, vielleicht aber beziehen sich die hinzugefügten Namen auch nur auf die zu den genannten Winterdörfern gehörigen Sommerwohnungen der Giljaken, oder auch auf Nachtlagerplätze und anderweitige ähnliche Localitäten.

[4]) «Tscham-wo», wie Lopatin das Dorf nennt, oder «Tschamr-wo», wie ich es gehört habe und für richtiger halte, heisst im Giljakischen so viel wie «Adlerdorf». Der Lesart «Tschamg-wo», wie auf der Schebunin'schen Karte von Sachalin angegeben, kann ich nicht beistimmen.

[5]) Записки Имп. Русск. Геогр. Общ., Т. V, 1869, Отдѣлъ II, стр. 308, 311.

[6]) Petermann's Geogr. Mittheil. 1870, p. 387.

[7]) Schmidt giebt den giljakischen Namen des Caps Delisle de la Croyère nach Lopatin «Harpa» an. Dass die Endung nicht «pa», sondern «pach» lautet, unterliegt keinem Zweifel, da diese sich in den giljakischen Ortsnamen oft wiederholt und so viel wie «Fels» oder «Stein» bedeutet. Ich vermuthe aber, dass auch die erste Silbe nicht ganz richtig wiedergegeben ist und dass das Cap nicht «Harpa», sondern «Tscharpach», d. i. «Holz»- oder «Waldfels» lautet — ein Name, der auch an der Amur-Mündung wiederkehrt.

etwa im 51° n. Br., oder um einen Grad nördlicher als an der Westküste der Insel[1]. Ausser den beiden Küsten ist endlich auch das Innere Sachalin's von Giljaken bewohnt, und zwar ist es der ansehnliche, fischreiche Tymy-Fluss, an welchem bis zu seinen Quellen hinauf eine verhältnissmässig dichte giljakische Bevölkerung sitzt. Damit schneidet aber das Gebiet der Giljaken auch ab, denn südwärts an dem vielleicht noch ansehnlicheren Ty-Flusse, wie er bei den Giljaken, oder Poro-nai wie er bei den Aino heisst[2], giebt es eine ständige Bevölkerung erst im unteren Laufe und an der Mündung, und diese Bevölkerung ist, bis auf einzelne versprengte Glieder, nicht mehr giljakisch.

Ueberblickt man das gesammte Verbreitungsgebiet der Giljaken, so findet man, dass es zumeist längs dem Meere, dem Ochotskischen, Nordjapanischen, dem Amur-Liman, und alsdann auch längs zwei grossen Flüssen, dem Amur auf dem Festlande und dem Tymy auf Sachalin, sich erstreckt, — ein Umstand, der schon darauf hindeutet, welche Rolle Meer und Fluss im Leben und Haushalt dieses Volkes spielen. Zugleich haben die Giljaken, bei solcher Lage und Begrenzung ihres Verbreitungsgebietes, nach Norden und Osten und also in einem geraumen, ja im grössten Theile desselben keine Nachbaren, sondern nur welche im Westen und Süden. Hier aber stossen sie unmittelbar mit vielen der Amur-Völker zusammen, so mit den Rennthier-Tungusen vom Ochotskischen Meere und vom Stanowoi-Gebirge, mit den Negda, Oltscha und Orotschen auf dem Festlande und mit den Oroken und Aino auf Sachalin. Diese Momente zusammen genommen verleihen den Giljaken einerseits eine isolirtere Stellung unter den Amur-Völkern und grössere Selbständigkeit, andererseits machen sie dieselben zum natürlichen Verbindungsgliede zwischen den Völkern des Festlandes und der Insel Sachalin, auch die respectiven Culturvölker beider Gebiete, die Chinesen und Japaner, nicht ausgenommen.

So scharf dabei die Giljaken durch ihre eigenartige Sprache von allen Amur-Völkern geschieden sind, so findet an jenen Grenzen mit ihren oben erwähnten Nachbaren doch ein mehrfaches gegenseitiges Ineinandergreifen der respectiven Verbreitungsgebiete statt. Dass am Tugur- und Ulban-Busen gleichzeitig mit den Giljaken auch Tungusen ihrem Erwerbe nachgehen und neben den giljakischen Jurten ihre leicht transportablen Birkenzelte aufrichten, ist oben schon erwähnt worden[3]. Ja, sie streifen längs dem Ochotskischen Meere weit nach Osten, selbst in das beständig von den Giljaken bewohnte Gebiet hinein: sah ich doch selbst im Winter 1856 ihre konischen Zeltgerüste noch östlich von Kulj stehen. Dahin, zum Tugur- und Ulban-Busen, sollen alljährlich des Robbenschlags wegen auch manche Negda vom Amgunj ziehen[4]. An den Seen Orell und

---

[1] Die oben erwähnten Dörfer und zumal das letzte derselben, Tschamr-wo, werden daher etwas mehr nach Süden, als auf meiner ersten Karte angegeben, zu rücken sein.

[2] D. i. »grosser Fluss«. Es ist die »Newa« von Krusenstern (Reise um die Welt, St. Petersburg, 1811, Bd. II, p. 93). Auf Schebunin's oben erwähnter Karte, wie in Glehn's Reisebericht von der Insel Sachalin (Beitr. zur Kenntn. der Russ. Reichs, herausgeg. von Baer u. Helmersen, Bd. XXV, p. 203, 233 ff.) heisst dieser Fluss auch Plyi — ein Name, der nach Glehn ebenfalls giljakisch ist.

[3] Poplonskij (l. c.) fand im Konstantinovschen Hafen in der Ulban-Bucht ebenfalls Tungusen an.

[4] Комнакъ, Экск. въ При-Амурск. край (Морск. Сборникъ, 1859, № 2, Ч. неоф., стр. 332). Fr. Schmidt, Histor. Ber. über den Verlauf der physikal. Abtheil. der Sibir. Expedition der Kais. Russ. Geogr. Ges. in den Jahren 1859—1862 (Beiträge zur Kenntn. des Russ. Reichs, herausgeg. von Baer u. Helmersen, Bd. XXV, p. 148).

Tschlja, sowie an dem sie verbindenden Flussarme wohnen die **Negda** beständig, obgleich an dem letzteren auch ein giljakisches Dorf, Tschlja, liegt. Diese Nachrichten, die ich von einem zuverlässigen, mir sehr ergebenen **Giljaken** (**Judin** in Tebach) erhielt[1], fanden durch spätere Reisende, **Schenurin**[2], **Schmidt**[3], ihre Bestätigung. Uebrigens nennt schon **Middendorff** auf einer zum Theil nach chinesischen Angaben gearbeiteten, unedirt gebliebenen Karte («Erster Versuch einer hydrographischen Karte des Stanowoi-Gebirges und seiner Ausläufer, zwischen dem 45. und 62. Grade nördl. Br.») den Orell-See «**Negda-See**».

Tiefer noch als die **Negda** sind in das Gebiet der **Giljaken** ihre Amur-Nachbaren, die **Oltscha**, vorgedrungen. Beginnen auch jene, wie oben erwähnt, mit dem Dorfe Chjare, so liegen doch weit nördlicher von diesem, am rechten Stromufer, von rein giljakischen Dörfern umgeben, zwei Orte, Tschylwi und Tyr, die nur von **Oltscha** bewohnt werden, jenes mit sechs, dieses mit zwei Winterjurten. Ja, noch weiter nördlich, am selben Ufer, befindet sich der nur aus einer Winterjurte nebst Zubehör bestehende Ort Kaberazbach, in welchem zur Zeit meiner Reise als einziger Wirth ein **Oltscha** schaltete, der eine **Giljäkin** zum Weibe hatte. Umgekehrt stösst man auch tief im **Oltscha**-Gebiet auf einzelne beständige **Giljaken**-Sitze. So fand ich von den sechs Winterjurten, welche das nur wenig nördlich von Kidsi gelegene Dorf Aure bilden, drei in langjährigem Besitze von **Giljaken**. Hier wie da hielten diese versprengten Glieder eines fremden Volkes an ihrer respectiven Muttersprache und heimischen Sitte nach Möglichkeit fest.

Anders als am Amur verhält es sich am Liman und an der Küste des Nordjapanischen Meeres, indem dort auf dem Festlande zwischen dem **Giljaken**- und dem **Orotschen**-Gebiet eine ansehnliche Strecke unbewohnten Landes liegt, welche — aus Gründen, die wir später berühren wollen — die beiderseitigen Völker scharf auseinanderhält. Auf Sachalin, den **Aino** und **Oroken** gegenüber, wiederholt sich aber, und zum Theil in noch höherem Grade, dasselbe was wir am Amur und am Ochotskischen Meere kennen gelernt haben. An der Westküste der Insel mischen sich den **Giljaken**, noch ehe sie ihre Südgrenze erreicht haben, einige ständige **Aino**-Familien bei. So sollten, wie mir die **Giljaken** in Arkai sagten, von den Dörfern, die südlich von Duï liegen, Adngi noch rein giljakisch sein, Kthëus zwei giljakische und eine **Aino**-Jurte enthalten, Chogranj wiederum nur von **Giljaken** und Pilja-wo endlich halb von **Giljaken** und halb von **Aino** bewohnt sein[4]). Der letztere

---

[1] Nach **Judin**'s Angabe heisst der Orell-See bei den **Giljaken** Kend-tu («tu» bedeutet «See»), der Tschlja-See And-tu. An jenem liegen die Dörfer Pfyrpi-wo und Kuldsh, an diesem Tschomokr und Tschlja, an dem Flussarm, welcher beide Seen verbindet, das Dorf Kesf (das «s» weich) — sämmtlich **Negda**-Dörfer, mit Ausnahme von Tschlja.

[2] **Schenurin** traf an der Ost- wie an der Westseite des Orell-Sees Jurten von **Negda** oder **Nigidalzen**. S. dessen Tagebuch, das veröffentlicht ist in dem Artikel: «О новомъ пути изъ Николаевскаго поста, что на р. Амурѣ, въ Удскій Острогъ», in den Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ., Кн. III, 1857, Спбгъ, стр. 11.

[3] Histor. Ber. etc. l. c. p. 118. **Schmidt** führt nur das **Negda**-Dorf Nemorchon an dem die beiden Seen Orell und Tschlja verbindenden Flussarme an l. c. p. 112. Dieser Name ist vermuthlich negdaisch, jedenfalls nicht giljakisch.

[4] Auch **Schmidt** traf in Kthëus, das übrigens zu der Zeit nur aus zwei ärmlichen Jurten bestand, von Norden kommend, die ersten **Aino**. Chogranj nennt er ebenfalls eine **Aino**-Ansiedelung (Histor. Ber. etc. l. c. p. 65, 66). Mit der Lesart der Namen für die oben erwähnten Orte, «Klaus», «Chokkorme» und «Pil-wo», auf **Schebunin**'s Karte kann ich jedoch wiederum nicht übereinstimmen.

Ort trägt denn auch bei den Aino die mit seinem giljakischen Namen «Pilja-wo», d. i. «grosses Dorf», gleichbedeutende Bezeichnung «Poro-kotan»[1]). Ueber diesen Ort hinaus ist die Küste eine weite Strecke lang unbewohnt und wird von den Giljaken nur zeitweise des Erwerbes wegen besucht. So traf z. B. Schmidt am Flusse Aroko-nai, zwischen den Caps Tribis und Tunai, einen Giljaken, der bei Otta-endu dem Robbenfange obgelegen hatte[2]). Auch kommt es bisweilen vor, dass Giljaken auf ihren Handelsreisen nach Ssiranussi, an der Südspitze Sachalin's, irgendwo zu überwintern genöthigt sind, wobei sie leicht für beständige Bewohner des Ortes gehalten werden können. — Complicirter als an der Westküste sind die Grenzverhältnisse an der Ostküste Sachalin's, indem dort drei Völker, Giljaken, Aino und Oroken, aneinanderstossen[3]). Zwar bricht, wie wir oben sahen, das Gebiet der ersteren an der Küste mit dem Dorfe Tschamr-wo und im Innern an den Tymy-Quellen ab, nichtsdestoweniger trifft man noch am Golfe der Geduld, nahe der Ausmündung eines Küstensees in das Meer, eine Giljaken-Jurte, Ssiska, deren Bewohner Schmidt kennen lernte[4]). An demselben See liegt eine Oroken-Ansiedelung, Tschogbo, nördlicher eine zweite, Taran-kotan, und noch nördlicher, am Taraika-See, neben mehreren Oroken-Ansiedelungen das grosse Aino-Dorf Taraika[5]). So greifen, hier die Wohnsitze dieser drei Völker in einander. Noch verwickelter werden aber diese Verhältnisse dadurch, dass die Oroken nicht bloss hier zwischen die Giljaken und Aino sich einschieben, sondern auch im Norden der Insel, wo unzweifelhaft giljakisches Gebiet sich erstreckt, tief in dasselbe eingedrungen sind und es in regelmässigen Wanderzügen weithin durchstreifen. Wir werden diese Verhältnisse bei Betrachtung des Verbreitungsgebietes der Oroken näher kennen lernen.

Wie die Giljaken den äussersten Nordosten, so haben die Aino den äussersten Südosten des Amur-Landes in seiner oben bezeichneten Begrenzung inne, und wie jenen die Nordhälfte, so gehört diesen die Südhälfte der Insel Sachalin. Ausserdem aber bilden sie bekanntlich das indigene Volk von Jesso und der Kurilischen Inseln, da die sogenannten Kurilen nur Aino mit zum Theil dialektisch verschiedener Sprache sind. Die auf Sachalin am weitesten nordwärts gelegenen, an der Westküste bis in das giljakische Gebiet vorgeschobenen Wohnsitze der Aino haben wir oben bereits kennen gelernt. Desgleichen ist der unbewohnten Küstenstrecke Erwähnung gethan, die sich von Porokotan südwärts hinzieht. Mit dem 49. Grade nördl. Breite hat sie ihr Ende, und alsdann beginnt der ausschliesslich von Aino bewohnte Theil der Insel. So bildet im Westen von Sachalin jene öde Küstenstrecke die eigentliche Grenze zwischen den Aino und Giljaken, und es hat offenbar besonderer, übrigens nahe liegender Gründe, von denen später die Rede sein wird, bedurft, um manche Individuen des ersteren Volkes diese Grenze nordwärts, in das fremde Gebiet hinein überschreiten zu lassen. Das Dorf Orokes, an der gleichnamigen kleinen Bai und zugleich in der Nähe der Bai d'Estaing gelegen, ist, von Norden gegangen, das erste im eigentlichen Aino-Gebiet[1]). An der Ostküste fängt dieses, wenn man von dem oben erwähnten, durch Oroken-Ansiedelungen getrennten Dorfe Taraika absieht, auch nur wenig nördlicher, etwa mit Naioro an. Genau genommen, haben also die Aino nicht die ganze südliche Hälfte, sondern nur etwas über ein Drittel der Insel inne. In diesem bewohnen sie übrigens nicht bloss die Meeresküsten, sondern in geringer Anzahl auch das Innere der Insel, längs manchem ihrer grösseren Flüsse[2]). Die echte Aino-Insel, mit der dichtesten Bevölkerung dieses Stammes, ist aber Jesso, von welchem sich die Aino nicht bloss nordwärts nach Sachalin, sondern auch nordostwärts über die Kurilen verbreitet haben. Ihr Gebiet erstreckt sich fast über die ganze Inselkette der Kurilen, bis nach Poromuschir oder der sogenannten «zweiten Insel», welche sie noch vor Ankunft der Russen in Kamtschatka eingenommen haben. Die Insel Schumschu hingegen, die letzte nach Norden oder die erste von Kamtschatka aus, hat ihre Bevölkerung zunächst von dieser Halbinsel erhalten, durch Kamtschadalen oder Itälmenen, die vor den Russen flohen und später mit herübergekommenen Aino (Kurilen) sich vermischten[3]). Dass die Aino ehemals auch Nippon bewohnten, wird später noch erwähnt werden. So umfasst das Verbreitungsgebiet der Aino durchweg nur Inseln am Ostrande Asiens; Festlands-Aino, von denen nach Klaproth's Vorgange öfter die Rede gewesen, giebt es gar nicht. Doch darauf kommen wir unten noch ausführlicher zurück.

---

[1] Auch Rudanofskij (Восточное Поморье, 1866, стр. 36) nennt Poro-kotan oder (giljakisch) «Pile-wo», von Süden gegangen, das erste Dorf der Giljaken. Er giebt ihm zehn Jurten. Mir nannten die Giljaken nur drei, was jene Bezeichnung des Ortes etwas unmotivirt erscheinen liess. Nach Schmidt (l. c. p. 67) soll es aber in der That früher ein grosses Dorf gewesen sein, zu seiner Zeit jedoch nur noch drei ärmliche Jurten enthalten haben. Die Angabe Mizul's (Очеркъ остр. Сахалина въ сельскохозяйств. отнош. С. Петербургъ 1873, стр. 120), dass es nördlich von Pilja-wo (Poro-kotan) keine Aino mehr gebe, ist also nach dem Obigen nicht ganz richtig.

[2]) Schmidt, Hist. Ber. etc. l. c. p. 71.

[3]) Siehe meinen Reiseber. im Bull. de la cl. physico-mathém. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb. T. XV, p. 171; Mél. phys. et chim. tirés du Bull. T. III, p. 11.

[4]) Histor. Ber. etc. l. c. p. 113.

[5]) Schmidt, l. c. p. 89, 113, 116. Bickmore (The Ainos or hairy men of Jesso, Saghalien and the Kurile Islands. — Amer. Journ. of Science, May 1868, p. 13) hält dafür, dass es auch Aino an der Nordspitze von Sachalin, zwischen den Caps Elisabeth und Maria giebt, und sieht sogar darin einen Beweis, dass die Aino die ursprünglichen Bewohner der Insel, die Giljaken und Oroken (bei ihm «Orotschi») hingegen später eingewandert seien. Allein diese Angabe steht ganz isolirt da und beruht offenbar nur auf irrthümlicher Deutung russischer Berichte über die Zahl der Aino-Dörfer auf Sachalin, indem er die an der «Ochotskischen Küste» verzeichneten Dörfer dahin versetzen zu müssen glaubte, statt sie an der Ostküste Sachalin's zu suchen. Wie ihm dabei die grosse Zahl dieser Dörfer (22) einer solchen Deutung nicht hinderlich erschien, ist unbegreiflich, zumal in demselben Bericht (Rudanofskij's) die Gesammtzahl der Aino-Dörfer auf der stärker bevölkerten Westküste Sachalin's auf 35 angegeben wird.

---

[1]) Nach Rudanofskij (Вост. Поморье, 1866, стр. 93). Brylkin (Письма съ Сахал. — Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ., Т. VII, Иркутскъ 1864, стр. 11) giebt «Usšuri» als nordlichstes ausschliesslich von Aino bewohntes Dorf an, doch vermuthe ich in diesem Namen einen Druckfehler für «Urussi». Auf Schebunin's Karte ist gleich südlich von Orokes ein Dorf «Urotzi» angegeben. Dieses wird wohl gemeint sein.

[2]) Rudanofskij, l. c. Августиновичъ, Жизнь русск. и инородц. на остр. Сахалинѣ, Спб. 1874, стр. 39.

[3]) Крашенинниковъ, Опис. земли Камчатки (Полн. собр. учен. путеш. по Россіи, Т. I, С. Петерб. 1818, стр. 113, 115). Steller, Beschr. von dem Lande Kamtschatka, herausgeg. von J. B. S. Frankf. u. Leipzig 1774, pag. 7. Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. III, St. Petersb. 1758, p. 79, 81. Schlözer, Allgem. Nord. Gesch. Halle 1771, p. 433, 434. Neue Beschr. d. Kurilischen Inseln (nach den Nachrichten von Tschernyi, Antipin u. Otscheredin) in Pallas' Neuen Nord. Beytr. Bd. IV, 1783, p. 117. Siebold, Aardrijks- en volkenk. toelicht. tot de ontdekk. van Maert. Gerritsz. Vries, Amsterdam 1858, p. 117. А. Полонскій, Курилы (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. По отд. Этногр. Т. IV, Спб. 1871, стр. 374, 375, 421, 423).

Zwischen die beiden erwähnten Völker, **Giljaken** und **Aino**, schiebt sich auf Sachalin ein drittes Volk, die **Oroken**, ein. Während jene sesshafte Fischervölker sind, führen diese zum Theil ein halbnomadisches Leben, indem sie zu gewissen Jahreszeiten mit ihren Rennthieren regelmässige Wanderungen ausführen. Das macht eine genaue Abgrenzung ihres Verbreitungsgebietes noch schwieriger. Feste oder wenigstens halbwegs feste Wohnsitze haben sie nur an der Ostküste von Sachalin, die Westküste hingegen berühren sie nur auf ihren Zügen. Der nördlichste **Oroken**-Sitz, von dem ich Kenntniss erhielt, und zugleich einer ihrer Hauptsitze ist Kákr-wo, wie es die **Giljaken** nennen. Die Angaben der letzteren über diesen Ort lauteten jedoch so verschieden, dass ich über die Lage desselben ungewiss blieb: bald sollte er nur eine Tagereise nordwärts vom giljakischen Dorfe **Nyi**, bald eben so weit von dem viel nördlicher gelegenen, ebenfalls giljakischen Dorfe Tschai-wo entfernt sein. **Glehn**, der den Norden Sachalin's bereist hat, giebt die Lage von Kákr-wo in 52° 58′ n. Br. an[1]), und ebenso ist dieser Ort auch auf **Schebunin**'s Karte von Sachalin, die in diesem ihrem Theile auf **Glehn**'s Angaben beruht, eingetragen. Es liegt also der nördlichste **Oroken**-Sitz — denn auch **Glehn** kennt keinen nördlicheren — genau am Cap Würst und also tief im giljakischen Gebiete, ja fast genau in der Mitte des gesammten Antheils, den die **Giljaken** an der Ostküste von Sachalin haben. Weniger weit sind die südlichsten Wohnsitze der **Oroken** in das ihnen benachbarte **Aino**-Gebiet vorgeschoben. Wir haben diese südlichsten **Oroken**-Sitze oben bereits kennen gelernt: sie liegen am Golfe der Geduld und an den Küstenseen, welche die Mündungsarme des Ty-Flusses oder Poro-nai der **Aino** begleiten. Der südlichste von allen ist wohl Tschoghbo am Ssiska-Fluss und See[2]). Bemerkenswerth ist es, dass an den erwähnten Grenzen des Verbreitungsgebietes der **Oroken** auch ihre einzigen oder zum wenigsten weitaus zahlreichsten einigermaassen festen Niederlassungen liegen, während der ganze weite Zwischenraum von ihnen nur durchwandert wird. Namentlich hat auch die Ostküste Sachalin's nördlich vom Cap der Geduld keine **Oroken**-Niederlassungen. **Schmidt** wurden zwar drei Orte der Art genannt, die auch auf der seinen Bericht begleitenden Karte von **Schebunin** angegeben sind[3]), allein Lopatin fand, wie bereits erwähnt, diese Küste bis zum giljakischen Dorf Tschamr-wo völlig unbewohnt, was auch mit den Nachrichten übereinstimmt, die ich von Sachalin-Giljaken erhielt[1]). Bisweilen mag sie ja wohl von umherstreifenden Jägern besucht werden, wie denn auch Lopatin, «orokischen Jagdpfaden folgend»[2]), an dieselbe gelangte, allein auch die regelmässigen Wanderungen der Oroken zwischen Käkr-wo und den Ortschaften am Golfe der Geduld finden nicht längs dieser Küste, sondern durch das Innere der Insel, längs dem Laufe ihrer beiden grössten Flüsse, des Tymy und Ty oder Poro-nai, statt. In diesen Richtungen führen die Oroken auch ihre allwinterlichen Wanderungen von der Ostküste Sachalin's nach der Westküste und auf das Festland aus. Längs dem Ty-Flusse durchwandern sie dabei ein weites, ebenes, unbewohntes Land, in welchem sich nur ein paar, vielleicht auch nur zeitweise bewohnte Oroken-Jurten befinden[3]). Anders am Tymy-Flusse, dieser Hauptader des giljakischen Verbreitungsgebietes auf Sachalin. Hier folgen die Oroken, von Käkr-wo und den anderen Ortschaften an der Ostküste kommend, dem Gebirge, welches das Tymy-Thal im Westen säumt, bis nahe zu den Quellen dieses Flusses, wo sie bei Mgatsch oder Arkai zur Westküste der Insel hinabsteigen. An der Meeresküste ziehen sie nordwärts bis zum Amur-Liman, den sie in der Richtung nach Tschomi durchschneiden und von dort nordwärts bis zum Tymy-Flüsschen[4]) verfolgen, um alsdann längs diesem das niedrige, waldreiche Langgysk- oder Adara-Gebirge[5]) zu überschreiten und am kleinen Chaselach-Flusse in's Amur-Thal hinabzusteigen. Dort bleiben sie in der Nähe des Oltscha-Dorfes Pulu oder Pulj stehen, um nach einiger Zeit dieselbe Wanderung wieder zurück zu machen. Wir werden die Ziele und Zwecke dieser allwinterlichen Wanderungen der Oroken später ausführlicher besprechen, hier genüge die Bemerkung, dass sie die Oroken durch das Gebiet der ihnen fremden Giljaken hindurch nach den Wohnsitzen des ihnen zunächst verwandten Volkes, der Oltscha am Amur, führen. Sie zeigen uns vielleicht noch jetzt den Weg an, auf welchem in früherer, nicht näher bestimmbarer Zeit die erste Einwanderung der Oroken nach Sachalin stattfand. Durch diese Einwanderung erhielt die Insel einen Zweig des grossen, auf dem Festlande weit ausgebreiteten, echt continentalen Tungusen-Stammes, was ihr in ethnographischer Beziehung gewissermaassen einen halbinsularen Charakter verleiht. Bemerkenswerth ist dabei auch, dass dieses einzige tungusische Volk auf Sachalin gerade den

---

[1]) P. v. **Glehn**, Reisebericht von der Insel Sachalin (Beiträge zur Kenntn. des Russ. Reichs, herausgeg. von **Baer** u. **Helmersen**, Bd. XXV, p. 231). Mithin war die Angabe der **Giljaken**, dass es eine Tagereise von Tschai-wo nordwärts entfernt sei, die richtige, und giebt die Karte zum ersten Bande meiner Reise die Lage dieses Ortes um etwa ¾ Grad zu sehr nach Süden an. **Glehn** u. **Schmidt** schreiben den Ort «Keakr-wo». Ersterer nennt dabei die **Oroken** in seinem Reisebericht durchweg «**Oltscha**». Mit welchem Rechte, werden wir später sehen.

[2]) S. oben p. 17; desgl. **Schebunin**'s Karte von Sachalin. Der Admiral **Newelskoi** führt zwar in seinen erst nach seinem Tode erschienenen Berichten über die Thätigkeit der sogenannten Amur-Expedition, welcher er noch im Range eines Capitains vorstand und welche zuerst Sachalin und einen Theil des unteren Amur-Landes bereiste und für Russland in Besitz nahm, wiederholentlich an, dass die **Oroken** (bei ihm «**Orotschonen**») über den ganzen Süden Sachalin's bis nach der Bai Aniwa verbreitet seien und mit den **Aino** durch einander wohnten, ja dass sich diese Völker sogar völlig mit einander vermischt hätten (vgl. Подвиги русск. морск. офицер. на крайн. вост. России, 1849—55 г. При-амурск. и при-уссурійск. край. Посмертн. зап. Адмирала **Невельскаго**. Изд. супругою покойн. Е. И. Н. подъ редакц. В. **Вахтина**. С. Петерб. 1878, стр. 273, 293, 295, 301, 303 и пр.), allein diese Angaben sind nicht zuverlässig, da die Herren — aus Gründen, die wir später berühren werden — überall auf Südsachalin **Oroken** sahen und sehen wollten. Auch sind dieselben von den späteren Reisenden nicht bestätigt worden.

[3]) Diese drei Orte, wie sie ein **Aino** ihm nannte, sind: Tanko-nai, Tara-moki und Unu am Flusse Ura-nai oder Nuri-nai, von denen der letztere sogar ein Hauptsammelplatz

---

der Oroken sein sollte (Schmidt, Histor. Ber. l. c. p. 118). Auf der betreffenden Karte sind die beiden ersteren Orte etwas abweichend, nämlich Ssoko-nai und Tschoamoki genannt. Man hört es diesen Namen in der That an, dass sie vom Aino-Ursprung sind. Orokisch mögen sie, wie Schmidt bemerkt, anders lauten. «Unu» wurde ihm z. B. von einem Oroken «Uny» genannt. Vermuthlich sind es nicht Niederlassungen, sondern sonstige Localitäten, Flüsse, Vorgebirge, Zeltstellen, Nachtlagerplätze u. dgl. m., die oft eine besondere Bezeichnung bei den Eingeborenen haben.

[1]) S. oben p. 14. Ganz irrig aber ist nach all' dem Gesagten die Angabe Brylkin's (Письма съ Сахалина. — Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ. Т. VII, стр. 21), dass die Küste von Taraika bis Nyi von Oroken bewohnt und sogar recht bevölkert sei.

[2]) Schmidt, in Petermann's Geogr. Mitthl. 1870, p. 387.

[3]) Nach Glehn (Reiseber. etc. l. c. p. 238), der diese Gegend bereist und ausführlich beschrieben hat, liegen dort am Plyi- (oder Ty-) Flusse nur die zwei Oroken- (bei ihm «Oltscha»-) Jurten Chuié und etwas oberhalb die Jurte Muika. Schmidt (Histor. Bericht etc. l. c. p. 118) nennt den letzteren Ort Myge, was Glehn für die giljakische Bezeichnung desselben hält.

[4]) Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Flusse auf Sachalin.

[5]) Ersteres ist die giljakische, Letzteres die oltschaische Bezeichnung für dieses Gebirge.

Theil der Insel bewohnt und durchwandert, welcher durch seine grösste Breitenausdehnung, die ansehnlichste Flussentwickelung und gewiss auch nach seinen klimatischen Verhältnissen am meisten continentale Züge an sich trägt. Eine selbständige, eigene, ihnen allein gehörige Heimath haben jedoch die Oroken auf Sachalin nicht gewonnen; vielmehr lehnt sich dieselbe, wie wir sahen, in eigenthümlicher Weise an die Grenzgebiete der Giljaken und Aino an. Wir werden auf diese Thatsachen später noch zurückkommen und alsdann auch Einiges zur Erklärung derselben anführen, sowie auch auf manche analoge Erscheinungen im Osten Sibirien's hinweisen.

Fassen wir nun das ethnographische Bild Sachalin's zusammen, so sind es, von den Japanern und Russen abgesehen, drei Völker ganz verschiedenen Stammes, Giljaken, Aino und Oroken, die sich in der oben angegebenen, sehr ungleichen Weise in den Besitz dieser Insel getheilt haben. Bei der zwar ansehnlichen Längen-, aber nur sehr geringen Breitenausdehnung der Insel gewiss eine reiche ethnographische Gliederung! Durch die Giljaken schliesst sich die Insel an die Küsten des Ochotskischen Meeres und die Mündung des Amur-Stromes, durch die Oroken an das übrige Amur-Land mit seiner tungusischen Bevölkerung und durch die Aino endlich an Jesso, die Kurilen und Japan an[1].

Kehren wir von der Insel Sachalin wieder auf das Festland zurück und gehen wir auch dort von den uns schon bekannten Grenzen des Giljaken-Gebietes nach Süden, so stossen wir zunächst der Meeresküste auf das Verbreitungsgebiet der **Orotschen.** In weiter Ausdehnung umfasst dieses die gesammte Festlandsküste am Nordjapanischen Meere, das Küstengebirge (Ssichota-alin), den oberen Lauf der aus diesem Gebirge zum unteren Amur und zum Ussuri laufenden Flüsse und die Quellen dieses letzteren Stromes. An der Meeresküste schliesst sich jedoch das Gebiet der Orotschen nicht unmittelbar an dasjenige der Giljaken an, sondern es bleibt zwischen beiden eine weite Strecke unbewohnten Landes liegen, indem der letzte, südlichste Ort der Giljaken Tschomi am Liman, der erste, nördlichste Punkt der Orotschen aber Nangmar oder die Bai de Castries ist. Zwischen beiden und nur wenig nördlich von der letztgenannten Bai liegt die alte Verkehrsstrasse der Oltscha, Golde und mitunter wohl auch der Giljaken zum Meere, die vom Kidsi-See nach der Bai Taba führt und, gewissermaassen als international betrachtet, vielleicht eine Grenze gegenseitiger Völkerverbreitung abgegeben hat. Uebrigens ist die Orotschen-Bevölkerung an der Meeresküste auch nur eine so sparsame, dass zu einem Vordringen derselben nordwärts über die Bai de Castries hinaus kein Grund vorliegen dürfte. Die Liman-Giljaken aber ihrerseits würden sich bei einer Verbreitung längs der Festlandsküste nach Süden nur mehr und mehr von der Insel Sachalin entfernen, mit deren Bevölkerung sie durch theilweise Stammgemeinschaft wie durch vielfache Handelsinteressen in natürlicher und beständiger Verbindung stehen. So findet hier bezüglich der Giljaken kein Ineinandergreifen der beiderseitigen Völkergrenzen statt[1]. Anders verhält es sich mit den **Oltscha**: diesen bietet der See von Kidsi eine natürliche Strasse zum Meere, an welchem dann südlich von Taba die Bai de Castries die erste tiefere und geschütztere Bucht ist. Neben den **Orotschen** haben daher auch sie ihren beständigen Wohnsitz in derselben.

---

[1] Siehe meinen Reisebericht im Bulletin de la classe physico-mathématique de l'Académie Impériale des sciences, T. XIV, pag. 180; Mélanges phys. et chim. T. II, pag. 119.

Nannten wir vorhin die **Orotschen**-Bevölkerung an der Meeresküste eine sparsame, so wäre es doch völlig irrthümlich, wollte man die Bai de Castries, wo wir die **Orotschen** schon seit **La Pérouse** und sogar unter diesem ihrem Namen kennen[2], nur für einen ganz vereinzelten, weit nordwärts vorgeschobenen **Orotschen**-Sitz, die weitere Küste aber bis zu dem Kaiserhafen oder der Bai Hadshi, wie es noch ganz neuerdings geschehen, für gänzlich unbewohnt halten[3]. Von vielbewanderten **Oltscha** ist mir vielmehr zu wiederholten Malen eine Anzahl Ortschaften genannt worden, die in geringen Entfernungen, von zwei, drei Tagereisen, von einander an der betreffenden Küste liegen und von denen manche, wie z. B. Choï, zahlreiche **Orotschen**-Zelte enthalten sollen. Ich habe die meisten derselben auf der Karte zum ersten Bande dieses Werkes angegeben[4], wenn schon manche von ihnen vielleicht auch nur beliebte Nacht- oder vorübergehende Zeltlagerplätze sein dürften. Von anderen lauteten die Angaben bestimmt dahin, dass es nur im Sommer des Fischfangs wegen von den **Orotschen** bewohnte Orte seien; so z. B. das zunächst nach Süden von de Castries gelegene, aus drei Jurten bestehende Dorf Du, dessen Bewohner zum Winter an den zum Kidsi-See mündenden Fluss Jaï ziehen.

So viel über die Nordgrenze der **Orotschen** an der Meeresküste. Die Südgrenze ihres Gebietes soll nach **Prshewalskij**[1]) am Ssuifun liegen, der in den Guérin- oder von den Russen höchst unpassender Weise sogenannten Amur-Golf mündet. In diesem südlichen Theile ihres Verbreitungsgebietes sind jedoch die **Orotschen** nicht die alleinigen Bewohner, sondern es gesellen sich zu denselben an der Meeresküste wie an allen zum Meere oder zum Ussuri laufenden Flüssen zahlreiche, mit und unter ihnen lebende **Chinesen**, die hier unter dem Namen der **Man-dse** oder **Mansen** bekannt sind. Wir werden über dieselben später ausführlicher handeln, hier nur die Bemerkung, dass sie im Verbreitungsgebiet der **Orotschen**, von Süden gegangen, bis über die Baien Olga und Wladimir hinaus, ja bis zum 46. Grade nördl. Br. anzutreffen sind, über diesen hinaus aber nicht mehr vorkommen[2]). Erwägt man die grosse Zahl der **Man-dse**, so wie den Umstand, dass es nur Männer sind, die aus ihrer chinesischen Heimath nach diesen Wildnissen ziehen, und dass sie dort mit **Orotschen**-Weibern in der Ehe oder im Concubinat leben, so begreift man leicht, welchen Einfluss dieses Zusammenleben der **Man-dse** mit den **Orotschen** im Laufe der Zeit auf die physische Beschaffenheit, wie auf die Lebensweise, die Sitten, den Charakter und selbst die Sprache der letzteren ausüben musste. Auch werden sie in der Regel unter einem besonderen und zwar dem ihnen von den **Chinesen** verliehenen Namen der **Ta-dse** oder **Tasen** (russ. Тацзы und Тазы) aufgeführt, ohne dass ihre Zusammengehörigkeit mit den **Orotschen** immer erkannt worden wäre[3]).

---

[1] Ganz falsch und einer, wie wir sehen werden, häufig wiederkehrenden Verwechselung zuzuschreiben ist die Angabe **Dm. Romanof's** (Приобретение Амура. — Русское Слово, 1859, Авг., Отд. I, стр. 131, 133), **Bickmore's** (The Ainos or hairy men of Jesso, Saghalien and the Kurile Isl. — Amer. Journ. of Science, May, 1868, p. 11) u. A., dass die Bai de Castries von **Giljaken** bewohnt sei — demselben Volke, wie Letzterer meint, das auch **Rollin** (in **La Pérouse's** Reise) von dort beschrieben habe.

[2] **La Pérouse**, Voyage autour du monde, réd. par **Millet-Mureau**, Paris, an V (1797), T. III, p. 62 et suiv.

[3] So lautet namentlich die Angabe des Oberstlieut. **Bolschef**, Chef der im Jahre 1874 längs dieser Meeresküste zwischen den Baien Olga und de Castries zur topographischen und astronomischen Aufnahme ausgeführten Expedition. (Siehe das Referat über den in der Kais. Russ. Geogr. Gesellschaft von ihm verlesenen Bericht in der St. Petersb. Zeitung, 1876, № 100, und in den С. Петерб. Вѣдомостяхъ, 1876 г., № 101). Weiterhin, im Kaiserhafen und südlicher, soll übrigens die Bevölkerung nach **Bolschef** aus **Orotschen** und **Giljaken** bestehen, von welchen letzteren hier doch nicht im Entferntesten die Rede sein kann. Dieselbe Verwechselung begeht auch **Tronson**, indem er die Eingeborenen der Bai Barracouta (Hadshi) durchweg **Giljaken** nennt und ihr Wohngebiet von dort bis nach Ajan und der Nordwestspitze von Sachalin reichen lässt; ja, er giebt sogar ein Verzeichniss «giljakischer» Wörter, welche jedoch natürlich nicht der giljakischen, sondern der **Orotschen**-Sprache entnommen sind. (**Tronson**, Person. Narrat. of a Voyage to Japan, Kamtschatka, Siberia, Tartary and var. parts of coast of China, in H. M. S. Barracouta, London 1859, p. 268, 323 etc.).

[4] Aus meinen Tagebüchern lassen sich noch folgende zwei Orte nachtragen: Dshuanko, zwischen Data und Hadshi, und Kopi, zwischen Hadshi und Idi. Die Jurten von Kopi sollen übrigens seit 1861 unbewohnt stehen, da sämmtliche Einwohner an der Pockenepidemie gestorben sind; nach **Petrowitsch**, s. Будищевъ, Опис. лѣсовъ части Приморск. области (Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ., Кн. IX и X, Иркутскъ 1867, стр. 348). Auch **Boschnjak**, der zuerst, im Frühling 1853, die Küste von der Bai de Castries bis zum Kaiserhafen näher untersucht hat, lernte auf derselben folgende, theils beständig, theils nur im Sommer von den **Orotschen** bewohnte Dörfer kennen: Dugu, Choi, Ssurkum oder Cholsmo, Aukan, Chojol, Byki, Data, Dshuanko und Ui. Aus mehreren von ihnen, wie Ssurkum, Chojol und Byki, sollen die **Orotschen** zum Winter an den Tumdshi-Fluss ziehen. (**Бошнякъ**, Экспед. въ Приамурск. краѣ. — Морск. Сборн. 1859, № 37, Ч. неоф., стр. 201—205).

Von Norden nach Süden erstreckt sich also das **Orotschen**- und **Ta-dse**-Gebiet über nahe neun Breitengrade. Es nimmt einen langen, aber im Verhältniss zu seiner Länge nur schmalen Streifen Landes ein, denn landeinwärts von der Meeresküste reicht es nur wenig über das Küstengebirge hinaus. So natürlich seine Ostgrenze durch das Meer gegeben ist, so schwer hält es, die Westgrenze desselben zu bestimmen. Da die **Orotschen** meist umherstreifende Jäger sind und nur daneben am Meere und an den Flüssen dem Fischfang obliegen, während ihre westlichen Nachbaren, die **Oltscha** und besonders die zahlreicheren und mächtigeren **Golde**, fast ausschliesslich Fischer sind, so mag sich die gegenseitige Abgrenzung ihrer Gebiete nach der grösseren oder geringeren Ergiebigkeit der Jagd und des Fischfanges an den vom Küstengebirge zum unteren Amur und zum Ussuri laufenden Flüssen vollzogen haben. So weit als in diesen ein leichter und ergiebiger Fischfang betrieben werden kann, drangen die **Golde** in dieselben vor, wo hingegen der Fischreichthum unbedeutend oder der Fang beschwerlich wird, dafür aber ein ergiebiges Jagdterrain sich ausbreitet, fiel das Land den **Orotschen** anheim. Durchweg gehört daher diesen der obere Lauf der Flüsse; an den Flüssen mit gebirgigeren Ufern und einer reissenderen Strömung, wie sie viele der Amur- und fast alle Ussuri-Zuflüsse aus dem Küstengebirge haben, nehmen die **Golde** nur die Mündung, an den grösseren rechten Nebenflüssen des Amur auch einen Theil ihres unteren Laufes ein. So nähern sich die Orotschen vom Küstengebirge hinab mehr oder weniger dem Amur und Ussuri, jedoch ohne dieselben irgendwo zu erreichen, mit alleiniger Ausnahme der im Gebirge gelegenen Quellen des letzteren Stromes. Betrachten wir uns nun die einzelnen Flüsse in Beziehung auf ihre obenerwähnte heterogene Bevölkerung etwas genauer.

---

[1]) Путеш. въ Уссурійск. краѣ, 1867 — 1869 г. С. Петербургъ 1870, стр. 103.

[2]) **Венюковъ**, Обозр. р. Уссури и земель къ востоку отъ нея до моря (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. 25, 1859, Отд. II [Изсл. и Матер.], стр. 226, 233). Его же, Путеш. по окраин. Русск. Азіи и зап. о нихъ, С. Петерб. 1868, стр. 86.

[3]) So scheint es z. B. **Beresin** (Очеркъ русск. портовъ въ Татарск. прол. и Японск. морѣ. — Морск. Сборн. 1861, № 1, Ч. неоф., стр. 162), **Plaxin** (Приморск. Область Восточн. Сиб. — Военн. Сборн. 1869, № 12, стр. 193, 196), **Bolschef** (ll. cc.) u. A. ergangen zu sein.

Die kleinen, aber reissenden Flüsse Pä und Jaï, die von Süden her vereint in den Kidsi-See münden, sind, wie ich bei einem Besuch dieser Gegend im Juni 1856 erfuhr, von Orotschen bewohnt, welche zum Sommer nach der Meeresküste ziehen. Den Kidsi-See, der nur eine grosse Seitenausbuchtung des Amur-Stromes ist, und damit also auch den Amur selbst, erreichen sie aber nicht, denn kurz vor der Mündung des Pä liegt an demselben das Oltscha-Dorf Pädane. Die südwärts folgenden Flüsse, der Miäta, der zwischen den Dörfern Pulssa und Ssamachagdu in den Amur mündet, und der Chelasso oder Sselasso, sind unbewohnt und bieten nur Gebirgsstrassen, auf denen im Winter handeltreibende Oltscha vom Amur zu den Orotschen am Jaï und Tumdshi ziehen. Am viel ansehnlicheren, reissenden Chongar geht die Orotschen-Bevölkerung weit abwärts. Nach den Angaben der Golde aus dem an der Mündung dieses Flusses in den Amur gelegenen gleichnamigen Dorfe, giebt es an demselben nur noch drei Golde-Dörfer, von denen das letzte, Hadshal, drei bis vier Sommer- oder eine Wintertagereise vom Amur entfernt ist 1). Weiter aufwärts, wo der Chongar noch reissender wird, beginnt mit dem Dorfe Ultur schon das Orotschen-Gebiet, in welchem es an diesem Flusse, bis zur Mündung des Uldji in denselben, noch fünf Orotschen-Dörfer giebt 2). Der ebenfalls reissende Naiche- oder Da-Fluss 3) und sein aus der Nähe der Chongar-Quellen kommender Zufluss Munanu sollen, ebenfalls nach Angabe der Golde, nur in ihrem oberen, im Gebirge gelegenen Laufe von Orotschen, im unteren hingegen von Golde bewohnt sein 4). Der zum Ussuri fallende Kij-Fluss scheint nur zeitweise von Orotschen besucht zu werden. Als ich am 5./17. August 1855 an seiner Mündung vorbeifuhr, sah ich zahlreiche Orotschen-Böte den Fluss herabkommen. Ihre Inhaber waren vom Poor gebürtig und schlugen auf der Rückkehr dahin ihre Zelte zeitweise am Ussuri auf. Am Poor 5) sollen die Orotschen nicht eher als etwa 60 Werst von der Ein-

---

1) Die beiden anderen Dörfer sind: Cherole mit einer und Goarmo mit zwei Jurten, wie auch Hadshal; alle drei am rechten Ufer des Chongar gelegen.

2) Nach Angabe der Golde wird Ultur, das aus 3—4 am rechten Ufer des Chongar gelegenen Jurten besteht, nur im Sommer von den Orotschen bewohnt, während im Winter seine Bewohner nach den beiden nächsten der weiter aufwärts liegenden Chongar-Dörfer ziehen. Diese sind: Odome mit einer und Ui-odome mit zwei Jurten, beide am linken Ufer gelegen, Pir am rechten Ufer mit einer Jurte, Dshigdana, das seine Bewohner im Sommer ebenfalls nach Ultur schickt, und Uldji mit einer Jurte, beide am linken Ufer gelegen. Weiterhin ist der Chongar unbewohnt.

3) Auf den Karten stets unter dem Namen «Dondon»-Fluss angegeben. Bei den Golde hörte ich für ihn ausser den oben angeführten Namen auch die Bezeichnung «Ssera».

4) Es wurden mir hier die Golde-Dörfer Jauka und Dulala genannt, während viel weiter oberhalb die Orotschen-Orte Sserachssa und Bera liegen sollten.

5) Von den Eingeborenen hört man diesen Fluss auch «Fola» und «Choora» oder «Chooro» nennen, welche Bezeichnungen man auch bei Maack, Wenjukoff u. Przewalskij findet. (Маакъ, Путеш. по долинѣ р. Уссури, С. Петерб. 1861, стр. 11, 53. Венюковъ, Обозр. р. Уссури и земель къ вост. отъ нея до моря.— Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. 25, 1859, Отд. II, стр. 104. Пржевальскій, Пут. въ Уссур. краѣ, стр. 43).

mündung des Flösschens Kcheten-dahan in denselben anzutreffen sein[1]). Von da ab halten sie sich aber sowohl an diesem Flusse selbst, wie an vielen seiner Zuflüsse, so an der Korssona u. a., theils umherstreifend, theils in festen Sitzen auf[2]). Dort, an den oberen Zuflüssen des Poor, finden sich unter ihnen auch schon einige sesshafte Chinesen ein, deren Zahl südwärts am Ussuri und seinen Zuflüssen im Allgemeinen mehr und mehr wächst. Der Biki und der Ima oder Ema, mit seinem grossen Nebenflusse Waku, fallen mit Ausnahme ihres unteren Laufes ganz in das Gebiet der Orotschen; am Waku z. B. liegt, stromaufwärts gegangen, die erste Orotschen-Wohnung, die Jurte Peile, in der Entfernung von etwa 65 Werst von seiner Einmündung in den Ima, die ihrerseits ganz nahe vom Ussuri sich befindet. Doch bewohnen oder durchstreifen die Orotschen besonders die Gegend an dem oberen Laufe der genannten Flüsse und ihren Zuflüssen, gemeinschaftlich mit zahlreichen Chinesen[3]). Am Ussuri selbst endlich liegt die Grenze zwischen den Orotschen und den Golde an der Einmündung des Daubiche[4]): bis dahin, aufwärts gegangen, wohnen an demselben Golde, von dort ab Orotschen, beide und besonders die letzteren hier mit noch zahlreicheren Chinesen untermischt. Nach Wenjukof ziehen sich die Golde auch noch eine Strecke am Daubiche aufwärts, doch gehören die Quellen desselben wiederum den Orotschen an[5]); nach Wassiljef hingegen gehört den Golde nur das Dorf Ssjangssau an der Mündung des Daubiche, während höher hinauf ausschliesslich Chinesen wohnen[6]). So fällt die Westgrenze des Orotschen-Gebietes keineswegs mit der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Amur und Ussuri einerseits und des Nordjapanischen Meeres andererseits zusammen[7]), sondern verläuft durchweg westlich von derselben. Ihr Verlauf lässt deutlich den alpinen Charakter des gesammten Verbreitungsgebietes der Orotschen erkennen. Das waldbewachsene Küstengebirge, Ssichota-alin, durchzieht dies Jägervolk in seiner ganzen Länge von Nord nach Süd, und an den wildreichen Abdachungen desselben breitet es sich beiderseits so weit aus, als es günstiges oder aber ihm nicht streitig gemachtes Terrain findet: nach Osten bis zum nahen Meere, nach Westen bis in die Nähe des Amur und Ussuri, die es jedoch nicht erreicht, da ihm dort mächtigere Nachbaren, Oltscha und Golde, den Weg vertreten.

---

[1] Nach Korsun, s. Будищевъ, Опис. лѣс. частей Приморск. обл. (Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ. Кн. IX и X, Иркутскъ 1867, стр. 366).

[2] Korsun, l. c. Венюковъ, Обозр. рѣки Уссури. (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. 23, 1859, Отд. II, стр. 191, 193).

[3] Korsun, l. c. p. 378. Wenjukof (l. c. p. 198) hielt noch dafür, dass es am Biki nur Orotschen, keine Chinesen gebe. Spätere Reisende trafen dort ebenfalls welche an. So soll nach Korsun l. c. p. 364 der auch von Orotschen am meisten bewohnte Theil dieses Flusses derjenige sein, in welchem das chinesische Dorf Tschamudyndsa liegt.

[4] Von der Daubiche-Mündung an aufwärts hört der Name Ussuri auf: der grössere der Flüsse, der den Daubiche von links aufnimmt, heisst nunmehr Ulache und von der Einmündung des Fudsi oder Lifudin in denselben an aufwärts — Ssandogu.

[5] Венюковъ, Обозр. рѣки Уссури, стр. 233. Будищевъ, Опис. лѣс. част. Приморск. обл. стр. 128, 129; Пржевальскій, Путеш. въ Уссур. краѣ, стр. 93.

[6] Маакъ, Путеш. по дол. р. Уссури, стр. 38.

[7] Im oberen Ussuri-Gebiet glaubte Maximowicz das Küstengebirge oder die Wasserscheide zwischen dem Ussuri und dem Meere auch als Völkerscheide zwischen Golde und Orotschen ansehen zu dürfen (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. 1861, Кн. III, Смѣсь, стр. 8).

Wie an der Meeresküste die **Orotschen**, so grenzen längs der Hauptader des Amur-Landes, dem Amur-Strome, an die **Giljaken** nach Süden die **Oltscha** an. Die **Oltscha** oder **Mangunen**, wie sie von den Russen genannt werden[1]), sind ein reines **Amur-Volk**, das seine Wohnsitze, die Bai de Castries als einzigen Punkt an der Meeresküste abgerechnet, nur am Amur, zwischen den **Giljaken** im Norden und den **Golde** im Süden hat. So scharf und leicht sie aber von ihren beiderseitigen Amur-Nachbaren sich unterscheiden lassen, von jenen durch ihre grundverschiedene, tungusische Sprache, von diesen durch dialektische Eigenthümlichkeiten, wie durch manche, später zu erwähnende Züge in ihrer äusseren Haltung und Lebensweise, so ist doch ihre Abgrenzung gegen dieselben bisher von keinem der vielen Reisenden, die den Amur auf- oder abwärts und also durch das ganze an dieser Hauptstrasse gelegene **Oltscha**-Gebiet gegangen sind, auch nur annähernd richtig erkannt worden. Bald sehen wir ihr Gebiet auf ein Minimum reducirt[2]), bald und noch häufiger verschwinden sie gänzlich, indem sie mit den **Giljaken** schlechtweg zusammengeworfen werden[3]). Sieht man von den wenigen oben erwähnten, in das **Giljaken**-Gebiet vorgeschobenen **Oltscha**-Dörfern[4]) ab, so bilden die nur in geringer Entfernung von den letzten giljakischen Wohnsitzen am Amur, Chjare und Tlals, gelegenen Orte Tentscha am rechten und Uchtr am linken Stromufer die Nordgrenze des **Oltscha**-Gebietes[5]).

---

[1] Eine Erklärung dieses Namens, wie aller übrigen im Amur-Lande vorkommenden Völkernamen, wird später gegeben werden.

[2] So bei **Sawerbejef** (Опис. плав. по р. Амуру съ ген.-губерн. Восточн. Сибири въ 1854 г. — Зап. Спб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ. Кн. III, С. Петерб. 1857, стр. 72, 74), der die **Golde** erst bei Dshai aufhören und bei Kidsi schon die **Giljaken** beginnen lässt. Es bliebe alsdann für die **Oltscha** nur etwa das Dorf Gauwne am Amur übrig. Dieser Irrthum, dass die Eingeborenen von Kidsi und der Umgegend **Giljaken** seien, wiederholt sich bei den russischen Schriftstellern fast durchweg; so bei D. **Romanof** (Очеркъ сообщенія между зал. де-Кастри и р. Амуромъ. — Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. 23, 1859, Отд. II (Изсл. и Матер.), стр. 131—138); bei J. **Meves** (Грузъ изъ Спб. въ Амурск. страну. — Отеч. Зап. Т. CXLVIII, стр. 281), der Kidsi das Hauptdorf der **Giljaken** nennt; bei Dr. **Plaxin** (Приморск. обл. Восточн. Сиб. — Военн. Сборн. 1860, № 12, стр. 494), der die **Giljaken** von Ssofijsk (Dshai) beginnen und ausser am Amur und am Ochotskischen Meere auch über den Amgunj und einen Theil der Meerenge der Tartarei sich ausbreiten lässt, u. s. w. Bei Letzterem werden übrigens die Amur-Völker so durcheinander geworfen, dass **Mangunen** und **Managiren** als synonyme Bezeichnungen erscheinen. Auch der Amerikaner **Bush** (Reindeer, dogs and snow-shoes, London 1872, p. 77, 86—89) hält die Anwohner des Kidsi-Sees für **Giljaken**. Selbst **Boschnjak**, der ganz richtig bemerkt, dass beim Dorfe Uchtr eine scharfe Grenze zwischen den **Giljaken** und **Mangunen** liegt, indem jene nur unterhalb desselben wohnen, mit dem genannten Dorfe aber, stromaufwärts gegangen, die letzteren beginnen (Экспед. въ При-амурск. край. — Морск. Сборн. 1859, № 1, Ч. неоф., стр. 123), kann nicht umhin, an einem anderen Orte (М. Сб. 1859, № 3, Ч. неоф., стр. 200) dennoch von «**Kidsi-Giljaken**» zu sprechen.

[3] **Pargatschewskij** (Поѣздка внизъ по р. Амуру, отъ Николаевск. поста до Усть-Стрѣлочн. караула, совершенн. въ 1856—57 гг. — Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. 21, 1857, Отд. II (Изсл. и Матер.), стр. 161, 163) kennt z. B. die **Oltscha** gar nicht, sondern lässt die **Giljaken** von der Mündung des Amur-Stromes bis nach Adi reichen und von dort ab die **Golde** beginnen. Ebenso Dr. **Sperk** (Географо-патологическіе очерки Вост. Сиб. — Медико-топографич. Сборн. С. Петерб. 1870, стр. 68), der den **Giljaken** sogar den ganzen unteren Amur von der Mündung des Ussuri an einräumt. Auch **Th. Busse** (Очеркъ условій земледѣлія въ Амурск. краѣ. — Зап. для чтенія изд. Н. **Трубниковымъ**. Авг.—Дек. 1860) übergeht die **Oltscha** schlechtweg.

[4] Tschylwi, Tyr und Kaberazhach, s. oben pag. 16.

[5] **Permikin** (Путев. журн. плав. по р. Амуру отъ Усть-Стрѣлочн. караула до впад. ея въ Татарск. прол. — Зап. Спб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Кн. II, С. Петерб. 1857, стр. 61) hielt fälschlich dafür, dass die **Giljaken** von Pulj an nordwärts beginnen und also auch die Dörfer Tentscha und Uchtr (Ochto) bewohnen. Ebenso hielt er die Bewohner von Tyr für **Giljaken** (l. c. p. 67), während es **Oltscha** sind.

Die Südgrenze aber, gegen die Golde, geben das grosse Dorf Adi am rechten und das kleine Dorf Kulgu am linken Amur-Ufer ab[1]. Das uns schon seit den Reisen des Japaners Mamia Rinsô bekannte Kidsi liegt also fast genau in der Mitte des ganzen Oltscha-Gebietes, und die weite Ausbuchtung, durch welche sich dort der Amur-Strom dem Meere bis auf wenige Werste nähert, der sogenannte Kidsi-See, öffnet den Oltscha von diesem ihrem Mittelpunkte aus eine natürliche Strasse zur Meereskäste nach der Bai de Castries. So umfasst das ganze Verbreitungsgebiet der Oltscha nur etwa anderthalb Breitengrade am Amur-Strome. In die Nebenflüsse des Amur verbreiten sich die Oltscha, von den Handelsreisen abgesehen, nicht über ihre Mündungen hinaus; auch giebt es in ihrem Gebiet keine Amur-Zuflüsse von irgend erheblicher Grösse. Es ist also das Oltscha-Gebiet eines der kleinsten Völkergebiete im Amur-Lande. Zudem trifft man in demselben oft einzelne versprengte Familien aus den Nachbarvölkern. Seitens der Giljaken ist dies weniger der Fall[2]. Um so mehr aber von Seiten der den Oltscha stammverwandten Golde. So gehörte zur Zeit meiner Reisen im Amur-Lande das eine der beiden das Dorf Dyra oder Dere bildenden Häuser einem Golde; desgleichen die an der Mündung des Flusses Chelasso liegende Jurte Chywwunda; in dem wenig oberhalb des letzteren gelegenen Dorfe Ssamahagdu wohnten ebenfalls einige Golde; ja, im Februar 1855 besuchte ich selbst vom Mariinskischen Posten aus eine unweit von demselben am Kidsi-See im Entstehen begriffene Golde-Ansiedelung. Was die Golde zum Auswandern in das Oltscha-Gebiet treibt, ist nicht etwa Mangel an Raum in den eigenen Grenzen, sondern der Druck, den sie dort von Seiten der Mandshu zu erleiden haben. Da die faktische Herrschaft der letzteren am Amur-Strome so weit sich erstreckt, als das Golde-Gebiet reicht, so findet umgekehrt ein Einwandern der Oltscha in dieses ihr Nachbargebiet nicht statt, und nirgends findet man dort versprengte Oltscha-Familien, geschweige denn ganze Niederlassungen, wie wir sie im giljakischen Gebiete kennen gelernt haben.

So klein das Oltscha-Gebiet, so ausgedehnt ist hingegen dasjenige ihrer südlichen Nachbaren, der **Golde.** Dieses umfasst nicht bloss den Amur-Strom von den Oltscha-Grenzen bis zum Sungari, sondern reicht auch mehr oder weniger weit an den rechten Zuflüssen des Amur, insbesondere am Ussuri und Sungari hinauf und überschreitet endlich an manchen Punkten auch das linke Amur-Ufer. Die nördlichsten Golde-Dörfer am Amur, von denen ab, stromaufwärts gegangen, reines Golde-Gebiet beginnt, sind Tschiutscha am rechten und Köurmi am linken Stromufer, beide in geringer Entfernung von den oben genannten letzten Oltscha-Dörfern gelegen. Die Südgrenze der Golde am Amur-Strome bildet die Sungari-Mündung. Oberhalb derselben wird der Amur oder, wie ihn die Mandshu von dort an nennen, der Sachali nur zeitweise, im Sommer der Jagd und des Fischfanges wegen von Sungari-Golde besucht[1]; den Amur-Golde, wie allen übrigen unteren Amur-Völkern, ist hingegen der Zutritt zum Sachali mandshurischerseits untersagt, und ein militärischer Posten in Dshangdshu an der Sungari-Mündung hat unter Anderem auch auf die strenge Einhaltung dieses Verbotes zu wachen. Am Amur allein nehmen somit die Golde eine Strecke ein, die mehr wie doppelt so lang als das ganze Oltscha-Gebiet ist[2]. Aber sie beschränken sich, wie gesagt, nicht bloss auf diesen Strom, sondern gehen auch über seine beiden Ufer hinaus. Zwar sind die beiden grössten Zuflüsse, die der Amur innerhalb des Golde-Gebietes linkerseits erhält, der Gorin und der Kur, nur an ihrer unmittelbaren Mündung von Golde bewohnt, während ihr mittlerer und oberer Lauf anderen tungusischen Völkern, den Samagirn und Kile gehören; allein etwa halbwegs zwischen diesen beiden Flüssen breitet sich der Bolang-See (goldisch «Nor-chywwo»)[3] — vielleicht auch nur eine weite seitliche Ausbuchtung des Amur-Stromes, wie der Kidsi-See, die Ssatgu-Seen u. a. — aus, in welchen zahlreiche kleinere Flüsse münden, und unter diesen hat der grösste, der Ssedsemi, eine verhältnissmässig dichte Golde-Bevölkerung[4]. In Beziehung zum Amur wäre dies also der westlichste Punkt, den die Golde erreichen.

---

[1] Gleich wie die Nordgrenze des Oltscha-Gebietes, so wird auch die Südgrenze desselben, gegen die Golde, durchweg falsch angegeben. So heisst es z. B. im Berichte Tschichatschof's, eines der ersten Reisenden, die das Oltscha-Gebiet betraten, dass es, stromabwärts gegangen, erst von Chywwunda an beginne (s. das posthume Werk Newelskoi's «Подвиги русс. морск. офиц. на крайн. востокѣ Россіи», 1849 — 55 г. стр. 163). Anderer, noch fehlerhafterer Angaben ist oben (p. 20, Anm. 2) schon Erwähnung gethan.

[2] Oben (p. 16) ist der im Oltscha-Dorfe Aure beständig wohnhaften Giljaken bereits gedacht worden.

Ihre Ostgrenze, den Orotschen gegenüber, am Chongar, Naiche-Fluss und am Ussuri haben wir oben bereits kennen gelernt. Am letzteren sahen wir die Golde bis zur Mündung des Daubiche und vielleicht auch eine Strecke diesen Fluss aufwärts, jedoch nicht bis an die Quellen desselben reichen, welche von Orotschen bewohnt werden. Vom Daubiche geht die Südostgrenze der Golde an den Lefu, einen Zufluss des Kengka-Sees (oder Chanka der russ. Karten), und an diesen See selbst[5], wo sie jedoch, ebenso wie am ganzen oberen Ussuri, mit zahlreichen **Chinesen** (**Man-dse**) untermischt sind. Der Verlauf der Westgrenze der **Golde**-Bevölkerung im Ussuri-Gebiet lässt sich noch nicht genau bestimmen, da das Land an den linken Zuflüssen des Ussuri noch wenig bekannt ist. Jedenfalls scheinen die **Golde** an diesen Flüssen nur wenig über die Mündungen hinauf zu reichen und alsdann zerstreut wohnenden **Chinesen** den Platz zu räumen. Am Ssungatschi, dem einzigen Abfluss des Kengka-Sees zum Ussuri, liegt nur eine **Golde**-Hütte, Chyichyl, etwa auf der halben Länge seines Laufes[1]). Ueber den Muren wissen wir in dieser Beziehung noch nichts. Am Noor scheint die Grenze der **Golde**-Bevölkerung noch am weitesten nach Westen zu reichen, weil hier eine Strasse nach Ssan-ssin an den Sungari führt[2]). Wie dem aber auch sei, immer giebt der Ussuri eine Hauptader goldischer Bevölkerung im Amur-Lande ab, und nirgends sind die **Golde** vielleicht seit jeher so zu Hause gewesen wie hier. Wir werden im Verlaufe unserer Betrachtungen historische Thatsachen kennen lernen, welche diese Ansicht unterstützen und das Ussuri-Land als die eigentliche Heimath der **Golde** erscheinen lassen.

---

[1] So traf ich Sungari-Golde, die angeblich aus dem Dorfe Lachao kamen, am Amur oberhalb der Sungari-Mündung, an einem Orte, der mir Kudjurko genannt wurde, in Sommerzelten, von deren einem weiter unten eine Abbildung gegeben werden soll.

[2] Die meisten russischen Reisenden hielten nur einen Theil dieses Raumes für Golde-Gebiet, und zwar nicht immer denselben, so dass sich ihre Angaben bisweilen in keinem Punkte decken. So lasst z. B. Dr. Sperk (l. c. p. 68) die Golde nur von der Sungari- bis zur Ussuri-Mündung, Dr. Plaxin (l. c. p. 193) hingegen nur von der Ussuri- bis zur Gorin-Mündung wohnen. Kein Wunder daher, wenn ihnen die Golde-Bevölkerung auch nur äusserst gering erscheint («крайне ничтожное населеніе» Sperk, l. c.). Andere vindicirten hingegen den Golde auch noch einen grossen Theil des Oltscha-Gebietes; so Ssewerbejef (s. oben, p. 26, Anm. 2).

[3] «Chywwo» heisst «See».

[4] Ein Golde des Dorfes Maji, der ehemals selbst am Ssedsemi sesshaft gewesen, nannte mir nicht weniger als neun, allerdings kleine, an diesem Flusse gelegene Dörfer. Sie sind nach meinem Tagebuch, flussaufwärts gegangen, folgende: Dshuang, Ssafareüne, Chyraizu, Pudjimoda, Bogdamu, Chulu, Ssomomu, Ehare und Dshafta.

[5] Венюковъ, Обозр. р. Уссури и пр. (Вѣстн. Геогр. Общ., Ч. 23, 1858, Отд. II, стр. 205); его-же, Путеш. по окр. Русск. Азіи, 1868, стр. 37. Анносовъ, Озеро Ханкай и его ближайш. окрестн. (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. 1861, Кн. II. Отд. Изсл. и Матер. стр. 116). Ф. Буссе, Очеркъ услов. землед. въ Амурск. кр. (Зап. для чтенія, издав. Трубниковымъ, Авг.—Дек. 1869, стр. 116, 117). Nach den Angaben, die ich von den Golde des unteren Ussuri einsammelte, sollten am Kengka-See ihre nur wenig zahlreichen Landsleute in fünf Dörfern zerstreut wohnen. Wenjukof giebt (a. a. O.) die Golde-Bevölkerung am Kengka-See nur auf fünf Familien an. Anossof erwähnt

Lange nicht so weit als am Ussuri reicht die **Golde**-Bevölkerung am Sungari hinauf. Ja, an diesem nimmt sie einen verhältnissmässig nur geringen Theil seines untersten Laufes ein[3]). Mit etwa 13 oder 14[4]), zum Theil sehr ansehnlichen, aber meist im Weidengebüsch versteckt gelegenen Dörfern zieht sie sich ausschliesslich am rechten Sungari-Ufer fort[5]), bis sie mit dem Dorfe Indamo ihre Grenze erreicht[6]). Von dort ab folgen nur mandshurische und chinesische Dörfer und in einer nicht allzuweiten Entfernung, an der Mündung des Churcha in den Sungari, auch die erste mandshu-chinesische Stadt, Ssan-ssin oder Ilan-hala, wie sie die **Mandshu**, und Itsche-choton, wie sie die **Golde** und nach ihnen auch die übrigen Völker des unteren Amur-Landes nennen. So grenzen hier die **Golde** unmittelbar an ihre nächsten Stammverwandten und gegenwärtigen Beherrscher[7]), die **Mandshu** und die im Gebiete dieser letzteren fast noch zahl-

---

(a. a. O.) eines **Golde**-Dorfes an der Mündung des Lefu in den Kengka-See. Jedenfalls ist der beständige Aufenthalt von **Golde** am genannten See unzweifelhaft, während **Wassiljef** (Ханкайск. край. — Морск. Сборн. 1861, № 6, Ч. неоф., стр. 188) der Ansicht war, dass sie nur besuchsweise an denselben kommen und alsdann von den **Chinesen** aufgenommen werden.

[1]) **Маакъ**, Путеш. по долинѣ р. Уссури, С. Петерб. 1861, Т. I, стр. 63.

[2]) **Maack**, l. c. p. 66.

[3]) Nach **Maximowicz** (Nachricht vom Sungari-Fluss. — Bull. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb. T. IV, p. 231; Mél. biolog. tirés du Bull. T. IV, p. 30) reicht das **Golde**-Gebiet etwa 240 Werst den Sungari hinauf.

[4]) **Maximowicz** (l. c.) giebt die Zahl der **Golde**-Dörfer am Sungari, Dshangdshu an der Mündung desselben nicht mitgerechnet, auf 13 an, zählt aber selbst 14 mit Namen auf.

[5]) Nach Aussagen, die ich von den **Amur-Golde** erhielt, sollten am Sungari sämmtliche **Golde**-Dörfer am rechten Ufer liegen. Dies bestätigten die Angaben von **Maximowicz** und von **Barabasch**, welcher Letztere den Sungari weithinauf befahren hat (s. dessen Сунгарійск. экспед. 1872 г. — Военный Сборн. 1874, № 2, стр. 328); ja, nach Ersterem (l. c.) dürfen sogar die **Golde** das linke Sungari-Ufer nicht bewohnen.

[6]) **Maximowicz**, Bull. l. c. p. 233, 241; Mél. biolog. T. IV, p. 39, 67. **Barabasch** (l. c.) lässt die **Golde** bis zum Dorfe Dsan-mu-sso reichen, doch ersieht man aus einer anderen Angabe desselben (l. c. p. 320), dass dies nicht sowohl das letzte goldische, als vielmehr das erste chinesische Dorf ist. Auch klingt dieser Name nicht goldisch, wohl aber wie das nach **Maximowicz** 1—2 Werst oberhalb Indamo gelegene erste **Mandshu**-Dorf «Dijamssa» in chinesischer Aussprache.

[7]) Seit der Besitznahme des Amur-Landes durch die Russen ist dies natürlich nur noch zum Theil der Fall.

reicheren und culturhistorisch jedenfalls wichtigeren Chinesen an. Dieser Umstand, so wie die Lage des Golde-Gebietes an den drei ansehnlichsten Strömen des Amur-Landes, dem Amur, dem Sungari und dem Ussuri, und nicht minder auch die grosse Ausdehnung desselben, verleihen den Golde im ethnographischen Bilde des Amur-Landes eine so hervorragende Stellung und eine für den Charakter des Ganzen so wesentliche Bedeutung, wie sie kein anderes Volk dieses Landes beanspruchen kann.

Verlassen wir die Hauptader des Amur-Landes und gehen wir westwärts über dieselbe hinaus, so begegnen wir noch drei tungusischen Völkern, die ihre Sitze an den drei grössten linkerseits zum unteren Amur fallenden Flüssen, dem Amgunj, dem Gorin und dem Kur haben. Das nördlichste von ihnen, das im Nordosten an die Giljaken grenzt, sind die Negda oder Nigidalzen und Neidalzen, wie sie von den Russen genannt werden[1]). Ihr Verbreitungsgebiet wird fast ganz durch das Flusssystem des Amgunj bestimmt, denn über dieses hinaus findet man nur einzelne wenige vorgeschobene Posten derselben. Von einem dieser Posten ist oben schon die Rede gewesen: es sind die Niederlassungen der Negda an den Seen Orell und Tschlja und dem sie verbindenden Flussarme[2]). Da es immerhin beständige, durch keinen Zwischenraum mit anderer Bevölkerung vom Amgunj-System getrennte Wohnsitze dieses Volkes sind, so müssen wir sie als die äusserste Nordostgrenze des Negda-Gebietes bezeichnen. Etwas anders verhält es sich mit dem nordwestlichsten Punkte, an welchem die Negda angetroffen worden sind. Middendorff und später Boschnjak lernten nämlich mehrere Familien dieses Volkes kennen, die ihren beständigen Wohnsitz an dem Platze Burukan am Tugur hatten[3]). Da dies ein Ort ist, wo Leute verschiedener Nationalität, russische Rennthier-Tungusen, jakutische Kaufleute, gelegentlich vielleicht auch Giljaken, des Handels wegen zusammenkommen, so dürfen wir auch die wenigen Negda dort nur als Fremdlinge betrachten. Gehen doch, wie wir oben sahen[4]), einzelne Individuen dieses Stammes des Robbenschlags wegen bisweilen auch an den Tugur- und Ulban-Busen am Ochotskischen Meere. Ueberschreitet man aber die schmale Wasserscheide, welche den Tugur von einem Zufluss des Amgunj, dem Nemilen, trennt, so gelangt man in ganz unzweifelhaftes Negda-Gebiet. Es ist dies der wegen seiner geringen Breite von den beiderseitigen Eingeborenen als Schleifweg für ihre Kähne benutzte Uebergang von Ukakyt, den auch Middendorff zurücklegte, um im Flussgebiet des Amgunj die Bekanntschaft des

---

[1]) Middendorff (Reise in den äuss. Norden und Osten Sibiriens, Bd. IV, p. 1523 ff.) schreibt «Nigidal». In Newelskoi's Berichten über seine und seiner Gefahrten Thätigkeit im unteren Amur-Lande in den Jahren 1849 bis 1855 (Подвиги русск. морск. офиц. на крайн. вост. Россіи. Посмертн. зап. Адмир. Невельскаго, С. Петербургъ 1878) werden sie durchweg «Neidälzen» genannt. Wir werden auf diese Namen und noch einige Variationen derselben im folgenden Abschnitt zurückkommen.

[2]) S. oben p. 16.

[3]) Middendorff, Reise in den Norden und Osten Sibiriens, Bd. IV, p. 182. Бошнякъ, Эксп. въ При-амурск. краѣ. — Морск. Сборн. 1859, № 2, Ч. неоф., стр. 333.

[4]) S. oben p. 18.

Negda-Volkes zu machen. In der That traf er es am oberen Nemilen in festen Wohnsitzen, die in so fern einen vorgeschobenen Posten desselben bildeten, als der Nemilen in seinem weiteren Verlaufe bis zum Amgunj und dieser wiederum bis zwei Tagereisen unterhalb der Einmündung des Amal in denselben unbesiedelt sein sollten, so dass die **Negda** vom Nemilen nicht weniger als sechs Tagereisen Bootfahrt durch unbewohntes Gebiet bis zu ihren nächsten Landsleuten am Amgunj hatten [1]). Gewiss sind es eben jene Handelsbeziehungen zu den **Rennthier-Tungusen** und **Jakuten** am Tugur, welche die **Negda** bewogen haben, trotz des noch grossen Raumes am Amgunj, der Hauptader ihres Gebietes ihre Wohnsitze bis an den oberen Nemilen vorzuschieben. Die Continuität der sparsamen **Negda**-Bevölkerung wird dabei jedoch durch kein anderes Volk unterbrochen, und so fällt die Nordwestgrenze ihres Gebietes mit der Wasserscheide zusammen, welche das Flusssystem des Amgunj von dem des Tugur trennt. Aehnlich verläuft auch die Südgrenze desselben, denn sie wird von der Wasserscheide zwischen dem Amgunj und Gorin gebildet. Trotz jener Oeden am unteren Nemilen und am Amgunj unterhalb des letzteren, ziehen sich die **Negda**-Sitze am oberen Amgunj, oberhalb der Nemilen-Mündung, und am Oldshekan, dem Abfluss des Tschuktschagir-Sees zum Amgunj fort [2]). Ueberschreitet man hingegen südwärts die Wasserscheide, so betritt man am Eworon-See und am Gorin das Gebiet der **Samagirn** [3]). Doch soll von den neun Geschlechtern, in welche die **Negda** nach **Middendorff**'s Erkundigungen zerfallen, das eine, die **Muktagern**, unter den **Samagirn** wohnen [4]). Ostwärts endlich erstreckt sich das **Negda**-Gebiet längs dem Amgunj bis zur Mündung desselben in den Amur. Auf den niedrigen, von Weidengebüsch bewachsenen Inseln, welche die Amgunj-Mündung verdecken, habe ich beim Vorüberfahren zahlreiche Jurten der **Negda** gesehen. Hier grenzen also die **Negda**, wie am Orell- und Tschlja-See, an die **Giljaken**, deren nächste Dörfer am linken Amur-Ufer jedoch in weiter Entfernung von der Amgunj-Mündung liegen [5]). Fast genau gegenüber der letzteren befinden sich aber jene in das Gebiet der **Giljaken** vorgeschobenen **Oltscha**-Dörfer, von denen oben die Rede gewesen, und daher liegt es nahe anzunehmen, dass bei der Wahl dieser Ansiedelungspunkte im fremden Lande den **Oltscha** die Nähe eines stammverwandten Volkes, der Negda, und damit die Aussicht auf leichte, gewinnbringende Verkehrs- und Handelsbeziehungen maassgebend waren. Im Ganzen liegt also das Negda-Gebiet zwar in naher Berührung mit den Gegenden am Stanowoi-Gebirge und den nächsten Flussgebieten des Ochotskischen Meeres, doch bleibt es mit seiner Hauptader, seiner Gesichtsseite dem Amur-Strome zugewandt, und dem entsprechend trägt es auch in ethnographischer Beziehung, trotz mancher Berührung seines Volkes mit russischen Rennthier-Tungusen, jakutischen Händlern u. s. w., im Allgemeinen doch nur den Charakter einer Dependenz des Amur-Landes.

---

[1]) **Middendorff**, Reise etc., Bd. IV, p. 1523.

[2]) **Schmidt** (Histor. Ber. etc. l. c. p. 131) nennt am oberen Amgunj die **Negda**-Dörfer Huidshan und Nilan, letzteres an der Mündung des gleichnamigen Flusses, am Oldshekan das **Negda**-Dorf Baniku.

[3]) **Schmidt**, l. c. Der Eworon-See ist derselbe, der auf der Karte zum I. Bande meines Reisewerks, nach den Nachrichten von **Boschnjak** und **Tschichatschof**, die diese Gegenden bereist haben, unter dem Namen Samager-See eingetragen ist.

[4]) Die übrigen acht sind nach **Middendorff**: Ajunkan, Altschakal, Toro[illegible]kon, Tschuktschager, Njassekagr, Ud-dan, Tschemakogir und Tapkal; die letzteren sollten schon am Amur, die To[illegible]mkon hingegen am weitesten den Amgunj hinauf wohnen. Siehe dessen Reise etc. Band IV, pag. 1523.

[5]) Wenn **Newelskoi** in seinem oben erwähnten posthumen Werke (Подвиги русс. морск. офиц. etc. p. 130, 132, 140, 163, 170 u. a.) theils nach den Berichten der von ihm ausgesandten Officiere, theils nach Aussagen von Eingeborenen, auch von **Negda** spricht, die mit den **Oltscha** (**Mangunen**) zusammen am Gorin, am Amur unterhalb Chywwunda, in Kidsi, in der Bai de Castries u. s. w. wohnen, so beruhen diese fehlerhaften Angaben nur auf dem Umstande, dass man damals die **Negda** unter allen tungusischen Stämmen des Amur-Landes zuerst kennen lernte und die anderen, ihnen benachbarten und von ihnen nur dialektisch verschiedenen Völker noch nicht zu unterscheiden verstand.

In noch höherem Grade ist Letzteres mit dem zweiten der an den linken Zuflüssen des Amur-Stromes wohnhaften tungusischen Völkern, den **Samagirn** oder Samagern, wie wir sie auch genannt haben[1]), der Fall. Wie das Negda-Gebiet durch den Amgunj, so wird dasjenige der Samagirn durch das Flusssystem des Gorin bestimmt. Ausserhalb des letzteren trifft man sie wohl nur mehr oder weniger versprengt und in der Fremde. So war zur Zeit meiner Reise der Inhaber einer Jurte im Oltscha-Dorfe Pulj am Amur ein Samagir. Etwas anders mag es sich vielleicht mit der Gegend am Udyl-See verhalten. Da dieser See im Oltscha-Gebiet in den Amur mündet, so liegt es nahe, in seinen Anwohnern Angehörige dieses Stammes zu erwarten. Zum Theil mag es auch richtig sein. Doch sind mir ausdrücklich auch die Samagirn als Anwohner desselben genannt worden, und da die Mündung des Sees in den Amur dem Dorfe Pulj gegenüber liegt, so mag auch die Ansässigkeit jenes Samagirn in dem genannten Dorfe für das Vorhandensein von Samagir-Sitzen am nahen Udyl-See sprechen. Andererseits erzählten mir die Giljaken des Dorfes Patt von Handelsreisen, die sie zum Udyl-See machen, um von den Anwohnern derselben, die sie Rdhy nannten, verschiedenes Pelzwerk, an dem sie reich seien, einzutauschen[2]). Unter dem Namen «Rdhy» und «Rdhyngu» verstehen aber die Giljaken, wie ich aus anderen Angaben entnehmen muss, die Negda. Beide Völker sind jedenfalls nahe verwandt mit einander und werden vielleicht giljakischerseits nicht immer von einander unterschieden; vielleicht sind aber auch beide am Udyl-See zu finden[3]). Für die Samagirn läge übrigens an diesem See, wenn sie dort wohnen, ihre Nordostgrenze, und es liesse sich alsdann die seltsame Analogie

---

1) S. den 1. Bd. dieses Werkes. Nach der hier angenommenen Schreibart müssten wir diesen Namen, um das harte *s* in demselben wiederzugeben, «Ssamagir» schreiben, was jedoch der Kürze wegen unterbleiben soll, nachdem es hier ein für allemal vermerkt worden ist.

2) Die Giljaken bezeichneten mir auch die am Udyl-See gelegenen Dörfer der Rdhy; es sind: Koltschom, Kiltschirn und Tentscha, alle drei ansehnlich, das letztere aus vier Jurten bestehend. Der letztere Name ist gleichlautend mit demjenigen eines am rechten Amur-Ufer der Mündung des Udyl-Sees schräg gegenüber liegenden Oltscha-Dorfes.

3) Lieut. Boschnjak ist im Sommer 1852 am Udyl-See gewesen und spricht in seinem betreffenden Reisebericht auch von den dortigen Eingeborenen, ohne jedoch ihre Nationalität zu bezeichnen. Auch er lernte dort drei Dörfer kennen, deren Namen er ähnlich wiedergiebt, wie ich sie oben nach giljakischen Angaben mitgetheilt habe: Ssoljangsa, Ssiltschurn und Tentscha. Vrgl. Романовъ, Экспед. въ При-амурск. край (Морск. Сборн. 1859, № 1, Ч. неоф., стр. 124).

in der Begrenzung ihres Verbreitungsgebietes und desjenigen der **Negda** nicht verkennen, dass nämlich beide Völker ihre Sitze aus dem ihnen eigenen Flusssystem nach einem oder mehreren, östlicher oder nordöstlicher gelegenen, ebenfalls zum Amur mündenden Seen vorgeschoben hätten. Den **Samagirn** erwüchse aber daraus noch der Vortheil, dass sie dort einen Weg hätten, auf welchem sie ihre Jagdausbeute mit Umgehung der sie bedrückenden **Mandshu** und **Chinesen** an die nördlichen, freien Amur-Völker, die **Oltscha** und **Giljaken** absetzen könnten. Vielleicht hat daher dasselbe Motiv, welches die **Golde** zum Auswandern in das **Oltscha**-Gebiet bestimmt, die **Samagirn** an den Udyl-See getrieben[1].

Wie dem aber auch sei, immer bleibt das eigentliche Gebiet der **Samagirn** das Flusssystem des Gorin. Oben haben wir schon die Nordgrenze desselben gegen das **Negda**-Gebiet kennen gelernt, die mit der Wasserscheide zwischen dem Gorin und Amgunj zusammenfällt. Auch nach Westen, gegen das Bureja-Gebirge hin, wie nach Süden, zum Flusssystem des Kur, scheint es mit der respectiven Wasserscheide seinen natürlichen Abschluss zu finden. Doch fehlt es uns darüber noch an positiven Nachrichten. Was ich bei meinem Besuch der **Samagirn** im Winter 1855 in Erfahrung bringen konnte, ist, dass sich die dichteste Bevölkerung nicht den oberen Gorin selbst, sondern einen rechten, also wohl von Westen oder Südwesten kommenden Zufluss desselben, den Chui, hinaufzieht. An diesem wurden mir nicht weniger wie zehn, von 1—6 Jurten zählende Dörfer der **Samagirn** genannt[2]. Bemerkenswerth endlich ist die Ostgrenze des **Samagirn**-Gebietes, zum Amur hin. Ich lernte sie auf der erwähnten Winterreise kennen[3]. Die Mündung des Gorin in den Amur ist von **Golde** besetzt: dort liegt ihr Dorf Bitschu. Weiter den Gorin hinauf giebt es keine **Golde**-Dörfer mehr. Dennoch liegt das erste **Samagirn**-Dorf, Ngagha am Gorin, nicht eher als etwa 120 bis 130 Werst Entfernung von Bitschu[4]. Zwischen den beiden Völkern bleibt also ein weiter Raum unbewohnten Landes liegen — ein waldiges, wildreiches Terrain, das beiden zum Jagdrevier dient. Ich stiess dort zu wiederholten Malen auf winterliche Jagdzelte (sogen. Alko's) zunächst der **Golde**, die selbst aus weit entlegenen Dörfern am Amur hinkommen[5], alsdann, etwa halbwegs, auf ganz ähnliche Jagdzelte der **Samagirn**, bis endlich die zerstreuten Sommerwohnungen der **Samagirn** von Ngagha und ein paar Stunden später auch das gleichnamige Winterdorf selbst vor mir lagen. Was mag der Grund zu so scharfer Scheidung der Wohngebiete so nahe verwandter Völker sein? Haben doch am Amgunj die **Negda** ihre Wohnsitze bis an den Amur vorgeschoben, wo sie unmittelbar, nur über den Strom weg, an ein ihnen fremdes Volk, die Giljaken grenzen. Der Unterschied zwischen hier und dort besteht jedoch darin, dass dort freie Völker wohnen, während hier, im Golde-Gebiet, die Mandshu herrschen, deren Macht sich allerdings auch den Gorin hinauf Bahn gebrochen hat. Es mag daher die Furcht, ihren Bedrückern gar zu nahe zu kommen, die Samagirn von der Verbreitung bis zum Amur zurückgehalten haben.

---

[1] Lieut. **Boschnjak** (Экспед. въ При-амурск. край. — Морск. Сборн. 1859, № 2, Ч. неоф., стр. 331) lässt die **Samagirn** auch an dem unteren Laufe des Amgunj bis zum Dorfe Kewritin und erst von dort aufwärts die **Negda** wohnen; allein mir scheint diese Angabe auf einer Verwechselung beider Stämme zu beruhen, oder aber durch zeitweisen Aufenthalt von **Samagirn** am Amgunj veranlasst zu sein.

[2] Es sind folgende: Kukulekt, Chuinda, Jamektanka, Zonginka mit je 2 Jurten, Kondonka mit 6, Serrochjanka und Zorgunka mit je 3, Churadjaka mit 2, Cheroko mit einer und Kadakado mit 2 Jurten.

[3] S. meinen Reiseber. im Bull. de la classe physico-mathém. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb. T. XIV, pag. 189; Mél. phys. et chim. tirés du Bull., T. II, pag. 132, 133.

[4] Ich legte diese Strecke im Hundeschlitten auf der Hinfahrt in 2¼, auf der Rückfahrt, unter günstigeren Verhältnissen, in 2 Tagereisen zurück.

[5] So z. B. aus Onmoi, Chongar, ja sogar aus Zollgal, das etwa 130 Werst oberhalb Bitschu am Amur liegt.

Das dritte und letzte Volk der grösseren linken Zuflüsse des unteren Amur-Stromes sind die **Kile** am Kur. Von keinem der Amur-Völker sind jedoch die Nachrichten so spärlich wie von diesem. Selbst der Name «Kile» ist ungenügend, denn es ist dies nur eine von den Chinesen entstellte tungusische Allgemeinbezeichnung, deren Etymologie wir später besprechen werden. Kein Reisender hat noch die Kile am Kur besucht, ja, es ist nicht einmal die Gegend, wo dieser ansehnliche Fluss den Amur erreicht, immer richtig angegeben worden. Maack lässt ihn z. B. bei Poddale, also unterhalb des Chongar in den Amur münden[1], während er doch etwa 1½ Breitengrade südlicher davon und nur wenig nördlich vom Ussuri seine Mündung hat. Diese liegt aber am niedrigen linken Amur-Ufer, in einem entlegenen Arme des mächtigen, verzweigten Stromes, durch zahlreiche mit Weidengebüsch bewachsene Inseln verdeckt, so dass die in der Regel dem hohen rechten Ufer entlang gehenden Reisenden ihrer unmöglich ansichtig werden können. Auch mir entging sie, obgleich ich mich auf meiner Rückreise vom Ussuri nach Nikolajevsk, im Sommer 1855, meist an das mir noch unbekannte linke Amur-Ufer hielt. Nur das in diesem Theile des Amur-Laufes den Horizont west- und nordwestwärts begrenzende Wanda-Gebirge, in welchem der Kur seinen Ursprung nimmt, kann keinem Reisenden entgehen. Dass ich gleichwohl auf dieser Reise einige, wenn auch spärliche Kunde von der Existenz des Kile-Volkes am Kur erhielt, verdanke ich den Mittheilungen der Golde in den der Kur-Mündung benachbarten Amur-Dörfern. Nach ihren Angaben bewohnen die der Sprache nach nur wenig von ihnen verschiedenen Kile[2] den Kur und seine Zuflüsse. Den Kur hinab erstreckt sich ihr Gebiet bis an dessen Mündung, wo noch ihr Dorf Ssäwan- oder Ssiwan-Gauwne zwischen den Golde-Dörfern Inminda im Süden und Kozja im Norden liegt. Wie weit es flussaufwärts reicht, habe ich nicht erfahren können, doch sollte ein Dorf der Kile, Ssäfandu, noch oberhalb des in den Kur fallenden Urmi-Flusses liegen[3]. Auch lässt sich aus dem Umstande, dass die Kile gute Jäger und reich an Pelzwerk sein sollen, mit ziemlicher Gewissheit der Schluss ziehen, dass sie sich nicht bloss auf den im Tieflande gelegenen unteren Lauf des Kur beschränken, sondern auch den oberen Lauf und die Zuflüsse desselben bis an das wildreiche Wanda-Gebirge wenn auch nicht beständig bewohnen, so doch als ihr eigenstes Jagdgebiet durchstreifen. Und somit wird das Kile-Gebiet am Flusssystem des Kur wohl auch seine natürliche Begrenzung haben.

---

[1] Маакъ, Путеш. на Амуръ, соверш. по распоряж. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ. въ 1855 г. С. Петерб. 1859, стр. 197.

[2] Eine kleine Probe dieser dialektischen Verschiedenheit mögen die von mir gesammelten und im I. Bande dieses Werkes mitgetheilten Bezeichnungen der Thiere bei den Kile liefern.

[3] Zwischen den beiden genannten Kile-Dörfern sollten am Kur noch folgende sich befinden: Chyja-manga (d. h. «starke Strömung»), Iwu, Adi, Kusinaho.

Soweit die Völker des unteren Amur-Landes. Als Grenze für den unteren Amur haben wir dabei die Sungari-Mündung angenommen. Und in der That spielt der Sungari in ethnographischer Beziehung für das ganze untere Amur-Land eine sehr wichtige Rolle: vom Sungari geht der mandshu-chinesische Einfluss aus, der sich bis in die fernsten Theile des unteren Amur-Landes Bahn gebrochen hat; über den Sungari hinaus in den Amur vorzudringen, ist den unteren Amur-Völkern mandshu-chinesischerseits streng untersagt; alle Fäden des Handels, des Verkehrs, der Tributzahlung u. s. w. knüpfen sie daher nicht an den mittleren und oberen Amur, den bei den Mandshu sogenannten «Sachali», sondern an den Sungari[1]). Jenseits des Sungari betreten wir daher eine andere ethnographische Provinz des Amur-Landes, deren Völkerschaften denjenigen des unteren Amur-Landes zwar meistens stammverwandt, aber doch fremd sind. Auch sind diese beiden ethnographischen Provinzen des Amur-Landes längs der Hauptader desselben durch weite unbewohnte Gebiete von einander getrennt: es sind dies die niedrigen, grasreichen Prairien am Amur gleich oberhalb der Sungari-Mündung, in denen man nur ab und zu auf die konischen Zelte zum Fischfang herangewanderter Sungari-Golde stösst, sowie die steilen Felsgehänge des vom Amur in reissender Strömung durchschnittenen Bureja-Gebirges. Erst am Westfusse dieses Gebirges beleben sich wieder die Amur-Ufer. Halten wir uns zunächst an dieselben, um von dort aus die räumliche Vertheilung der Völker auch im mittleren und oberen Amur-Lande näher kennen zu lernen.

Das erste Volk, dem wir am Amur oberhalb des Bureja-Gebirges begegnen, sind die **Biraren.** Schon gegen den Westabhang dieses Gebirges hin kann man auf einzelne Zelte der Biraren stossen. Mir ist es zwar nicht passirt, aber nach Radde, der im Bureja-Gebirge einen Winter zugebracht hat, machen sie meistens den von links in den Amur mündenden unteren Ditschun-Fluss zur Grenze ihrer Jagdzüge, und zuweilen, wenn auch selten, dehnen sie dieselben auch bis unterhalb des Golin-Baches aus[2]). Da es zum grössten Theil ein von der Jagd lebendes und daher umherstreifendes Volk ist, so lernen wir hier zugleich die Ostgrenze seines Gebietes kennen. Nur wenig westlicher, am U-Flusse, schneidet die Ostgrenze des Biraren-Gebietes auch das rechte Amur-Ufer. An diesem Flusse sollen nämlich beständig einige Biraren-Familien wohnen, zu denen vom Sungari aus über das Gebirge handeltreibende Dauren kommen[3]). Zahlreicher, wenn auch immer sparsam, ist die Biraren-Bevölkerung in der Prairie gleich oberhalb des Bureja-Gebirges. Unter dem Einfluss ihrer westlichen Grenznachbaren, der Dauren, Mandshu und Chinesen, nimmt sie dort einen sesshafteren Charakter an. Grössere und kleinere, mit Gemüsegärten versehene, von Feldern umgebene Biraren-Dörfer liegen dort bald am linken, bald am rechten Amur-Ufer bis über die Bureja-Mündung hinaus. Das letzte dieser Dörfer, das ich stromaufwärts gegangen antraf, war das am rechten Amur-Ufer gelegene Kadagan, auf welches mehrfache, einzeln liegende Häuser gewerbtreibender Chinesen und alsdann das daurische Dorf Chormoldin folgten. Bei Kadagan haben wir also schon die Westgrenze des Biraren-Gebietes am Amur, welches somit zwar beide Ufer dieses Stromes, aber nur auf der verhältnissmässig geringen Strecke von etwas oberhalb der Bureja-Mündung bis in das Bureja-Gebirge hinein umfasst. Auch ist dies nur ein kleiner Theil des gesammten Biraren-Gebietes, das hauptsächlich an den auf dieser Strecke von links in den Amur sich ergiessenden grösseren Flüssen, am Aar und besonders an der Bureja, dem Njuman-bira[1]) der Eingeborenen, und ihren Zuflüssen sich ausbreitet.

---

[1]) S. meinen Reiseber. im Bullet. de la cl. physico-mathém. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb. T. XV, p. 213; Mél. russes tirés du Bull., T. III, p. 319, 330.

[2]) G. Radde, Bericht über Reisen im Süden von Ost-Sibir., im Auftrage der Kais. Russ. Geogr. Gesellsch. ausgeführt in den Jahren 1855 bis 1859 (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, herausgeg. von Baer u. Helmersen, Bd. XXIII, St. Petersburg 1861, p. 320 und das Kärtchen zu p. 312).

[3]) Radde, l. c. p. 319.

Im Flusssystem der Bureja gehen die Biraren weit nach Norden, ja sie überschreiten es sogar nach Westen und halten oder hielten sich wenigstens früher auch am oberen Ssilimdshi und seinen Zuflüssen auf. So berichtete schon Pojarkof, der Führer des ersten russischen Streifzuges an den Amur, nach der Rückkehr von demselben (1646), dass am oberen Ssilimdshi (Ssilimba) zahlreiche Birar-Tungusen wohnen[2]). Später (1681) erwähnte ihrer der Ssyn bojarskij Ignatij Milowanof auch weiter abwärts am Ssilimdshi, indem er berichtete, dass an der Mündung dieses letzteren in die Dseja daurische Leute von ihnen Tribut für die chinesische Krone erheben[3]). Zur Zeit von Middendorff's Reise hielten sich «Byral-» oder «Bural-Tungusen», wie er die Biraren nennt, in ständigen Wohnsitzen an der Byssa, einem Nebenfluss des Ssilimdshi, am Elge, einem Zufluss der Byssa, u. s. w. auf, ja, er spricht von Byral-Tungusen, die des Sommers in Kähnen den Ur, einen rechten Nebenfluss der Dseja, weit hinauf gingen und so dem Stanowoi-Gebirge sich näherten[4]). Es wäre jedoch falsch, wollte man an den angegebenen Orten die Nordgrenze des Biraren-Gebietes annehmen. Offenbar liegt einigen dieser Angaben eine Verwechselung der Biraren mit anderen tungusischen Stämmen, namentlich mit ihren nächsten Grenznachbaren, den Manägirn, zu Grunde. Sagt doch Middendorff selbst, dass einer dieser Bural, falls er ihn richtig verstanden, zum Stamme der «Manigirj» sich zählte, ein anderer, an der Bureja, als «Guragr» sich bekannte[5]). Auch fügt er der Angabe Milowanof's über die «Birjär-Tungusen» des oberen Ssilimdshi hinzu: «richtiger vielleicht Guragr; gehören zum Stamme der Manegirj»[6]). Ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen, schon aus dem Grunde, weil sie eine fernere Verwechselung der sogen. Guragr mit den Manägirn involvirt. Im Gegentheil kommt es mir sehr wahrscheinlich vor, dass an dem den rechten Zuflüssen der Bureja so sehr genäherten oberen Ssilimdshi ebenfalls Biraren wohnen. Desgleichen mögen sie sich am Elge und an der Byssa aufhalten, die einerseits nicht weit von mehreren

---

[1]) «Bira» oder «bera» heisst in der Sprache der Biraren, Golde u. a. tungusischen Völker so viel wie «Fluss».

[2]) Дополн. къ актамъ историч., собр. и издан. археогр. коммис. Т. III, С. Петерб. 1848, стр. 53.

[3]) Отписка стольнику Воеводѣ И. Д. Войкову отъ посланн. въ 1681 г. для обозрѣнія Амура сына Боярскаго Игн. Милованова, mitgetheilt von Spasskij: Свѣд. Русск. о рѣкѣ Амурѣ въ XVII стол. (Вѣстн. Русск. Геогр. Общ. Ч. VII, 1853, Отд. Изслѣд. и Матер., стр. 40, 41).

[4]) Middendorff, Reise etc. Bd. IV, p. 167, 1503.

[5]) L. c. p. 1503. Dass die Bezeichnung «Guragr» sehr wahrscheinlich auf die Kile vom Kur zu beziehen ist, werde ich später darthun.

[6]) L. c. p. 167. Ussolzef nennt die Biraren an der Bureja durchweg «Manägern»; s. Шварцъ, Подробн. отч. о результ. изслѣд. Математ. Отд. Сибирск. Экспед. Имп. Русск. Геогр. Общ., С. Петерб. 1864, 1, стр. 31.

Bureja-Zuflüssen, andererseits gewissermassen auf dem Wege von der Bureja und ihren Hauptzuflüssen nach dem von allen dortigen Gebirgsnomaden des Handels wegen zeitweilig besuchten Orte Inkanj[1]), im Dseja-System, liegen. Was hingegen die Anwohner des Ur betrifft, so sind diese sicherlich keine **Biraren**, sondern **Manägirn** — ein nahe verwandter tungusischer Stamm, von dem sogleich die Rede sein wird.

Wie dem übrigens auch sei, genau die Gebiete der **Biraren**, der **Manägirn** und ihrer nördlichen Nachbaren, der russischen **Rennthier-Tungusen** vom Stanowoi-Gebirge, gegen einander abzugrenzen, ist nicht wohl möglich. Als Jäger führen sie alle ein umherstreifendes, nomadisches Leben: wo reiche Jagdausbeute sich erwarten lässt, da dringen sie vor, unbekümmert ob aller politischen Grenzen, und bewährt sich die Erwartung, so nehmen sie an dem Orte wohl auch einen längeren und bleibenderen Aufenthalt, mögen sie sich dabei von ihren Stammgenossen noch so sehr entfernt und in ein Gebiet begeben haben, das Andere aus Prioritätsgründen für das ihrige anzusehen pflegen. Daher denn auch die mancherlei Zusammenstösse und Reibungen zwischen ihnen, bei denen es, wie **Middendorff** erzählt[2]), nicht immer bei Drohungen bleibt, sondern auch zu Thätlichkeiten kommt und Schiessgewehre abgenommen, Reit- und Lastthiere erschossen werden u. s. w. Die traktatmässig zwischen Russland und China festgesetzte Grenze, das Stanowoi-Scheidegebirge, ist dabei für die gegenseitige Gebietsabgrenzung der bis vor Kurzem noch chinesischen **Biraren** und **Manägirn** einerseits und der russischen **Rennthier-Tungusen** andererseits keineswegs maassgebend. Zwar dürften die ersteren den Südabhang dieses Gebirges nicht überschreiten, aber um so weniger bleiben die letzteren auf den Nordabhang desselben beschränkt, sondern dringen vielmehr über das Gebirge hinweg an der Bureja wie an der Dseja tief in das vermeintlich chinesische Gebiet vor. **Middendorff** theilt aus eigener Erfahrung viele Fälle der Art mit. So traf er am Kebeli, einem Nebenfluss des zur Bureja mündenden Niman, vier sesshafte Familien russischer **Tungusen**[3]); an der Mündung des erstgenannten Flusses wohnte wiederum ein russischer **Tunguse**[4]); andere waren den Tyrmi hinabgezogen bis fast zur Bureja[5]). **Schmidt** traf eine russische (christliche) **Tungusen**-Familie sogar 40 Werst unterhalb der Mündung des Tyrmi in die Bureja: sie war in Udskoi Ostrog angeschrieben, hatte aber hier, am Flusse Malmalty, ihr Jagdrevier, das sie seit langer Zeit besuchte[6]). Ja, nach den von **Ussolzef** bei den **Biraren** (bei ihm «**Manägern**») eingesammelten Nachrichten, nomadisiren die russischen **Tungusen** — welche er übrigens schlechtweg «**Orotschonen**» nennt — an der Bureja mit ihren Rennthieren bis zum Orte Schewaki, etwa 14 Tagereisen von der Mündung dieses Stromes. Weiter abwärts können sie mit den Rennthieren nicht kommen, weil sie dort kein Futter für ihre Thiere finden, allein in Rindenkähnen streifen noch Manche von ihnen bis zur Bureja-Mündung hinab[7]). Im Gefolge der **Tungusen**, oder aber dieselben mit sich fortlockend, ziehen auch unternehmende handeltreibende Jakuten über das Stanowoi-Gebirge und lassen sich bisweilen auch für längere Zeit im chinesischen Gebiet an der Bureja oder Dseja und deren Nebenflüssen nieder. Middendorff rechnete zusammen, dass zu seiner Zeit gegen 25 von Jakutsk ausgehende Händler bald diesseits, bald jenseits des Dseja- und Bureja-Gebirges in Bewegung waren[1]. An dem oben erwähnten Vereinigungsorte der Biraren, Manägirn und russischen Tungusen am Inkanj wohnte ein Jakute beständig; andere kamen zeitweise mit verschiedenen Waaren und Lebensbedürfnissen von Jakutsk wie von Udskoi Ostrog hin. Nicht minder sassen welche neben und mit den Tungusen am Kebeli und Niman, ja, am ersteren Orte war ein Jakute bereits seit sechs Jahren ansässig. Middendorff's jakutischer Führer (Wantscha) hatte selbst vor 18 Jahren den Jorach, einen Nebenfluss der Bureja, besucht. Ein anderer Jakute (Trofim), mit dem er eine Zeit lang zusammen wanderte, war vor 26 Jahren sogar die Bureja hinabgeschwommen bis 60 Werst oberhalb ihrer Mündung, wo er auf einen chinesischen Wachtposten stiess[2]. Wie den russischen Tungusen die Jakuten, so gehen andererseits den chinesischen Biraren und Manägirn die Dauren nach. In gleichem Handelsinteresse wie jene begeben sie sich vom Amur aus die Bureja, die Dseja und ihre Zuflüsse hinauf. Ja, in früheren Zeiten sollen sie häufig den Ssilimdshi bis zum Inkanj hinauf gegangen sein[3]. Durch das Ineinandergreifen der Gebiete jener tungusischen Stämme bedingt, findet hier also eine Begegnung auch dieser weit auseinander wohnenden Völker statt. Wir werden auf diese beiderseitigen Handelsreisen und Handelsbeziehungen später bei Gelegenheit noch zurückkommen, hier musste ihrer vorübergehend gedacht werden, um den unbestimmten Charakter der Völkergrenzen in diesem Theile des Amur-Landes in seinem vollen Umfange hervortreten zu lassen. Das Stanowoi-Gebirge, eine Wasserscheide der umfassenden Flusssysteme des Amur und der Lena, ist eben keine Völkerscheide, und darum ist es, trotz aller Traktate, auch politisch nur eine unhaltbare Grenze gewesen.

---

[1] **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 180.

[2] Reise etc. Bd. IV, p. 1303.

[3] Reise etc. Bd. IV, p. 167.

[4] L. c. p. 180.

[5] L. c. p. 166, Anmerk. 1.

[6] **Schmidt**, Histor. Ber. etc. p. 167.

[7] **Шварцъ**. Подробн. отч. о резулът. изслѣд. Математ. Отд. Сибирск. Эксп. Геогр. Общ. Вд. I, стр. 31.

Bestimmender für die gegenseitige Vertheilung der in Rede stehenden Völker, zum wenigsten im Grossen und Ganzen, ist vielleicht ein anderes Moment, auf welches Middendorff mit Recht aufmerksam macht[4]. Ist beiden, den russischen Tungusen vom Stanowoi-Gebirge wie den chinesischen Biraren und Manägirn an der Bureja und Dseja, die Jagd eine gleich unumgängliche Existenzbedingung, indem sie ihnen Nahrung und Mittel zur Befriedigung aller übrigen Lebensbedürfnisse bietet, und nöthigt die Jagd diese wie jene zum Umherstreifen und Wandern im Gebirge, so besteht doch zwischen beiden der Unterschied, dass die russischen Tungusen vom Stanowoi-Gebirge sich dabei zum Reiten und Lasttragen des Rennthieres, die chinesischen Biraren und Manägirn aber des Pferdes bedienen: jene sind Rennthier-, diese Pferde-Tungusen. Jenen bieten daher die hochgelegenen Gebirgswaldungen mit ihrem dicken Moosteppich, diesen die grasreichen Prairien, die sonnigen Vorberge und breiteren Thalgründe günstigere Bedingungen zum Wandern wie zum Aufenthalte dar. Wo diese oder jene Natur entschieden vorherrscht, da fällt das Land gewissermassen von selbst demjenigen Volke anheim, dessen Bedürfnissen es entspricht. Nur wo beide Naturen sich mehr oder weniger begegnen und durchdringen, auf subalpinem Terrain, kann auch eine häufigere Begegnung der in Rede stehenden Völker stattfinden und ein andauernder Kampf um den Besitz des fraglichen Bodens geführt werden. Ereignet es sich dann z. B., dass durch Ungeschick der Rennthier-Tungusen weite Nadelwaldstrecken niederbrennen, oder dass Grasbrände in der Prairie, die von den Pferde-Tungusen absichtlich, um einen üppigeren Graswuchs zu erzielen, hervorgerufen werden, sich auch über die höher gelegenen moosreichen Kiefernwaldungen ausbreiten, so werden die Rennthier-Tungusen höher in das Gebirge hinauf oder auch ganz aus der Gegend hinausgedrängt, während die Pferde-Tungusen im Gegentheil mehr Spielraum gewinnen. Die Grenze zwischen Prairie und Gebirge ist also im Grossen und Ganzen auch die natürliche Grenze zwischen den Rennthier- und den Pferde-Tungusen.

---

[1] L. c. p. 168.

[2] Reise etc. Bd. IV, p. 166, Anmerk. 1. Hingegen ist die zuerst von Billings gebrachte und weiter ausgesponnene, später von vielen Anderen wiederholte Nachricht von dem Entweichen von 6000 Jakuten über die russische Grenze in das Amur-Land (Sauer, Cap. Jos. Billings' Geogr.-astronom. Reise nach den nördl. Gegend. Russlands zur Unters. der Münd. des Kowima-Flusses etc. Aus d. Englischen, Berlin 1802, p. 367, 368) nach Middendorff nur durch Verwechselung entstanden (Sauer hatte diese Nachricht im Hause des Isprawniks Hornofskij von den Hrn. Assessoren Ewers u. Kyschkin erhalten, und hat ein solcher massenhafter Uebertritt der Jakuten in das chinesische Gebiet nie stattgehabt (s. dessen Reise etc. Bd. IV, p. 169). Ich muss dem vollkommen beistimmen, da eine solche Zahl von Einwanderern aus einem so lebenskräftigen, zähen und unternehmenden Volke, wie die Jakuten, im Amur-Lande jedenfalls sich bemerkbar gemacht hätte, während dort in Wirklichkeit, ausser jenen einzelnen Händlern, nichts von Jakuten zu spüren war.

[3] Middendorff, l. c. p. 166, Anm. 1; p. 1336.

[4] Reise etc. Bd. IV, p. 1301, 1303.

Und mit dieser Grenze fällt, wie Middendorff nachgewiesen hat[1]), ziemlich genau auch die Linie zusammen, welche durch die chinesischen Grenzzeichen gegeben ist. Trotzdem nämlich, dass durch den Nertschinsker Traktat das Stanowoi-Gebirge als Grenze zwischen dem Russischen und Chinesischen Reiche festgestellt wurde, befinden sich doch die Grenzzeichen, welche von der chinesischen Regierung errichtet worden sind und durch ihre Beamten alljährlich revidirt werden, nicht etwa auf dem Kamme dieses Gebirges, sondern weit südlicher, ziemlich am Fusse seines ausgedehnten Südabhanges und seiner zahlreichen Ausläufer zur Prairie hin. Das westlichste der von Middendorff in dieser Gegend aufgefundenen chinesischen Grenzzeichen stand am Einfluss des Gilui in die Dseja. Das nächstfolgende nach Osten hat er zwar selbst nicht besucht, doch gab ihm ein Tunguse, der es oft gesehen, die Stelle desselben an der Mündung des Mewan-Baches in die Nara, einen rechten Zufluss des Ssilimdshi, an. Am Ssilimdshi selbst sollte es ebenfalls ein Grenzzeichen geben, und zwar an der Mündung des Killer-Flusses in denselben, doch konnte Middendorff über diese Oertlichkeit nichts in Erfahrung bringen. Hingegen constatirte er wiederum selbst das nunmehr nach Osten folgende, welches bereits im Bureja-System, am Einflusse des Nimakan in den Niman steht. Von den weiter ostwärts folgenden chinesischen Grenzzeichen haben wir keine Kunde, nur soll das letzte, am weitesten nach Ost befindliche, nach Aussage der Tungusen, auf der Wasserscheide zwischen dem Tugur und Nemilen, an dem oben erwähnten Schleifwege von Ukakyt, und somit auch auf der Grenze zwischen den

[1] Reise etc. Bd. IV, p. 171—173.

russischen Tungusen und den Negda, gelegen haben. Wo die Linie dieser Grenzzeichen das Bureja-Gebirge schneidet, wissen wir nicht. Verbindet man das Grenzzeichen am Niman mit demjenigen von Ukakyt durch eine gerade Linie, so bleibt der ganze obere Lauf der Bureja und so ziemlich auch ihr ganzes Flusssystem südlich von derselben liegen. Jedenfalls verläuft sie in diesem ihrem Theile nach Nordost, während sie von den westlichsten Dseja-Zuflüssen zum Bureja-System eine südöstliche Richtung einhielt. Und damit bleiben auch alle Völker der linken Zuflüsse des unteren Amur-Stromes, die Kile vom Kur, die Samagirn und die Negda, südwärts von dieser Linie, auf der chinesischen Seite liegen. Vergessen wir jedoch nicht, dass wenn diese Grenzzeichenlinie in einem Theile ihres Verlaufes auch mit der Grenze zwischen Prairie und Gebirge, welche für die Verbreitung verschiedener Völkerstämme von Bedeutung sein kann, ziemlich zusammenfällt, sie doch selbst keine ethnographische, sondern nur eine politische Grenzlinie ist. Sie bezeichnet nur die äussersten Punkte, bis wohin die chinesische Herrschaft im Amur-Lande faktisch sich erstreckt hat, oder mit anderen Worten, bis wohin von den Eingeborenen der an China schuldige Tribut durch die chinesischen Beamten wirklich erhoben wurde. Jenseits derselben lag zwar bis zum Stanowoi-Gebirge auch traktatmässig chinesisches Land, doch mochte oder konnte vielleicht die chinesische Regierung dieses entlegene und jedenfalls nur dünn bevölkerte Gebirgsland nicht in den Bereich der regelmässig durch ihre Beamten zu bereisenden Tributländer einschliessen. Darin liegt aber keineswegs ein Beweis dafür, dass nicht dieselben Völkerschaften, welche die Bureja und Dseja bis zu jener politischen Grenzlinie bewohnen, Biraren und Manägirn, auch noch weiter nordwärts sich fortziehen sollten. Ja, wäre es sogar ursprünglich nicht der Fall gewesen und hätte die chinesische Regierung jene Zeichen genau an den Gebietsgrenzen der genannten Völker errichtet, so wäre doch diese Grenzlinie von ihnen gewiss nicht eingehalten worden, da die gewinnverheissende Jagd in den nördlicheren Gebirgsthälern und die Möglichkeit, durch Ueberschreitung jener Grenzlinie der Tributzahlung sich zu entziehen, dieselben immer nordwärts getrieben hätte.

Wir kommen nach all' dem Gesagten zu dem Schlusse, dass so weit an der Bureja und Dseja die Prairie vorherrscht, und das ist ungefähr auch bis zur Linie der chinesischen Grenzzeichen, unzweifelhaft ziemlich reines Biraren- und Manägirn-Gebiet sich ausbreitet, weiterhin aber zwar noch dieselben Völker sich fortziehen, jedoch nicht mehr allein, sondern ihr Gebiet mit russischen Rennthier-Tungusen theilend, welche zumal das höhere Gebirge und die moosreichen Gebirgswaldungen als ihr natürliches Jagd- und Wanderterrain inne haben. Die Ausbreitung der Biraren im Flusssystem der Bureja ist somit räumlich im Vergleich mit dem geringen Antheil, den sie am Amur-Strom haben, so überwiegend, dass man jenes als ihr Haupt- und eigentliches Gebiet betrachten kann. Wie wir später sehen werden, sind sie auch von dort aus an den Amur gelangt. Man kann sie daher für den oberen oder richtiger mittleren Amur gewissermassen in Parallele mit den Anwohnern der grossen linken Nebenflüsse des unteren Amur-Stromes, den Kile, Samagirn und Negda bringen.

Mit den Biraren haben wir im Obigen vielfach auch ihrer Grenznachbaren, der **Manägirn**, Erwähnung gethan. Gehen wir nun zur speciellen Besprechung ihres Verbreitungsgebietes über. Die Manägirn oder Monjagern, wie man sie ebenfalls nennen hört[1], sind nur im Norden ihres Verbreitungsgebietes, an der Dseja und ihren linken Zuflüssen unmittelbare Nachbaren der Biraren. Am Amur-Strom hingegen liegen gleich oberhalb des Biraren-Gebietes nach und durcheinander daurische, mandshurische und chinesische Dörfer, ja selbst eine Stadt, Aigun, — mit einem Worte, es folgt erst derjenige Theil des Amur-Stromes, den wir schon oben als das mandshu-chinesische Culturstück desselben bezeichnet haben. Wir überspringen ihn jetzt, um später auf denselben zurückzukommen. Der Dseja-Mündung nahe gegenüber, am rechten Amur-Ufer, liegt das letzte mandshurische Dorf, zugleich der Aufenthalt eines mandshu-chinesischen Wachtpostens. Gleichzeitig bricht auch die offene Prairie ab, und fortan säumen Gebirge das breite Thal des Amur-Stromes, hie und da näher an denselben herantretend. Von der Dseja-Mündung beginnt das Manägirn-Gebiet: die Culturlandschaft am Strome hat aufgehört, man ist wiederum in der Wildniss und wird nur ab und zu, und immer selten genug, durch ein luftiges Manägirn-Zelt oder die einsame Hütte eines chinesischen oder daurischen Holzflössers an die Anwesenheit von Menschen gemahnt[2]. Ungleich den Biraren, haben sich die Manägirn auch am Amur-Strome, unter den günstigsten Bodenverhältnissen, nicht im Geringsten dem Ackerbau und der Viehzucht zugewandt, sondern sind ihrem Nomadenleben treu geblieben. Meist halten sie sich am Amur des Fischfangs wegen auf und sind daher fast nur im Frühling und Sommer dort anzutreffen, während sie im Herbst und Winter der Jagd in den Gebirgsthälern nördlich und südlich vom Amur nachgehen. Als ich im Jahre 1856 von Ende August bis Anfang October (neuen Stiles) den Amur durch das Manägirn-Gebiet aufwärts zog, stiess ich öfters auf verlassene Wohnstätten und Lagerplätze der Manägirn, mit nackten Zeltgerüsten, ringsum abgeweidetem Grase u. s. w., aber nur selten gelang es mir die Bewohner selbst noch anzutreffen. Da auch die unmittelbaren westlichen Nachbaren der Manägirn am Amur, die Orotschonen, ein ähnliches Jagd- und Nomadenleben führen, so ist die Ermittelung der Grenzen zwischen den Verbreitungsgebieten dieser beiden Völker sehr schwierig. Ganz falsch ist die Angabe Iakinf's, dass die Manägirn das rechte, die Orotschonen das linke Ufer des Amur von Ustj-Strelka an abwärts bewohnen[3].

---

[1] S. dieses Werkes I. Bd.

[2] Gerstfeld (О прибрежн. жит. Амура. — Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. XX, 1857, Отд. Изслѣд. и Матер., стр. 293) lässt die Manägirn stromabwärts nur bis zur Komar-Mündung reichen; doch steht dies im Widerspruch mit einer späteren Angabe in demselben Artikel (l. c. p. 313), laut welcher es zwischen dem Komar und der Dseja ebenfalls Manägirn giebt. Maack (Путеш. на Амуръ, стр. 69, 97) meint, dass sie unterhalb der Komar-Mündung entweder gar nicht, oder nur selten zu begegnen seien. Ich habe Manägirn-Zelte sehr bald oberhalb der Dseja-Mündung gesehen, noch an demselben Tage, an welchem ich vom Dseja-Posten (dem jetzigen Blagoweschtschensk) aufgebrochen war. Aehnlich lautet Przewalskij's Angabe (s. dessen Путеш. въ Уссурійск. краѣ, p. 11). Umgekehrt dehnen Andere das Gebiet der Manägirn zu weit den Amur abwärts aus. So lässt z. B. Th. Busse (Очеркъ услов. земледѣл. въ Амурск. краѣ. — Зап. для чтенія издав. Н. Трубниковымъ, Авг.—Дек. 1869, стр. 116) sie von Albasin bis an den kleinen Chingan (Bureja-Gebirge) wohnen.

[3] Іакинѳъ, Статист. Описаніе Китайской Имперіи. С. Петерб. 1842, Т. II, стр. 1, Примѣч. Die betreffende Angabe lautet eigentlich dahin, dass man in Transbaikalien die Tungusen des rechten Amur-Ufers von Ustj-Strelka ab «Mangiren», diejenigen des linken Ufers aber «Oro-

Beide haben vielmehr ihr Gebiet am rechten und am linken Amur-Ufer, nur liegt das Gebiet der Manägirn unterhalb desjenigen der Orotschonen. Dabei reicht jenes nicht gleich weit westwärts an beiden Ufern, sondern bricht, ganz entgegen Iakinf's Angabe, am rechten Ufer früher ab als am linken. Daher ist auch die mehrfach ausgesprochene Ansicht, dass die Grenze zwischen den Orotschonen und den Manägirn am Amur bei dem ehemaligen Albasin (Jaxa der Mandshu-Chinesen) liege[1], nur zum Theil richtig. Am rechten Amur-Ufer hört nämlich das reine Manägirn-Gebiet in der That unterhalb der Albasicha, des Emur der Tungusen, auf und beginnt mit der Mündung dieses Flusses das Gebiet der Orotschonen. Während aber diese ihre Jagden nicht weiter stromabwärts ausdehnen, gehen die Manägirn im Frühling und Anfang des Sommers, des Fischfangs wegen, auch über diese Grenze hinaus und kommen, nachdem sie ihre Pferde am Niwer oder unterhalb der Albasicha zurückgelassen haben, bis an die Flüsse Monastyrskaja, Ignaschina, ja bis zur kleinen und grossen Ssestra[2]). Lässt sich nun Letzteres noch als ein blosses Hinüberstreifen in fremdes Gebiet bezeichnen, so ist es anders am linken Amur-Ufer, wo die Manägirn westwärts beständig weit über Albasin hinaus sich erstrecken. Ich habe dort ihre letzten Zelte noch oberhalb des Kotomanga-Flusses und des damals an demselben errichteten gleichnamigen russischen Postens, in der Nähe der Oldoi-Mündung angetroffen. Damit stimmen auch die Angaben Maack's und Orlof's über ihre Westgrenze überein. Ersterer lässt die Manägirn stromaufwärts bis an den Fluss Newir reichen, bemerkt aber dabei, dass sie zeitweise auch noch weiter oberhalb, z. B. an der Kotomanga, anzutreffen seien[3]); Letzterer zieht die Grenze zwischen dem Manägirn- und dem Orotschonen-Gebiet einmal den Niwer[4]) hinauf und von dessen Quelle längs dem Gebirge zur linken Oldoi-Quelle, ein anderes Mal längs dem Oldoi selbst[5]). Dass übrigens die Jagdgebiete beider Völker hier wie anderer Orten vielfach ineinandergreifen, liegt nach dem oben Gesagten in der Natur der Dinge, und nur der Umstand, dass die Manägirn zum Lasttragen und Reiten ausschliesslich das Pferd, die Orotschonen aber zumeist das Rennthier gebrauchen, mag sie vor häufigerem Aneinanderstossen bewahren. Im Ganzen ist also der Antheil, den die Manägirn am Amur-Strome haben — von der Dseja bis zum Oldoi — ein sehr ansehnlicher. Und doch kann man Tage lang reisen, ohne auch nur ein Zelt derselben anzutreffen, so gering ist ihre Zahl an diesem Strome.

Anders an den beiden grössten Zuflüssen, die der Amur auf dieser Strecke von links und von rechts erhält, an der Dseja und am Komar. Dort liegen die Hauptsitze der Manägirn. Wir haben ihre Ausbreitung an der Dseja und deren Zuflüssen, sowie ihre dortige Abgrenzung

---

tschonen» nenne. In demselben Werke, etwas später (p. 217), heisst es, der Amur sei bis Jaxa (Albasin) unbewohnt, im Gebirge aber gebe es Tungusen unter verschiedenen, von den Russen ihnen gegebenen Stammesnamen: «Minegren» und «Orotschonen».

1) Герстфельдъ, О прибрежн. жител. Амура, (Вѣстн. Геогр. Общ. Ч. XX, стр. 293). Пржевальскій, Путеш. въ Уссурійск. краѣ, стр. 11. Ѳ. Буссе, Очеркъ услов. земледѣл. въ Амурск. краѣ (Зап. для чтен. изд. Н. Трубниковымъ, Авг.—Дек. 1869, стр. 118).

2) Орловъ, Амурскіе Орочены (Вѣстн. Имп. Русскаго Геогр. Общ., Ч. XXI, 1857. Отд. II, стр. 193, 194, 196).

3) Маакъ, Путеш. на Амуръ, стр. 69, 315.

4) Auf der Karte von Schwarz (Карта рѣчн. област. Амура, южной части Лены и Енисея и остр. Сахалина, С. Петерб. 1861): Liwer.

5) L. c. p. 193, 194, 197.

gegen die Biraren und die russischen Rennthier-Tungusen oben im Allgemeinen schon angedeutet. Soweit an der Dseja, am Ssilimdshi, an der Nara, am Ur u. s. w. offene, grasreiche Prairie sich ausbreitet, ist reines, unbestrittenes Gebiet dieser Pferdenomaden. Die oben besprochene Linie chinesischer Grenzzeichen an den genannten Flüssen bezeichnet nahezu auch die Nordgrenze dieses Gebietes. Ussolzef, der einen grossen Theil des Manägirn-Gebietes bereist hat, giebt namentlich den mittleren und unteren Lauf des Ssilimdshi, sowie den Raum zwischen diesem, der Dseja, dem Depp und einem grossen rechten Zuflusse des Ssilimdshi, den er zwar nicht nennt, der aber in 2½ Tagen Reitens von der Mündung des letzteren zu erreichen sein soll und der unzweifelhaft die Nara ist, als das Gebiet an, auf welchem die verhältnissmässig dichteste Bevölkerung von Manägirn zu finden ist[1]). Doch beschränken sie sich nicht auf diesen Raum, sondern ziehen sich in geringerer Anzahl und stets mehr oder weniger zeitweise, wie es das Jagdleben mit sich bringt, die oben genannten Ströme und deren Zuflüsse hinauf bis in die Nähe des Stanowoi-Gebirges. Der Jagd auf Zobel und Eichhörnchen nachgehend, gelangen sie z. B. an den oberen Ssilimdshi und seine Zuflüsse[2]), wo sie mit russischen Rennthier-Tungusen zusammentreffen. Den letzteren müssen sie auch an der oberen Dseja und ihren rechten Zuflüssen begegnen[3]). Merkwürdigerweise stiess jedoch Ussolzef am Gilui kein einziges Mal auf Manägirn, sondern traf sie erst unterhalb des letzteren an der Dseja, von der Mündung des Moktscha-Flusses in dieselbe an[4]). Dass sie auch den Ur in Kähnen weit hinaufgehen, haben wir oben schon aus einer Nachricht Middendorff's entnehmen können[5]). An diesem Flusse, der in seiner ganzen Länge ziemlich parallel dem Amur-Strome verläuft und nur durch das Dseja-Gebirge von demselben getrennt wird, befinden sie sich auch wieder in der Nähe der linken Zuflüsse des Amur, bis zum Oldoi hinauf, an welchem ihre Grenze gegen die Orotschonen liegt.

Nimmt das Manägirn-Gebiet an der Dseja und ihren Zuflüssen den weitesten Raum ein, so soll, nach Angabe ihrer Landsleute vom Amur, die grösste Verdichtung ihrer Bevölkerung doch nicht in den Prairien an der Dseja, sondern an einem rechten Zuflusse des Amur-Stromes, am Komar oder Kumar (Komará oder Kumará der Russen) zu finden sein[6]). Dort liegen auch die beständigen Wintersitze vieler Manägirn, die zeitweise, im Frühling und Sommer des Fischfangs wegen an den Amur kommen. Doch nehmen die Manägirn nicht den ganzen Komar-Fluss ein: nur der untere Lauf desselben und vielleicht ein Theil des mittleren gehört ihnen, der übrige Theil des letzteren und der gesammte obere Lauf des Stromes wird von Dauren bewohnt[7]). In der unmittelbaren Nachbarschaft mit diesem betriebsamen, handeltreibenden Volke, das den Manägirn wie den Biraren bis in die entlegensten Theile ihrer Verbreitungsgebiete manche ihnen zum Bedürfniss gewordene Nahrungs- und Luxusgegenstände zuträgt, liegt gewiss auch der

---

[1]) Усольцевъ, Путеш. къ вершин. р. Гилюя и на р. Зею, лѣтомъ 1856 г. (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. XXII, 1858. Отд. II, стр. 156).

[2]) Ussolzof, l. c. p. 155, 156.

[3]) Maack (Путеш. на Амуръ, стр. 104, 105) spricht von Manägirn und Orotschonen im mittleren und oberen Laufe der Dseja. In den letzteren können wir nur Rennthier-Tungusen sehen. Doch darüber später.

[4]) L. c. p. 133.

[5]) S. oben p. 36.

[6]) Маакъ, Путеш. на Амуръ, стр. 69.

[7]) Maack, l. c. p. 98.

Hauptgrund zur Verdichtung der Manägirn-Bevölkerung am Komar. Auch sollen die Manägirn selbstverständlich je weiter stromaufwärts und je näher zu den Dauren, um so mehr nach Sprache und Sitte dem Einfluss der letzteren unterliegen[1]). Ob dieser Einfluss aber auch so weit geht, dass die Manägirn dort ihr Nomadenleben aufgeben und gleich den Dauren mit Ackerbau und Viehzucht sich beschäftigen, wie wir es bei den Biraren am Amur sahen, erfahren wir nicht.

Ueberblickt man nun das gesammte Manägirn-Gebiet, so lässt sich nicht verkennen, dass der Theil desselben, der am Amur liegt, so gross auch seine Erstreckung ist, doch dem Raume wie der Bevölkerungsdichtigkeit nach nur eine untergeordnete Rolle spielt und bald in einer, bald in beiden Beziehungen den Gebietstheilen am Komar und an der Dseja bei Weitem nachsteht. Die letztere ist es namentlich, die mit ihrem ausgebreiteten Flussnetz dem Raume nach das Hauptgebiet der Manägirn bildet. Wie wir daher oben die Biraren, trotz ihres Antheils am Hauptstrome, in Analogie mit manchen Völkern des unteren Amur-Landes, insonderheit als die Insassen eines linken Amur-Zuflusses, der Bureja, bezeichneten, so könnte man die Manägirn in ihrer gegenwärtigen Ausbreitung vornehmlich, wenn auch keineswegs ausschliesslich, als Dseja-Volk auffassen. Ich sage in ihrer gegenwärtigen Ausbreitung, nicht aber nach dem historischen Gange derselben, denn dieser lehrt, wie wir weiter unten sehen werden, dass sie erst später an die Dseja gelangt sind.

Das oberste Volk im Laufe des Amur-Stromes und zugleich das äusserste im Nordwesten des Amur-Landes sind die **Orotschonen.** Ihr Gebiet liegt am oberen Amur und an seinen rechten und linken Zuflüssen, erstreckt sich aber im Westen auch über das eigentliche Amur-Land hinaus, nach Daurien, ja über das Stanowoi-Gebirge hinweg bis in das Flusssystem der Lena. Die Ostgrenze desselben am Amur, den Manägirn gegenüber, haben wir oben bereits kennen gelernt: sie wird im Norden dieses Stromes vom Oldoi, im Süden von der Albasicha gebildet. Nordwärts bildet, so weit die Orotschonen dem Amur-Lande angehören, das Stanowoi-Gebirge, von den Quellen des Oldoi bis zu denen des Amasare, und westwärts Ustj-Strelka oder die Vereinigung des Argunj und der Schilka, von welcher an der eigentliche Amur-Strom beginnt, die Grenze ihres Gebietes. Wirkliche ethnographische Grenzen sind aber durch diese Localitäten keineswegs gegeben, denn auch über dieselben west- und nordwärts hinaus zieht sich dieselbe Bevölkerung fort. Nach Orlof wird das eingeborene tungusische Volk ostwärts von Bargusin, an der oberen Angara, Kitschera und bis zum Witim (incl.) schlechtweg Tungusen, dasjenige aber östlich vom Witim, an der Olekma, am Tungir, an der Njuksha, Schilka und am oberen Amur bis zum Oldoi Orotschonen genannt[2]). Dass derjenige Theil dieser letzteren, der jenseits des Stanowoi-Gebirges an den genannten Lena-Zuflüssen umherstreift, nach Sprache und Sitte irgend welche wesentliche Differenzen von den Amur-Orotschonen biete, wird uns dabei nicht gesagt und kommt mir auch durchaus nicht wahrscheinlich vor. Durch sein Lebenselement, die Jagd, und sein einziges Hausthier ausser dem Hunde, das Rennthier, das ihm zum Lasttragen und Reiten dient, auf rauhe, alpine Gegenden angewiesen, fand dies Volk am Stanowoi-Gebirge nicht nur kein Hinderniss, sondern im Gegentheil die günstigsten Bedingungen zur weiteren Ausbreitung. Die Orotschonen sind eben Rennthier-Tungusen, wie ihre mehrfach erwähnten östlicheren Stammgenossen im Stanowoi-Gebirge und am Ochotskischen Meere, und wie diese an die Bureja, den Ssilimdshi, die Dseja u. s. w. gelangt sind, so haben jene, südwärts vorrückend, den in seinem oberen Laufe dem Stanowoi-Gebirge nahe gelegenen und mit alpinem Charakter versehenen Amur-Strom selbst erreicht und eingenommen[1]). Wir werden auf diese zum Theil in ganz recenter Zeit vor sich gegangene Ausbreitung der Orotschonen später, bei Besprechung der historischen Nachrichten über die Amur-Völker, noch zurückkommen.

---

[1]) Maack, l. c. p. 98.

[2]) Орловъ, Амурск. Орочены, l. c. p. 193.

Einmal an den Amur gelangt, fanden die Orotschonen an dem von Süden an den oberen Lauf dieses Stromes herantretenden grossen Chingan-Gebirge eine zu noch weiterer Verbreitung nach Süden geeignete Bahn. Auf den waldbewachsenen Gehängen dieses Gebirges und in den Thälern am oberen Laufe der nach Westen zum Argunj und nach Osten zum Nonni hinabströmenden Flüssen streifen sie als Jäger auf kleinen muthigen Pferden, oft in Begleitung einiger sie ausbeutender Dauren umher. So traf sie Kropotkin am Ganj, einem Zufluss des Argunj, am Nomin, der zum Nonni läuft, u. s. w.[2]). Ja, wenn uns Lange erzählt, dass in den finsteren, undurchdringlichen Waldungen des Chingan-Gebirges zwischen dem Chailar u. a. Zuflüssen des Argunj und dem Jalo u. a. Nebenflüssen des Nonni «Tungusen» leben, die kein anderes Lastvieh als das Rennthier haben[3]), so können wir nicht umhin, in ihnen dieselben Orotschonen zu erkennen. So weit nach Süden reicht hier ihr Verbreitungsgebiet. Am Ostabhange des Chingan-Gebirges grenzen sie dabei an die Dauren, die ausser dem Handel mit Ackerbau und Viehzucht sich beschäftigen. Und dort haben denn auch die Orotschonen, gleich den Biraren am Amur, zum Theil eine sesshafte, auf Feldbau begründete Lebensweise angenommen. So passirte Kropotkin, nachdem er im Thale des Gujuil (auch Hujur), der zum Ganj und damit zum Nonni läuft, das erste daurische Dorf hinter sich hatte, weiter abwärts einige Dörfer sesshafter Orotschonen[4]). Damit haben sie aber auch ihren natürlichen Boden eingebüsst: es ist ihre äusserste Südostgrenze, denn am Ganj fand Kropotkin nur noch ackerbauende Chinesen und weiter nach Mergen zu Mandshu[5]).

Fasst man das gesammte Verbreitungsgebiet der Orotschonen in's Auge, so lassen sich manche Analogien mit demjenigen der Manägirn erkennen: gleich diesem erstreckt es sich zu beiden Seiten des Amur-Stromes, wobei aber der an dem letzteren selbst gelegene Theil an Raum und Bedeutung weit hinter denjenigen Gebietstheilen zurückbleibt, die sich an den Nebenflüssen desselben, und besonders den linken, ausbreiten. Mit anderen Worten, für die Orotschonen und Manägirn — und ebenso auch für die Biraren — ist der Amur, obgleich er ihre Gebiete ebenfalls durchschneidet, lange nicht eine solche Hauptader des Landes, wie für die an demselben wohnhaften Völker des unteren Amur-Landes. Und der Grund davon ist leicht einzusehen: während diese letzteren Völker ganz vornehmlich vom Fischfang leben, finden jene ihre ergiebigste Existenzquelle in der Jagd, welche sie naturgemäss dem entlegeneren Gebirge zutreibt. Je kleiner aber der Antheil der Orotschonen am Amur-Strome, um so grösser ist ihre Ausbreitung nord- und südwärts von demselben. Wir begegnen ihnen einerseits an den Nebenflüssen des Nonni und also des Sungari, andererseits über das Amur-Land hinaus an den südlichen, rechten Zuflüssen der Lena. Durch diese Verbreitung geben sie gewissermassen ein ethnographisches Bindeglied zwischen dem Amur-Lande und dem angrenzenden Ostsibirien ab. Auch sind sie, trotz des Nertschinsker Traktates, der alles Land östlich vom Argunj und von der Schilka, wo diese die Gorbiza aufnimmt, dem chinesischen Reiche zumaass, am Amur und an seinen linken Zuflüssen faktisch doch unter russischer Botmässigkeit geblieben und haben so der Ausbreitung russischen Einflusses nach dem Amur-Lande manchen Vorschub geleistet.

---

[1]) Aus der erwähnten vielfachen Uebereinstimmung der Orotschonen mit den östlicheren Rennthier-Tungusen des Stanowoi-Gebirges erklären sich die mehrfachen Nachrichten, dass an der Dseja (Маакъ, Путеш. на Амуръ, стр. 104, 105) oder gar im Bureja-Gebirge (Гамовъ, Изъ путевыхъ замѣтокъ астронома опредѣлявш. мѣстн. рр. Амура и Уссури. — Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. 1862. Кн. I, Отд. Изслѣд. и Матер., стр. 121) ebenfalls «Orotschonen» umherstreifen.

[2]) П. Кропоткинъ. Поѣздка изъ Забайкалья на Амуръ чрезъ Манчжурію (Русск. Вѣстн. Т. LVIII, 1865, Іюнь, стр. 665, 669).

[3]) Tagebuch einer im Jahre 1736 unter Anführ. des Kanzleir. Lange von Zuruchaitu durch die Mongolei nach Peking verricht. Karawanenreise, in Pallas' Neuen Nord. Beytr. Bd. II, 1781, p. 170.

[4]) L. c. p. 670.

[5]) L. c. p. 671.

Damit wäre die Reihe der eigentlichen Amur-Völker zu Ende, wir meinen derjenigen Völker, die ihre Wohnsitze im Laufe des Amur-Stromes von der Mündung bis zur Vereinigung seiner Quellflüsse, der Schilka und des Argunj, und an den vielen Zuflüssen desselben haben, mit Ausnahme jedoch eines Zuflusses, und zwar des mächtigsten von allen, der bei den Mandshu und Chinesen sogar für den Hauptstrom gilt, — des Sungari. Nur seinen untersten Lauf haben wir oben, als einen Theil des Golde-Gebietes, in Betracht gezogen. Zugleich ist auch auf die grosse Bedeutung hingewiesen worden, die er in ethnographischer Beziehung für das ganze untere Amur-Land hat, indem den Völkern des letzteren Alles, was sie bis dahin an Cultur hatten, vom Sungari und nicht vom Sachali oder oberen Amur zugetragen worden ist. Auch nach dem oberen Amur sind die wenigen Culturelemente vom Sungari aus gelangt, nur dass sie ihren Weg dahin nicht diesen ganzen Strom abwärts, sondern zumeist seinen linken Hauptzufluss, den Nonni, aufwärts und von dort nach demjenigen Theile des Amur-Stromes nahmen, den wir bereits oben das mandshu-chinesische Culturstück desselben nannten. Die Sungari-Völker nehmen somit den eigentlichen Amur-Völkern gegenüber eine höhere Stellung, gewissermassen die Stellung von Culturvölkern ein. Dies gilt zunächst und vor Allem von den Chinesen, die zwar kein eigentliches Sungari-Volk, gegenwärtig aber in der Mandshurei fast heimischer als alle anderen Völker sind; ferner, in geringerem Grade von den Mandshu und Dauren, und zuletzt und am entferntesten endlich von den Solonen. Worin die Culturelemente bestehen, die sie den Amur-Völkern zugetragen haben, werden wir später am betreffenden Orte sehen. Genug, dass sie in solchen Beziehungen zu den Amur-Völkern stehen, so wie dass sie ausser dem Sungari auch am Amur selbst vielfach festen Fuss gewonnen haben, um uns die Nothwendigkeit an die Hand zu geben, auch ihre Wohnsitze näher kennen zu lernen. Nur erwarte man hier keineswegs eine nach allen Seiten detaillirte Abgrenzung derselben, da es uns zur genauen Ermittelung der Völkergrenzen in diesem unter chinesischer Herrschaft verbliebenen und darum immer nur wenig und schwer zugänglichen Theile der Mandshurei noch sehr an eingehenden und zuverlässigen Nachrichten fehlt, und dieser Mangel um so empfindlicher ist, als andererseits die genannten Völker durch historische Ereignisse und politische Vorgänge seitens der chinesischen Regierung, wie durch die wachsende Einwanderung aus China ziemlich bunt durcheinander gewürfelt worden sind.

Am unbestimmtesten und ungenügendsten lauten die Nachrichten über die Wohnsitze der **Solonen**[1]). Wir haben nicht diejenigen zahlreichen Glieder dieses Volkes im Auge, die, sei es als Beamte, sei es als Soldaten des Achtbannerheeres, im direkten Dienste der chinesischen Regierung stehen: diese können natürlich überall vorkommen, wo es chinesische Verwaltungskörper oder Truppen giebt, in den Städten am Sungari und Amur ebensowohl wie in Peking, in der Mongolei oder am Ili. Hier kann nur von den nicht im Dienste befindlichen, ihrem Gewerbe, sei es Ackerbau, Viehzucht, Jagd oder Handel, frei nachlebenden Solonen die Rede sein, die der Regierung bloss einen jährlichen Tribut zu entrichten haben und also, nach Palladij, «Butcha-Solonen» sind oder in die Kategorie der «Butchani» (Tributpflichtigen) gehören[2]). Darin stimmen alle Nachrichten überein, dass die Solonen am Nonni ihre Wohnsitze haben; wo und wie weit aber an demselben ihr Gebiet sich erstreckt, ist aus ihnen kaum zu ermitteln, zumal sie einander mehrfach widersprechen. Die Angaben der alten französischen Missionäre lauten nur sehr allgemein[3]). Auf den Karten von d'Anville[4]) und nach ihm auch von Grosier[5]) nehmen die Solonen das rechte, die Dauren das linke Ufer des Nonni ein. Unbestimmter giebt Fischer an, der Fluss Naun oder Nonni bilde die Grenze zwischen beiden[6]). In Iakinf's statistischer Beschreibung des Chinesischen Reiches heisst es einmal, dass von den beiden Gebirgsketten, welche den Lauf des Nonni begleiten, die östliche durch das Land der Solonen, die westliche durch dasjenige der Dauren laufe[7]); an zwei anderen Stellen desselben Werkes werden hingegen

---

1) Ein für allemal sei vermerkt, dass das s in diesem Namen hart ist und dass derselbe daher nach der hier angenommenen Weise «Ssolonen» geschrieben werden müsste, was nur der Kürze wegen unterbleibt.

2) Архимандр. Палладій, Дорожн. замѣтки на пути отъ Пекина до Благовѣщенска, чрезъ Маньчжурію, въ 1870 г. (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. Т. III, 1869, стр. 420, 433, 434).

3) Da heisst es einmal, dass die dritte Provinz oder das dritte Gouvernement der chinesischen Tartarei, mit der Hauptstadt Tsitsikar, vom Nonni durchströmt und von Mandshu, Solonen und Dauren (Taguri) bewohnt werde (Du Halde, Descript. géogr., histor., chronol., polit. et phys. de l'Empire de la Chine et de la Tartarie Chinoise. Paris 1735, T. IV, p. 15). Sehr Viele aus dem Volke der Solon-tatse sollen namentlich in Niergui wohnen, einem grossen, von Tsitsikar wie von Mergen wenig entfernten und also wohl am Nonni gelegenen Dorfe (Du Halde, l. c. p. 17). An einer anderen Stelle (l. c. p. 36) giebt Du Halde nach Auszügen aus Gerbillon noch allgemeiner an, dass die «Provinz Solone von der Einmündung des Argunj in den Amur längs diesem letzteren bis etwa nach Ningula (am Churcha, einem Nebenfluss des Sungari) sich erstrecke.

4) Nouv. Atlas de la Chine, de la Tartarie Chinoise et du Thibet. La Haye 1737, № 1, 18, 23.

5) Descript. génér. de la Chine, Paris 1787, T. I.

6) Fischer, Sibirische Geschichte, St. Petersburg 1768, Bd. I, p. 406, Anm. 18.

7) Іакинѳъ, Статист. Опис. Китайск. Импер. С. Петербургъ, Т. II, стр. 8.

die Solonen als Bewohner des rechten, die Dauren als diejenigen des linken Nonni-Ufers angegeben[1]). Neueren Nachrichten zufolge ist jedoch keine dieser Angaben richtig und wohnen die Solonen an beiden Ufern des Nonni, und zwar von etwas oberhalb der Stadt Tsitsikar (dem ehemaligen Naun-choton) an, wo ihre südlichen Grenznachbaren, die Dauren abbrechen, aufwärts[2]).

So lässt sich die Südgrenze des Solonen-Gebietes noch einigermassen ermitteln. Hinsichtlich seiner Nordgrenze bleiben wir aber noch in völliger Ungewissheit. Bei Mergen verliess der Archimandrit Palladij, dem wir jene Nachricht über die Wohnsitze der Solonen verdanken, den Nonni, um über das Gebirge Ilchuri-alin an den Amur, nach Aigun und Blagoweschtschensk zu gehen. In jenem Theile des Nonni-Laufes sind die Solonen sesshafte Ackerbauer; ausserdem soll aber ein Theil dieses Volkes auch das Nomadenleben der Jäger führen. Diesen dürfte man wohl in den Gebirgen am oberen Nonni und seinen Zuflüssen begegnen. Aber wie verläuft dort ihre Grenze gegen die Manägirn der Komar-Zuflüsse, die Dauren des oberen Komar-Laufes und die Orotschonen des Chingan-Gebirges? Und wie verhalten sich überhaupt diese Völker zu einander? So lange wir das nicht wissen, lassen sich bei gleicher Lebensweise der Völker in den Angaben flüchtiger Reisenden leicht auch manche Verwechselungen erwarten, und wie die ackerbauenden Solonen für Dauren oder umgekehrt diese für jene, so können die umherstreifenden, von der Jagd lebenden hie und da für Manägirn oder Orotschonen — wo die letzteren, wie im Chingan-Gebirge, nicht des Rennthieres, sondern des Pferdes sich bedienen — oder umgekehrt diese für jene genommen worden sein. Das ist um so eher möglich, als manche Nachrichten nur auf den Angaben der Eingeborenen beruhen. Ich will nur auf ein paar Möglichkeiten der Art aufmerksam machen. Als ich bei den Golde von Sselgako am Amur, stromaufwärts gegangen, die ersten Pferde sah, wurde mir gesagt, sie rührten, gleich wie auch die Pferde am Ussuri, von den Solonen her, denen ich am oberen Amur begegnen würde. Letzteres ist nun zwar nicht geschehen, wohl aber lernte ich dort die Manägirn als Pferdehändler kennen, die ihre Waare oft weit stromabwärts bringen. Entweder lag hier also eine Verwechselung der Manägirn mit den Solonen, oder aber eine Unkenntniss der Wohnsitze dieser letzteren vor. Sollte nicht vielleicht auch ein Theil jener oben erwähnten Orotschonen, welche als berittene Jäger im Chingan-Gebirge bis weit nach Süden hinab umherstreifen sollen, Solonen sein? Wie nahe andererseits die Möglichkeit einer Verwechselung der letzteren mit den Dauren liegt, möge man z. B. aus Nachrichten wie die folgende ersehen. Lange berichtet, am Bache Tynyken oder Tynysken, einem Zuflusse des Chailar, zugleich mit Mongolen auch Solonen angetroffen zu haben, welche aus der Naun-Gegend hingekommen seien, und fügt dabei zur Erklärung, was man unter «Solonen» zu verstehen habe, hinzu: «daurische Tungusen»[3]), was jedoch, streng genommen, nur eine Umschreibung für «Dauren» wäre, da diese ebenfalls zum Tungusen-Stamm gehören. Uebrigens erfahren wir aus dieser und anderen Nachrichten, dass die Solonen ausser dem Nonni, wo sie in compakterer Menge wohnen, auch in anderen Theilen des Amur- und Sungari-Landes anzutreffen sind. Ich meine wiederum nicht als Beamten oder Soldaten im chinesischen Dienste, sondern als gewerb- und namentlich handeltreibende Leute. So ist oben schon des Handels mit Pferden gedacht worden, den sie den Amur abwärts und nach dem Ussuri betreiben sollen. Zu den Biraren im Bureja-Gebirge sollen allwinterlich ausser Dauren auch Solonen kommen, die letzteren allerdings zumeist als Beamten, die ersteren als Kaufleute[1]). Middendorff erzählten die russischen Tungusen, dass wenn ihnen von der Verwaltung zu Jakutsk längere Zeit hindurch kein Pulver abgelassen worden, sie solches zu geringem Preise von den «Solorn» bezögen. Er deutet zwar diese Angabe entweder auf einen Handelsplatz an einem der oberhalb Albasin in den Amur einfallenden Flüsschen, oder aber auf Kosaken, die aus Transbaikalien hinkämen, und meint demnach, dass es transbaikalisches Pulver sei[2]). Allein aus der ganzen Erzählung der Tungusen, wie sie Middendorff wiedergiebt, geht unzweifelhaft hervor, dass die «Solorn» kein Ort, sondern ein Volk sind, und wir werden nicht irren, wenn wir in denselben handeltreibende Solonen erkennen. Dies ist um so wahrscheinlicher, als die Solonen, bei dem unter allen Sungari-Völkern allgemeinen Gebrauche von chinesischen Luntengewehren[3]), leicht auch grössere Pulvervorräthe haben können, während die aus Sibirien in das Amur-Land hinüberstreifenden Jäger oder Kosaken damit nur kärglich versehen zu sein pflegen und den geringen, ihnen selbst so unentbehrlichen Vorrath gewiss nicht verkaufen dürften, geschweige denn gegen einen geringen Preis. Mögen sich übrigens ausser den oben erwähnten Punkten noch manche andere im Amur- und Sungari-Lande finden, wo sich beständig oder auch nur zeitweilig Solonen aufhalten, immer bleibt ihr gesammtes Verbreitungsgebiet (von den im Dienste stehenden natürlich wiederum abgesehen) nur ein sehr geringes, namentlich im Vergleich zu demjenigen ihrer unmittelbaren Grenznachbaren, der Dauren.

---

[1]) L. c. p. 6 und p. 29, Anm. *

[2]) Palladij, l. c. p. 434.

[3]) Tagebuch einer im Jahre 1736 von Zuruchaitu durch die Mongolei nach Peking verrichteten Karawanenreise (Pallas' Neue Nord. Beytr. Bd. II, 1781, p. 164).

Kein Volk im gesammten Amur-Lande, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Chinesen, hat so zerstreute Wohnsitze wie die **Dauren.** Wir haben ihrer daher auch schon zu wiederholten Malen als theilweiser Grenznachbaren der Biraren, Manägirn, Orotschonen und Solonen erwähnen müssen. Gleich wie bei den letzteren, müssen wir auch bei den Dauren, um uns einen annähernden Begriff von ihrer Ausbreitung im Amur-Lande zu bilden, von den im unmittelbaren Dienste der chinesischen Regierung stehenden Gliedern dieses Volkes absehen und nur die nicht im Dienste befindlichen, tributpflichtigen (Butchani) im Auge behalten. Mit am compaktesten scheinen die Dauren noch am Nonni und einigen seiner Zuflüsse zu wohnen. Dort, zumal in der Gegend von Tsitsikar (Nam-choton), lernten sie schon unsere älteren Reisenden, Ysbrants Ides, Lange u. A. kennen[1]). Ein neuerer Reisender, Barabasch, giebt namentlich den Theil des Nonni von Tsitsikar abwärts bis Mocholo als das Gebiet der Dauren an: es ist zwar nur eine kurze Strecke (von etwa 35 Werst), allein diese soll ausschliesslich von grossen daurischen Dörfern eingenommen sein[2]). Nach Norden grenzen also die Dauren am Nonni an die Solonen. Nach Süden beginnt von Mocholo abwärts das Gebiet eines Mongolen-Stammes, und zwar, nach dem Archimandrit Palladij, des Korloss-Aimak[3]), der sich den ganzen unteren Nonni hinab und am Sungari von Da-chutun bis zur Stadt Petune (oder Bodune) hinzieht. Diesen Mongolen sind am Nonni[4]) sowohl wie besonders am Sungari Dauren und Chinesen untermischt[5]), und beide und zumal die letzteren gewinnen den Mongolen beständig mehr und mehr Terrain ab. Denn obwohl diese von der chinesischen Regierung zum Ackerbau an den genannten Localitäten angesiedelt wurden[6]), so entspricht diese Beschäftigung und die damit verbundene sesshafte Lebensweise doch nicht ihrem angeborenen Nomadensinne. Es sind daher dort nur kleine Feldwirthschaften, die von den Mongolen, zumeist auch mit Hülfe chinesischer Arbeiter, betrieben werden: das Meiste haben die Chinesen durch Pacht oder Kauf an sich zu bringen gewusst, und unter ihrem Einfluss wandeln sich auch die Mongolen nach Sprache und Sitte meistens in Chinesen um[7]). Nur weiter westwärts ab vom unteren Nonni und Sungari, wo reine Steppe sich ausbreitet und die Mongolen ihr gewohntes Nomadenleben führen[8]), kann sich auch ihre Eigenart erhalten. So dringt dort, wo die innerasiatische Steppe in das Amur-Land vorspringt, auch der in dieser Naturform besonders heimische Volksstamm in dasselbe vor, ohne jedoch in dem Stromlande selbst festen Fuss fassen zu können. Die Mongolen bleiben dem Amur-Lande Fremdlinge, und daher können wir hier, bei Betrachtung der Amur-Völker, mit diesen wenigen gelegentlichen Bemerkungen füglich über dieselben hinweggehen.

---

[1]) Radde, im Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. XXIII, 1858, Отд. I, стр. 31, Примѣч.

[2]) Middendorff, Reise in den äuss. Norden u. Osten Sibiriens, Bd. IV, p. 1502, 1504.

[3]) A. a. O., p. 1511, spricht Middendorff auch selbst von den Solorn-Büchsen, die grossen Kalibers wären, theurer als die Erbsrohre und, wenn gut berufen, bis 200 R. das Stück geschätzt würden, — offenbar chinesische Luntengewehre.

Wie einen Theil des Nonni, so bewohnen die Dauren auch die rechten, vom Chingan-Gebirge kommenden Zuflüsse desselben, den Jalo[9]), den Gujuil[10]) u. a., vielfach mit ackerbauenden Chinesen untermischt. Wir haben sie dort bereits am Ostfusse des Chingan-Gebirges als die Nachbaren der unter ihrem Einfluss, oft in ihrem Dienste stehenden Orotschonen kennen gelernt. Wie weit sie sich aber dabei nordwärts erstrecken und wo und wie sie an die Solonen grenzen, ist bisher unbekannt. Reicht etwa ihr Gebiet continuirlich, wenn auch mit sparsamer Bevölkerung, längs dem Ostabhange des Chingan-Gebirges bis zu den Komar-Quellen? oder wird es am oberen Nonni und seinen Zuflüssen durch Solonen unterbrochen? oder kommen endlich auf der letzteren Strecke vielleicht beide Völker durcheinander vor? Jedenfalls lernen wir nach dem mittleren Nonni am Komar eine zweite Gegend kennen, in welcher eine compaktere daurische Bevölkerung ihren Sitz hat. Und zwar nehmen die Dauren den oberen und mittleren Lauf dieses Flusses ein, während der untere den Manägirn gehört[1].

---

[1]) Ysbrants Ides, Driejaar. Reize naar China. Amsterdam 1704, p. 70. Lange, l. c. p. 175—178. S. auch Ritter, Asien, Bd. II, p. 232.

[2]) Ө. Барабашъ, Сунгарійск. экспед. 1872 г. (Военн. Сборн., 1874, № 1, стр. 320).

[3]) Oder Korloss-Horde (Palladij, l. c. p. 111).

[4]) Pallas, Samml. histor. Nachrichten über die Mongol. Völkersch. St. Petersburg, Bd. I, p. 173.

[5]) Barabasch, l. c.

[6]) Pallas, l. c.

[7]) Palladij, l. c. p. 111, 123.

[8]) Barabasch, l. c.

[9]) Ritter, Asien, Bd. I, p. 116; nach Ysbrants Ides und Lange.

[10]) Nach Kropotkin (s. oben p. 45).

Die dritte Localität endlich, wo uns die Dauren in grösserer Verdichtung begegnen, liegt am mittleren Amur, zwischen den Antheilen der Biraren und Manägirn an demselben oder von etwas oberhalb der Bureja- bis zur Dseja-Mündung. Während aber am Komar die Dauren, so weit ihre Grenzen reichen, das Land allein inne haben, theilen sie es am Amur mit den Mandshu und Chinesen. Ihre Wohnsitze liegen dort mit denen der beiden letzteren Völker bunt durcheinander, und zwar gehört bald ein ganzes Dorf nur einem Volke an, bald haben auch zwei oder jedes von ihnen ihre respectiven Antheile an demselben. Bei der grossen Zahl dieser Dörfer, die, von weiten Aeckern umgeben, längs den beiden Ufern des Stromes sich hinziehen und von denen ich manche nur aus der Ferne gesehen habe, war es mir nicht immer möglich zu ermitteln, welcher Nationalität sie angehörten. Das äusserste Dorf der Dauren nach Osten ist das uns bereits bekannte Chormoldin, an der unmittelbaren Grenze des Biraren-Gebietes am Amur gelegen[2]. Welches ihr äusserstes Dorf nach Westen ist, weiss ich nicht, doch muss es noch unterhalb der Stadt Aigun liegen, da oberhalb desselben, zum wenigsten am rechten Amur-Ufer, nur Mandshu-Dörfer sich befinden. Die grossen daurischen Dörfer Dungtscheba und Berotochso am linken Amur-Ufer liegen auch noch unterhalb Aigun, und vielleicht ist das letztere auch das äusserste nach Westen. Ueberhaupt dürften die Dauren mehr in der östlichen, die Mandshu mehr in der westlichen Hälfte dieses von den drei genannten Völkern durcheinander bewohnten Gebietes concentrirt sein. Dabei scheinen sie jedoch das Land alle drei in nahezu gleichem Verhältniss einzunehmen. Nannten wir daher oben diesen Theil des Amur-Stromes das mandshu-chinesische Culturstück desselben, so geschah es sowohl der Kürze wegen, als auch weil die Mandshu und Chinesen in politischer und historischer Beziehung eine wichtigere Rolle als die Dauren spielen; richtiger aber wäre für dasselbe die Bezeichnung dauro-mandshu-chinesisches Stück. Und das um so mehr, als die Dauren für das mittlere und obere Amur-Land durch ihre vielfachen Handelsbeziehungen zu dessen Völkern eine immerhin nicht zu unterschätzende culturhistorische Bedeutung haben.

Ausser den drei bezeichneten Gebieten, am Nonni, am Komar und am mittleren Amur, wo die Dauren in compakterer Menge zusammen wohnen, sind sie in kleineren Partien oder einzeln durch das ganze obere und mittlere Amur-Land anzutreffen. Denn sie sind es besonders, welche als unternehmende, gewinnsüchtige Händler chinesische, mandshurische oder auch ihre eigene

---

[1] S. oben p. 43.

[2] Ganz irrthümlich hat Gerstfeldt (О прибрежн. жит. Амура. — Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ., Ч. XX, 1857, Отд. II, стр. 313) für die gesammte Bevölkerung zwischen dem Komar und besonders der Dseja und dem Ussuri nur die eine Bezeichnung «Dauren», indem er meint, dass diese die Hauptmasse derselben bilden. Dabei will er mit diesem Namen nicht einmal den Begriff eines besonderen Volksstammes verbinden. Die Bezeichnungen Biraren, Golde kommen bei ihm gar nicht vor.

Waare zu den **Biraren**, **Manägirn** und **Orotschonen** tragen, um sie gegen deren Jagdausbeuten zu vertauschen. Bei Besprechung der Verbreitungsgebiete der genannten Völker haben wir dieser daurischen Kaufleute, die sich bald ständig, bald nur zeitweilig an den verschiedensten Punkten unter ihnen aufhalten, oftmals erwähnt. Vom mittleren Nonni und seinen Zuflüssen gehen sie den im Chingan-Gebirge umherstreifenden **Orotschonen** nach; aus ihren Wohnsitzen am Sungari ziehen sie diesen Strom abwärts und seine linken Zuflüsse aufwärts, um über das Gebirge zu den **Biraren** am U und anderen rechten Nebenflüssen des Amur zu gelangen; die daurischen Dörfer am mittleren Amur entsenden die zahlreichen Händler, die im ganzen **Biraren**-Gebiet an der Bureja und ihren Zuflüssen bis in das Gebirge hinauf zu finden sind, und vom Komar endlich kommen die daurischen Handelsleute, die mit den **Manägirn** sowohl am oberen Amur, als besonders auch an der Dseja und deren Zuflüssen ihre Geschäfte betreiben. Wir haben oben bereits gesehen, dass sie ehemals sogar bis nach Inkanj den Ssilimdshi hinauf kamen[1]), sowie dass sie noch jetzt bei ihrer Ausbreitung nach Norden an vielen Punkten des Bureja- und des Dseja-Gebietes mit den zu gleichen Zwecken von Norden herabkommenden **Jakuten** zusammentreffen. Nur eine Grenze scheint ihnen im Amur-Lande von der chinesischen Regierung selbst gesetzt zu sein: die Sungari-Mündung überschreiten sie nicht, und im unteren Amur-Lande, wo ihrem Handelstriebe ein weites Feld offen stände, sind sie nicht anzutreffen. In dieser Beziehung treten sie vor den ähnlich begabten, aber begünstigteren **Chinesen** zurück.

So haben die **Dauren**, ungleich allen bisher von uns betrachteten Völkern, kein einheitliches, zusammenhängendes Verbreitungsgebiet, sondern treten uns einerseits an mehreren Orten in grösserer Verdichtung und andererseits in vereinzelter Weise, unter fremden Völkern auf weitem Raume zerstreut entgegen, — eine Erscheinung, die unwillkürlich daran mahnt, dass sie gegenwärtig im Amur-Lande nicht in ihrer ursprünglichen, stetig ihnen verbliebenen Heimath, sondern nur auf unlängst errungenem, secundärem Boden sich befinden dürften. Und das lehrt, wie wir sehen werden, auch die Geschichte.

Gehören die **Dauren**, trotz ihrer zerstreuten Wohnsitze, ihrer gesammten Verbreitung nach dem Amur-Lande an, so ist dies mit dem unserer Betrachtung noch übrig gebliebenen letzten und historisch wichtigsten der Sungari-Völker, den **Mandshu**, keineswegs mehr der Fall. Zur Herrschaft über das Chinesische Reich gelangt, haben sie sich auch weit über die Grenzen ihrer ursprünglichen Heimath verbreitet. Uns liegt es fern, den historischen Gang und den ganzen Umfang ihrer Ausbreitung verfolgen zu wollen, wir haben hier nur ihre Wohnsitze im Amur-Lande näher kennen zu lernen.

Bekanntlich ist das zwischen dem Amur und den weissen Bergen (Schan-alin) gelegene, vom Sungari und seinen Zuflüssen durchströmte Land die eigentliche **Mandshurei**, die Heimath der mehrfachen, nahe verwandten Stämme, aus deren Vereinigung das Volk der **Mandshu** hervor-

---

1) Nach Middendorff; s. oben p. 38.

ging[1]). Blieb es auch später, nachdem die **Mandshu**, siegreich vorrückend, die Herrschaft über ganz China gewonnen hatten, zusammen mit der zuerst eroberten Provinz Liao-tung, welche ihnen bald zur zweiten Heimath wurde, stets das bei den Herrschern besonders beliebte und von ihnen bevorzugte **Mandshu**-Land, so legten jene Ereignisse doch den Grund dazu, dass es diese Bezeichnung gegenwärtig kaum mehr beanspruchen darf. Und dies aus dem Grunde, weil es in demselben gegenwärtig fast keine **Mandshu** mehr giebt. Die bevorzugte Stellung, die sie in dem neueroberten Lande fanden, bewog schon unter Kaiser **Kang-hi** — und wohl auch später — viele **Mandshu** ihre Heimath zu verlassen und nach Peking und anderen Orten China's zu ziehen[2]). Andererseits eröffnete sich auch den **Chinesen** die Möglichkeit, aus ihrem übervölkerten Lande nach der nunmehr zu einer Provinz ihres Reiches gewordenen Mandshurei auszuwandern[3]). Es begann die Colonisation der Mandshurei durch die **Chinesen**, die, stetig und unablässig betrieben, bald zu kolossalen Dimensionen anwuchs und den **Mandshu** verhängnissvoll wurde. Der praktische, fleissige, betriebsame Sinn der **Chinesen**, ihre Ueberlegenheit in allen Gewerben und Hantirungen, ihre Zähigkeit und Ausdauer sicherten ihnen den Sieg über die trägen, arbeitsscheuen, unwissenden und doch im Bewusstsein ihrer Herrschaft stolzen und vornehmthuenden **Mandshu**. Bald waren Ackerbau und Viehzucht, alle ländlichen und städtischen Gewerbe, aller Handel und Wandel in den Händen der **Chinesen**, während die **Mandshu** in demselben Maasse mehr und mehr in Armuth und Abhängigkeit von ihnen geriethen und zu blossen Handlangern derselben oder gar zu Proletariern herabsanken. Getreu den Sitten und Ueberlieferungen ihrer Heimath, richteten die **Chinesen** in jedem irgend erheblichen Dorfe aus eigenen Mitteln Schulen ein, in denen das **Mandshu** natürlich keinen Eingang fand, während für mandshurische Schulen nur die Regierung und kaum in den wenigen Städten sorgte[4]). Dadurch wurde auch die mandshurische Jugend von frühe an der chinesischen Sprache, Sitte und Anschauung gewonnen. Zu alledem trugen auch manche Maassregeln der Regierung dazu bei, die **Mandshu** in die Reihen der **Chinesen** zu treiben. So lange den letzteren der Erwerb von Ländereien in der Mandshurei untersagt war, wussten sie sich ihrer in der Art zu bemächtigen, dass der nominelle Besitz, aber damit zugleich auch die Abgabenpflicht für denselben auf Seiten der **Mandshu** blieb [1]). Diese sind auch vor Allen zum Dienste im Achtbannerheer berechtigt und verpflichtet, während die **Chinesen** aus demselben ausgeschlossen sind [2]). Nach einem Reichsgesetz muss nun in jedem der acht Banner alle drei Jahre eine Zählung der **Mandshu** stattfinden und werden diejenigen, die sich dabei nicht melden, um ihre Namen in die Rollen eintragen zu lassen, als aus der **Mandshu**-Nation ausgeschieden betrachtet. Da lag es denn nahe, dass alle diejenigen **Mandshu**, welche aus Armuth oder Trägheit nach einer Befreiung von den Abgaben und dem Militärdienst strebten, diesen Zählungen fern blieben und so in die Reihen der **Chinesen** traten, deren Sprache, Sitten und Gebräuche sie nunmehr definitiv zu den ihrigen machten [3]). Dass endlich durch häufige Mischehen die physischen Differenzen zwischen den **Mandshu** und **Chinesen** sich mehr und mehr verwischten [4]), versteht sich von selbst. So hat es kommen können, dass die **Mandshu**, die Eroberer und Beherrscher von China, ihrer Nationalität mehr und mehr verlustig gehen und von dem eroberten Volke assimilirt und verschlungen werden. Ganz übereinstimmend schildern uns diesen rasch sich vollziehenden Prozess des Aufgehens der **Mandshu** in der chinesischen Nationalität und des Verschwindens ihres Idiomes aus der Zahl der lebenden Sprachen alle Reisenden, welche verschiedene Theile der Mandshurei besucht haben. Man kann gegenwärtig, sagt **Huc**, die Mandshurei bis an den Amur durchstreifen, überall ist es, als ob man in einer Provinz China's reiste, so vollständig hat sich dort alle Localfärbung verwischt. Mit Ausnahme einiger Nomaden [5]), spricht Niemand mehr mandshurisch, und vielleicht wäre jetzt keine Spur mehr von dieser schönen Sprache nachgeblieben, wenn die Kaiser **Kang-hi** und **Kuen-lung** ihr nicht unvergängliche Denkmäler gesetzt hätten [6]). Hatte **Du Halde** von der durch die Jesuiten auf Befehl des Kaisers **Kang-hi** entworfenen Karte der Mandshurei gesagt, dass die chinesischen Bezeichnungen auf derselben aus dem Grunde weggelassen wären, weil es für einen Reisenden in der Mandshurei von keinem Nutzen sein könne, wenn er z. B. wüsste, dass der Sachali-ula von den **Chinesen** He-long-kiang genannt werde, da er es dort nicht mit **Chinesen**, sondern mit **Mandshu** zu thun habe, die jenen chinesischen Namen vielleicht nie gehört hätten, so sei dies, meint **Huc**, vielleicht zu **Kang-hi**'s Zeiten richtig gewesen, jetzt aber gelte das Gegentheil [7]). Man könnte meinen, dass **Huc** über die Mandshurei und die Mandshu etwas aus der Ferne urtheilte, — darnach vielleicht, was er in China, in der Mongolei und höchstens an den Südgrenzen der Mandshurei gesehen und gehört hatte. Allein ganz ähnlich lauten auch die Berichte solcher Reisenden, die tiefer in dieses Land eingedrungen sind. Die südliche Mandshurei, die Provinz Liao-tung, ist nach Fleming[1]), Richthofen[2]), Williamson[3]), selbst ihre Hauptstadt Mukden nicht ausgenommen, rein chinesisch: Mandshu sind dort nicht mehr zu finden und die Mandshu-Sprache ist so gut wie ausgestorben, kaum wird sie noch von Einzelnen verstanden. Williamson meint, dass ein grosser Theil der Mandshu von dort nach Norden, in das Sungari-Land — die centrale Mandshurei, wie er es nennt, — ausgewandert, ein anderer Theil aber, der sich zu den Chinesen an manchen Orten wie 1 zu 3, an anderen auch wie 1 zu 10 verhalte, in Liao-tung verblieben sei und von den Chinesen mehr und mehr assimilirt werde. Nach Richthofen hingegen hätte kein Verdrängen der Mandshu durch die Chinesen, sondern nur eine Amalgamirung beider stattgefunden, der Art jedoch, dass die Mandshu-Sprache der chinesischen Platz gemacht habe. Nur in den Dörfern der Provinz Kirin[4]), sagt er, soll das Mandshu noch als lebende Sprache existiren. Nach den direkten Nachrichten aus dem Sungari-Lande ist aber auch dies kaum noch der Fall. Williamson nennt auch die centrale Mandshurei nur eine unmittelbare Fortsetzung von China, indem auch dort die Mandshu in Sprache, Sitten, Kleidung, Manieren den Chinesen blindlings folgen und alles Nationale von Kindheit an abthun[5]). Giebt die Sprache, sagt Barabasch, das Kennzeichen der Nationalität ab, so lassen sich unter den Anwohnern des Sungari, Nonni und Churcha vier Völker, Chinesen, Mongolen, Dauren und Golde, unterscheiden, — Mandshu, d. h. Leute die mandshurisch sprechen, trifft man nicht, und zwar hat dies nicht bloss für die Dörfer, sondern auch für die Städte, diese Nester mandshurischen Beamtenthums, seine Richtigkeit. Und dies aus dem Grunde, weil die Chinesen, die seit der Thronbesteigung der jetzigen Dynastie die Mandshurei zu überfluthen begannen, das herrschende Volk ganz in Chinesen zu verwandeln gewusst haben[6]). So leicht die Söhne des himmlischen Reiches alle Sprachen erlernen und die ihnen scheinbar unmöglichen fremden Worte radebrechen, eine Sprache ist aus ihrem Lexikon als unnütz verbannt, — die mandshurische, bemerkt ebenfalls nach seinen Erfahrungen in der Mandshurei der Archimandrit Palladij[7]). Es ist demnach auch die oben angeführte Bemerkung Huc's über die gegenwärtig in der Mandshurei gebräuchlichen chinesischen Ortsnamen zum grossen Theil richtig. Noch neuerdings berichtete z. B. Barabasch, dass der auf allen unseren Karten dieses Landes übliche mandshurische Name «Churcha» für den grossen Fluss, an welchem die Stadt Ninguta liegt, in der Mandshurei selbst ganz unbekannt sei und der Fluss hingegen allgemein den chinesischen Namen «Mudan-dsan» trage[1]. So ist das weite Gebiet am Sungari und seinen Zuflüssen, die eigentliche Mandshurei, nur noch nominell mandshurisch.

---

[1]) **Klaproth**, Asia polyglotta, Paris 1823, pag. 291. J. H. **Plath**, Die Völker der Mandschurey, Göttingen, Bd. I, 1830, pag. 233 ff., u. A.

[2]) **Gerbillon**; vrgl. **Du Halde**, Descr. de l'Empire de la Chine, T. IV, p. 36.

[3]) **Plath** (Die Völker der Mandschurey, Bd. II, 1831, p. 912) meint, dass so ungern die chinesischen Kaiser der **Mandshu**-Dynastie die Auswanderungen aus China sahen, diejenige nach Norden, in die Mandshurei, doch nie verboten gewesen, ja vielmehr immer von ihnen begünstigt worden sei. Aehnlich spricht sich der Archimandrit **Palladij** aus (Дорожн. зам. etc. l. c. p. 373). Nach **Huc** hingegen ist bis zum Kaiser **Tao-kuan** das Betreten der Sungari-Gegenden und besonders der Anbau des Landes in denselben den **Chinesen** untersagt gewesen; erst zu Anfang der Regierung dieses Kaisers, der 1820 den Thron bestieg, wurde dieses Verbot aufgehoben und, um dem Reichsschatz aufzuhelfen, der Verkauf von Ländereien auch an **Chinesen** gestattet, welche nunmehr wie Raubvögel über das **Sungari**-Land herfielen (**Huc**, Souvenirs d'un Voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pend. les années 1844—1846, Paris 1850, T. I, p. 150). Da jedoch alles Land in der Mandshurei in die Hände der **Chinesen** überzugehen drohte, verbot die Regierung nachmals die fernere Uebersiedelung ackerbauender **Chinesen** nach der Mandshurei, — ein Verbot, das im Geheimen überschritten wurde und daher 1844 wieder erneuert werden musste. (Н. **Захаровъ**, Поземельная собств. въ Китаѣ. — Труды членовъ Россійской духовной миссіи въ Пекинѣ, Т. II, С. Петерб. 1853, стр. 65). Ob es noch besteht, weiss ich nicht; sollte es aber auch bestehen, so wird es jedenfalls umgangen.

[4]) **Барабашъ**, Сунгар. экспед. 1872 г. (Военный Сборн. 1874, № 2, Отд. 1, стр. 325).

---

[1]) **Huc**, Souv. etc. T. I, p. 119.

[2]) Mit Ausnahme, heisst es, derjenigen, die gleich bei der Eroberung des Reiches die Partei der **Mandshu** ergriffen hatten (**Plath**, l. c. p. 737), oder die mit den letzteren aus der Mandshurei gekommen waren (**Іакинѳъ**, Статистич. Опис. Китайск. Импер. С. Петерб., 1842, Ч. II, стр. 231) und deren Nachkommen, womit faktisch alle später nach der Mandshurei eingewanderten **Chinesen** aus dem Heere ausgeschlossen blieben.

[3]) **Huc**, l. c. p. 130.

[4]) **Williamson**, Journeys in North China, Manchuria and Eastern Mongolia, London 1870, Vol. II, p. 60.

[5]) **Huc** rechnet die **Solonen** ebenfalls zu den **Mandshu** und meint, dass bei ihnen der **Mandshu**-Typus sich noch rein erhalten habe.

[6]) **Huc**, l. c. p. 131.

[7]) **Huc**, l. c. p. 101.

---

[1]) Travels on horseback in Mantchu Tartary. London 1863, p. 311.

[2]) Reise durch Liao-tung und Pe-tschili nach Peking, Mai—Juli 1869 (Petermann, Geograph. Mittheil. 1870, p. 371). Desselben, Schreiben über seine Reisen zur Grenze von Korea und in der Prov. Hu-nan (Zeitschrift der Gesellsch. für Erdk. zu Berlin, Bd. V, p. 319, 320).

[3]) Journeys in North China, Manchuria and Eastern Mongolia, London 1870, Vol. II, p. 39.

[4]) Oder Girin, also im Sungari-Lande.

[5]) Williamson, l. c. p. 59, 60.

[6]) Barabasch, l. c. p. 322.

[7]) L. c. p. 300.

Nicht ganz so schlimm sieht es mit den **Mandshu** in anderen Theilen des Amur-Landes aus, obwohl dies nur später von ihnen occupirte Gebiete sind. Durch **Mongolen** und **Dauren** von dem mandshu-chinesischen Gebiet am Sungari getrennt, wohnen die **Mandshu** am Nonni oberhalb Tsitsikar. Es sind zumeist, etwa zu $^9/_{10}$, sogenannte «**Itschä-Mandshu**» («neue Mandshu»), d. h. Nachkommen solcher Geschlechter, die ursprünglich im östlichen Theile der Provinz Girin gewohnt haben und von dem Begründer der jetzigen Dynastie (**Tai-tsu**) aus dem Ussuri-Lande an den Nonni versetzt worden sind[2]. Diese sollen unter einander noch mandshurisch, mit Anderen aber chinesisch sprechen[3]. Die reinere Erhaltung ihrer Nationalität verdanken sie ohne Zweifel ihren entlegeneren und von den **Chinesen** des Sungari-Gebietes durch andere Völker getrennten Wohnsitzen. Doch haben sich auch unter ihnen bereits **Chinesen** niedergelassen, und so ist auch ihre Entnationalisirung nur eine Frage der Zeit.

Dasselbe gilt auch von dem dritten **Mandshu**-Gebiet, demjenigen am mittleren Amur, im ofterwähnten mandshu-chinesischen Culturstück desselben. Zwar wohnen sie auch dort sowohl mit **Dauren**, als auch mit den ihrer Nationalität so verhängnissvollen **Chinesen** durcheinander, allein noch scheint die Zahl der letzteren nicht genügend gewesen zu sein, um das **Mandshu**-Element so weit zu unterdrücken, wie es am Sungari und Churcha geschehen ist. Vielleicht ist dabei auch der Umstand zu berücksichtigen, dass sowohl dieser Theil des Amur-Stromes, wie der Nonni Verbannungsgegenden sind und also zum grossen Theil nur schlechtere chinesische Elemente erhalten, die ihrer Nationalität nicht so bald den Einfluss und die Geltung verschaffen können, welche die freien Ansiedler so leicht gewinnen. Ich habe wenigstens auf der bezeichneten Strecke am Amur beiderseits manche grosse Dörfer gesehen, die angeblich noch rein mandshurisch waren, daneben aber allerdings auch welche mit gemischter, mandshu-chinesischer Bevölkerung. Auch mag die Stadt Aigun oder Aicho-choton, aus den oben angeführten Gründen, weniger chinesische

---

[1] **Barabasch**, l. c. p. 131, Anmerk. Der koreanische Missionar **Kimai-Kim** (Lettre à Mgr. **Ferréol**, évêque de Belline etc.—Nouv. Annales des Voyages, V-e Sér. T. IX, 1847 (T. I), p. 69) nennt seinen chinesischen Namen (französisch geschrieben) «Mou-touan», **Venault** (Excurs. dans les parties intér. de la Mandchourie, 1850.— Nouv. Annales des Voyages, V-e Sér. T. XXX, 1852 (T. II), p. 207): «Moutane». Auf **Williamson's** (englischer) Karte der Mandshurei (s. dessen Journeys etc.) heisst er «Mootwan-ho». Dagegen wurde mir dieser Fluss von **Saargu-Golde** (also weit unterhalb der Ussuri-Mündung) mit seinem mandshurischen Namen «Churcha» bezeichnet.

[2] Archim. **Palladij**, l. c. p. 432. **Plath** (l. c. p. 983, Anm. 4) erklärt nach **Klaproth** die «**Itschä-Mandshu**» für Nachkommen derjenigen **Mandshu**, die, im Gegensatz zu den alten oder «**Fe-Mandshu**», nicht in China einfielen, sondern von den letzteren erst später unterworfen wurden oder sich ihnen anschlossen. Der Chinese **U-tschen**, der 1661 in Ninguta, wohin sein Vater verbannt war, geboren wurde und bis 1681 dort verblieb, erzählt in seiner Beschreibung dieses Ortes, dass diejenigen Leute aus dem «**Churcha**- oder **Chultcha**-Volke» (**Mandshu** vom Churcha-Flusse), die sich durch Tapferkeit ausgezeichnet, von der Regierung Ringe und Sklaven (aus der Zahl der Verbannten) zum Geschenk erhalten hätten. Ihnen sei später befohlen worden nach Ninguta, von dort nach Mukden und wiederum zwei Jahre später nach Peking überzusiedeln. Dies, sagt er, seien die «**Itschä-Mandshu**», die anfangs zwar ungeschickt und unbehülflich, später aber, als er sie in Peking sah, von den echten **Mandshu** fast gar nicht mehr zu unterscheiden waren. Vrgl. **Wassiljef's** Uebersetzung von **U-tschen's** Schrift (Записка о Нингутѣ. — Зап. Русск. Геогр. Общ. Ч. XII, 1857, стр. 93).

[3] **Palladij**, l. c.

Bestandtheile als die Sungari-Städte enthalten, gleichwie auch Mergen und Tsitsikar, in denen es neben Chinesen auch Mandshu, Dauren und Solonen giebt[1]), während Girin, Ninguta, Petune, Ssan-ssin fast rein chinesische Städte sind. Das östlichste der Mandshu-Dörfer am Amur ist das bald oberhalb des östlichsten daurischen Dorfes (Chormoldin) gelegene Dorf Torel. Besonders nehmen aber die Mandshu-Dörfer, wie schon erwähnt, den westlichen Theil jener Strecken am Amur ein, unter- und oberhalb der Stadt Aigun, am rechten Ufer bis gegenüber der Dseja-Mündung. Ja, sie ziehen sich auch längs diesem letzteren Flusse fort, gegenwärtig jedoch nur längs dem linken Ufer desselben, bis etwa 20 Werst oberhalb seiner Mündung, während sie früher beide Ufer der Dseja einnahmen[2]).

Ausser den betrachteten Mandshu-Gebieten müssen wir endlich als mandshurisch auch diejenigen Punkte im Amur-Lande betrachten, wo grössere oder kleinere Wachtposten sich befinden oder von der chinesischen Regierung angestellte Beamten sich aufhalten, obwohl die betreffenden Personen keineswegs immer nur Mandshu sind, sondern es unter ihnen auch Solonen, Dauren, ja selbst Chinesen giebt[3]). Es liegt uns fern, alle Orte der Art aufzählen zu wollen, wir begnügen uns nur auf diejenigen hinzuweisen, die am Amur und seinen Zuflüssen unter den hier in Rede stehenden Völkern liegen; denn eine gewisse ethnographische Bedeutung lässt sich ihnen immerhin nicht absprechen, schon weil sie uns ein Bild von der mandshu-chinesischen Machtstellung den Amur-Völkern gegenüber geben, und weil ferner in denselben die Tributerhebung stattfindet, mancher Handel mit den Eingeborenen betrieben wird und mehr noch aller Art Erpressungen von Seiten der Machthaber geübt werden.

In der nach Tsitsikar, als ihrer Hauptstadt, ressortirenden Provinz He-long-kiang, unserem mittleren und oberen Amur-Lande, liegen oberhalb der Stadt Aigun und der Dseja-Mündung, im Manägirn-Gebiet mehrere mandshurische Posten: so Ulussu-modon an der unterhalb der Komar-Mündung befindlichen, schlingenförmigen Krümmung des Amur-Stromes, zwei Posten an der Komar-Mündung, der eine unmittelbar an derselben, der andere ihr gegenüber am linken Ufer, und endlich wiederum zwei an und gegenüber dem durch seine steilen weissen und gelben Wände leicht kenntlichen Zagajan-Berge. Diese sind auch die letzten stromaufwärts, denn im Orotschonen-Gebiet giebt es keine, obgleich dieses nach dem Nertschinsker Traktat auch noch zum Chinesischen Reiche gehörte; es wurde nur gelegentlich, auf den Reisen zur Revision der Grenzzeichen, von chinesischen Beamten besucht. Stromabwärts von Aigun liegt im Biraren-Gebiet der Wachtposten Ssung oder Ssung-bira an der Mündung des gleichnamigen, von rechts in den Amur einmündenden Flusses und etwas oberhalb der Bureja-Mündung. An diesem letzteren Flusse befindet sich etwa 60 Werst oberhalb seiner Einmündung in den Amur wieder ein mandshurischer Posten, der offenbar bestimmt ist, über die Biraren Wacht zu halten, von ihnen Tribut einzusammeln und vielleicht auch das Vordringen russischer **Tungusen** und **Jakuten** an den Amur zu verhindern[1]).

---

[1]) Lange, Tageb. einer Karawanenreise, in Pallas' Neuen Nord. Beytr. Bd. II, p. 177. Palladij, l. c. p. 120.

[2]) Schmidt, Histor. Bericht etc. p. 33. Vgl. auch den Bericht Usolzef's in Schwarz's Подробн. Отч. о рекогн. [illegible] Маньчж. Отдѣла Сибирск. Записк. Имп. Русск. Геогр. Общ. С. Петерб. 1861, Кн. I, стр. 31.

[3]) So war der Beamte, der mir aus Aigun entgegengeschickt wurde und mich ein paar Tage lang, bis ich diese Stadt erreichte, begleitete, von chinesischer Nationalität.

In der Provinz Girin, unserem unteren Amur-Lande, liegen die mandshurischen Wachtposten oder ständigen Aufenthaltsorte mandshurischer Beamten sämmtlich im weit ausgedehnten Golde-Gebiet. Einer der wichtigsten unter ihnen ist der von Dshang-dshu an der Sungari-Mündung, dessen oben schon erwähnt wurde. Ein zweiter liegt in Gaidje, am rechten Amur-Ufer. Ein beständiger Aufenthaltsort von einem, wie es scheint, ziemlich hohen chinesischen Beamten im unteren Amur-Lande war ferner zu meiner Zeit das **Golde**-Dorf Chöchzyr, am rechten Amur-Ufer, nahe der Ussuri-Mündung. Am Ussuri selbst gab es zwei mandshurische Posten: der eine, den ich besucht habe, befand sich im **Golde**-Dorfe Dshoada, im unteren Laufe des Stromes; der andere, Namens Schang-jeng, liegt am linken Ufer, schräg gegenüber der Ima-Mündung und ist der Aufenthaltsort mehrerer mandshurischer Beamten, die von hier aus ihre Fahrten auch an den oberen Ussuri zur Erhebung des Tributs von den Eingeborenen machen[2]). Doch sollen diese Fahrten nur sehr selten geschehen und auch wohl nur bis zu einem gewissen Punkte, denn die ziemlich wüste Strecke, die sich oberhalb der Ssungatschi-Mündung und besonders zwischen der Kuburche- und der Nyntu- oder Nautu-Mündung hinzieht, scheint ziemlich die faktische Grenze der mandshurischen Herrschaft am Ussuri zu sein. Die weiter oberhalb wohnenden **Chinesen** werden von den **Mandshu** so gut wie gar nicht mehr belästigt[3]). Der letzte beständige Aufenthaltsort mandshurischer Beamten im unteren Amur-Lande endlich ist das **Golde**-Dorf Mylki, ein paar Tagereisen oberhalb der Gorin-Mündung. Weiter stromabwärts, im **Oltscha** und giljakischen Theile des Amur-Stromes, so wie bei den **Orotschen** an der Meeresküste gab es weder mandshurische Posten, noch auch unter den Eingeborenen sich aufhaltende Beamten. Ja, diese Gegenden wurden auch nicht einmal vorübergehend von mandshurischen, behufs Tributerhebung oder Revision der Grenzzeichen reisenden Beamten berührt, so dass sie, wie wir später noch sehen werden, einer so gut wie völligen Unabhängigkeit von den **Mandshu** genossen.

Wir haben im Vorhergehenden bei Besprechung der Wohnsitze der **Mandshu** im Amur-Lande nicht umhin können, auch des Schritt für Schritt vor sich gehenden Verschwindens ihrer Nationalität zu gedenken, weil nur unter gleichzeitiger Berücksichtigung dieses Umstandes die faktische Ausdehnung ihres Verbreitungsgebietes und die Stellung, die sie in dieser Beziehung im Amur-Lande und unter den Amur-Völkern einnehmen, in ihrem wahren Lichte erscheinen. So gross das ursprüngliche **Mandshu**-Gebiet war und nominell noch ist, so gering und unbedeutend ist es, in Folge des Hinschwindens der Mandshu-Nationalität, in Wirklichkeit. Es liegt daher die Schlussfolgerung nahe, dass ein Volk, welches trotz seiner bevorzugten Eroberer- und Herrscherstellung nicht im Stande ist, sich selbst im eigenen Gebiete zu erhalten, auch nicht fähig sein dürfte, einen irgend erheblichen Cultureinfluss auf andere Völker auszuüben. Um so Grösseres lässt sich hingegen von demjenigen Volke erwarten, das, ungeachtet seiner politischen Unterjochung, den Eroberern ihr eigenes Land abzugewinnen und sie selbst seiner Nationalität einzuverleiben verstanden hat. Ich meine von den Chinesen. Es ist uns daher auch für alle späteren Betrachtungen über die Amur-Völker von Interesse, zunächst das Gebiet kennen zu lernen, welches dieses älteste Culturvolk Ostasiens im Amur-Lande zu der Zeit bereits gewonnen hatte, als wir die Bekanntschaft jener Völker machten.

---

[1] **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 160, Anm. 1.

[2] **Maack** (Путеш. по долинѣ р. Уссури, С. Петерб., 1861, стр. 11, 36) nennt nur diesen einen **Mandshu**-Posten am Ussuri; der von Dshoada ist ihm entgangen oder war vielleicht schon aufgehoben, da dieses Dorf am rechten Ufer des Ussuri liegt, welches zur Zeit von **Maack's** Reise (1861) bereits in russischen Besitz übergegangen war.

[3] **Венюковъ**, Обозр. р. Уссури и пр. (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. XXV, 1859, Отд. II, стр. 208). Его-же, Путеш. по окраин. Русск. Азіи, стр. 42, 43.

Die **Chinesen** nehmen im Amur-Lande theils zusammenhängende, grössere und kleinere Gebiete, die sie sich ganz oder zum grössten Theil zu eigen gemacht haben, theils einzelne, weit unter die Amur-Völker vorgeschobene Posten ein. Das weitaus grösste solcher Gebiete, auf dem sie die faktischen Herren sind, ist dasjenige, welches sie den Mandshu abgewonnen haben, — das weite und fruchtbare Sungari-Land. Wir haben oben bereits gesehen, wie nach der Eroberung China's durch die Mandshu der Strom chinesischer Auswanderung nicht bloss über das zunächst gelegene Liao-tung, sondern auch über die eigentliche, sogenannte centrale Mandshurei sich ergoss und dieses Land so stark überfluthete, dass es heutzutage nach seiner herrschenden Bevölkerung, Sprache, Sitte nur eine unmittelbare Fortsetzung China's ist. Die Hauptader des Landes, der Sungari mit seinen fruchtbaren Ufern, ist ganz von Chinesen bevölkert, unter denen, wie wir sahen, auch viele zu Chinesen gewordene Mandshu sich befinden. Eine kleine Unterbrechung bildet nur die Strecke zwischen der Stadt Petune und Da-chutun, wo sie den Mongolen und Dauren gegenüber noch in der Minderzahl vorhanden sind, allmählich jedoch durch Arrendirung der mongolischen Ländereien, wie durch Handel, Anlage von Gasthäusern, Herbergen u. s. w. mehr und mehr Terrain gewinnen[1]). Von Da-chutun ab, in der äusserst fruchtbaren, vom Sungari benetzten Niederung breitet sich aber wieder sowohl am Strome, wie landeinwärts, und zumal um die Städte Bajan-ssussu, Ashi-che, Ssuan-tschang-pu u. a., die sämmtlich erst in neuerer Zeit entstanden sind, eine zahlreiche, Ackerbau, Handel und Gewerbe aller Art treibende chinesische Bevölkerung aus. Zwischen den Städten Bajan-ssussu und Ssan-ssin liegen am Sungari die jüngsten Ansiedelungen der Chinesen. Barabasch, dem wir die Schilderung dieser Bevölkerungsverhältnisse am Sungari entnehmen[2]), traf im Jahre 1872 manche dieser Colonien noch im ersten Entstehen, die Ankömmlinge noch in Zelten und Erdhütten wohnend an. Dennoch erstrecken sich die chinesischen Niederlassungen am Sungari schon seit langer Zeit auch über Ssan-ssin hinaus, und zwar ziehen sie sich auf dem rechten Sungari-Ufer noch auf einer Strecke von etwa 115 Werst, bis zum Dorfe Dsan-mu-sso fort, von welchem abwärts das Golde-Gebiet beginnt; auf dem linken Ufer aber brechen sie in etwa 60 Werst Entfernung von Ssan-ssin, mit dem Dorfe Wan-juan-wo-ken ab, auf welches unbewohnte Prairiewildniss bis zum Amur folgt. Nächst dem Sungari bietet sein grösster rechter, bei Ssan-ssin in denselben einmündender Zufluss, der Churcha oder Mu-tuan-ho, die dichteste chinesische Bevölkerung. Besonders zieht sie sich längs dem zum Ackerbau geeigneteren rechten Ufer dieses Flusses, bis nach Ninguta und über dieses hinaus fort. Von dort in der Richtung zur russischen Grenze, also zum oberen Ssuifun hin, bildet das Thal des Flüsschens Mo-do-schi die Grenze der dichten chinesischen Bevölkerung: denn weiterhin, bis nach Wan-lun-ho und über dieses hinaus bis zur russischen Grenze, giebt es nur einzelne Chinesen-Hütten, deren Bewohner sich mit etwas Feld- und Gemüsebau oder mit dem Unterhalt von Herbergen für die zahlreichen Durchzügler abgeben, welche nach dem oberen Ssuifun, dem oberen Ussuri oder der Küstengegend, sei es des Goldwaschens wegen oder zu anderen Zwecken, passiren. Minder dicht, aber doch ebenfalls ganz vorherrschend chinesisch ist die Bevölkerung an den übrigen Zuflüssen des Sungari, am Hulan, Maiche u. s. w., mit Ausnahme des Nonni, an welchem, wie wir bereits gesehen haben, die Chinesen im unteren Laufe mit Mongolen und Dauren, weiter hinauf mit diesen und mit Solonen untermischt wohnen und zunächst nur die Minderzahl der Bevölkerung bilden.

---

[1]) Палладій, Дорожн. замѣтки въ 1870 г. (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. T. IV, 1871, стр. 123). Барабашъ, Сунгар. экспед. 1872 г. (Военн. Сборн. 1874, № 1, стр. 327). Die chinesische Regierung begünstigt die Zunahme der Sesshaftigkeit im Gebiete der nomadischen Mongolen, indem sie darin eine Bürgschaft für die Ruhe und Gefahrlosigkeit ihrer Grenzländer sieht. Davon Gebrauch machend, ziehen die Chinesen den Grund und Boden der Mongolen an sich, indem sie das Land zunächst arrendiren oder in Pacht nehmen und alsdann durch Handel, Vorschüsse u. dgl. die ursprünglichen Besitzer zu ihren Schuldnern machen (Palladij, l. c).

[2]) L. c. p. 325—327.

Da das weite Sungari-Land noch vielen Raum für Colonisation darbietet, so hat der beständige Zuzug von Chinesen dahin, trotzdem er schon vor ein paar Jahrhunderten begann, noch lange nicht aufgehört. Ja, es scheint, dass die Besitznahme von einem grossen Theile des Amur-Landes durch die Russen die Auswanderung der Chinesen nach dem Sungari-Lande noch verstärkt hat, sei es weil sich ihnen dadurch die Aussicht auf einen lebhafteren Handel, auf einen leichteren und vortheilhafteren Absatz der am Sungari gebauten Produkte eröffnete, sei es auch weil die Pekinger Regierung die Auswanderung begünstigte, um sich durch zahlreiche und homogene chinesische Bevölkerung den Besitz des ihr verbliebenen Landes in Zukunft möglichst zu sichern. Williamson sah im Jahre 1866, auf seiner Reise von Peking nach der Mandshurei, als er Ying-tse, den Hafen an der Mündung des Ssira-muren, verlassen hatte und durch das Innere von Liao-tung zog, jeden Tag Schaaren von Auswanderern, die ihren Weg nach Norden nahmen[1]. Das grösste Contingent dieser Auswanderer stellen die gleich übervölkerten chinesischen Provinzen Schantung und Schansi, und nächst diesen auch Tschili, die drei der Mandshurei auch geographisch zunächst gelegenen Provinzen China's. Aus Schantung ergoss sich, in Folge von Missernten, schon gleich nach der Eroberung China's durch die Mandshu, ein starker Strom von Auswanderern nach der Mandshurei[2], die den ersten Grund zur Colonisation dieses Landes von Seiten China's legten. Von dort bezieht es auch seine besten Colonisten: erfahrene, fleissige Ackerbauer, in allen ländlichen und städtischen Gewerben kundige Leute, die mit ihren Familien hinkommen, um sich ein entsprechendes Arbeitsfeld zu gewinnen und sesshafte, bleibende Bewohner des Landes zu werden [1]). Sie sind es besonders, die die Mandshurei in eine chinesische Provinz zu verwandeln, die dem einheimischen, herrschenden Volke allen Boden abzugewinnen und es durch ihren moralischen Einfluss, durch Errichtung von Schulen u. s. w. auch um seine Nationalität zu bringen gewusst haben. Ihre Sprache, der Schantung-Dialekt, ist auch die herrschende unter allen Mandshu-Chinesen oder Man-dse — wie man sie auch dort zu nennen pflegt [2]). — sie überwuchert alle anderen Dialekte, mit alleiniger Ausnahme desjenigen der Schansi-Leute, die ihre Sprache nur schwer verändern [3]). Dabei behalten jedoch alle Chinesen im Charakter und im Wesen die Eigenthümlichkeiten ihrer respectiven Heimathsprovinz bei, so dass man bei hinlänglicher Bekanntschaft mit China, trotz der gleichlautenden Sprache, sogleich die aus Schantung, aus Tschili u. s. w. Stammenden erkennen kann. Gleichwie Schantung liefert übrigens auch Tschili der Mandshurei meist arbeitsame, tüchtige, im Lande verbleibende Ackerbauer und Gewerbsleute, wenn auch in geringerer Zahl als jenes erstere. Anders Schansi. Die meisten Auswanderer aus dieser Provinz wenden sich in der Mandshurei dem Handel zu: es sind unternehmende, gewandte, praktische Leute, die durch unermüdliche Thätigkeit sich des gesammten Gross- und Kleinhandels in allen Städten und Dörfern der Mandshurei bemächtigt haben [4]), die «Juden des himmlischen Reiches», wie der Archimandrit Palladij sie treffend bezeichnet [5]), die der Reisende überall, im eigentlichen China wie in den Nebenländern des Chinesischen Reiches zu sehen und deren von allen anderen scharf sich unterscheidenden Dialekt er überall zu hören bekommt. Bei ihrer grossen Zahl und Ausbreitung, ihrem pekuniären und moralischen Uebergewicht den Mandshu gegenüber und der Unentbehrlichkeit, die sie für dieselben gewonnen haben, gebührt ihnen ein nicht geringeres Verdienst wie den Schantung-Leuten, dem chinesischen Wesen, der chinesischen Sprache und Nationalität in der Mandshurei allenthalben Eingang und Boden verschafft zu haben. Im Gegensatz zu den Schantung-Chinesen, fesseln sich jedoch die Schansi-Leute in der Mandshurei nur selten und ungern an die Scholle: meist kommen sie ohne Familie in's Land, suchen sich möglichst bald zu bereichern und kehren ihm dann den Rücken, um von neuen Ankömmlingen ersetzt zu werden. Sie bilden daher, schon ihrem Berufe nach, eine nomadischere, fluctuirendere Bevölkerung und geben dem Lande auch keine so bleibenden Colonisationselemente wie die Schantung-Leute ab. Dafür treibt sie aber die Gewinnsucht wie die Natur ihres Berufes immer weiter und weiter vorzudringen, und so sind es gerade die handeltreibenden Schansi-Chinesen, welche über die eigentliche Mandshurei hinaus fast unter allen Völkern des Amur-Landes anzutreffen sind, und welche somit als die ersten Pioniere für die Verbreitung chinesischer Cultur in demselben angesehen werden können. Wir werden daher in den folgenden Betrachtungen noch Gelegenheit finden, auf dieselben wieder zurückzukommen.

---

[1] Journeys etc. Vol. II, p. 163.

[2] Archim. Palladij, l. c. p. 373.

---

[1]) Williamson, l. c. Vol. II, pag. 163. Захаровъ, Позем. собств. въ Китаѣ (Труды член. Российск. духовн. миссіи въ Пекинѣ, Т. II, 1853, стр. 63). Archim. Palladij, l. c. p. 408. Barabasch, l. c. p. 323.

[2]) В. Васильевъ, Записка о Нингутѣ (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., Ч. XII, 1857, стр. 86). Барабашъ, Сунгар. экспед. 1872 г. (Военн. Сборн., 1874, № 1, стр. 321).

[3]) Palladij, l. c. p. 373, 374, 409.

[4]) Williamson, Palladij, Barabasch, ll. cc. Damit ist jedoch nicht gesagt, dass es in der Mandshurei nicht auch Kaufleute aus Schantung und umgekehrt Ackerbauer oder Gewerbsleute aus Schansi gebe. So traf z. B. Williamson (Journ. etc. Vol. II, p. 222) in San-sin Kaufleute, die aus den Städten Tung-tschu-fu und Lai-tschu-fu im östlichen Schantung gebürtig waren.

[5]) L. c. p. 398.

Ausser den erwähnten Elementen trägt der Strom der Auswanderung aus dem übervölkerten China, und besonders wiederum aus Schansi und Schantung, der Mandshurei auch eine Menge minder brauchbaren Volkes aus den ärmsten und niedrigsten Schichten, ja zum grossen Theil auch des verkommensten Gesindels aller Art zu: Leute, die durch Laster und wüstes Leben, zumal durch das in China so allgemein betriebene und so verderblich wirkende Kartenspiel, um ihr Hab und Gut gekommen sind, Verbrecher, die, um der Strafe des Gesetzes zu entgehen, die Flucht ergriffen u. s. w. Diese suchen sich zunächst als Tagelöhner, Fischer, Jäger, als Arbeiter auf den Goldwäschen u. dgl. m. ihr Brod zu verdienen, und Manchem von ihnen gelingt es, durch Fleiss und Energie auch zu höheren und besseren Stellungen emporzukommen.

Mehr oder minder alle Provinzen China's liefern endlich der Mandshurei ihr Contingent an demjenigen Theile ihrer chinesischen Bevölkerung, welcher ihr nicht durch freiwillige Auswanderung, sondern in Folge von Verbannung durch die Regierung zufliesst. Keineswegs sind es nur schlechte Bevölkerungselemente, welche die Mandshurei auf diesem Wege aus China erhält: denn neben allerdings stark gravirten gemeinen Verbrechern, Räubern, Falschmünzlern, Staatsdieben etc., verfallen der Strafe der Verbannung ganz besonders auch die politischen Verbrecher, Glieder geheimer politischer und staatsgefährlich erscheinender religiöser Gesellschaften, zu denen wiederholentlich auch das Christenthum gerechnet wurde[1]), durch Intriguen in Ungnade gefallene Staatsdiener und Hofbeamten, überwiesene oder vermeintliche Feinde der herrschenden mandshurischen Dynastie u. s. w. Solche Verbannte konnten und mussten unter Umständen eine grosse colonisatorische Macht in der Mandshurei gewinnen. Nicht alle Gegenden derselben werden aber in gleichem Maasse als Verbannungsorte benutzt. Die im Herzen des Sungari-Landes gelegenen Städte Ninguta und Girin und mehr noch das über die eigentliche Mandshurei hinaus, am Amur gelegene Aigun werden uns seit je als solche Verbannungsorte genannt[2]). Aigun oder die Gegend ober- und unterhalb desselben ist auch immer gemeint, wenn schlechtweg von einer Verbannung an den Amur die Rede ist[3]). **Palladij** nennt auch Hulan, am gleichnamigen Flusse, Hu-lun-buïr und ganz besonders Tsitsikar, nach welchem die zahlreichsten und schwersten Verbrecher kommen sollen, als solche Orte[1]). Dorthin, an den Nonni, liess schon der Kaiser Kang-hi zahlreiche Chinesen aus Yunnan, die als Anhänger von Ussankuei für die Unabhängigkeit China's von den Mandshu gekämpft hatten, versetzen und ihnen Land zum Anbau geben. Durch fleissige und tüchtige Arbeit erweiterten deren Nachkommen ihren Besitz, und gegenwärtig bilden die Yunnan-Chinesen, die übrigens im Wesen und Charakter alle Eigenthümlichkeiten ihrer Provinz conservirt haben sollen, grosse Ackerbaucolonien am Nonni[2]). So musste auch der weitentlegene Süden China's zur Colonisirung der Mandshurei und zur Verbreitung chinesischer Sprache und Sitte in derselben beitragen. Man wird übrigens die Bedeutung, die solche und ähnliche Verbannungen für die Mandshurei und das Amur-Land hatten, um so weniger unterschätzen, wenn man erwägt, dass die chinesische Regierung oftmals bei Verhängung der Verbannungsstrafe auch den Zweck der Populationsvergrösserung in der Mandshurei im Auge hatte[3]), und dass ferner, dem entsprechend, die Verbannten, zum mindesten die weniger schwer gravirten, an dem Orte ihres Exils eine gewisse Freiheit geniessen, indem die ganze Controle über dieselben nur auf eine von Zeit zu Zeit, ein oder zweimal monatlich stattfindende Aufrufung sich beschränkt[4]). Schlimmer geht es ihnen freilich bei verschärfter Strafe; allein auch wenn diese ihr höchstes Maass erreicht, d. h. wenn die Verschickten den dienstthuenden Solonen und Dauren in Sklaverei gegeben werden[5]), ist dem geschickteren und intelligenteren Sklaven noch immer die Möglichkeit eines gewissen Einflusses auf seinen roheren Herrn geboten. So hat auch die mandshu-chinesische Regierung, indem sie ihr eigenes Stammland zum Deportationslande machte, ohne es zu wollen selbst dahin gewirkt, die Mandshu-Nationalität fast verschwinden und die Mandshurei in eine chinesische Provinz sich umwandeln zu lassen.

---

[1]) Ein Edikt vom Juli 1811, unter dem Kaiser **Kia-king**, besagte z. B., dass alle **Chinesen**, welche das Christenthum angenommen hatten und nicht davon lassen wollten, nach dem Amur exilirt werden sollten (**Plath**, l. c. p. 931).

[2]) **Gerbillon**, s. **Du Halde**, Descr. de l'Emp. de la Chine, T. IV, p. 8, 30, 182, 230. **Іакинѳъ**, Китай, его жители, нравы, обычаи, просвѣщ. С. Петербургъ, 1840, стр. 209, Прим. **. Его-же, Стат. опис. Китайск. Имп. С. Петербургъ, 1842, Ч. II, стр. 231, Прим. **.

[3]) So wurde z. B., um nur einiger Fälle der Art zu erwähnen, unter dem Kaiser **Yung-tsching** (1727) **Yotschu**, der Sohn des ersten Ministers und zugleich nahen Verwandten des kaiserlichen Hauses, **Lung-ko-to**, nach dem Amur verbannt (**Plath**, l. c. p. 551). Unter dem Kaiser **Tao-kuang** (etwa 1844) wurde der Nomunchan von Lassa, wegen Ermordung dreier noch im unmündigen Alter stehender Dalai-Lama's, zu lebenslänglicher Verbannung an die Ufer des Amur verurtheilt (**Huc**, Souvenirs d'un Voyage etc. T. II, p. 288. **C. F. Koeppen**, Die Religion des Buddha, Berlin, Bd. II, 1859, p. 231).

Nur unbedeutend im Vergleich mit dem weiten Sungari-Gebiet ist der Raum, den die Chinesen, in compakteren Massen zusammenwohnend, am Amur einnehmen. Wir finden sie in solcher Weise nur in jenem sogen. mandshu-chinesischen Culturstück am mittleren Amur, zwischen der Dseja- und der Bureja-Mündung, wo sie an beiden Ufern des Stromes meist in grossen Dörfern, mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt, zuweilen aber auch einzeln, kleinem Handel nachgehend, wohnen. Mit Dauren und Mandshu untermischt, haben sie dort aus Gründen, deren wir oben schon erwähnten, auf jene Völker noch nicht in so assimilirender Weise wie im Sungari-Lande gewirkt, um bereits für das herrschende Volk gelten zu können. Auch dürften dort wie am Nonni die ihnen in mancher Beziehung, namentlich an praktischem Sinn, an berechnendem, unternehmendem Handelsgeist näher stehenden Dauren ihrem Einfluss einen kräftigeren Widerstand entgegensetzen als die **Mandshu**. Ja, es scheint sogar, dass die **Dauren** von den Gegenden, in welchen ihr Haupthandelsgebiet liegt, von der Bureja und Dseja — dem **Biraren-** und **Manägirn**-Gebiet — die **Chinesen** bis dahin ganz fern zu halten gewusst haben.

---

[1]) Palladij, l. c. p. 128, 129. Nach Pauthier (Chine moderne ou descr. hist., géogr. et littér. de ce vaste Empire, II. Part. Paris 1853, p. 235) soll die schwerste aller Verbannungen die nach Ili sein. Der Verbannung geht stets die Bastonnade, mit einer der Schwere des Vergehens entsprechenden Anzahl von Schlägen, voraus. Vrgl. Du Halde, l. c. T. II, p. 135. Іакинѳъ, Стат. описаніе Китайск. Имп. Ч. I, стр. 231.

[2]) Palladij, l. c. p. 409, 413.

[3]) Gerbillon (s. Du Halde, Descr. de l'Emp. de la Chine, T. IV, p. 6, 36) spricht dies ganz direkt aus.

[4]) Palladij, l. c. Barabasch, l. c. p. 321.

[5]) Palladij, l. c.; vrgl. auch Plath, l. c. p. 935.

Eine viel grössere Ausbreitung als am mittleren Amur haben die **Chinesen** im Küstengebiet der Mandshurei und an dem oberen Ussuri und seinen Zuflüssen gewonnen. Wir haben ihrer in diesem ihrem Gebiet, wo sie, gleichwie übrigens auch am Sungari, unter dem Namen der **Man-dse** bekannt sind, im Allgemeinen schon erwähnt, bei Besprechung der Verbreitungsgebiete der **Orotschen** und **Golde**, mit denen sie zum grossen Theil untermischt wohnen. Werfen wir nun noch einen besonderen Blick auf die von ihnen dort eingenommenen Localitäten.

Das Küstengebiet der Mandshurei, d. i. der Streifen Landes zwischen dem Meere und dem nahen Küstengebirge, Ssichota-alin, wird von den **Chinesen** von der Grenze Korea's und also auch der jetzigen russischen Besitzungen am Japanischen Meere an, bis über die Bai Wladimir und den Fluss Tasuschi oder Lifule[1]) hinaus bewohnt. Je weiter aber nach Norden, um so geringer ist ihre Zahl, und über den 46. Breitengrad, von welchem ab auch die Natur rasch ein nordischeres Gepräge gewinnt, sollen sie nicht hinaus gehen[2]). Insbesondere bewohnen sie die Thäler der vom Küstengebirge quer durch's Land herabkommenden Flüsse. Unmittelbar an der Meeresküste bauen sich die **Chinesen** nur selten an, sei es weil sie nicht gern vom Meere aus gesehen sein wollen, oder um sich den unmittelbaren klimatischen Einflüssen desselben, den starken Seewinden u. s. w. zu entziehen. Am zahlreichsten sind sie im fruchtbaren Thale des Ssutschan und in seinen Nebenthälern. Nach **Prshewalskij**[3]) soll es da nicht weniger als 11 Dörfer und 75 einzeln gelegene Häuser oder Fansen von **Chinesen** geben. Alsdann folgen nach dem Bevölkerungsgrade die Thäler des Tasuschi, Zymuche, Tassuduche, Pehussun, Maiche u. s. w.[4]). Auch die Gegenden um Wladiwostok und die Bai Possjet haben eine verhältnissmässig zahlreiche chinesische Bevölkerung. Hingegen ist der ödeste Theil der gesammten hier in Betracht kommenden Küste die Strecke zwischen dem Flusse Ta-uchu und der Bai Olga[5]), sowie natürlich die Strecke nördlich vom Tasuschi, wo die chinesische Bevölkerung allmählich ganz aufhört. Uebrigens wechseln die Bevölkerungsverhältnisse in diesem Küstengebiete der Mandshurei sehr ansehnlich mit den Jahreszeiten, denn ausser den sesshaften, mit Feld- und Gemüsebau und dem Handel mit den **Orotschen** (**Ta-dse**) sich abgebenden **Chinesen** kommt im Sommer eine grosse Menge vagirenden Volkes hinzu, um an der Küste Seetang und Trepang zu fischen oder an den Flüssen Gold zu waschen. Dadurch belebt sich zeitweise die gesammte zwischen der Bai Possjet und der Bai Olga gelegene Meeresküste, an welcher die Fischereien stattfinden, so wie die Gegend zwischen dem Ussuri-Golf und den Flüssen Zymuche und Ssutschan, wo die hauptsächlichsten Goldwäschereien sich befinden. Im Herbst, wenn die Arbeit vollendet, kehren die meisten Leute, die sie verrichtet, auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, wieder zurück, nach Hun-tschun, Ninguta u. s. w. Viele von ihnen, vermuthlich solche, die jene Beschäftigungen auf eigene Hand betreiben, bleiben aber auch den Winter über im Küstengebiet, theils als Arbeiter bei den sesshaften Chinesen, theils auch ohne Arbeit, vom Ertrage des im Sommer Verdienten zehrend. Daher sammelt sich in manchen Gegenden des Küstengebietes, besonders am Zymuche und Ssutschan, im Winter eine fast doppelt so starke Bevölkerung von Chinesen an, als sie im Sommer haben[1]. Je grösser aber dort die Zahl der Chinesen, um so geringer ist diejenige der Ta-dse oder Orotschen, die überhaupt mehr landeinwärts, zum Gebirge hin wohnen, wo auch die ergiebigeren Jagdgründe sich befinden. Doch fehlen auch dort einzeln wohnende Chinesen nicht, die handeltreibend von der Jagdausbeute der Orotschen leben.

---

[1]) Dieser auf den Karten übliche Name ist nach **Prshewalskij** (Путеш. въ Уссурiйск. край, стр. 136, Прим.) an Ort und Stelle unbekannt, gleichwie auch der Name Fudel für Lifudin, einen Zufluss des Ulache (oberen Ussuri).

[2]) **Венюковъ**, Обозр. р. Уссури и зем. къ вост. отъ нея до моря (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ., Ч. XXV, 1859, Отд. II, стр. 226, 233). **Его-же**, Путеш. по окр. Русск. Азiи, стр. 88.

[3]) Путеш. въ Уссурiйск. край, стр. 143.

[4]) **Prshewalskij**, l. c. p. 78, 136, 140, 151, 157. Am Tasuschi sollen, mit den Wohnungen der minder zahlreichen **Orotschen** zusammen, etwa 35, am Zymuche 30, am Tassuduche und Pehussun zu je 20, am Maiche 10 Fansen liegen. Für den Tasuschi oder Lifule s. auch **Wenjukof**, Обозр. etc. l. c. p. 218; Путеш. etc. p. 89.

[5]) **Prshewalskij**, l. c. p. 151.

Steigt man über das Küstengebirge in das Ussuri-Gebiet hinab, so betritt man auch dort ein Land, in welchem die Chinesen noch weithin eingebürgert sind. Im Allgemeinen wiederholt sich aber auch dort dasselbe, was wir an der Küste sahen: je weiter nordwärts, um so geringer wird ihre Zahl, um so kleiner und vereinzelter werden ihre Ansiedelungen. Am zahlreichsten sind sie an den beiden Flüssen zu finden, die man mit Recht als die beiden Quellflüsse des Ussuri betrachten darf, aus deren Vereinigung erst dieser Strom entsteht, wie er denn von da ab auch erst den Namen Ussuri trägt, — ich meine am Ssandogu, der nach Aufnahme des Lifudin (Fudsi) den Namen Ulache bekommt, und am Daubiche[2]. Dort wohnen die Chinesen, mit Feld- und Gemüsebau, etwas Viehzucht u. dgl. beschäftigt, bald einzeln, bald in ganzen Dörfern zusammen und bilden, den Eingeborenen, Orotschen und Golde gegenüber, auch der Zahl nach die herrschende Bevölkerung[3], wogegen abwärts sowohl am Ussuri, wie an seinen rechten Zuflüssen mehr und mehr das umgekehrte Verhältniss statthat, und zuletzt die Chinesen nur in einzelnen, von kleinen Gemüsegärtchen umgebenen Fansen und als Händler unter den Eingeborenen sitzen.

Was die rechten Zuflüsse des Ussuri betrifft, so sind die beiden grössten unter ihnen, der Ima mit dem Waku und der Biki, noch von verhältnissmässig zahlreichen Chinesen bewohnt, die sich beständig dort aufhalten, kleine Aecker und Gemüsegärten haben und mit den allerdings zahlreicheren, aber meist nomadischen Orotschen Handel treiben. Am Waku ziehen sich ihre Ansiedelungen noch bis zwei Tagereisen oberhalb der Einmündung des kleinen reissenden Tundsi-Flusses in denselben. Minder zahlreich als am Ima sind die Chinesen schon am Biki, an welchem der belebteste Theil derjenige sein soll, wo ihr Dorf Tschamudyndsa liegt, weil in dessen Umgegend auch die ergiebigste Jagd betrieben wird[1]). Der letzte der rechten Zuflüsse des Ussuri nach Norden, an welchem sich noch einige Chinesen aufhalten, und zwar als Händler unter den Orotschen, ist der Poor mit seinen Zuflüssen[2]). Es ist dies für sie auch aus dem Grunde ein wichtiger Punkt, weil von dort den Pächssa-Fluss hinab eine Strasse an den Amur führt, auf welcher manche Amur-Golde im Winter zur Jagd an die Poor-Zuflüsse ziehen, und welche auch die chinesischen Händler zuweilen benutzen. Am Ussuri selbst liegen die letzten beständigen Wohnsitze der Chinesen noch etwas unterhalb der Poor-Mündung, und zwar sind es am linken Ufer zwei von kleinen Gemüsegärten umgebene Häuser, die den Namen Chaizo tragen, und am rechten Ufer, noch etwas weiter abwärts, das Golde-Dorf Tumurgu, in welchem auch eine chinesische Fanse sich befindet, deren Inhaber, drei chinesische Händler, mir den Ort Chai-tsching-ju-tscha nannten[3]).

---

[1] Prshewalskij, l. c. p. 88.

[2] Gewöhnlich wird, wie oben schon erwähnt, der erstere allein als Quellfluss des Ussuri angesehen.

[3] Венюковъ, Обозр. и пр. стр. 217, 233; Путеш. и пр. стр. 57.

An den linken Zuflüssen des Ussuri liegen die Verhältnisse etwas anders, weil sie mit ihren Quellen dem Sungari-Gebiet sich nähern und durch mehrfache Strassen mit demselben in Verbindung stehen. Ninguta und Ssan-ssin sind namentlich die Orte im Sungari-Lande, von welchen mehrfache Strassen nach den linken Ussuri-Zuflüssen führen. Von Ninguta laufen nicht weniger als drei solcher Strassen aus, und zwar einmal über den oberen Ssuifun an den Lefu und Daubiche, dann an den Kengka-See und endlich an den Muren, einen der grössten und jedenfalls wichtigsten der linken Nebenflüsse des Ussuri; von Ssan-ssin führt eine viel begangene Strasse an den Noor[4]). Damit sind der Ausbreitung der Chinesen im westlichen Ussuri-Gebiet viel günstigere Bedingungen geboten: es schliesst sich mehr oder weniger unmittelbar, wenn auch nur mit zerstreuter und sparsamer Bevölkerung, an das Sungari-Gebiet an. Betrachten wir uns die einzelnen linken Zuflüsse des Ussuri genauer, so ist das üppige, aber im unteren Theile sumpfige Thal des Lefu nur von ganz wenigen Chinesen bewohnt[5]). Am Ssianche, einem anderen Zufluss des Kengka-Sees, wie an diesem selbst ist ihre Zahl auch nur gering; westwärts aber vom See und nach dem oberen Ssuifun hin, wo die Strassen nach Ninguta zusammenlaufen, wird sie grösser[6]). Der Ssungatschi hat nur in der Nähe seines Austritts aus dem Kengka-See eine chinesische Ansiedelung[7]). Am Muren soll es im unteren Laufe, von dem allein wir einige Kunde haben, auch nur ein paar kleine chinesische Dörfer geben[1]). Bevölkerter mit Chinesen sind der Duma und der Kirki, weil die Berge und Wälder in ihrer Umgegend und an ihren Quellen reich an der so hoch geschätzten Ginseng-Wurzel sein sollen, weshalb auch ein Weg von dort an den Sungari führt[2]). Am meisten Chinesen giebt es aber am Noor, dem letzten ansehnlichen Zufluss des Ussuri von links: nicht bloss mit Feld- und Gemüsebau, sondern vornehmlich auch mit Handel beschäftigt, wohnen sie dort meist in kleinen Dörfern, welche oft mit eben solchen der Golde abwechseln[3]). Während daher an den rechten Zuflüssen des Ussuri die chinesische Bevölkerung nach Norden und mit der Entfernung von der Hauptader des Landes abnimmt, findet an seinen linken Nebenflüssen, aus den oben erwähnten Gründen, eher das umgekehrte Verhältniss statt.

---

[1]) Корзунъ, см. Будищевъ, Опис. лѣс. части Приморск. обл. (Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ., Т. IX, X, стр. 333, 379, 381). Венюковъ, Обозр. и пр. стр. 201; Путеш. и пр. стр. 29.

[2]) Korsun, l. c. p. 353.

[3]) Maack (Путеш. по дол. р. Уссури, Т. I, стр. 9 и 13) giebt auch den Ort Chaizo als den äussersten Chinesen-Sitz am Ussuri an; doch versetzt er ihn an das rechte Ufer und lässt die Chinesen dort unter Golde wohnen, was nur auf Chai-tsching-ju-tscha oder Tumurgu der Golde passt.

[4]) Die Quellen des Noor sollen von denen des Woken, eines Zuflusses des Sungari, nur durch einen Berg getrennt sein (Венюковъ, Обозр. р. Уссури. — Вѣстн. Геогр. Общ. Ч. XXV, II, стр. 107. S. auch Маакъ, Путеш. по дол. р. Уссури, Т. I, стр. 12, 56, 61, 68; nach eigenen Ermittelungen und nach Wassiljef. Пржевальскій, Путеш. въ Уссур. краѣ, стр. 88, 208. Архим. Палладій, Уссурійскіе Маньцзы. — Изв. Имп. Русск. Геогр. Общ., Т. VII, 1871, Отд. II, стр. 372, 373). Am oberen Ssuifun zweigt sich der Weg von Ninguta einerseits nach Huntschun, andererseits nach den Flüssen Maiche, Zymuche, Ssutschan u. s. w. ab. Ausserdem laufen unzählige kleinere, von den Man-dse gebahnte Fusspfade nach dem Küsten- und dem östlichen Ussuri-Gebiet ab (s. Prshewalskij und Palladij, ll. cc.).

[5]) Maack, l. c. p. 58. Prshewalskij, l. c. 214.

[6]) Maack, l. c. p. 60, 61. Prshewalskij, l. c. pag. 68, 211.

[7]) Maack, l. c. p. 63.

Es bleibt uns nur noch übrig, einige Worte über den Ursprung der Ussuri-Man-dse zu sagen. Er ist im Allgemeinen derselbe wie derjenige der Sungari-Chinesen, nur mit dem Unterschiede, dass das Ussuri-Gebiet und die Meeresküste ihre chinesische Bevölkerung oft schon aus zweiter Hand, aus dem Sungari-Lande erhalten. Das grösste Contingent direkter Auswanderer nach dem Ussuri und der Küste senden wiederum dieselben drei, der Mandshurei zunächst gelegenen chinesischen Provinzen, Schantung, Schansi und nächst ihnen Tschili[4]). Doch ist der Charakter der Auswanderer, die sich hieher oder dorthin wenden, ein vielfach verschiedener, was wesentlich durch das verschiedene Verhalten der chinesischen Regierung diesen Ländern gegenüber bedingt wird. Während sie das Sungari-Land der Einwanderung chinesischer ackerbauender Colonisten öffnete und die Gründung grosser Ackerbaucolonien dort gestattete, hielt sie Beides vom Ussuri-Lande fern[5]) und lenkte dahin vielmehr den Strom einer beweglichen, industriellen Bevölkerung, aus Furcht, wie es heisst, der mandshurischen Befehlshaber in Ninguta und Girin vor der Ansammlung dort einer allzustarken chinesischen Population. Zugleich gewährte sie den Ussuri-Man-dse eine grosse Freiheit, indem sie zu ihnen nur ab und zu Beamten aus Ninguta oder Ssan-ssin schickte, die einen willkürlichen Tribut von jedem Hause erhoben, im Uebrigen aber sie ganz unbehelligt liess[6]). Die Folge dieser Maassregeln war, dass der bessere Theil der chinesischen Auswanderer, namentlich Alle, die mit ihren Familien hinauszogen, in der Absicht, sich wirklich eine neue Heimath zu gründen und sesshafte, ackerbauende Bewohner derselben zu werden, dem Sungari-Lande sich zuwandte; dem Ussuri-Gebiet hingegen flossen nur die schlechteren Elemente zu — Leute, die keine Familienbande kannten, die auch in ihrer Heimath nur ein unstätes, vagirendes Leben geführt hatten, arme und niedrige Arbeiter und Tagelöhner, insbesondere aber allerhand verkommenes und verdächtiges Volk, Uebelthäter und Verbrecher, die in der Flucht ihre Rettung suchten, aus der Gesellschaft ausgestossene Sträflinge und ähnliches Gesindel, das in der Ungebundenheit und Gesetzlosigkeit, in dem Mangel aller staatlichen Aufsicht und Controle im Ussuri-Lande einen besonderen Vorzug sah. Aehnliche Elemente strömten ihm aus denselben Gründen auch aus Liao-tung und dem Sungari-Lande zu. Viele dieser Leute tragen sogar an sich die Spuren der körperlichen Strafen, mit denen sie in der Heimath begangene Verbrechen zu verbüssen hatten[1]. Wie roh, verkommen, sittenlos diese Bevölkerung ist, geht aus den Schilderungen der Reisenden zur Genüge hervor. **Prshewalskij** findet an den **Ussuri-Man-dse** keinen hellen Zug hervorzuheben; drastisch schildert er hingegen das wüste Leben der im Zymuche- und Ssutschan-Thale überwinternden Goldwäscher, Seetangfischer und anderen Gesindels, ihre Trunksucht, ihr leidenschaftlich betriebenes Kartenspiel, bei welchem Mancher all' sein Hab und Gut in einer Nacht verspielt, und das oft von Mord und Todtschlag begleitet wird[2]. Von irgend welchen gemeinnützigen Einrichtungen, Schulen u. dgl., wie im Sungari-Lande, findet sich hier auch bei dem besseren Theile der **Man-dse**, den kleinen sesshaften Ackerbauern, den von Ssan-ssin oder Ninguta herübergekommenen Kaufleuten, nicht das Geringste vor. Dass unter solchen Umständen der chinesischen Bevölkerung im Ussuri-Gebiet auch jene moralische, civilisatorische Macht und Bedeutung abgeht, die sie im Sungari-Lande den **Mandshu** gegenüber gewonnen hat, versteht sich von selbst. Dazu fehlte es den **Chinesen** im Ussuri-Gebiet an der ersten und nothwendigsten Bedingung — der Familie. Kein chinesisches Weib betritt das Ussuri-Land. Die dortigen **Man-dse** sind daher genöthigt, wenn sie nicht, wie es allerdings meistens geschieht, ein einsames Leben führen wollen, mit **Orotschen-** oder **Golde-**Weibern Ehen oder Concubinate einzugehen[3]. In beiden Fällen aber wachsen die Kinder, wenn sie auch von früh an chinesisch sprechen lernen — was übrigens unter den mit den **Chinesen** untermischt wohnenden oder viel verkehrenden Eingeborenen auch sonst vielfach der Fall ist — unter dem Einfluss ihrer respectiven Mütter um nichts besser als die **Orotschen-** und **Golde-**Kinder auf und fallen auch in ihrem späteren Leben, von einigen Modifikationen im Charakter, im äusseren Habitus u. s. w. abgesehen, nach ihrem ganzen Sein und Treiben diesen Nationalitäten anheim. So ist es der chinesischen Regierung allerdings gelungen, das Anwachsen einer mächtigen chinesischen Bevölkerung im Ussuri-Gebiet zu verhindern, allein sie hat damit, kurzsichtig genug, nur ihren eigenen Interessen entgegen gearbeitet und der Besitznahme dieses Landes und leichteren Assimilirung seines Volkes durch die Russen wesentlich Vorschub geleistet[1].

---

[1]) Dorshidarof, der den Muren in seinem unteren Laufe besucht hat, fand an demselben nur ein chinesisches Dorf an der Einmündung eines ziemlich grossen Flusses, wie er vermuthet, desselben, der auf chinesischen Karten den Namen *Jergun* trägt, und ein zweites nahe seiner Mündung in den Ussuri (Maack l. c. p. 61).

[2]) Венюковъ, Обозр. и пр. стр. 190; Путеш. и пр. стр. 23. Маакъ, Путеш. по дол. р. Уссури, Т. I, стр. 63.

[3]) Maack, l. c. p. 42, 66.

[4]) Восточное-Поморье, 1866, стр. 30, 37.

[5]) Wenn nichtsdestoweniger auch im Ussuri-Lande, wie wir oben sahen, Ackerbau betrieben wird, so geschieht dies doch nur im Kleinen, im nächsten Umkreise der Fansen, von deren Besitzern, allein oder mit Hülfe von einigen Arbeitern, wobei der äusserst fruchtbare Boden und die klimatischen Verhältnisse die Mühe reichlich lohnen. Ausgebreiteten Ackerbau, geregelte Feldwirthschaften, mit Allem was drum und dran hängt, wie im Sungari-Lande, giebt es aber dort nicht. Die Ussuri-Man-dse selbst klagen darüber, dass die chinesische Regierung ihnen nicht erlaubt hat Ackerbaucolonien zu begründen (Палладій, Уссурійск. Манцзы, тамъ-же, стр. 370—372).

[6]) Палладій, тамъ-же.

---

[1] **Уссольцевъ**, Заамурскій край (Морск. Сборн. 1861, № 8, ч. неоф., стр. 199).

[2] Путеш. въ Уссур. краѣ, стр. 83, 88, 99.

[3] So viel ich chinesische Fansen am unteren Ussuri — und übrigens auch einzeln gelegene Häuser chinesischer Händler am oberen Amur — besucht, habe ich in denselben fast immer nur Männer, selten auch Weiber von Eingeborenen, niemals **Chinesinnen** gesehen. Aehnlich lauten für verschiedene Theile des Ussuri-Gebietes die Angaben von **Wenjukof** (Обозр. р. Уссури и пр. стр. 211, 212; Пут. по окр. Росс. стр. 199, 201), **Maximowicz** (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. 1861, кн. III, Смѣсь, стр. 5), **Ussolzef**, Заамурскій край. — Морск. Сборн. 1861, № 8, ч. неоф., стр. 199), **P. v. Helmersen** (Petermann's Geogr. Mittheil. 1866, p. 81), **Budischtschef** (Описаніе лѣсовъ Прим. обл. — Зап. Сиб. Отд. Геогр. Общ., Т. IX и X, 1867, стр. 182), **Schmidt** (Histor. Bericht etc. l. c., pag. 130), **Prshewalskij** (Пут. въ Уссур. кр. стр. 83, 103), u. A.

Dies die Gebiete chinesischer Massenbevölkerung im Amur-Lande. Sie sind die Centren, die Heerde, von denen alle über das Amur-Land zerstreuten chinesischen Einzelelemente ausstrahlen. Von dort gehen die zahlreichen chinesischen Handelsleute aus, die zu allen Amur-Völkern vordringen, um ihre mandshu-chinesischen Waaren und Produkte im Tausch gegen deren Jagdausbeuten abzusetzen. Und nicht bloss vorübergehend besuchen sie dieselben, sie haben an manchen Punkten auch festen Fuss unter ihnen gefasst, mehr oder weniger bleibenden Aufenthalt genommen, kleine Handelsposten oder Handelsstationen errichtet. Wir werden den Handel, den die Chinesen — ob umherstreifend oder an einen Orte fixirt — mit den Amur-Völkern betreiben, später, am betreffenden Orte, ausführlich besprechen, zunächst interessiren uns ihre Handelsstationen von einem anderen Gesichtspunkte. Im Gefolge des Handels dringt nämlich auch chinesisches Wesen, chinesische Cultur, Sitte oder Unsitte zu den Amur-Völkern, und jede chinesische Handelsstation ist daher wiederum ein kleiner Heerd, von dem chinesischer Einfluss auf die Amur-Völker ausstrahlt. Liegt es uns daher, um diesen Einfluss im Verlauf unserer Betrachtungen über die Amur-Völker überall zu ermitteln und zu ermessen, zunächst ob, das Verbreitungsgebiet der Chinesen im Amur-Lande näher kennen zu lernen, so müssen wir durchaus auch diesen ihren kleinen, unter die Amur-Völker vorgeschobenen Handelsstationen nach ihrer ungefähren Zahl, Lage u. dgl. Rechnung tragen.

Es ist schon für die verschiedene Stellung und Beziehung der Mandshu und der Chinesen zu den Amur-Völkern höchst bezeichnend, dass während wir bei jenen nur mit Wachtposten und ständigen Beamtensitzen zu thun hatten, bei diesen nur von Handelsposten und ständigen Sitzen von Handelsleuten die Rede ist. Und nicht minder bezeichnend ist es, dass diese letzteren nicht bloss jene an Zahl stark übertreffen, sondern auch weit über die Grenzen hinausreichen, innerhalb welcher jene liegen. Wo die faktische Macht des Mandshu aufhört, hat der Chinese durch die Macht des Handels noch festen Fuss zu fassen verstanden. Und das, trotzdem er selbst manchen Einschränkungen und Bedrückungen von Seiten der mandshurischen Machthaber sich unterziehen muss. Am geringsten ist die Ausbreitung der chinesischen Händler am oberen Amur, oberhalb der Dseja-Mündung, wohin sie aus Aigun und den anliegenden chinesischen Dörfern sich begeben. Ich traf sie dort nur an vier Punkten, und der letzte dieser Händler, stromaufwärts gegangen, hatte seinen Sitz noch etwa eine Tagereise unterhalb des Wachtpostens Ulossumodon. Sie bleiben also dort noch im Manägirn-Gebiet zurück, und unter den Orotschonen finden sich keine mehr. Die Gründe, welche sie abhalten, nach dieser Richtung hin weiter und in grösserer Anzahl vorzudringen, scheinen mir folgende zu sein. Zunächst und hauptsächlich die geringe und dabei nur nomadische Bevölkerung in diesem Theile des Amur-Stromes. Das schmälert und erschwert nicht bloss den Handel, sondern macht auch die Händler zu halben Nomaden. Da die Manägirn am Amur keine festen Wohnsitze haben, so können auch die chinesischen Händler ihre Sitze nicht bei ihnen aufschlagen, wie sie es mit den Völkern des unteren Amur-Landes thun, sondern müssen selbst durch Errichtung eines Hauses und Anbau von etwas Gemüse für Wohnung und Nahrung sorgen. Verödet aber im Herbst, mit dem Abzug der Manägirn, der Amur gänzlich, dann bleibt auch ihnen nichts übrig, als nach Aigun oder einem *anderen Orte, woher sie gekommen, zurückzukehren, um erst wieder im Frühling, wenn auch* die Nomaden zum Fischfang wieder an den Amur kommen, auf ihren Handelsposten sich einzufinden. Ein anderer den chinesischen Händlern am oberen Amur nachtheiliger Umstand ist die Concurrenz, die sie dort von Seiten der Dauren erfahren, und die ihnen um so mehr Abbruch thut, als die letzteren, schon durch ihre festen Wohnsitze am mittleren und oberen Komar und ihre beständigen Beziehungen zu den Manägirn, in günstigerer Lage sich befinden und ausserdem, wie es scheint, auch von den mandshurischen Beamten vor den Chinesen begünstigt werden. Ja, es dürfte das weitere Vordringen am oberen Amur den chinesischen Händlern von ihrer Regierung sogar direkt untersagt sein, denn nirgends ist diese so misstrauisch-ängstlich, so bemüht jeden Grenzverkehr zu verhindern als gerade an der russischen Grenze, am lange und blutig bestrittenen oberen Amur. Darum reichen dort ausnahmsweise die chinesischen Handelsposten auch nicht über die mandshurischen Wachtposten hinaus, sondern bleiben weit unterhalb derselben zurück. Ausser an den oberen Amur gehen aber von Aigun und den umliegenden chinesischen Niederlassungen keine Händler aus, denn die Dseja und Bureja mit ihren Zuflüssen scheinen ausschliesslich von daurischen Kaufleuten besucht zu werden.

---

[1] Vrgl. auch Palladij, l. c.

Ein viel weiteres Feld als am oberen Amur haben die chinesischen Händler im unteren Laufe dieses Stromes. Auf der Strecke zwischen der Sungari- und der Ussuri-Mündung giebt es allerdings, so viel ich erfahren konnte, keine beständigen Aufenthaltsorte chinesischer Kaufleute, theils wegen der sehr geringen Bevölkerung, theils auch wegen der Nähe jener Ströme und also auch der an denselben gelegenen Handelspunkte. Unterhalb der Ussuri-Mündung, im dichter bevölkerten Theile des Golde-Gebietes, giebt es aber deren mehrere. Als solche lernte ich z. B. selbst die Dörfer Da, Onmoi, Mylki, Zjanka, Köurmi kennen — alle im Sommer und Winter von einigen handeltreibenden Chinesen bewohnt. An anderen Orten, welche auch die Golde im Sommer verlassen, um für den Fischfang günstiger gelegene Punkte aufzusuchen, halten sie sich nur den Winter über auf, während sie den Sommer dazu benutzen, um sich mit neuen Waaren zu versorgen und unterwegs mit den Golde zu handeln. Die Wahl der genannten Dörfer zu bleibenden Aufenthaltsorten seitens der chinesischen Kaufleute erklärt sich übrigens durch ihre günstige Lage. Alle liegen sie nämlich an solchen Punkten, wo die Naturprodukte, namentlich das Pelzwerk, von verschiedenen Völkern her auf natürlichen Bahnen zusammenströmen. So mündet bei Da der im unteren Laufe noch von Golde, im oberen von Orotschen bewohnte Da- oder Naiche-Fluss; von Onmoi aus lassen sich ebenfalls nicht bloss die Anwohner des Amur, sondern auch die Golde und Orotschen des gegenüber einmündenden Chongar-Flusses besorgen oder ausbeuten: Zjanka und Kòurmi endlich liegen in derselben Weise gegenüber, resp. in der Nähe der Gorin-Mündung, so dass die Chinesen von dort aus auch ihre allwinterlichen Handelsreisen zu den Samagirn ausführen. Zjanka ist dabei ein echter kleiner Handelsposten der Chinesen, indem sie dort ihr eigenes, mit einem Gemüsegarten versehenes Haus besitzen. Die beiden letztgenannten Orte liegen übrigens schon über den äussersten Mandshu-Posten hinaus, nahe der Grenze des Golde-Gebietes, mit welchem auch die faktische Mandshu-Herrschaft ihre Grenze erreicht. Die chinesischen Kaufleute ziehen jedoch noch weiter, durch das ganze Oltscha-Gebiet und halten sich dort an verschiedenen Orten auch beständig auf. So namentlich in den Oltscha-Dörfern Adi, Kidsi und Pulj, wo ich sie im Winter 1855 selbst kennen lernte. Alle drei Orte sind von ihnen auch wieder sehr geschickt gewählt. Denn Adi ist das grösste aller Oltscha-Dörfer und zugleich nahe dem Golde- und dem Samagirn-Gebiete gelegen: Kidsi liegt einerseits in der Mitte des Oltscha-Gebietes und andererseits durch den Kidsi-See, von welchem ein Schleppweg nach der Meeresküste führt, wie durch die Flüsse Pä und Jai, von denen es eine Strasse nach dem Tumdshi-Fluss und dem Kaiserhafen giebt, zugleich in unmittelbarer Nähe der Orotschen; und Pulj endlich hat den grossen Vorzug, dass es einmal in naher Nachbarschaft der Amur-Giljaken, und dann auch an der Schwelle der Strasse liegt, die im Winter über das Adara-Gebirge nach dem Liman hinüberführt, und auf welcher nicht bloss Liman-Giljaken, sondern, wie wir oben sahen, auch die Oroken von Sachalin an den Amur herüber kommen. Dies ist aber auch die äusserste einigermassen beständige Handelsstation der Chinesen im unteren Amur-Lande: denn weiterhin machen sie nur noch längs dem bis zur letzten, östlichen Wendung des Amur-Stromes von den Giljaken — mit Ausnahme des Dorfes Tlals — unbewohnten linken Ufer desselben zeitweise Handelsreisen zu den Negda am Amgunj[1]). Das rechte, verhältnissmässig dicht bevölkerte Ufer des Amur und von seiner letzten Wendung nach Ost ab auch das linke bleiben ihnen verschlossen. Denn die Giljaken, obwohl — wie wir sehen werden — selbst eifrige Händler, gestatten doch keinem Chinesen den Zutritt in ihr Land, vielleicht in der richtigen Befürchtung, dass die Händler den Herrschern den Weg bahnen könnten. Liegt es ihnen doch, nach den Erfahrungen, die sie selbst auf ihren Handelsreisen an den Sungari machen, in der That nahe, Mandshu und Chinesen, ob sie gleich dieselben der Nationalität nach unterscheiden, doch der Macht- und Herrscherstellung nach, ihnen — den Giljaken — wie den übrigen Amur-Völkern gegenüber, für identisch zu halten. Auch bezeichnen sie die Chinesen zuweilen schlechtweg mit dem Namen «Mandshu» — ein Umstand, der zu manchen Verwechselungen dieser Völker auch von Seiten der Reisenden Veranlassung gegeben hat[2]).

---

[1]) Бошнякъ, Экспед. въ При-амурск. край (Морск. Сборн. 1859, № 2, Ч. неоф., стр. 331 и др.).

[2]) So führen z. B. Orlof (vergl. Тихменевъ, Истор. обозр. образ. Росс.-Амер. Комп., С. Петерб. 1863, Ч. II, стр. 81 и др.), Tschichatschof (Tichmenjef, l. c. p. 89 ff.), Beresin (eod. p. 91 sq.), Boschnjak (Экспед. въ При-амурск. край. — Морск. Сборн. 1859, № 1, Ч. неоф., стр. 113—118, 123, 128; № 2, Ч. неоф., стр. 332 до 337; № 3, Ч. неоф., стр. 193 и др.), u. A. die chinesischen Händler vom unteren Amur und vom Amgunj immer nur als «Mandshu» auf. Ebenso Pargatschefskij (Нѣсколько зимн. путешъ вверхъ по р. Амуру. — Вѣстн.

Der Ausgangspunkt aller Chinesen, die man als reisende oder sesshafte Kaufleute im unteren Amur-Lande antrifft, ist der Sungari und insbesondere die letzte mandshu-chinesische Stadt an demselben, Ssan-ssin oder Itschä-choton. Zwar kommen bisweilen chinesische Händler im Sommer auch den Ussuri abwärts[1]), oder im Winter vom Poor längs der Pächssa-Strasse an den Amur[2]), allein auch diese Wenigen stammen mittelbar vom Sungari her, indem sie meistens doch erst von Ssan-ssin an den Ussuri gezogen sind und mit dieser Stadt auch später in beständiger Verbindung bleiben. Wie die meisten Sungari-Kaufleute sind also auch die Amur-Händler Schansi-Chinesen, gewinnsüchtige, unternehmende Leute, die, von keinen Familienbanden gefesselt, ihr Glück in der Ferne suchen. Wir werden sie später noch genauer kennen lernen.

Dieselbe Rolle, welche den Amur-Völkern gegenüber die Mandshu und Chinesen auf dem Festlande spielen, gebührt auf der Insel Sachalin den Japanern. Sie sind die Beherrscher zum wenigsten eines Theiles dieser Insel und das Culturvolk, mit welchem die Bewohner derselben in langjähriger, naher Berührung und Beziehung gestanden haben und zum Theil noch stehen, und dem sie daher unzweifelhaft manchen Cultureinfluss zu verdanken haben. Gleich wie wir daher dort die Ausbreitung der Mandshu und Chinesen betrachten mussten, ist es uns hier zunächst von Interesse, das Gebiet kennen zu lernen, welches die Japaner auf Sachalin inne haben oder bis vor Kurzem noch inne hatten[3]). Die Herrschaft der Japaner hat sich immer nur auf den südlichen Theil von Sachalin erstreckt; sie hat auch zur Zeit ihrer grössten Ausbreitung nur so ziemlich das ganze Aino-Gebiet umfasst, die beiden anderen Völker Sachalin's aber, Oroken und Giljaken, niemals berührt. Da sie von verhältnissmässig neuem Ursprunge ist und aus kleinen Anfängen erst in den letzten Jahren zu grösseren Dimensionen gelangte, in Folge von Ereignissen, welche gerade um die Zeit stattfanden, als ich die Insel kennen lernte, gegenwärtig aber in weiterer Folge derselben Ereignisse wieder ganz aufgehört hat, so glaube ich sie nach ihrem Umfange nicht besser zeichnen zu können, als indem ich ihre Geschichte in wenigen Zügen skizzire.

Als der Japaner Mogami Tokunai 1785 und 86 die Insel Sachalin oder Krafto (Karafuto) — wie sie japanisch heisst — bereiste[4]), gab es auf derselben noch keinerlei feste Ansiedelungen

---

Изв. Русск. Геогр. Общ. Т. XXI, 1885, Отд. II, стр. 161, 163), die in Pulj und Adi sich aufhaltenden Chinesen. In Folge derselben Verwechselung lässt Peschtschurof die Mandshu fast bis zur Mündung des Amur sich ausbreiten; er nennt sie dabei «von Natur furchtsame Krämer» (s. Petermann's Geogr. Mittheil. 1857, p. 303), was nur auf die Chinesen passen kann, keineswegs auf die Mandshu. Ebenso dürften die «Mandschus», die nach Prshewalskij (Пут. въ Уссур. краѣ, стр. 11) mit ihren Waaren an die Mündung des Komar kommen, nach dem Obigen Chinesen sein; u. s. w.

[1]) Маакъ, Путеш. по дол. р. Уссури, Т. I, стр. 66.

[2]) S. oben p. 66.

[3]) Ich erinnere nochmals daran, dass meine Betrachtungen auf diejenigen Zustände und Verhältnisse Bezug haben, welche ich selbst in den fünfziger Jahren im Amur-Lande und auf Sachalin vorfand.

[4]) Es war dies, nach der zu Anfang des XVII. Jahrhunderts, auf Befehl des Statthalters von Matsumai, Fürsten Kinfiro, unternommenen Expedition, die erste japanischerseits zur Untersuchung von Sachalin ausgeführte Reise (Siebold, Nippon, I, p. 126, 127).

von Japanern. Erst als ein Jahr darauf die Schiffe von La Pérouse an der Westküste von Sachalin und in der Bai Aniwa sich sehen liessen, beschloss die japanische Regierung, wie Golownin erzählt, aus Furcht, die Europäer könnten sich der Insel bemächtigen, den südlichen Theil derselben, den die Japaner bis dahin nur des Handels wegen besucht hatten, durch Ansiedelung in Besitz zu nehmen, den nördlichen aber den Chinesen zu überlassen[1]. Vielleicht hat, wenn dieser Beschluss nicht sogleich ausgeführt worden, auch das bald darauf, in den Jahren 1792 und 93, erfolgte Erscheinen Laxmann's in den Häfen von Jesso und bei den südlichen Kurilen mit zur Realisirung desselben beigetragen. Der angeführte Grund zur ersten Ansiedelung der Japaner auf Sachalin ist jedenfalls ganz glaubwürdig, da auch die spätere Erweiterung ihrer Niederlassungen daselbst, wie wir sehen werden, aus ähnlichen Beweggründen hervorging[2]. Bald darauf lernen wir die ersten Ansiedelungen der Japaner auf Sachalin in der That kennen: Krusenstern und seine Begleiter besuchten 1805 zwei derselben in der Bai Aniwa, an den von den Holländern Salmbai und Tomari-Aniwa genannten Punkten[3]. Die letztere Niederlassung heisst bei den Aino Kussun-kotan. In beiden gab es sowohl japanische Officiere wie Kaufleute, und beide schienen, nach dem Zustande der Gebäude wie nach den Angaben der Japaner zu urtheilen, unlängst begründet zu sein[4]. Sehr wahrscheinlich beschränkten sich die Niederlassungen der Japaner zu der Zeit auf die ihnen zunächst gelegene Bai Aniwa. Höchstens könnte man glauben, dass es noch eine japanische Handelsniederlassung in Ssiranussi, an der Westküste gleich oberhalb des Caps Crillon, einem alten, unzweifelhaft auch von den Japanern besuchten Handelsplatze, von dem später noch öfters die Rede sein wird, gegeben habe; doch scheint dies, wie wir sogleich sehen werden, in der That nicht gewesen zu sein. Nach der Bai Aniwa allein richteten auch Chwostof und Dawydof in den Jahren 1806 und 1807 die Raubzüge, die sie auf Geheiss des von Japan abgewiesenen russischen Gesandten Resanof gegen die japanischen Niederlassungen auf Sachalin auszuführen hatten[5]. Die Zerstörungen, die sie dort anrichteten, nöthigten die japanische Regierung zu grösserer Wachsamkeit und Umsicht für ihre Colonien und veranlassten sie unter Anderem, im Jahre darauf einen geschickten und zuverlässigen Mann, den Geometer **Mamia Rinsô**, nach Krafto abzusenden, um diese Insel sowohl wie auch das anstossende untere Amur-Land für ihre Zwecke auszukundschaften[1]). Wir werden auf diese auch in ethnographischer Beziehung höchst interessante Reise, deren Bekanntmachung man Ph. F. v. **Siebold** verdankt[2]), in der Folge noch vielfach zurückkommen; jetzt erwähne ich ihrer nur, weil man aus ihr entnehmen kann, dass es zu der Zeit auf der Westküste Sachalin's keine japanischen Ansiedelungen gab. Auch von einer solchen in Ssiranussi, wohin **Mamia Rinsô** zunächst ging und wo er drei Tage mit Vorbereitungen zur weiteren Reise zubrachte, ist bei ihm nicht die Rede; nur des Handels der **Japaner** an diesem Orte erwähnt er in seinem Bericht[3]).

---

[1] Записки флот. кап. Головнина о приключ. его въ плѣну у Японцевъ. С. Петербургъ 1816, Ч. III, стр. 168. Wenn daher N. Busse (Островъ Сахалинъ и экспедиція 1853 и 1854 г. С. Петербургъ 1872, стр. 72), die Angabe Golownin's reproducirend, sagt, die japanische Regierung habe die ersten Ansiedelungen auf Sachalin zu Anfang dieses Jahrhunderts begründet, und zwar aus Furcht, dass die Russen sich die Insel aneignen könnten, so ist dies nicht ganz correct.

[2] So soll auch erst die Besitznahme der nördlichen Kurilen durch die Russen die Japaner zur Ansiedelung auf den ihnen zunächst gelegenen südlichen Kurilen, Kunaschir und Iturup, bewogen haben (Golownin, l. c. p. 157; vergl. auch Siebold, l. c. p. 127).

[3] Krusenstern, Reise um die Welt, St. Petersburg 1810, Bd. II, pag. 62 ff. Langsdorff, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, Frankfurt a./M. 1812, Bd. I, p. 290 ff.

[4] Hinsichtlich der Ansiedelung in der Salmbai zog Krusenstern (l. c. p. 63) diesen Schluss daraus, dass sowohl die Wohnhäuser der japanischen Officiere, als besonders auch die Packhäuser noch ganz neu, ja einige noch nicht einmal beendigt waren. In Tomari-Aniwa (Kussun-kotan) erzählten die japanischen Officiere Langsdorff (l. c. p. 293), dass einer von ihnen sechs, der andere schon acht Jahre auf Sachalin lebte. Vielleicht ist daher diese Ansiedelung die ältere von beiden, wie sie schon damals auch die grössere war. Nach Polonskij (Курилы. — Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. По отд. Этногр. Т. IV, 1871, стр. 339) wäre die Niederlassung der Japaner in der Bai Aniwa sieben Jahre vor dem ersten Angriff, den sie daselbst von Chwostof erfuhren, also im Jahre 1799 erfolgt.

[5] Eine ausführliche Auseinandersetzung und Beleuch-

So gering aber an Zahl und Umfang die japanischen Ansiedelungen auf Sachalin im Anfange auch waren, so hatten sie doch gleich zur Folge, dass ein Theil der **Aino** von den **Japanern** abhängig wurde. Die Veranlassung dazu gab namentlich der Umstand, dass die letzteren, um den an den Küsten Sachalin's so lohnenden Fischfang in grösserem Umfange zu betreiben, der Hülfe der **Aino** bedurften. Da es nun unter diesen, bei der Sorglosigkeit, die alle Naturvölker kennzeichnet, stets welche gab, die nach aufgezehrtem, unzureichendem Wintervorrath, Mangel und Noth litten, so konnte es den **Japanern** nicht schwer fallen, gegen Nahrung und Kleidung Arbeiter unter den **Aino** zu finden. Die einmal Gewonnenen sanken aber durch die Unmöglichkeit, in die sie sich versetzt sahen, weiterhin für sich selbst zu arbeiten, durch kleine Vorschüsse, die sie zu Schuldnern der **Japaner** machten, durch mancherlei Versprechungen, Einschüchterungen, überhaupt durch den Druck des ihnen überlegenen, mit ihren Schwächen schon von Jesso her bekannten Culturvolkes, in kurzer Zeit zu beständigen, völlig abhängigen Arbeitern und Knechten der **Japaner** herab. So wurde, wie Fr. **Schmidt**[4]) richtig bemerkt, aus der anfangs freiwilligen Arbeit der **Aino** für die **Japaner** bald eine erzwungene. Natürlich suchten dabei die letzteren, um ihrer Arbeiter gewiss zu sein, sie stets in ihrer Nähe zu behalten, und

---

tung dieser Ereignisse gab der Admiral **Schischkof** im Vorwort zu **Dawydof's** Beschreibung der von **Chwostof** und ihm ausgeführten Reisen (Двукратное путеш. въ Америку морск. офицер. **Хвостова** и **Давыдова**. С. Петерб. 1810, Ч. I, Предуведомл., стр. XIII—XXVI).

[1]) **Siebold**, Nippon I, p. 129; VII, p. 197. Man kann aus dem oben Angeführten leicht ersehen, in welch' vollkommenem Widerspruch mit allen historischen Thatsachen die Behauptung **Newelskoi's** steht — auf die er jedoch immer und immer wieder zurückkommt (vergl. sein posthumes Werk: Подвиги русск. морск. офиц. на крайнемъ вост. Россіи, стр. 132, 256, 275, 302) — dass nämlich die **Japaner** erst nach den Russen, und zwar erst von 1810 an, und also auch nach dem Besuch der Bai Aniwa durch **Chwostof** und **Dawydof**, nach Sachalin zu kommen und sich dort niederzulassen begonnen hätten. Diese Behauptung ist ebenso falsch, wie eine zweite, im selben Satze (l. c. p. 256) von ihm geäusserte, dass nämlich Sachalin zuerst, und zwar im Jahre 1740, von Russen beschrieben worden sei (als ob es ein Jahrhundert zuvor nicht einen **Vries** gegeben hat!), und wie auch noch eine dritte, dass die **Oroken** zu Anfang des XVI. Jahrhunderts aus dem Udj-Gebiet ausgewanderte russische **Tungusen** seien. Die letztere werde ich später noch genauer besprechen und bei der Gelegenheit auf die allen diesen Behauptungen zu Grunde liegende Tendenz hinweisen.

[2]) Tô-tats ki ko, d. i. Reise nach der östlichen Tatarei (Nippon, VII, p. 167—190).

[3]) L. c. p. 167.

[4]) Histor. Bericht etc. l. c. p. 108.

so sammelte sich um die japanischen Niederlassungen eine zahlreiche Bevölkerung abhängiger **Aino**, es bildeten sich ganze Dörfer derselben, während ihre früheren Wohnsitze verödeten.

Zugleich dehnten die **Japaner** ihre Niederlassungen auf Sachalin mehr und mehr aus. Doch fand dies bis zum Jahre 1854 nur sehr langsam und allmählich statt. Nächst der Bai Aniwa breiteten sie sich namentlich längs der Westküste Sachalin's von Ssiranussi nordwärts aus. Im Herbst 1853, als neben Kussun-kotan russischerseits der Murawjofsche Posten gegründet wurde, hatten die **Japaner** drei grosse oder Hauptniederlassungen auf Sachalin: Kussun-kotan, Ssiranussi und Endungomo (Tunai, Mauka)[1], zwischen denen, in den **Aino**-Dörfern oder auch abseits von denselben, an der Meeresküste zahlreiche, zur Aufnahme der Fischvorräthe dienliche Scheunen und Packhäuser und ab und zu auch einzelne, nur im Sommer benutzte japanische Wohnhäuser lagen. Diese zogen sich nordwärts auch noch eine Strecke über Endungomo hinaus fort: das letzte, nördlichste Haus der Art fand Lieut. **Rudanofskij**, der Südsachalin im Winter 1853/54 vom Murawjofschen Posten aus bereiste, in der Bucht Tokmako, nur wenig nördlich von Endungomo, und die letzten japanischen Scheunen in Tubu, Notossam und Paikassabussi. Uebrigens hatten die **Japaner** in dem Winter auch Endungomo zeitweise verlassen, wie sie es bis dahin in der Regel zu thun pflegten, schon aus dem Grunde, weil ihre Schiffe beim Ueberwintern in den nur wenig geschützten Buchten dieses Theiles von Sachalin manchen Gefahren ausgesetzt waren. Dennoch war um Endungomo für die Fischereien der **Japaner** im Sommer eine so zahlreiche **Aino**-Bevölkerung wie kaum irgendwo auf Sachalin concentrirt. **Rudanofskij** schätzte allein die Menge, die ihn bei seiner Ankunft empfing, auf 300 Mann, nach Angabe der **Aino** selbst aber sollte ihre Zahl dort etwa 700 betragen[2]. Wie Endungomo der Fischerei, so lebte Ssiranussi vornehmlich dem Handel. Diese Niederlassungen trugen somit im Vergleich mit Kussun-kotan, wo es beständig auch einige japanische Officiere gab, einen anderen Charakter — den reiner Fischerei- und Handelsstationen. So wesentlich waren überhaupt den **Japanern** auf Sachalin diese letzteren Interessen, dass ihre grösste Befürchtung bei Errichtung des Murawjofschen Postens dahin ging, die Russen könnten ihnen die **Aino** abspenstig machen und dadurch ihren dortigen Fischfang und Handel vernichten. Als daher dieser Posten, beim Ausbruch des Krimkrieges, im Mai 1854 aufgehoben wurde, beeilten sich die **Japaner** ihre Niederlassungen auf Sachalin mittlerweile möglichst auszudehnen und zu verstärken, um bei eventueller Wiederkehr der Russen im faktischen Besitz des ganzen **Aino**-Gebietes der Insel zu sein. Rasch verbreiteten sich die übertriebendsten Gerüchte über diese Ausbreitung der **Japaner** nicht bloss unter den **Aino**, sondern auch unter ihren nördlichen Nachbaren, den **Giljaken**. Als ich im Winter 1854/55 im Nikolajevschen Posten die Zurüstungen zu meiner ersten Reise nach Sachalin traf, trugen mir **Liman-Giljaken** die seltsamsten Erzählungen darüber zu: neben der wahren Nachricht, dass die **Japaner** in diesem Jahre in grösserer Anzahl auf Sachalin erschienen und auch zum Winter nicht fortgezogen seien, erzählten sie auch, dass dieselben bereits im Sommer durch Sendlinge, die bis zum Cap Lasaref und nach Tschomi gekommen wären, das Treiben der Russen im Liman und am Amur ausgekundschaftet hätten, dass ihre Schiffe bis zum giljakischen Dorfe Pilja-wo vorgedrungen seien und dort winterten, dass ihrer Drohung gemäss, fortan kein **Giljake**, der sich bei ihnen sehen liesse, mit dem Leben davon kommen würde u. s. w. Ohne Zweifel wurden diese Nachrichten zum Theil durch **Aino** vermittelt, welche vor den **Japanern** flüchteten und, um ihre Unabhängigkeit zu wahren, in den Grenzdörfern der **Giljaken** Zuflucht suchten. Da sich Aehnliches sicherlich auch schon früher, bei Errichtung der ersten japanischen Niederlassungen auf Sachalin und zumal auf seiner Westküste, wiederholentlich zugetragen hat, so erklärt sich daraus die oben erwähnte gemischte Bevölkerung in den südlichsten, an das **Aino**-Gebiet grenzenden giljakischen Dörfern.

---

[1] **Schmidt**, Historischer Bericht etc. l. c. pag. 108. A. D. **Brylkin**, Statist. und topograph. Nachrichten über das südliche Sachalin (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, Bd. XXV, p. 278).

[2] Die obigen Nachrichten sind dem handschriftlichen Reisejournal des Hrn. **Rudanofskij**, das er mir freundlichst zur Benutzung mittheilte, entnommen. Ob es in extenso irgendwo abgedruckt ist, weiss ich nicht.

Jetzt nahmen die **Japaner** auch die Ostküste Sachalin's, auf der sie bis 1854 gar keine Niederlassungen gehabt hatten, in Angriff, und an beiden Küsten ging ihre Ausbreitung ziemlich gleichmässig vor sich. Im Jahre 1857 lag ihre nördlichste Ansiedelung an der Westküste in Naioro, nur wenig südlich vom Kussunnai-Flusse[1]). Im Jahre darauf wurden russischerseits die Posten Kussunnai an der West- und Manuë an der Ostküste gegründet[2]), deren Lage insofern von besonderer Wichtigkeit ist, als zwischen ihnen der schmalste Theil der Insel sich befindet, mit der kürzesten und leichtesten, quer über dieselbe führenden Strasse, die seit je dem Verkehr zwischen den beiden Küsten gedient hat[3]). Gleichsam als Gegenzug, errichteten bald darauf auch die **Japaner** hart daneben ihre Niederlassungen Kussunnai und Wari[4]). Als **Schmidt** die Insel bereiste (1860), traf er die **Japaner** an der Westküste schon bis zur Grenze des eigentlichen **Aino**-Gebietes vorgerückt. Ihre nördlichste Ansiedelung lag in Ustomonaipu, in der Bai d'Estaing, aber ihre Fischereien dehnten sich noch nördlicher aus, denn in Urotzi sah er eine grosse, von ihnen errichtete Niederlage gesalzener Lachse, und noch weiter darüber hinaus, nördlich von dem **Aino**-Dorfe Orokes, am Cap Chazkopespo, stiess er auf **Japaner**, die sich zu zeitweiligem Aufenthalt eine Rindenhütte errichtet hatten und mit Sammeln und Trocknen von Seetang, *Laminaria esculenta*, beschäftigt waren[5]). Orokes ist aber, wie wir oben sahen[6]), der nördlichste Ort mit reiner **Aino**-Bevölkerung: auf ihn folgt nordwärts eine ziemlich wüste Küstenstrecke, welche das **Aino**-Gebiet von dem der **Giljaken** trennt, und jenseits derselben beginnen mit Pilja-wo schon Dörfer mit gemischter Bevölkerung aus **Giljaken** und **Aino**, wobei die letzteren sich nur als durch die **Japaner** dahin versprengt betrachten lassen. So standen die Japaner an der Westküste von Sachalin, wenn sie nicht auch in das Giljaken-Gebiet sich ausbreiten wollten, schon im Jahre 1860 am Ziele ihrer Wünsche.

---

[1]) **Schmidt**, Histor. Ber. etc. l. c. p. 77.

[2]) **Schmidt**, l. c. p. 106.

[3]) Schon **Rudanofskij** ist diese Strasse im Januar 1854 gegangen.

✓ [4]) **Schmidt**, Histor. Bericht etc. l. c. p. 106. A. Брылкинъ, Письма съ Сахалина (Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ. Кн. VII, Иркутскъ 1864, стр. 4).

[5]) **Schmidt**, Histor. Ber. etc. l. c. p. 73—77.

[6]) S. oben p. 18.

Nur wenig später gewannen sie dieselbe Stellung auch an der Ostküste. Dort war im Jahre 1860 ihr nördlichster Punkt Mogun-kotan[1]. Im Sommer des folgenden Jahres nahmen sie schon die fischreichsten Stellen an der westlichen Mündung des Ty- oder Poronai-Flusses in Besitz und gründeten daselbst ihre Niederlassung Sisska, in welcher sie auch zum Winter einige Mann zurückliessen[2]. Von dort aus verlangten sie, dass auch die letzten, östlichsten, bis dahin noch unabhängigen und darum wohlhabendsten Aino, die von Taraika, ihre Oberhoheit anerkannten. Noch im selben Jahre sollte zu dem Zwecke ein japanischer Beamter nach Taraika gehen und eine japanische Ansiedelung an diesem Orte gegründet werden, und jetzt, schrieb Brylkin 1864[3], ist dies ohne Zweifel schon ausgeführt. Dass es in der That geschehen sein sollte, berichtete später auch Schmidt[4]. Ja, nach Mizul[5], sollen die Japaner von Taraika aus zur Zeit des Fischfanges sogar nach Nyi gehen. Vermuthlich sind dies jedoch nicht sowohl regelmässige, als vielmehr nur einzelne, behufs Kenntnissnahme von der weiteren Küste von den Japanern ausgeführte Fahrten gewesen, da Nyi weit von Taraika, schon im Gebiet der Giljaken liegt und die Küste bis kurz davor unbewohnt ist. Jedenfalls lässt sich nicht annehmen, dass die Japaner ihre Herrschaft auf Sachalin jemals über das Aino-Gebiet hinaus auszudehnen beabsichtigt hätten. Denn sie mussten wohl wissen, dass sie an den Giljaken kein so dienstwilliges und leicht zu unterjochendes Volk wie an den ihnen schon von Jesso her bekannten Aino finden würden. Diese Bekanntschaft der Japaner mit der Sprache, wie mit der Art und Weise der Aino hat der Ausbreitung ihrer Herrschaft über Südsachalin wesentlichen Vorschub geleistet. Auch ist die japanische Colonisation Sachalin's naturgemäss stets von Jesso ausgegangen: sie ist nämlich von den beiden Fürsten von Matsumai und von Hakodate betrieben worden, denen die sechs Bezirke japanischer Ansiedelungen, die es auf Sachalin gab, in administrativer Beziehung auch unterworfen blieben; und zwar erkannten die drei südlichen Bezirke, Ssiranussi, Kussun-kotan und Tunaitscha, die Oberhoheit des Fürsten von Matsumai, die drei nördlichen, Tunai (Endungomo), Kussunnai und Manuë oder Wari, welcher letztere Bezirk sich bis zum Golfe der Geduld erstreckte, die Oberhoheit des Fürsten von Hakodate an[6]. Diesen Verhältnissen machte der 1875 zwischen Russland und Japan abgeschlossene Traktat ein Ende, welchem zufolge alle russischen Kurilen, von Urup bis Schumschu, an Japan abgetreten wurden, und dieses dagegen auf den Besitz von Südsachalin zu Gunsten Russlands verzichtete.

---

[1] Brylkin, l. c. p. 20.

[2] Brylkin, l. c. p. 53. Мицулъ, Очеркъ острова Сахалина, стр. 119.

[3] L. c. p. 38, 53.

[4] Histor. Ber. etc. l. c. p. 108, 114.

[5] L. c. p. 120.

[6] Brylkin, Statist. und topogr. Nachrichten über das südliche Sachalin, l. c. p. 278—287. Dort findet man auch ein genaues Verzeichniss aller japanischen Ansiedelungen, so wie auch der Aino-Dörfer auf Sachalin.

Ausser der Ausbreitung der ostasiatischen Culturvölker, Chinesen und Japaner, ist hier endlich auch die räumliche Stellung zu bezeichnen, welche die Russen zu der Zeit im Amur-Lande einnahmen, als ich die Bekanntschaft seiner Völker machte. In der Einleitung ist bereits erwähnt worden, wie rasch in den letzten Decennien die Besitznahme und Colonisation des Amur-Landes von Seiten Russlands vor sich ging; es ist hervorgehoben worden, dass damit zugleich die Nationaleigenthümlichkeiten der Amur-Völker rasch sich zu verwischen begannen, und dass es daher eine Gunst der Verhältnisse genannt werden muss, wenn wir diese Völker noch vor dem Verlust ihrer Eigenart kennen zu lernen Gelegenheit fanden. Nur die ersten Anfänge russischer Besitznahme und Colonisation fielen in die Zeit meines Aufenthaltes im Amur-Lande oder gingen ihr unmittelbar voraus. Nur diese wären hier daher genauer zu bezeichnen. Bekanntlich datiren jedoch die ersten Berührungen der Russen mit den Amur-Völkern schon mehr als zwei Jahrhunderte zurück, und nachweislich haben später auch immer welche stattgefunden. Es liegt uns daher nahe, zuvor auch ihnen einige Rechnung zu tragen.

Aus den Schriften der Historiographen Sibirien's, G. Müller, J. E. Fischer u. A., kennt man zur Genüge die Kriegs- und Raubzüge russischer Kosaken und Freibeuter im XVII. Jahrhundert im Amur-Lande, die sich den Lauf des Amur-Stromes abwärts bis zu dessen Mündung und dem angrenzenden Theile des Ochotskischen Meeres erstreckten und an vielen Punkten zur Errichtung zeitweiliger Winterquartiere, befestigter Lager, Verschanzungen, Dörfer, ja auch einer Stadt, Albasin am oberen Amur, führten. Manche Einzelheiten dieser Ereignisse werden später gelegentlich berührt, manche in ethnographischer Beziehung für das Amur-Land hochwichtige Folgen derselben genauer erörtert werden, eine gesammte wiederholte Schilderung aller jener Vorgänge wäre hier um so weniger am Platz, als die Berührungen der Russen mit den Amur-Völkern dabei von zu kurzer Dauer, von zu ausschliesslich feindlicher Natur waren, um, von zahlreichen Zerstörungen und Verwüstungen abgesehen, auf das Leben, die Anschauungen, die Sitten und Gebräuche der letzteren einen nachweisbaren Einfluss auszuüben. Bekanntlich setzte den damaligen Unternehmungen der Russen der zu Nertschinsk 1689 abgeschlossene Traktat ein Ende, nach welchem China die Herrschaft über das ganze Amur-Land eingeräumt wurde. Man darf jedoch nicht glauben, dass damit die Berührungen der Russen mit den Amur-Völkern in deren eigenem Lande ganz aufhörten. Die Triebfedern, welche die ersten russischen Kosaken nach den Amur-Strom gelenkt hatten, Hoffnung auf reiche Beute an kostbarem Pelzwerk, an edlen Metallen, an wer weiss welchen noch unbekannten Schätzen in diesem weiten und noch unbekannten Lande und dabei die Aussicht auf ein freies, ungebundenes, uncontrolirbares Hantiren unter seinen Völkern, wirkten fort und waren traktatmässig nicht zu unterdrücken. So schwere Strafen der Nertschinsker wie der später, 1728, vom Grafen Ragusinskij mit China abgeschlossene Vertrag auf das Ueberschreiten der russisch-chinesischen Grenze auch festsetzten, so fand Solches doch mehr oder weniger auf der ganzen Strecke vom Argunj und der Schilka bis zum Ochotskischen Meere statt. Russische Pelzjäger, Kaufleute, Kosaken, Abenteurer und Ausreisser aller Art, auch entlaufene Sträflinge u. dgl. begaben sich tief in das Amur-Land hinein, bald nur zeitweilig, bald auch zu längerem Aufenthalt, ja, manche liessen sich ganz dort nieder. Zum Theil trug auch der unbestimmte und unbekannte Verlauf der Grenzlinie in jenen Wald- und Gebirgswildnissen, so wie ihre vollkommene Unhaltbarkeit den russisch-tungusischen Gebirgsnomaden gegenüber, zu beständigen Verletzungen der Grenzverträge bei. **Middendorff** hat diese Verhältnisse sehr eingehend geschildert und aus Handschriften, aus Archivpapieren, aus eigenen Erkundigungen und Erfahrungen eine lange Reihe von Thatsachen mitgetheilt, die den besten Beweis liefern, dass der Verkehr zwischen den **Russen** und den Amur-Völkern, wenn über denselben auch nichts verlautete, doch hier oder dort fast ununterbrochen stattfand[1]). Er glaubt ihm sogar einen Einfluss auf die Gesichtsbildung der Bewohner des unteren Amur-Landes zuschreiben zu dürfen[2]). In einzelnen Fällen, namentlich in den Grenzdistrikten, durch welche **Middendorff's** Reise ging, mag vielleicht ein solcher Einfluss in der That kenntlich sein, im Grossen und Ganzen kann ich jedoch diese Ansicht nicht theilen; ja, ich glaube vielmehr, dass die Nationaleigenthümlichkeiten der Amur-Völker durch jenen Verkehr kaum irgend gelitten haben können, da die **Russen** in dieser Zeit das Amur-Land doch nur mehr oder weniger einzeln, zeitweise, als Fremdlinge und unter Verhältnissen besuchten, die ihnen nicht gestatteten oder zum wenigsten nicht gerathen erscheinen lassen mussten, mit ihrer Eigenart hervorzutreten, sondern sie eher nöthigten, sich den Sitten und der Lebensweise der Eingeborenen zu accomodiren.

Den meisten Verkehr hatten die **Russen** jedenfalls mit den Völkern des oberen Amur-Landes, den **Orotschonen**, **Manägirn**, **Biraren**. Die ersteren standen ihnen schon aus dem Grunde am nächsten, weil sie an den oberen Lena-Zuflüssen, an der Olekma, am Tungir u. s. w. auch unbestritten russisches Gebiet bewohnen und an der Schilka und am Argunj ihnen unmittelbar benachbart sind. Zudem nehmen sie den Theil des Amur-Landes ein, in welchem die Russen vor dem Nertschinsker Traktat wirkliche Ansiedelungen, Dörfer mit Ackerbau[3]) und eine Stadt, das mehrmals und so heldenmüthig vertheidigte Albasin, hatten. Selbstverständlich musste sich daher bei den letzteren auch nach dem Traktat die Anschauung erhalten, dass dies eigentlich ihr Land sei, welches ihnen von den **Chinesen** nur entrissen worden, und dass die **Orotschonen**, wie an der Olekma, am Tungir u. s. w., so auch an dem oberen Amur und seinen Zuflüssen nicht China, sondern Russland den Tribut schuldeten. Zu alledem endlich lag dort vor den **Russen** die breite, verführerische, so oft mit Erfolg von ihnen begangene Amur-Strasse, die mitten in das **Orotschonen**-Gebiet hineinführte, und sie lag vor ihnen offen und unbewacht, denn die mandshu-chinesischen Wachtposten am Amur beginnen erst viel weiter abwärts, im **Manägirn**-Gebiet, und die einmal jährlich zu bestimmter Zeit stattfindende Fahrt chinesischer Beamten zur Revision des Grenzzeichens an der Gorbiza-Mündung konnte ihnen den Strom unmöglich sperren. Kein Grenztraktat hätte daher je die unternehmenden und gewinnsüchtigen russischen Pelzjäger, Kosaken und Abenteurer verhindern können, von der Schilka und dem Argunj in das benachbarte Amur-Land hinüberzustreifen. Dort lag ihr ergiebigstes Jagdrevier, von wo sie sich die geschätzten Zobel und, als diese seltener wurden, zahlreiche Eichhörnchenfelle holten. Alljährlich im Herbst zogen sie truppweise, mit allem Nöthigen versehen, auf diese Jagden, die nach ihrer Hauptausbeute schlechtweg den Namen «Eichhörnchenjagden» (бѣлковье und davon das Verbum бѣлковать) erhielten. Nach **Middendorff's** Erkundigungen gingen sie nicht bloss das Stanowoi-Gebirge und das linke Amur-Ufer entlang bis zum Ur, nicht bloss den Amur auf Flössen abwärts fast bis zur Albasicha, sondern namentlich auch auf dem rechten Amur-Ufer, im Gebiet der Albasicha, Panga und sogar bis zum Komar[1]). Im October 1856 sah ich die Kosaken in den unteren Argunj-Dörfern theils noch mit Vorbereitungen zur «Eichhörnchenjagd» beschäftigt, theils schon im Aufbruch begriffen. Monate lang verweilen sie in jenen Wildnissen, und vielfach sind die Berührungen, welche dort zwischen ihnen und den Waldnomaden, seien es russische **Tungusen**, oder chinesische **Orotschonen** und **Manägirn**, stattfinden. Auch Händler, die gegen Branntwein oder andere Waaren, und russische Grenzkosaken, die als Tribut für die Regierung den **Tungusen** ihre Ausbeute abnehmen, finden sich dort ein. **Middendorff** traf z. B. am Uritschi, auf traktatmässig entschieden chinesischem Boden, eine ganze Abtheilung solcher Kosaken nebst ihren unmittelbaren Befehlshabern, die von den **Orotschonen** Tribut einsammelten und natürlich zugleich auch einen vortheilhaften Pelzhandel betrieben[2]). Manche der Jäger und Händler nahmen auch einen bleibenderen Aufenthalt am Amur, oder gingen gar weiter stromabwärts. So erzählt schon **Müller**, dass um das Jahr 1738 ein Nertschinsker Kosakensohn, **Danilo Ssoldatof**, mit seiner ganzen Familie an der Albasicha-Mündung gewohnt habe und einmal sogar bis nach Aigun gegangen sei, wo ihn die **Chinesen** gefangen genommen, auf die Aussage hin aber, dass er sich verirrt habe, wieder losgelassen hätten[3]). Besonders oft mögen Läuflinge ihre Zuflucht im Amur-Lande gesucht und weite Wanderungen in demselben ausgeführt haben, oder auch ganz dort geblieben sein, in der Regel jedoch ohne irgend welche Spur von sich zu hinterlassen. Nur in seltenen Fällen verdankt man ihnen auch einige Nachrichten über das Amur-Land. Besonders bemerkenswerth sind namentlich die Fahrten des Läuflings **Gurij Wassiljef**, der den ganzen Amur-Strom bis zu dessen Mündung hinabgeschifft ist. Nach **Ladyshinski** fanden diese Fahrten zwischen den Jahren 1815 und 1826 Statt[4]). Nach einem auf den Angaben **Wassiljef's** selbst beruhenden Schreiben des **Barons Schilling von Cannstadt** aus Irkutsk[5]), erreichte er aber im letztgenannten Jahre erst die Amur-Mündung. Von dort wandte er sich zuerst nach Süden, brachte den Winter an der Grenze zwischen den **Giljaken** und **Aino** (also auf Sachalin) zu und ging dann, da er von den ersteren oftmals gehört hatte, dass nördlich vom Amur **Russen** wohnten, im Frühling 1827 wieder an die Mündung dieses Stromes zurück und nordwärts von derselben längs der Küste weiter. Ehe er jedoch den Tugur erreichte, in etwa 35 Werst Entfernung von demselben, musste er nochmals unter den **Giljaken** überwintern. Mit diesen ging er dann im Frühjahr 1828 in Hundeschlitten zur Tugur-Mündung und von dort endlich mit **Rennthier-Tungusen** nach Udskoi Ostrog, wo er sich der russischen Localobrigkeit stellte. Die auf Gurij **Wassiljef's** Aussagen beruhenden Aufzeichnungen enthalten auch in ethnographischer Beziehung so viel des Interessanten, dass wir in der Folge noch mehrmals auf dieselben zurückkommen werden[1].

---

[1]) **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 100—108, 142—175.

[2]) L. c. p. 157.

[3]) **Müller**, Sammlung Russ. Gesch. Bd. II, p. 391, 392. **Stuckenberg**, Hydrogr. des Russ. Reichs, St. Petersburg 1849, Bd. II, p. 778. Vrgl. auch **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 158.

---

[1] **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 160, 168, Anmerkung 2.

[2] Reise etc. l. c. p. 160.

[3] In **Büsching's** Magazin für die neue Histor. und Geogr. 2. Thl., 2. Aufl., Hamburg 1769, p. 491, 503. Vrgl. auch **Middendorff**, l. c. p. 167, Anm. 2.

[4] **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 158, Anm. 1.

[5] An den Direktor des Asiatischen Departements in St. Petersburg, datirt vom Januar 1832 (Д. **Романовъ**, Присоединеніе Амура къ Россіи. — Русское Слово, С. Петербургъ 1859, Іюнь, Отд. I, стр. 384. П. **Тихменевъ**, Истор. Обозр. образ. Росс.-Америк. Комп. и дѣйств. ея до настоящаго времени Ч. II, С. Петербургъ, 1863, стр. 43).

Kaum minder als von Westen her fand ein Verkehr der **Russen** mit den Amur-Völkern auch von Norden, über das Stanowoi-Gebirge statt. Hier waren es besonders die **Manägirn** und **Biraren**, mit denen sie in Berührung kamen. Und wie dort die russischen **Orotschonen**, so waren es hier ebenfalls russische **Tungusen**, die diese Berührung vermittelten und gewissermassen veranlassten. Denn ihnen gegenüber war die durch den Nertschinsker Traktat festgestellte Grenze, weil sie den das Leben der Gebirgsnomaden bestimmenden Naturverhältnissen keine Rechnung trug, seit jeher unhaltbar. Vom Stanowoi-Gebirge hinab zogen sie sich daher, der Jagd nachgehend, im Dseja- und Bureja-System weit in das chinesische Gebiet hinein, ab und zu bis an den Amur streifend. In ihrem Gefolge fanden sich häufig jakutische Händler ein. Wie sollten nicht trotz aller Grenzverbote desselben Weges auch russische Pelzjäger, Kosaken u. dgl. vordringen? In der That erzählt schon **Müller**, dass im Jahre 1737 die Geodäten **Skobelzyn** und **Schetilof** am Gilui und seinen Zuflüssen mehrfach auf Jagdhütten russischer, nach Nertschinsk gehöriger Pelzjäger gestossen seien[2]; er erwähnt, an einer anderen Stelle[3]) und vielleicht jene Nachrichten nur generalisirend, der «verbotenen Zobeljagd, die von Nertschinsk aus an dem Flusse Seja vorzugehen pfleget». Den zahlreichen, von **Middendorff** aufgebrachten Nachweisen[4], dass häufig auch **Jakuten** als Händler den russischen **Tungusen** in das Dseja- und Bureja-Gebiet nachzogen und mitunter sogar bleibenderen Aufenthalt dort nahmen, können wir nach **L. Schwarz's** Angaben[5] hinzufügen, dass auch russische Kaufleute, Kosaken aus Udskoi Ostrog und anderen Orten, die unbestimmten Grenzverhältnisse benutzend, alljährlich weite Reisen in jenen traktatmässig chinesischen Gegenden ausführten. Um den religiösen Bedürfnissen dieser zerstreuten orthodoxen Bevölkerung nachzukommen und zugleich unter den noch heidnischen **Tungusen** das Christenthum zu verbreiten, begaben sich zuweilen auch russische Priester dahin[6]. Später, schon nach **Middendorff's**

---

[1] **Middendorff** hat in seinem Reisewerke (Bd. IV, p. 136—160) die wichtigsten dieser Nachrichten nach den handschriftlichen Aufzeichnungen **Ladyshinskij's** wiedergegeben. Er weist auch darauf hin, dass **Iakinf** bei Beschreibung des Amur-Stromes (Статист. опис. Китайск. Импер., С. Петерб. 1842, Ч. II, стр. 216 и слѣд.) die Angaben **Wassiljef's** ausgebeutet hat.

[2] In **Büsching's** Magaz. l. c. p. 491. Vrgl. auch **Middendorff**, l. c. p. 168, 169.

[3] Sammlung Russ. Gesch. Bd. III, 1758, p. 309.

[4] L. c. p. 163 ff. S. auch oben p. 28.

[5] Подробный отчетъ о результатахъ поѣздки. Математич. Отд. Сибирск. Экспед. Имп. Русск. Геогр. Общ. 1864, Гл. III, стр. 69, 76.

[6] So ging z. B. im Jahre 1826 der Priester Germogen **Djatschkovskij** mit demselben **Jakuten** (**Wantscha**),

Reise, wurden dort an mehreren Punkten russische Kapellen errichtet: so am kleinen Myni nahe seiner Einmündung in den Ssilimdshi, im Dseja-Gebiet, die Inkanj-Kapelle; an den Quellen des Dolnikan, eines linken Zuflusses der Bureja, die Bureja-Kapelle, und am Tugur — die Burukan-Kapelle. Diese Punkte wurden mit der Zeit zu festen Handelsplätzen, an denen russische und jakutische Kaufleute, russische und chinesische **Tungusen** (resp. **Manägirn**, **Biraren** und **Negda**), sowie regelmässig auch russische Priester und behufs Tributerhebung, welche übrigens den Handel nicht ausschloss, auch Kosaken von Udskoi Ostrog sich einfanden[1]). **Schwarz** hat im Jahre 1852 alle drei Kapellen besucht und ihren geographischen Ort bestimmt: die Inkanj-Kapelle war übrigens im Jahre zuvor von den **Mandshu**, die ihre Revisionsreise diesmal ausnahmsweise über das weit südlicher gelegene Grenzzeichen hinaus bis zum Udj-Thale ausgedehnt hatten, zerstört worden, die beiden anderen aber fand er noch ganz unversehrt[2]).

Die Burukan-Kapelle und der gleichnamige Handelsplatz liegen übrigens schon jenseits des Bureja-Gebirges, am Tugur, der dort nur durch eine schmale und niedrige, mit einem Schleifwege versehene Wasserscheide (Ukäkyt) vom Nemilen, dem nördlichen Hauptzuflusse des Amgunj, getrennt wird. Wir sind also damit in's untere Amur-Land hinübergetreten, und wie westlich vom Bureja-Gebirge mit den **Manägirn** und **Biraren**, so fand hier ein Verkehr der **Russen** mit den **Negda** und ihren nächsten Nachbaren nach Süden und Osten, den **Samagirn** und **Giljaken** statt. Wie dort treffen wir auch hier wiederum in das angeblich und vermeintlich chinesische Gebiet hineinstreifende russische **Tungusen**, **Jakuten** und russische Kaufleute und Kosaken an[3]). Der regste Verkehr fand namentlich, Dank jener nahen Lage des Tugur und des Handelsplatzes Burukan zum Amgunj, mit den **Negda** statt. Dieser Handelsplatz ist von den drei erwähnten der bedeutendste und wird regelmässig von russischen und jakutischen Kaufleuten aus Udskoi Ostrog und Jakutsk besucht, die ihre Waaren auf zahlreichen Lastthieren, Pferden und Rennthieren, hinbringen[4]). Mehrere **Negda** hatten sich, wie oben erwähnt[5]), mit ihren Familien ganz dort niedergelassen; andere kamen zeitweise des Handels wegen hin. Mit den russischen Waaren nahmen manche **Negda**, vom Priester wie vom Kaufmann[6]), auch den christlichen Glauben an. Aus welchen Motiven, bleibt dahingestellt. Doch will Lieut. **Boschnjak** in den Häusern

---

der auch **Middendorff** zum Führer diente, im Bureja-Gebiet bis zum Jorach, unterhalb des Zusammenflusses des Niman und der Bureja, hinunter.

1) **Schwarz**, l. c. p. 76. Oben ist nach **Middendorff**'s Angabe schon bemerkt worden, dass früher auch die **Dauren**, um Handel zu treiben, bis nach Inkanj gingen, was später unterblieb.

2) Später — **Schmidt** sagt in der Beschreibung seiner Reise von 1862 «vor einigen Jahren» — wurde eine Kapelle am Ssuluk, einem Quellzufluss des Amgunj, erbaut, welche an Stelle der Bureja-Kapelle zum Handelsplatz russischer und jakutischer Kaufleute mit den tungusischen Stämmen der Umgegend wurde. Auch dorthin kam zuweilen ein Priester aus Udskoi Ostrog (vgl. **Schmidt**, Histor. Bericht etc. p. 161).

3) **Middendorff**, l. c. p. 161, 163 u. a. **Романовъ**, Экспед. въ При-амурск. край (Морск. Сборн. 1859, № 2 Ч. неоф., стр. 331—333). **Schwarz**, l. c. p. 69.

4) In den vierziger und fünfziger Jahren kam namentlich der reiche Kaufmann **Nowgorodof** aus Jakutsk all' ander Jahr selbst hin (**Boschnjak**, l. c. p. 332).

5) S. oben p. 30.

6) **Middendorff**, l. c. p. 173.

[P. 83]

der fünf getauften **Negda**-Familien, die er (1852) am Amgunj antraf, eine grössere Sauberkeit als bei ihren heidnischen Landsleuten bemerkt haben[1]). Von Burukan gingen **Russen** wie **Jakuten** unbehindert an den Amgunj hinüber, den sie handeltreibend befuhren und an dessen Ufern sich auch wohl Einer oder der Andere dieser letzteren niederliess[2]). Mit dem Amgunj aber lag ihnen auch die Strasse an den unteren Amur offen, von der sie ohne Zweifel oft genug Gebrauch machten, um so mehr als die Herrschaft der **Chinesen** über die dortigen Völker, die **Giljaken** und **Oltscha**, gleich wie auch über die **Negda**, kaum jemals mehr wie eine nominelle war. So erzählt schon **Mamia Rinsô** in seinem Reisebericht (1808), dass er auf dem Mankô (Amur) zwischen den Dörfern Horomô und Harmé (offenbar dem giljakischen Dorfe Kalm) vier Fahrzeuge gesehen habe, die ihm durch ihr fremdartiges Aussehen auffielen. Auf seine Erkundigungen, woher sie wohl gekommen sein mögen, wurde ihm gesagt, dass es Fahrzeuge von **Russen** wären, die sich bereits seit einiger Zeit am Flusse Hongô (Amgunj) aufhielten, am Ufer Rindenzelte aufgeschlagen hätten und sich mit Fischfang beschäftigten[3]).

Noch einen Umstand gab es endlich, der an der äussersten Nordostgrenze des Amur-Landes unwillkürlich zu manchen Berührungen der **Russen** mit den Amur-Völkern, namentlich mit den **Giljaken**, Veranlassung gab: es waren dies die fast ununterbrochenen Unternehmungen, die im vorigen Jahrhundert russischerseits von Udskoi Ostrog nach den Schantarischen Inseln ausgingen. **Middendorff** hat die Geschichte dieser Unternehmungen sehr ausführlich geschildert und nach den Aufzeichnungen, die er im Archiv von Udskoi Ostrog aufstöberte, eine lange Reihe derselben nahmhaft gemacht[4]). Hoffnung auf gute Ausbeute an schätzbarem Pelzwerk, an edlen Metallen, vielleicht auch auf reichen Tribut von noch unbekannten Völkern war auch hier das Hauptmotiv, welches bald einzelne unternehmende Leute nach den Schantarischen Inseln trieb, bald kleine Handelscompanien Expeditionen dahin abzusenden bewog. Die Regierung sah ihrerseits diese Unternehmungen nicht ungern, da sie eventuell ihre Tributskasse bereichern und ihre Macht erweitern konnten. Die schwere Schifffahrt um die Schantaren, die schlechten Fahrzeuge, ihre mangelhafte Ausrüstung und oft wohl auch ungeschickte Führung, sowie die zusammengewürfelte, undisciplinirte, beute- und abenteuerlustige Mannschaft, gaben jedoch oft Veranlassung, dass die Schiffe frei- oder unfreiwillig anstatt der Inseln, die sich als unbewohnt erwiesen, die im Angesicht derselben gelegene, von **Giljaken** bewohnte Festlandsküste anliefen. Dort aber lagen die von demselben Stamme und dichter bevölkerten Ufer des unteren Amur-Stromes, die Amur-Mündung, ja sogar die Insel Sachalin in verlockender Nähe. Wie manche der Schantaren-Fahrer mögen daher, der Verlockung nachgebend, dort ihr Glück gesucht haben? So erfahren wir z. B., dass der nach Udskoi gehörige Bauer **Kudrjaschef**[1]), der sich 1817 auf den Schantaren aufhielt, angeblich durch Hungersnoth an die Amur-Mündung getrieben worden sei und sich dort bis zum Jahre 1821 aufgehalten habe. Eines anderen russischen Ansiedlers an der Amur-Mündung erwähnte der Arzt **Stankewitsch** in einem handschriftlichen Berichte aus Udskoi vom Jahre 1841[2]). Viel früher, 1789, überwinterte der jakutische Bürger **Terentjef** mit zwölf Mann unfern von der Amur-Mündung, also unter den **Giljaken**, auf einer Fahrt, die er von Udskoi Ostrog nach der Insel Sachalin unternommen hatte[3]). Wiederholentlich ist von Läuflingen, besonders **Jakuten** die Rede, die im Dienste russischer Handelscompanien standen und nach den Schantaren geschickt wurden, statt dessen aber an den Amur oder nach Sachalin flüchteten. Durch sie kam nach Udskoi auch die Nachricht von einem im November 1790 auf Sachalin gestrandeten, vielleicht russischen Seefahrzeuge, das von **Giljaken** und haarigen **Rennthier-Tungusen** (**Oroken**) in grosser Anzahl besucht wurde[4]). Auch **Mamia Rinsô** hörte (1808) auf Sachalin, dass russische Fahrzeuge häufig die Gewässer im Westen der Insel besuchten, und dass ehemals **Russen** nach Noteito (in der Gegend des Caps Ljak) und Usijoro (um die Bai d'Estaing) gekommen seien, bis sie endlich ihres räuberischen Benehmens wegen von den vereinten Eingeborenen theils vertrieben, theils ermordet worden seien. **Mamia Rinsô** nennt sogar die Namen dieser **Russen**: **Kamutsi, Simena, Momu** und **Wasirê**[5]). In den drei letzteren lassen sich in der That unschwer die russischen Taufnamen Ssemjon, Foma und Wassilij erkennen. Der erstere erscheint zunächst fraglich, aber auch über ihn erhalten wir später Auskunft. In Folge der häufigen Entweichungen nach Sachalin hatte sich unter den **Russen** die Ansicht festgesetzt, dass es auf der Insel russische Ansiedelungen gebe[6]). Als daher im Jahre 1852 der Lieut. **Boschnjak** das nördliche Sachalin besuchte, erkundigte er sich bei den dortigen **Giljaken**, ob es nicht irgendwo auf der Insel angesiedelte **Russen** gebe, und erhielt endlich im Dorfe Tangi an der Westküste folgende Auskunft. Vor etwa 35 bis 40 Jahren, hiess es, sei an der Ostküste Sachalin's beim Dorfe Ngabi (offenbar Ngabil) ein Schiff gestrandet; die Mannschaft habe sich längere Zeit im Dorfe aufgehalten, dort ein neues Fahrzeug gebaut und sei auf diesem um das Südende der Insel herum nach der Westküste derselben gegangen. Dort hätten die Leute beim Dorfe Mgàtsch

---

[1]) L. c. p. 333. Im Dorfe Wjarkin auf Sachalin zeigte ihm ein altes **Negda**-Weib, das in ihrer Jugend vom Amgunj dahin gebracht worden war, einige ihr dort von **Russen** geschenkte Blättchen slavonischer Kirchengesänge, deren eines sie ihm gegen etwas Tabak auch abtrat; desgleichen einige Bogen eines slavonischen Kalenders, welche sie jedoch so werth hielt, dass sie sich ihrer nicht entäussern mochte (**Бошнякъ**, Экспед. въ Приамурск. краѣ. — Морск. Сборн. 1858, № 12, Ч. неоф., стр. 192).

[2]) So fand z. B. Lieut. **Boschnjak** (Морск. Сборн. 1859, № 2, Ч. неоф., стр. 331) das Dorf Mangi nur aus einer jakutischen Familie (dem alten **Jakuten Ssawa** nebst zwei **Jakutinnen**) und einem **Tungusen** bestehend.

[3]) Tô-tats ki ko (Siebold, Nippon, VII, p. 177). In **Rinsô**'s Bericht, wie ihn **Siebold** wiedergiebt, heisst es, sie hätten am Ufer «Karia'n» aufgeschlagen. Eine Erklärung dieses Fremdwortes ist dabei nicht gegeben, und wenn ich statt dessen «Rindenzelte» sage, so geschieht dies nur vermuthungsweise. Oder sollte man dem Reisenden wirklich das russische Wort «karjo» (корье, Baumrinde) genannt haben?

[4]) Reise etc. Bd. IV, p. 97—114.

✓[1]) **Middendorff**, l. c. p. 137. **Romanof** (Присоед. Амура къ Россіи. — Русское Слово, 1859, Іюнь, Отд. I, стр. 362) nennt ihn **Kudrjawzof**.

[2]) **Middendorff**, l. c.

[3]) Von den früheren Ueberwinterungen von **Russen** im giljakischen Gebiete wird später die Rede sein.

[4]) **Middendorff**, l. c. p. 102, 103.

[5]) Tô-tats ki ko (**Siebold**, Nippon, VII, p. 169, 181).

[6]) Der Admiral **Schischkof** führt, bei Besprechung der Motive, welche den japanischerseits nicht acceptirten russischen Gesandten **Resanof** veranlassten, den bekannten Raubzug **Chwostof's** und **Dawydof's** nach Sachalin anzuordnen, sogar die Ansicht an, dass die Russen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich dieser Insel bemächtigen wollten und eine Colonie hingebracht hätten, welche später verschollen sei (Двукр. путеш. въ Америку морск. офиц. **Хвостова** и **Давыдова**. С. Петербургъ 1810, Предувѣд., стр. XIV). ✓

wiederum Schiffbruch gelitten und seien sämmtlich umgekommen, bis auf einen Mann Namens **Kämz**, der sich nach dem Dorfe gerettet habe. Zu ihm seien bald zwei **Russen**, die vom Amur kamen, **Wassilij** und **Nikita**, gestossen, die grosse Angst vor dem russischen Zaren hatten, — ohne Zweifel Läuflinge. Alle drei hätten sich darauf im Dorfe Mgatsch niedergelassen und dort gleich den **Giljaken** von Thierfang und Handel mit den **Japanern** gelebt, bis sie alle drei auf Sachalin auch ihr Ende gefunden[1]). Lieut. **Boschnjak** scheint bei diesen Mittheilungen von dem obigen, sehr übereinstimmenden Berichte **Mamia Rinsô's** nichts gewusst zu haben. Man erkennt aber in dem **Kamutsi** des letzteren sogleich den Hauptheiden seiner Erzählung wieder. So treu hat die Tradition selbst die Namen dieser zeitweisen, fremden Bewohner der Insel unter den **Giljaken** aufbewahrt. Dass später auch der Läufling Gurij **Wassiljef** ein paar Jahre unter den **Giljaken**, und zwar sowohl auf Sachalin, als auch an der Festlandsküste zubrachte, ist oben schon erwähnt worden.

Wie häufig übrigens russische Kaufleute, Kosaken, Flüchtlinge und anderes Volk, entgegen den bestehenden Traktaten, das Amur-Land auch besuchten, einen grösseren Einfluss auf die Sitten seiner Völker können sie, wie oben erwähnt, schon aus dem Grunde nicht gehabt haben, weil sie sich unter ihnen immer nur mehr oder weniger einzeln und vorübergehend aufhielten. Ein solcher Einfluss konnte und musste sich erst von dann ab einstellen, als russischerseits grössere, feste und bleibende Ansiedelungen im Amur-Lande gegründet wurden und damit die Colonisation und Besitznahme desselben begann. Der Anfang dazu wurde kurz vor meinem Besuche des Amur-Landes gemacht, und zwar ging man zunächst an der Mündung und im unteren Laufe des Amur-Stromes vor. Die Ungunst klimatischer Verhältnisse im Ochotskischen Meere, die ungeheuere Entfernung und Abgeschiedenheit seiner Häfen von allen grösseren Centren Sibirien's nöthigten südwärts vorzurücken, und die augenfällige Bedeutung des Amur-Stromes, als der einzigen natürlichen und bequemen Wasserstrasse aus dem Inneren Sibirien's nach den russischen Besitzungen am Stillen Ocean — eine Bedeutung, die man nach den russischen Freibeuterfahrten mehr und mehr erkannte und auf die immer wieder hingewiesen wurde[2]), — drängte unaufhaltsam zur Besitznahme dieses Stromes. Am 29. Juni (10. Juli) 1850 wurde in einer Bai des Ochotskischen Meeres, die den Namen «Bai des Glückes» erhielt, durch den Capit.-Lieut. (späteren Admiral) Newelskoi, der im Jahre zuvor auf der Brigg «Baikal» die Küste vom Tugur-Busen bis zum Amur-Liman untersucht hatte, und den Schiffsfähnrich Orlof der Petrovskische Posten (eigentlich Petr. Winterquartier — «Petrovskoje Simowjo») gegründet[1]. In unmittelbarer Nähe vom nördlichen Eingang in den Amur-Liman und nur etwa 45 Werst geradliniger Entfernung vom Amur gelegen, sollte dieser Posten nur ein Uebergangspunkt nach dem letzteren sein. Und in der That nahm Newelskoi noch im selben Jahre Besitz von der Amur-Mündung, indem er von Petrovskoje zu Boot in den Amur ging und dort am 6./18. August in einer Bucht des linken Ufers, etwa 35 Werst oberhalb der Ausmündung des Stromes in den Liman, nahe dem giljakischen Winterdorfe Kuïk (oder nach russischer Bezeichnung Kuegda), an dem von den Giljaken Tschorbach[2] genannten Punkte, unter Aufhissung der russischen Kriegsflagge den Nikolajevschen Posten gründete[3]. Diese Gründung war jedoch insofern nur eine provisorische, als die dort hinterlassenen 6 Mann Befehl erhielten, nachdem der Amur-Strom und Liman sich beeist hätten, nach Petrovskoje zurückzukehren und sich erst mit der letzten Winterbahn wieder dorthin zu begeben, um an den Bau von Häusern zu schreiten. Letzteres scheiterte aber an dem Widerstand der Giljaken und konnte erst vom 9./21. August 1851 ab begonnen werden, als Capit. Newelskoi mit einer grösseren Anzahl von Leuten hinkam und dort 25 Mann unter Anführung des Flottenlieut. Boschnjak hinterliess. Damit war also erst die definitive Gründung des Nikolajevschen Postens oder der nachmaligen Stadt Nikolajevsk geschehen[4].

---

[1]) **Бошнякъ**, Экспед. въ Приамурск. краѣ (Морск. Сборн. 1858, № 12, Ч. неоф., стр. 192). Einer der **Giljaken** zeigte Hrn. **Boschnjak** auch einen Spiegel, den sein Vater von dem erwähnten **Kämz** zum Geschenk erhalten hatte und den er so werth hielt, dass er ihn um keinen Preis weggeben wollte.

[2]) Dem langen Verzeichniss dieser Hinweisungen bei **Middendorff** (Reise etc., Bd. IV, p. 173, 176) kann ich noch folgende hinzufügen. Schon im Jahre 1791 wies der Akademiker Erich **Laxmann** in der Instruction, die er behufs Ausrüstung einer neuen Expedition nach Japan entwarf, auf die grosse Bedeutung hin, die der Amur-Strom für die Schifffahrt der Russen im Stillen Ocean und die Colonisation Sibirien's habe, und auf die Nothwendigkeit ihn zu annectiren. Zu dem Zwecke, meinte er, müssten oberhalb Gorbiza zwei Schiffe gebaut werden, um auf ihnen, unter dem Vorwande, entlaufene Mannschaft zu suchen, die Schilka und den Amur abwärts zu gehen. Die Expedition nach Japan kam bekanntlich unter Führung **Adam Laxmann's** (des Sohnes von Erich L.) zu Stande; der Vorschlag, den Amur in Besitz zu nehmen, wurde hingegen von der Kaiserin **Katharina II.** verworfen, um nicht Collisionen mit der chinesischen Regierung hervorzurufen und dadurch den Zwecken der japanischen Expedition zu schaden (s. **Полонскій**, Курилы. — Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. По отд. Этногр. Т. IX, 1871, стр. 470, 478). J. D. **Cochrane** (Narrat. of a pedestr. journey through Russia and Siberian Tartary, London 1825, Vol. I, p. 418) hob ebenfalls die commerzielle Bedeutung des Amur-Stromes für Sibirien hervor.

Waren es zunächst auch nur ein paar Blockhäuser, die sich dort erhoben, so hatte man damit doch wieder festen Fuss am Amur gefasst. Von dort lernte man das untere Amur-Land, die anstossende Küste des Nordjapanischen Meeres und die Insel Sachalin näher kennen, und 1853 wurden mit denselben geringen Mitteln noch andere kleine Posten begründet: der Mariinskische am Eingange in den See von Kidsi, an der Stelle des kleinen Oltscha-Dorfes Choto[5], der Alexandrovsche in der Bai de Castries[6], der Konstantinovsche in der Bai Hadshi, die den Namen Kaiserhafen erhielt[1], und der Murawjovsche in der Bai Aniwa auf Sachalin[2]. Die drei letzteren, an der Meeresküste gelegenen Posten konnten jedoch einem Angriff von der Seeseite zunächst nicht Widerstand leisten und mussten daher schon im folgenden Jahre, beim Ausbruch des Krimkrieges, zeitweise wieder geräumt werden. Als ich am 22. Juli (3. Aug.) 1854 auf der Corvette «Olivuza» die Bai Aniwa besuchte, fand ich den Murawjovschen Posten bereits verlassen[3]; im Kaiserhafen und in der Bai de Castries, die wir am 25. und 30. Juli (6. und 11. Aug.) anliefen, waren nur kleine Wachen von 10, resp. 7 Mann Kosaken mit je einem Unterofficier hinterlassen worden.

---

[1] А. Романовъ, Присоед. Амура къ Россіи (Русск. Слово, 1859, Іюль, Отд. I, стр. 117). Тихменьевъ, Историч. обозр. образов. Росс.-амер. Комп. Ч. II, стр. 72. Невельской, Подвиги русск. морск. офиц. на крайн. вост. Россіи, стр. 107.

[2] D. h. «Fischfels», von «tschos»—Fisch und «pachs»—Stein, Fels. Der Anlaut im letzteren Worte hält ungefähr die Mitte zwischen p und b und nähert sich in den zusammengesetzten Wörtern mehr dem letzteren.

[3] In Newelskoi's posthumem Werke (Подв. русск. и пр. стр. 111) ist der 1./13. August als Tag der Gründung des Nikolajevschen Postens angegeben; nach Romanof (Прис. Амура.—Русск. Слово, 1859, Іюль, Отд. I, стр. 118) und Tichmenjef (Истор. обозр. и пр. Ч. II, стр. 72) wäre es hingegen der 6./18. August. Das letztere Datum ist auch in meinen Tagebüchern auf Grund von Newelskoi's eigener Angabe verzeichnet.

[4] Бошнякъ, Эксп. въ При-амурск. краѣ (Морск. Сборн. 1858, № 12, Ч. неоф., стр. 180). Романовъ, Прис. Амура (Русск. Слово, 1859, Іюль, Отд. I, стр. 123).

[5] Am 7./19. August (Романовъ, Прис. Амура.—Русское Слово, 1859, Іюль, Отд. I, стр. 130). Bush (Reindeer, dogs and snowshoes; a journ. of Siber. trav. and explor. London 1872, p. 86) giebt irrthümlich 1851 als Jahr der Erbauung des Mariinskischen Postens an. Nebenbei bemerkt, findet man in demselben Werke (p. 89) auch die Angabe, dass der Amur von den Russen erst 1853 entdeckt worden sei (!).

[6] Am 5./17. August, nach Romanof (l. c.), wie nach meinen, auf Newelskoi's Angaben beruhenden Aufzeichnungen.

Auch die beiden am Amur gelegenen Posten waren bis dahin nur sehr unbedeutend, denn der Nikolajevsche zählte, als ich ihn am 7./19. August 1854, also genau drei Jahre nach seiner Gründung, zuerst betrat, etwa ein halbes Dutzend kleiner Blockhäuser, und der Mariinskische war noch kleiner. In Folge der Nothwendigkeit, die Küste zu verlassen und um so festeren Fuss am unteren Amur zu gewinnen, wuchsen aber beide von jetzt ab ansehnlich. Wenige Wochen nach meiner Ankunft im Nikolajevschen Posten, siedelte sich der Capit. **Newelskoi** mit fast sämmtlicher Mannschaft von Kosaken und Matrosen vom Petrovskischen Posten dorthin über und machte somit diesen Ort zum Regierungssitz des faktisch occupirten unteren Amur-Landes. Fast gleichzeitig kam dorthin auch die Mannschaft der Fregatte «Diana», die dem Vice-Admiral **Putjatin** zum Ersatz der unbrauchbar gewordenen Fregatte «Pallas» geschickt worden war und von dieser auch deren Mannschaft erhielt[4]. Zum Winter gab es daher im Nikolajevschen Posten schon eine ganze Reihe grösserer und kleinerer Häuser, die rasch aus dem an Ort und Stelle niedergehauenen Walde aufgezimmert worden waren. Darunter auch mein bescheidenes Blockhaus, das sich als letztes zum Walde hin an die sogen. Sslobodka, die Reihe der Kosakenhäuser, anschloss.

---

[1] Am 23. Mai (4. Juni) 1853 wurde die Bai Hadshi vom Lieut. **Boschnjak** entdeckt und «Hafen des Kaisers **Nikolai**» genannt (Морск. Сборн. 1859, № 3, Ч. неоф., стр. 205, 206). Im selben Jahre, am 1./13. August gründete **Newelskoi** daselbst den Konstantinovschen Posten. (Das obige Datum findet sich sowohl bei **Romanof** [l. c. p. 130], wie in meinen Aufzeichnungen, während in **Newelskoi's** obenerwähntem posthumen Werke [p. 237] dafür — offenbar durch Verwechselung mit dem Tage der Gründung von Nikolajevsk — der 6./18. August angegeben ist). Erst drei Jahre später (am 11. Mai 1856) wurde dieselbe Bai vom Capit. **Fortescue** auf dem englischen Kriegsschiff «Barracouta» aufgefunden und nach seinem Schiff benannt (**Tronson**, Person. Narr. of a Voyage in H. M. S. Barracouta, London 1859, p. 267—271).

[2] Nach **Boschnjak** (Занятіе части о-ва Сахалина и зимовка въ Императорской гавани. — Морск. Сборн. 1859, № 10, Ч. неоф., стр. 307) am 21. September (2. October), nach **Newelskoi's** posthumem Werke (p. 232, 233) am 23. September (4. October). In demselben Jahre, und zwar nach **Romanof** (l. c. p. 129) am 21. Juli (2. August), nach **Newelskoi** (l. c. p. 269) am 30. August (11. September) — und diesmal wird wohl die letztere Angabe die richtigere sein — wurde auch bei Kussunai, an der Westküste Sachalin's, durch den Schiffsfähnrich **Orlof** ein Posten gegründet und Iljinskischer Posten benannt; allein derselbe wurde sogleich wieder verlassen und erst mehrere Jahre später (1857) definitiv wieder eingenommen. Dieselben Data hinsichtlich der Gründung russischer Posten im Amur-Lande, wie bei **Romanof**, finden sich auch in **Sgibnef's** Artikel: Амурская экспедиція 1854 г. Разсказъ очевидца (*Древняя и новая Россія*, С. Петерб. Т. III, 1876, стр. 222).

[3] Es war schon am 30. Mai (11. Juni) geschehen.

[4] Die ausrangirte und desarmirte Fregatte «Pallas» wurde in den Kaiserhafen gebracht, um dort, im Falle sie vom Feinde entdeckt werden sollte, vernichtet zu werden, was im Frühling 1856 auch in der That geschah (vrgl. **Tronson**, l. c. p. 270).

Eine viel grössere Erweiterung des Nikolajevschen wie des Mariinskischen Postens brachte aber, unter gleichzeitiger Entstehung neuer Ansiedelungen, das Jahr 1855. Bereits im Frühling kam sämmtliches Marine- und Beamtenpersonal von Petropawlovsk in Kamtschatka, den Gouverneur Contre-Admiral Sawoiko an der Spitze, an den Amur. Es folgten bald zwei Drittel von der Mannschaft der am 11./23. December 1854 in der Bai von Simoda auf Nippon durch ein Erdbeben zerstörten Fregatte «Diana»[1]). Inzwischen hatte, sogleich nachdem der Amur seine Eishülle abgeworfen, auch der General-Gouverneur Murawjof ein halbes Bataillon transbaikalischer Kosaken zu Fuss und eine Ssotnja (ein Hundert) Kosaken zu Pferde, nebst den ersten ackerbauenden Colonisten mit ihren Familien den Amur abwärts gebracht. So strömten dem unteren Amur von der Land- wie von der Seeseite zahlreiche russische Elemente zu. Was davon der Marine gehörte oder mit ihr in Beziehung stand, nahm seinen Aufenthalt im Nikolajevschen Posten, der nun beträchtlich anwuchs und von dem aus zwei kleinere Wachtposten, der eine am Cap Lasaref, am südlichen Eingange in den Liman, der andere beim giljakischen Dorfe Pall-wo, zur Aufsicht über die desarmirten und in den Amur geborgenen Kriegs- und Transportschiffe, errichtet wurden. Die Landtruppen wurden hingegen um den Mariinskischen Posten angesiedelt: die Kosaken zu Fuss beim Dorfe Kidsi und die zu Pferde auf der im Angesicht des letzteren gelegenen Insel Ssutschu. Ein Theil der ersteren wurde auch an der Bai de Castries, in einiger Entfernung von der Meeresküste stationirt. Den ackerbauenden Colonisten endlich wurden mehrere Punkte zwischen den beiden Posten zur Ansiedelung angewiesen, theils im Oltscha-, theils im Giljaken-Gebiete: beim Dorfe Aure entstand auf diese Weise die Ansiedelung Irkutskoje, bei Tentscha — Bogorodskoje, in der Nähe von Chylk das ansehnliche Dorf Michailovskoje; eine kleine Partie wurde in der Nähe des Dorfes Angkalm angesiedelt, fiel aber in kurzer Zeit bis auf einen Mann dem Typhus zum Opfer, und eine fünfte Niederlassung endlich bildete sich am Litsch-Flusse, wenig oberhalb des Nikolajevschen Postens.

Wie man sieht, beschränkten sich die russischen Ansiedelungen bis dahin nur auf den untersten Lauf des Amur-Stromes; oberhalb des Mariinskischen Postens hingegen gab es noch keinerlei Anfänge derselben. Ja, auch im Sommer 1856, als ich auf der Rückreise nach Europa den gesammten Amur aufwärts ging, traf ich an demselben auf der ganzen Strecke vom letztgenannten Orte bis nach Ustj-Strelka nur fünf kleine provisorische Wachtposten, an den Punkten, wo man Niederlagen von Lebensmitteln für die vom unteren Amur nach Transbaikalien zurückkehrenden Truppen errichtet hatte. In dem der Sungari-Mündung gegenüber liegenden, stromaufwärts gegangenen, ersten dieser Wachtposten (Sungarijskij

---

[1]) Eine ausführliche Beschreibung dieses Ereignisses durch Augenzeugen findet man in den officiellen Berichten des Vice-Admirals Putjatin und des Capitains der Fregatte, Lessovskij, an die russische Regierung, im Морск. Сборн. 1855, № 4, Отд. IV, стр. 293—296; № 7, Отд. II, стр. 231—257. Vrgl. auch Hawks, Narrat. of the Exped. of an Amer. Squadron to the China seas and Japan, perform. in the years 1852—1854, und. the comm. of commod. M. C. Perry, New-York 1856, pag. 387. Das letzte Drittel der Diana-Mannschaft wurde an Bord der amerikanischen Brigg «Greta» am 20. Juli 1855 von dem englischen Kriegsschiff «Barracouta» gefangen genommen (s. Tronson, l. c. p. 130 ff.).

Piket), waren zur Zeit als ich ihn berührte, am 15./27. Juli, auch diese Vorräthe noch nicht angelangt. Der zweite befand sich gleich oberhalb des Eintritts des Amur-Stromes in das Bureja-Gebirge (Chinganskij Piket), gleich allen anderen am linken Ufer desselben; der dritte und grösste lag nahe der Dseja-Mündung (Ustjseiskij Piket), an der Stelle der jetzigen Stadt Blagoweschtschensk; der vierte gegenüber der Komar-Mündung (Kamarskij P.), und der fünfte endlich am Flüsschen Kotomanga (Kotomandskij P.)[1]. So wurden zur Zeit meines Aufenthaltes im Amur-Lande russischerseits nur die ersten Schritte zur Besitznahme und Colonisation eines Theiles desselben gemacht. Erst nach Beendigung des Krim-Krieges, als das Amur-Land den Russen von der Seeseite wieder zugänglich wurde, und besonders nach dem Abschluss des Aiguner Traktates (1858), durch welchen die jetzigen Grenzen zwischen Russland und China festgestellt wurden und der grösste Theil des Amur-Landes auch de jure in russischen Besitz kam, begann jene energische, fast fieberhafte Colonisirung, deren eingangs erwähnt worden und die auch auf die ethnographischen Verhältnisse des Landes von dem grössten Einflusse sein musste. Diese Vorgänge liegen jedoch schon ausserhalb des Bereiches unserer Schilderungen.

Zum Schluss dieser Uebersicht erlaube ich mir noch einige theils historische und kritische, theils allgemein zusammenfassende Bemerkungen anlässlich der beifolgenden, die oben besprochene geographische Verbreitung der Amur-Völker bildlich veranschaulichenden Karte zu sagen. Sie ist die erste speciell auf das Amur-Land sich beziehende ethnographische Karte. Schon auf der dem ersten Bande dieses Werkes beigegebenen Karte hatte ich die an dem Amur und seinen Zuflüssen wie auf Sachalin wohnhaften Völker verzeichnet, ohne jedoch ihre respectiven Gebiete abzugrenzen. Später, im Jahre 1873, erschien eine ethnographische Karte des asiatischen Russlands von **Wenjukof**, auf welcher auch der russische Theil des Amur-Landes aufgenommen ist[2]). Bei dem verhältnissmässig kleinen Maassstabe der ganzen Karte, entfallen aber auf das Amur-Land nur wenige Quadratzoll. Dem entsprechend sind auch die Angaben meist nur summarisch, indem die einzelnen tungusischen Stämme, welche ja fast das ganze Amur-Land einnehmen, nicht oder höchstens nur durch einige, jedoch meistens nicht an der richtigen Stelle gesetzte Aufschriften unterschieden werden und von einer Abgrenzung ihrer respectiven Gebiete keine Rede ist. Dabei sind diese zusammengefassten tungusischen Stämme des Amur-Landes von den beiden anderen, auf der Karte unterschiedenen Völkern, den **Giljaken** und **Aino**, zumeist auch noch falsch abgegrenzt. So giebt diese Karte eigentlich nur ein annäherndes Gesammtbild von der bei weitem überwiegenden tungusischen Bevölkerung des Amur-

---

[1] Vgl. dieses Werkes Bd. I, p. XIX—XXI.

[2] Этнографическая карта Азіатской Россіи. Масшт. въ англ. дюймѣ 250 верстъ или $\frac{1}{10,500,000}$. Dem Werke desselben Autors «Опытъ военнаго обозрѣнія Русскихъ границъ въ Азіи, С. Петербургъ 1873» beigegeben, aber auch einzeln zu haben.

Landes, in die sich zu jener Zeit längs dem Amur, dem Ussuri, am Kengka-See und den Ssuifun abwärts nach dem Golfe Peter's des Grossen bereits russische Colonisation ergossen hatte[1]). Dieses letztere Moment geht unserer Karte noch so gut wie gänzlich ab, da sie die ethnographischen Verhältnisse des Amur-Landes aus der Zeit wiedergiebt, als die Russen nach einer Pause von 200 Jahren erst wieder in das Amur-Land vorzudringen begannen, um es fortan nicht wieder zu verlassen. Indem die Colonisirung besonders den Hauptflüssen, dem Amur und dem Ussuri folgte, hat sie die ethnographischen Verhältnisse hauptsächlich dort abgeändert, wo auch die eingeborene Bevölkerung am dichtesten zusammensass. Dort mögen daher seitdem viele Ortschaften der letzteren verdrängt, verschoben, reducirt worden, ja sogar völlig, selbst dem Namen nach verschwunden sein. Und die Zukunft wird in dieser Richtung raschen und unerbittlichen Laufes noch mehr thun. Indem nun unsere Karte die von diesen Veränderungen noch nicht berührten ethnographischen Verhältnisse des Amur-Landes fixirt, wird sie in Zukunft einen Maassstab für die ersteren abgeben können. Und das kann ihr wissenschaftliches Interesse nur erhöhen. Von welchem Werthe wäre uns z. B. gegenwärtig eine genaue ethnographische Karte des Amur-Landes aus der Zeit der ersten russischen Invasion? Wie Vieles liesse sich daraus für die im nächsten Abschnitt zu behandelnden Fragen entnehmen!

---

[1]) Zum Belege meines obigen Ausspruchs über diese Karte, so weit sie das Amur-Land betrifft, mögen folgende Detailbemerkungen dienen. Trotzdem, dass die Giljaken durch ihre Sprache von allen ihren Nachbaren scharf unterschieden sind, ist ihr Gebiet auf der Karte von Wenjukof nur auf Sachalin richtig angegeben, auf dem Festlande hingegen nach allen Seiten falsch abgegrenzt. So beginnt es im Norden nicht am Tugur-Busen, sondern erst östlich vom Uban-Busen; im Süden, am Amur-Strome, lässt er es noch über den Kidsj-See hinaus bis nach Ssofijsk (an der Stelle des Oltscha-Dorfes Dshai), also bis in die Mitte des Oltscha-Gebietes hineinreichen. Von dort zieht er die Südgrenze der Giljaken nach der Bai de Castries, wo doch schon La Pérouse ganz richtig Orotschen angab. Dagegen rückt er sie von der Liman-Küste, von der Amur-Mündung und von dem zunächst angrenzenden Theile der Küste des Ochotskischen Meeres westwärts weg und setzt dorthin einen tungusischen Stamm, während in Wirklichkeit der Amur-Liman ringsum nur von Giljaken bewohnt wird. — Den Aino auf Sachalin räumt die Karte nach Norden ein zu weites Gebiet ein, indem es den ganzen Ty- oder Poronai-Fluss umfassen und bis an die Tymy-Quellen reichen soll, während es in der That am Golfe der Geduld abbricht und am Ty ein unbewohntes, von Giljaken und Oroken vielfach begangenes Terrain liegt. — Die Oroken, welche auf der Karte seltsamer Weise «Orokapen» heissen (worüber später), sind nur in demjenigen Theile Sachalin's angegeben, in welchem es gar keine Bevölkerung giebt, und fehlen an ihren wirklichen Sitzen. — Die Aufschriften für die einzelnen tungusischen Stämme des Amur-Landes stehen fast durchweg an falscher Stelle: die Orotschen z. B. sind nur im südlichsten Theile ihres ausgedehnten Gebietes angeführt, die Manguna (Oltscha) fast ganz in das Golde-Gebiet gerückt, die Samagirn an den Amgunj versetzt, an Stelle der Negda, die gar nicht genannt sind, gleich wie auch die Biraren, Managirn, Orotschonen. Die Dauren, deren es doch ausser am Sommi und Komar auch an der Bureja und am Amur welche giebt und die man gewiss nicht, gleich den letztgenannten Völkern, schlechtweg unter der allgemeinen Bezeichnung Tungusen subsumiren darf, fehlen auf der Karte gänzlich, während die wenigen, erst neuerdings über den Tumen-Fluss in das russische Gebiet hinübergezogenen Koreaner angegeben sind.

Noch weniger Berücksichtigung finden die verschiedenen tungusischen Völker des Amur-Landes auf der ethnographischen Karte des asiatischen Russlands, welche der Statistische Atlas des Russischen Reiches von Iljin (Опытъ статист. атласа Россійской Имперіи, С. Петербургъ 1874, карта 14), allerdings in noch kleinerem Maassstabe, beachtet. Denn diese kennt im russischen Theile des Amur-Landes (von Chinesen und Mandshu abgesehen) an indigenen Völkern, ausser den ebenfalls falsch abgegrenzten Giljaken und Aino, nur noch «Tungusen» (im Allgemeinen) und «Golde», deren Gebiet aber am Amur von oberhalb der Bureja bis nach Mariinsk angegeben ist.

Dieselben Fehler endlich wie auf der Wenjukof'schen Karte wiederholen sich auch auf der von Petermann neuerdings entworfenen ethnographischen Karte des Russischen Reiches (Geogr. Mittheil., 1877, Taf. 1), die für das asiatische Russland ganz auf den Angaben jener beruht. Trotz des viel kleineren Maassstabes giebt sie die obige, als falsch dargethane Begrenzung des Giljaken-Gebietes genau wieder. Die Namen der einzelnen tungusischen Amur-Völker sind aber auf ihr ganz weggelassen, so dass das Amur-Land, mit Ausnahme der kleinen Strecke im unteren Laufe seines Hauptstromes, gleich dem anstossenden Theile von Ostsibirien nur von «Tungusen» bewohnt erscheint.

Was den anderen oben berührten Punkt, das auf der ethnographischen Gesammtkarte des asiatischen Russlands so anschauliche Uebergewicht der tungusischen Bevölkerung im Amur-Lande betrifft, so fällt dasselbe auf unserer Karte beim ersten Anblick allerdings weniger in die Augen, und zwar aus dem Grunde, weil auf derselben die tungusischen Völkerschaften nicht unterschiedslos zusammengeworfen, sondern ebenfalls durch verschiedene Farbentöne auseinander gehalten worden sind. Man braucht sie jedoch bloss zusammenzufassen und den stammverschiedenen Giljaken und Aino gegenüber zu halten, um ein deutliches Bild davon zu gewinnen, wie gross ihr räumliches Uebergewicht über die letzteren ist und wie sehr hingegen diese nur auf den äussersten Rand des Continents und die anliegenden Inseln beschränkt bleiben. Und so muss uns schon aus den räumlichen Verhältnissen der Völkerverbreitung im Amur-Lande der Gedanke entgegentreten, dass die Giljaken und Aino durch tungusische Völkerschaften an den Rand des Continents gedrängt worden sind — ein Gedanke, der in den historischen und ethnologischen Betrachtungen der folgenden Abschnitte eine fernere Begründung finden wird.

2. Abschnitt.

Veränderungen und Verschiebungen in den Verbreitungsgebieten der Amur-Völker in historischer Zeit, nach russischen, chinesischen, japanischen Nachrichten; nebst Sichtung und Deutung der im Amur-Lande gebräuchlichen oder auf dasselbe bezüglichen Völkernamen.

Ist es schon nicht leicht, ja oft kaum möglich, die gegenwärtigen Verbreitungsgebiete halbnomadischer Jäger- und Fischervölker auf weitem, noch wenig durchforschtem Raume mit einiger Genauigkeit gegen einander abzugrenzen, wie viel mehr Schwierigkeiten bieten sich der Untersuchung dar, wenn es sich um die Fragen handelt, ob und welche Veränderungen und Verschiebungen in den Verbreitungsgebieten dieser Völker im Laufe der Zeit vor sich gegangen sind? wann und woher dieses oder jenes von ihnen in seine jetzigen Wohnsitze eingerückt ist? und welches andere Volk es aus denselben verdrängt hat? Auch muss ich von vornherein bemerken, dass ganz bestimmte und ausreichende Antworten auf diese Fragen in Beziehung auf die Völker des Amur-Landes in den nachstehenden Blättern nur selten zu finden sein werden. Feste, unläugbare, selbstredende Thatsachen giebt es in dieser Richtung nur sehr wenige, wohl aber manche Erscheinungen und Verhältnisse, an welche sich Combinationen und Vermuthungen knüpfen lassen, die eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich haben dürften.

Dass auch im Amur-Lande in historischer Zeit manche Veränderungen und Verschiebungen in den Wohnsitzen seiner Völker vor sich gegangen sind, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Wie sollten die grossen Völkerbewegungen, die nachweislich ringsum sich vollzogen, ihre Wellen nicht auch in das Amur-Land getrieben haben? Und wie ist es denkbar, dass die wiederholten Kriege, deren Schauplatz das Amur-Land gewesen oder an denen viele seiner Völker Theil genommen, nicht auch mancherlei Verschiebungen in ihren Verbreitungsgebieten zur Folge gehabt hätten? Man bedenke nur, dass ehe die Mandshu im XVII. Jahrhundert den Kaiserthron von China eroberten, ihre Vorfahren durch erfolgreiche Kriege sich bereits zweimal zu Beherrschern dieses mächtigen Reiches aufgeschwungen hatten: das erste Mal als Khitan oder Liao im X. Jahrhundert (907—1125), und dann im XII. (1125—1243) als Jutschi

(**Njutschi, Dschurdschi**) oder **Kin**, wie ihre Dynastie auf dem Throne sich benannte. Das Hervorbrechen dieser kriegerischen Horden aus ihren Wäldern und Bergen musste nothwendig das ganze südliche Amur-Land in Mitleidenschaft ziehen. Die unmittelbar darauf folgende Bewegung der **Mongolen** unter **Tschingis-Chan** und seinen Nachfolgern, die selbst aus dem Quelllande des Amur-Stromes hervorging und unter Anderem die Macht der **Kin** in China brach, rief wiederum eine Reihe von Völkerbewegungen hervor, welche sich von Westen und Norden her auch in das Amur-Land fortpflanzen mussten. Indem die **Burjaten**, ein mongolischer Stamm, in das Quellland des Amur-Stromes und weiter, zum Baikal-See vordrangen, stiessen sie an dem letzteren auf die türkisch-tatarischen Uranwohner desselben, die **Jakuten**, welche, vor jenen Eindringlingen zurückweichend, in das Lena-Thal hinabstiegen und längs diesem Strome ihre Ausbreitung nordwärts nahmen[1]). Dort aber stiessen sie ihrerseits auf zahlreiche **Tungusen**-Stämme, welche ihnen einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzten und, wie es noch im vorigen Jahrhundert in ihren Ueberlieferungen frisch fortlebte, erst nach vielen blutigen Kämpfen das Feld räumten[2]). Während ein Theil der **Tungusen** nach Westen, bis an den Jenissei auswich[3]), ein anderer nach dem äussersten Norden, bis zum Eismeer verdrängt wurde, zogen noch Andere ostwärts, längs den rechten Lena-Zuflüssen dem Stanowoi-Gebirge, dem Ochotskischen Meere und dem Amur-Lande zu. Da die zähen und lebenskräftigen **Jakuten** in ihrer Ausbreitung nicht inne hielten, bis sie im Norden wie im Nordwesten und Nordosten die Eismeerküsten erreichten[4]), so mussten auch die unter den **Tungusen** und anderen Völkern[5]) dadurch veranlassten Bewegungen in den angedeuteten Richtungen noch lange fortdauern. Noch hatten sich aber diese Wellen nicht verlaufen, als von Westen her eine neue und noch folgenschwerere Bewegung anbrach, — der Andrang russischer Eroberer, der auf die ethnographischen Verhältnisse von ganz Sibirien natürlich den grössten und nachhaltigsten Einfluss ausüben musste. Unaufhaltsam vorrückend, ergoss sich der Strom dieser nicht sowohl zahlreichen, als unerhört kühnen Eroberer im XVII. Jahrhundert von Norden und Westen auch in das Amur-Land, um über dasselbe, gleich wiederholten Sturmfluthen, vielfach verheerend von einem Ende zum anderen hinwegzugehen. Vom Festlande endlich musste manche jener Bewegungen auch auf die nahe gelegene Insel Sachalin hinüberspielen, wo übrigens ausserdem auch von Süden her, durch Vorgänge wie die allmähliche Ausbreitung der Japanischen Macht nach Norden, manche Veränderungen in der ursprünglichen Abgrenzung seiner Völker erfolgen mussten.

---

[1]) Nach **Gmelin** (Reise durch Sibirien, von dem Jahr 1733 bis 1743, Göttingen 1751, Bd. II, p. 341, 343) gab es noch zu seiner Zeit unter den **Jakuten** eine alte Erzählung von dem Drucke, den sie von den **Burjaten** erlitten hatten und durch den sie zum Fortziehen das Lena-Thal abwärts bewogen worden seien. Vrgl. auch **Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. VI, 1761, p. 147; **Fischer**, Sibir. Gesch. St. Petersb. 1768, Bd. I, p. 108, 109; **Schlözer**, Allgem. Nord. Gesch. Halle 1771, p. 416; **Степановъ**, Енисейск. губ. С. Петербургъ 1835, Ч. II, стр. 43; **Ritter**, Asien, Bd. II, p. 3; **Middendorff**, Reise in den äuss. Nord. und Osten Sibir. Bd. IV, p. 1512, 1545. Auch der Name «Baikal» soll jakutischen Ursprungs sein und soviel wie «reiches Gewässer» bedeuten (vrgl. **Laxmann**, Sibirische Briefe, herausgeg. von **Schlözer**, Göttingen 1769, p. 37, Anmerk.).

[2]) **Gmelin**, l. c. p. 343; **Müller**, l. c. p. 150, 151; **Fischer**, l. c. p. 110; **Schlözer**, l. c.

[3]) Den Zeitpunkt, wann die **Tungusen** an den Jenissei kamen, versetzt **Stepanof** (Енисейская губ. Ч. II, стр. 43) in das XII. oder XIII. Jahrhundert, was wohl zu weit zurückgegriffen sein dürfte, da sie erst im XIV. Jahrhundert durch die **Burjaten** aus ihren Sitzen am Baikal-See verdrängt wurden (s. **Middendorff**, l. c.).

[4]) Ueber das allmähliche Vordringen der **Jakuten** im XVII. und XVIII. Jahrhundert sowohl im Lena-Thale, bis zu den Küsten des Eismeeres, als im Nordwesten, nach dem Taimyr-Lande, und im Nordosten, nach der Jana, Indigirka, Kolyma, ja in unserem Jahrhundert bis an das Ochotskische Meer, s. **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 1324, 1467, 1543. Ihres vielfachen Vordringens in das Amur-Land ist oben wiederholentlich gedacht worden.

[5]) So unter den **Jukagiren**, **Tschuwanzen** u. a. Sehen doch Manche darin auch die Ursache, welche die Ureinwohner des Hochnordens, wie z. B. die **Omoken**, Stammverwandte oder Vorfahren der **Jukagiren** (s. oben p. 2), dahin trieb, das Festland der Sage zufolge zu verlassen und nach einem noch unbekannten Polarlande auszuwandern; so **Markham** (s. **Whymper**, Trav. and advent. in the territ. of Alaska, London 1868, p. 251), **Neumann** (Изв. Сибирск. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ. Т. III, Иркутскъ 1872, стр. 31; Т. IV, стр. 153) u. A.

Welche Verschiebungen nun in den Wohnsitzen der Amur-Völker in Folge jener Ereignisse in der That stattgefunden haben, können wir nur aus den historischen Nachrichten entnehmen, die sich bei den angrenzenden, an den erwähnten Ereignissen mehr oder weniger betheiligten Culturvölkern, bei den **Russen** wie bei den **Chinesen** und **Japanern** über das Amur-Land erhalten haben. Leider reichen jedoch diese Nachrichten, so weit wir sie hier brauchen können, nicht sehr weit zurück. Die ältesten Nachrichten über das Amur-Land lassen sich jedenfalls bei den unmittelbar angrenzenden **Chinesen** erwarten; allein diese Nachrichten betreffen nur die eigentliche Mandshurei, die Vorfahren und Stammverwandten der jetzigen **Mandshu**, die, wie schon oben angedeutet, zu wiederholten Malen eine so hervorragende Rolle in der Geschichte China's gespielt haben, nicht aber die Jäger- und Fischervölker des nördlichen und östlichen Amur-Landes, die den Gegenstand unserer Betrachtungen bilden. Auch liegt die Prüfung und Verwerthung dieser Nachrichten, selbst wenn sie indirekt eines oder das andere der letzteren Völker beträfen, auf dem mir ganz fremden Gebiete sprachlich-historischer Forschung über China und seine Grenzländer. Die wenigen Nachrichten hingegen über die hier in Betracht kommenden Völker, die sich in chinesischen Quellen finden und von den Sinologen durch Uebertragung in europäische Sprachen allgemein zugänglich gemacht worden, reichen nicht weiter zurück als bis in den Anfang der Regierungszeit der jetzt herrschenden Dynastie. So alt sind ungefähr auch die ältesten russischen Nachrichten über die Amur-Völker: denn sie datiren aus der Zeit, da sich die **Russen** bei der Eroberung Sibirien's dem Amur-Lande näherten, was ungefähr gleichzeitig mit dem Regierungsantritt der **Mandshu**-Dynastie in China stattfand. Viel jünger, und zwar nicht über das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückreichend, sind endlich die Nachrichten, welche man den **Japanern** über Sachalin und das Amur-Land verdankt.

Sehr weitgehende Veränderungen in den Wohnsitzen der Amur-Völker lassen sich in so kurzem Zeitraume — von etwa 200 Jahren — überhaupt nicht erwarten. Wenn dennoch einige recht starke Verschiebungen in dieser Zeit stattgefunden haben, so liegt der Grund davon in den wichtigen, tief eingreifenden Ereignissen, welche sich während derselben im Amur-Lande abspielten, in jenen oft erwähnten Raub- und Kriegszügen russischer Kosaken und Freibeuter und ihren Conflicten mit der mandshu-chinesischen Macht. Kleinere Grenzverschiebungen der einzelnen Völkergebiete können und müssen im Laufe dieser Zeit vielfach erfolgt sein, allein diese sind aus den vorhandenen historischen Nachrichten am schwersten zu ersehen. Denn einerseits stehen die Gebietsgrenzen umherstreifender Jäger- und halbnomadischer Fischervölker überhaupt nicht so fest und sind uns bei den Amur-Völkern auch in der Gegenwart nicht hinreichend bekannt, andererseits leiden die betreffenden historischen Nachrichten, da man sie meist den Aufzeichnungen und Berichten einfacher, ungebildeter, praktischen Interessen nachgehender Leute verdankt, für unsere Zwecke in der Regel an allzu grosser Unbestimmtheit, mitunter auch an Unklarheit, und, was das Schlimmste ist, sie führen die Amur-Völker nicht selten unter Namen auf, die uns heutzutage vollkommen fremd sind und die also zuvor noch einer Deutung bedürfen. Ob nun diejenigen Deutungen und Erklärungen, die man in den nachstehenden Blättern finden wird, immer die richtigen sind, muss zunächst dahin gestellt bleiben, — meinerseits hoffe ich, da sie nicht unmotivirt sind, dass sie sich zum wenigsten in den meisten Fällen bewähren und dadurch den Schlüssel zur richtigeren Auffassung mancher historischer Nachrichten über das Amur-Land und der in denselben enthaltenen ethnographischen Thatsachen bieten dürften.

Beginnen wir wiederum mit den Völkern des unteren Amur-Landes und unter diesen mit dem äussersten, den **Giljaken**. Die erste gedruckte Erwähnung der Giljaken findet sich auf der von Nicolaus Witsen 1687 in Amsterdam herausgegebenen, Peter dem Grossen gewidmeten Karte «Nieuwe Land-Karte van het Noorder- en Ooster-Deel van Asia en Europa»[1]) und in dem bald darauf, 1692, erschienenen bekannten Werke desselben «Noord en Oost Tartarye». An vielen Stellen dieses dickleibigen, an bunt durcheinandergewürfelten Nachrichten überreichen Werkes sind die Giljaken genannt, und zwar unter vielfacher Modification eines und desselben Namens; so als «Chilakken, Chilanen, Gilaki, Giliaki, Gilaci, Gilaitski und Gilanki», oder «Giliakische und Gilaitse Volken» und ihr Land als «Gilaitskie, Giletskaia, Gilenskije und Gilanska gewest oder landtschap»[1]. Dabei sind manche, zwar oft entstellte, aber dennoch charakteristische Züge aus ihrem Leben und Treiben mitgetheilt, auf die wir später bei Gelegenheit zurückkommen werden. Verschiedener noch als der Name lauten bei Witsen die Angaben über die Wohnsitze der Giljaken. Denn bald heisst es nur sehr allgemein, dass sie am rechten Ufer des Amur und südwärts ihre Sitze haben[2], bald, dass sie um die Mündung des Amur-Stromes und an der Seeküste nördlich und auch südlich von derselben[3], so wie auf einer sehr grossen, der Amur-Mündung gegenüber liegenden Insel wohnen, Giliat genannt[4], welche offenbar Sachalin ist; bald sollen sie sich an der Seeküste südwärts beinahe bis nach China[5] und nordwärts bis zum Flusse Anadyr erstrecken[6], und bald endlich werden ihre Wohnsitze am nördlichen Ufer des Amur-Stromes unweit Nertschinsk[7], also ganz fern von der See angegeben. Dem entsprechend sind die Giljaken auch auf der Karte an drei Orten angegeben: einmal an der Seeküste gleich nördlich von der Amur-Mündung («Zemle Giletskaja» — Giljaken-Land)[8], dann hoch im Norden, an dem Anadyr, und endlich weit im Westen, an den Quellen eines nördlichen Amur-Zuflusses, der auf der Karte den Namen Urka trägt und vermuthlich der Urkan ist.

---

[1]) Eine eingehende Beschreibung und Würdigung dieser Karte gab Müller (Sammlung Russ. Gesch. Bd. I, p. 203 ff. und Bd. VI, p. 29 ff.). Mir liegt ausser der seltenen Originalausgabe dieser Karte noch eine weder von Müller in seiner «Nachricht von Land- und See-Carten, die das Russ. Reich und die zunächst angränzenden Länder betreffen» (Samml. etc. Bd. VI), noch von Adelung in seinem Artikel «Ueber die älteren ausländischen Karten von Russland» (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, herausgeg. von Baer und Helmersen, Bd. IV) erwähnte, von Allard in kleinerem Maassstabe besorgte und mit einigen Verbesserungen versehene Copie der Witsen'schen Karte vor. Sie trägt den Titel: «Tartaria, sive Magni Chami Imperium ex credendis Amplissimi Viri D-ni Nicolai Witsen, Cos: Amst: Aliorumque probandorum, et hodie vigentium Geographorum Archetypis congestum, auctum, et in lucem editum a Carolo Allard, Amst: Bat: Cum Privilegio Potentissimorum D. D. Ordinum Hollandiae et Westfrisiae», ohne Jahreszahl. Die holländischen Inschriften der Originalausgabe sind in lateinischer Sprache wiedergegeben. Die Karte hat fast genau denselben Rahmen, im Osten jedoch mit Hinzunahme von Korea und dagegen im Westen mit Ausschluss des Wolga-Laufes. Ich nenne sie eine Copie der Witsen'schen, weil sie diese in der That, zumal im Norden und Osten, in allen Stücken bis in das kleinste Detail wiederholt. Auch auf ihr findet man z. B. dieselben Curiosa wie bei Witsen, dass nämlich unverstandene russische Worte und Ausdrücke für Ortsnamen genommen sind. So steht am Zusammenfluss der Schilka und des Argunj mit grosser Schrift der Landschaftsname: «Otsel Poschol», offenbar weil es in einer russischen Angabe (und zwar einer Karte!) hiess: отселъ пошелъ Амуръ (d. h. von hier, vom Zusammenfluss der Schilka und des Argunj, beginnt der Amur); im unteren Laufe der Lena und östlich von ihr finden sich ebenso die Landschaften: «Otmore» (aus: отъ моря — vom Meere), «Nasahate» (на западѣ — im Westen) und «Wostok» (востокъ — Osten); das Gebirge, welches die Zuflüsse der Lena von denen des oberen Amur trennt (Stanowoi), trägt bei Witsen die Aufschrift: «het gebergte gori» oder bei Allard «montes Gori», (russisch: горы — Berge) u. s. w. Speciell das Amur-Land betreffend, wiederholt sich auf der Allard'schen Karte auch die Eigenthümlichkeit der Witsen'schen, dass auf ihr so viele Flüsse in Folge unvermittelter Eintragung verschiedener Nachrichten, doppelt verzeichnet sind; so der Ussuri als Schur oder Usur und als Uschuri, die Dseja als Sia und als Zija, der Urkan als Urka und als Urki u. s. w. Hingegen giebt die Allard'sche Karte den Lauf des Sungari anders als die Witsen'sche: auf der letzteren geht dieser Fluss unter dem Namen Singal zum Amur und gleichzeitig in weiter Bifurkation als Schingal oder Quentung zum Meere; die Allard'sche Karte aber reisst ihn auseinander und lässt den Singal zum Amur, den Quentung — was bekanntlich der chinesische Name für den Sungari ist — zum Meere fliessen. Gelegentlich sei hier auch eines Kärtchens erwähnt, das der 3. Ausgabe des Witsen'schen Werkes «Noord en Oost Tartarye» vom Jahre 1785 (Band I) beigegeben ist und auf welcher auch der Amur doppelt eingetragen ist: einmal unter dem Namen Amur, mit seinen Zuflüssen Schur (Ussuri), Schingal (Sungari) u. a. und mit dem Lande Giletskaja an seiner Mündung, und ein anderes Mal weiter östlich, unter dem Namen Holung (be-

Wie fast alle auf Witsen's Karte oder in seinem Werke vorkommenden sibirischen Orts- und Völkernamen, verrathen auch die obigen Bezeichnungen für die Giljaken und ihr Land durch ihre Endungen unzweifelhaft ihren russischen Ursprung. Witsen giebt auch selbst wiederholentlich sowohl in den betreffenden einzelnen Fällen, wie in der Einleitung zu seinem Werke an, dass er vielfach aus russischen Quellen geschöpft habe[9]. Für die Karte dienten ihm

---

kanntlich der chinesischen Bezeichnung für den Amur), mit den Zuflüssen Songora, Quentung u. a., das Land Nicchi oder Nikanskaja (der Mandshu und Chinesen) durchströmend und von dem Volke Jupi an der Mündung bewohnt. Die oben besprochene Allard'sche Karte fand ich in zwei Exemplaren in unserer akademischen Bibliothek.

[1] Ausgabe 1692, 2. Thl. p. 9, 29, 30, 32, 33, 36, 104, 320, 528, 513; Ausg. 1705, p. 11, 67, 68, 77, 86, 87, 88, 96, 106, 112, 267, 838, 817, 881.

[2] Ausg. 1692, 2. Thl. p. 29; Ausg. 1705, p. 67.

[3] Ausg. 1692, 2. Thl. p. 33, 36; Ausg. 1705, p. 88, 106.

[4] Ausg. 1692, 2. Thl. p. 31; Ausg. 1705, p. 96.

[5] Ausg. 1692, 2. Thl. p. 104; Ausg. 1705, p. 267.

[6] Die Flüsse, an deren Mündungen sie wohnen, werden ausdrücklich genannt und zwar in doppelter Lesart (Ausg. 1692, 2. Thl. p. 32; Ausg. 1705, p. 86 und 105), darunter die spätere, correctere lautet: Lama, Ochota, Towoi (offenbar Ta-ui), Tadui, Penchion (Penshina), Kamtschatka, Tschiundon und Anadir.

[7] Ausg. 1705, p. 77.

[8] Auf der Allard'schen Karte sind hier ausserdem noch die «Holaki» vermerkt.

[9] Nach Müller (Samml. Russ. Gesch. Bd. I, p. 202) ist ihm beim Zusammenbringen der Nachrichten über Sibirien ganz besonders auch behülflich gewesen der «Dumnoi djak» Andr. Winius, dessen er jedoch nicht erwähnt. Neuerdings machte Spasskij (Свѣд. Русск. о рѣкѣ Амурѣ въ XVII столѣтіи, im Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ., Ч. VII, 1853, Отд. II, стр. 17 и слѣд.) eine «Erzählung vom Flusse Amur» bekannt, die er in einer Sammlung von Handschriften aus dem XVII. Jahrhundert fand und die offenbar noch vor Abschluss des Nertschinsker Trak-

namentlich als Hülfsmittel, wie er selbst sagt, sowohl einige sibirische Holztafeln, als besonders auch eine Karte Sibirien's, welche auf den 1667 vom Zar **Alexei Michailowitsch** erlassenen Befehl vom Befehlshaber von Tobolsk Peter **Godunof** und seinen Gehülfen gemacht und in Moskau im Holzschnitt, mit Angabe der Entfernungen der auf ihr verzeichneten Orte, gedruckt worden war[1]). Dank **Middendorff's** Beleuchtung der ältesten sibirischen Karten[2]), wissen wir, dass dies der sogenannte erste «Sibirische Riss» (Ssibirskij tschertesh) war, der zwar seitdem verloren gegangen ist, von dem sich aber eine verbesserte und vervollständigte Ausgabe in **Remesof's** Atlas erhalten hat. Dieses aus 24 handschriftlichen Blättern bestehende Kartenwerk[3]) wurde ebenfalls für verloren gehalten, bis es 1842 von **Wostokof** im **Rumjanzof'schen** Museum aufgefunden wurde. Obwohl **Remesof** das ganze Werk erst im Jahre 1701 vollendete, war die erste (im Atlas die letzte) Karte doch schon 1673 entworfen worden: sie ist ethnographischen Inhalts — die erste ethnographische Karte Sibirien's, die in bunten, grell geschiedenen Farbenflecken die Wohnsitze der zahlreichen sibirischen Völker darstellt[4]). Ein anderes, vielleicht das wichtigste Blatt, welches die Uebersichtskarte von ganz Sibirien enthält, hat **Middendorff**, der die Bedeutung des **Remesof'schen** Werkes überhaupt erst in das richtige Licht setzte, in vierfach verkleinertem Maassstabe, der russischen Ausgabe seines Reisewerkes beigegeben[5]). Auf dieser Karte findet man an der Amur-Mündung und der Seeküste nördlich von derselben die Aufschrift «**Giljaken-Land**» (Царство Гилянско), ebenso wie auf der **Witsen'schen** «**Zemle Giletskaja**». Vergleicht man überhaupt diese Karte mit der **Witsen'schen**, so erscheint es unzweifelhaft, dass die letztere, so weit sie Sibirien betrifft, nicht bloss mit Hülfe, sondern geradezu auf Grundlage jenes eben besprochenen ersten «Sibirischen Risses» entworfen worden ist[6]). Dieser erste «Riss» aber und die spätere, vervollständigte und verbesserte Ausgabe von **Remesof's** Karten sind für das Amur-Land nach den Nachrichten zusammengestellt, welche die russischen Kriegszüge aus demselben heimbrachten, welche jedoch in ihrem vollen Umfange, wie sie in den Berichten der Anführer und Theilnehmer an jenen Expeditionen niedergelegt sind, damals noch ungehoben in den sibirischen Archiven ruhten.

Von **Witsen** rührt, nach **Müller's** Auseinandersetzungen[7]), auch die Karte her, welche die

---

tates (1680) verfasst ist. Sie trägt die Aufschrift: «Сказаніе о великой рѣкѣ Амурѣ, которая разграничила Русское селеніе съ Китайцы» (Erzählung vom grossen Flusse Amur, der die Grenze zwischen den russischen Ansiedelungen und den Chinesen bildet). In ihr erkennt man eine der von **Witsen** benutzten russischen Quellen. Die Nachrichten, die sie giebt, finden sich bei **Witsen** in wörtlicher Uebersetzung wieder. So unter Anderem auch jene Angaben über die Lage des **Giljaken-Landes** (Гиляцкая земля) an der Amur-Mündung und an der Meeresküste nördlich und südlich von derselben, über die Flüsse, die im **Giljaken-Lande** sich in die See ergiessen: Lama, Ochota, Tawui, Todui, Penshin, Kamtschatka, Tschuldam und Anadyr, u. s. w.

[1]) **Witsen**, l. c. Voor-rede; desgl. Ausg. 1692, 2. Thl. p. 336, 537; Ausg. 1705, p. 859. Vrgl. auch **Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. I, p. 204.

[2]) Reise etc. Bd. IV, p. 34—38, 176, 177.

[3]) Unter dem Titel: «Чертежная книга.... всей Сибири»; s. **Middendorff**, l. c.

[4]) Nach **Middendorff**, l. c. Ich habe den **Remesof'schen** Atlas nicht in Händen gehabt.

[5]) Путеш. по сѣв. и вост. Сибири, Ч. I, стр. 37. Die Karte führt den Titel: «Чертежъ всѣхъ сибирскихъ градовъ и земель».

[6]) Dafür sprechen auch die oben (p. 96, Anm. 1) angeführten, durch Uebertragung russischer Aufschriften entstandenen Curiosa auf der **Witsen'schen** Karte.

[7]) Samml. Russ. Gesch. Bd. VI, p. 32.

älteste, in holländischer Sprache erschienene Beschreibung der Reise von Ysbrants Ides begleitet[1]): sie ist von ihm auf Grundlage seiner eigenen Karte entworfen und nur nach den Nachrichten verändert — und nicht immer zum Besseren — welche Ysbrants Ides auf seiner Reise erkundet und ihm zugestellt hat. Auf dieser Karte sind die Giljaken nur einmal, und zwar, wie auf Remesof's Uebersichtskarte, nur an der Meeresküste zwischen dem Amur und Tugur verzeichnet. Hingegen sehen wir auf der viel späteren Karte von Strahlenberg[2]) alles Land an den nördlichen Zuflüssen des Amur-Stromes, von der Dseja bis zum Meere, als «terra Giliakorum» bezeichnet, während es in seinem bekannten Werke über den nördlichen und östlichen Theil von Europa und Asien heisst, dass die «Kilani», die von den Jakuten «Kilett» und von den Russen «Kilaki» genannt werden, um die Mündung des Amur-Stromes wohnen[3]). So unglaublich klangen übrigens die Nachrichten, die er von ihnen mittheilte — obwohl sie, wie wir später sehen werden, keineswegs aller Wahrheit entbehrten — und so abenteuerlich war jedenfalls seine Ableitung derselben von den Awaren, die im XIII. Jahrhundert durch den Schach von Persien Mangu aus der Gegend zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere nach China versetzt worden seien — wobei er in dem noch bestehenden gleichlautenden Namen Kilan (Gilan) für eine persische Provinz am Kaspischen Meere eine Bekräftigung seiner Ansicht sah — dass Gmelin die ganze Angabe Strahlenberg's in Zweifel zog. Höchstens, meinte er, könnten die «Kilani» ein Geschlecht der Tungusen sein, wie es deren in Sibirien so viele giebt, die sich mit besonderem Namen belegen, nicht aber ein eigenes, verschiedenes Volk, das noch dazu, wie Strahlenberg angab, durch seine Fertigkeit in einer so wichtigen Kunst wie das Schmieden von Waffen sich auszeichnete, — wie könnte es, sagt er, ein solches Volk geben, ohne dass ganz Sibirien darum wüsste?[4]) Und dennoch war es schon Gmelin's Reisegefährte, der, ohne das Amur-Land zu betreten, den grössten Beitrag zur historischen Kenntniss seiner Völker und unter ihnen auch der Giljaken lieferte.

Müller hob zuerst den reichen Schatz von Nachrichten, die sich in den sibirischen Archiven über das Amur-Land angesammelt hatten und von denen Witsen nur einige Brocken zugekommen waren. Später wurde auf diesem Felde noch mehrfache Nachlese gehalten. Dadurch sind die am weitesten zurückgehenden Nachrichten zu Tage gebracht worden, die man bisher über die hier in Rede stehenden Amur-Völker hat. Ihnen zufolge erhielten die Russen die erste Kunde von den Giljaken noch ehe sie das Amur-Land betraten. Als der Jenisseiskische Kosakenanführer Maxim Perfiljef in den Jahren 1639 und 1640 den Witim und seinen linken Nebenfluss Zypir (Zipa) fast bis zum Baunt-See aufwärts drang, erzählten ihm die dortigen Tungusen von dem Volke der Dauren, das am oberen Witim und an der Schilka wohne und mit den Chinesen Handel treibe, so wie von einem an der Ausmündung des letzteren Flusses in das Meer, also an der Amur-Mündung, wohnhaften Volke «Kilorzy», das sich durch seine Sprache von allen anderen Völkern unterscheide und ebenfalls mit den Chinesen, die zur See hinkämen, in Handelsverkehr stehe[1]). Wir erhalten hier also von den beiden zu der Zeit äussersten Völkern am Amur-Strome Nachricht, denn dass unter den «Kilorzy» die Giljaken zu verstehen sind, scheint keinem Zweifel zu unterliegen und ist auch schon von Fischer bei Wiedergabe dieser Nachricht bemerkt worden. Es ist eben nur eine von den mehrfachen Versionen dieses Namens, wie wir deren oben schon welche kennen gelernt haben: sie stimmen alle unter einander in dem Hauptlaute Kil oder Gil überein und differiren nur in den Endungen. Diese älteste Version führt aber unmittelbar zur Erklärung, wie und woher der Name «Giljaken» für dieses Volk entstanden ist.

---

[1]) Driejaarige Reize naar China, te lande gedaan, door den Moskovischen Afgezant, E. Ysbrants Ides, etc. Amsterdam 1704. Die Karte trägt den Titel: «Nova Tabula Imperii Russici, ex omnium accuratissimis, quae hactenus extiterunt, imprimis viri Amplis: Nic: Witzen delineationibus conflata, quam ipsa locorum lustratione edoctus, multum emendavit Everardus Ysbrants Ides»; mit einer Widmung an Peter den Grossen.

[2]) Nova Descriptio Geographica Tartariae Magnae tam orientalis quam occidentalis in particularibus et generalibus Territoriis una cum Delineatione totius Imperii Russici imprimis Siberiae accurate ostensa. Mit einer Widmung an Friedrich I, König von Schweden; ohne Jahreszahl.

[3]) Ph. Joh. v. Strahlenberg, Das Nord- und Ostliche Theil von Europa und Asia, Stockholm 1730, p. 386. Müller (Samml. Russ. Gesch. Bd. VI, p. 69) sagt, die Karte sei zugleich mit dem genannten Werke im Jahre 1731 erschienen.

[4]) J. G. Gmelin, Reise durch Sibirien, von dem Jahr 1733 bis 1743, Göttingen 1751—1752, Bd. II, Vorrede.

Die Giljaken selbst bezeichnen sich unter einander keineswegs, wie von Manchen behauptet worden, mit diesem Namen: sie thun es nur den Russen gegenüber, weil sie wissen, dass sie von diesen so genannt werden. Unter einander nennen sie sich nur «Nib(a)ch»[2]), d. h. Mensch, indem ihnen, wie so vielen Völkern auf ähnlicher, niederer Culturstufe, der Begriff Mensch mit demjenigen eines Individuums ihres Stammes und ihrer Sprache zusammenfällt und der allgemeinere, abstrakte Begriff noch fehlt. Den Russen wurden die Giljaken, jener Nachricht zufolge, zuerst von den Witim-Tungusen genannt. Sieht man von der russischen Endung des Namens, wie er von den Kosaken wiedergegeben worden, ab, so mag er bei den Tungusen Kilor oder Kiler gelautet haben. Die Tungusen hatten ihn von den Dauren am Witim und an der Schilka, mit denen sie in Verkehr standen, und diese wiederum von den Chinesen, welche sowohl mit ihnen, wie mit den Völkern des unteren Amur-Landes Handel trieben, indem sie zu den letzteren, wenn auch nicht zur See, wie die Tungusen erzählten oder die Russen verstanden haben wollten, doch zu Boot, den Amur abwärts fuhren. Die Bezeichnung Kilor oder Kiler muss also chinesischen Ursprungs sein, mit tungusischer Unterlage und vielleicht auch mit etwas tungusischer Abänderung. In der That findet man ein Volk dieses oder eines ähnlichen Namens unter denjenigen, die von mandshu-chinesischen Geographen oder nach mandshu-chinesischen Quellen aus dem unteren Amur-Lande aufgeführt werden. So zählt die chinesische Reichsgeographie der Dynastie **Tsing**[1]) im Distrikt Ssan-ssin, welches das untere Amur-Land mit der Küste umfasst, ausser **Mandshu** und **Chinesen** noch folgende Völkerschaften auf: **Kiler-chadshi**, **Wiyaka** (**Fiaka**), **Lerkoje**, **Oruntschun** und **Kiyakla**. In **Timkovski's** von **Klaproth** herausgegebenen Reise nach Peking[2]) werden von dem unteren Amur und der Meeresküste die **Kileng** und die **Fiaka** genannt. Der Archimandrit **Palladij**[3]) zählt aus der Provinz Girin folgende Völker auf, die, vor Besitznahme des unteren Amur-Landes durch die Russen, ihren Tribut in Zobelfellen an den Pekinger Hof lieferten: die **Chädshä** oder **Chädsin**, die **Fiaka**, die **Kiler**, die **Kuä**, die **Orontscho** und die **Kjakala**. Es sind dies lange nicht alle Aufzählungen chinesischer Völkernamen aus dem unteren Amur-Lande, sondern nur diejenigen, in welchen die **Kiler** oder **Kileng** vorkommen; von anderen wird später die Rede sein. Man darf jedoch nicht erwarten, dass die von den **Chinesen** unterschiedenen Völker mit den uns jetzt aus denselben Gegenden bekannten immer genau zusammenfallen. Bei der sehr geringen Kenntniss der **Chinesen** vom unteren Amur-Lande, konnte und musste es vielmehr geschehen, dass sie zuweilen verschiedene Völker, besonders die weiter entlegenen, von einander nicht unterschieden oder unter einem Collectivnamen zusammenfassten, und in anderen Fällen hingegen, wo es nähere und bekanntere Gegenden galt, nur wenig dialektisch verschiedene Zweige oder Stämme eines und desselben Volkes mit verschiedenen Namen belegten. Kein Wunder daher, dass man in den bisherigen Deutungen jener mandshu-chinesischen Völkernamen, bei welchen der obige Gesichtspunkt nicht immer eingehalten worden und welche zudem auch von Männern ausgingen, denen die persönliche Bekanntschaft mit den unteren Amur-Völkern fehlte, einander widersprechende Angaben findet. So hielt **Klaproth** anfangs dafür, dass **Fiaka** und **Chedshen** die **Mandshu**-Bezeichnungen für die **Giljaken** seien[4]); später[5]) glaubte er hingegen in den **Kileng**, wie sie sich selbst nennen sollen, die **Giljaken** der Russen zu erkennen. **Palladij** aber hielt noch neuerdings die **Fiaka** für **Giljaken**, die **Kiler** hingegen für **Amgunj-Tungusen**, also **Negda**. Zieht man die angeblichen Wohnsitze dieser Völker, sowie die wenigen Mittheilungen über ihre respectiven Charakterzüge, Lebensweise, Kleidung u. dgl. in Betracht, so muss man zwar der letzteren Deutung mehr Recht geben, kann ihr aber auch nicht ganz beistimmen. Die Beschreibung der **Fiaka** im Atlas zu **Timkovski's** Reise, als eines rohen, aber tapferen Volkes, das im Winter in Pelzen von Hundefellen gekleidet geht, passt unstreitig besser auf die **Giljaken** als die der **Kileng**, deren Kleidung aus Hirsch- (oder vielleicht auch Reh- oder Rennthier-) Fellen schon auf ein in höherem Grade der Jagd ergebenes, tungusisches Volk hinweist[1]). Die angeblichen Wohnsitze der fraglichen Völker scheinen ebenfalls zu Gunsten dieser Deutung zu sprechen, indem die **Kileng** hauptsächlich am Amgunj[2]), die **Fiaka** an der Meeresküste bei der Amur-Mündung wohnen sollen. Dass die **Fiaka** auf die **Giljaken** zu beziehen sind, erscheint ferner fast unzweifelhaft, wenn **Iakinf**[3]) nach mandshu-chinesischen Quellen und ohne eigenen Commentar anführt, dass es auf Sachalin drei Völker, **Fjakä** (Фякэ), **Eluntschun** und **Kuä** giebt, offenbar **Giljaken**, **Oroken** und **Aino**. Auch unter den Angaben der alten Jesuiten-Missionäre giebt es endlich welche, die man nicht anders als im obigen Sinne deuten möchte; so die Angabe **Gerbillon's**[4]), dass der unterste Theil des Amur-Stromes bis an das Meer von dem Volke **Fiatta** oder **Fiattu**[5]) bewohnt sei, das eine ganz verschiedene Sprache spreche, nur von Fischen sich nähre und das er den Schilderungen, die er erhielt, zufolge mit den **Irokesen** vergleichen müsse. Darauf hin erklärte schon **Müller**[6]), dass die **Giljaken** von den **Mandshu** mit dem Namen **Fitta** bezeichnet würden. Hingegen berichteten die Jesuiten-Missionäre[7]), die auf Befehl des Kaisers **Kang-hi** die eigentliche Mandshurei und einen Theil des unteren Amur-Landes bereisten, um eine Karte von denselben zu entwerfen, von den **Fiatta** in ganz abweichendem Sinne. Ihnen zufolge ist dies nur die **Mandshu**-Bezeichnung für die Sprache der **Ketscheng** oder **Ketsching**, eines Volkes, das längs dem Amur-Strome von Tondon an bis zu seiner Mündung und an der Meeresküste ostwärts vom Ussuri und Amur wohne, so wie vermuthlich auch desjenigen Volkes, welches die Seeküste nordwärts von der Amur-Mündung bis zum 55. Breitengrade, der äussersten Nordostgrenze des Chinesischen Reiches, inne habe[8]). Hier sehen wir also schon, dass die Bezeichnung **Fiatta** oder, wie **Klaproth** will, **Fiaka** in Folge mangelhafter Kenntniss als Collectivbezeichnung für eine Anzahl verschiedener Völker des Amur-Landes oder ihrer Sprache, und darunter auch für die **Giljaken** gebraucht wird. Und dasselbe muss man aus den Angaben des Chinesen **U-tschen** schliessen, der wie oben schon angeführt, 17 Jahre — von seiner Geburt an — in Ninguta, wohin sein Vater verbannt war, zubrachte und später, nach China zurückgekehrt, im Jahre 1722 eine Beschreibung seiner Geburtsstadt entwarf. Abwärts von den **Cheidsin** oder **Chädshen** am Amur-Strome lässt er das Land der **Fei-ja-cha** folgen, deren Beschreibung aber nur zum Theil auf die **Giljaken**, mehr — wie z. B. die Nasenringe, die Birkenrindenböte, der Fischfang im Meere u. dgl. — auf die **Golde**, **Oltscha** und **Orotschen** passt[1]). Ganz entschieden spricht sich endlich in diesem Sinne **Iakinf** aus, indem er angiebt, dass alle die verschiedenen Stämme, welche abwärts von den **Chädshe** an beiden Ufern des Amur-Stromes wohnen und auch den nördlichen Theil von Sachalin einnehmen, unter dem gemeinsamen Namen **Fjakä** («Фяка») verstanden werden[2]). Aus alle dem lässt sich der Schluss ziehen, dass die **Fiaka** der mandshu-chinesischen Geographen oder Berichterstatter keineswegs immer nur auf die **Giljaken** zu beziehen sind: mögen Einzelne, besser unterrichtete unter dieser Bezeichnung in der That die **Giljaken** gemeint haben, so gab es Andere, welche sie mit den benachbarten tungusischen Stämmen zusammenwarfen, indem sie dort, wo ihre ethnographische Kenntniss des unteren Amur-Landes aufhörte, was bald früher, bald später eintrat, das Gebiet der **Fiaka**, dieses Volkes ihrer ultima Thule, beginnen liessen.

---

[1]) J. E. Fischer, Sibir. Gesch. 1. Thl. St. Petersburg 1768, p. 327—330. Hier wie an einem anderen Orte seines Werkes (p. 477) nennt Fischer den Urheber dieser Nachrichten Perfirjef und bezeichnet ihn als Jenisseiskischen (Kosaken-) Ataman. In Pojarkof's Originalbericht von seinem Zuge an den Amur (Допол. къ акт. истор. Т. III, С. Петербургъ 1848, стр. 51, 52) heisst er aber bald Perfiljef und bald Perfirjef und wird als Kriegsmann des Jenisseiskischen Ostroges (Енисейскаго острога служилый человѣкъ) angeführt.

[2]) Die Klammern um den einen Vokal sollen andeuten, dass er bei der Aussprache kaum vernommen wird.

---

[1]) Tai Tsing hoei tien. Peking 1818, Bd. XI, 2; nach **Ritter**, Asien, Bd. III, p. 444. **Pauthier** (Chine moderne ou descript. histor., géogr. et littér. de ce vaste empire, Paris 1853, I. partie, p. 168. — L'Univers) führt aus dem genannten chinesischen Werke dieselben Völker in derselben Reihenfolge, aber mit etwas anderer Lesart auf; in seiner französischen Wiedergabe lauten sie: **Tchi-tché**, **Fei-ya-khé**, **Li-eurh-kou-yé**, **Golun-tchun** und **Go-khe-la**.

[2]) G. **Timkovski**, Voyage à Peking à travers la Mongolie, en 1820 et 1821. Trad. du Russe par N****, revu par J. B. **Eyriès**; publ. avec des correct. et des notes par J. **Klaproth**. Paris 1827. Atlas, Tab. VII, Explic. p. 25.

[3]) *Дорожн. замѣтки на пути отъ Пекина до Благовѣщенска чрезъ Маньчжурію, въ 1870 г.* (Зап. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. Т. IV, 1871, стр. 399).

[4]) Asia polyglotta, Paris, 1823, p. 290, 301. Die **Giljaken** hält er dabei für **Kurilen** des Continentes, worüber später.

[5]) Atlas zu **Timkovski's** Reise, l. c.

---

[1]) Auch die Abbildungen der **Kileng** und **Fiaka** (Atlas, Tab. VII), so roh und unähnlich sie im Ganzen wie in den Einzelnheiten sind, gestatten eher eine solche Deutung.

[2]) Khenkhoön bei **Klaproth** (l. c.), Henkon auf den Karten von **d'Anville** (Nouv. Atlas de la Chine, de la Tartarie Chinoise et du Thibet. La Haye 1737, №№ 1, 18).

[3]) Статист. Опис. Китайск. Импер. С. Петерб. 1842, Ч. II, стр. 30, Примѣч.

[4]) J. B. **du Halde**, Descript. de l'Emp. de la Chine et de la Tartarie Chinoise, Paris 1735, T. IV, p. 37.

[5]) **Klaproth** (Atlas, l. c.) erklärt ausdrücklich «**Fiatta**» für einen Fehler, statt «**Fiaka**».

[6]) Von dem Amur-Flusse, in **Büsching's** Magaz. für die neue Historie und Geogr. 2. Thl. 2. Aufl. Hamburg 1769, p. 506.

[7]) **Regis**, **Jartoux** und **Fridelli**, 1709.

[8]) **Du Halde**, Descript. etc. T. IV, p. 7, 12. **Ritter** (Asien, Bd. III, p. 446, 447) hat die einander widersprechenden Angaben der Jesuiten-Missionäre und **Klaproth's** in Eins verschmolzen, was die grösste Verwirrung giebt.

Aehnlich verhält es sich mit den **Ketscheng** und **Kileng**. Ich werde später nachzuweisen suchen, dass unter den ersteren meistens die **Golde**, zum wenigsten ein Theil derselben, und die **Oltscha** verstanden wurden. Aus den obigen Angaben ist aber zugleich zu ersehen, dass diese Bezeichnung, aus ähnlichen Gründen wie bei den **Fiaka**, mitunter auch auf andere, weiter abwärts am Amur wie an der Meeresküste wohnende Völker, bis hinab zu den **Giljaken** ausgedehnt wurde. Was endlich die **Kileng** oder **Kiler** betrifft, so liegt ein Beweis für den Collectivbegriff, der dieser Bezeichnung chinesischerseits gegeben wurde und noch wird, schon in der Verbindung derselben mit den **Ketscheng** oder **Chädshe**, wie man sie in der Reichsgeographie der **Tai-Tsing** findet. Die dort erwähnten **Kiler-chadshi** umfassen die Völker des unteren Amur-Landes, die von den **Chadshi** (**Golde**) inclusive an bis hinab zu den **Fiaka** der Meeresküste sich erstrecken. Die Anwendung der Bezeichnung **Kileng**, **Kile** oder **Kil** von Seiten der **Chinesen** lässt sich aber auch im Speciellen fast für jedes einzelne dieser Völker nachweisen. So ist oben schon der **Kileng** vom Amgunj erwähnt worden, unter denen nach Wohnort und Beschreibung die **Negda** zu verstehen sind. Wenn es in der betreffenden Nachricht über dieselben heisst, dass sie sich auch selbst **Kileng** nennen[3]), so ist dies nur insofern richtig, als sie sich den **Chinesen** gegenüber so bezeichnen, wie sie von ihnen genannt werden, gleichwie es ja auch die **Giljaken** mit ihrer Bezeichnung den Russen gegenüber thun. Denselben Namen aber, den sie den einen, für sie wichtigsten und maassgebendsten Fremden gegenüber gewissermassen acceptirt haben, gebrauchen sie natürlich leicht auch allen anderen gegenüber. Als ich mich bei den **Golde** nach dem Namen der **Samagirn** oder des Volkes am Gorin, so wie desjenigen am Kur erkundigte, nannten sie mir das eine wie das andere wiederholentlich «Kile», offenbar weil sie bei den Chinesen diesen Collectivnamen tragen und sich dann ihnen gegenüber auch selbst mit demselben bezeichnen. Ebenso nannten mir ferner auch die Giljaken die Samagirn «Kil». Bei der vollkommenen Verschiedenheit der Golde- und der Giljaken-Sprache liegt also der Schluss, dass dies nur ein Fremdname sein könne, überaus nahe. Von reisenden chinesischen Kaufleuten am Amur habe ich endlich zuweilen sogar die nördlichen, entfernteren Golde, in der Regel die Oltscha, ja auch die Giljaken mit diesem oder einem ähnlichen Namen bezeichnen hören. Ein solcher Kaufmann z. B., den ich in Amtscho am Amur traf, erkundigte sich bei mir eifrig darnach, ob die weiter unterhalb wohnenden «Kilam» oder «Kilang» viele Zobel hätten, wobei er, um sich verständlicher zu machen, dies Thier auch in der Kilam-Sprache nannte: das Wort lautete «*lombr*» und liess das giljakische «*lumr*» deutlich erkennen. Ganz ähnlich wurden die Giljaken auch dem Missionär Venault, als er behufs Nachforschung über den von ihnen ermordeten de la Brunière den Amur abwärts ging, von seinen chinesischen Begleiterrn «Ki-li-mi» genannt[1]). Aus all' dem Gesagten geht hervor, dass die Chinesen unter der Collectivbezeichnung Kil, Kile, Kilang, Kilam u. dgl. so wohl die Völker der linken, nördlichen und westlichen Zuflüsse des unteren Amur-Stromes, des Kur, Gorin, Amgunj, als auch die Anwohner des Hauptstromes selbst in seinem untersten Laufe und zwar vornehmlich die ihnen am wenigsten bekannten Giljaken, alsdann aber auch die Oltscha, und zuweilen sogar einen Theil der Golde verstehen; oder mit anderen Worten, gleichwie die Fiaka und Chädshen, so lassen sie auch die Kile und Kileng im unteren Amur-Lande um so früher oder um so weiter oberhalb beginnen, je geringer ihre Kenntniss von dem Lande und seiner Bevölkerung ist. Die entferntesten unter diesen Völkern, die Negda und noch mehr die Giljaken, mussten daher am häufigsten und allgemeinsten unter dieser Collectivbezeichnung verstanden werden.

---

[1]) In **Wassiljef's** Uebersetzung: Записки о Нингутѣ (Зап. Русск. Геогр. Общ. Ч. XII, 1857, стр. 90—93). Dort heisst es auch, dass die **Fiaka**, **Cheidsin** und **Churcha** oder **Chulcha** einander mit dem Worte «andda» anreden. Dies ist aber ein tungusisches Wort, das auch den **Golde**, **Oltscha** etc. zukommt und soviel wie «Freund» bedeutet; giljakisch heisst es «amalda».

[2]) **Іакинѳъ**, Статист. Опис. Китайск. Имперіи, Ч. II, стр. 12.

[3]) **Klaproth**, im Atlas zu **Timkovski's** Reise, pag. 23.

Von den Chinesen gelangte nun, wie wir oben sahen, durch die Dauren und Witim-Tungusen die erste Kunde von dem Kiler-Volke an der Amur-Mündung zu den Russen, bei denen dieser Name, mit russischer Endung versehen, zu «Kilorzy» wurde. Nur wenig später, als sie selbst ihre Züge den Amur abwärts ausführten, mussten sie im unteren Laufe desselben wiederholentlich von den stromabwärts wohnenden Kile oder Kileng hören, bis sie das letzte jener Völker erreichten und in diesem in der That ein von den ihnen schon vielfach bekannten tungusischen Stämmen ganz verschiedenes Volk kennen lernten, für welches sie nun den ihnen überlieferten Namen, natürlich nur mit russischer Endung versehen, als Kiljaki, Kiljaizy, Kiljany u. s. w. beibehielten, woraus dann, dem Geiste der Sprache gemäss, Giljaki, Giljaizy, Giljany u. s. w. wurde. So kommen wir auf alle jene Versionen dieses Namens, die schon Witsen aus russischen Quellen wiedergiebt, und die sich theils aus den oben angeführten verschiedenen Versionen der chinesischen Bezeichnung für das Volk der Kile und theils aus der willkürlichen Wahl der russischen Endung erklären.

---

[1]) Venault, Excurs. dans les parties intér. de la Mandchourie (Nouv. Ann. des Voyages, V-e Sér., T. XXX, 1852 (T. II), p. 210—223).

Es konnte jedoch nicht fehlen, dass manche von den russischen Kosaken, welche den Amur abwärts schifften, die Stammverschiedenheit der Giljaken den angrenzenden tungusischen Völkern gegenüber auch nicht erkannten. Diese mussten daher, indem sie jene Bezeichnung, gleich den Chinesen, mehr oder weniger als Collectivnamen brauchten, die Giljaken schon viel weiter oberhalb am Amur, als ihre wahre Grenze liegt, beginnen lassen. Bei der späteren genaueren Musterung der betreffenden Angaben werden wir z. B. sehen, dass nach Einigen mit dem Oltscha-Gebiet, nach Anderen noch früher, schon bald unterhalb des Ussuri, und also mitten im Golde-Gebiet, das Land der Giljaken anhebt. Und, bezeichnend genug, wiederholt sich dasselbe, wie ein Nachklang aus jener Zeit, noch bis auf den heútigen Tag. Es ist oben hervorgehoben worden, wie schwankend und falsch alle neueren russischen Angaben über die Südgrenze der Giljaken am Amur sind, wie allgemein diese Grenze tief in das Oltscha-, ja sogar in das Golde-Gebiet hinein und in diesem bis zum Ussuri hinauf verlegt wird[1]). Und das hat seinen Grund zum grossen Theil in dem Umstande, dass die Bezeichnung «Giljaken» von den Russen auch jetzt noch oft als Collectivname für alle Anwohner des unteren Amur-Stromes und der angrenzenden Meeresküste gebraucht wird. Beim gemeinen Mann ist es fast durchweg gang und gäbe, Oltscha, Golde, ja, wie ich mich ebenfalls selbst überzeugt habe, sogar die Orotschen von de Castries und vom Kaiserhafen schlechtweg Giljaken zu nennen. Wer von den Reisenden daher seine Angaben auf die Aussagen russischer Ansiedler oder Kosaken gründete — und das haben Viele gethan — konnte nicht anders als falsche Nachrichten über die Gebietsabgrenzung der Giljaken und der übrigen, oben genannten Völker geben. Aber selbst ein Reisender wie Boschnjak, der die Grenze zwischen den Giljaken und Oltscha (bei ihm Mangunen) nach der Grundverschiedenheit ihrer respectiven Sprachen scharf und richtig bezeichnet, spricht dennoch in demselben Artikel von «Kidsi-Giljaken», während es doch in Kidsi gar keine Giljaken im engeren und wahren Sinne giebt[2]). Die Auffassung dieser Bezeichnung als Collectivnamen für viele Völker des unteren Amur-Landes macht die ältesten russischen Angaben für die Frage nach der etwaigen Verschiebung der Wohnsitze der Giljaken und ihrer Nachbaren oft unbrauchbar, gleichwie dies, aus demselben Grunde, auch mit allen chinesischen Nachrichten über die Kile oder Kileng der Fall ist.

Scheint es nach den obigen Erörterungen unzweifelhaft, dass der russische Name Giljaken für das Volk um die Amur-Mündung aus dem chinesischen Kile oder Kileng entstanden ist, so bleibt noch die Frage übrig, wie sich die Entstehung dieser letzteren Bezeichnung erklären lässt. Aller Sprachforschung fremd, erlaube ich mir in dieser Beziehung nur eine Vermuthung zu äussern, auf die ich durch einige Thatsachen geleitet worden bin. Man bemerkt leicht, dass sehr vielen Namen tungusischer Völker, Stämme oder Geschlechter die Endsilbe gir anhängt. Von den zahlreichen Fällen der Art unter den Tungusen Sibirien's abgesehen[3]), weise ich

---

1) S. oben p. 26 und p. 90, Anm. 1.

2) S. oben p. 26, Anm. 2.

3) Unter den von Georgi (Bemerk. auf einer Reise im Russ. Reiche im Jahre 1772, Bd. 1, St. Petersb. 1775, p. 244—246) aus verschiedenen Gegenden Sibirien's aufgezählten Tungusen-Stämmen findet man eine Menge solcher Namen.

unter den im Amur-Lande wohnhaften oder umherstreifenden tungusischen Stämmen beispielsweise auf die **Manägir**, **Ullagir**, **Bojagir**, **Lalegir**, **Guragir**, **Samagir**, auf manche Geschlechter der **Negda**, wie die **Muktegir**, **Tschutktschagir**, **Njassekagir**, **Tschemakogir**[1] u. s. w. hin[2]. Bemerkenswerth ist dabei, dass dies sämmtlich Anwohner der linken, nördlichen und westlichen Zuflüsse des Amur-Stromes sind. Was diese Endsilbe **gir** bedeutet, weiss ich nicht. Die mir zu Gebote stehenden tungusischen Wörterverzeichnisse[3] geben darüber keine Auskunft. Wie dem aber auch sei, aus **gir** wird nach chinesischer Aussprache **kil**, und den Namen «**Sama-gir**» habe ich die **Chinesen** «**Sama-kil**» aussprechen hören. Ebenso lauten den **Chinesen** auch die Namen der übrigen obengenannten tungusischen Völkerstämme auf **kil** aus. Es kommt mir daher nicht unwahrscheinlich vor, dass sie diesen gemeinsamen Auslaut zum Collectivnamen für alle jene Völker des nördlichen und unteren Amur-Landes mit Einschluss auch der in ihren Augen nicht wesentlich verschiedenen **Giljaken** gemacht haben. Aus **Kil** und **Kileng** entstand aber, wie oben dargethan, die russische Bezeichnung **Kiljaki** und **Giljaki**. Und so ergiebt sich, wenn meine Vermuthung richtig ist, die eigenthümliche Thatsache, dass der chinesischerseits durch Entstellung eines tungusischen Wortes entstandene Collectivname für eine Anzahl fast ausschliesslich tungusischer Stämme gegenwärtig auf dasjenige Volk beschränkt ist, welches im gesammten unteren Amur-Lande allein von **nicht** tungusischem Ursprunge ist.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zur Prüfung der historischen Nachrichten über die Wohnsitze der Amur-Völker und zunächst der **Giljaken** zurück. Sehr bald nachdem die Russen von der Existenz der **Giljaken** erfahren hatten, lernten sie dieselben auch selbst kennen. Denn ihr erster Zug in das Amur-Land, unter Wassilij **Pojarkof**, führte sie in den Jahren 1644 und 1645 durch das gesammte am Amur gelegene Gebiet der **Giljaken** hindurch. Erst vier Tagereisen unterhalb des Ussuri — den **Pojarkof** übrigens als oberen Amur auffasste — hörte das Volk der **Djutscheren** (Дючеры), von denen später die Rede sein wird, auf, es folgten die **Natken** (Натки) und auf diese die **Giljaken**, welche, wie der Bericht sagt, den untersten Theil des Amur-Stromes bis an das Meer inne hatten. Durch die Gebiete der beiden letzteren Völker ging **Pojarkof** je 14 Tage, bis er die Amur-Mündung erreichte, wo ihn die späte Jahreszeit zum Ueberwintern nöthigte. An welchem Punkte diese erste Ueberwinterung der Russen unter den **Giljaken** stattfand, ist mit Sicherheit nicht zu ermitteln, — vielleicht am Cap Tschnyrrach oder Tschchyrkrach, wie es die **Giljaken** selbst nennen, am linken Amur-Ufer, denn dort sah ich Unebenheiten in dem mit dichtem Walde und auffallend üppigem Strauchwerk bewachsenen Boden, die sehr wohl Reste ehemaliger Erdhütten sein könnten. Von dort ging **Pojarkof** im Sommer 1645 zur See längs der Küste bis an den Fluss Ulja, den er nach zwölf Wochen erreichte und an dem er wiederum überwinterte, um erst im folgenden Jahre nach Jakutsk zurückzukehren[1]). Von dieser Seereise sind jedoch keinerlei Details bekannt. Ich gebe hier gleich auch die Berichte der Nachfolger Pojarkof's, soweit sie die Giljaken und ihre nächsten Nachbaren betreffen, um alsdann die Angaben gegen einander zu halten und einige Bemerkungen an dieselben zu knüpfen.

---

[1] **Middendorff** (Reise etc., Bd. IV, p. 1523) schreibt, die Endsilbe verkennend, «**Muktegr**, **Tschuktschager**, **Njässekagr**, **Tschemakogr**».

[2] Wo dieselbe Endsilbe in dem Namen eines nicht tungusischen Volkes vorkommt, wie «**Jukagir**», da möchte ich vermuthen, dass der Name tungusischen Ursprungs ist.

[3] **Klaproth**, Asia polyglotta. Sprachatlas. Paris 1823, p. XLII ff. **Castrén**'s Grundzüge einer tungus. Sprachlehre nebst kurzem Wörterverzeichniss, herausgegeben von A. **Schiefner**, St. Petersb. 1856.

Im Jahre 1651 betrat Jerofei Chabarof, den Amur abwärts schiffend, den unteren Lauf desselben. Sieben Tagereisen vom Sungari ab wohnten noch Djutscheren, alsdann begann mit einem grossen, auf einem Berge am rechten Ufer gelegenen Dorfe das Volk der Atschanen (Ачаны), in deren Gebiete, noch mehrere Tagereisen abwärts, Chabarof am 29. September Halt machte und an einer Stelle des linken Ufers, wo es ein grosses Dorf gab, zum Winterlager eine Festung, Atschanskoi gorod, errichtete. Von dort sollte man noch zehn Tagereisen bis zu den Giljaken haben, die bis an das Meer und um dasselbe herum wohnten[2]). Chabarof besuchte jedoch diese nicht, sondern trat im nächsten Frühling, nach siegreich überstandener Belagerung seiner Festung seitens der Djutscheren und Atschanen, wieder den Zug stromaufwärts an. Unterwegs, vermuthlich in der Gegend der Sungari-Mündung, verfehlte er aber den Kosaken Iwan Nagiba, der ausgeschickt war, ihn aufzusuchen und von der Ankunft frischer Mannschaft und Munition am oberen Amur zu benachrichtigen. Nagiba ging mit seinem kleinen Gefolge von 26 Mann Kosaken und Freiwilligen von Banbulajev gorod (oberhalb der Dseja) vier Wochen lang den Amur abwärts; da hörten sie von einem gefangen genommenen Natken, dass Chabarof sich noch weiter unterhalb, bei den Giljaken befinde. Sie behielten daher diesen Mann als Wegweiser, sahen sich aber nach einer Fahrt von abermals drei Wochen mitten im Strome von einer Menge giljakischer Fahrzeuge so eingeschlossen, dass sie weder vor- noch rückwärts konnten. Drittehalb Wochen verbrachten sie in dieser Lage, im Flusse vor Anker liegend, bis endlich Hunger und Verzweiflung sie nöthigten, die Reihen der Belagerer zu durchbrechen und sich nach einem nahe gelegenen Dorfe durchzuschlagen, um sich der vor demselben zum Dörren ausgehängten Fische zu bemächtigen. Dies gelang ihnen jedoch erst nach heissem Kampfe, in welchem über 30 Giljaken blieben. Drei Tage später befanden sie sich an der Amur-Mündung[3]). Auch dort von den Giljaken bedrängt, ausser Stande

---

1) Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, 1736, p. 302, 303. Desselben, Nachrichten von dem Amur-Flusse, in Büsching's Magazin für die neue Historie und Geogr. 2. Thl. 2. Aufl. Hamburg 1769, p. 505. Vrgl. auch Fischer, Sibir. Gesch. Bd. II, 1768, p. 788, 789. Den Originalbericht Pojarkof's s. in den Дополненія къ актамъ историческимъ, собр. и издан. археограф. Коммиссіею, С. Петерб. 1848, Т. III, стр. 53 (die betreffende Stelle des Berichts).

2) Müller, Samml. l. c. p. 320 ff.; Fischer, l. c. p. 808 ff.; Дополн. къ актамъ историч. Т. III, стр. 364, 368.

3) Nach Müller, l. c. p. 328 ff. Als Tag der Ankunft Nagiba's an der Amur-Mündung giebt Müller hier den 26. Juni und an einem anderen Orte (Büsching's Magaz. Thl. 2, p. 508) den 2. Juli (drei Tage nach Petri-Pauli) an, was jedoch keineswegs zutrifft, wenn die Fahrt, wie es ebenda heisst, am 4. Mai angetreten wurde und — die oben angeführten Zeiträume zusammengenommen — zehn Wochen gedauert hat. Bei Fischer (l. c. p. 817) heisst es statt dessen zu Ausgang des Juli-Monats, was aber nach jener Rechnung wieder etwas zu spät wäre. In dem ausführlichen, drastisch gehaltenen Bericht des Kosaken Iwan Uwarof, eines Theilnehmers an diesem Zuge (s. Дополн. къ актамъ истор. Т. III, p. 354 ff.), fehlen fast alle jene Daten, bis auf den Tag der Abreise (4. Mai) und die Angabe, dass sie bereits nach zehn Tagen Fahrt unter

die Rückreise stromaufwärts zu machen, bauten sie sich ein grösseres Fahrzeug und traten die Seefahrt längs der Küste nordwärts an. Allein am 13. Tage nach der Abreise[1]) wurde das Schiff von treibendem Eise zerdrückt[2]), wobei sie ihren ganzen Vorrath an Lebensmitteln wie an Pulver und Blei verloren und nur nach vieler Mühe mit dem nackten Leben davonkamen. Fünf Tage lang gingen sie zu Fuss längs der Meeresküste weiter, von Wurzeln, Beeren, Seetang, Seehunden und anderen Auswürfen der See sich nährend[3]). Dann bauten sie sich ein neues Fahrzeug, mit welchem sie in 14 Tagen rudernd den Fluss Utschalda erreichten, an dem Giljaken und Tungusen wohnten. Dort verweilten sie bis zum 15. December, worauf sie ihre Reise landeinwärts fortsetzten und nach 14 Tagen oder, einer anderen Nachricht zufolge, in vier Wochen an den Tugur-Fluss kamen, an welchem sie eine zahlreiche Bevölkerung von Tungusen mit reichlichen Lebensmitteln fanden. Im nächsten Frühling, 1653, ging Nagiba den Tugur abwärts bis zur Mündung und trat von dort mit fünf Mann die Rückreise längs der See und dann über's Gebirge nach Jakutsk an, während er die übrigen Leute unter Iwan Uwarof zurückschickte, um unter den Tungusen am Tugur eine «Jassaschnoje Simowjo», d. i. eine Winterhütte zur Tributeinsammlung zu errichten[4]).

Die nächste und letzte Berührung der Russen mit den Giljaken, von der wir aus jener Zeit der ersten russischen Kriegszüge im Amur-Lande wissen, fand unter Chabarof's Nachfolger, dem Kosaken Onufrij Stepanof statt. Bereits den Winter 1653/54 hatte Letzterer im Lande der Djutscheren, «in der Giljaken Nachbarschaft»[5]) zugebracht. Im Herbst 1655 kam er mit dem inzwischen aus Jakutsk entsandten «Ssyn bojarskoi» Fedor Puschtschin wiederum in das untere Amur-Land, und zwar diesmal über die Djutscheren hinaus zu den an dieselben grenzenden Giljaken[6]). Diese hatten kurz vorher eine Gesellschaft von 30 Jakutskischen Kosaken, die von Ochotsk über Land zu ihnen gekommen waren, ermordet und wurden nun von Stepanof dafür gezüchtigt. Auch baute er unter ihnen einen Ostrog, dem er nach seiner Lage auf einem Bergabhange den Namen Kossogorskoi gab[7]). In diesem brachte er den Winter zu, nahm von den Giljaken reichen

---

zahlreichen Djutscheren und Natken sich befanden, die ihnen hinfort beständig zusetzten und nirgends Ruhe liessen; die Belagerung durch giljakische Fahrzeuge im Amur soll nur zwei Wochen gedauert haben.

[1]) Nach Uwarof's Bericht (l. c. p. 353) am 10. Tage.

[2]) Müller (l. c. p. 330) hielt Treibeis im Ochotskischen Meere zu solcher Jahreszeit für undenkbar. Wir wissen hingegen, Dank den Erfahrungen Middendorff's, Staritzkij's u. A., dass es zu den charakteristischen Erscheinungen jenes nordwestlichen Winkels des Ochotskischen Meeres gehört. S. dieses Werkes Bd. II, p. 738; desgl. meine «Strömungsverhältnisse im Ochotskischen und Japanischen Meere» (Mém. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb. VII. Sér. T. XXI, № 3), p. 10.

[3]) Fischer (l. c. p. 818) sagt auch von Walrossen, wie es übrigens auch in Uwarof's Bericht heisst, doch giebt es bekanntlich keine im Ochotskischen Meere; es dürften aber darunter Walfische gemeint sein, an denen dieses Meer reich ist.

[4]) Seltsamerweise sagt Uwarof in seinem Berichte, er habe den Nagiba mit fünf Mann, deren Namen genannt werden, nach Jakutsk entlassen, während er doch sonst beständig Nagiba als den Anführer des Zuges hinstellt.

[5]) Müller, Samml., l. c. p. 343. In Stepanof's Bericht an den Jakutskischen Wojewoden Michail Lodyshenskij (*Дополн.* къ актамъ истор. Т. III, стр. 324) heisst es «въ *Дючерской* землѣ, по [illegible] Гиляцкіе земли», d. h. im Lande der Djutscheren, oberhalb des Giljaken-Landes.

[6]) Müller, l. c. p. 334, 356; Fischer, l. c. p. 849.

[7]) In Stepanof's Bericht heisst der Ostrog «Kossogirskoi»; s. *Дополн.* къ акт. истор. Т. IV, С. Петерб. 1851, стр. 62.

Tribut an Pelzwerk und begab sich im Frühling 1656 wieder den Amur aufwärts. Zwei Jahre später kehrte ein Theil seiner Mannschaft, der sich dem Abgesandten des neuen Befehlshabers, Paschkof, nicht hatte fügen wollen und flüchtig geworden war, an den unteren Amur zurück, überwinterte an der Mündung desselben (1658/59) und ging mit reichem, von den Giljaken erhobenem Tribut wieder stromaufwärts zurück[1]. Anderweitige Nachrichten über die Giljaken liegen aber von diesem Besuche derselben durch die Russen nicht vor.

So lauten die ältesten russischen Nachrichten über die Giljaken und ihre nächsten Nachbaren. Was lässt sich nun aus denselben über die damalige gegenseitige Abgrenzung dieser Völker entnehmen? Der Zug Nagiba's lehrt uns die Giljaken an der Küste des Ochotskischen Meeres westwärts wenigstens bis zum Flusse Utschalda, und zwar in Gesellschaft von Tungusen kennen, die offenbar auch damals zeitweise der Jagd und des Fischfanges wegen bis an das Meer heranstreiften, wie es noch heutzutage geschieht[2]. Zwar ist die Lage des Utschalda-Flusses bis jetzt nicht ermittelt[3], indessen lässt sich kaum zweifeln, dass er östlich und vielleicht unweit von den grossen Meerbusen — dem Ulban- und Ussalgin-Busen — zu suchen ist, welche tief in das Land einschneiden und welche wohl auch die Veranlassung dazu gaben, dass Nagiba und seine Gefährten dort die weitere Fahrt längs der Küste, von deren Beschaffenheit sie durch die Giljaken und Tungusen hörten, aufgaben und statt dessen lieber den Winter abwarteten, um, wohl in Gesellschaft und unter Führung der Tungusen, landeinwärts an den Tugur zu ziehen. An diesem Flusse erwähnen weder Nagiba noch Uwarof der Giljaken, sondern nur zahlreicher Tungusen, obgleich sie, wie ihre Berichte zeigen, diese Völker von einander wohl zu unterscheiden wussten. Es scheint demnach, dass die Giljaken damals noch nicht bis an den Tugur-Fluss verbreitet waren. Damit stimmt es überein, wenn in der Erzählung von der ersten Fahrt der Russen nach den Schantarischen Inseln, auf welcher sie den ganzen Sommer 1712 und den Winter bis zum Mai des folgenden Jahres an der Tugur-Mündung zubrachten, der Giljaken gar nicht erwähnt wird[4], während doch auf späteren Fahrten der Russen an der weiter östlich gelegenen Küste Conflikte mit den Giljaken stattfanden. Ebenso steht es damit im Einklange, wenn Müller noch im Jahre 1737 nach in Jakutsk gesammelten Nachrichten schrieb, dass die Tungusen längs der Küste des Ochotskischen Meeres nicht viel weiter als bis an den Tugur-Fluss sich erstreckten und darauf die Giljaken folgten[5]. Nördlich von der Tugur-Mündung, an den Tugur-Busen sind aber die Giljaken schon damals gegangen, denn auf einer alten russischen handschriftlichen Karte, deren Ursprung **Middendorff** aus mehrfachen Gründen in die Mitte des vorigen Jahrhunderts setzt, findet man die Angabe eines «Giljakischen Schleifweges» (Гилятская переволока), der über die stielförmig verengte Stelle der Halbinsel Ssegneka hinüber vom Ulban- nach dem Tugur-Busen führte[1]). Auf diesem Wege, quer über den Ulban-Busen und die Halbinsel Ssegneka, können die **Giljaken** auch an die Tugur-Mündung gekommen sein. Derselbe Weg lag ihnen auch aus einem anderen Grunde nahe: quer über den Ulban-Busen zur Halbinsel Ssegneka und längs dieser nordwärts mussten sie gehen, wenn sie auf Küstenfahrten, ohne sich allzu sehr vom Lande zu entfernen, die Schantarischen Inseln erreichen wollten.

---

[1] Müller, l. c. p. 367; Дополн. къ актамъ истор. T. IV, стр. 176.

[2] S. oben p. 15.

[3] Middendorff, Reise etc. Bd. IV, p. 178. Ganz unbegreiflich ist es, wie Stuckenberg (Hydrogr. des Russischen Reiches, Bd. II, St. Petersburg 1844, p. 749) die Utschalda mit dem Udj identificiren konnte. Dadurch verwirrte er die so einfache und klare Erzählung vom Zuge der Schiffbrüchigen gänzlich und sah sich zu einer zweiten, ebenso unzulässigen Annahme genöthigt, dass nämlich unter ihrem «Tugur» der Utschur, ein Nebenfluss des Aldan, gemeint sei. Wie kämen sie aber alsdann, diesen abwärts schiffend, an das Meer? Und wie unzutreffend ist jene Voraussetzung in ethnographischer Beziehung: alsdann hätten ja Giljaken am Udj gewohnt!

[4] Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. III, p. 98.

[5] Geogr. und Verfass. von Kamtschatka, p. 87 (Anhang zu Steller's Beschr. von dem Lande Kamtschatka. Frankfurt und Leipzig 1774).

Von diesen Inseln ist in den oben angezogenen Berichten noch keine Rede, obwohl **Pojarkof** und **Nagiba** auf ihrer Rückreise vom Amur sie gesehen haben müssen. In den ältesten Nachrichten über dieselben, die auf das Jahr 1709 zurückzuführen sind und auf Erzählungen in Udskoi Ostrog gewesener Kosaken und dortiger **Tungusen** beruhen, heisst es, dass die Schantar-Inseln keine beständigen Bewohner haben, sondern nur von **Giljaken** der Jagd wegen besucht werden[2]). **Müller** meinte, dass auch ihr Name giljakischen Ursprunges sei, indem «schantar» auf giljakisch so viel wie Insel bedeute[3]), was jedoch keineswegs der Fall ist[4]). Als die Russen unter dem Kosaken **Semjon Anabara** im Sommer 1713 zuerst nach den Schantaren kamen, fanden sie dieselben in der That unbewohnt; nur auf einer der drei von ihnen besuchten Inseln, auf der es reichlichen Wald und gute Jagd gab und auf der sie auch überwinterten[5]), fanden sie ein Weib vor, dessen Sprache sie nicht verstanden, — vermuthlich eine

---

[1]) **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 116, Anm. 2. Die Karte befindet sich in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften. **Müller** (in **Büsching's** Magaz. für die neue Hist. und Geogr. 2. Thl. 2. Aufl. 1769, p. 308) spricht ebenfalls von einem Schleppwege, den die **Giljaken** zu gebrauchen pflegen und der daher «vor Alters im Russischen Giljazkaja perewoloko genannt» wird. Dies war jedoch, wie er sagt, ein Schleppweg, der zur Umgehung der nördlichen Landspitze an der Amur-Mündung diente, indem er von einem Bache, der nach Süden in den Meerbusen der Amur-Mündung fällt, nach einem anderen Bache führte, der nach Norden in die See fliesst. **Müller** fügt hinzu, dass der letztere Bach auf chinesischen Karten den Namen «Gole» trägt, und das lässt den Schleppweg erkennen, denn offenbar ist «Gole» auf das an der Meeresküste gelegene giljakische Dorf Kolj oder Kulj und vielleicht auch auf einen gleichnamigen Bach zu beziehen. Es ist hier also entweder der Uebergang vom Amur nach dem See Tschlja und von diesem nach Kulj, oder aber aus dem gleich oberhalb Nikolajevsk in den Amur fallenden Kamr-Flusse nach dem Hiaska-Bache und diesem abwärts zum Meere nur wenig östlich von Kulj zu verstehen. Beide Wege werden noch heutzutage von den **Giljaken** begangen, um vom unteren Amur nach der Seeküste oder umgekehrt zu gelangen. In keinem Falle kann aber unter der von **Müller** erwähnten «Giljatskaja perewoloka» der Schleppweg am Ukakyt — vom Nemilen an den Tugur — gemeint sein, wie **Middendorff** (Reise etc. Bd. IV, p. 198) vermuthet, da alsdann weder die angegebenen Localitäten, noch die Bezeichnung «Giljakischer Schleppweg» zutreffen würden. Bei **Stuckenberg** (Hydrogr. des Russ[illegible]ches, Bd. II, p. 774) ist von demselben Schleppwege wie bei **Müller** die Rede.

[2]) **Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. III, p. 97.

[3]) L. c. p. 96. Desgl. in **Büsching's** Magaz. für die neue Histor. und Geogr. 2. Thl. 2. Aufl. p. 310.

[4]) Insel heisst im Giljakischen *pällo-mif*, ein zusammengesetztes Wort, indem *mif* Erde oder Land bedeutet; so *La-mif* — das Amur-Land, *Lerr-mif* — Sachalin, *Chagi-mif* — Zwiebel-Land, die kleine Inselgruppe im südlichen Theile des Amur-Limanes, u. s. w. Was *pällo* bedeutet, weiss ich nicht. Nach **Middendorff** (Reise etc. Bd. IV, p. 166) kommt der Name «*Schantar*» zuerst auf der im Jahre 1720 nach den Arbeiten der Geodäten **Jewreinof** und **Lushin** entworfenen handschriftlichen Karte vom äussersten Osten Sibirien's vor, und zwar trägt auf derselben die südlichere von den beiden östlichsten Inseln dieser Gruppe den Namen «*Schandarskij*».

[5]) Nach **Middendorff** (l. c. p. 98) ist es wahrscheinlich die Grosse Schantar-Insel gewesen.

Giljakin, die sich aber nach einiger Zeit auf der Insel verlor, ohne dass man von ihr später irgend welche Kunde erhalten hätte[1]). Ob dieses Weib in der That von ihren Landsleuten auf der Insel zurückgelassen, oder, wie Middendorff meint[2]), von den Kosaken selbst auf dem Festlande geraubt und nach der Insel gebracht worden war, muss dahingestellt bleiben. Auch die folgenden Fahrten nach den Schantaren bestätigten, dass sie keine beständigen Bewohner hatten. Auf der zweiten Fahrt, im Jahre 1718, unter dem Ssyn bojarskoi Filkejef, der jedoch selbst nicht hinkam[3]), winterte man auf der Grossen Schantar-Insel, die sich als unbewohnt erwies. Durch Unvorsichtigkeit beim Feueranmachen, heisst es, gerieth der Wald auf der Insel in Brand, und in Folge dessen verloren sich dort die Zobel. Auf der Rückreise, im nächsten Sommer, wollten die Kosaken längs der Festlandsküste zwischen dem Tugur und Amur dem Fischfang nachgehen, wurden aber zum grössten Theil von den Giljaken erschlagen[4]). Bemerkenswerth ist, dass auch die Nachrichten über den zeitweisen Besuch der Schantarischen Inseln durch die Giljaken nur mangelhaft und ungewiss sind. Direkt angetroffen hat man dort die Giljaken bei keinem der zahlreichen Besuche dieser Inseln, soviel von ihnen bekannt ist. Die betreffenden Angaben beruhen daher nur auf den oben bereits erwähnten Aussagen der benachbarten Tungusen und auf angeblichen Spuren, welche der zeitweise Aufenthalt der Giljaken auf manchen dieser Inseln hinterlassen hat. So soll, nach Krascheninnikof[1]), die Insel Chudoi (d. i. schlechter) Schantar ihren Namen daher erhalten haben, weil sie gar keinen Wald trägt, was jedoch nicht immer der Fall gewesen: ehemals sei sie vielmehr gut bewaldet und auch reich an Zobeln gewesen, aber seitdem die Giljaken einmal beim Verlassen der Insel das Feuer auszulöschen vergessen hätten, sei aller Wald auf derselben verbrannt[2]). Krascheninnikof kann jedoch diese Nachricht nur aus Ueberlieferungen und Erzählungen geschöpft haben, da er selbst niemals auf den Schantaren, ja nicht einmal in deren Nachbarschaft gewesen ist. Zudem erinnert sie sehr an die obenerwähnte Erzählung von dem Waldbrande auf der Grossen Schantar-Insel, was gerade nicht dazu dient, ihre Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Wichtiger erscheint die Angabe Kosmin's, dass er im Nordosten der Grossen Schantar-Insel unweit vom See Boljschoje zerfallene Jurten gesehen habe, in welchen ehemals Giljaken gewohnt haben sollen[3]). Doch begegnen wir auch bezüglich dieser Nachricht einem Zweifel, indem die Ueberlieferungen, welche Middendorff in Udskoi Ostrog erkundete, diese Jurten ausdrücklich den russischen Pelzjägern zuschrieben[4]). Trotz dieser wenigen und ungewissen Nachrichten, zweifle ich nicht, dass die Giljaken ehemals die Schantaren besucht haben. Die oben angeführte, dahin lautende Angabe der Tungusen, die man gleich bei der ersten Nachricht über diese Inseln erhielt, verdient allen Glauben. Während die Tungusen am Ochotskischen Meere hauptsächlich der Jagd nachgehen und nur zeitweise des Fischfanges wegen bis an das Meer heranstreifen, halten sich die Giljaken beständig an demselben auf und sind daher, wie schon Müller richtig vermuthete[5]), auch seetüchtiger als jene. Vollkommen glaublich erscheint es demnach, dass sie auch die grossen, im Angesicht ihrer Küste gelegenen, reich bewaldeten und noch unbewohnten Inseln, auf denen sie ungestört der Jagd auf schätzbare Pelzthiere, Zobel u. s. w., und an den Küsten ergiebigem Fisch- und Thierfange nachgehen konnten, von Zeit zu Zeit besuchten. Ja, ich möchte glauben, dass während ihre Verbreitung längs der Festlandsküste westwärts anfangs nicht einmal bis an den Tugur, später nicht über denselben hinaus reichte, sie die Schantarischen Inseln bis zur westlichsten von allen, bis zu der über den Tugur-Busen hinaus gelegenen Bären-Insel (Medwäshij) besuchten. Zum wenigsten ist der Name «Ngorbak», den angeblich die Tungusen dieser Insel geben[6]), unzweifelhaft giljakischen Ursprungs, indem «Ngarbach» im Giljakischen so viel wie «Thierfels» bedeutet[1]). Sehr zahlreich sind aber die **Giljaken** auf den Schantaren sicherlich niemals gewesen, da einmal ihre Zahl auch auf der angrenzenden Festlandsküste nicht gross ist, und da andererseits die Schifffahrt um diese Inseln in Folge der reissenden und wechselnden Strömungen, der treibenden Eismassen, der häufigen Nebel, der starken Brandungen u. s. w. eine schwierige und gefahrvolle ist. Es war daher natürlich, dass sobald die Russen sich auf den Schantaren zeigten, dort überwinterten, sie überhaupt in Besitz nahmen, die **Giljaken** von denselben fernblieben, gleichwie sie sich auch später, **1829**, als eine Partie Russen an der Mündung des Grossen Uikon Winterquartiere nahm, von der Tugur-Mündung zeitweise zurückzogen[2]). Und sehr wahrscheinlich traten die **Giljaken**, eben weil sie sich durch die Russen von den Schantaren verdrängt sahen, so feindselig gegen dieselben auf, sobald diese von dort herüber auch in ihr Gebiet auf dem Festlande eindrangen. Kein Wunder, dass sie alsdann, von ihrer Ueberzahl Gebrauch machend, die Eindringlinge schlechtweg niedermetzelten. Da nun die Fahrten der Russen nach den Schantaren, wie **Middendorff** nachgewiesen, von jenen ersten Zügen an fast ununterbrochen stattfanden, so ging den **Giljaken** dieses ihr ehemaliges Jagdgebiet für immer verloren. So scheinen sie im Nordwesten ihres Verbreitungsgebietes im Laufe der Zeit auf den Inseln an Terrain verloren, auf dem Festlande hingegen etwas mehr nach Westen sich vorgeschoben zu haben.

---

[1]) Müller, l. c. p. 99.

[2]) Reise etc. Bd. IV, p. 103.

[3]) Müller, der in Jakutsk Filkejef selbst noch gesprochen hat, sagt ausdrücklich, dass er sich in Folge von Differenzen mit seiner Mannschaft an der Tugur-Mündung mit zwei Kosaken an's Land setzen liess (Samml. Russ. Gesch. Bd. III, p. 107). Darnach sind also die Angaben von Ssokolof (Опись Удскаго бер. и Шантарск. остр. поруч. Козмина. — Зап. Гидрогр. Департ. Ч. IV, С. Петерб. 1846, стр. 3, Прим. 4) und von Middendorff (Reise etc. Bd. IV, p. 99, Anm. 1), die Filkejef selbst nach den Schantaren gelangen lassen, zu berichtigen.

[4]) Vermuthlich knüpft sich an dieses Ereigniss, die Erzählung, welche Ssokolof, offenbar in wörtlicher Abschrift aus einem Schiffsjournal, im Morskoi Ssbornik (1855, № 6, Смѣсь, стр. 107, — es ist die von Middendorff, l. c. p. 99, Anm. 2, angedeutete Notiz, die er in Folge falschen Citates nicht hat wieder auffinden können) mittheilt. Der Matrose Petrof, der an der Expedition Iwan Schestakof's nach den Schantaren, im Jahre 1730, theilgenommen, erzählte nämlich, dass sie auf der Grossen Schantar-Insel drei Mann Russen vorgefunden und an Bord genommen hätten, welche über sich folgende Auskunft gaben: sie hätten etwa 20 Jahre auf der Insel zugebracht; als sie des Fischfangs wegen nach dem Lande der Giljaken gekommen waren, hätten diese sie bewältigt und 17 von ihnen todtgeschlagen; nur sie drei wären den Giljaken entgangen und nach der Grossen Schantar-Insel entkommen, auf der sie von der Zeit an gelebt hätten. Man sieht, die Erzählung lautet jener oben erwähnten ganz ähnlich, nur treffen, im Falle es dasselbe Ereigniss sein sollte, die 20 Jahre Aufenthaltes auf der Insel nicht zu, da ihrer nur 12 sein mussten. Doch ist diese Zahl nur ungefähr angegeben und könnte nach dem Stil der Erzählung, der deutlich eine Lücke verräth, ebensogut auch auf die Zahl der ursprünglich auf der Insel vorhandenen Russen bezogen werden, wobei nur die Zahl der Aufenthaltsjahre ausgelassen wäre; denn es heisst im russischen Original: [illegible] было на томъ островѣ лѣтъ съ 20, которые ходили въ ту землю для рыбной ловли … u. s. w. Uebrigens ist diese Mittheilung auch noch aus dem Grunde interessant, weil sie gewissermassen eine Bestätigung dafür abgiebt, dass Schestakof im Jahre 1730 (nicht 1720, wie es bei Middendorff a. a. O. heisst) in der That auf den Schantaren gewesen ist, woran Middendorff auf Grundlage der kurzen und ungenügenden Nachrichten bei Müller (l. c. p. 130 ff.) Zweifel äussert. Nach ihm brauchten sogar die Inseln, die Schestakof auf der Hin- und Herfahrt zwischen Kamtschatka und Udskoi Ostrog sah, gar nicht die Schantaren gewesen zu sein, da man die Südspitze jener Halbinsel umschiffte und an die Ostküste derselben kam. Letztere Behauptung scheint mir jedoch ganz unbegründet zu sein, da die Fahrten Schestakof's, nach den von Müller aus dessen eigenem Berichte angeführten Daten, nur im Ochotskischen Meere, zwischen der Westküste von Kamtschatka, Udskoi Ostrog und Ochotsk stattfanden. Auch spricht sich Müller selbst nirgends zweifelnd oder ungewiss darüber aus, dass die Schantaren von Schestakof besucht worden, sondern bedauert nur, in Ermangelung des Schiffsjournals nichts Näheres von dieser Reise anführen zu können.

---

[1]) Описаніе земли Камчатки (Полн. Собр. учен. путеш. по Россіи. Т. I, С. Петерб. 1818, стр. 122).

[2]) Middendorff meint, dass es wohl nicht gelingen dürfte, dem Namen «Chudoi Schantar», der auf keiner Karte verzeichnet sei, seine richtige Stelle anzuweisen (Reise etc., Bd. IV, p. 106, Anm. 1). Nach Krascheninnikof's Angaben, die er nicht beachtet zu haben scheint, lässt sich aber kaum zweifeln, dass darunter die Kleine Schantar-Insel (Малый Шантаръ) gemeint sei, gleichwie auch Middendorff (l. c.) sich unter dem Namen «Suchoi (trockener) Schantar». Auf der «Karte von der Lage von Kamtschatka» in Steller's betreffendem Werke findet man übrigens eine Insel «Hudá Schantar» westlich von der Insel Bjelitschij, wie es auch Krascheninnikof angiebt; doch will dies nicht viel sagen, da die Schantaren dort sämmtlich in einer Reihe, ungefähr von West nach Ost liegen.

[3]) Зап. Гидрогр. Департ. Ч. IV, стр. 46.

[4]) Reise etc. Bd. IV, p. 106, Anm. 1. Middendorff fügt hinzu, dass ihm Letzteres auch viel wahrscheinlicher vorkomme.

[5]) Samml. Russ. Gesch. Bd. III, p. 97.

[6]) Middendorff, l. c. p. 110.

Viel weniger lässt sich aus jenen ältesten russischen Nachrichten vom unteren Amur-Lande über etwaige Grenzverschiebungen im Süden des giljakischen Gebietes, am Amur-Strome, entnehmen. Es werden uns in denselben nur die Grenznachbaren der **Giljaken** genannt und höchstens noch die Zahl der Tagereisen bezeichnet, die erforderlich waren, um ihre respectiven Gebiete zu passiren. Zudem lauten sämmtliche Angaben verschieden, indem nach **Pojarkof** an die **Giljaken** stromaufwärts die **Natken**, nach **Chabarof** die **Atschanen** und nach **Stepanof** die **Djutscheren** grenzten. Es fragt sich daher zunächst, ob und wie sich diese Völker mit den uns gegenwärtig aus dem unteren Amur-Lande bekannten identificiren und jene scheinbar sich widersprechenden Nachrichten mit einander in Einklang bringen lassen?

Wie schon **Müller**[3]) und nach ihm **Fischer**[4]) richtig bemerkten, verstand **Pojarkof** unter der Bezeichnung **Natki** dasselbe Volk wie später **Chabarof** unter dem Namen **Atschany**. Die Vermuthungen aber, die **Fischer** zur Erklärung dieser verschiedenen Bezeichnungen aussprach, sind sammt und sonders falsch[5]). Diese Verschiedenheit erklärt sich vielmehr sehr einfach dadurch, dass unter den «Natken» wie unter den «Atschanen» nicht ein Volk, sondern, nach unseren Unterscheidungen, zwei Völker, die Golde und die Oltscha — wie es auch später oft geschehen — zusammen verstanden worden sind, wobei Pojarkof den Namen für das vermeintliche eine Volk den ersteren, Chabarof aber den letzteren entlehnte.

---

[1]) Von nga-Thier und pach-Stein, Fels (s. oben p. 98, Anm. 2). Aehnliche giljakische Ortsnamen sind Tschchar-bach, Tschorbach, Tschach u. s. w.

[2]) **Kosmin**; nach den Erzählungen des Priesters von Udskoi Ostrog, **Djatschkovskij**, der es bei Bereisung seiner Diöcese im Winter 1829/30 in Erfahrung brachte (Зап. Гидр. Деп. Ч. VI, стр. 30).

[3]) Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 290.

[4]) Sibir. Gesch. Bd. II, p. 909.

[5]) **Fischer** meinte nämlich, dass dieses Volk vielleicht in seiner eigenen Sprache **Atschani** heisse, von den **Djutscheren** aber **Natki** genannt werde; oder, dass das eine der Name des ganzen Volkes, das andere der eines besonderen Geschlechtes sei; oder endlich, dass die **Natken** und **Giljaken** ein und dasselbe Volk seien. Letzteres kam ihm sogar als das Wahrscheinlichste vor, und zwar aus dem Grunde, weil in den späteren Nachrichten, im Berichte **Stepanof's**, die **Natken** gar nicht mehr erwähnt und die **Djutscheren** als Nachbaren der **Giljaken** genannt werden. Allein alsdann müsste man auch

Dass der Name Natken eigentlich auf die Golde zu beziehen ist, glaube ich aus folgenden Gründen schliessen zu dürfen. Eines Volkes dieses Namens geschieht schon in der ältesten Nachricht Erwähnung, welche die Russen vom Amur erhielten[1]). Als nämlich Tomskische Kosaken im Jahre 1639 den zum Ochotskischen Meere fallenden Fluss Ulja erreichten und dort eine Tributhütte (Jassaschnoje Simowjo) erbauten, kamen dorthin Tungusen vom Udj, die ihnen unter Anderem erzählten, dass am Flusse Omut — in welchem schon Müller den Amgunj vermuthete[2]) — Tungusen wohnten, die mit einem am unteren Amur ansässigen Volke «Natkani» Handel trieben. Dieses Volk redete seine eigene Sprache. Ihm vertauschten die letzterwähnten Tungusen ihre Zobel gegen Silber, kupferne Kessel, Glaskorallen und mancherlei seidene und wollene Zeuge, welche Gegenstände jedoch die Natkani nicht selbst verfertigten, sondern anderswoher bekämen. Von einem Volke, das ebenfalls am Amur — den die Udj-Tungusen Mamür nannten — wohne, aber Feldbau und Viehzucht treibe und Branntwein brenne, erhielten die Natkani auch Mehl auf dem Strome zugeführt. Wir lernen hier also ein am unteren Amur oberhalb des Amgunj wohnendes Volk kennen, das die Amgunj-Tungusen, also Negda, und nach ihnen auch die Tugur- und Udj-Tungusen mit dem Namen «Natka» bezeichneten (denn das ni oder ny (ны) am Ende ist offenbar nur russisches Anhängsel für den Plural). Ich will sogleich anführen, dass auch Middendorff in denselben Gegenden unter den Völkerschaften, mit denen die tungusischen Stämme des Südabhanges des Stanowoi-Gebirges in Berührung kommen, die «Ngatku» genannt wurden, und zwar als ein Volk, das am Amur ober-

---

die Atschanen durch Identificirung mit den Giljaken beseitigen. Beides ist ganz unzulässig. Wir werden später eine andere Erklärung für die Angabe Stepanof's finden.

[1]) Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II. p. 293.

[2]) Auf Witsen's Karte trägt der seiner Lage nach dem Amgunj entsprechende Fluss den Namen «Chamun». In seinem Werke «Noord en Oost Tartarye» (Ausgabe 1692, 2. Thl, p. 32, 820; Ausg. 1705, p. 86, 830) heisst er auch «Gamum» und «Chamunu», welches letztere jedoch nur die russische Genitivform von «Chamun» (Хамунъ) ist, wie er in den russischen Berichten und Erzählungen aus dem XVII. Jahrhundert (Сказаніе о вел. р. Амурѣ, im Вѣстн. Русск. Геогр. Общ. Ч. VII, 1853, Отд. II, стр. 19; Дополн. къ акт. истор. Т. XI, С. Петерб. 1869, стр. 220, 221) genannt wird. Dieser letztere Name des Flusses kommt dem jetzt üblichen schon sehr nahe. Auch erkannte schon Müller in ihm den Amgunj (Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 378). Gelegentlich sei bemerkt, dass der Amgunj auf der russischen Karte von Posnjakof (Генеральн. карта Азіатской Россіи, изд. военно-топогр. депо, 1823 г.) «Nepkon» (Непконъ) heisst, auf der deutschen Weimar'schen aber «Hinkan», was Middendorff (Reiseber., im Bull. de la cl. phys.-math. de l'Acad. Imp. des sc., T. IV, p. 238, Anm. *); desgl. Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, Bd. IX, 2. Abth., p. 622, Anm. 1) zu der Vermuthung führte, dass die russische Bezeichnung wohl der richtige chinesische Name dieses Flusses sei, die deutsche aber nur eine Copie, bei welcher die russischen Buchstaben für französische abgelesen wurden. Es verhält sich jedoch damit gerade umgekehrt: die russische Bezeichnung bei Posnjakof ist beim Copiren der d'Anville'schen Karte (Carte génér. de la Tart. Chinoise, 1732, im Nouv. Atlas de la Chine etc.), auf welcher der Amgunj «Henkon» heisst, durch Ablesen der französischen Buchstaben für russische entstanden. Schon Müller (l. c. p. 378) identificirte den Henkon der «Chinesischen Landkarten» mit dem Amgum und Chamun.

halb des Amgunj wohne und eine andere als die tungusische Sprache rede[1]. Stimmt nun die obige Schilderung der **Tungusen** von den **Natka**, ihrem Wohnort und ihrer Lebensweise nach, mit den Angaben **Pojarkof's** über die **Natken** und **Chabarof's** über die **Atschanen**, die ebenfalls ohne Ackerbau und Viehzucht nur vom Fischfang lebten, und passt sie nach dieser Seite ebensowohl auf die **Golde** wie auf die **Oltscha**, so ist doch nicht anzunehmen, dass auch die **Tungusen**, zumal die **Negda**, diese beiden von ihnen nicht so entlegenen Völker nicht unterscheiden sollten. Die Erfahrung lehrt vielmehr, dass bei Naturmenschen ganz im Gegentheil die Neigung vorherrscht, selbst kleinere Abzweigungen eines und desselben Volkes, einzelne Geschlechter u. s. w. für verschiedene Völker und dialektische Differenzen für besondere Sprachen anzusehen und mit besonderen Namen zu belegen. Erwägt man daher die viel grössere Verschiedenheit des **Golde**- als des **Oltscha**-Dialektes von dem der **Negda** und der angrenzenden **Tungusen**, so unterliegt es keinem Zweifel, dass die letzteren unter den eine eigene Sprache redenden **Natka** eher die **Golde** als die **Oltscha** verstanden haben. Auf die **Golde** passt ferner auch ganz vorzüglich, was in der obigen Erzählung der **Tungusen** von der handelsvermittelnden Rolle der **Natka** gesagt ist, die den **Negda** ihre Zobel gegen allerhand mandshu-chinesische Produkte abnahmen und die andererseits von ihren ackerbautreibenden Nachbaren, unter denen sich damals auch die **Djutscheren** befanden, Mehl stromabwärts zugeführt erhielten. Vielleicht lässt sich endlich auch die Entstehung des Namens **Natka** für die **Golde** aus ihrer Sprache erklären. Sie selbst bezeichnen sich zwar nicht mit diesem Namen, allein «*nai*» heisst im Goldischen «Menschen, Leute» und wird einem einzelnen Ortsnamen angehängt, um die Bewohner dieses Ortes zu bezeichnen[2]. Auch giebt es einen verhältnissmässig grossen, mitten im **Golde**-Gebiet gelegenen Ort, der den Namen «Naiche» trägt; ob aber die Etymologie desselben mit jenem Worte zusammenhängt, vermag ich nicht zu sagen.

Ist **Natka** die tungusische Bezeichnung für die **Golde**, so ist es auch verständlich, weshalb wir diesem Namen in **Pojarkof's** wie später in **Nagiba's** Berichten begegnen, während er bei **Chabarof** und **Stepanof** nicht vorkommt. Die beiden ersteren nahmen ihren Rückweg von der Amur-Mündung mehr oder weniger durch das Gebiet der **Küsten-Tungusen** des Ochotskischen Meeres, bei denen jene Bezeichnung für die **Golde** üblich ist. **Pojarkof** überwinterte namentlich an der Ulja-Mündung, also an dem Orte, wo den Russen durch **Udj-Tungusen** die erste Kunde von dem Natka-Volke zugekommen war, und verfasste den Bericht über seine Züge im Amur-Lande erst nach seiner Rückkehr, in Jakutsk[1]). Es ist daher erklärlich, wenn er sich für das Volk, das er am Amur kennen gelernt hatte, auch des bei den angrenzenden Tungusen üblichen Namens bediente. Ebenso Nagiba, der auf seiner Rückkehr einen Winter unter den Tugur-Tungusen, den nächsten Nachbaren der Negda weilte, von denen jene Bezeichnung für die Golde sogar ausgegangen zu sein scheint. Dass Beide dabei den Unterschied zwischen Golde und Oltscha übersahen und den für die ersteren angenommenen Namen auch auf die letzteren übertrugen, so dass die Natken ihnen zufolge bis an die Giljaken reichten, darf uns nicht weiter wundern, wenn wir uns der vielen oben erwähnten Fälle ähnlicher Art aus der neuesten Zeit erinnern[2]). Im Gegensatz zu den Beiden, berührten Chabarof und Stepanof das Gebiet jener Tungusen gar nicht, sondern kehrten von ihren Winterquartieren am unteren Amur stromaufwärts wieder zurück, so dass sie dem Namen Natka für die Golde nirgends begegneten.

---

[1] **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 1536. Scheint diese Angabe auch keinen Zweifel darüber zu lassen, dass «**Ngatku**» eine tungusische Bezeichnung für jenes Amur-Volk war, so sagt **Middendorff** doch an einem anderen Orte (Reiseber., im Bull. de la cl. phys.-math. de l'Acad. Imp. des sc., T. IV, p. 233; desgl. Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. IX, 2. Abth., p. 618), dass er von diesem Volke durch die **Giljaken** Nachricht erhalten habe. Indessen sind es auch in diesem letzteren Falle doch nur dem Tugur-Busen benachbarte Grenz-**Giljaken** gewesen, die dem Reisenden offenbar den unter ihren Nachbaren, den **Tungusen**, für jenes Volk üblichen Namen angaben; denn so viel und so oft ich mich bei den **Giljaken** am Amur, im Liman und auf Sachalin nach den ihnen bekannten Völkern erkundigte, den Namen **Ngatku** habe ich niemals gehört. Für die **Oltscha** und **Golde** haben sie jedenfalls andere Bezeichnungen, von denen späterhin die Rede sein wird.

[2] So z. B. *Dondon-nai* — Leute oder Bewohner von Dondon u. s. w. In der **Oltscha**-Sprache lautet dasselbe Wort «*nri*».

Dass der Name Atschany, den Chabarof für alle Amur-Bewohner zwischen den Djutscheren und Giljaken, also im Umfange der Natken Pojarkof's für unsere Golde und Oltscha zusammen gebrauchte, den letzteren entlehnt ist, liegt noch mehr auf der Hand. In der That braucht man nur die russische Endsilbe zu entfernen, um in dieser Bezeichnung den Namen Oltscha nur wenig verändert wiederzuerkennen. Und dies ist auch der Name, den sich dieses Volk selbst giebt. Ich werde auf denselben später noch zurückkommen. Nach dem Volke nannte Chabarof auch die Festung, die er zum Winterlager errichtete, Atschanskoi gorod. Wo dieselbe lag, ist aus seinem Berichte nicht zu ersehen. Da es jedoch der äusserste Punkt war, den er am Amur erreichte, und da der angeführte, hier zum ersten Mal uns entgegentretende Name des Oltscha-Volkes von diesem selbst erkundet sein musste, so darf man, glaube ich, annehmen, dass sie schon im Oltscha-Gebiet lag. Oder es müsste denn sein, dass man beim Erkunden des Namens zufällig mit im Golde-Gebiet weilenden Oltscha zu thun hatte, was jedoch weniger wahrscheinlich ist. Chabarof muss also auf dem Amur recht weit unterhalb des Ussuri vorgedrungen sein. Das war aber bei der immerhin kurzen Dauer seiner Fahrt von der Sungari-Mündung ab[3]) nur möglich, wenn er dem Hauptstrome und nicht dem stark ausgebuchteten rechten Ufer folgte. Und so scheint es auch in der That gewesen zu sein, da er sonst die Ussuri-Mündung gewiss nicht übersehen hätte.

Lernen wir aber durch Pojarkof und Chabarof auch schon die jetzigen Nachbaren der

---

[1]) Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 320. In diesem Umstande sah Müller sogar einen Grund, in den Fällen, wo die Differenz zwischen Pojarkof's und Chabarof's Nachrichten allzu gross ist, den letzteren, die an Ort und Stelle geschrieben zu sein scheinen, den Vorzug zu geben. Hinsichtlich der Natken und Atschanen löst sich jedoch die Differenz nach dem Obigen zur Genüge auf, ohne dass man dem einen oder dem anderen Berichterstatter den Vorzug zu geben brauchte.

[2]) S. oben p. 26.

[3]) Ganz genau ist die Dauer dieser Fahrt nicht zu ermitteln; so viel sich aber aus Chabarof's Bericht entnehmen lässt, scheint er etwa am 15. Sept. an der Sungari-Mündung gewesen und von dort ab 14 Tage stromabwärts gegangen zu sein, da er am 29. September den Ort erreichte, wo er sein Winterlager aufschlug.

Giljaken am Amur kennen, so lässt sich doch aus ihren Berichten keineswegs ersehen, wo zu jener Zeit die Grenze zwischen diesen Völkern lag, da die Angaben der Entfernungen in Tagereisen, ohne jegliche Bezeichnung oder Erwähnung erkennbarer Localitäten, allzu unbestimmt sind und keinerlei feste Anhaltspunkte bieten. Etwas mehr scheint auf den ersten Blick aus **Stepanof's** Berichte entnommen werden zu können, da er zur Ueberwinterung unter den **Giljaken** eine Festung, Kossogorskoi Ostrog, erbaute. Allein, wie **Romanof** nachgewiesen hat, lag dieser Ort höchst wahrscheinlich auf der bei Kidsi im Amur gelegenen Insel Ssutschu. Er fand dort die Reste eines niedrigen Erdwalles, mit Gruben innerhalb desselben, den Spuren ehemaliger Erdwohnungen, — das Ganze auf der schiefen Ebene eines Bergabhanges gelegen, so dass der Name Kossogorskoi Ostrog vollkommen gerechtfertigt erschien[1]). Daraus schliesse ich, dass **Stepanof** gar nicht unter den **Giljaken**, sondern unter den **Oltscha** winterte, die er, wie später **Romanof** u. A.[2]), von den **Giljaken** nicht unterschied. Und daraus erklärt sich auch seine Angabe über die an die **Giljaken** grenzenden **Djutscheren**: er fasst nämlich unter jenem Namen alle Völker am unteren Amur-Strome — **Golde**, **Oltscha** und **Giljaken** — zusammen, wie es auch neuerdings noch wiederholentlich geschehen ist. So löst sich der Widerspruch zwischen den Angaben **Stepanof's** und seiner Vorgänger, **Pojarkof** und **Chabarof**, über die unteren Amur-Völker hinlänglich auf, und zugleich erweisen sich die ersteren, in Folge jener collectiven Ausdehnung des Namens **Giljaken** auf ganz verschiedene Völker, als die unbestimmtesten und zu unseren Zwecken unbrauchbarsten[3]).

Von den späteren, jedoch auch noch aus dem XVII. Jahrhundert herrührenden russischen Nachrichten über das Amur-Land und speciell über die Wohnsitze der **Giljaken** in demselben, wie wir sie in der von **Spasskij** publicirten «Erzählung vom Amur» und bei **Witsen** finden, ist oben schon die Rede gewesen[4]). Die betreffenden Angaben lauten nur ganz allgemein, ja sie sind sogar zum Theil falsch, weil sie eben nur zusammengestellten Erzählungen, nicht Originalberichten, wie die oben besprochenen, angehören.

Die nächsten eingehenden Nachrichten über die Wohnsitze der **Giljaken**, namentlich am Amur-Strome, kommen uns erst über ein Jahrhundert später, und zwar von ganz anderer, von japanischer Seite zu. Man verdankt sie dem japanischen Reisenden **Mamia Rinsô**, der auf Geheiss seiner Regierung in den Jahren 1808 und 1809 die Westküste Sachalin's bereiste und 1810 auch das untere Amur-Land oder Santan, wie die **Japaner** es nannten, besuchte. Vom

---

[1]) **А. Романовъ**, Очеркъ мѣстности между зал. де Кастри и р. Амуромъ (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. XXIX, 1859, Отд. Изслѣд. и Мат., стр. 126, Прим. 1). Schon **Müller** (Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 388) erklärte sich den Namen Kossogorskoi Ostrog aus der Lage des Ortes an der abhängigen Seite eines Berges. Im Originalbericht Onufrij **Stepanof's** heisst übrigens diese Festung nicht Kossogorskoi, sondern Kossogirskoi Ostrog (Дополн. къ акт. истор. Т. IV, 1851, стр. 62).

[2]) S. oben p. 26, 90, 104.

[3]) **Fischer** war, wie oben (p. 112, Anm. 3) erwähnt, im Gegentheil geneigt, die Angaben **Stepanof's** für am meisten massgebend zu halten. Daher hat er wohl auch auf seiner Karte des alten Sibirien's (Sibir. Gesch. Bd. II, Tab. II) die **Natken**, die nach ihm vielleicht nur ein und dasselbe Volk mit den **Giljaken** sein könnten, unterhalb der **Atschanen** angegeben, während es nach unserer obigen Deutung dieser Namen umgekehrt hätte geschehen sollen.

[4]) S. oben p. 96 ff.

Cap Rakka (Lak)[1] auf Sachalin ging er auf das Festland hinüber, folgte der Küste desselben südwärts bis zum Cap Musibo (an der Bai Taba), zog sein Boot über den vielbegangenen Schleppweg nach dem Flüsschen Taba hinüber, schiffte dieses abwärts in den See von Kidsi und gelangte so nach dem grossen, am Amur gelegenen Dorfe Kidsi. Von dort ging er den Amur aufwärts bis zu dem damaligen Handelsorte Deren, verweilte dort einige Tage und kehrte dann, indem er dem Amur bis zu seiner Mündung abwärts folgte und den Liman dreimal kreuzte, wieder nach Sachalin zurück. Auf dieser Reise kam er in nahe Berührung mit den Giljaken und ihren südlichen Nachbaren am Amur-Strome, den Oltscha. Beide waren ihm und den Japanern überhaupt schon bekannt: die ersteren sowohl als beständige Bewohner des nördlichen Sachalin's, wie als häufige Handelsgäste in Ssiranussi, die letzteren nur als zeitweise vom Continent herüberkommende Händler. Unter den Giljaken von Sachalin, am Cap Noteito[2], hatte Mamia Rinsô sogar den ganzen Winter von 1809/10 zugebracht. «Smerenkur» lautet der Name, den sie in seiner Reisebeschreibung, wie überhaupt bei den Japanern tragen. «Ssümerenkur» nannte ihn mir ein vielgereister Oltscha aus Tyr, der selbst wiederholentlich bei den Japanern auf Sachalin gewesen war, mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass dies der Name sei, den die Aino und nach ihnen auch die Japaner den Giljaken geben. In der That ist sein Ursprung aus der Aino-Sprache sogleich aus der Endsilbe ersichtlich, denn «*kur*, *kuru*, *guru*» bedeutet in derselben «Mensch»[3]. Vielleicht lässt sich aber auch die übrige Etymologie dieses Namens erklären, denn «*ssümari*» heisst bei den Aino von Sachalin «Fuchs»[4], und so würde «Ssumarinkur» so viel wie «Fuchsvolk» bedeuten. Was den Giljaken diese Bezeichnung seitens der Aino zugezogen haben könnte, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen: vielleicht der Umstand, dass sie, den Handel zwischen den Aino und den Mandshu-Chinesen vermittelnd, die Hauptabnehmer des von jenen erbeuteten Pelzwerks und darunter auch der auf Sachalin häufigen Fuchsfelle sind; oder aber, was mir noch wahrscheinlicher vorkommt, der Name entstand daher, weil die Giljaken ehemals, bei grösserem Reichthum als die Aino, zum grossen Theil selbst in Fuchsfelle gekleidet gingen[5].

Anders verhält es sich mit der bei den Japanern üblichen Bezeichnung für die des

---

[1] Siebold, dem wir die Bekanntmachung der so schätzenswerthen Reisen Mamia Rinsô's verdanken (Tô-tats ki ko, d. i. Reise nach der östlichen Tatarei, in Nippon, VII, p. 167—196), hält es für höchst wahrscheinlich, dass unter C. Rakka das C. Tekka gemeint sei und jener erstere Name nur durch Verwechselung der einander sehr ähnlichen japanischen Schriftzeichen für *Te* und *Ra* entstanden sei (l. c. p. 199, Anm. 6). Nach eigener Bekanntschaft mit diesen Localitäten, muss ich dies jedoch entschieden in Abrede stellen. C. Rakka ist unzweifelhaft die niedrige vorspringende Landzunge von Lak, da die Japaner bekanntlich, in Ermangelung des Lautes *l* in ihrer Sprache, denselben durch *r* ersetzen; C. Tekka aber ist das etwas südlicher gelegene C. Tyk.

[2] Zwischen dem C. Lak und dem C. Tyk. Zu meiner Zeit gab es dort kein Dorf.

[3] Klaproth, Asia polyglotta, Paris 1823, p. 302, 309; Siebold, Nippon, VII, p. 199, Anm. 2.

[4] Nach Fr. Schmidt; s. meine «Bemerk. über die Saugethierfauna Süd-Sachalin's und der südl. Kurilen» (Bullet. de la cl. phys.-math. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb. T. IV, p. 120; Mél. biol. T. IV, p. 163). Nach Klaproth (Asia polygl. p. 306; San kokf tsou ran to sets, ou Aperçu génér. des trois royaumes, trad. de l'origin. japonais-chinois, Paris, 1832, p. 243; desgl. in Langsdorff's Bemerk. auf einer Reise um die Welt, Frankf. a./M. 1812, Bd. I, p. 301) — *sschumaris* und *sschimaris*.

[5] In der aus dem XVII. Jahrhundert stammenden Erzählung vom grossen Amur-Strome (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. VII, 1853, Отд. II, стр. 20) heisst es, dass

Handels wegen vom Festlande nach Sachalin herüberkommenden Amur-Anwohner tungusischen Stammes. Ich muss sogleich bemerken, dass es nicht bloss **Oltscha**, sondern in gleichem Maasse auch **Golde** sind, die aber von den **Aino** und **Japanern** nicht unterschieden, sondern mit dem gemeinsamen Namen «**Santan**» oder «**S'janta**» belegt werden. Nach dem Volke wird dann auch das von ihm bewohnte Land, das Amur-Land, mit demselben Namen bezeichnet[1]). **Mamia Rinsô's** Vorgänger, der japanische Reisende **Mogami Tok'nai**, der jedoch über Sachalin nicht hinausgekommen ist, versetzte das Land **Santan** in den der Insel zunächst gelegenen Theil des Festlandes: nach ihm erstreckte es sich von der Mündung des Amur-Stromes längs dem rechten Ufer desselben und längs der Meeresküste bis etwa zum 50° n. Br. Für den Namen des Volkes und des Landes hatte er aber eine weit hergeholte Erklärung aus dem Chinesischen[2]). **Mamia Rinsô** hingegen, der das **Santan**-Land selbst besucht hat, erkannte alsbald, dass jener Name weder von den **Chinesen**, noch aus dem Lande und von dem Volke selbst herrührte, sondern ihm nur von den **Aino** und **Japanern** gegeben sei. Sein geübteres Ohr liess ihn den Namen **Santan** auch als «**S'janta**» und «**Z'janta**» hören[3]). Auch mein vielgereister **Oltscha** aus Tyr gab «**S'janta**» als den Namen an, mit welchem die **Aino** und nach ihnen die **Japaner** sein Volk bezeichnen. Und das führt uns auf den, wie ich glaube, richtigen Ursprung dieses Namens. Er stammt von den **Giljaken** her. «**Jant**» oder «**Janta**» ist nämlich der giljakische Name für die **Golde**. Da nun die **Giljaken** einerseits die unmittelbaren Nachbaren der **Aino** auf Sachalin und andererseits die meisten, gewiss auch die ältesten Vermittler ihres Handels mit den Amur-Völkern bis hinauf zu den **Mandshu** sind, so ist es kaum anders denkbar, als dass die **Aino** die erste Bekanntschaft mit dem grössten und ausgebreitesten jener Völker, den **Golde**, durch die **Giljaken** gemacht haben. Und damit wird es verständlich, wenn sie für dasselbe auch den giljakischen Namen, nur im Geiste ihrer Sprache leicht abgeändert, acceptirten und diesen Namen auch auf die in ihren Augen zum selben Volke gehörigen **Oltscha** ausdehnten[4]).

---

die **Giljaken** auf der grossen, der Amur-Mündung gegenüberliegenden Insel Zobel- und Fuchsfellkleider tragen.

[1]) Adam **Laxmann** hörte auch, bei seinem Besuche der Insel Jesso (1792), die Japaner von «**Sandan-ainos**» (Sandan-Leuten) reden, die nach Sachalin des Handels wegen kamen; er hielt sie aber für **Koreaner** (vergl. **По-лонскій**, Курилы. — Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. По Отд. Этногр. Т. IV, 1871, стр. 193, 511). Ganz falsch wurde **Krusenstern** von **Japanern** auf Jesso wie auf Sachalin dahin unterrichtet, dass diese letztere Insel, oder, wie er in Aniwa hörte, auch nur ihr nördlicher Theil, von den **Aino** «Sandan» genannt werde (s. dessen Reise um die Welt, Bd. II, p. 49, 32, 63).

[2]) «**Santan**» sollte demnach nur eine neuere Benennung sein: vormals hiessen Land und Volk ** Itan** oder **Kitan**, was rothgestreifte Wilde bedeutet. Mit der steigenden Kultur verliessen die barbarischen Völker die Küsten und Ebenen und zogen sich in die Gebirge zurück, daher sie San-tan, d. h. Bergrothe, genannt wurden. **Siebold** fügt, indem er diese Erklärung wiedergiebt (Nippon, VII, p. 198, Anm. 3) hinzu, das man jenes Land schon auf einer nach einem japanischen Original copirten Karte von Japan, die **Reland** im Anfange des vorigen Jahrhunderts zu Amsterdam herausgegeben hat, mit dem chinesischen Buchstaben *Han than* bezeichnet findet.

[3]) Tô-tats ki ko (**Siebold**, Nippon, VII, p. 178, 198, Anm. 3; desgl. Nippon, I, p. 131).

[4]) Wenn daher in einem aus dem Jahre 1780 datirenden russischen Schreiben, das **Middendorff** unter den Archivpapieren in Udskoi Ostrog fand (Reise etc. Bd. IV, p. 102, Anm.), angegeben wird, die Insel Sachalin heisse tungusisch «**Jankur**», so lässt sich darin, nach der Anfangs- wie nach der Endsilbe, leicht die oben erläuterte, durch die **Giljaken** vermittelte **Aino**-Bezeichnung für die ihre Insel besuchenden tungusischen Amur-Völker erkennen.

Wurde aber der Name **Santan** oder **S'janta** von **Aino** und **Japanern** auf Sachalin auch schlechtweg für die **Oltscha** wie für die **Golde** gebraucht, so ist dies doch bei **Mamia Rinsô** in seiner Reisebeschreibung keineswegs der Fall. Er hielt sich am Amur nur in den Gebieten der **Giljaken** und **Oltscha** auf. Ueber das letztere ging er südwärts nicht hinaus. Nur einzeln traf er in demselben auch **Golde** an und lernte für sie auch einen eigenen Namen kennen, auf den wir später zurückkommen werden. Seine **S'janta** sind daher ausschliesslich **Oltscha**. Und mit grosser Genauigkeit giebt er, stromabwärts schiffend, an, wo die **S'janta** aufhören und ihre nördlichen Nachbaren, die **Smerenkur**, beginnen. Man erkennt in den meisten Ortschaften, die er in der Reisebeschreibung oder auf der Karte aufführt[1], noch die heutigen Dörfer wieder. In Aorei (Aure) befand er sich noch unter den **S'janta**; mit Horomo oder Horo, dessen Entfernung von dem ersteren er auf 1 Ri (etwa 15 Werst) abschätzt, beginnt das Gebiet der **Smerenkur**, und von dort ab, sagt er, sind Menschen, Wohnungen, Geräthe und Lebensweise gerade so wie auf Krafto (Sachalin)[2]. Dieses Horo ist unzweifelhaft Chjare, das erste giljakische Dorf, stromabwärts gegangen. Zum Beweise dafür dient auch der Umstand, dass gleich oberhalb von Horo auf **Rinsô's** Karte der Ort Furu angegeben ist, in welchem man leicht das heutige vorletzte **Oltscha**-Dorf Pulu erkennt. So lag die Grenze zwischen den **Giljaken** und **Oltscha** zu **Rinsô's** Zeit (1810) schon genau da, wo ich sie 45 Jahre später ebenfalls fand[3].

Ausser am Amur-Strome lernen wir durch **Mamia Rinsô** auch die damalige Südgrenze der **Giljaken** an der Meeresküste kennen. Im Amur-Liman besuchte er nämlich das Dorf Tsjomen, das aus ansehnlichen, zerstreut an einem Flüsschen gleichen Namens gelegenen Wohnungen der **Smerenkur** bestand[4]. Genau so ist, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, noch heute Tschomi, das äusserste an der Meeresküste nach Süden gelegene Dorf der **Giljaken**, beschaffen. Und dass es auch damals das letzte war, beweist die punktirte Linie, die auf **Rinsô's** Karte von Horo am Amur zur Meeresküste gleich südlich von Tsjomen verläuft und die ohne Zweifel die Südgrenze des **Smerenkur**-Gebietes auf dem Festlande bezeichnen soll. Von dort nach Süden bis über die Bai Taba hinaus erstreckte sich, wie man ebenfalls aus **Mamia Rinsô's** Angaben entnehmen muss, auch damals nur eine unbewohnte Küste: er umschiffte auf seiner Rückreise nach Sachalin das Cap Wasibuni (C. Lasaref, von den **Oltscha** Wasfun genannt) bis in die von **Siebold** mit Recht nach ihm benannte Strasse, gleich wie er auf der Hinreise einem Theile der Küste nördlich von Taba gefolgt war, und nennt zwar auf derselben eine Reihe von Ortsnamen, allein mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass die Küste unbewohnt und jene Orte nur Ankerplätze seien[5]. So gab es auch dort zu

---

[1] Ausser der von **Siebold** (Nippon, VII, Tab. XXV) wiedergegebenen, mit **Mamia Rinsô's** Namen bezeichneten Karte, rührt auf der an demselben Orte mitgetheilten **Tok'nai'schen** Karte der das Amur-Land und die gegenüberliegende Westküste Sachalin's darstellende Theil, wie **Siebold** (Nippon I, p. 170, Anm. 162) bemerkt, ebenfalls von **Rinsô** her. Auf dieser letzteren Karte ist auch alles Detail über das Amur-Land zu finden.

[2] Tô-tats ki ko (**Siebold**, Nippon, VII, p. 177).

[3] S. oben p. 13, 16, 26 u. a.

[4] Tô-tats ki ko, l. c. p. 178.

[5] L. c. p. 170, 178.

Rinsô's Zeit schon dieselben Grenzverhältnisse zwischen den Giljaken und ihren südlichen Nachbaren, wie sie zu meiner Zeit auch bestanden.

Im Allgemeinen lassen sich also längs der gesammten festländischen Südgrenze der Giljaken seit der Zeit unserer ersten Bekanntschaft mit diesem Volke, d. i. in etwa 200 Jahren, keinerlei Verschiebungen wahrnehmen. Doch sind die ältesten Nachrichten so mangelhaft, dass man etwaige Veränderungen auch nicht mit Bestimmtheit in Abrede stellen kann: sie lassen uns kaum mehr erkennen, als dass die Grenznachbaren der Giljaken nach Süden vor zwei Jahrhunderten dieselben waren wie jetzt. Nur soviel steht unzweifelhaft fest, dass die Grenzverhältnisse, die ich dort in den 50-er Jahren fand, genau ebenso auch vor einem halben Jahrhundert bestanden.

Gehen wir endlich nach der Insel Sachalin hinüber, so tritt uns dort ein noch grösserer Mangel an brauchbaren älteren Nachrichten entgegen. In den oben besprochenen Berichten von den ältesten Zügen, welche die Russen bis zur Amur-Mündung und über dieselbe hinaus ausführten, wird ihrer speciell gar nicht gedacht, sondern in einem derselben nur im Allgemeinen bemerkt, dass die Giljaken auch die benachbarten, im Meere gelegenen Inseln inne haben[1]), was jedoch eben so gut auch auf die Schantaren bezogen werden konnte[2]). Erst in der oben erwähnten, ebenfalls aus dem XVII. Jahrhundert herrührenden «Erzählung vom grossen Amur-Strome», und zum Theil nach ihr auch bei Witsen, heisst es bestimmter, der Amur-Mündung gegenüber liege eine grosse Insel, auf welcher zahlreiche «Giljakische Völker» wohnen[3]). An einer anderen Stelle bemerkt Witsen von dieser Insel, dass sie Giliat heisse[4]). Was sonst an den angegebenen Orten von dieser Insel mitgetheilt wird, knüpft zwar an Thatsächliches und Wahres an, trägt aber doch durchweg, wie z. B. in der Angabe vom hohen Schilfdickicht, das ihre Küste unzugänglich mache u. dgl. m., den Charakter auf Hörensagen beruhender Erzählungen. Und in der That zuverlässige, wenn auch kurze Berichte, wie diejenigen über das Amur-Land, haben wir über Sachalin und seine Völker aus jener Zeit nicht, da diese Insel von den Russen im XVII. Jahrhundert gar nicht berührt worden ist. Später, im XVIII. Jahrhundert, als die Fahrten nach den Schantaren russischerseits in Aufnahme kamen, wurde zwar Sachalin, wie oben erwähnt[5]), wiederholentlich von russischen Läuflingen, Schiffbrüchigen u. s. w. besucht, allein ohne dass uns irgend welche Nachrichten über dasselbe hinterlassen worden wären.

Eben so wenig Anhaltspunkte bieten die ältesten chinesischen Nachrichten über Sachalin. Als die Jesuiten Regis, Jartoux und Fridelli im Jahre 1709 die Karte des unteren Amur-Stromes aufnahmen, erzählten ihnen die Eingeborenen, dass der Amur-Mündung gegenüber eine Insel liege, die von einem ihnen ähnlichen Volke bewohnt sei. In Folge dessen schickte der Kaiser Kang-hi bald darauf zur Erforschung der Insel einige Mandshu aus, die in Böten der Eingeborenen nach derselben übersetzten, jedoch nach dem Zeugniss der Jesuiten ihre Aufgabe nur sehr ungenügend lösten, indem sie den südlichen Theil der Insel ganz unberührt liessen und auch im nördlichen nur die Namen der Ortschaften aufzeichneten, durch die sie kamen, während sogar der Gesammtname der Insel unerforscht blieb[1]). Auch von den die Insel bewohnenden Völkern erfahren wir durch sie nicht einmal die Namen.

---

[1]) In Pojarkof's Bericht (s. Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 302).

[2]) In der That verwechselte Fischer bei dieser Gelegenheit Sachalin mit den Schantaren (s. dessen Sibir. Gesch. Thl. II, p. 788, und die Karte: Sibiriae veteris Tab. II).

[3]) Спасскій, Свѣд. Русск. о р. Амурѣ въ XVII стол. (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. VII, 1853, Отд. II, стр. 20). Witsen, Noord en Oost Tart., Ausg. 1692, 2. Thl. p. 32; Ausg. 1705, p. 87. Vrgl. auch Müller, in Büsching's Magaz. für die neue Histor. und Geogr. 2. Thl. 2. Aufl. p. 506.

[4]) L. c. Ausg. 1705, p. 96.

[5]) S. oben, p. 84.

Die ersten eingehenden Nachrichten über die Völker Sachalin's verdanken wir wiederum den Japanern, und zwar denselben Reisenden, Mogami Tok'nai (1785 und 1786) und Mamia Rinsô (1808—1810). Bereits ein Jahrhundert vor jener Mandshu-Expedition, in den Jahren 1613—1615, wurden von Jesso aus unter dem Statthalter Kinfiro einige Japaner nach Krafto geschickt, um eine Karte von diesem Lande aufzunehmen, doch drangen sie nicht sehr weit vor, und über die Völker desselben lieferten sie wohl kaum irgend welche Auskunft; wenigstens weiss Siebold, dem wir die Nachricht verdanken[2]), darüber nichts zu sagen. Weitere Unternehmungen nach Sachalin gingen von den Japanern nicht aus, bis Mogami Tok'nai und bald nach ihm Mamia Rinsô die Insel betraten. Zwar wurde Sachalin um dieselbe Zeit auch von europäischen Seefahrern — La Pérouse (1787), Brougthon (1797) und Krusenstern (1805) — geographisch aufgedeckt, ja an seiner Ostküste schon etwa 1½ Jahrhunderte früher von dem Holländer Vries betreten, allein mit seiner Bevölkerung kamen sie doch nur an einzelnen Küstenpunkten in Berührung und konnten daher in ethnographischer Beziehung auch nicht mehr als einzelne Notizen geben, von denen später gelegentlich die Rede sein wird. Jene Japaner haben hingegen nicht bloss beide Küsten — die Westküste beinahe bis zu ihrem Nordende, die Ostküste bis zur Bai der Geduld — sondern auch einen Theil des Innern von Sachalin kennen gelernt[3]). Ihnen verdankt man die erste Kenntniss von den drei auf Sachalin wohnhaften indigenen Völkern, Giljaken, Aino und Oroken. Da jedoch ihre Nachrichten, und zumal diejenigen Mamia Rinsô's, nicht so weit zurückliegen, und da auf dem Continent, wie wir gesehen, seitdem durchaus keine Grenzveränderung zwischen den Giljaken und ihren südlichen Nachbaren stattgefunden hat, so lassen sich auch auf der Insel in diesem kurzen Zeitraume keine irgend erheblichen Grenzverschiebungen erwarten. In der That giebt Mamia Rinsô an, dass das Gebiet der Smerenkur auf der Westküste Sachalin's nördlich von der noch von Aino bewohnten Landschaft Kitosi anhebt[1]). Diese erstreckte sich aber nach der betreffenden Karte mit ihrem Nordende bis nach Porokotan[2]), und dies ist, wie wir oben sahen[3]), zugleich das Pilja-wo der Giljaken, ihr letztes Dorf nach Süden, in welchem sie schon mit Aino untermischt wohnen. Eine solche gemischte Bevölkerung zieht sich gegenwärtig, wie oben ausführlicher dargethan, auch noch eine Strecke nördlich von Pilja-wo fort. Vielleicht ist dies zu jener Zeit noch nicht oder nicht in dem Maasse der Fall gewesen und grenzten die beiden betreffenden Völker schärfer gegen einander ab, obschon eine Vermischung durch Ehebündnisse zwischen ihnen immer stattgefunden hat. In solchem Falle würde die ganze Veränderung, die sich dort seit Mamia Rinsô's Besuch dieser Gegenden bis zu dem meinigen in dem Grenzverhältniss zwischen Giljaken und Aino zugetragen hat, nur darin bestehen, dass eine stärkere oder weiter reichende Vermischung beider eingetreten ist, wohl in Folge davon, dass manche Aino sich schon damals aus Furcht vor den Japanern nordwärts zu den Giljaken flüchteten, wie Solches später, als die japanische Colonisation sich rasch auszubreiten begann, ganz notorisch stattfand[4]). Für die Ostküste Sachalin's fehlt es gänzlich an Nachrichten, um über eine etwaige Verschiebung der Grenze des giljakischen Gebietes an derselben zu urtheilen, da der betreffende Theil der Insel weder von früheren, noch von den beiden genannten japanischen Reisenden besucht worden ist.

---

[1]) Du Halde, Descr. de l'Emp. de la Chine et de la Tart. Chin. Vol. IV, Paris 1735, p. 12, 13. Nach Angabe der abgesandten Mandshu sollten die Bewohner des Festlandes die Insel sehr verschieden benennen, je nach den Dörfern, die sie auf derselben zu besuchen pflegten, doch wäre der allgemeine Name, der ihr zukäme, «Saghalien anga hata», d. h. Insel der Mündung des Schwarzen Flusses, eine Bezeichnung, welche die Jesuiten auf ihre Karte setzten, und aus welcher bekanntlich der jetzt übliche Name entstand. Nach Klaproth (Asia polygl. p. 301) bedeuten aber die Worte «Sachalian anga chada» nur «Felsen (nicht Insel) der schwarzen Mündung» und hatten nur auf einige dicht vor der Mündung des Amur liegende Felsen Bezug. Ich muss bemerken, dass die Ufer des Stromes an seiner Mündung, namentlich das linke, allerdings felsig sind, wenn auch nicht sehr hoch; einzeln aus dem Wasser emporsteigende Felsen giebt es aber vor derselben nicht. Ueber noch andere Namen Sachalin's, deren es so viele giebt, bei Gelegenheit weiter unten.

[2]) Nippon, I, p. 128.

[3]) Mogami Tok'nai ging z. B. von der Bai der Geduld längs dem Poro-nai (Ty- oder Plyi-Fluss) quer über die Insel nach Otaisi (in der Nähe von Dui). Siebold, Nippon, I, p. 128.

Fasst man alles über die Giljaken bisher Gesagte zusammen, so lässt sich der Schluss ziehen, dass so weit unsere historischen Nachrichten über dieses Volk reichen, die allerdings keinen sehr grossen Zeitraum umfassen, eine irgend erhebliche Veränderung oder Verschiebung ihrer Wohnsitze nicht stattgefunden hat. Ob und wie sich aber eine solche in vorhistorischer Zeit zugetragen haben könnte, darüber lässt sich nur vermuthungsweise nach anderweitigen Thatsachen und Erscheinungen urtheilen, welche wir später zu besprechen gedenken.

Fehlte es uns für die Giljaken an weit zurückgehenden historischen Nachrichten, so ist dies hinsichtlich der Aino keineswegs der Fall. Indessen gilt dies auch nur für einen Theil dieses Volkes: namentlich für denjenigen, der ausserhalb des Rahmens dieses Werkes liegt. Je weiter nach Süden, desto früher tauchen die Aino, nach Maassgabe und in Folge ihrer Berührung mit den Japanern, aus dem Dunkel vorhistorischer Zeit empor: zuerst lernt man sie auf Nippon, dann auf Jesso und zuletzt auf Sachalin und den Kurilen kennen. Da ihr gesammtes Verbreitungsgebiet aus Inseln besteht, die durch Meerengen mit zum Theil reissenden Strömungen von einander getrennt sind, und die **Japaner** sich nur langsam von Insel zu Insel nordwärts ausbreiteten, so liegen die ältesten Nachrichten über die südlichen und über die nördlichen **Aino** weit auseinander, und während jene $2\frac{1}{2}$ Jahrtausende alt sind, reichen diese nur ebenso viele Jahrhunderte zurück. Nach **Siebold**[1] war zur Zeit der Begründung **Japan's** unter dem Stifter der Mikado-Dynastie, **Zinmu**, um das Jahr 660 vor Chr., der Norden **Nippon's** von **Aino** bewohnt, die in der Geschichte von Japan «**Asuma Jebisu**», d. i. Ostwilde, genannt werden. Sie sassen namentlich in den heutigen Landschaften Mutsu, Dewa und dem nördlichen Theile von Jetsigo, welche daher damals «Jebisu no Kuni», das Land der Wilden, hiessen[2]). Noch im VII. Jahrhundert nach Chr. wohnten die **Aino** in den beiden erstgenannten Provinzen südwärts bis zum 38° n. Br., lagen aber beständig mit den **Japanern** im Kriege. Zu Anfang des IX. Jahrhunderts erstreckte sich die Herrschaft der Mikado bereits über ganz Nippon: dennoch hatten die nordwärts vordringenden **Japaner** noch beständig mit den **Aino** zu kämpfen, bis diese endlich ganz unterworfen wurden und theils mit den Ueberwindern verschmolzen, theils vernichtet oder vertrieben wurden. Viele von ihnen, die sich dem Joche der **Japaner** nicht hatten beugen wollen, flüchteten über die Ssangar-Strasse zu ihren Landsleuten nach Jesso. Nach dieser Insel waren die **Japaner** schon und zuerst im Jahre 658 unter dem Fürsten **Abehirafu** gelangt und hatten Ansiedelungen an der Mündung des Siribesi gegründet, die jedoch 729 von den **Aino** zerstört wurden[3]). Gegen Ende des XII. Jahrhunderts (1189) flüchtete der japanische Feldherr **Jositsune** nach Jesso und streute, wie **Siebold** sagt[4]), die ersten Samen der Cultur unter den **Aino** der Ostküste aus. Erst im XV. Jahrhundert (1443)[5] wurden aber die **Aino**, und zwar zunächst diejenigen des südlichen Jesso, der Mikado-Herrschaft unterworfen. Wann die **Japaner**, nordwärts vorrückend, zuerst nach Sachalin (Krafto) hinübergingen, steht nicht fest, aber zu Anfang des XVII. Jahrhunderts (1605—1622) schickte schon der Statthalter von Matsmai, **Kinfiro**, Expeditionen zur Aufnahme einer Karte von Sachalin ab, die jedoch mit vieler Mühe nur bis Ussijam und Naritari vordrangen[6]) und auf welche dann nach längerem Zwischenraum die Reisen **Mogami Tok'nai's** und **Mamia Rinsô's** folgten. Die südlichen Kurilen endlich wurden japanischerseits nicht eher als 1672 zufällig von einem durch Sturm verschlagenen Küstenfahrer entdeckt[1]).

---

[1]) Tô-tats ki ko (Siebold, Nippon, VII, p. 191).

[2]) Auf der Karte, auf die wir uns beziehen (mit der Aufschrift «Mogami Tok'nai» 1786, s. oben p. 119, Anm. 1) steht «Torokotan», offenbar nur in Folge eines Druckfehlers oder der Verwechselung von *p* und *t* japanischerseits, wie auch schon die nebenbei befindliche, «Mamia Rinzo 1808» überschriebene Karte beweist, auf welcher derselbe Ort «Porokotan» heisst.

[3]) S. oben p. 16, 17.

[4]) S. oben p. 78.

---

[1] Aardr. en volkenkund. toelicht. tot de ontdekk. van Maert. Gerr. **Vries**; benev. eene verhand. over de **Aino**-taal en de voortbrengs. der **Aino**-landen. Amsterdam 1858, p. 92, 116.

[2] In der Chinesischen Geschichte ist nach **Siebold** (l. c. p. 116), dem wir diese Nachrichten entnehmen, zuerst unter der Dynastie der **Han** (189 v. Chr. bis 30 n. Chr.) von dem Volksstamme der «**Mao-min**» (**Aino**) die Rede, die auf der gegenüberliegenden Seite der östlichen See wohnten und am ganzen Leibe behaart sein sollten. Desgleichen wird in der Geschichte der **Sui**-Dynastie (606 bis 622 n. Chr.) eines Volkes «**Mozin**» erwähnt, das aus 30 Horden bestand und im Gebirge im Nordwesten des Landes Woke (Japan) wohnte.

[3] **Siebold**, Nippon, I, p. 123.

[4] L. c. p. 126, 168.

[5] Nicht im XIV. Jahrhundert, wie **Siebold**, Aardr. en volk. toel. p. 93, im Widerspruch mit seiner Angabe in Nippon, I, p. 126, sagt.

[6] **Kannemon**, Jeso-ki, ou Descr. de l'île de Jesso, trad. du japon. par **Titsingh** (Annales des Voyages, publ. par **Malte-Brun**, T. XXIV, Paris 1814, p. 162). Desgleichen, offenbar nach derselben Quelle, **Klaproth** in den Zusätzen zu **Rinsifée's** San kokf tsou ran to sets, ou Aperçu génér. des trois royaumes, Paris 1832, p. 192. Vrgl. auch **Siebold**, Nippon, I, p. 126, wo übrigens der erstgenannte Ort Usisjam heisst (bei **Klaproth**, a. a. O., auch Utsusijam).

Die ersten Nachrichten, welche Europäer von den Aino und zwar zunächst von denjenigen Jesso's brachten, stammen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert. Wir verdanken sie den Jesuitenpatres Aloisius Froes (1565) und Hieronymus de Angelis (1622), dem Abgesandten der Englischen Handelscompanie John Saris (1613) und dem Chef des holländischen Handels in Japan François Caron (1639 und 40). Wenige Jahre später (1643) lernte der holländische Seefahrer Vries die Aino nicht bloss auf Jesso, sondern auch auf Sachalin, in den Baien Aniwa und Patientie, sowie auf den südlichen Kurilen kennen[2]). Doch geben alle genannten Schriftsteller ihre zum Theil sehr interessanten Notizen über die Aino, ohne diese mit irgend welchem Eigennamen zu bezeichnen. Dem Namen «Aino» begegnet man in der europäischen Literatur zum ersten Mal in einem 1619 in München erschienenen Werke Eliud Nicolai's[3]), in welchem auch zum ersten Mal von Jesso als einer besonderen Insel die Rede ist, indem es heisst, alle früheren Karten begingen den Fehler, dass sie «oberhalb Japan (Nippon) eine grosse Insel auslassen, von den Japonensern Jezo, von den Inwohnern Aino-moxoti (Aino-mosiri, d. i. Aino-Insel) genannt». Sei es nun aber, dass dieses Buch nicht genugsam bekannt wurde, oder dass man aus dem Namen der Insel denjenigen des Volkes nicht herauslas, genug die Aino blieben noch lange ohne besondere Bezeichnung, und selbst La Pérouse und Broughton, die auf Sachalin und Jesso mit ihnen in Berührung kamen, haben für dieselben keinen Eigennamen[4]). Erst seit Krusenstern's Reise erhielten sie europäischerseits den Namen Aino, mit dem sie sich selbst bezeichnen sollen[1]) und der darin seine Erklärung findet, dass das Wort *«aino»* oder *«ainu»* bei allen zum selben Stamme gehörigen Bewohnern von Jesso, Sachalin und den Kurilen so viel wie «Mensch» bedeutet[2]). Durch **Krusenstern's** Reise wurde auch der von einigen japanischen Karten her bekannte, auf eine nördlich von Jesso gelegene Insel bezügliche Name «Karafuto, Karafto» oder «Krafto» mit Sachalin identificirt[3]). Man hielt ihn für japani-

---

[1]) Kannemon, Jeso-ki, l. c. p. 210; Rinsifee, San kokf tsou ran to sets, p. 209; Siebold, Nippon, I, p. 126.

[2]) Witsen, Noord en Oost Tart. Ausg. 1692, 2. Thl. p. 46 — 62; Ausg. 1705, p. 128 — 132. Siebold, Aardr. etc. p. 93 ff. Bickmore, The Ainos or hairy men of Yesso, Saghalien and the Kurile islands, p. 14 sqq. (Amer. Journ. of science, May, 1868). Letzterer giebt an, Hieronymus de Angelis sei, Krusenstern zufolge, im Jahre 1620 nach Sachalin gekommen, vermuthlich als erster Europaer. Ich wüsste aber durchaus nicht, wo Krusenstern dies gesagt hätte. Auch bei Siebold finde ich nichts davon.

[3]) Newe vnd warhaffte relation, von deme was sich in beederley, das ist, in den West- und Ost-Indien zugetragen etc. (vrgl. Siebold, Nippon, I, p. 131).

[4]) Beide bezeichnen die Aino nur nach den resp. Inseln, die sie bewohnen. So nennt Broughton die Aino von Jesso nur Bewohner von Inso, wie sie selbst diese Insel nennen sollen (A Voyage of discov. London 1804, pag. 99, 272; vrgl. auch Klaproth, in Langsdorff's Bem. auf einer Reise um die Welt, Bd. I, p. 303). Gelegentlich muss ich bemerken, dass der Name, den die Aino von Jesso ihrer Insel geben sollen, auch nach Golownin (Записки о приключ. его въ плѣну у Японцевъ, Ч. III, стр. 136, Прим. 1) ähnlich lautet, nämlich «Einso-zi» oder schlechtweg «Einso», woraus durch Entstellung bei *Japanern* und Europaern ihr jetziger Name entstand. Andererseits aber liegt die Vermuthung nahe, dass «Einso» oder, wie ich es lieber schreiben möchte, «Ainso» (bei Golownin russisch: Эйнзо) aus dem oben angegebenen «Aino-mosiri» entstanden ist und also auch nur Aino-Insel bedeutet. Wie Broughton mit den Bewohnern von Jesso thut, so bezeichnet La Pérouse die Aino von Sachalin auch nur als «Ségaliens» oder «Oku-Jessois» (da man mit den *Japanern* unter Oku-Jesso, d. i. Gross-, Hoch-, Ober- oder, nach Siebold [Nippon, VII, p. 198], inneres Jesso, das nördlich von Jesso gelegene Land verstand), obgleich er übrigens von ihnen gehört haben wollte, dass sie selbst ihr Land «Tschoka» nennen (Voyage aut. du monde, Paris 1797, T. III, p. 30, 115, 118). Krusenstern erkundigte sich jedoch sowohl auf Jesso, wie auf Sachalin vergeblich nach diesem Namen (Reise um die Welt, Bd. II, p. 51), und nach Fr. Schmidt (Petermann, Geogr. Mittheilungen, 1869, p. 432) verdankt er seinen Ursprung nur einem Irrthum, indem «*tschoka*» in der Aino-Sprache soviel wie «ich» und «wir» bedeutet. (Auch nach Klaproth [in Langsdorff's Bemerkung. auf einer Reise um die Welt, Bd. I, p. 302] heisst «ich» bei den Aino von Sachalin «*tschogai*»; nach desselben Vokabula-

---

rium im San kokf etc., p. 232, heisst es *«toogai»* und bei den **Aino** auf Kamtschatka «wir» — *«tschogaich»*). Uebrigens führt **La Pérouse** in seinem Verzeichniss von **Aino**-Wörtern (l. c. p. 118) noch einen zweiten Namen an, den die Eingeborenen ihrer Insel geben sollen, wenn auch seltner als jenen; er lautet: «Tanina». Von diesem vermeintlichen Namen Sachalin's ist aber später nie mehr zu hören gewesen. **Millet Mureau**, der Herausgeber der **La Pérouse**'schen Reise, macht endlich die kurze Bemerkung, dass die **Chinesen** Sachalin «Ta-han» nennen (l. c. p. 83, Anm. c.), was jedoch vermuthlich nur eine Entstellung für «Ta-hai», d. i. grosse Insel, ist. Denn auch **Iakinf** (Статист. Опис. Китайск. Имп. С. Петерб. 1842, Ч. II, стр. 30, 221, Прим.) giebt an, dass Sachalin bei den **Chinesen** «Da-tshe-u» (Да-чжеу), d. h. grosse Insel, genannt werde. In der Geschichte der **Tang**-Dynastie soll diese Insel «Lu-gui» heissen (**Iakinf**, l. c. p. 31).

1) **Krusenstern**, Reise um die Welt, Bd. II, St. Petersburg 1811, p. 51; **Langsdorff**, Bemerk. auf einer Reise um die Welt, Frankfurt a./M., Bd. I, p. 282.

2) **Klaproth**, in **Langsdorff's** Bemerk. etc. l. c. p. 282, Anm., p. 301; desselben, Asia polyglotta, p. 300, 309; San kokf tsou ran to sets p. 243.

3) **Krusenstern**, l. c. p. 19, 32 u. a. Bereits 1802 war vom Karten-Depot in St. Petersburg eine Karte herausgegeben worden, auf welcher die Insel «Karafuto» nach einer japanischen Karte aufgenommen war, welche der Japaner **Kodai**, den Ad. **Laxmann** im Jahre 1792 nach seiner Heimath zurückbringen musste, nach Russland gebracht hatte (**Krusenstern**, l. c. p. 30). In Matsmai sah **Laxmann** bei einem japanischen Beamten ebenfalls eine Karte, auf welcher sowohl Jesso, als auch eine andere Insel dargestellt war, die den Namen «Karap» trug (**Полонскій**, Курилы. — Зап. Русск. Геогр. Общ. По Отд. Этногр. T. IV, 1871, стр. 103, 341). Kurz vorher, 1785 oder 1786, war in Jedo das Werk **Rinsifee's** «San kokf tsou ran to sets» erschienen (von **Klaproth** in's Französische übersetzt und mit einigen Zusätzen versehen, unter dem Titel: San kokf etc. ou Aperçu général des trois royaumes, Paris 1832), in welchem (p. 187) auch von dem nördlich von Jesso gelegenen, durch eine Meerenge von ihm getrennten Lande «Karafuto» oder «Karafto» die Rede ist. Auf den dem Werke beigegebenen Karten ist dieses Land als eine weit südlich von der Amur-Mündung gelegene Halbinsel des Festlandes dargestellt, doch will **Rinsifée** für die Richtigkeit dieser Darstellung nicht einstehen, da einige Geographen es schlechtweg als Insel an der Küste des östlichen Tattan (Tartarei) bezeichnen. Daneben ist übrigens auf diesen Karten genau der Amur-Mündung gegenüber eine grosse von West nach Ost gelagerte Insel, Namens «Sagarim», dargestellt, von welcher der japanische Autor, vielleicht aus mandshurischen oder chinesischen Quellen Kunde erhalten hatte. So erscheinen hier Nord- und Süd-Sachalin auseinandergerissen, und während jenes den **Japanern** nur noch eine unbekannte, fern abliegende Insel war, hatten sie dieses schon als nahe gelegenes Land erkannt, das sie sich, Dank seinen Handelsverbindungen mit den **Mandshu**, als direkt zum Festlande hinüberführende Halbinsel dachten. Uebrigens lasst sich die Bekanntschaft der **Japaner** mit dem Namen «Krafto» für Sachalin auch noch weiter zurück verfolgen; denn in der Beschreibung Jesso's von **Arai Taikugo-no-kami** (Jeso-ki, ou Descr. de Jesso, trad. du japonais par feu M. **Titsingh**. — Annales des Voyages, publ. par **Malte-Brun**, T. XXIV, Paris 1814, p. 191, 205), der sich um das Jahr 1720 eine Zeit lang auf dieser Insel aufhielt, heisst es, dass die dortigen **Aino** die Insel Oku- oder Oki-Jesso (Sachalin) «Krato» oder «Karato» nennen. Ja, noch früher berichtete der japanische Dolmetscher **Kannemon**, der vor dem Jahre 1632 Jesso besuchte, «Krato» oder «Krafl» sei eine Provinz der Tartarei, von wo die Bewohner Jesso's eine besondere Art Zeuge («Krafl-eri», offenbar über Sachalin kommende chinesische Zeuge) bezögen (s. dessen Jeso-ki, ebenfalls von **Titsingh** übersetzt, l. c. p. 162, 161). Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, dass es diese beiden von **Titsingh** übersetzten Jeso-ki's zu sein scheinen, welche **Klaproth** während seines Aufenthalts in Irkutsk zur Vervollständigung der von **Rinsifée** im San kokf tsou ran to sets über Jesso gegebenen Nachrichten benutzt hat. Dies möchte ich sowohl aus dem mit den Jeso-ki's fast identischen Inhalte seiner Zusätze zu dem letztgenannten Werke, als auch aus der Angabe der Jahreszahlen folgern, wann die beiden benutzten Beschreibungen von Jesso verfasst worden waren (s. **Klaproth's** Vorwort zum San kokf etc. p. IV). Nur ist die eine Jahreszahl (für **Kannemon's** Jeso-ki), wohl in Folge eines Druckfehlers, um ein Jahrhundert verjüngt angegeben (1732 statt 1632).

schen Ursprungs[1]), allein nach Schmidt rührt er von den Aino der benachbarten Inseln, Jesso, Kunaschir, Iturup, her und ist von den Japanern nur angenommen worden[2]). Vermuthlich ist er daher auch den Aino auf Sachalin selbst eigen[3]).

Wenn übrigens Vries die Eingeborenen im Golfe der Geduld auch mit keinem besonderen Namen bezeichnet, so unterliegt es doch nach seiner Beschreibung derselben keinem Zweifel, dass er es in der That mit Aino und nicht etwa mit Oroken oder Giljaken zu thun hatte, die, wie oben dargethan, in jenem Theile Sachalin's, wenn auch in geringer Zahl, mit den Aino zusammenstossen. Somit lernen wir dieses Volk im Jahre 1643, vor mehr als zwei Jahrhunderten, schon an demselben Orte kennen, der auch gegenwärtig seine Nordgrenze an der Ostküste Sachalin's bildet. Dass sie sich seitdem nicht weiter nordwärts ausgebreitet haben, da die Meeresküste nördlich von der Bai der Geduld doch auf weiter Strecke noch unbewohnt ist, lässt sich vielleicht dem Umstande zuschreiben, dass die Japaner erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts ihre ersten Ansiedelungen auf Sachalin begründeten und dieselben, wie wir oben sahen, lange Zeit hindurch nicht weiter ausbreiteten[4]), also auch auf die entfernteren Aino keinen so erheblichen Druck ausübten, um sie zum ferneren Ausweichen nach Norden zu bewegen.

Verhältnissmässig weiter und rascher scheint die Ausbreitung der Aino über die Kurilischen Inseln vor sich gegangen zu sein. Oben ist schon erwähnt worden, dass sie noch vor Ankunft der Russen auf Kamtschatka alle Kurilischen Inseln bis nach Poromuschir, der vorletzten, von Süden gegangen, inne hatten[5]). Steller und Krascheninnikof geben ausdrücklich an, dass diese Insel von Aino («Kurilen») bewohnt wird, die von der Insel Onekotan herüberge-

---

1) Klaproth, Asia polyglotta, p. 301; Siebold, Nippon, VII, p. 198.

2) Petermann, Geogr. Mittheilungen, 1869, p. 432. Auch die oben angeführten Angaben Kannemon's und Arai Tsikugo's über «Krato» und «Kraft» sprechen dafür, dass dies ein den Japanern fremdes, ihnen durch die Aino zugetragenes Wort sei.

3) Rinsifée (San kokf tsou etc. p. 187, 281) giebt hingegen an, der wahre Name des von den Japanern Karafuto genannten Landes sei «Taraikai» oder «Tarakai», woraufhin Klaproth (San kokf etc. p. 188, Nota; Asia polygl. p. 301) und Siebold (Nippon, VII, p. 198) letzteren für den indigenen Aino-Namen der Insel halten. Schmidt (Petermann, Geogr. Mitthl. 1869, p. 432) hebt aber mit Recht hervor, dass dieser Name wohl von dem im Golfe der Geduld gelegenen Dorfe Taraika stamme, das früher besonders mit der Mandshurei in Handelsverbindungen stand. Die letzteren sind hier jedoch insofern von keinem Belange, als der Gebrauch des Namens Tarakai für Sachalin von den Japanern herrührt. Diese haben offenbar den Namen jenes Dorfes von den Aino gehört und ihn fälschlich für denjenigen der ganzen Insel genommen. In Kannemon's Jeso-ki wird in der That Taraika's noch als einer besonderen Localität Krato's erwähnt (Annales des Voyages, T. XXIV, 1814, p. 162), während über ein Jahrhundert später Rinsifée den Namen Taraïkai auf das ganze Land bezieht. Neuerdings ist übrigens noch ein anderer Name als Aino-Bezeichnung für Sachalin angegeben worden: nach Dobrotworskij (Аинско-русск. словарь.—Учен. Зап. Казанск. Универс. 1875, Прилож., стр. 32) soll nämlich diese Insel bei den Aino «Trepun-mosiri» heissen (Mizul hatte in seinem Очеркъ острова Сахал. въ сельско-хозяйств. отнош. С. Петербургъ 1873, стр. 120, als solchen Namen «Trenun-mussir» oder auch schlechtweg «Mussir», d. h. Insel, angegeben), und sollen demgemäss die Aino von Jesso ihre Landsleute auf Sachalin «Trepun-mosiri-utara» nennen. Schliesslich sei hier erwähnt, dass die Japaner ausser der oben besprochenen Bezeichnungen für Sachalin noch manche andere haben: so soll es auch «Narubesi» genannt werden (San kokf etc. p. 187), ferner «Kita-sima», d. h. nördliche Insel (von Jesso; vrgl. Siebold, Nippon, VII, p. 198), oder auch schlechtweg «Kita-Jeso», nördliches Jesso (Arai Tsikugo, Jeso-ki, l. c. p. 205), u. s. w.

4) S. oben p. 73 ff.

5) S. oben p. 18.

kommen sind, und zwar, wie man glauben muss, vor nicht gar langer Zeit, denn zwischen den Bewohnern dieser beiden Inseln bestand ein nahes Gastfreundschaftsverhältniss, während hingegen die Bewohner der entfernteren Inseln öfters Raubzüge nach Onekotan ausführten, welche vielleicht auch den Grund zur Auswanderung eines Theiles der Bevölkerung dieser Insel nach Poromuschir abgaben[1]. Die folgende, letzte der Kurilischen Inseln, Schumschu, hat hingegen ihre Bevölkerung nicht mehr von Süden, sondern von Norden, von der nahe anliegenden Halbinsel Kamtschatka erhalten. Es sind nicht Aino, sondern Itälmenen oder Kamtschadalen, die anfangs diese Insel nur des Thierfanges wegen besuchten, seit der Ankunft der Russen aber in Kamtschatka, aus Furcht diesen zinsbar zu werden, sowie in Folge von Zwistigkeiten unter einander, sie beständig zu bewohnen anfingen[2]. Für diese Ausbreitung der Aino und Itälmenen über die Kurilen sprechen auch die Namen der erwähnten Inseln, denn «Poro mosiri» oder «Poromoschiri» heisst in der Aino-Sprache «grosse Insel»[3], und *«samatsch»* soll in der itälmenischen Sprache «Insel» bedeuten[4]. Uebrigens hatten sich die Itälmenen der Insel Schumschu und der Südspitze nicht unvermischt den Aino der ferneren Inseln gegenüber erhalten: seit langen Jahren waren sie in Ehebündnisse mit den letzteren getreten, und da sie zwischen dem Festlande und der nächsten Insel hin und her zogen, und andererseits auch Aino — die, wie Steller sagt, ebenso zur See umherschweifen, wie die Tataren zu Lande — wiederholentlich nach Kamtschatka kamen, so hatte sich im ganzen Süden der Halbinsel ein Mischvolk aus Itälmenen und Aino gebildet, welches von den nördlicher wohnenden Kamtschadalen im Aeussern wie in der Sprache manche Differenzen zeigte[5]. Kein Wunder daher, wenn die Russen anfänglich die Bewohner des südlichen Kamtschatka für dasselbe Volk mit den Bewohnern der Inseln, den Aino, hielten und sie auch wie diese mit dem Namen Kurilen bezeichneten[6]. Und dieselbe Bezeichnung, in adjectivischer Form, übertrugen sie auch auf manche Localitäten in Südkamtschatka, wie die Namen Kurilskoje osero, Kurilskij Ostrog, auf einer Insel im genannten See gelegen, Kurilskaja Lopatka u. dgl. m. beweisen.

---

[1] Steller, Beschr. von dem Lande Kamtschatka, p. 7, 23, 24; Крашенинниковъ, Описаніе земли Камчатки (Полн. собр. учен. путеш. С. Петерб. 1818, T. I, стр. 145, 146).

[2] Steller, l. c. p. 7, 30; Крашенинниковъ, тамъ же, T. I, стр. 143; T. II, стр. 2, 4.

[3] Nicht einfach «Insel», wie Steller (l. c. p. 7) den Namen «Boro muschi» und das, wie er meint, von den Russen daraus gemachte «Paramusir» erklärte.

[4] Steller, l. c. p. 6. Daher nennen auch die Bewohner der Südspitze Kamtschatka's diejenigen der Inseln «Sumtschuala», d. h. Insulaner (Steller, l. c. p. 7).

[5] Steller, l. c. p. 7, 23; Крашенинниковъ, тамъ же, T. I, стр. 143; T. II, стр. 4.

[6] Daher der Widerspruch zwischen den früheren Angaben Müller's, in seinem Artikel «Geographie und Verfassung von Kamtschatka aus verschiedenen schriftl. und mündl. Nachrichten gesammlet zu Jakuzk, 1737» (im Anhange zu Steller's Beschreibung von Kamtschatka) und denjenigen Steller's und Krascheninnikof's. Müller (l. c. p. 18) lässt die Kurilen auf Kamtschatka an der Ostküste bis nach Awatscha und an der Westküste bis zum Flusse Kompakowa wohnen; er spricht von Bolscherezkischen Kurilen (p. 21); er hält die Bewohner von Schumschu, die er übrigens auch von Norden kommen lässt, für ganz ebensolche Kurilen wie diejenigen von Poromuschir (p. 45) u. s. w. Krascheninnikof giebt zwar für die Kurilischen Inseln südlich von Onekotan Müller's Nachrichten in getreuer Uebersetzung wieder, für die nördlicheren aber wie für Südkamtschatka ignorirt er sie vollständig, da er hier seinen eigenen Erfahrungen und Erkundigungen, so wie denjenigen Steller's folgen konnte. Später (Samml. Russ. Gesch. Bd. III, 1758, p. 79) trat auch Müller den Angaben Steller's und Krascheninnikof's bei und erklärte, dass es nur «gemeiner Gebrauch» bei den Russen auf Kamtschatka sei, die Bewohner der ersten Insel und des Festlandes südlich von Bolscherezk Kurilen zu nennen, während es doch nur Kamtschadalen mit dialektisch verschiedener Sprache seien.

Was nun die Entstehung des Namens «**Kurilen**» für die **Aino** der südwärts von Kamtschatka gelegenen Inselkette betrifft, so ist es bei den russischen Autoren seit **Golownin**, ich möchte fast sagen, Brauch geworden, den Namen des Volkes von dem der Inseln, diesen aber von ihren rauchenden Vulkanen (курящіяся сопки) abzuleiten[1]). Schon **Steller** wies aber darauf hin, dass die bei den Russen gebräuchliche Bezeichnung **Kurilen** für die Bewohner der gleichnamigen Inseln mit dem Namen zusammenhängt, den die **Itälmenen**, von Bolschaja reka bis Lopatka, diesem Volke geben und der «**Kuschi**» oder «**Kusi**» lautet[2]). Fälschlich leitete er aber selbst diesen letzteren Namen von einer besonderen, bei diesem Volke üblichen Art zu tanzen ab, so dass «**Kuschi**» so viel wie «Tanzende» oder «Springende» bedeuten sollte[3]). Bei ihren Nachbaren auf Sachalin, den **Giljaken**, haben die **Aino** einen ganz ähnlich lautenden Namen, «**Kughi**»[4]), der auch unter den **Giljaken** des Festlandes allgemein im Gebrauch ist[5]). Ohne Zweifel haben alle diese Namen denselben Ursprung, indem sie sämmtlich, wie **Klaproth** es von dem Namen **Kurilen** angiebt, aus dem Worte «*kur*» oder «*kuru*», das in der **Aino**-Sprache «Mensch» bedeutet, entstanden sind[6]). Auch wurden die Kurilischen Inseln, wie der Japaner **Araï Tsikugo** schon im Jahre **1720** unter anderen schätzbaren Nachrichten über dieselben bemerkt, von den **Aino** unter dem Gesammtnamen «**Kuru-misi**» (d. h. Menschen-Land) zusammengefasst[7]). Hier liegt also die einfache Erklärung jenes Namens für Volk und Land.

---

[1]) **Головнина**, Зап. о приключ. его въ плѣну у Японцевъ, въ 1811, 1812 и 1813 г. Ч. III, С. Петербургъ 1816, стр. 130; **А. Сгибневъ**, Бунтъ Беньовскаго въ Камч. въ 1771 г. (Русск. Старина, 1876, Мартъ, стр. 531). **Polonskij** (Курилы. — Зап. Геогр. Общ. По Отд. Этногр. Т. IV, 1871, стр. 369) malte es noch weiter aus, indem er meinte, dass der von den rauchenden Vulkanen entlehnte Name sich um so mehr erhalten musste, als diese Inseln dem nahenden Schiffer aus dem Nebel, in welchen sie fast beständig gehüllt sind, wie aus dickem Rauche auftauchen und dabei selbst wie rauchend erscheinen. Auch in **Bickmore's** Artikel über die **Aino** (Amer. Journ. of Science, May, 1868, p. 18) wird diese Ableitung des Namens **Kurilen** wiederholt. Als Curiosität möchte ich **Tronson's** Angabe anführen, dass der Name **Kurilen** für die Inseln von einem im Süden Kamtschatka's gelegenen gleichnamigen See (Kurilskoje osero) herrühre, dessen Anwohner höchst wahrscheinlich nach den Inseln ausgewandert seien (**Tronson**, Pers. Narrat. of a Voyage to Japan, Kamtsch., Siberia, Tartary etc. in H. M. S. Barracouta, London 1859, p. 158).

[2]) **Steller**, l. c. p. 3, 7, 30.

[3]) **Steller**, l. c. p. 240, Anm. a.

[4]) Ich schreibe *gh*, wenn das *g* stark guttural lautet, zwischen *g* und *ch*.

[5]) **Middendorff** hörte von den **Giljaken** am Tugur-Busen die **Kurilen** «**Küwi**» nennen (s. dessen Reiseber., im Bull. de la cl. phys.-math. de l'Acad. Imp. des sc. T. IV, p. 233, 235; desgl. Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. IX, 2. Abthl., p. 613, 619).

[6]) **Klaproth**, Asia polyglotta, p. 300. Im San kokf tsou ran to sets (p. 183, 184) heisst es, «*kur*» bedeute «Stamm, Tribus».

[7]) **Araï Tsikugo**, Jeso-ki, ou Descr. de Jesso, l. c. p. 192, 207, 211. Vrgl. auch **Klaproth's** Zusätze zum San kokf tsou ran to sets, pag. 191, 193, 194 — nach derselben japanischen Quelle. Im Jeso-ki (pag. 211) berichtet der japanische Autor, dass nach Erzählung der Bewohner von Oku-Jesso (**Sachalin-Aino**) im Meere ostwärts zwei Inseln liegen mit Namen «Gurumisi», und knüpft daran die seltsame Vermuthung, dass diese Angabe sich auf Grönland beziehen könne, von dem er durch die Holländer gehört habe. Die Redaction der «Annales» macht ihrerseits die Bemerkung, dass «Gurumisi» wahrscheinlich die Inseln «Goliat» im Norden Sachalin's seien. Offenbar meinte sie unter Goliat die Insel Giliat, von der **Witsen** nach alten russischen Berichten erzählte (s. oben p. 120). Beiden ist aber entgangen, was doch

Der bei den **Giljaken** übliche Name für die **Aino** ist auch zu den **Mandshu** und **Chinesen** gedrungen. So nennt **Iakinf** nach einer chinesischen Topographie die drei auf Sachalin wohnhaften Völker «**Fjakä, Eluntschun** und **Kuä**», welche letzteren ohne Zweifel die **Aino** sind[1]). Ebenso zählt der Archimandrit **Palladij** unter den Völkern der Provinz Girin, von denen nach chinesischen Angaben ehemals ein reicher Tribut an Zobelfellen für den Pekinger Hof erhoben wurde, auch die «**Kuä**» (Aino) auf[2]). Jetzt wird es uns auch erklärlich, wenn in der chinesischen Reichsgeographie[3]) unter den tributpflichtigen Völkerschaften des Distriktes Ssanssin unter anderen auch die «**Lerkoje**»[4]) oder, wie **Pauthier**[5]) schreibt, «**Li-eurh-kou-yé**» genannt werden. Es sind dies die **Sachalin-Aino**. Denn «Laer, Laerch» oder «Laer-mif» ist der giljakische Name für Sachalin[6]), und «**Koje**» oder «**Ku-yé**» muss nach dem Obigen auf die **Aino** bezogen werden. «**Laer-kughi**» würde daher die genaue giljakische Bezeichnung für die **Sachalin-Aino** lauten, was mit den obigen Namen in der chinesischen Reichsgeographie nahe übereinstimmt[7]). Gleichwie also die **Aino** und **Japaner** die Bezeichnung **S'janta** für die **Golde** (und **Oltscha**) den **Giljaken** entlehnt haben, so verdanken demselben Volke auch die **Mandshu** und **Chinesen** ihren Namen für die **Aino**. Mit den Handelswaaren, welche die **Giljaken**, wie wir später sehen werden, zwischen den **Aino** und **Japanern** und den **Mandshu-Chinesen** hin und her tragen, haben sie bei denselben auch jene Völkernamen vermittelt.

Um die Reihe der oben gelegentlich besprochenen Namen der Insel Sachalin abzuschliessen, mag hier im Vorübergehen noch der, wie mir scheint, leicht erklärlichen Etymologie des zuletzt erwähnten, giljakischen Namens dieser Insel gedacht sein. «Laer-mif» ist, glaube ich, aus «La-erri-mif» entstanden, was, da «La» der giljakische Name für den Amur ist, «*erri*» aber Strom, Fluss und «*mif*» Land, Erde bedeutet, so viel wie «Amur-Strom-Land» besagt[8]). Es hätte demnach der giljakische Name für Sachalin dieselbe Bedeutung, welche, den Jesuiten-Missionären zufolge, jene vom Kaiser **Kang-hi** zur Erforschung dieser Insel abgesandten **Mandshu** durch die Bezeichnung

---

nahe genug lag, dass Guru-misi dasselbe was «Kuru-misi» und also Kurilische Inseln sind. Die **Japaner** nennen die zwischen Jesso und «Kamsikatka oder Kamsaska» gelegenen 37 Inseln «Tsi sima», d. h. die tausend Inseln (**Rinsifée**, San kokf etc. p. 193, 195).

[1]) Іакинѳъ, Статистич. Опис. Китайск. Имп. Ч. II, стр. 30, Примѣч. Fälschlich sind aber daselbst die **Kuä** als Bewohner des mittleren, die **Eluntschun** (**Oroken**) als diejenigen des südlichen Theiles der Insel angegeben, während es umgekehrt lauten sollte.

[2]) Арх. Палладій, Дорожн. зам. на пути отъ Пекина до Благовѣщ., чрезъ Маньчжурію, въ 1870 г. (Зап. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. Т. IV, 1871, стр. 399).

[3]) Tai Tsing hoei tien, Bd. XI; s. **Ritter**, Erdkunde von Asien, Bd. III, p. 444.

[4]) **Ritter** fügt in Klammern hinzu: «**Koje** der Karten».

[5]) Chine moderne, ou descr. hist., géogr. et littér. de ce vaste empire, Paris 1853, 1. partie, p. 168.

[6]) Den Namen «Laer» für Sachalin hörte auch **Middendorff** bei den **Giljaken** am Ochotskischen Meere (s. dessen Reisebericht, im Bullet. de la cl. physico-math. de l'Acad. Imp. des sc. T. IV, p. 233; desgl. Beitr. zur Kenntniss des Russ. Reichs, Bd. IX, 2. Abthl. p. 615).

[7]) Sollte nicht vielleicht auch der Name «Huyé», den nach **Du Halde** (Descr. de l'Emp. de la Chine, T. IV, p. 13) einige Personen in Peking der Insel Sachalin haben beilegen wollen, und von welchem die zur Untersuchung derselben abgesandten **Mandshu** meinten, dass er weder den Eingeborenen des Festlandes, noch denjenigen der Insel bekannt sei, nur eine Entstellung des Wortes **Kughi** oder **Kuä**, also der Bezeichnung für ein Volk dieser Insel sein?

[8]) Das Amur-Land selbst heisst bei den **Giljaken** «La-mif».

«Saghalian anga hata» haben ausdrücken wollen, wenn auch dieser Ausdruck, nach Klaproth, nicht ganz correkt ist[1]. Unwillkürlich drängt sich daher der Gedanke auf, ob ihnen nicht der giljakische Name der Insel in der Form «La-erri-mif» verdollmetscht worden ist.

Fasst man alles vorstehend über die Aino Gesagte zusammen, so lässt sich der Schluss ziehen, dass sie in historischer Zeit aus dem südlichen Theile ihres ursprünglichen Wohngebietes, aus Nippon, durch die Japaner verdrängt worden sind und sich hingegen weiter nach Norden gezogen haben. Die grosse, gebirgige, im Mittelpunkt ihres Verbreitungsgebietes gelegene Insel Jesso scheint das Aino-Land insonderheit zu sein, das sie bis zur Ankunft der Japaner allein inne hatten und das bei ihnen auch nur schlechtweg Aino-Insel (Aino-mosiri, Ainso) hiess. Südsachalin und die nächsten Kurilen, Kunaschir, Iturup, mögen sie von dort aus schon in ältester Zeit eingenommen haben; zur weiteren Verbreitung nach beiden Richtungen, nord- und nordostwärts, drängten sie aber gewiss auch die von Nippon nach Jesso und weiter vordringenden Japaner. Auf Sachalin scheint dabei die Ausbreitung der Aino ruhiger und langsamer vor sich gegangen zu sein als auf den Kurilischen Inseln, wo die spärlichere Natur sie zum Thierfang auf grösserem Raume, zum beständigen Leben in See und Umherschweifen auf den Inseln nöthigte, wodurch sie jedoch eine grössere Seetüchtigkeit und damit zugleich auch eine grössere Befähigung zur weiteren Ausbreitung gewannen.

Von dem dritten Volke der Insel Sachalin, den **Oroken**, sind die historischen Nachrichten äusserst spärlich. Die erste Kunde von ihnen erhielt man, wenn auch ohne dass ihr Name genannt wurde, durch die bald nach 1709 vom Kaiser Kang-hi nach Sachalin abgesandte Expedition. Die zurückgekehrten Mandshu berichteten, dass es dort zwar keine Pferde gäbe, dass aber die Insulaner an verschiedenen Orten eine Art zahmer Hirsche hielten, die sie zum Ziehen der Schlitten gebrauchten[2]. Dies passt nur auf die rennthierhaltenden Oroken. Erst zu Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts lernten sie die japanischen Reisenden Mogami Tok'nai und Mamia Rinsô näher kennen. Sie nennen sie «Orotsko» und die von ihnen bewohnte Landschaft «Orikata». Auf der von dem Ersteren entworfenen Karte von Sachalin[3] bezeichnet eine punktirte Linie den Umfang dieser Landschaft. Die Linie beginnt am Golfe der Geduld, ungefähr übereinstimmend mit der Angabe in Mamia Rinsô's Reisebeschreibung, wo es heisst, bei Si und Taraika fange das Land der Orotsko an[4], und läuft in einem Bogen, das Flusssystem des Poro-nai oder Ty umfassend, wieder zur Ostküste zurück, wo sie etwas nördlich vom Cap Delisle de la Croyère und noch südlich vom Tymy-Flusse endigt. Nur in ihrem südlichen Theile entspricht diese Grenzlinie ihrem jetzigen Verlaufe, und auch nur dort kann sie von den **Japanern** nach eigener Beobachtung angegeben sein. **Mogami Tok'nai** bereiste nämlich die Ostküste Sachalin's bis zum Golfe der Geduld und durchschnitt auf seiner Fahrt von dort längs dem Poro-nai nach Otsisi an der Westküste auch den südlichen Theil des **Oroken**-Gebietes[1]). Er fand diese Gegend damals, in den 80-er Jahren des vorigen Jahrhunderts, nur wenig bewohnt, genau wie es noch heute der Fall ist, da es ein Passage-Land für **Giljaken** und **Oroken** ist, in welchem höchstens nur einzelne, zeitweise besetzte Jurten der letzteren zu finden sind[2]). Im Westen und Norden entspricht die von den **Japanern** angegebene Begrenzung des **Oroken**-Gebietes der gegenwärtigen gar nicht, denn sie schliesst nicht bloss das ganze Tymy-Thal, durch welches ihre alljährlichen Wanderungen gehen, sondern auch ihre viel weiter im Norden, an der Küste um Kähr-wo gelegenen Hauptsitze aus demselben aus; ja, sie nimmt an der Meeresküste nördlich vom Cap der Geduld für die **Oroken** nur den Theil in Anspruch, der gegenwärtig, wie oben nachgewiesen, so gut wie ganz unbewohnt ist. Daraus darf man jedoch nicht schliessen, dass sich die **Oroken** seitdem um soviel weiter nach Norden und Westen ausgebreitet haben; vielmehr lässt sich die erwähnte Differenz dem Umstande zuschreiben, dass der nördlich vom Golfe der Geduld und vom Poro-nai gelegene Theil Ostsachalin's weder von den genannten, noch von früheren japanischen Reisenden jemals besucht worden ist und jene Angaben daher nur auf Nachrichten beruhten, die man von den Eingeborenen hie und da einzog und die in dem betreffenden Falle um so weniger ein genaues und zuverlässiges Resultat ergeben konnten, als es sich um ein zum grossen Theil wanderndes Volk handelte. Sind uns doch auch heutzutage die Grenzen ihres Wohn- und Wandergebietes nur ihren allerersten Hauptzügen nach bekannt!

---

[1] S. oben p. 121, Anm. 1.

[2] Du Halde, Descr. de l'Emp. de la Chine, T. IV, Paris 1735, p. 13.

[3] Siebold, Nippon, VII, Tab. XXV: die «Mogami Tok'nai 1786» überschriebene Karte.

[4] Tô-tats ki ko (Siebold, Nippon, VII, p. 199).

Von anderer als japanischer Seite giebt es über die **Oroken** so gut wie gar keine historischen Nachrichten. Russischerseits wusste man von diesem Volke bis zu meiner Reise gar nichts. Zwar hatten verschiedene Mitglieder der sogen. Amur-Expedition, **Boschnjak**, **Orlof**, **Rudanofskij**, sie schon vor mir kennen gelernt, allein ihre Berichte erschienen im Druck erst nach meinen brieflichen Mittheilungen an die Akademie. Seitens der **Mandshu** und **Chinesen** waren sie nur dem Namen nach bekannt. So werden sie in der chinesischen Reichsgeographie[3]) in der Zahl der zum Distrikt Ssan-ssin gehörigen tributpflichtigen Völker aufgeführt, unter dem mandshurischen Namen «**Oruntschun**» oder, in verdorbener chinesischer Lesart, «**Golun-tschun**»[4]). **Iakinf** nennt sie ebenfalls nach chinesischen Quellen «**Eluntschun**» und räumt ihnen, unter den drei auf Sachalin wohnhaften Völkern, fälschlich den südlichen Theil der Insel ein[5]). Ganz neuerdings endlich führte sie **Palladij**, auf Grundlage mandshu-chinesischer Angaben, unter dem Namen «**Orontscho**» als eines der Völker an, welche vor Zeiten ihren Tribut an den Pekinger Hof in Zobelfellen nach Girin zu stellen hatten[6]).

---

[1]) **Siebold**, Nippon, I, p. 128.

[2]) S. oben p. 20.

[3]) Tai Tsing hoei tien, 1818, Bd. XI; s. **Ritter**, Asien, Bd. III, p. 441.

[4]) In derselben Reichsgeographie nach **Pauthier**, Chine moderne, 1. partie, p. 168.

[5]) Статист. Опис. Китайск. Имп. С. Петербургъ 1842, Ч. II, стр. 30, Примѣч.

[6]) Дорожн. зам. на пути отъ Пекина до Благовѣщ. (Зап. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. Т. IV, 1871,

Von japanischer wie von mandshu-chinesischer Seite werden also die Oroken mit demselben, hier und dort nur etwas abgeänderten Namen bezeichnet. Ganz ähnlich lauten auch die Namen, die sie bei ihren nächsten Nachbaren, den Aino und Giljaken haben: denn von jenen werden sie «Orochko» genannt[1]), und von den Giljaken habe ich sie an der Westküste Sachalin's «Orongta» und im Tymy-Thale, wo ich selbst wiederholentlich mit ihnen zusammentraf, «Orokö» nennen hören[2]). Denselben Namen, mit unbedeutender Abänderung, tragen aber bekanntlich auch einige tungusische Völker des Festlandes: so namentlich die Orotschen an der Küste des Nordjapanischen Meeres und die Orotschonen am oberen Amur; ja auch der Name Oltscha ist, bei der unter den Tungusen häufigen Verwechselung des *r* und *l*, ebenfalls nur als gleichlautend mit Ortscha oder Or(o)tscha zu betrachten. Auch werden die Oltscha von ihren Nachbaren, den Giljaken «Orongr» und «Orongsch» genannt[3]).

Die Etymologie aller dieser nahe gleichlautenden Namen liegt auf der Hand und ist hinsichtlich eines derselben (der Orotschonen) auch schon von verschiedenen Seiten angedeutet worden[4]). «*Oro*» oder «*oron*» heisst nämlich bei den tungusischen Völkern des Amur-Landes[5])

стр. 399). Palladij fügt zwar zur Erklärung jenes Namens in Klammern «Orotschonen» hinzu, allein sofern darunter das Volk dieses Namens vom oberen Amur verstanden sein soll, ist die Erklärung falsch, denn dieses Volk gehört zu der Provinz Helung-kiang oder dem oberen Amur-Lande. In der Provinz Girin oder dem unteren Amur-Lande giebt es an ähnlichen Namen nur die Orotschen der Meeresküste und die Oroken von Sachalin; jener wird aber in der Aufzählung besonders unter dem Namen Kjakala erwähnt, und so bleiben für die Orontscho nur die letzteren übrig.

[1]) Брылкинъ, Поѣздка съ Сахалина (Зап. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Кн. VII, 1864, стр. 21).

[2]) Nur bei den Amur-Giljaken habe ich für die Oroken auch den Namen «Tosonge» gehört, den ich mir aber nicht zu erklären vermag. Sollte er nicht Trosong lauten und mit Tro, der giljakischen Bezeichnung für einen Theil von Sachalin, von der später die Rede sein wird, zusammenhängen?

[3]) Dass die Oroken auf der oben besprochenen ethnographischen Karte des Asiatischen Russlands von Wenjukof, wie in dem Werke, dem sie beigegeben (Опытъ военнаго обозр. русск. границы въ Азіи, С. Петерб. 1873, стр. 38) unter dem Namen «Orokapen» (Орокапы) aufgeführt sind, ist oben schon erwähnt worden. Von früher erschienenen Werken bin ich auf diesen Namen nur noch in einem im Pariser «Bulletin de la Société géographique» (VIme Sér. T. IV, Ann. 1872, Juillet—Décembre, p. 172) aus dem «Alaska Herald» mitgetheilten Auszuge gestossen. Dieser zeichnet sich aber dadurch aus, dass er die Namen der drei Völker Sachalin's in einer Form wiedergiebt, welche sie kaum erkennen lässt: er wiederholt nämlich im Französischen genau die Schreibart, die der Verfasser des englischen Alaska Herald-Artikels wählen zu müssen glaubte, um die russischen Bezeichnungen dieser Völker getreu wiederzugeben. «Les indigènes (de l'île de Sakhaline), heisst es im Bull. de la Soc. géogr., forment trois races: les Heelyakee, les Orokappee et les Oyeenee» (nach den russischen Bezeichnungen: Giljaki, Orokapy(?) und Ainy). Kein Wunder daher, wenn Hellwald (Das Volk der Ainos. — Ausland, 1873, p. 913) in dieser Angabe keines der drei Völker erkannte, indem er in Bezug auf dieselbe sagt: «der Aino geschieht also keine Erwähnung, und es wird auch nicht gesagt, ob diese Namen etwa Aino-Stämme bezeichnen, was nicht wahrscheinlich ist». Was nun aber den seltsam entstellten Namen «Orokapy» bei Wenjukof und in den erwähnten nichtrussischen Artikeln betrifft, so möchte ich noch Folgendes bemerken. In Tichmenjef's Geschichte der russ.-amerikan. Handelscompanie (Ист. обозр. образ. росс.-амер. Комп. Ч. II, стр. 117) wird nämlich dieses Volk nach den ersten Berichten, welche die Compagnie von einigen ihrer nach Sachalin geschickten Beamten erhielt, unter dem Namen «Orokaty» oder «Orangory» angeführt, in denen man leicht die oben besprochenen japanischen, resp. giljakischen Bezeichnungen «Orotsko, Orikatta» und «Orongr» erkennt. Aus «Orokaty» konnte nun bei flüchtiger Wiedergabe leicht auch «Orokapy» entstehen.

[4]) Schon von Gerbillon (s. Du Halde, Descript. de l'Emp. de la Chine, T. IV, Paris, 1735, p. 37); später von Klaproth (Orig. de la nat. des Mandchous, in den Mém. relat. à l'Asie, T. I, Paris 1824, p. 453; Asia polygl., p. 290) u. A.

[5]) S. dieses Werkes Bd. I, p. 167.

wie auch bei denen Sibirien's [1]), das Rennthier, namentlich das zahme, und jene Namen bedeuten daher sämmtlich nur so viel wie «Rennthiervolk» oder «Rennthierhalter». Zwar ist diese Bezeichnung gegenwärtig nur auf zwei der Amur-Völker anwendbar, auf die **Orotschonen** im äussersten Westen des Amur-Landes und auf die **Oroken** im äussersten Osten desselben, allein, dass sie sich auch bei einigen anderen erhalten, dient zum Beweise, dass diese Stämme ehemals auch Rennthiernomaden gewesen und erst nach dem Verlust ihrer Rennthiere durch Ansiedelung am Amur und an der Meeresküste zu Fischervölkern geworden sind [2]). Von welcher Seite ist aber diesen Völkern der Name «Rennthierhalter» zuerst gegeben worden? Denn dass sie sich selbst nach einem ihnen wenn auch noch so wichtigen Hausthiere genannt haben sollten, ist nicht wohl denkbar. **Klaproth** sagt ausdrücklich, dass die **Mandshu** mit dem allgemeinen Namen «**Orotschon**» alle übrigen **Tungusen** belegen [3]). Für den mandshurischen Ursprung dieses Namens spricht in der That der Umstand, dass er nur unter den **Tungusen** des Amur-Landes vorkommt und den Russen nicht eher bekannt wird, als bis sie einen rennthierhaltenden tungusischen Stamm kennen lernen, der unter mandshurischer Herrschaft stand, die jetzigen **Orotschonen** des oberen Amur-Landes, was verhältnissmässig spät geschah [4]). Dass dieses letztere, den **Mandshu** nahe genug wohnende, ihnen bis vor Kurzem tributpflichtige und noch heutzutage Rennthiere haltende Volk einen allgemein üblich gewordenen mandshurischen Namen erhielt, ist leicht verständlich. Schwieriger gestaltet sich die Frage hinsichtlich der Völker des unteren Amur-Landes, der **Oltscha** und **Orotschen**, für welche die **Mandshu** heutzutage andere Bezeichnungen haben, sowie hinsichtlich der **Oroken** von Sachalin, welche sie, wie oben erwähnt, erst in verhältnissmässig sehr später Zeit, im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts kennen lernten. Lassen wir zunächst die **Orotschen**, von denen später besonders die Rede sein wird, bei Seite und behalten wir jetzt nur die **Oltscha** und **Oroken** im Auge, so ist doch nicht anzunehmen, dass die **Giljaken** die bei ihnen für diese ihre nächsten Nachbaren üblichen Namen von den **Mandshu** entlehnt hätten? Noch weniger wahrscheinlich wäre andererseits die Annahme, dass sie selbständig zu derselben Bezeichnung für diese Völker gekommen wären, welche die **Mandshu** den **Orotschonen** geben, zumal dieselbe auch ihrer Etymologie nach nicht giljakischen, sondern tungusischen Ursprungs ist. Nach alledem glaube ich die einzige

---

[1]) A. **Schiefner**, Alex. **Castrén**'s Grundzüge einer tungus. Sprachlehre, nebst kurz. Wörterverzeichniss, St. Petersburg 1856, p. 76, 109, 130.

[2]) Derartige Wandlungen im Leben der Völker sind aus der Geschichte Sibirien's in Menge bekannt. So besteht, um nur einige Beispiele namhaft zu machen, nach **Wrangell** und **Matjuschkin** die jetzige, allerdings nicht zahlreiche Bevölkerung am grossen und kleinen Anui aus **Tungusen**, **Lamuten** (Küsten-**Tungusen**), **Jukagiren** und **Tschuwanzen**, die sämmtlich früher Rennthiernomaden gewesen sind, aber ihre Rennthiere zu verschiedenen Zeiten durch Seuchen oder Wölfe eingebüsst und sich darauf an den genannten Flüssen als Fischer und Jäger niedergelassen haben (**Врангель**, Путеш. по Сиб. и Ледов. морю, С. Петербургъ 1841, Ч. II, стр. 7, 26, 138, 172).

[3]) Asia polygl., p. 289. Fürst **Kostrof** (Очерк Туруханск. края. — Зап. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Кн. IV, 1857, стр. 81) gab neuerdings an, dass die **Mongolen** die **Tungusen** «**Orotschonen**» oder «**Orontschonen**» nennen; allein nach **Klaproth** (l. c.) ist ihr Name bei den **Mongolen** «**Cham-nojon**». Jedenfalls ist die Bezeichnung **Orotschon** nicht mongolischen Ursprungs.

[4]) Wir werden darauf weiter unten noch zurückkommen.

Lösung dieser Frage in der Annahme zu finden, dass diese Völker die ihnen noch zur Zeit, da sie fern von ihren jetzigen Wohnsitzen als Rennthiernomaden im Gebirge lebten, von den **Mandshu** oder deren Vorfahren ertheilte Bezeichnung acceptirten, oder doch wenigstens Fremden gegenüber sich zu eigen machten, so dass sie auch unter ihren späteren Nachbaren, den **Giljaken**, natürlich in etwas veränderter Gestalt, üblich wurde. In der That gaben mir die **Oltscha** auf wiederholte Nachfragen an, dass sie sich selbst mit diesem Namen bezeichneten[1], den ich übrigens auch zuerst von ihnen selbst hörte, da die Russen für sie eine andere, später zu besprechende Bezeichnung (**Mangunen**) haben. **Glehn**[2]) nennt auch die **Oroken** von Sachalin schlechtweg **Oltscha**, freilich ohne dabei zu erwähnen, dass dies der Name sei, den sie sich selbst beilegen. Da er aber nichts davon zu wissen scheint, dass auch die **Mangunen** (**Oltscha**) am Amur sich so nennen, und für diese vielmehr gelegentlich den eben erwähnten, russischerseits üblichen Namen gebraucht[3]), so wird er jene Bezeichnung **Oltscha** wohl selbst unter den **Oroken** gehört haben. Und dies kommt mir um so wahrscheinlicher vor, als die **Oroken**, wie oben schon angedeutet[4]) und wie auch ihre Sprache und ihr gesammter Habitus darthun, an den **Oltscha** ihre nächsten Verwandten haben, ja, wohl nur ein, vielleicht nicht einmal vor sehr langer Zeit, auf dem oben bezeichneten Wege vom Festlande nach der Insel hinübergewanderter Stamm der letzteren sind[5]). Gleich den **Giljaken**, gäbe es daher auch **Amur-** und **Sachalin-Oltscha**. Da jedoch die beiden Stämme, der auf dem Festlande verbliebene und der nach der Insel fortgezogene, seit der Trennung in ihrer Lebensweise völlig auseinandergegangen sind und zu den übrigen Differenzen, wie es nicht anders sein kann, gewiss auch sprachliche in vielleicht nicht geringerem Grade als zwischen manchen anderen tungusischen Völkern des Amur-Landes sich eingestellt haben, so bleiben wir dabei, die Sachalin-Oltscha als besonderes Volk mit dem Namen Oroken zu bezeichnen. Ist nun «Oltscha» der Name, den sich die Mangunen am Amur geben, und lautet ebenso auch derjenige, den sich die Oroken auf Sachalin beilegen, so ist die Entstehung der giljakischen Bezeichnungen Orongr oder Orongsch für jene und Orongta oder Oroko für diese leicht erklärlich. Von den Giljaken, die zuerst mit den nach Sachalin hinübergewanderten Oroken in Berührung traten, entnahmen dann auch ihre Nachbaren, die Aino, ihren ganz ähnlich lautenden Namen Orochko für dieses Volk, und den Aino verdanken wiederum die Japaner ihre Bezeichnung Orotsko für diese Rennthiernomaden. So glauben wir die seltsame Thatsache erklären zu können, dass den Oroken von weit entlegenen und ganz verschiedensprachigen Völkern, mit nur unerheblichen Modifikationen, eine und dieselbe Benennung ertheilt wird.

---

[1]) Er lautete in der Regel zwischen **Öltscha** und **Öltza**, so dass ich, diesem Mittellaute Rechnung tragend, den Namen eigentlich **Öltscha** schreiben müsste, was nur der Kürze wegen nicht geschieht.

[2]) Reise von der Insel Sachalin (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, herausg. von **Baer** und **Helmersen**, Bd. XXV, p. 196 u. a.).

[3]) L. c. p. 197.

[4]) S. oben p. 20.

[5]) Nach **Schmidt** (Historisch. Bericht etc. — Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, Bd. XXV, p. 121) geben sie auch selbst an, mit den **Oltscha** zu einem und demselben Stamme zu gehören. Ganz falsch und nur tendenziös ist die von **Newelskoi** in seinem posthumen Werke (Подвиги Русск. морскихъ офиц. на крайн. вост. Россіи) unzählige Male (so p. 131—133, 256, 275, 293, 295, 299, 302, 303 u. a.) und in den verschiedensten Versionen wiederholte Behauptung, dass die **Oroken** von Sachalin Nachkommen von **Tungusen** des Udskoi-Gebietes seien. Veranlassung zu dieser Ansicht mag zunächst der Umstand gegeben haben, dass sie sich, gleich den letzteren, der Rennthiere bedienen, was bei keinem der übrigen Völker Sachalin's oder des unteren Amur-Landes der Fall ist. Sie passte aber ferner auch zu den annexionslustigen Absichten des Chefs der Amur-Expedition. Auf Grund derselben glaubte er die **Oroken**, als Emigrirte eines (wenn auch erst später) von den Russen in Besitz genommenen Landes, für russische Unterthanen erklären zu dürfen. So wurde sie weiter und weiter gesponnen; man glaubte sie bald aus den eigenen Angaben der **Oroken** herauszulesen, ja man meinte aus denselben sogar den Zeitpunkt entnehmen zu können, wann ihre Uebersiedelung stattgefunden habe. Doch lauten die darauf bezüglichen Behauptungen so verschieden, dass man aus ihnen deutlich ersieht, wie ein Jeder die Angabe erhielt, die er selbst als richtig voraussetzte; denn bald sollte es zu Anfang, bald zu Ende des XVI., bald zu Anfang und bald um die Mitte des XVII. Jahrhunderts geschehen sein, je nach dem, wie man sich den Zeitpunkt der Eroberung des Lena- und Udj-Gebietes durch die Russen dachte. Ja, man verstieg sich so weit, die **Oroken** von Sachalin sogar für ein Mischvolk zwischen Russen und **Tungusen** zu erklären, und zwar auf Grund sowohl ihres Aeusseren, als auch wiederum ihrer eigenen Aussagen (l. c. p. 303, 306). Um endlich dem Ganzen die Krone aufzusetzen, hiess es endlich, dass die schon aus einer Mischung von Russen und **Tungusen** entstandenen **Oroken** auf Sachalin sich noch mit den **Aino** vermischt (p. 306) und bis an die Südspitze der Insel verbreitet hätten. In solchen und ähnlichen oben schon erwähnten Scheingründen (s. p. 74, Anm. 1) suchte **Newelskoi** die Berechtigung zu seinem mit den Wünschen der damaligen Regierung nicht übereinstimmenden, aber jedenfalls kühnen, energischen und verdienstvollen Vorgehen im Amur-Lande und auf Sachalin.

Sehr anders als mit den Oltscha und Oroken verhält es sich, glaube ich, trotz des nahe gleichlautenden Namens, mit den Orotschen des continentalen Küstengebietes, sowohl was den Gang ihrer allmählichen Ausbreitung, als auch was die Entstehung der für sie jetzt üblich gewordenen Bezeichnung betrifft. Bei ihrer weiten Meridianerstreckung, bis zu den Grenzen von Korea, bieten die Orotschen die Analogie mit den Aino, dass sie im südlichen Theile ihres Verbreitungsgebietes, in Folge der Berührung mit einem Culturvolke Ostasiens, den Chinesen, weit früher bekannt werden als im Norden. Südlich vom 46. Breitengrade, wo sich ihnen Chinesen, je weiter nach Süden, mehr und mehr beimischen, tragen sie bei diesen den Namen «Ta-dse» (Ta-tse, Ta-tsche und Ta-dshe), den gegenwärtig auch die Russen für sie angenommen haben[1]. «Ta-dshe» ist aber nach Klaproth[2] nur aus «Ta-ta» entstanden, einer Bezeichnung, welche die Chinesen ursprünglich (vom IX. Jahrhundert an) den im Nordwesten von ihnen wohnenden mongolischen Völkern gaben, die jedoch später zu einem Collectivnamen wurde und auch auf die tungusischen Völker oder, wie Ritter sich ausdrückt, auf das Völkergemisch im Nordosten überging[3]. So heissen «Schui-tadshe», Wasser-Tataren, die Altvorderen der Mandshu bei den chinesischen Autoren, «Jupi-tatse», Fischhaut-Tataren, die in Fischhäute sich kleidenden Völker des unteren Amur-Landes, — vielleicht richtiger Fischhaut-Barbaren, da Ta-tse auch gleichbedeutend mit dem Chinesischen «Pe-ti», Barbar oder eigentlich Nordbarbar, sein soll[4]. In nähere Berührung traten aber die Chinesen mit den von ihnen jetzt schlechtweg als Ta-dse bezeichneten Süd-Orotschen wohl erst seit Installirung in China der jetzt herrschenden

---

[1] S. oben p. 25.
[2] Asia polygl. p. 263.
[3] Vergl. Ritter, Asien, Bd. I, p. 271 ff.
[4] Klaproth, l. c. p. [illegible]; Ritter, l. c. p. 277.

Mandshu-Dynastie, die das Amur-Land ihrer bald frei-, bald unfreiwilligen Einwanderung und Ansiedelung öffnete.

Die Jesuiten-Missionäre, die zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts auf Geheiss des Kaisers Kang-hi einen Theil des unteren Amur-Landes bereisten, wähnten die Meeresküste östlich vom Amur, welche sie selbst nicht besucht haben, von denselben Ketscheng (Golde und Oltscha) bewohnt, die sie am Amur kennen gelernt hatten[1]). Dem entspricht auch die Angabe in d'Anville's Atlas[2]), dass an der Meeresküste gegenüber der Insel Sachalin das Volk Ketscheng wohne, — eine Angabe, welche sich noch auf viel späteren russischen Karten wiederholt[3]). In der chinesischen Reichsgeographie der Tai-Tsing sind aber die Orotschen unter einem mandshurischen Namen, als «Kiyakla»[4]) oder, mit stärkerer chinesischer Entstellung, als «Go-khe-la»[5]) angeführt. Auch Palladij nennt, nach mandshu-chinesischen Quellen, unter den tributpflichtigen Völkern der Provinz Girin die «Kjakala» und bezieht diesen Namen auf die Ta-dse der Meeresküste[6]). Von den Golde am Ussuri wurde mir dieses Volk wiederholentlich mit dem gleich wiederzuerkennenden Namen «Käkar», einmal aber auch nur ganz allgemein und unbestimmt als «Lamuka» (Seebewohner) bezeichnet. Merkwürdig, dass jener Name für die Orotschen auch unter den Giljaken üblich ist. Schon Mamia Rinsô erfuhr während seines Aufenthaltes unter den Sachalin-Giljaken von einem Volke «Kiakkara», das auf dem gegenüberliegenden Festlande wohne[7]), und sah später, als er selbst das Festland betrat, in der Bai Taba Fahrzeuge derselben, die von Weitem, wie er meinte, aus der Nähe von Kôraï (Korea) kamen[8]). Middendorff hörte bei den Giljaken am Ochotskischen Meere von einem Volke «Kjächkal», das am Amur und jenseits desselben wohne[9]). Ein in der Geographie des Amur-Landes für seine Mittel sehr gut bewanderter Giljake aus Ytkyrn im Tymy-Thale, der viele Handelsreisen nach dem Festlande ausgeführt hatte und die Aino- und Oltscha-Sprache kannte, nannte mir, neben anderen, mir schon bekannten Völkern auf dem Continent, auch die «Käkal», die an der Meeresküste von der Bai de Castries ab südwärts wohnen sollten. Oben ist auch schon mehrfach eines an der Ostküste Sachalin's gelegenen, gegenwärtig von Giljaken und nebenbei von Oroken bewohnten Dorfes erwähnt worden, das nach jenem Volke den im Uebrigen giljakischen Namen «Käkr-wo»[10]) trägt. Welchem Umstande es diesen Namen zu verdanken hat, darüber soll später eine Vermuthung geäussert werden. Bleiben wir zunächst noch beim Namen **Kākal** oder **Kāk(a)r** stehen, so möchte ich daraus, dass er bei den **Giljaken** ganz ebenso wie bei den **Golde** und, mit geringer Modifikation, auch bei den **Mandshu** lautet, den Schluss ziehen, dass die ersteren ihn von den letzteren entnommen haben, nicht umgekehrt. Denn die **Golde** sind den **Orotschen** auf der ganzen Linie vom Chongar bis zu den Ussuri-Quellen unmittelbar benachbart, sie stehen mit einander in vielfacher Beziehung und Berührung, wie ich denn selbst wiederholentlich vorüberziehende **Orotschen** auf goldischem Gebiet angetroffen habe; zwischen den **Giljaken** und **Orotschen** hingegen breitet sich eine weite Strecke unbewohnten Landes aus, und die Berührungen dieser Völker mit einander können nur äusserst gering sein. So oft die **Giljaken** in Handelsinteressen längs der Westküste Sachalin's bis nach Ssiranussi hinabziehen, so fremd und unbekannt bleibt ihnen die öde, nur sehr sparsam von **Orotschen** bewohnte Festlandsküste. Auch das nach Süden hin breiter werdende und im Winter in seiner Mitte nicht mehr gefrierende Meer schliesst die Berührung zwischen den **Orotschen** und den gegenüber wohnenden **Sachalin-Giljaken** — wie natürlich in noch höherem Grade auch den **Aino** — aus. Jenen Bezeichnungen nach scheinen also die **Giljaken** die **Orotschen** zuerst durch Vermittelung der **Golde** kennen gelernt zu haben. Nimmt man nun auch den Umstand in Betracht, dass die **Orotschen** noch heutzutage im südlichen Theile ihres Verbreitungsgebietes zahlreicher sind und nach Norden hin immer sparsamer werden, so drängt sich Einem der Gedanke auf, dass sie sich von Süden aus, etwa von den Grenzen Korea's und dem Quellgebiet des Ussuri längs dem Küstengebirge und der Seeküste allmählich nordwärts ausgebreitet haben. Ist dies aber der Fall, so können sie auch nicht ursprünglich Rennthierhalter gewesen sein, wie die **Oltscha** und **Oroken**, sondern man hat sie sich gleich als einfache Jäger und Fischer zu denken, wie sie es noch sind. Allein, wie liesse sich alsdann ihr jetziger, das gerade Gegentheil davon besagender Name erklären?

---

[1]) Du Halde, Descrp. de l'Emp. de la Chine, T. IV, pag. 12.

[2]) Nouv. Atlas de la Chine, Carte 1·e (1731) et 18·e (1732).

[3]) So namentlich auf der vom Kriegstopograph. Depot herausgegebenen Karte von Posnjakof: Генеральная карта Азіятской Россіи, 1825 г.

[4]) Vrgl. Ritter, Asien, Bd. III, p. [illegible].

[5]) Pauthier, Chine moderne, I. partie, p. 168.

[6]) Арх. Палладій, Дорожн. зам. и пр. (Зап. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. Т. IV, 1871, стр. 389); его-же, Уссурійскіе Манзы (Записки Русск. Геогр. Общ. Т. VII, 1871, Отд. II, стр. 93, 123).

[7]) Tô-tats ki ko (Siebold, Nippon, VII, p. 169).

[8]) L. c. p. 171. Siebold sucht, durch zufällige Lautähnlichkeit verleitet, für diesen Namen eine weit abliegende Erklärung, in dem er sagt «Kiak kara» erinnere an die Bergkirgisen, Kara genannt, d. i. die Schwarzen (l. c. p. 190).

[9]) Reisebericht, im Bull. de la cl. physico-math. de l'Acad. Imp. des sc. T. IV, p. 235; Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, Bd. IX, 2. Abth., p. 610.

[10]) «Wo» heisst im Giljakischen «Dorf».

Bekanntlich lernte man die **Orotschen** europäischerseits zuerst unter diesem Namen kennen, und zwar durch **La Pérouse**, der mit ihnen im Jahre 1787 in der Bai de Castries in Berührung kam[1]). Da er zugleich eine wenn auch kurze, doch anschauliche und anziehende Schilderung von denselben entwarf und man ihm überhaupt die erste Kenntniss dieser Meeresküste verdankte, so fand auch der von ihm aufgebrachte Name «**Orotschen**» eine allgemeine Aufnahme. Ohne Zweifel hat ihn **La Pérouse** von den Eingeborenen der Bai selbst gehört. Man könnte somit meinen, dass dies die Bezeichnung sei, welche die **Orotschen** sich selbst geben und die ihnen daher auch mit Recht zukomme. Und doch ist dies keineswegs der Fall und der Name **Orotschen** nur fälschlich auf dieses Volk übertragen worden. Wie oben erwähnt[2]), hat nämlich die Bai de Castries, Dank ihrer geographischen Lage, eine gemischte Bevölkerung aus **Oltscha** und **Orotschen**. So war es auch schon zur Zeit, als **La Pérouse** diese

---

[1]) **La Pérouse**, Voyage autour du monde, publ. et rédigé par **Milet-Mureau**, T. III, Paris, an V (1797), p. 82 sq.

[2]) S. oben p. 93, 97.

Bai entdeckte. Das geht unzweifelhaft aus dem Umstande hervor, dass er dort Häuser und namentlich zahlreiche Grabmäler von ganz verschiedener Construction fand. La Pérouse meint zwar, dass die einen dieser letzteren den reichen, die anderen den armen Individuen eines und desselben Volkes angehört haben mögen, allein seinen Beschreibungen und Abbildungen nach[1]) erkennt man in denselben sogleich die grundverschiedenen Grabmäler der Oltscha und der Orotschen. Ich habe mich während meines zweiten Aufenthaltes in der Bai de Castries, im Sommer 1855, auch selbst vom Vorhandensein dort beider Arten von Grabmälern überzeugt. Es kommt mir daher nicht einen Augenblick zweifelhaft vor, dass La Pérouse sich über den Namen des Volkes nicht von Orotschen, sondern von Oltscha unterrichten liess. Von diesen musste er, da sie sich in der That selbst so nennen, eine Bezeichnung hören, die, bei der unter den tungusischen Amur-Völkern so häufigen Verwechselung der Consonanten *l* und *r*, ebensowohl Oltscha, wie ich sie gehört habe, als auch Or(o)tscha lauten konnte. La Pérouse hat übrigens den Namen Orotschen keineswegs auch auf die Bewohner der südwärts am Japanischen Meere gelegenen Küste ausgedehnt, da er dieselbe nach dem Besuch in der Bai de Castries nicht mehr berührt hat. Dies geschah erst später, russischerseits, als man Besitz vom Amur-Lande und vom ganzen Küstengebiet am Nordjapanischen Meere nahm. Und es geschah natürlich, indem man zwar einerseits die Verbreitung desselben Küstenvolkes bis zur Bai de Castries kennen lernte, andererseits aber von der gemischten Beschaffenheit der Bevölkerung in dieser Bai und von der Zugehörigkeit eines Theiles derselben zu den Oltscha, ja zum Theil auch von der Existenz dieses letzteren Namens für die sogenannten Mangunen in Unkenntniss blieb[2]). Und so ist auf das Küstenvolk am Nordjapanischen Meere mit nur geringer Modifikation der Name eines anderen, am Amur wohnhaften Volkes übertragen worden, ein Name, der ihm selbst und seinen nächsten Nachbaren im Süden wie im Norden, den Golde wie den Giljaken, vollkommen fremd ist. Es ist dies aber um so mehr zu bedauern, als dadurch einmal die Zahl der einander sehr ähnlichen, leicht zu Verwechselungen führenden Namen der Amur-Völker — Orotschonen, Oltscha, Oroken — noch um einen, Orotschen, vermehrt worden ist, und als ferner aus der Etymologie dieses Namens leicht Consequenzen über die ehemalige Lebensart und über die Ausbreitung des betreffenden Volkes gezogen werden können, welche auf dasselbe keineswegs anwendbar sein dürften. Denn dass die jetzt sogenannten Orotschen keine Rennthiernomaden gewesen sind und als solche auch nicht von Norden, sondern von Süden aus sich über das Küstengebiet des Nordjapanischen Meeres verbreitet haben, ist oben bereits dargethan worden. Am besten thäte man daher, den Namen Orotschen schlechtweg fallen zu lassen und durch einen anderen zu ersetzen, etwa durch den Namen Käkar, oder durch denjenigen, den sie sich selbst geben, wenn es nämlich einen solchen für alle Orotschen und Ta-dse von der Bai de Castries bis zum Ssuifun hinab giebt. Noch weiss man aber gar nicht, wie sich die Orotschen selbst nennen. Und aus diesem Grunde, wie um etwaigen anderen Missverständnissen zu entgehen, habe ich es auch hier vorgezogen, noch bei dem jetzt üblichen Namen zu bleiben und nur auf dessen Unzuträglichkeiten hinzuweisen.

---

[1]) La Pérouse, l. c. p. 67; Atlas, Pl. № 53.

[2]) In meinen Reiseberichten an die Akademie habe ich auch selbst, und zwar im Druck mit unter den Ersten, den Namen Orotschen für das Küstenvolk am Nordjapanischen Meere gebraucht (Bull. de la cl. phys.-math. de l'Acad. imp. des sc. de St. Pétersbourg, T. XIV, 1856, p. 43, 45, 188, 220; T. XV, p. 245 u. a.; Mél. phys. et chim. T. II, p. 350, 353, 452; Mél. russes, T. III, p. 83, 380 u. a.); ich that es sowohl weil sich dieser Name damals russischerseits schon festgesetzt hatte, als auch weil mir zu der Zeit der richtige Einblick in die oben geschilderten Verhältnisse noch fehlte.

Ehe ich weiter gehe, muss ich gelegentlich erwähnen, dass La Pérouse in der Bai de Castries ausser Orotschen auch einige Individuen eines anderen Volkes antraf, welches er nach Angabe der ersteren «Bitschi» nennt[1]). Sie sollten weiter südlich am Amur-Strome wohnen und waren jetzt nur besuchsweise, in vier Böten, die La Pérouse auch selbst hatte einlaufen sehen, nach der Bai de Castries gekommen. Ein Volk dieses Namens giebt es jedoch weder am Amur-Strome, noch überhaupt im Amur-Lande. Wohl aber sind mir dort zwei Localitäten dieses Namens bekannt: ein Fluss Bitschi, der in den Udyl-See mündet und dessen Boschnjak in seinem Reiseberricht erwähnt[2]), und ein Dorf Bitschu an der Mündung des Gorin-Flusses in den Amur, das ich selbst im Winter 1855 besucht habe. Erwägt man, dass auf die Frage, aus welchem Volk die Individuen seien, leicht zur Antwort der Ort genannt wird, von dem sie kommen, so darf man annehmen, dass es Eingeborene der einen oder der anderen jener Localitäten waren, also entweder Samagirn (resp. Negda)[3]), oder Golde. Die ersteren sind jedoch keine eigentlichen Amur-Anwohner; auch liegt der Bitschi-Fluss nicht südlich, sondern nördlich von de Castries oder von Kidsi, bei welchem man auf dem Wege von der Bai den Amur erreicht; endlich wüsste ich auch nicht, dass Samagirn oder Negda solche weite Handelsreisen machten. Die Böte der Bitschi waren aber, nach der Beschreibung und Abbildung von La Pérouse zu urtheilen[4]), recht grosse, vielrudrige, mit verschiedenen Handelswaaren, Zeugen, Cerealien etc. beladene Fahrzeuge. Sehr wahrscheinlich sind es daher Golde von Bitschu gewesen, die, auf einer Handelsreise nach Sachalin begriffen, nachdem sie vom Amur über den Kidsi-See bei Taba an's Meer gelangt waren, einen Abstecher nach der nahen Bai de Castries machten, um gelegentlich auch dort etwas Handel zu treiben. So lernen wir in den Bitschi von La Pérouse jene S'janta der Sachalin-Aino und Japaner, von denen oben die Rede gewesen, auf ihrer Fahrt nach der Insel kennen. Bekanntlich bestärkte ihre Erzählung von dem Wege, den sie zu machen hätten, um aus dem Amur nach der Bai de Castries zu gelangen, den berühmten Seefahrer in seiner Ansicht über die Unschiffbarkeit des sogen. Golfes der Tartarei. Indem er keine Ahnung von der Annäherung des Amur-Stromes durch den Kidsi-See an das Meer hatte und sich nicht anders denken konnte, als dass die Bitschi durch die Amur-Mündung in's Meer gelangten, bezog er ihre Angabe, dass sie die Böte eine Strecke weit über Land zu ziehen hätten, auf eine wenn auch nur schmale und niedrige Landenge zwischen Sachalin und dem Festlande und zog daraus den Schluss, dass die vermeintliche Insel wenigstens zur Zeit der Ebbe durch Entblössung des Meeresbodens in eine Halbinsel sich verwandele[1]).

---

[1]) Nach französischer Schreibart «Bitchys» (La Pérouse, l. c. p. 62 u. a.).

[2]) Бошнякъ, Экспед. въ Приамурск. край (Морск. Сборн. 1859, № 1, Ч. неоф., стр. 123).

[3]) S. was oben (p. 32) über die Anwohner des Udyl-See's gesagt worden. Nach Boschnjak (l. c.) führt eine Winterstrasse vom Bitschi-Flusse zum Amgunj.

[4]) Voyage autour du monde, l. c. Atlas, Pl. № 62.

Im Vorhergehenden ist, zumal bei Besprechung der Oroken und Orotschen, so vielfach auch schon der **Oltscha** erwähnt worden, dass es jetzt, da von ihnen speciell die Rede sein soll, fast nur noch Einiges nachzutragen und zusammenzufassen giebt. Keines der Amur-Völker ist seit jeher so vielfach mit seinen Nachbaren, sowohl den ober- wie den unterhalb am Amur wohnenden, verwechselt und zusammengeworfen worden, wie die Oltscha. Darum darf man von vornherein nicht erwarten, aus einer Vergleichung der ältesten historischen Nachrichten über dieselben irgend welche Verschiebung ihrer Grenzen ersehen zu können. Sowohl mandshu-chinesischer-, wie russischerseits werden sie in diesen Nachrichten nur unter gemeinsamen Namen meist mit den Golde, zuweilen auch mit den Giljaken aufgeführt, so dass weder die Süd-, noch die Nordgrenze ihres Gebietes zu erkennen ist.

In der allerunbestimmtesten Weise sind die Oltscha bei den alten Jesuiten-Missionären mit allen ihren Nachbaren zusammen unter dem Collectivnamen «Ketsching, Ketscheng» oder «Ketscheng-tatse» begriffen, indem dieser Name alle Völker am unteren Amur-Strome, von Dondon abwärts bis zu seiner Mündung, ja auch die Bewohner der Sachalin gegenüber liegenden Meeresküste bezeichnen sollte[2]). Eine schon etwas beschränktere und bestimmtere Bedeutung und richtigere Form hat jener mandshurische Name in der 1722 verfassten Schrift des Chinesen U-tschen[3]): sein Volk «Cheidsin» oder «Chädshen» am unteren Amur reicht nämlich nicht mehr bis an die Mündung desselben, wo vielmehr ein anderes Volk, die Fei-ja-cha (Giljaken)[4]), seine Wohnsitze hat. Noch um etwas präcisirter, wenngleich immerhin collectivisch, erscheint er in der Reichsgeographie der Tai-Tsing, insofern dort ausser den Giljaken auch das Volk an der Meeresküste, die Orotschen, unter besonderem Namen (Kiyaklà) aufgeführt wird. Nur finden wir ihn dort, nach Ritter's Wiedergabe[5]), mit der chinesischen Bezeichnung für die tungusischen Völker der linken unteren Amur-Zuflüsse combinirt, als «Kiler-chadshi». In der vom Archimandrit Palladij ebenfalls nach mandshu-chinesischen Quellen gegebenen Aufzählung der ehemals nach Girin tributpflichtigen Völker sind endlich auch die Kiler abgetrennt, und so bleibt der Name Chädshä oder Cheidsin, wie der Autor meint[6]), nur auf die Golde, oder, wie ich hinzufügen muss, auf die Golde und Oltscha beschränkt, denn für die letzteren giebt er keinen besonderen mandshu-chinesischen Namen und unterscheidet sie auch überhaupt in keiner Weise von den ersteren. Dass in der That beide Völker mandshu-chinesischerseits unter dem erwähnten Namen verstanden werden, unterliegt keinem Zweifel. Hinsichtlich der Golde bedarf es kaum einer weiteren Erörterung. Schon die Jesuiten-Missionäre geben an, dass das Volk Ketscheng mit dem Dorfe Dondon am Amur beginne; dieses Dorf existirt aber noch unter demselben Namen, und von ihm abwärts breiten sich die Golde noch beinahe über zwei Breitengrade am unteren Amur aus. Es sind dies die unteren oder, wie ich sie schon im ersten Bande dieses Werkes unterschieden habe, unterhalb des Geong-Gebirges, das in der Nähe von Dondon an den Amur ausläuft, wohnenden Golde, die von den oberhalb, am Ussuri wohnhaften manche dialektische Verschiedenheiten zeigen und den Oltscha in sprachlicher Beziehung weit näher stehen als die letzteren[1]. Dass auch die Oltscha denselben Namen bei den Mandshu tragen, erfuhr ich von ihnen selbst: der mehrfach erwähnte, vielgereiste Oltscha in Tyr, dem ich manche schätzenswerthe Auskunft verdanke, theilte mir mit, dass seine Landsleute von den Mandshu «Chydsha» genannt werden. Diese kleine Modifikation desselben Namens verrieth mir auch deutlich seinen Ursprung. Denn «*chydji*» oder «*chydshi*» bedeutet in der Oltscha-Sprache «unterhalb» oder «stromabwärts». Aehnlich wird es wohl auch im Goldischen lauten, welches wiederum dem Mandshu am nächsten steht. «*Chydshi-nci*» würde also in der Oltscha-Sprache nur so viel wie «Leute von unterhalb» bedeuten, und daraus dürften alle jene oben angeführten Modifikationen dieses Volksnamens bis zu den Ketscheng der Jesuiten-Missionäre entstanden sein. Den Mandshu waren zur Zeit der russischen Kriegszüge am Amur, des Kaisers Kang-hi und der Reise der Jesuiten-Missionäre die unteren Amur-Völker noch sehr fremd. Nur wenn Angehörige dieser Nationalitäten selbst nach Ninguta kamen, brachten sie, um die Erlaubniss zum Handeln zu erlangen, der mandshu-chinesischen Obrigkeit einen bestimmten Tribut in Pelzwerk dar, wie es zu meiner Zeit die Oltscha und Giljaken in Ssan-ssin auch thaten. Von Dondon abwärts hatten die Golde auch nicht die mandshurische Haartracht[2], die von den Mandshu durch ganz China eingeführt worden ist, — was den besten Beweis liefert, dass die von da ab wohnenden Völker des unteren Amur-Landes nicht direkt unter der mandshu-chinesischen Herrschaft standen, gleich wie zur Zeit meiner Reisen noch die Oltscha, Negda, Giljaken und nördlichen Orotschen. Nach alledem ist es verständlich, wenn die Mandshu diese ihnen noch so fremden und unbekannten Völker schlechtweg nur mit einem ihrer geographischen Lage entnommenen Collectivnamen, als das «untere oder unterwärts (am Amur) wohnende Volk» bezeichneten, — eine Bezeichnung, die später, nachdem sie die Giljaken und Orotschen als besondere Völker kennen gelernt und benannt hatten, auf die Golde und Oltscha, denen sie zuallererst galt, beschränkt ward.

---

[1]) La Pérouse, l. c. p. 72.

[2]) Du Halde, Descr. de l'Emp. de la Chine et de la Tart. Chin. T. IV, p. 7, 12, 13 u. a. Nach französischer Schreibart: «Ketching» etc.

[3]) Uebersetzt von Wassiljef: Зап. о Нингутѣ (Зап. Русск. Геогр. Общ. Ч. XII, 1857, стр. 90—93).

[4]) Wenigstens zum grössten Theil; s. oben p. 101.

[5]) Erdk. von Asien, Bd. III, p. 444.

[6]) Палладій, Дорожн. зам. на пути отъ Пекина до Благовѣщенска (Зап. Русск. Геогр. Общ. по Общ. Геогр. T. IV, 1871, стр. 399).

Gleichwie von mandshurischer Seite, so werden auch in den ältesten russischen Nachrichten die **Oltscha** unter gemeinsamem Namen mit den **Golde** aufgeführt, als ein Volk, das **Pojarkof** «**Natken**», **Chabarof** «**Atschanen**» nennt[1]). Der erstere Name ist oben schon von der tungusischen Bezeichnung für die Golde abgeleitet worden, und in dem letzteren glaube ich den Namen «**Oltscha**» wiederzuerkennen, den sich dieses Volk selbst giebt. Der von **Plath**[2]) ausgesprochenen Ansicht, dass «**Atschani**» und «**Ketschen**» ziemlich dasselbe Volk sei, kann ich nicht beistimmen. Daraus würde folgen, dass **Chabarof** diesen Namen den **Mandshu** entlehnt habe. Allein da «**Ketschen**» selbst nur eine von den späteren Jesuiten-Missionären entstellte Form für «**Chädshä**» oder «**Chydsha**» ist, so würde die russische Bezeichnung des Volkes in diesem Falle etwa **Chädsheny** lauten, was mit jener **Chabarof**'schen, mit Ausnahme der gleichgültigen Endsilbe, nichts gemein hat[3]). Aus «**Oltscha**» folgt hingegen, wie oben schon bemerkt, die russische Form «**Altschany**» und also auch «**Atschany**», wie man sie bei **Chabarof** findet, ganz von selbst. Ist unsere Deutung richtig, so läge in der Nachricht **Chabarof**'s auch die älteste Erwähnung des Namens **Oltscha**, wenngleich in einer etwas entstellten Form und mit Ausdehnung desselben auch auf die südlichen Nachbaren der **Oltscha**, die **Golde**.

---

[1] Vrgl. z. B. auch die im 1. Bande dieses Werkes, bei Abhandlung der einzelnen Säugethiere und Vögel des Amur-Landes angeführten Thiernamen.

[2] Du Halde, l. c. p. 12; U-tschen, s. Wassiljef, l. c.

Die erste Unterscheidung der **Oltscha** von den **Golde** und damit auch die erste Erwähnung derselben unter besonderem Namen findet sich in **Iakinf**'s Statistischer Beschreibung des Chinesischen Reiches[4]). Bei Besprechung des Amur-Stromes heisst es daselbst, dass vom Ussuri ab bis zur Mündung drei Völker an demselben wohnen, die «**Jant**[5]), **Orlik** und **Giljaken**», über die auch manche treffende und charakteristische Einzelheiten mitgetheilt werden. Da wir in den ersteren schon die **Golde**, nach ihrer giljakischen Bezeichnung, kennen, so unterliegt es keinem Zweifel, dass unter «**Orlik**» die **Oltscha** gemeint sind. Laut **Iakinf**'s eigener Angabe[6]) sollte, da er bekanntlich selbst nicht am Amur gewesen ist, die oben erwähnte Beschreibung desselben in seinem Werke nach den Erzählungen chinesischer Kaufleute und einer chinesischen topographischen Karte entworfen sein. Ich muss gestehen, dass mir diese Angabe, nach den angeführten Völkernamen zu urtheilen, mindestens fraglich erschien. Neuerdings hat Middendorff in der That nachgewiesen, dass jene Nachrichten über den Amur keineswegs aus chinesischer, sondern aus russischer Quelle stammen, indem Iakinf den nur handschriftlich vorhandenen Bericht des Läuflings Gurij Wassiljef ausgebeutet hat, der nach Ladyshenskij zwischen den Jahren 1815 und 1826 wiederholentlich im Amur-Lande gewesen und den Strom bis zu seiner Mündung hinabgeschifft ist[1]). Die ziemlich ausführlichen Mittheilungen Middendorff's aus Wassiljef's Bericht stellen die Sache ausser allen Zweifel. Aus den Benennungen, die Letzterer den unteren Amur-Völkern ertheilt, lässt sich aber zugleich ersehen, dass er sich einige Zeit unter den Giljaken aufhielt und von ihnen manche Auskunft über ihre näheren und ferneren Nachbaren erhielt. Denn «Jant» ist, wie schon mehrmals erwähnt, die Bezeichnung, welche die Giljaken den Golde geben und die bis dahin, und auch später, nirgends, sei es in russischen, oder in chinesischen Nachrichten über das Amur-Land vorkommt[2]). Daraus lässt sich schon vermuthen, dass auch der Name «Orlik» oder «Orlich», wie ihn Middendorff nach Wassiljef schreibt, desselben Ursprungs ist. Und in der That glaube ich ihn für eine im Munde eines russischen Läuflings sehr verständliche Entstellung der giljakischen Bezeichnung «Orongr» oder «Orongsch» für die Oltscha halten zu dürfen[3]). Trotz der verschiedenen Bezeichnungen für die drei am unteren Amur wohnhaften Völker, giebt Wassiljef doch nichts an, wodurch sie sich, sei es im äusseren Habitus, sei es in der Lebensart, oder in der Sprache u. s. w., von einander unterscheiden. Ja, er verwechselt sogar zum Theil ihre Wohngebiete, indem er die Jant nur vom Ussuri bis zum Dondon-Fluss, von dort abwärts bis Zikdochi, das oberhalb der Gorin-Mündung liegen soll[4]), die Orlik und noch weiter unterhalb bis zur Amur-Mündung die Giljaken wohnen lässt. Dieser Abgrenzung zufolge wären die Jant Wassiljef's nur die oberen, oberhalb des Geong-Gebirges wohnenden Golde und die Orlik die unteren Golde, während die Oltscha mit den Giljaken zusammengeworfen sind. Dies Alles bestärkt mich in der Ansicht, dass Wassiljef jene Bezeichnungen für die unteren Amur-Völker nur nachträglich von den Giljaken erfragt und in seiner Weise irrthümlich gedeutet hat.

---

[1]) Der dritte unter den alten russischen Kosakenführern, der sie persönlich kennen lernte, **Stepanof**, zählte die **Oltscha** und **Golde** schlechtweg zu den **Giljaken**, worüber s. oben p. 116.

[2]) Die Völker der Mandschurey, Bd. 1, Göttingen 1830, p. 63.

[3]) Neuerdings ist bei russischen Schriftstellern auch wiederholentlich von einem Volke «**Chodseny**» und «**Chodsheny**», worunter namentlich **Ussuri-Golde** zu verstehen sind, die Rede: so bei **Maack** (Путешеств. на Амуръ, С. Петерб. 1859, стр. 139 и др.; Путеш. по долинѣ р. Уссури, С. Петерб. 1861, стр. 9 и др.), **Brylkin** (Краткій очеркъ о туземц. Уссурійскаго края. — Зап. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Кн. VII, 1864, Смѣсь, стр. 1 и др.) u. A. Mit welchem Rechte, werden wir später sehen. Gleichwie **Plath**, identificirt dabei auch **Maack** (in seinem erstgenannten Werke, a. a. O.) die «**Chodseng**» (**Хоа-сенгъ**) mit den **Atschany** (Ачаны, sic!) **Chabarof**'s, indem er den letzteren Namen nur für eine Entstellung des ersteren hält. Als Gründe dafür giebt er an, dass die angeblichen Wohngebiete beider zusammenfallen und dass er nirgends am Amur von einem Volke «**Atschonen**» gehört habe. Wie hinfällig aber diese Gründe sind, lässt sich schon daraus ersehen, dass er die nur von Fischfang lebenden «**Atschanen**» **Chabarof**'s weit hinauf, oberhalb des Ussuri versetzt, wo zu jener Zeit die ackerbauenden **Djutscheren** wohnten. Dort will er auch die Spuren von **Chabarof**'s Winterfeste, Atschanskoi gorod, gefunden haben, und zwar auf dem steilabfallenden Bergvorsprunge Kyrma, also am rechten Amur-Ufer, während **Chabarof** (Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 364) ausdrücklich sagt, dass er die Festung am linken Ufer erbaute.

[4]) Статистическое Описаніе Китайской Имперіи. Ч. II, С. Петерб. 1842, стр. 222—224.

[5]) Auf Seite 220 des genannten Werkes heissen sie gelegentlich auch «**Ant**».

[6]) L. c. p. 224, Примѣч. (**).

Erst als man in den 50-er Jahren russischerseits wieder an die Besitznahme des Amur-Landes ging und von den Giljaken an der Amur-Mündung stromaufwärts vorrückte, lernte man die sprachlich von ihnen so ganz verschiedenen Oltscha unterscheiden, obwohl sie, wie wir gesehen, meist auch später, und zwar bald, in Folge collectiver Auffassung des Namens **Giljaken**, mit diesen und bald mit den ihnen stammverwandten **Golde** verwechselt wurden[1]). Der Name, der sich russischerseits für sie festsetzte, lautete «**Mangunen**», was jedoch nur so viel bedeutet wie «Amur-Leute», denn «Mangu» heisst bei den **Oltscha**, **Golde** und **Orotschen** der Amur-Strom. Dieser Bezeichnung der **Oltscha** begegnet man auch anderwärts und schon früher, namentlich beim japanischen Reisenden **Mamia Rinsô**, nur dass er bei der Namensableitung die Sache gewissermassen umkehrte. Als er nämlich zu den **Oltscha** am Amur kam, gewann er die Einsicht, dass dieselben nur von den **Aino** und **Japanern** S'janta genannt würden, eigentlich aber «**Mankô**» hiessen, und meinte nun, dass in Folge dessen auch der Strom, der durch ihr Land fliesse, denselben Namen trage[2]). Wie leicht man in der That zu der irrthümlichen Ansicht gelangen kann, dass dies der Name sei, den sich das Volk selbst gebe, davon habe ich mich selbst zu wiederholten Malen überzeugen können. Von **Oltscha** wie von **Golde** erhält man nämlich nicht selten auf die Frage, wer sie seien, zur Antwort: «*bu Mangu-nei*», resp. «*Mangu-nai*», womit sie jedoch nur sagen wollen, dass ihr Wohnort am Amur und nicht an einem seiner Nebenflüsse liege. In demselben Sinne werden beide Völker bisweilen auch von den **Orotschen** nur schlechtweg als «**Mangu-nai**», Amur-Leute, bezeichnet, wogegen diese umgekehrt die **Orotschen** «**Lamuka**», Meeresanwohner, nennen[3]). So ist der Name **Mangunen** einer unter den Eingeborenen des Amur-Landes gebräuchlichen Bezeichnung entlehnt, die weder ein Volksname überhaupt ist, noch auch den **Oltscha** allein zukommt[4]).

---

[1]) Middendorff, Reise etc. Bd. IV, p. 136 ff. Vrgl. auch oben p. 80, 81.

[2]) Wenn Iakinf angiebt, am Amur unterhalb der Ussuri-Mündung wohnten Tungusen, die von den Russen «Jant» genannt würden, so erklärt sich dies dadurch, dass er selbst aus den Aussagen eines Russen schöpfte und sich so zu jenem Ausspruch berechtigt glaubte. In Wassiljef's Bericht, so weit ihn Middendorff mittheilt, kommt nichts Aehnliches vor.

[3]) Sgibnef (Амурск. Летоп. — Древн. и нов. Россія, T. III, 1878, стр. 311) bezieht den Namen «Orlik» auf die Golde; seltsamerweise meint er, diese würden von den Mandshu so genannt, weil sie die Adler hoch schätzten und häufig welche in Käfigen gefangen hielten. Nun ist allerdings «Orjol», dimin. «Orlik», das russische, keineswegs aber das Mandshu- oder das Golde-Wort für «Adler»!

[4]) Gegenwärtig giebt es dort keinen Ort dieses oder eines ähnlichen Namens.

Uebrigens ist dieser Name unter den Russen, in Folge ihrer oben erwähnten mangelhaften Unterscheidung des betreffenden Volkes, immer noch wenig eingebürgert. Ich habe ihm daher in diesem Werke durchweg den Namen **Oltscha** vorgezogen, den sich das Volk gegenwärtig selbst beilegt. Dass dem so ist, unterliegt keinem Zweifel: ich habe mich davon gleich auf meiner ersten Reise durch das **Oltscha**-Gebiet, im Winter 1855, überzeugt[5]). Durch diesen Namen, dessen Etymologie oben bereits besprochen worden[6]), gewinnen wir einen Einblick in die Vorgeschichte der **Oltscha**, indem es Dank demselben mehr als wahrscheinlich wird, dass sie ehemals als Rennthiernomaden in den westwärts gelegenen Gebirgen gelebt haben, gleichwie ein Stamm derselben, die **Oroken**, es noch heutzutage auf Sachalin thut, und erst durch den Verlust ihrer Rennthierheerden zur Niederlassung am Amur-Strom und zum Fischerleben gedrängt worden sind. Aehnlich ist es ja, im Grossen wie im Kleinen, auch manchen tungusischen

---

[1]) S. oben p. 20.

[2]) Tô-tats ki ko (**Siebold**, Nippon, VII, p. 178).

[3]) Ebenso erzählt **Korsun** (Зап. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Кн. IX, X, Иркутскъ 1867, стр. 379), dass die am Ima, einem Nebenflusse des Ussuri, wohnenden, von der Meeresküste herangewanderten **Orotschen** sich selbst «**Lamukan**» nennen und auch von den **Chinesen** so genannt werden, was hingegen von den **Orotschen** am Biki nicht gilt, — offenbar, meine ich, aus dem Grunde, weil diese nicht vor ihren Augen von der Seeküste gekommen, sondern schon alte Bewohner des Binnenlandes sind.

[4]) Aus «**Mangunen**» ist dann auch «**Manguten**» gemacht worden; so bei Fr. **Müller**, Allgem. Ethnographie, Wien 1873, p. 343.

[5]) S. meinen Reisebericht, im Bull. de la cl. physico-mathém. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb. T. XIV, p. 188; Mél. phys. et chim. T. II, p. 481.

[6]) S. oben p. 132 ff.

Stämmen Sibirien's ergangen. Hinsichtlich der **Oltscha** kann ich aber noch hinzufügen, dass, wie weit ihnen dieses Ereigniss auch zurückliegen mag, die Erinnerung an dasselbe sich bis auf den heutigen Tag in ihren Sagen erhalten haben soll.

Anknüpfend an die oben erwähnte Bezeichnung der **Oltscha**, **Golde** und **Orotschen** für den Amur, muss ich hier im Vorübergehen auch die vielfach ventilirte Frage nach dem Ursprung des heute allgemein üblichen russischen Namens für diesen Strom berühren. Man hat verschiedene, zum Theil weit hergeholte Erklärungen dieses Namens gegeben. Bald sollte er einem kleinen rechten Nebenflusse des Amur, dem gegenüber der ehemaligen russischen Feste Albasin einmündenden Emur oder Emuri (Albasicha) entnommen sein[1]; bald wurde auf die mongolische Bezeichnung «Kara-muren» für den oberen Amur hingewiesen, welche dieselbe Bedeutung wie der mandshurische Name «Sachäli» oder «Sachalin-ula» (schwarzer Fluss) hat[2]; bald sollte sogar ein Gruss der **Tungusen**, mit dem sie den ersten Entdeckern des Stromes entgegen kamen und der in ihrer Sprache «*amur*», d. i. glücklichen Frieden! lautet, den Namen des Stromes veranlasst haben[3]. Alle diese Erklärungen sind schon aus dem Grunde völlig unhaltbar, weil sie sich auf den oberen Amur beziehen, der bei den Russen anfänglich gar nicht diesen Namen trug, sondern nach der übereinstimmenden Bezeichnung, welche ihm alle anwohnenden tungusischen Völker geben und die «Schilkar, Schilkir, Ssilkar, Ssilkir», auch «Ssirkal» lautet, ebenfalls Schilka, wie noch jetzt sein nördlicher Quellarm, hiess. Den Namen «Amur» erhielt der Strom anfangs nur in seinem unteren Laufe, bei **Pojarkof** vom Ussuri ab, als dessen Fortsetzung er angesehen wurde, während er oberhalb Schingal oder Schungal hiess[4]. **Chabarof** brauchte den Namen Amur schon von der Sungari-Mündung ab[5], und noch später wurde er, wie **Ritter** richtig bemerkt, bis auf die Plateauhöhe, an den Zusammenfluss der Schilka und des Argunj verlegt[6]. Nur am unteren Amur darf man daher auch den Ursprung dieses Namens suchen. Und in der That ist er unverkennbar gleich in der ersten Nachricht zu finden, welche die Russen von diesem Strome erhielten. Als nämlich, wie **Müller** erzählt[7], Tomskische Kosaken im Jahre 1639 an der Mündung des Ulja-Flusses in das Ochotskische Meer winterten, erfuhren sie durch **Udj-Tungusen**, dass «Mamur» der Name eines Flusses sei, an welchem die **Natkani** (Golde)[8] wohnten, die den **Amgunj-Tungusen** (Negda) ihre Zobel gegen Silber, kupferne Kessel, Glaskorallen, seidene und wollene Zeuge u. drgl. Sachen abnähmen, welche sie selbst wieder von einem oberhalb wohnenden, Ackerbau, Viehzucht und Branntweinbrand treibenden Volke (**Djutscheren**, **Mandshu**) bezögen. Man erkennt leicht in der Erzählung der **Udj-Tungusen** den Namen wieder, welchen der untere Amur bei seinen tungusischen Anwohnern, den **Oltscha**, **Golde**, **Negda**, ja auch bei den **Orotschen** der Meeresküste trägt, und der «Mangu»[1], Mamgu»[2], auch «Mamu»[3]) lautet. Andererseits ist es vollkommen begreiflich, dass die russischen Kosaken aus Mamur «Amur» machten[4]). So verdankt dieser Name seinen Ursprung den tungusischen Völkern des unteren Amur-Landes. Wie die Etymologie ihrer oben erwähnten Bezeichnung für den Amur-Strom lautet, weiss ich nicht. Jedenfalls ist es aber nach dem Obigen ganz unzulässig, dieselbe für das Wort «*amur*» zu suchen und dieses gar für giljakischen Ursprungs zu halten, wie **Fischer** und nach ihm **Ritter** u. A. gethan haben[5]). Die **Giljaken** haben mit jenen Bezeichnungen des Amur-Stromes nichts zu thun: sie nennen ihn, wie wir schon sahen, ganz anders — «La» oder «La-erri».

---

[1] **Іакинѳъ**, Статистич. опис. Китайск. Имп. С. Петербургъ, Ч. II, 1842, стр. 5, Примѣч. (**), 216, Примѣч. Eine namentlich von russischen Schriftstellern gegenwärtig fast allgemein getheilte Ansicht.

[2] **Iakinf**, l. c. p. 5.

[3] **Stuckenberg**, Hydrogr. des Russ. Reiches, Bd. II, St. Petersburg 1844, p. 702; nach den Memoiren des Gener. d'**Auvray**, der die chinesische Grenze selbst bereist hat. Im Mongolischen heisst, **Iakinf** (l. c. p. 5) zufolge, «amor» still, friedlich.

[4] **Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 302. **Pojarkof's** Bezeichnung «Schungal» für die später gebräuchliche «Schingal» weist deutlich auf die Entstehung derselben aus «Sungal, Sungari» hin. Nach dem Obigen wird es auch verständlich, wenn es in den alten russischen Nachrichten heisst, die Dseja falle in die Schilka (oberen Amur), diese in den Schingal (Sungari) und dieser endlich in den Amur.

[5] **Müller**, l. c. p. 320.

[6] **Ritter**, Asien, Bd. II, p. 290.

[7] Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 293.

[8] S. oben, p. 113.

War es bei den bisher besprochenen Völkern nicht wohl möglich, eine irgend erhebliche Veränderung oder Verschiebung der Wohnsitze in historischer Zeit wahrzunehmen, so verhält es sich anders mit den **Golde**. Zuerst lernen wir sie unter ganz anderen, mehr oder weniger collectiven Namen kennen, russischerseits als **Natken** und **Atschanen**, mandshu-chinesischerseits als **Ketscheng**, **Chädshen**, **Cheidsin** u. s. w. — Bezeichnungen, deren Ursprung, Etymologie und Umfang oben schon ausführlich besprochen worden sind. Sie haben sämmtlich auf die **Amur-Golde** Bezug; die **Golde** vom Ussuri hingegen blieben den Russen anfänglich ganz unbekannt, da letztere auf ihren Kriegszügen im XVII. Jahrhundert diesen Fluss gar nicht berührten, und von den Jesuiten-Missionären, die im Jahre 1709 im Auftrage der Pekinger Regierung das untere Amur-Land besuchten, werden sie nur unter dem chinesischen Namen «**Yupi-tatse**», d. i. Fischhaut-Tataren oder Barbaren, erwähnt[6]), der nach dem eigenen Zeugniss der **Chinesen**[7]) auch auf die anderen Völker von ähnlicher Lebensweise am unteren Amur wie an der Meeresküste ausgedehnt wurde. Neuere russische Reisende, wie **Maack** und **Brylkin**, haben die **Golde** vom Ussuri und vom Amur oberhalb der Ussuri-Mündung, obgleich sich dieselben den Russen gegenüber ebenfalls **Golde** nennen, als besonderes Volk bezeichnen wollen, und zwar unter dem Namen «**Chodsen**» oder «**Chodshen**», in der Meinung, dass dies der Name sei, den sie sich selbst beilegen[1]). Man erkennt aber in demselben leicht die oben ausführlicher besprochene Bezeichnung, welche die **Mandshu** auch den weiter unterhalb am Amur wohnenden **Golde** und den **Oltscha** geben und die mit der von den Jesuiten-Missionären gebrauchten Bezeichnung «**Ketscheng**» identisch ist. Auch in sprachlicher Beziehung lässt sich eine solche Trennung der **Ussuri-Golde** von ihren Landsleuten am unteren Amur, so viel es mir scheint, nicht rechtfertigen. Dialektische Differenzen bestehen unter den **Golde** in den verschiedenen Theilen ihres weiten Gebietes ohne Zweifel, und namentlich werden die den **Mandshu** zunächst wohnenden auch sprachlich denselben am nächsten stehen, wie dies schon von den alten Missionären bemerkt worden ist[2]). Indessen so gross dürften die Differenzen nicht sein, um auf Grund derselben einen Theil der **Golde** unter besonderem Namen von den übrigen abzutrennen[3]), vollends in der von **Maack** angenommenen Begrenzung. Mir kam vielmehr die dialektische Verschiedenheit zwischen den **Amur-Golde** unter- und den oberhalb des Geong-Gebirges grösser als diejenige zwischen den letzteren und den am Ussuri oder auch oberhalb des Ussuri am Amur wohnenden vor. Ich sehe daher keinen Grund ein, diesen gegenwärtig allgemein angenommenen und eingebürgerten Namen auch nur theilweise durch einen anderen und zumal einen solchen zu ersetzen, der, in Folge seiner mehr oder weniger collectiven Auffassung, leicht zu Missverständnissen und Verwechselungen führen könnte.

---

[1]) Nach **Mamia Rinsô** «Mankô»; s. oben, p. 144.

[2]) So bei den **Negda**; nach **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 1524.

[3]) Wie **Maack** (Путеш. на Амуръ, стр. 155) zuweilen auch gehört haben will.

[4]) Gleichwie sie z. B. später aus «Ussuri», Ussura, Uschura, Schura u. drgl. machten.

[5]) **Fischer** (Sibirische Gesch. 1. Thl. p. 433; 2. Thl. p. 793) meinte, die Russen hätten den Namen «Amur» zuerst von den **Tungusen** am Udj und nachher von den **Natken** und **Giljaken** gehört, bei denen ein jeder grosse Strom «*amur*» heisse. **Ritter** (Erdk. von Asien, Bd. II, p. 208) sagt, offenbar dasselbe wiedergebend, «*amur*» oder «*yamur*» bedeute bei den genannten Völkern, wie bei den tungusischen Uferanwohnern am Ostmeer, «grosses Wasser». Das ist weder für die tungusischen Amur-Völker, noch für die **Giljaken** richtig. In der Sprache der letzteren würde grosses Wasser «*pilja tschach*» und grosser Fluss «*pilja erri*» heissen, welche letztere Bezeichnung sie dem Amur in der That zuweilen geben.

[6]) **Du Halde**, Descr. de l'Empire de la Chine, T. IV, p. 10 sq.

[7]) **U-tschen**, übers. von **Wassiljef** (Зап. о Нингутѣ. — Зап. Геогр. Общ. Ч. XII, 1857, стр. 90—93).

Der Name «**Golde**» ist erst seit Kurzem bekannt. Im Druck kommt er vielleicht zum ersten Mal in meinem Reisebericht vor[4]). Ich fand ihn unter den wenigen Russen des Nikolajevschen und Mariinskischen Postens schon im Gebrauch. Dennoch ist er sicherlich nicht russischen Ursprungs, wie **Maack**[5]) und **Brylkin**[6]) zu glauben scheinen. Ich wüsste wenigstens durchaus nicht, wie die Russen von selbst auf einen solchen Namen, dessen Etymologie uns ganz unbekannt ist, gekommen wären? Was ganz entschieden gegen den russischen Ursprung dieses Namens spricht, ist der Umstand, dass wir ihm ausser und früher als bei den Russen von ganz anderer, von japanischer Seite begegnen, wenn auch in einer auf den ersten Blick schwer wiederzuerkennenden Form. Schon auf Sachalin hörte nämlich Mamia Rinsô (1809) von einem Volke des Festlandes, «Kordekke» genannt; im Jahre darauf begegnete er einzelnen Individuen desselben, und zwar als Fremdlingen am Amur (Mankô) oberhalb Kidsi und in Deren, also im Oltscha-Gebiet, wohin sie des Handels wegen stromabwärts kommen. Er fand sie ganz wie die Santaner (Oltscha) gekleidet. Sie sind es, nach ihm, welche die bei den Smerenkur (Giljaken) so hoch geschätzten, aus aneinander gehefteten Eisenplättchen bestehenden Harnische verfertigen, von denen später die Rede sein wird; sie bauen Fahrzeuge für die Smerenkur u. s. w.[1]). Siebold ist zwar der Ansicht, dass die Kordekke «unbezweifelt die Korjaken» sind[2]), allein er lässt sich dabei offenbar nur durch eine zufällige Lautähnlichkeit bestimmen, denn wie kämen die weit ab, im Norden des Ochotskischen Meeres und auf Kamtschatka wohnenden Korjaken an den Amur-Strom? und was haben sie überhaupt mit den Amur-Völkern zu thun? Um sich die «Kordekke» Mamia Rinsô's zu erklären, braucht man sich vielmehr nur zu erinnern, dass die Japaner den ihnen fehlenden Laut *l* durch *r* ersetzen; restituirt man daher den ersteren und erwägt man zugleich die Verwandtschaft der Laute *k* und *g*, so erhält man für jenen Volksnamen «Koldekke» und «Goldekke». Und auf die Golde passt denn auch Alles, was oben nach Mamia Rinsô's Bericht über die Kordekke angeführt worden ist.

---

[1]) **Маакъ**, Путеш. на Амуръ, С. Петерб. 1859, стр. 148 и слѣд.; его же, Путеш. по дол. р. Уссури, С. Петербургъ 1861, Т. I, стр. 9; **Брылкинъ**, Замѣч. о свойствахъ языка **Ходзеновъ** и Ходзенскій словарь (im Anhang zu **Maack**'s letztgenanntem Werke); его же, Краткій очеркъ о туземц. Уссурійск. края (Зап. Сиб. Отд. Геогр. Общ. Кн. VII, 1864, Смѣсь, стр. 1). Dieselbe, wie man aus dem Obigen ersieht, vielfach variirte Bezeichnung erkennt man auch in den «**Khoadsongen**», deren **Fr. Müller** in seiner Allgem. Ethnographie, p. 343, erwähnt.

[2]) **Du Halde**, l. c. p. 12.

[3]) Auch **Wenjukof** (Обозр. р. Уссури.—Вѣстн. Геогр. Общ. Ч. XXV, 1859, Отд. II, стр. 233; его же, Путеш. по окраинамъ Русск. Азіи и зап. о нихъ, С. Петербургъ 1868, стр. 88) spricht sich in diesem Sinne aus.

[4]) Datirt vom Nikolajevschen Posten, den 7. Mai 1855, vorgelegt der Akademie am 9./21. November desselben Jahres (Bull. de la cl. phys.-math. de l'Acad. Imp. des sc. T. XIV, p. 188; Mél. phys. et chim. T. II, p. 451). Unabhängig von meinem Reisebericht, findet sich der Name **Golde** etwas später bei **Permikin**, in seinem «Путевой журн. плав. по р. Амуру» (Зап. Сиб. Отд. Геогр. Общ. Кн. II, С. Петерб. 1856). So fremd war aber den Russen damals noch dieser Name, dass in der ohne mein Wissen angefertigten Uebersetzung meines Reiseberichtes, im Вѣстн. Русск. Геогр. Общ. 1857 г. Кн. I, die **Golde** als «Золотое племя» (goldnes Volk) wiedergegeben wurden, wofür Hr. **Romanof** seltsamerweise mich selbst verantwortlich machte (Русское Слово, 1860, Май, Отд. III, стр. 30).

[5]) Путеш. по дол. р. Уссури, Т. I, стр. 9.

[6]) Зап. Сиб. Отд. Геогр. Общ. Кн. VII, 1864, Смѣсь, стр. 1.

Diese Uebereinstimmung in den Bezeichnungen der Golde von japanischer und von russischer Seite weist auf einen gemeinsamen Ursprung derselben hin. Welches könnte aber dieser Ursprung sein? Am nächsten läge die Vermuthung, dass sie sich selbst so nennen. In der That bezeichneten sie sich mir gegenüber auf die Frage, wer sie seien oder wie sie hiessen, wiederholentlich als «*Goldé*». Dennoch will ich nicht behaupten, dass sie es auch untereinander thun. Es kann dies vielmehr nur eine von ihnen im Verkehr mit den Russen acceptirte Bezeichnung sein, gleichwie ja auch die Giljaken sich den letzteren gegenüber Giljak, unter einander aber Nib(a)ch nennen. Vielleicht dürfte der Ursprung dieses Namens ganz wo anders zu suchen sein. Mamia Rinsô hörte ihn jedenfalls nicht von den Golde, sondern während seines Aufenthaltes auf Sachalin, von den Giljaken. Den Russen blieb er anfangs, im XVII. Jahrhundert, als sie das Golde-Gebiet stromabwärts fahrend besuchten, noch fremd; erst als sie in den 50-er Jahren unseres Jahrhunderts an die Wiederbesitznahme des Amur-Landes schritten und von der Amur-Mündung aus vorgingen, indem sie zunächst unter den Giljaken sich festsetzten, tauchte unter ihnen der Name Golde für die früheren Natken und Atschanen auf. Diese Umstände führen schon zu der Vermuthung, dass der Name Golde in russischer und **Kordekke** in japanischer Version giljakischen Ursprungs sein könnte. Nun lautet zwar, wie schon mehrfach erwähnt[1]), die giljakische Bezeichnung für die Golde «**Jant**», allein fragt man die **Giljaken** nach den stromaufwärts von ihnen am Amur wohnhaften Völkern, so zählen sie dieselben in folgender Reihenfolge auf: «**Orongsch, Jant, Tscholdok** oder **Tscholdoch**[2]), **Mandshu**». Da nun die Wohnsitze der **Golde** unmittelbar an die der **Mandshu** stossen, so entfallen auf dieselben sowohl die **Jant**, wie die **Tscholdok**, indem jene offenbar die unteren, diese die oberen **Golde**, vielleicht vom Geong-Gebirge oder von Dondon an gerechnet, sind. Aus «**Tscholdok**» könnte aber, wie es mir scheint, leicht in japanischer Version «**Kordekke**» und in russischer «**Golde**» entstanden sein. Gleichwie also die Namen «**Janty**» oder «**Anty**» bei einigen russischen Schriftstellern[3]) für die **Golde** und «**S'janta**» oder «**Santan**» bei den **Aino** und **Japanern**, so dürften auch diese Bezeichnungen für dasselbe Volk, «**Golde**» und «**Kordekke**», ihren Ursprung giljakischer Vermittelung zu verdanken haben.

---

[1]) Tô-tats ki ko (Siebold, Nippon, VII, p. 169, 172, 174, 194, 195).

[2]) L. c. p. 190.

In causalem Zusammenhange mit der mehrfach erwähnten Differenz zwischen den unteren und den oberen **Golde**, die ihnen von mancher Seite sogar verschiedene Namen zugezogen hat, stehen die Veränderungen, die sich in historischer Zeit in der Umgrenzung ihres Verbreitungsgebietes zugetragen haben. Während gegenwärtig die **Golde** ein zusammenhängendes Gebiet einnehmen, das etwa von der Gorin-Mündung ab den Amur und den Ussuri-aufwärts fast bis zu den Quellen des letzteren und bis in den Sungari hinein sich erstreckt, ist dies zur Zeit, da wir die **Golde** zuerst kennen lernen, nicht der Fall gewesen. Als **Pojarkof** (1644), **Chabarof** (1651) und **Stepanof** (1655) ihre kühnen Kriegs- und Raubzüge den unteren Amur hinab ausführten, war die Strecke vom Sungari bis weit über die Ussuri-Mündung hinaus von den «**Djutscheren**» oder «**Shjutscheren**» und «**Dshjutscheren**», wie sie auch genannt werden, bewohnt, — einem Volke, das, ungleich den nur vom Fischfang lebenden **Natken** oder **Atschanen**, Ackerbau und Viehzucht betrieb[4]). An beiden Ufern des Amur-Stromes wie am unteren Sungari breiteten sich ihre zahlreichen, je 60 bis 80 Häuser zählenden Dörfer aus. **Pojarkof** lässt sie schon am oberen Amur, von der Dseja-Mündung an beginnen, **Chabarof** aber erst vom Sungari an. Wie weit sie sich den Amur abwärts erstreckten, lässt sich aus den genannten Berichten mit Genauigkeit nicht entnehmen, da in diesen die Entfernungen nur nach Tagereisen angegeben werden: nach **Pojarkof** reichten sie bis vier Tagereisen unterhalb des Ussuri, nach **Chabarof**, der die Ussuri-Mündung nicht bemerkte, 7—8 Tagereisen unterhalb des Sungari. Die Jesuiten-Missionäre, die diese Gegenden im Jahre 1709 besuchten, geben aber ausdrücklich an, dass Tondon das erste Dorf der **Ketscheng** sei[1]), — offenbar das jetzige Dondon, mit welchem, wie wir oben sahen, die unteren **Golde** beginnen. Die **Djutscheren** schoben sich also am unteren Amur quer zwischen den **Ussuri-** und den (unteren) **Amur-Golde** vor, — ein Ackerbau, Viehzucht und manche ländliche Industrien betreibendes Volk zwischen halbwilden, ausschliesslich vom Fischfang und von der Jagd lebenden Stämmen. Von den russischen Kosaken und Freibeutern werden sie wiederholentlich als «chinesische ackerbauende Leute» (китайскіе полевые люди) bezeichnet[2]). Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass die **Djutscheren** ein **Mandshu**-Stamm waren, und zwar, wie schon der Name beweist, Nachkommen jener **Jutschi**, **Njutschi**, **Dshurdschi**, die im XII. Jahrhundert die Macht der **Khitan** stürzten und sich an deren Stelle zu Beherrschern des Chinesischen Reiches unter dem Namen der **Kin** erhoben, einer von den Stämmen, aus deren Vereinigung im XVII. Jahrhundert die **Mandshu** hervorgingen[3]). Aus ihrer Heimath am Sungari nordwärts vordringend, waren sie einerseits an den Amur oberhalb des Bureja-Gebirges gelangt, wo sie jedoch unter den zahlreicheren angesessenen **Dauren** nur wenig Fuss gefasst zu haben scheinen, wie man aus dem Umstande schliessen möchte, dass **Chabarof** z. B. sie dort gar nicht kennen gelernt hat; andererseits verbreiteten sie sich vom Sungari den Amur abwärts bis über die Ussuri-Mündung hinaus, wo sie in das Gebiet der **Golde** vordrangen. Man darf aus der oben hervorgehobenen Gleichartigkeit und Zusammengehörigkeit der **Ussuri-** und der **Amur-Golde** mit grosser Wahrscheinlichkeit den Schluss ziehen, dass sie in continuirlicher Verbreitung den Ussuri und einen grossen Theil des Amur unterhalb dieses letzteren, bis etwa zur Gorin-Mündung, inne hatten. Diese Continuität ihres Verbreitungsgebietes an beiden Strömen wurde durch das Vordringen der **Djutscheren** unterbrochen, und zwar entweder ganz, indem die **Golde** vor dem überlegenen Feinde sich zurückzogen, oder, was mir wahrscheinlicher dünkt, zum grössten Theil, indem die Zurückgebliebenen sich der Herrschaft der **Djutscheren** fügten, ihnen dienstbar wurden und sich ihrer Sitte und Lebensart anbequemten, wie sie es noch heutzutage den **Mandshu** und **Chinesen** gegenüber thun. Eine natürliche Folge davon war, dass die **Golde** von oberhalb Dondon und des Geong-Gebirges sich auch in sprachlicher Beziehung anderen Einflüssen als ihre unterhalb dieser Grenze wohnenden Landsleute ausgesetzt sahen, wodurch wohl zum grossen Theil jene sprachliche Differenz zwischen den oberen und den unteren **Golde** entstand, deren wir oben erwähnten.

---

[1]) S. oben, p. 118, 142, 143.

[2]) Auch **Middendorff** hörte bei den **Giljaken** am Ochotskischen Meere von einem am Amur wohnhaften Volke «**Tschjoldö**» (s. dessen Reisebericht, im Bull. de la cl. physico-math. de l'Acad. Imp. des sc. T. IV, p. 233; desgl. in den Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. IX, 2. Abth. p. 618).

[3]) **Iakinf**, nach **Wassiljef**; s. oben, p. 142.

[4]) **Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, 302, 320, 353; — Дополн. къ актамъ истор. T. III, стр. 53, 364, 524, T. IV, стр. 82, 95; Сказ. о великой рѣкѣ Амурѣ и пр. (Спасскій, Свѣд. Русск. о р. Амурѣ въ XVII. стол. — Вѣстн. Геогр. Общ. Ч. VII, 1853, Отд. II, стр. 18, 19).

Dieser Verbreitung der **Djutscheren** am Amur, weit in das **Golde**-Gebiet hinein, setzten die Kriegs- und Raubzüge der Russen ein unbeabsichtigtes Ende. Da die kühn vordringenden russischen Eroberer weder selbst mit dem Anbau des Landes sich abgaben, noch für eine regelmässige Zufuhr von Lebensmitteln Sorge trugen, sondern ihren Unterhalt nur daher bezogen, dass sie die Dörfer und Aecker der Eingeborenen plünderten, so beschloss die chinesische Regierung, ihre ackerbauenden Völker vom Amur und unteren Sungari zurückzuziehen und dadurch die Russen dort gewissermaassen auszuhungern. Als Stepanof und Puschtschin im Frühling 1656 aus ihrer Winterfeste, Kossogirskoi Ostrog im Oltscha-Lande, wieder den Amur aufwärts fuhren, fanden sie die Djutscheren dort nicht mehr vor; eben so wenig am unteren Sungari: ihre Dörfer waren eingeäschert, ihre Felder unbestellt; kaum fanden sich einzelne Menschen — vermuthlich den Djutscheren dienstbar gewesene Golde — von welchen sie erfuhren, dass ein Abgesandter des chinesischen Kaisers, Namens Ssergudai, den Djutscheren den Befehl überbracht hatte, ihre Wohnsitze am Amur und unteren Sungari zu verlassen, die Häuser in Brand zu stecken, die Aecker zu verwüsten und an den Churcha, einen Nebenfluss des Sungari, überzusiedeln[1]). Diese Maassregel der chinesischen Regierung hatte in der That den Erfolg, dass der untere Amur und der Sungari von den russischen Freibeutern fortan nicht mehr heimgesucht wurden, allein sie schränkte zugleich die Ausbreitung der Mandshu (Djutscheren) ein und verwandelte weite, fruchtbare, angebaute Strecken am Amur und Sungari in Wüsteneien. Statt der ackerbauenden Djutscheren breiteten sich nun allmählich ichthyophage Golde am unteren Amur und Ussuri in dem von jenen verlassenen Gebiete aus. So stellte sich die durch die Djutscheren, wenn auch vielleicht niemals ganz unterbrochene Continuität in der Verbreitung der Golde am Amur und Ussuri wieder her; ja, so fassten sie auch Fuss am Sungari, an dem sie früher, wie es scheint, niemals heimisch gewesen sind. Die Nähe dort der Mandshu und Chinesen, besonders der letzteren, welche ihnen manche ihnen zum Bedürfniss gewordene Nahrungs- und Luxusartikel im Handel zutragen und denen sie sich auch möglichst zu assimiliren trachten, scheint sogar die Golde hauptsächlich an den Sungari gelockt zu haben, da sie dort gegenwärtig, den Nachrichten der Reisenden zufolge[2]), wenn auch auf das rechte Stromufer beschränkt, doch in verhältnissmässig ansehnlicher Zahl vorhanden zu sein scheinen. In dem ehemals von Djutscheren bewohnten Theile des Amur-Stromes hingegen traf ich, genau zwei Jahrhunderte nach ihrer Auswanderung, die Golde im Vergleich zu dem unterhalb Dondon gelegenen Gebiete und zum Ussuri nur in geringer Anzahl. Insbesondere überraschte es mich, an dem mächtigen, vielgetheilten, inselreichen Strome oberhalb der Ussuri-Mündung, wo er durch fruchtbare, am rechten Ufer hin und wieder von kleinen Gebirgen unterbrochenen Prairien hinfliesst, nur wenige und meist kleine Golde-Dörfer anzutreffen. Und obgleich die Insassen derselben ausschliesslich vom Fischfang leben, stösst man am Ufer des Stromes zuweilen noch auf einzelne Cerealienhalme. Das sind Thatsachen, die in den oben besprochenen Ereignissen der Völkerverbreitung in diesem Stromtheile ihre Erklärung finden.

---

[1]) **Du Halde**, Descr. de l'Emp. de la Chine, T. IV, p. 7.

[2]) Сказ. о вел. рѣкѣ Амурѣ, l. c.

[3]) **Klaproth**, Descript. de la Chine sous le règne de la dynastie Mongole, trad. du Persan de **Rachid-eddin**, Paris 1823, p. 28; desselben, Mém. relat. à l'Asie, Paris, T. I, 1824, p. 449; **Plath**, Die Völker der Mandschurey, Göttingen, 1830, I. Thl. p. 64; **Ritter**, Asien, Bd. II, p. 404, u. A. Uebrigens sprach sich schon **Witsen** (Noord en Oost Tartar. Ausg. 1692, 2. Thl. p. 103; Ausg. 1705, p. 266) ganz in diesem Sinne aus. Desgleichen **Gerbillon** (**Du Halde**, Descr. de l'Emp. de la Chine, Paris 1735, T. IV, p. 37) u. A.

---

[1]) Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 353. 356; Допол. къ актамъ историч. T. IV, стр. 82. Im Originalbericht Stepanof's, am letzteren Orte, wie bei Müller heisst der Fluss, an welchen die Djutscheren versetzt wurden, Kurga; es ist jedoch nicht schwer, in demselben den bei Ssan-ssin in den Sungari mündenden Churcha (chines. Mu-tuan) zu erkennen.

[2]) Maximowicz, Barabasch; s. oben, p. 29.

Nach all' dem Obigen wird man, glaube ich, den Schluss berechtigt finden, dass wie nahe auch die **Golde** und **Oltscha** einander dort stehen, wo sie seit Jahrhunderten unter gleichen Verhältnissen neben einander wohnen, und wie oft sie auch mit einander verwechselt worden, wir uns doch die Geschichte ihrer ursprünglichen Ausbreitung im Amur-Lande sehr verschieden zu denken haben. Denn während die **Oltscha** ehemalige Rennthiernomaden sind, die aus den westwärts gelegenen Gebirgen nach Verlust ihrer Rennthiere in das Amur-Thal niedergestiegen und zu Fischern geworden sind, hat die Verbreitung der **Golde** in das Amur-Land höchst wahrscheinlich von Süden her stattgefunden. Die nahe Verwandtschaft derselben mit den **Mandshu** lässt vermuthen, dass ihre Heimath derjenigen dieser letzteren benachbart war, also ebenfalls am Fusse des Schan-alin- oder Tschang-pe-schan-Gebirges lag, und dass während die **Mandshu** von dort aus in dem Flussgebiet des Sungari sich ausbreiteten, die **Golde** nach dem Ussuri hinabstiegen und diesen abwärts an den unteren Amur-Strom gelangten.

Von den drei noch übrigen Völkern des Amur-Landes, den **Negda**, **Samagirn** und **Kile** am Kur, fehlt es uns an allen historischen Nachrichten, um über etwaige Verschiebungen und Veränderungen ihrer Wohnsitze zu urtheilen. Da sie den Rennthier-**Tungusen** des Stanowoi-Gebirges näher wohnen und mit ihnen auch näher verwandt sind als die Amur-Stämme, so lässt sich wohl vermuthen, dass sie aus jenen Gebirgen des Festlandes, und zwar nachdem schon die **Oltscha** zum Amur-Strom ausgewandert waren, in die betreffenden Thäler des Amgunj, Gorin und Kur hinabgestiegen sind.

In den ältesten russischen Nachrichten werden die **Negda** nur schlechtweg als **Tungusen** vom Amgunj (Omut) bezeichnet[1]. Die erste Erwähnung ihres jetzt gebräuchlichen Namens, wenn auch in etwas anderer Form, finde ich im Bericht des Schiffslieutenants **Kosmin** über seine Arbeiten zur Aufnahme der Meeresküsten am Udj-Busen und auf den Schantaren. Da heisst es, der Priester **Djatschkovskij** habe, von seiner Amtsreise im Februar 1830 nach Udskoi Ostrog zurückgekehrt, erzählt, dass in Burukan bei der Ankunft russischer Leute das Gerücht sich verbreitet habe, ein russisches Schiff werde an die Tugur-Mündung kommen und alle umwohnenden Eingeborenen, wie **Giljaken**, «**Negedanzen**» u. s. w., müssten sich alsdann taufen lassen[2]. **Middendorff**, der die **Negda** am Nemilen aufsuchte, nennt sie «**Nigidal**» und «**Nigidaler**»[3], was aber, glaube ich, auch nur der Bezeichnung entnommen ist, welche die

---

[1] **Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 205. Siehe auch oben, p. 113.

[2] Отчетъ 3 ген. деп. о Шантарск. остр. въ 1829, 1830 и 1831 гг. (Зап. Гидрогр. Департ. Морск. Министер. Ч. IV, С. Петербургъ 1846, стр. 36).

[3] Bullet. de la cl. physico-mathém. de l'Acad. Imp. des sc. T. IV, p. 237; Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, Bd. IX, 2. Abthl. p. 621; Reise in den Norden u. Osten Sibir. Bd. IV, p. 1523 u. a. *Er schreibt* übrigens den Namen dieses Volkes auch «**Nigidahl**» und fügt hinzu, der Plural laute «**Nigidatter**».

Russen am Amur und in Udskoi Ostrog diesem Volke geben und welche «Neidalzy, Nigidalzy» und «Nischdalzy» lautet[1]). Schon diese Schwankungen der russischen Bezeichnung, Negedanzy und Nei- oder Nigidalzy, weisen darauf hin, dass das *l* nicht zum ursprünglichen Namen gehört, sondern nur russisches Anhängsel ist. Ein Mann dieses Volkes, den ich im Sommer 1855 im Dorfe Tyr am Amur traf, bezeichnete sich mir gegenüber als «Negda» vom «Amhun». Denselben Namen habe ich wiederholentlich im Amur-Lande brauchen hören, ohne mir freilich gegenwärtig über die einzelnen Fälle genauere Rechenschaft geben zu können. Auch Middendorff giebt endlich auf der von ihm meist nach chinesischen Angaben zusammengestellten, unedirt gebliebenen Karte («Erster Versuch einer hydrographischen Karte des Stanowoi-Gebirges und seiner Ausläufer zwischen dem 45. und 62. Grade n. Br.») den zum Theil von Negda bewohnten See Orell unter dem Namen «Negda-See» an[2]). Nach alledem scheint mir diese jedenfalls ursprünglichere Form vor der aus ihr abgeleiteten russischen Bezeichnung «Nigidalzen» und der von Middendorff gebrauchten «Nigidal» und «Nigidaler» den Vorzug zu verdienen. Fast möchte ich nach dem oben Angeführten glauben, dass «Negda» der Name ist, den sich das Volk selbst giebt, zumal ich mir sonst die Entstehung der russischen Bezeichnung gar nicht zu erklären weiss. Middendorff giebt freilich an, dass sie sich selbst «Ylkan» nennen[3]); sollte dies aber nicht vielleicht der Name sein, den ihnen ihre Nachbaren, die Tungusen am Tugur oder im Stanowoi-Gebirge geben? Der giljakische Name für die Negda lautet, wie ich mich durch wiederholte Nachfragen bei den Giljaken (z. B. Judin in Tebach u. a.) überzeugt habe, «Rhdy» und «Rhdyngus»[4]). Mit Hülfe desselben lässt sich, glaube ich, auch der Name dieses Volkes im Reisebericht Mamia Rinsô's wiedererkennen. Als der japanische Reisende im Dorfe Noteito unter Giljaken an der Westküste Sachalin's winterte (1809), wurden ihm verschiedene Völker genannt, die im Amur-Lande zusammenkämen, darunter auch die «Idà»[1]). Siebold versucht zwar diese Völkernamen zu deuten und thut es, wie wir oben sahen, zum Theil in der abenteuerlichsten Weise, indem er z. B. die Kordekke (Golde) für Korjaken hält, bei den Kiakkara (Orotschen) an die Bergkirgisen denkt [illegible] w., allein den Stamm der Idà weiss er dennoch in keiner Weise zu ermitteln[2]). Erwägt man aber, dass Mamia Rinsô seine Angaben von den Giljaken bezog und dass aus «Rhdy» im sachalinischen Dialekt des Giljakischen «Rhda» wird, so liegt es nahe, zumal bei der schnarrenden, etwas undeutlichen Aussprache des *r*, den Namen «Idà» nur für eine Entstellung von «Rhda» zu halten und ihn somit auf das Volk der Negda zu beziehen.

---

[1]) Unter dem ersteren Namen erwähnt ihrer namentlich Orlof, in seinem Bericht vom Jahre 1848 an die Hauptverwaltung der Russisch-Amerikanischen Compagnie über seine Fahrt zum Orte Burukan am Tugur, wo er in Gesellschaft vieler Tungusen auch 20 Personen beiderlei Geschlechts aus diesem am Amgunj wohnhaften Volke antraf (П. Тихменевъ, Истор. обозр. образ. Росс.-Америк. Комп. Ч. II, стр. 62, Прим.). Dieselbe Bezeichnung, «Neidalzy», findet sich beständig bei Boschnjak (Экспед. въ Приамурск. краѣ. — Морск. Сборн. 1859, № 2, Ч. неоф., стр. 332). Dem Namen «Nigidalzy» begegnet man z. B. in den Briefen des Erzpriesters (nachmaligen Erzbischofs von Jakutsk und noch späteren Metropolits von Moskau) Innokentij an den Metropolit Philaret, in denen er nach Berichten des Priesters von Udskoi Ostrog von der schon im Jahre 1845 erfolgten Bekehrung einiger Individuen sowohl dieses Volkes, als auch anderer Stämme des Amur-Landes zum Christenthum spricht (vrgl. Tichmenjef, l. c. p. 63). In Schtschurin's Artikel «О сообщ. пути изъ Никол. поста, что на р. Амурѣ, въ Якутск. Области» (Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ. Кн. III, 1857, Смѣсь, стр. 11) heisst das Volk «Nischdalzy», und derselbe Name findet sich in den von Romanof (Прис. Амура къ Россіи. — Русск. Слово, 1859, Іюнь, Отд. I, стр. 363) kurz reproducirten Angaben des Bauern Kudrjawzof oder Kudrjaschef, der in den Jahren 1818 und 1819 mit einigen Angehörigen dieses Volkes am Orte Burukan zusammentraf und an den Amgunj ging. Sollte aber «Нишдальцы» nicht bloss ein Druckfehler für «Нигидальцы» sein?

[2]) S. oben, p. 16. Näheres über diese Karte s. in Middendorff's Reise etc. Bd. IV, p. 142.

[3]) Reise etc. Bd. IV, p. 1524. A. a. O. sind auch die Namen angegeben, mit welchen die Negda verschiedene andere Völker bezeichnen; so sollen sie die russischen Tungusen «Dumgytkan», die Giljaken «Giljäkan», die Jakuten «Jôkon» nennen. Die letzteren Namen deuten jedenfalls auf russische Vermittelung hin.

[4]) Das *h* hinter dem *r* soll die schnarrende Aussprache des letzteren bezeichnen.

Neueren Datums noch als die Kenntniss der Negda ist diejenige der Samagirn vom Gorin. Als Middendorff die Negda am Nemilen besuchte, hörte er bloss von dem Volke der «Schamagren», das weit jenseits des Amgunj wohnen sollte, von welchem aber Einige alljährlich in Böten den Nemilen aufwärts bis nach Chamykan kämen; leider waren sie jedoch in dem Jahre (1844) nicht erschienen[3]). Erst als die Russen, zu Anfang der fünfziger Jahre, sich am unteren Amur festsetzten, lernte man auch die Samagirn kennen. Ich habe sie im Winter 1855 in ihren Wohnsitzen am Gorin aufgesucht, und mein Reisebericht[4]) enthält wohl die erste gedruckte, auf Autopsie beruhende Nachricht über dieselben. Der Name «Samagir» ist uns gleichwohl schon lange bekannt, da es nur ein tungusischer Geschlechtsname ist, der sich bei der weiten Verbreitung und Versprengung des Tungusen-Stammes auch an manchen anderen Orten wiederholt. So berichtete schon Pojarkof, dass er an der Dseja (im Winter 1644) einen «Schamagir»-Tungusen, Namens Topkuni, als Geissel eingezogen und über das Land ausgefragt habe[5]). Georgi zählt unter den Tungusen der Baunt-Gegend auch den «Tschamagir»- und unter den Bargusinischen den «Schamagir»-Stamm auf[6]); auch Radde wurde für die Bargusin-Gegend und die nördliche Angara der «Samagir»-Stamm angegeben[7]). Hier liegt also die Vermuthung nahe, dass es versprengte Glieder des tungusischen Samagir-Geschlechtes waren, wie man es noch in der Baikalgegend findet, die nach dem Verlust ihrer Rennthiere aus dem Stanowoi- oder dem Bureja-Gebirge nach dem Gorin hinabstiegen und dort den Grund zu dem jetzigen Samagir-Volke legten, das im Laufe der Zeit durch veränderte Lebensweise und durch Verkehr und Vermischung mit seinen jetzigen Nachbaren, den Golde, Oltscha und Negda, sowie in Folge mandshu-chinesischen Einflusses zu einem vom ursprünglichen nach Sprache und Sitte vielfach verschiedenen Gepräge gelangten. So lässt sich bei ihnen, gleich wie bei den **Oltscha**, aus dem Namen, den sie tragen, ein Stück ihrer Vergangenheit und Geschichte herleiten. Ob übrigens die **Samagirn** sich selbst in der Gesammtheit mit diesem Namen bezeichnen, habe ich von ihnen nicht erfahren können. Wahrscheinlich aber ist es wohl, da einerseits ihre nächsten Stammverwandten und Nachbaren, die **Negda**, mit denen sie in vielfachem Verkehr stehen, sie ebenfalls so nennen[1], und da ich sie andererseits auch von den **Chinesen** als «**Sama-kil**» habe bezeichnen hören. Durch Vermittelung der **Negda**, mit denen die Russen früher als mit den **Samagirn** in Berührung kamen, ist auch die russische Bezeichnung «**Samagirzy**» für das Volk am Gorin entstanden. Mit dem Obigen steht es nicht im Widerspruch, wenn die **Samagirn**, wie ich mich selbst überzeugt habe, Fremden gegenüber sich auch «**Kile**» nennen, da dies, wie oben ausführlich dargethan[2], der Collectivname ist, den ihnen, sowie den meisten anderen tungusischen Stämmen des unteren Amur-Landes, ja mitunter selbst den **Giljaken**, die **Chinesen** ertheilen. «**Kil**» lautet endlich auch der Name, den ich von den **Giljaken** für die **Samagirn** habe brauchen hören. Daher unterliegt es, glaube ich, kaum einem Zweifel, dass wenn **Mamia Rinsô** nach Angabe von **Sachalin-Giljaken** eines Volkes «**Kiren**» im Amur-Lande erwähnt[3], darunter die **Samagirn** zu verstehen sind, und keineswegs, wie **Siebold** meint[4], der Volksstamm, der den Landstrich «Kyrin-ula», also die Gegend von Girin am Sungari bewohnt.

---

[1]) Tô-tats ki ko (Siebold, Nippon, VII, p. 169).

[2]) L. c. p. 190.

[3]) Middendorff, Reisebericht (Bulletin de la classe physico-math. de l'Acad. Impér. des sc. T. IV, p. 238; Beiträge zur Kenntn. des Russ. Reichs, Bd. IX, 2. Abthl. p. 622); desselben, Reise etc. Bd. IV, p. 1536.

[4]) Datirt vom 7. Mai 1855; s. Bull. de la cl. physico-math. de l'Acad. Imp. des sc. T. XIV, p. 180; Mél. phys. et chim. T. II, p. 482.

[5]) Дополн. къ актамъ историч. Т. III, стр. 52, 53.

[6]) J. G. Georgi, Bemerk. einer Reise im Russisch. Reich, im Jahre 1772, St. Petersburg 1775, Bd. I, p. 243.

[7]) G. Radde, Bericht über Reisen im Süden von Ost-Sibirien (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, Bd. XXIII, p. 233, Anmerk.); desselben, Озеро Байкалъ (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. XXI, 1857, Отд. II, стр. 145).

Was endlich die **Kile** am Kur betrifft, so ist oben schon erwähnt worden, dass die erste Kunde von ihnen erst seit meiner Reise stammt, obgleich ich sie selbst auch nicht besucht habe, sowie dass uns sogar der richtige Name derselben bisher noch unbekannt ist, da «**Kile**» nur ein bei den **Chinesen** und demzufolge auch bei den **Golde** u. a. gebräuchlicher Collectivname für verschiedene tungusische Völker des unteren Amur-Landes ist[5]. Wie schon die jetzigen Wohnsitze dieses Volkes am Kur, dessen Quellen im Wanda-Gebirge, einem Zweige des Bureja-Gebirges, liegen, vermuthen lassen, sind es wahrscheinlich wohl Jäger und vielleicht ehemalige Rennthiernomaden dieser Gebirge gewesen, die sich als Fischer am Kur niederliessen und diesen Fluss abwärts bis zum Amur ausbreiteten. Während aber die veränderte Lebensweise, der Handel und Verkehr mit den **Golde** und **Chinesen** ihnen im Laufe der Zeit ein wesentlich anderes und mehr oder weniger eigenthümliches Gepräge verleihen mussten, blieben sie mit ihrer Jagd, die ihnen die nothwendigen Handelsmittel liefert, auf jene Gebirge angewiesen, wo sie mit **Biraren**, gewiss ihren nächsten Stammverwandten, und bei weiteren Streifzügen mit **Manägirn**, ja auch mit russischen Rennthier-**Tungusen** zusammenstossen mussten, von denen allen sie auf den ersten Blick schwer zu unterscheiden sein dürften. Ich kann mich daher der Vermuthung nicht entschlagen, dass wenn **Middendorff** unter den **Buralen** (**Biraren**) an der Bureja einen antraf, der sich als «**Guragr**» bekannte[6], dies ein **Kile** vom Kur war. Denn bei dem so häufig vorkommenden Auslaut der tungusischen Geschlechtsnamen auf «gir», wäre «Kuragir», und bei härterer Aussprache «Guragir», gerade die Bezeichnung, welche man für die Anwohner des Kur zu erwarten hätte. Bemerkt aber Middendorff an einem anderen Orte[1]), anknüpfend an die von Milowanof erwähnten Birar-Tungusen am oberen Ssilimdshi[2]), es seien «richtiger vielleicht Guragr, die zum Stamme der Manegir gehören», so steht dies bei der allgemeinen nahen Verwandtschaft aller dieser Stämme untereinander und der noch so sehr geringen Kenntniss derselben, zumal der sogen. «Guragr», jener Vermuthung vor der Hand nicht im Wege.

---

[1] **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 1524.

[2] S. oben, p. 102 ff.

[3] Tô-tats ki ko (**Siebold**, Nippon, VII, p. 169).

[4] L. c. p. 199.

[5] S. oben, p. 34 und 102 ff.

[6] **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 1508.

Weit mehr Verschiebungen in den Verbreitungsgebieten der Völker als am unteren Amur-Strome haben in den letzten Jahrhunderten, so weit uns historische Nachrichten vorliegen, im oberen Amur-Lande stattgefunden. Und dies aus dem Grunde, weil das obere Amur-Land in viel höherem Grade sowohl von den Angriffen und Verheerungen der russischen Kosaken- und Freibeuterschaaren, wie von den zur Abwehr derselben chinesischerseits ergriffenen Maassregeln betroffen wurde. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur die Völkervertheilung, welche die Russen auf ihren ersten Zügen im oberen Amur-Lande antrafen, mit derjenigen zu vergleichen, welche wir, wie oben geschildert, zwei Jahrhunderte später daselbst vorfanden.

Geht man den Amur von der Sungari-Mündung aufwärts, so ist hier zunächst eines Volkes zu erwähnen, welches den russischen Berichten zufolge im XVII. Jahrhundert um den das Bureja-Gebirge durchbrechenden Theil des Stromes, sesshaft war, und dessen Spur sich gegenwärtig weder dort, noch anderswo mit Sicherheit auffinden lässt. Es sind dies die **Goguli**. So nennt sie Chabarof, der auf seinem Zuge stromabwärts im Jahre 1651 ihre Dörfer am Amur, im Gebirge wie ober- und unterhalb desselben antraf[3]). Jetzt breitet sich, wie wir sahen, unterhalb des Gebirges eine unbewohnte Prairie aus, auf welcher nur zeitweise, zum Fischfang einige wenige halbnomadische Golde vom Sungari sich einfinden; im Gebirge aber und oberhalb desselben am Amur wohnen nur spärliche Biraren.

Was waren nun die Gogulen und wo sind sie geblieben? Der Uebersetzer und Ergänzer von Ritter's Asien, Hr. Ssemenof, meint, dass es dasselbe Volk sein könnte, welches man später unter dem Namen Golde kennen gelernt hat[4]). Dieser Vermuthung, die nur auf einer entfernten Lautähnlichkeit der betreffenden Namen beruht, kann ich jedoch keineswegs beistimmen. Chabarof lernte auf seinem Weiterzuge die Golde (bei ihm Atschanen)[5]) selbst kennen, aber nicht eher, als nachdem er durch das ganze Gebiet der Djutscheren, d. i. von der Sungari-Mündung ab noch 7 bis 8 Tagereisen den Amur abwärts gegangen war. Erst nachdem die Djutscheren, wie oben erwähnt, auf Geheiss der chinesischen Regierung ihre Sitze am Amur und unteren Sungari verlassen mussten, konnten die Golde sich auch westwärts von der Ussuri-Mündung und bis in den Sungari hinein ausbreiten, aber die Mündung des letztgenannten Stromes am Amur zu überschreiten, blieb ihnen auch in der Folgezeit untersagt[1]). Und gleichwie nach ihren Wohnsitzen, könnten die Gogulen auch nach dem, was sich aus Chabarof's Bericht über ihre Lebensweise entnehmen lässt, unmöglich Golde gewesen sein. Denn diese waren damals, wie sie es auch noch sind, ausschliesslich Fischer; von den Gogulen aber heisst es, dass sie gleich den Djutscheren von Ackerbau und Viehzucht lebten und sich von den letzteren vornehmlich nur dadurch unterschieden, dass ihre Dörfer viel kleiner waren, indem sie in der Regel nicht über 10 Häuser enthielten, während diejenigen der Djutscheren deren 60 bis 80 zählten.

---

[1]) Reise etc. Bd. IV, p. 167.

[2]) S. oben, p. 38.

[3]) Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 320; Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 364.

[4]) Землевѣд. Азіи К. Риттера. Перев. съ дополн. составл. П. Семеновымъ, Т. I, С. Петербургъ 1856, стр. 187, Прим. (***).

[5]) S. oben, p. 100, 112 ff.

Schon aus diesem letzteren und mehr noch aus einem anderen Grunde, den ich sogleich anführen will, möchte ich mir über die Nationalität der Gogulen eine andere Vermuthung erlauben. Es ist bemerkenswerth, dass Chabarof der einzige ist, der eines Volkes dieses Namens erwähnt. Weder vor, noch nach ihm ist von einem solchen die Rede. Sein Vorgänger am Amur, Pojarkof, nennt nur ein Dorf Goguli, das am Einfluss des Ssilimdshi in die Dseja lag und in welchem eine kleine daurische Festung sich befand[2]). In dem Stromtheile, in welchem nach Chabarof die Gogulen sassen, lässt Pojarkof, und zwar schon von der Dseja ab, die Djutscheren wohnen. Während also Chabarof diese beiden Völker von einander unterscheidet und die Sungari-Mündung als Grenze ihrer respectiven Wohngebiete angiebt, fasst Pojarkof sie unter dem gemeinsamen Namen Djutscheren zusammen. Wer von ihnen mehr Recht hatte, müssen wir dahingestellt sein lassen. So viel scheint mir aber aus dem Gesagten als wahrscheinlich hervorzugehen, dass es jedenfalls nahe verwandte, vielleicht nur dialektisch leicht von einander verschiedene Stämme des Mandshu-Volkes waren, so dass man die Gogulen auch als Djutscheren von oberhalb der Sungari-Mündung bezeichnen könnte, gleichwie wir z. B. unter den Golde nach dialektischer Verschiedenheit obere und untere oder Golde von ober- und von unterhalb des Geong-Gebirges unterschieden haben. Ferner wird es alsdann wahrscheinlich, dass, als die Djutscheren chinesischerseits den Befehl erhielten, ihre Wohnsitze am Amur zu verlassen und nach dem Sungari-Lande überzusiedeln, dieses Gebot auch auf ihre oberhalb des Sungari am Amur wohnhaften Vettern, die Gogulen sich erstreckte, indem es der mandshu-chinesischen Regierung darauf ankam, ihre Hauptsitze am Sungari den Russen durch Entvölkerung der Amur-Ufer möglichst unzugänglich zu machen. Aus diesem Grunde wurde von ihr die gleich oberhalb der Sungari-Mündung am Amur gelegene Gegend auch später in ganz unbevölkertem Zustande erhalten. So verschwanden gleich den Djutscheren auch die Gogulen vom Amur-Strome: wo vor zwei Jahrhunderten ihre Dörfer und Aecker lagen, breitet sich jetzt unterhalb des Bureja-Gebirges eine öde, unbetretene, hochgrasige Prairie aus, und nur in den Theil ihres ehemaligen Gebietes, der im Gebirge selbst und oberhalb desselben lag, sind — dem Einzuge der **Golde** in das von den **Djutscheren** verlassene Gebiet analog — spärliche, halb nomadische, halb sesshafte **Biraren** eingerückt.

---

[1]) S. oben, p. 28, 33. Auch die wenigen Golde, die man zeitweise oberhalb der Sungari-Mündung am Amur antrifft, kommen dahin nicht diesen Strom aufwärts, sondern indem sie vom Sungari mit Lastpferden über die Prairie ziehen.

[2]) Дополн. къ актамъ истор. T. III, стр. 31.

Oberhalb der **Gogulen** breitete sich zur Zeit der ersten russischen Invasion im XVII. Jahrhundert am Amur und seinen grösseren Neben- und Quellflüssen das Land der **Dauren** aus. So viel ich weiss, findet sich die erste gedruckte Erwähnung dieses Namens auf **Witsen's** oben besprochener Karte vom Jahre 1687 [1]), auf welcher das obere Amur-Land die Aufschrift «**Dauria**» trägt, sowie in seinem bald darauf erschienenen Werke «Noord en Oost Tartarye», in welchem der **Dauren** unter, verschiedentlicher Abänderung dieses Namens, wie «**Daurianen, Dauhri, Daori**», oder zuweilen — da **Witsen's** Mittheilungen hauptsächlich russische Nachrichten und Erzählungen zu Grunde lagen — mit deutlich erkennbarer Anlehnung an die russische Form, wie «**Daoertzen, Doursky** und **Dawersky** Volk» u. dgl., Erwähnung geschieht [2]). Zum Theil dieselben und zum Theil noch andere Versionen dieses Namens kommen auch bei den späteren Schriftstellern und Reisenden vor. So bemerkt **Ysbrants Ides**, der im Jahre 1693 auf seiner Reise nach Peking das ganze sogenannte daurische Land südlich vom Amur durchzog, dass die Bewohner desselben «**Daori**» oder in alter Sprache «**Dauri**» heissen [3]), nennt sie aber an anderen Stellen seines Werkes, offenbar nach russischer Version, auch «**Daorzi**» und «**Daourzen**» [4]). Bei den alten Jesuiten-Missionären heissen sie «**Tagouri**» [5]); auf der **Grosier's** Werk über China [6]) begleitenden Karte «**Tahuri**». **Pallas** nennt sie mit dem Namen, den ihnen die heutigen **Tungusen** in Daurien geben sollen, «**Daguren**» [7]), und unter demselben Namen werden sie auch in einer russischen, über die Nertschinsker Berg- und Hüttenwerke handelnden Schrift vom Jahre 1780 angeführt [8]). Nach **Ritter** werden in der chinesischen Reichsgeographie der **Tai-Tsing** vom Jahre 1818 unter den Völkern des Departements He-long-kiang (Amur) auch die «**Dachor**» aufgezählt [9]). Aus derselben Quelle führt sie **Pauthier** [10]) unter dem chinesischer lautenden Namen «Ta-hou-eurh» an. «Dachur» soll endlich nach **Klaproth** der Name sein, unter welchem dies Volk in einer chinesischen Beschreibung Russlands angeführt wird[1], und denselben Namen trägt es auch in **Iakinf's** Beschreibung des Chinesischen Reiches[2]). Man sieht, es sind nur Versionen eines und desselben Namens. Und zwar ist dies der Name, den sie sich selbst geben: «Dauoro» nannten sie sich mir gegenüber[3]); «Dauor» oder «Dahor» giebt **Maack** als ihre Bezeichnung für sich selbst an[4]), und «Dahur» würde dieselbe nach den Angaben des Archimandrits **Palladij** lauten[5]). Doch getraue ich mir keineswegs, irgend welche Ansicht hinsichtlich der Etymologie dieses Namens auszusprechen[6]).

---

[1]) Karte van het Noorder- en Ooster-Deel van Asia en Europa etc.

[2]) So z. B. Ausg. 1692, 2. Thl. p. 27 ff., 31 ff., 520, 529; Ausg. 1705, p. 64 ff., 95 ff., 92, 838, 847 u. a. m.

[3]) Driejaarige Reize naar China, Amsterdam 1704, p. 70.

[4]) L. c. p. 129.

[5]) **Du Halde**, Descript. de l'Emp. de la Chine, T. IV, p. 15; **d'Anville**, Nouv. Atlas de la Chine, La Haye, 1737, Pl. № 1 et 18. Der Pater **Gerbillon** macht auch die Bemerkung, dass das Land der **Solon** von den Russen «**Dauvré**» genannt werde, was jedoch eher der Name des Volkes als des Landes sei (Du Halde, l. c. p. 36).

[6]) Descript. génér. de la Chine, Paris 1787, T. I. Im Texte dieses Werkes (p. 148 ff.) werden die **Dauren** auch «**Tagouri**» genannt.

[7]) Reise durch verschiedene Prov. des Russ. Reiches, St. Petersburg, Bd. III, 1776, p. 238, 420.

[8]) In deutscher Uebersetzung in **Pallas'** Neuen Nord. Beyträgen, Bd. IV, 1783, p. 200.

[9]) **Ritter**, Die Erdkunde von Asien, Bd. III, p. 442.

[10]) Chine moderne, ou descript. hist., géogr. et littér. de ce vaste empire, 1^re partie, Paris 1853, p. 168.

Die erste Kunde von den **Dauren** kam den Russen, noch bevor sie das Amur-Land betraten, fast gleichzeitig von zwei verschiedenen Seiten zu. Im Jahre 1639 hörten nämlich Tomskische Kosaken, die an der Mündung des Flusses Ulja in das Ochotskische Meer winterten, von herangewanderten **Udj-Tungusen**, dass sie mit einem Volke Handel trieben, welches an den Flüssen Tschia (Dseja) und Ssilkar (Schilka und oberem Amur) seine beständigen Wohnsitze habe und von Ackerbau lebe, und dem sie ihre Zobel gegen Getreide vertauschten[7]). Zwar wird der Name des Volkes in dieser Nachricht nicht genannt[8]), allein aus den Angaben erhellt zur Genüge, dass damit die **Dauren** gemeint waren. Andererseits erfuhr der Jenisseiskische Kosakenanführer Maxim **Perfiljef**, als er in den Jahren 1639 und 1640 den Witim und seinen Nebenfluss Zypir (Zipa) aufwärts ging, von den dortigen **Tungusen**, dass am oberen Witim von der Einmündung der Karga in denselben bis zum See Jerawna, so wie längs der Schilka bis zu deren Mündung, d. i. also wohl am oberen Amur bis zum Sungari, das Volk der **Dauren** wohne, welches von Ackerbau und Viehzucht lebe, Silbererze schmelze und mit den **Chinesen** grossen Handel betreibe, indem es von ihnen gegen Zobelfelle seidene Zeuge und mancherlei andere Waaren beziehe[9]). Vier Jahre später, auf **Pojarkof's** Zuge an den Amur, fand an der Dseja die erste Berührung zwischen den Russen und den **Dauren** statt, die anfangs zwar friedlich vor sich ging, bald aber jene blutigen und für die **Dauren** verheerenden Kämpfe nach sich zog, welche aus der Geschichte des Amur-Landes hinlänglich bekannt sind. Ungleich ihrer jetzigen zerstreuten Verbreitung, nahmen die **Dauren** damals ein weites, zusammenhängendes Gebiet ein, das den oberen Amur und seine Nebenflüsse, Dseja, Komar u. a. umfasste, längs seinen Quellflüssen, der Schilka und dem Argunj, weit hinauf reichte und ostwärts vom letzteren bis an den Nonni und seine Zuflüsse sich erstreckte. An der Dseja traf Pojarkof, stromabwärts gehend, die ersten Dauren an der Mündung des Umlekan[1]. Ohne Zweifel zogen sie schon damals, Handel treibend, längs der Dseja und ihrem Hauptzuflusse, dem Ssilimdshi, wie an anderen nördlichen Zuflüssen des oberen Amur-Stromes auch weiter zu den Tungusen hinauf, zumal sie von ihnen die zum Handel mit den Chinesen so unumgänglichen Zobelfelle erhielten; vom Umlekan ab aber sassen sie an der Dseja und weiterhin am Amur in zahlreichen und grossen Dorfschaften, mit verschiedenartigem Feld- und Gemüsebau[2] wie mit Viehzucht beschäftigt, ihre Häuptlinge oder Fürsten auch in kleinen, von Holzwerken, Erdwällen und Gräben geschützten Festungen, welche Chabarof in seinem Berichte sogar Städte nennt[3], und die von den Dauren ursprünglich zur Vertheidigung gegen die mit der Eroberung China's auch nach dieser Seite hin sich ausbreitende Macht der Mandshu erbaut worden waren[4]. Am Amur unterhalb der Dseja erstreckten sich die Dauren bis in die Nähe des Burreja-Gebirges, wo nach Chabarof das Gebiet der Gogulen begann. Hier waren sie aber schon damals mit Mandshu untermischt, die Pojarkof schlechtweg Djutscheren nennt[5], wie auch die Anwohner des Amur-Stromes unterhalb der Sungari-Mündung, während Chabarof diesen Namen, wie wir oben sahen, nur den letzteren ertheilt. Einen dieser Mandshu traf Pojarkof schon an der Dseja: es war, wie er ihn nennt, der Djutscheren-Fürst Tschinega, der ihn in seinem Winterquartier an der Umlekan-Mündung aufsuchte[6] — vermuthlich ein Mandshu-Beamter, der sich behufs der Tributerhebung unter den dortigen Dauren aufhielt. Oberhalb der Dseja-Mündung am Amur lag reines, wenn auch ebenfalls der mandshu-chinesischen Regierung tributpflichtiges Dauren-Land. Dort sass eine zahlreiche Bevölkerung und befanden sich auch die meisten daurischen Festungen, unter ihnen auch diejenigen des Fürsten Lavkai, von dessen Reichthümern die Russen schon durch die Witim-Tungusen gehört hatten. Besonders waren von den Dauren auch die Mündungen der Nebenflüsse des Amur besetzt, da diese ihnen die besten Wege darboten, um zu den in den Verzweigungen des Stanowoi-Gebirges umherstreifenden tungusischen Völkern zu gelangen und sich durch Tauschhandel in den Besitz ihrer Jagdausbeute an Zobeln u. dgl. zu setzen. Der grösste der hier zum Amur mündenden Flüsse, der Komar, scheint damals sogar in seinem ganzen Laufe oder wenigstens bis hoch hinauf von den Dauren bewohnt gewesen zu sein[7], — ein Umstand, der wohl auch für die

---

[1] **Klaproth** schreibt französisch «Dakhours» (Descr. de la Russie trad. du Chinois. — Mém. relat. à l'Asie, T. I, 1824, p. 93, 94).

[2] **Іакинѳъ**, Статист. опис. Китайск. Имп. С. Петерб. 1842, Ч. II, стр. 12.

[3] S. meinen Reisebericht (Bull. de la cl. physico-math. de l'Acad. Imp. des sc. T. XV, p. 246; Mél. russes tirés du Bull. T. III, p. 334).

[4] **Маакъ**, Путеш. на Амуръ, стр. 251.

[5] **Палладій**, Дорожн. замѣтки и пр. (Зап. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. Т. IV, 1871, стр. 418).

[6] Nur beiläufig die Bemerkung, dass **Witsen** diesen Namen aus dem Mongolischen herleitete, indem «daur» mongolisch «Grenze» und «Dauria» also das «Grenzland» bedeuten sollte (Noord en Oost Tartarye, 1705, p. 88). Nach **Klaproth** (Asia polygl. p. 273) heisst aber die Grenze im Mongolischen «zacha».

[7] **Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 293.

[8] Die betreffende Angabe bei **Ritter** (Asien, Bd. I, p. 602), der dies übersehen, wäre demgemäss zu berichtigen.

[9] **Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 296; **Fischer**, Sibir. Gesch. I. Thl. p. 326; s. auch oben, p. 99.

---

[1] Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 298; Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 32.

[2] Pojarkof nennt sechserlei Feldfrüchte, welche die Dauren an der Dseja und am Amur bauten: Gerste, Hafer, Hirse, Buchweizen, Erbsen und Hanf, und als Gemüse und Gartenfrüchte: Gurken, Mohn, Bohnen, Knoblauch, Aepfel, Birnen, Wallnüsse und Haselnüsse (Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 33). Müller (l. c. p. 301) erwähnt der Birnen und Wallnüsse nicht.

[3] Müller, l. c. p. 300; Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 330 и слѣд. Die daurische Festung, die an der Mündung des Ssilimdshi in die Dseja lag, trägt bei Müller (l. c. p. 300) und bei Fischer (Sibir. Gesch. 2. Thl. p. 783; desgl. seine Karte: Veter. Sibir. Tab. II) den Namen «Moldikitschid», während sie in Pojarkof's Originalbericht «Moldykiditsch» heisst (Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 33).

[4] Müller, l. c. p. 313.

[5] Müller, l. c. p. 302; Дополн. и пр. l. c. p. 53.

[6] Müller, l. c. p. 299; Дополн. и пр. l. c. p. 52.

[7] Сказан. о велик. рѣкѣ Амурѣ и пр. (Спасскiй, Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. 1853, Отд. II, стр. 18).

Russen maassgebend war, um an der Mündung desselben eine Festung zu errichten (Komarskoi Ostrog), die zur Zeit ihrer Kämpfe mit den Dauren und ihren damaligen Oberherren, den Mandshu-Chinesen, neben Albasin eine Hauptrolle spielte[1]).

Noch weiter den Amur hinauf, an seinen Quellflüssen, der Schilka und dem Argunj, waren die Dauren zu jener Zeit ebenfalls heimisch, und bekanntlich hat dieses Land, trotzdem es später seiner daurischen Bevölkerung vollkommen verlustig gegangen, den Namen Daurien bis auf den heutigen Tag beibehalten. Dort hatten sich die Dauren, dank ihrer grösseren Entfernung von den Hauptsitzen der Mandshu, unabhängiger von diesen zu erhalten vermocht, ja dorthin waren, um der sich ausbreitenden Macht der Mandshu zu entgehen, auch manche ihrer Landsleute aus den südlicheren und östlicheren Theilen ihres Gebietes geflüchtet, wie z. B. der Fürst Gantimur, der aus diesem Grunde seine Heimath am Nonni-Fluss verlassen und sich mit seinem ganzen Gefolge an der Nertscha niedergelassen hatte[2]). Wie weit das Gebiet der Dauren an den Quellflüssen des Amur reichte, lässt sich nicht genau ermitteln; gewiss ist, dass sie im Norden und Westen noch an den Zuflüssen der Schilka von u[illegible]streifenden Tungusen, im Süden von mongolischen Völkerschaften umgeben waren. Schwieriger noch ist die Frage, bis in welche Zeit die Ansässigkeit der Dauren an den Quellflüssen des Amur-Stromes zurückreicht? und ob und in wie weit die zahlreichen Spuren alter Cultur, die man in Daurien und Transbaikalien findet, Reste ehemaliger Bewässerungskanäle, Gräben und Rinnen auf den Feldern, eiserne, gegossene (nicht geschmiedete) Pflugscharen, kupferne und eiserne Waffen, Steigbügel und anderes Geräth, Steingräber, alte Schmelzheerde, Schürfe, Schlackenhalden u. dgl. m., auf die Dauren zurückzuführen sind? Ohne diese Fragen, über die verschiedene und zum Theil recht unklare und verworrene Ansichten geäussert worden, definitiv beantworten zu wollen, möchte ich hier auf einige Umstände aufmerksam machen, welche zu einer anderen Lösung derselben nöthigen dürften.

Es fehlt nicht an älteren und neueren Geographen, welche alle Spuren alten Feld- und Bergbaues in Transbaikalien und Daurien schlechtweg einem Volke und zwar den Dauren zuschreiben. So spricht schon Georgi in seiner Reisebeschreibung die Ansicht aus, dass die alten Barguten, welche die Sage als Urheber der zahlreichen Spuren alten Ackerbaues bezeichnet, die man am Bargusin, an seinen Zuflüssen und nordwärts bis zur oberen Angara hinauf findet, vermuthlich ein und dasselbe Volk mit den Dauren gewesen seien[3]). Ebenso hält in neuerer

---

In dem von Gerbillon wiedergegebenen Schreiben, das die zum Abschluss eines Friedens mit den Russen abgesandten chinesischen Mandarine im Jahre 1688 an die russischen Bevollmächtigten richteten, ist von dem Lande der »Humaris« die Rede, in welches die Russen von Albasin (Yaksa) aus eingefallen waren (Du Halde, Descript. de l'Emp. de la Chine, T. IV, p. 121). Demzufolge findet man auf d'Anville's Karte der Chinesischen Tartarei (Nouv. Atlas de la Chine, Pl. 10) längs dem Humari-bira (Chumar, Komar) das Volk der »Humaris« angegeben, — eine Angabe, welche sich auch auf der Karte zu Grosier's »Descr. génér. de la Chine« wiederholt und die nur auf die Komar-Dauren Bezug haben kann.

[1] Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 329.

[2] Fischer, Sibir. Gesch. Thl. II, p. 771, 772. Vergl. auch Ritter, Erdk. von Asien, Bd. I, p. 610.

[3] J. G. Georgi, Bemerk. einer Reise im Russ. Reich, im Jahre 1772, Bd. I, p. 127, 128. Lopatin ([illegible]

Zeit **Hagemeister** auf Grundlage jener Spuren von altem Feld- und Bergbau, welche man allenthalben in Transbaikalien zerstreut findet und die er den **Dauren** zuschreibt, diese für die Aborigenen des Landes[1]). Viel wahrscheinlicher ist jedoch die Ansicht **Ritter's**, welcher zufolge die **Barguten** nicht **Dauren**, sondern **Burjaten** und zwar aus dem Stamme der **Barga-Burjat** (**Bargut-Buriat** der chinesischen Reichsgeographie) waren, einem Stamme, der noch heute das Land im Norden des Baikal-Sees bis an die obere Lena bewohnt[2]). Damit fiele denn auch jeglicher Grund fort, eine ehemalige Verbreitung der **Dauren** über das Stromsystem des Amur hinaus bis zum Baikal-See anzunehmen, und nur die ostwärts vom Scheidegebirge, in dem noch heutzutage sogenannten Daurien sich findenden Spuren ehemaliger Cultur liessen sich eventuell noch den **Dauren** zuschreiben. Mit den Resten ehemaligen Bergbaues, den alten Schürfen, Schmelzöfen, Schlackenhalden u. dgl., geschah und geschieht dies in der That, ja es scheint die Ansicht, dass sie daurischen Ursprungs seien, noch immer die gangbarste zu sein. **Georgi** spricht sich wiederholentlich dahin aus, dass die **Dauren**, die alten Insassen des nach ihnen benannten Landes, dort auch Bergbau trieben, bis sie, in Folge der Besitznahme ihres Landes durch die Russen, dasselbe freiwillig verliessen und in's Chinesische Reich zogen, worauf auch ihr Berg- und Schmelzwesen vergessen ward[3]). **Ritter** ist offenbar derselben Ansicht, wenn er die **Dauren** «ein friedliches, bergmännisch nicht ungeübtes Culturvolk» nennt, «das vor den ersten rohen Entdeckern, den Kosakencommando's **Chabarof's** und s[illegible]achfolger, aus [illegible]inen Erzgebirgen fast ohne Gegenwehr zurückwich und eine fast men- [illegible]e Einöde zurückliess, die von dem nunmehr russischen Bergbau zum zweiten Mal hie

---

отчетъ о древностяхъ Витимской Экспедиціи. — Зап. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Т. IX, X, стр. 300), der 1863 einige der alten Grabmaler um Bargusinsk untersuchte, giebt ebenfalls an, dass man dort gegenwartig das Volk, dem sie angehorten, **Barguten** nenne. Nach **Kehlberg** (Полезн. поля въ Забайк. краѣ. — Зап. Русск. Геогр. Общ. 1861, Кн. I, Отд. Изслѣд. и Матер., стр. 182) werden dort hingegen die alten Irrigationskanale stets «chinesische» genannt.

[1]) **Ю. Гагемейстеръ**, Статистич. обозр. Сибири, составл. по Высоч. Е. И. В. повелѣнію при Сибирскомъ комит. С. Петербургъ 1854, Ч. II, стр. 23. **Pawlutzkij** (Краткое описаніе такъ называем. Чудскихъ древностей и пр. — Зап. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Кн. IX и X, Иркутскъ 1867, стр. 180) meint hingegen, dass wenn diese Ansicht überhaupt richtig sei, doch immer nur die Reste ehemaliger fester Ansiedelungen (Städte), alter Grabhügel und Gräber den **Dauren** zugeschrieben werden könnten, keineswegs aber auch die Bergwerksreste, da die in denselben sich findenden Gegenstände auf ein viel höheres Alter hinweisen.

[2]) **Ritter**, Asien, Bd. II, p. 116. Ueber die **Barga-Burjat** vergl. auch **Klaproth**, Asia polyglotta, p. 270.

Eine ganz abweichende, aber zugleich auch ganz unhaltbare Ansicht über den Ursprung der bei Bargusinsk sich findenden Spuren alten Ackerbaues sprach **Spasskij** (Забайк. Тунгусы. — Сибирск. Вѣстн. С. Петерб. Ч. XVIII, 1822, Отд. II, стр. 28) aus: er meinte, dass sie weder von den Vorfahren der **Tungusen**, noch von denen irgend eines anderen sibirischen Volkes, sondern wahrscheinlich von den zuerst hingekommenen Russen herrühren dürften.

[3]) J. G. **Georgi**, Bemerk. einer Reise im Russ. Reich. im Jahre 1722, St. Petersb. 1775, Bd. I, p. 106, 118; desselben, Geograph.-physik. u. naturhist. Beschreib. des Russ. Reichs, Thl. I, Königsberg 1797, p. 222. An. aa. Oo. heisst es zwar, dass die alten Insassen Daurien's auch «**Dutscheren**, **Bogdani** und **Bogdochani**» genannt wurden, doch hält **Georgi** alle diese Bezeichnungen für identisch unter einander und mit den **Dauren** und **Mandshuren** — indem «**Bogdani** und **Bogdochani**» nur verschiedene Benennungen für die **Mandshuren**, die «**Dutscheren**» nur ein Stamm der ehemaligen **Dauren** oder **Mandshuren** seien — und bleibt daher schliesslich für die Urheber jener Bergarbeiten bei dem Namen **Dauren** stehen.

und da colonisirt wurde»[1]). Ich kann jedoch diese Ansicht keineswegs theilen, sondern bin vielmehr der Meinung, dass die Dauren zu der Zeit, welche der russischen Invasion unmittelbar vorausging, keinen Bergbau betrieben, und dass die Reste alter Berg- und Schmelzwerke in Daurien aus älterer Zeit und von einem anderen Volke, vermuthlich von den alten Jutschi, Njutschi oder Dshurdschi herrühren, die im XII. Jahrhundert unter dem Namen Kin eine zeitweise Herrschaft über das Chinesische Reich gewannen.

Forscht man nach, worauf jene Ansicht beruhen könnte, so erweist sich als einzige Nachricht der Art jene mehrfach erwähnte Erzählung der Witim-Tungusen, durch welche den Russen die erste Kunde von den Dauren kam, und zwar als von einem reichen Volke, das in seinem Lande an der Schilka verschiedentliche Erze, Kupfer-, Blei- und Silbererze habe, dieselben schmelze und gegen Zobel zu verhandeln pflege. Indem Fischer in seiner Sibirischen Geschichte diese Nachricht wiedergab, glaubte er dieselbe auf die Dauren am Argunj beziehen zu müssen[2]), da es dort bekanntlich Reste alter Berg- und Schmelzwerke gab und Gmelin daselbst Kupfer- und Bleierze gefunden hatte. Aber wie bewährte sich die Erzählung der Witim-Tungusen? Bekanntlich gab sie mit Veranlassung zum ersten Vordringen der Russen in das Amur-Land: jenes Volk, von dem sie handelte, aufzusuchen, es mit Tribut für die russische Krone zu belegen, die Silber-, Kupfer- und Bleierze auszukundschaften und an den Punkten, wo sie sich befinden, Festungen zu errichten, war dem Anführer der ersten Expedition, Wassilij Pojarkof, vom Wojewoden von Jakutsk, Peter Golowin, direkt vorgeschrieben[3]). Und je verlockender den Kosaken und Freibeutern selbst die Aussicht auf die schätzbaren Metalle, besonders auf das Silber war, um so eifriger forschten sie denselben nach. Aber weder stiessen sie selbst auf die Erze, noch erhielten sie von den Eingeborenen, trotz vielfacher Nachfragen und nicht selten auch gewaltsamer, inquisitorischer Verhöre, eine ihr Vorkommen bestätigende Angabe. Vielmehr hiess es immer und immer wieder[4]), dass es weder an der Schilka und Dseja, noch am Sungari und Amur, noch auch an irgend welchem Nebenflusse derselben Silber-, Kupfer-, Zinn- oder Bleierze gebe; dass sie diese Metalle, gleichwie auch die verschiedenartigen, seidenen und baumwollenen Zeuge und andere Waaren nur vom Chan Borboi gegen Zobelfelle erhielten, dass jedoch auch dieser Fürst die Metalle und Zeuge nicht in seinem Lande gewinnen respective verfertigen lasse, sondern dieselben seinerseits aus China im Handel gegen die Zobelfelle beziehe[5]). Ueber den Sitz des Fürsten Borboi erfuhr Pojarkof nur, dass man von der Umlekan-Mündung bis dahin zu Pferde über das Gebirge und über die Schilka weg sechs Wochen zu reisen habe. In Chabarof's Bericht wird, wie es scheint, derselbe, über alle Dauren gesetzte

---

[1] Ritter, Asien, Bd. I, p. 866, 893. Bei neueren russischen Schriftstellern begegnet man dieser Ansicht wiederholentlich; so z. B. bei Sgibnof (Амурская Экспед. Разсказъ очевидца. — Древняя и новая Россія, Т. III, 1878, стр. 228) u. A.

[2] Fischer, Sibir. Gesch. I. Thl. p. 520, Anmerk. 58, 59.

[3] Дополн. къ актамъ историч. Т. III, стр. 51.

[4] Pojarkof's Bericht (l. c. p. 32, 33) ist voll solcher Aussagen.

[5] Ausser dem oben citirten Originalbericht Pojarkof's (a. a. O.) vgl. auch Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 300.

Fürst «**Bogdoi**» genannt[1]) — offenbar ein **Mandshu**, da er eine eigene, den **Dauren** unverständliche Sprache reden sollte[2]) — und sein Sitz in einer Stadt am Nonni-Fluss (Naun-koton, Tsitsikar)[3]) angegeben; doch habe, heisst es, über ihn noch ein viel mächtigerer Chan — ohne Zweifel der Kaiser von China — zu gebieten. In einem zweiten Bericht **Chabarof's** wird über den Fundort edler Metalle nach der Aussage eines aus dem Bogdoischen (mandshurischen) Heere gefangen genommenen **Nikaner's** (**Chinesen**) die noch bestimmtere Nachricht gegeben, dass alles Silber und Gold, gleichwie auch die schätzbaren seidenen und baumwollenen Zeuge, die man im Bogdoischen Gebiete antreffe, aus dem Nikanischen (Chinesischen) Lande komme: es werden die einzelnen Fundorte näher beschrieben, die Art und Weise, wie die Erze gewonnen werden u. s. w.[4]) Beziehen sich diese von **Pojarkof** und **Chabarof** eingezogenen Nachrichten auch hauptsächlich auf die Gegenden am Amur, an der Dseja und am Sungari, wo der Schauplatz ihrer Fahrten und Kriegsthaten lag, so erstrecken sie sich doch andererseits vom oberen Amur auch über die Gegenden an den Quellflüssen desselben, an der Schilka und dem Argunj, und es ist vollkommen undenkbar, dass während eifrige Nachforschungen den Russen Nachrichten über edle Metalle selbst aus dem fernen China zuführten, in ihrer Nähe, am Argunj oder an der Schilka von denselben **Dauren** Berg- und Schmelzarbeiten betrieben wurden, von denen sie keinerlei Kunde erhielten.

Zu demselben Resultat führt auch eine genauere Prüfung der späteren Nachrichten über Daurien. Der erste europäische Reisende, der eingehendere Nachrichten über dieses Land gab, war **Ysbrants Ides**, der Gesandte **Peter's** des Grossen an den Chinesischen Kaiser. Obgleich damals (1693) noch nicht 40 Jahre seit dem Abzuge der **Dauren** aus ihrem Lande vergangen waren, so fand er doch die alten Berg- und Schmelzwerke in einem Zustande, der dafür sprach, dass sie seit Jahrhunderten unberührt gelegen hatten: die Silbergruben z. B., welche sich unweit Argunskoje am Flusse Sserebrjanka befinden, und die noch eine grosse Menge Schlacken von ehemals geschmolzenem Metall aufzuweisen hatten, waren, wie er sagt, in den vielen Jahren, da sie wüst gelegen, von den eingestürzten Bergen bedeckt und von oben eingefallen[5]). Aus derselben Zeit rühren auch die Angaben **Witsen's** her: ihm erzählte der zum Abschliessen eines Friedenstraktates mit China abgesandte Statthalter von Brjansk, Fedor Alexejewitsch **Golowin**, dass er die Silberminen Daurien's besucht und dort alte Gruben gesehen habe, die vor vielen hundert Jahren im Betriebe gewesen seien. Auch die **Mongolen** («**Mugalen**»), sagt er, sind der Meinung, dass diese Silbergruben vor uralten Zeiten abgebaut wurden. Witsen erhielt auch zu wiederholten Malen Proben dieser Erze und liess sie in Amsterdam auf ihren Silbergehalt untersuchen[1]). Ganz ähnlich wie Ysbrants Ides sprach sich über den Zustand der alten Bergwerke Gmelin aus, der wiederum etwa 40 Jahre später (1735) Daurien bereiste: «man hat, sagt er, in den Argunskischen Bergwerken über tausend alte Heerde gefunden, aber alle waren mit Erde zugeschüttet, woraus man abnehmen kann, dass es schon sehr lange sein müsse, dass die Alten hier geschmolzen haben, welches noch dadurch bestätigt wird, dass man in dem Kultuk einige zu dem Bau des Schachtes aufgerichtete Balken von Birken fand, an denen nichts mehr als die äussere Rinde übrig war»[2]). So spricht schon der Zustand, in welchem man die ehemaligen Berg- und Schmelzwerke Daurien's fand, unzweifelhaft für ihr sehr hohes Alter. Noch andere Gründe gesellen sich aber dem hinzu. Wären die Dauren die Urheber dieser Berg- und Schmelzwerke gewesen, so hätte sich zu Golowin's und Ysbrants Ides' Zeit die Kenntniss davon bei den ihnen ehemals benachbarten Tungusen, die zum Theil in das von jenen geräumte Gebiet einzogen, in dem kurzen Zeitraume von etwa 40 Jahren ganz gewiss noch erhalten. Ysbrants Ides fand aber unter den Tungusen, die er in der Gegend zwischen Nertschinsk und Argunskoje zahlreich antraf, nichts davon: hinsichtlich des Ursprungs der aus hartem Felsgestein errichteten und zum Theil verfallenen Schanzen, deren er in den Thälern viele Hunderte sah und die vielleicht eben so alt waren, wiesen sie vielmehr auf eine sehr entfernte Zeit hin, da sich die Mongolen und westlichen Tataren zusammenthaten und das Reich Njutschi überfielen[3]). Ysbrants Ides schreibt daher auch die ehemaligen Bergwerke den alten Njutschi und Mongolen zu[4]). Noch weniger als den Tungusen wäre es den kühn vordringenden, nach Bereicherung aller Art, zumal durch edle Metalle, stets ausschauenden russischen Kosaken und Freibeutern entgangen, wenn die vor ihnen zurückweichenden Dauren noch im Betriebe befindliche Berg- und Schmelzwerke in ihrem Lande hinterlassen hätten. Sicherlich hätten sich die Russen sogleich derselben bemächtigt und sie auf eigene Hand auszubeuten versucht. Auch wäre ihnen alsdann gewiss russischerseits die Bezeichnung «Daurische Gruben» geworden und geblieben. Statt dessen werden sie von den Russen nur «Tschudische Gruben» (Чудскія копи) genannt[5]) und also, gleich anderen ähnlichen Bergbauresten im übrigen Sibirien und gleich den alten Grabhügeln Nordrusslands, für das Werk eines uralten, unbekannten Volkes gehalten. Der Bergbau wurde aber in Daurien erst auf Befehl der Regierung und nicht früher unternommen, als bis sie wiederholentliche Proben silberreichen Erzes erhalten hatte. Zwar lief schon im Jahre 1679, so erzählt **Georgi**[1]), beim Nertschinskischen Wojewoden und durch ihn beim Tobolskischen eine Anzeige daurischer **Tungusen** ein, dass es bei ihnen Gold-, Silber- und Bleierze gebe, doch hatte sie nur eine fruchtlose Untersuchung zur Folge. Fast 20 Jahre später, 1698, legten einige **Burjaten**, **Aranschi Damanja** und seine Kameraden, dem Nertschinskischen Wojewoden reiche Silberstufen aus einem alten Bergwerke[2]) vor, und nun erst, 1702, befahl die Sibirische Kanzlei, den Bergbau daselbst in Angriff zu nehmen. So führt Alles zu dem Schlusse, dass die **Dauren**, die vor der russischen Invasion das Land an der Schilka und dem Argunj inne hatten, dort keinen Bergbau betrieben, sondern gleich ihren Landsleuten am oberen Amur nur von Ackerbau und — worauf wir später noch zurückkommen werden — in Folge ihrer Nachbarschaft mit den **Mongolen**, besonders ausgebreiteter Viehzucht lebten.

---

[1]) **Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 310; Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 239 и слѣд. Die erste, sehr eingehende Nachricht über den Fürsten **Bogdoi** erhielt **Chabarof** von einem daurischen Weibe, Namens **Mogoltschak**, das er gefangen nahm und das sich eine Schwester des Fürsten **Lavkai** nannte; sie hatte selbst beim Fürsten **Bogdoi** einige Zeit in Gefangenschaft zugebracht, bis ihr Bruder sie loskaufte. Ebenso heisst der Fürst auch in der Aussage des Tunguserweibes **Damanaa**, das unter den **Dauren** am Amur sich aufgehalten hatte, von **Chabarof's** Mannschaft aber, nach Ermordung ihres Mannes, gefangen genommen und nach Jakutsk gebracht worden war (Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 347).

[2]) Wie es schon **Pojarkof** angab (Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 53).

[3]) Ueber diese Stadt s. eine spätere Anmerkung.

[4]) Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 367.

[5]) **Ysbr. Ides**, Driejaar. Reize naar China, Amsterdam 1704, p. 63.

---

[1]) Witsen, Noord en Oost Tartarye. Tweede Druck, 1705, p. 83.

[2]) J. G. Gmelin, Reise durch Sibirien von dem Jahre 1733 bis 1743, Göttingen 1751—1752, Bd. II, p. 37. Aus der Anzahl der Heerde meinte übrigens Gmelin schliessen zu dürfen, dass die Alten (wer diese waren, lässt er unbestimmt und der Dauren erwähnt er überhaupt mit keinem Worte) sich um das Blei nicht bekümmert, sondern nur wegen des Silbers gearbeitet hätten.

[3]) Ysbrants Ides, l. c. p. 62.

[4]) So spricht er sich namentlich in seinem schlicht gehaltenen Reiseberichte aus (l. c. p. 83); in dem Nachtrage zu demselben, in welchem auf Grund des inzwischen erschienenen Witsen'schen Werkes «Noord en Oost Tartarye» (Ausg. von 1692) schon von manchen Dingen und Gegenden die Rede ist, die er selbst nicht gesehen hat, heisst es von denselben Silberminen von Argunskoje (l. c. p. 120), dass dort vor Zeiten die «Njutschi oder Dauren» viel Silber geschmolzen hätten. Indessen sind auch hier offenbar nicht die unlängst aus ihrem Lande ausgewanderten Dauren gemeint, sondern es scheint nur ein eben solches Zusammenwerfen der Bezeichnungen für die alten Insassen des Landes zu sein, wie man es später wiederholentlich, z. B. bei Georgi (s. oben, p. 162, Anmerk. 4) u. A. findet.

[5]) Laut einer russischen Schrift vom Jahre 1780 über

Waren aber die **Dauren** zu der Zeit, als wir sie kennen lernen, im XVII. Jahrhundert, kein bergbautreibendes Volk, so sind sie es höchst wahrscheinlich auch früher nicht gewesen, da sonst, bei dem conservativen Charakter eines noch ziemlich primitiven Volkes in Allem was seine Lebensart und seine Existenzquellen betrifft, der Bergbau sich auch später unter ihnen erhalten hätte; zum wenigsten ist kein Grund einzusehen, wie und wodurch sie denselben, bei dem lange nicht erschöpften Erzreichthum ihres Landes, mit der Zeit ganz und gar hätten verlernen und vergessen können. Es müssen daher die Reste alter Berg- und Schmelzwerke in Daurien einem anderen, den **Dauren** in jenem Lande vorausgegangenen Volke zugeschrieben werden. Oben ist schon erwähnt worden, dass **Ysbrants Ides** dieselben den alten **Njutschi** und **Mongolen** zuschrieb, gestützt auf eine Sage der **Tungusen**, dass die vielen alten Schanzen aus der Zeit herrühren, da diese letzteren an die Eroberung des Reiches der **Njutschi** gingen. Zu diesem gehörte, heisst es an demselben Orte, das ganze Land von Nertschinsk oder, wie die **Chinesen** es noch bis jetzt nennen, Njutschi[3]) und dem oberen Amur bis nach Liao-tung hin. In dem Theile dieses Landes, von welchem hier die Rede ist, an den Quellflüssen des Amur, waren einige Zeit vor **Ysbrants Ides**' Reise grosse Mühlsteine und mit Eisen beschlagene Wagenräder gefunden worden, und da diese bei den **Mongolen** nirgends zu finden, bei den an die Landschaft Liao-tung angrenzenden **Njutschi** hingegen noch im Gebrauch waren, so zog er daraus den Schluss, dass dieses letztere Volk vormals auch im russischen Daurien gewohnt habe. Folgerichtig hätte er alsdann auch die ehemaligen Bergwerke Daurien's nur den **Njutschi**

---

die Nertschinskischen Berg- und Hüttenwerke; deutsch in Pallas' Neuen Nord. Beytr. Bd. IV, p. 208.

[1]) Bemerk. einer Reise im Russ. Reich, Bd. I, 1775, p. 118; Geogr.-physikal. und naturhist. Beschreibung des Russ. Reiches, Thl. I, 1797, p. 222.

[2]) Im Dreifaltigkeitsberge (Troizkaja gora), wo jetzt die Nertschinskische Hütte steht.

[3]) Ysbr. Ides (l. c. p. 62) schreibt holländisch «Nieuchen» und «Niuchen». Sollten nicht auch die russischen Namen Nertscha, Nertschinsk und Nertschinskij Sawod durch Entstellung aus «Njutschi» entstanden sein?

und nicht auch den **Mongolen** zuschreiben sollen. Dieselbe Ueberlieferung der **Tungusen** ist uns auch von anderer Seite zugekommen. Auf ihr beruht jene Angabe **Georgi's**, dass die **Dutscheren**, die er selbst für einen Stamm der ehemaligen **Dauren** oder **Mandshuren** hielt, und die eben jene **Njutschi**, **Jutschi**, **Dshurdschi**, Vorfahren der heutigen **Mandshu**, sind, die alten bergbauenden Insassen Daurien's waren[1]). Sie hat ferner Veranlassung zu der noch gegenwärtig üblichen russischen Benennung einer der Hütten des Nertschinskischen Bergbezirkes gegeben; denn die etwa 50 Werst von Nertschinskij Sawod entfernte Djutscherskische Silberhütte (Дючерскій заводъ) hat unzweifelhaft ihren Namen daher erhalten, weil dort einer durch die **Mongolen** auf die **Tungusen** gekommenen Ueberlieferung zufolge ehemals **Djutscheren** gewohnt und Bergbau getrieben haben[2]). Darf man auf diese Ueberlieferung bauen, so lässt sich auch die Zeit, aus welcher die Reste ehemaligen Bergbaus in Daurien stammen, ungefähr bestimmen. Denn gewiss dürfte derselbe noch zur Zeit der grössten Ausbreitung und Machtentfaltung der **Njutschi** betrieben worden sein, und diese fand im XII. und XIII. Jahrhundert statt, als sie sich unter dem Namen **Kin** zu Beherrschern China's emporschwangen (1115—1234)[3]). Sein Ende aber erreichte er, als die **Mongolen** unter **Tschingis-Chan** und seinen Nachfolgern die Macht der **Kin** niederwarfen und an ihrer Statt die Herrschaft über China errangen. Ja, die in Daurien sesshaften **Njutschi** mussten die ersten sein, welche die Macht der vom Onon und Kerlon (oberen Argunj) hervorbrechenden Eroberer an sich erfuhren, — eine Macht, der sie wohl theils unterlagen, theils durch die Flucht zu ihren Stammgenossen am Sungari sich entzogen. Demnach ist es ganz falsch, wenn **Georgi**[4]) und später **C. Ritter**[5]) die **Djutscheren** als bergbaukundige Leute, Grubenarbeiter und Metallschmelzer bezeichnen, die von den Russen aus ihren Sitzen verdrängt wurden. Denn als die Russen nach Daurien kamen, im XVII. Jahrhundert, fanden sie dort lange keine **Djutscheren** mehr vor, sondern **Dauren**, die, wie oben dargethan, keinen Bergbau trieben; am Amur aber sassen zwar noch **Djutscheren**, welche nach blutigem Zusammenstoss mit den Russen auf Befehl der chinesischen Regierung sich zurückzogen, allein Bergbau hatten sie ebensowenig wie die **Dauren**, vielmehr lebten sie auch nur von Ackerbau und Viehzucht. An der Hand dieses historischen Ereignisses, der Niederwerfung der **Njutschi** durch die **Mongolen**, lässt sich endlich auch ein Haltpunkt zur annähernden Abschätzung der Zeit gewinnen, wann die **Dauren** an die Quellflüsse des Amur gekommen sein mögen. Denn man darf wohl annehmen, dass sie erst nachdem die **Njutschi** den **Mongolen** unterlegen waren und nachdem diese in ihrem Eroberungsgange südwärts sich gewandt hatten, allmählich vom oberen Amur in das verödete Land an der Schilka und dem Argunj einzogen. Und somit wären sie lange nicht so alte Bewohner dieses Landes, wie man bisher nach den fälschlich ihnen zugeschriebenen Resten ehemaligen Bergbaues gemeint hat.

---

[1]) S. oben, p. 162, Anmerk. 1.

[2]) **Georgi**, Bemerk. einer Reise im Russ. Reich, Bd. I, p. 362, 101, 106, 111; Geogr.-physik. u. naturhist. Beschr. des Russ. Reiches, Thl. II, p. 1000; **Pallas**, Neue Nord. Beytr. Bd. IV, p. 207. Nach **Georgi** hat die Djutscherskische Hütte wegen ihrer Lage am Kaluktscha-Bache, der zur unteren Borsa, einem linken Zufluss des Argunj, mündet, früher Kaluktschinskische, später Borsinskische geheissen, bis sie ihren jetzigen Namen erhielt. Auch auf der den dritten Band von **Pallas'** «Reise durch verschiedene Provinzen des Russ. Reiches» (1776) begleitenden Karte der Strecke zwischen dem Jenissei und dem Amur ist «Dutscherskoi Sawod» angegeben. Auf der grossen Karte Ostsibirien's von **Schwarz** (Карта рѣчн. област. Амура, южной части Лены и Енисея и остр. Сахалина. С. Петерб. (1861) lautet der Name nicht ganz correct «Dutscharskij» (Sawod).

[3]) So meint auch **Fischer** (Sibir. Gesch. Thl. I, p. 113), dass die alten Denkmäler Daurien's von den **Njutsche** unter der Regierung der **Kin** gestiftet sein dürften.

[4]) Geogr.-physikal. und naturhist. Beschreib. des Russ. Reiches, Thl. II, p. 1000.

[5]) Asien. Bd. II, p. 333.

Der letzte Theil des weiten Gebietes, das die **Dauren** zur Zeit der russischen Invasion einnahmen, lag am Nonni. Dort scheinen sie, dank günstigerem Klima und der grösseren Nähe China's, den meisten, durch Ackerbau, Viehzucht und Handel erzielten Wohlstand, sowie die frühzeitigste Verdichtung erreicht zu haben, andererseits aber, in Folge ihrer unmittelbaren Nachbarschaft mit den **Mandshu**, auch zu allererst ihrer Oberherrschaft verfallen zu sein. Schon auf ihren ersten Zügen, unter **Pojarkof** und **Chabarof**, erhielten die Russen Kunde von dem Reichthum der dortigen **Dauren** an Vieh, Getreide, mancherlei Waaren, sowie von ihrer Stadt am Nonni-Fluss (Naun-koton, dem späteren Tsitsikar)[1], in welcher es Kaufläden mit allerhand kostbaren Gegenständen gebe und die zugleich die Residenz des oben erwähnten reichen, über die **Dauren** gebietenden Fürsten **Borboi** oder **Bogdoi**, eines Statthalters des Kaisers von China, sei[2]). Später, 1686, hörten sie durch einen gefangen genommenen **Chinesen** oder **Mandshu**, dass noch eine zweite Stadt am Nonni gebaut werden sollte: wie **Müller** vermuthet, Mergen[3]). Dies geschah übrigens schon zu einer Zeit, als die Bevölkerung dort in Folge besonderer Umstände noch mehr zugenommen hatte; denn dieselben Ereignisse, welche, wie wir sogleich sehen werden, die übrigen Theile des daurischen Gebietes ihrer Bevölkerung fast gänzlich beraubten, hatten am Nonni im Gegentheil eine Verdichtung derselben zur Folge.

Im Vorübergehen muss ich hier eines auf diesen Theil des daurischen Gebietes bezüglichen Volksnamens erwähnen, der uns schon in den alten Nachrichten über dasselbe entgegentritt, der aber von mehr als zweifelhaftem Werthe ist, da er bald ein besonderes Volk bezeichnen soll, bald für gleichbedeutend mit dem Namen Dauren gehalten, und bald endlich nur auf die Bewohner einer einzelnen Localität im Dauren-Lande bezogen wird. Unter den wechselvollen Ereignissen, welche die ehemalige Stadt Albasin während der kurzen Zeit ihres Bestehens zu verzeichnen hatte, wird auch erzählt, dass im Jahre 1686, als sie nach ihrer Zerstörung durch die Chinesen russischerseits wieder aufgebaut wurde, die erste Nachricht davon durch einige Leute aus dem «Volke der Targatschinen», die auf dem Zobelfange von Albasinischen Kosaken angefallen worden waren, nach Tsitsikar gelangte. Der dortige Statthalter schickte darauf, um sicherere Nachrichten zu erhalten, Dauren aus, die einen russischen Bauern in der Nähe von Albasin festnahmen und dadurch die Angabe der Targatschinen bestätigten[1]. Auf der, nur ein Jahr nachdem diese Ereignisse stattgefunden, erschienenen Witsen'schen Karte der Tartarei, sowie in der ersten Ausgabe seiner «Noord en Oost Tartarye» (1692)[2] wird, offenbar nach russischen Quellen, ein Volk «Targanskie» am Yalo, einem rechten Zuflusse des Nonni, nahmhaft gemacht[3]. Der erste Reisende, der dieses Volk selbst kennen lernte und genauere Nachrichten über dasselbe gab, war Ysbrants Ides[4]. Von Daurien kommend, traf er am 5. September 1693 ostwärts von der ersten chinesischen Wacht am Yalo die ersten Targazinischen Hütten und ging am folgenden Tage schon an den letzten derselben vorüber. Nach ihm bilden die «Targaziner» eine eigene, dem Kaiser von China tributpflichtige Horde, leben von Ackerbau und Viehzucht, sind äusserst geschickte Bogenschützen und reden eine meist mit dem Tungusischen übereinstimmende Sprache[5]. In dem Nachtrage zu seinem Reisebericht[6] sagt Ysbrants Ides noch, dass die Tungusen (des russischen Daurien's) sich für eines Geschlechts mit diesen Targazinern oder Dauren und für deren Abkömmlinge halten. Dies könnte leicht so aufgefasst werden, als wären die beiden letzteren Bezeichnungen ganz gleichbedeutend, und Ritter stellt sie auch ohne Weiteres zusammen[7]. Indessen braucht es noch keine solche Identificirung zu sein; mit dem Früheren zusammengenommen, sollte es wohl nur heissen, dass es nahe verwandte tungusische Völker seien. Erwägt man nun, wie leicht unter noch wenig fortgeschrittenen Völkern eine Zersplitterung in kleinere Einheiten vor sich geht, so wird man in denselben auch nur verschiedene Zweige eines und desselben Volkes sehen dürfen. Spricht doch Ysbrants Ides bisweilen in gleicher Reihe mit den Targazinern auch von den «Xixigarssen» (Tsitsikarern) als einem besonderen Volke[8]. Wie diese, so möchte ich daher auch jene nur für einen Zweig der Dauren halten, einen Zweig, der, am Yalo wie vielleicht an anderen Zuflüssen des Nonni näher zum Gebirge wohnend, neben dem Ackerbau und der Viehzucht auch noch der Jagd in höherem Grade als die weiter ab in der Ebene sitzenden Dauren zugethan war und damit im Zusammenhange auch manches Abweichende in seiner Lebensweise hatte. Vieles davon mag sich in der Folge unter gemeinsamer mandshu-chinesischer Herrschaft ausgeglichen haben; jedenfalls ist später von den **Targaziuern** als besonderem Volke, so viel mir bekannt, nicht weiter die Rede, und gegenwärtig wird diesem Namen russischerseits eine ganz andere Bedeutung gegeben.

---

[1] **Ysbrants Ides** (l. c. p. 70) nennt die unlängst erbaute Hauptstadt der Dauren am Nonni-Fluss «Naun-koton» (d. i. Naun-Stadt); «Xixigar» dagegen ist bei ihm der Name eines etwa ¼ Meile vom Nonni entfernt gelegenen Fleckens, zugleich aber auch derjenige einer ganzen Landschaft, da er auch von anderen Xixigarschen Dörfern spricht (l. c. p. 67). Ebenso werden diese Namen von **Witsen** gebraucht, der in der 2. Ausgabe seines Werkes für diese Gegenden ausser **Ysbrants Ides'** Reisebericht auch andere Nachrichten benutzte; nur nennt er die Stadt meistens schlechtweg wie den Fluss «Naum» (Noord en Oost Tartarye, 1705, p. 79—82, 88, 91—93 u. a.). In den alten russischen Berichten, so weit **Müller** sie wiedergiebt, heisst die Stadt «Tschitschigar», und zwar wird ihrer zuerst bei Gelegenheit der Reise des Gesandten **Spafari** (1675—1677), der dort die ersten Unterhandlungen mit den Chinesen hatte und von dort aus Befehle an die Russen nach Albasin schickte (Sammlung Russ. Gesch. Bd. II, p. 382, 383), und später noch mehrfach erwähnt (l. c. p. 398 u. a.). Bei den alten Jesuiten-Missionaren, wie auf **d'Anville's** Karten heisst sie ebenfalls nur «Tçitçicar» (**Du Halde**, Descript. de l'Emp. de la Chine, T. IV, p. 15 bis 17; **d'Anville**, Nouv. Atlas de la Chine, Pl. 1 et 18). Nach **Wassiljef** (Опис. Маньчжуріи. — Зап. Русск. Геогр. Общ. Кн. XII, 1857, стр. 29) hat an der Stelle von Tsitsikar früher das Dorf Bokei gelegen; zum Range einer Stadt wurde dieser Ort erst im Jahre 1791 erhoben.

[2] S. oben p. 163, 164.

[3] Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 398. Als **Ysbrants Ides** diese Gegenden besuchte (1693), bestand schon die Stadt Mergen, und hatte die äusserste (westlichste) chinesische Wacht am Yalo-Flusse den Befehl, sobald sie Fremde sich nähern sah, die Obrigkeit der Stadt davon zu benachrichtigen, wie dies auch mit ihm geschah (Driejaar. Reize naar China, p. 63). Desgleichen erwähnen ihrer die alten Jesuiten-Missionäre, denen zufolge sie vom Kaiser **Kang-hi** erbaut worden ist (**Du Halde**, Descr. de l'Emp. de la Chine, T. IV, p. 15, 36).

---

[1] Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 397.

[2] P. 31.

[3] Ausserdem ist auf der Witsen'schen Karte am Dalai-noor ein Volk «Kargatsini» angegeben.

[4] Driejaar. Reize naar China, p. 63 ff.

[5] Genau dasselbe sagt auch Ysbr. Ides' Reisebegleiter, Adam Brand (Neu-vermehrte Beschreibung seiner grossen Chinesischen Reise etc. 3. Druck, Lübeck 1734, p. 123), nur nennt er das Volk «Targutziner».

[6] L. c. p. 129.

[7] Asien, Bd. II, p. 323.

[8] L. c. p. 129.

Bekanntlich schickt die chinesische Regierung alljährlich aus Tsitsikar, Mergen und Aigun Beamte zur Besichtigung der russisch-chinesischen Grenze an der Schilka und dem Argunj aus. Die eine Partie derselben begiebt sich aus Tsitsikar an einen Punkt am Argunj, gegenüber Alt-Zuruchaitujevsk; die zweite — aus Mergen an den Ort Onochoi, gegenüber dem Dorfe Olotschinskaja am Argunj; und die dritte endlich geht von Aigun den Amur und die Schilka aufwärts bis zum Flüsschen Gorbiza[1]. Nachdem die ersteren das Grenzzeichen (zwei mit Angabe des Jahres und Datums, wann die Revision stattgefunden, versehene Brettchen, von denen das eine an einen Baum gehängt, das andere am Fusse desselben in die Erde vergraben wird) am betreffenden Orte erneuert haben, begeben sie sich den Argunj abwärts zur Vereinigung mit der zweiten Partie, worauf beide zusammen die dritte bei deren Rückkehr in Ustj-Strelka aufsuchen und sodann alle gemeinschaftlich den Amur abwärts zurückkehren[2]. **Pallas** berichtet nach den Erkundigungen des Studenten **Ssokolof**, dass diese mandshu-chinesischen Beamten nebst ihrem Gefolge von den Russen «**Mergenzy**» genannt werden[3]. Nach dem Archimandrit **Palladij** hingegen werden sie als «**Torgatschiny**» bezeichnet[4]. Beide haben zum Theil Recht, denn unter jenem Namen werden die aus Mergen und unter diesem die aus Tsitsikar an den Argunj kommenden Grenzbesichtiger verstanden, während die von Aigun ausgehenden Beamten wiederum eine eigene Bezeichnung, «**Bogdoizy**»[5], haben. Von ihnen haben unstreitig die meiste Bedeutung für das russische Grenzland die **Torgatschinen**, denn ihnen allein ist während ihres Aufenthaltes an ihrem Bestimmungsorte ein offener Handel mit den Russen oder den ihnen untergebenen Völkern möglich, da Alt-Zuruchaitujevsk traktatmässig nächst Kjachta der zweite zum russisch-chinesischen Grenzhandel bestimmte Ort ist. Die übrigen können nur heimlich etwas Handel treiben, wie es von den **Mergenzen** auch in der That geschieht. Selbstverständlich versorgen sich daher die **Torgatschinen** vor Antritt ihrer Reise auch in reichlicherem Maasse mit allerhand zum Handel am Argunj tauglichen Waaren und nutzen ihren etwa einen Monat dauernden Aufenthalt in der Nähe von Alt-Zuruchaitujevsk mit möglichstem Vortheil für sich aus. Dank diesem Handel sind sie bei den verschiedenen Völkern des russischen Daurien's auch am meisten bekannt. Daraus erklärt sich die Angabe von Pallas, dass die daurischen Steppen-Tungusen die Chinesen «Tergezin» nennen[1]. Es sind eben diese chinesischen Grenzbesichtiger und Händler, die sie darunter verstehen. Dass dies übrigens der Nationalität nach keine Chinesen zu sein brauchen, versteht sich von selbst. Ssokolof berichtete z. B., dass die aus der Stadt Naun (Tsitsikar) kommenden Grenzbesichtiger weder chinesisch, noch mongolisch verstünden und also wohl die Sprache der Daguren redeten[2]. Woher kommt ihnen aber der Name Torgatschinen? Nach Analogie der für die zweite, ebenfalls vom Nonni kommende Partie von Grenzbesichtigern üblichen russischen Bezeichnung «Mergenzy», die dem Abfertigungspunkte dieser Beamten entlehnt ist, liesse sich vermuthen, dass Tsitsikar auch Targazin heissen müsse. Und in der That findet sich bei Witsen die Angabe, dass die Stadt Naun anders auch «Targatsien» genannt werde[3]. Bei welchem Volke es diesen letzteren Namen trägt oder trug, ist nicht gesagt, vermuthlich jedoch bei den Russen in Daurien, und dies vielleicht aus dem Grunde, weil die Stadt unfern der Mündung des Yalo-Flusses liegt, der, wie wir oben sahen, durch das Gebiet der Targaziner läuft. Doch bleibt dies nur eine Vermuthung, und bedarf jene Angabe Witsen's noch der Bestätigung. Sollte sie übrigens auch ihre volle Richtigkeit haben, so erscheint es, angesichts der oben besprochenen Nachrichten von Ysbrants Ides u. A., immerhin nicht wohl zulässig, unter Targazinern ebenso nur die Angehörigen einer Stadt (Tsitsikar's), gleichviel von welcher Nationalität (Chinesen, Mandshu, Dauren, Solonen) sie seien, zu verstehen, wie es mit den Mergenzen unzweifelhaft der Fall ist.

---

[1] Da diese letztere Grenzlinie gegenwärtig abgeändert ist, so wird wohl auch die frühere Ordnung in der Abfertigung der chinesischen Beamten zur Revision derselben eine entsprechende Aenderung erfahren haben.

[2] **Middendorff** (Reise etc. Bd. IV, p. 161) wurde von Kosaken in Ustj-Strelka erzählt, dass die erste Partie, nachdem sie die zweite bei Olotschinskaja aufgesucht, sogleich wieder den Argunj aufwärts zurückkehre, die zweite und dritte aber sich in Ustj-Strelka vereinigten und zusammen den Amur abwärts schifften. Ebenso soll es **Ladyschinskij** in seinen handschriftlichen Bemerkungen angeben.

[3] **Pallas**, Reise durch verschiedene Provinzen des [illegible]ss. Reiches, Bd. III, 1776, p. 128. Sie selbst sollen sich «**Hussai**» nennen. **Middendorff** wurden sie von Kosaken in Ustj-Strelka «**Margánzy**» genannt. Doch führt er selbst an, dass sie nach den handschriftlichen Bemerkungen von **Ladyschinskij** aus «Mergynj» (Mergen) kommen sollen (Reise etc. Bd. IV, p. 161, Anmerk. 1). Die ältere Angabe von **Pallas** war ihm nicht gegenwärtig.

[4] **Палладій**, *Дорожныя замѣтки* и пр. (Зап. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. Т. IV, 1871, стр. 442).

[5] Wie die Kosaken in Ustj-Strelka sagten, «**Bogdoie**» (**Middendorff**, l. c.).

Die oben geschilderte weite Ausbreitung der Dauren erlitt nun durch die russische Invasion im XVII. Jahrhundert eine rasche und beträchtliche Einschränkung. Das Land an den Quellflüssen des Amur-Stromes, Schilka und Argunj, das später allein den Namen Daurien behielt, scheinen sie beim ersten Andrange der Russen fast ohne allen Widerstand geräumt zu haben. Selbst solche unter ihnen, wie der Fürst Gantimur und sein Gefolge, die einst, um der Herrschaft der Mandshu zu entgehen, nach Daurien geflüchtet waren, zogen es vor, das Land beim Anzuge der Russen wieder zu verlassen und in das von ihren alten Feinden besetzte Gebiet jenseits des Chingan-Gebirges zurückzukehren[4]. Es scheint mir dieses rasche und volle Zurückweichen der Dauren von der Schilka und dem Argunj dafür zu sprechen, dass sie dort nicht sehr zahlreich gewesen, was ihre Angst vor den heranrückenden Russen erheblich vermehrt haben dürfte. Grösseren Widerstand leisteten sie am Amur, wo sie dichter und zahlreicher zusammen sassen und manche befestigte Punkte hatten. Von keineswegs kriegerischem Sinne, hätten sie sich übrigens selbst von der kleinen Schaar kühner und tapferer Kosaken leicht unterwerfen lassen und sich zur Tributzahlung an die russische Krone bequemt, wenn sie nicht schon den zu grosser Macht gelangten Mandshu tributpflichtig gewesen wären und an ihnen einen Rückhalt gefunden hätten. So war ein blutiger Conflikt unvermeidlich, wobei die weitaus grössere Kriegstüchtigkeit der Russen, ihre Entschlossenheit, sich gegen die Ueberzahl der Feinde zu behaupten, so wie ihre Bewaffnung mit Schiessgewehren die Zahl der Dauren stark lichteten. Man braucht z. B. nur daran zu denken, wie es bei Erstürmung der Festung Guigudar's (Guigudarov gorod) durch Chabarof herging, wo die Dauren 661 Mann an Todten verloren und in der gefallenen Stadt 243 ihrer Weiber und Mädchen und 118 Kinder erbeutet wurden, während die Russen nur 4 Todte und 45 Leichtverwundete zählten[1]). Wiederholentlich heisst es in ihren Berichten, Alles sei kurz und klein gehauen, die Dörfer gestürmt, die Weiber und Kinder gefangen genommen worden u. s. w.[2]). Gewiss wären daher die Dauren am Amur bei fortgesetztem Kampfe mit den Russen ganz vernichtet worden, wenn die chinesische Regierung nicht einen anderen Modus zur Abwehr des Feindes ergriffen hätte. Den Umstand benutzend, dass die russischen Kosaken und Freibeuter weder für eine regelmässige Zufuhr von Lebensmitteln sorgten, noch sich an den Anbau des Landes machten, sondern nur davon lebten, was sie von den Dauren erbeuteten, erliess sie 1654 an diese den Befehl, ihre Aecker und Gärten unbesäet zu lassen und vom Amur und seinen Zuflüssen, der Dseja u. a., nach dem Nonni überzusiedeln[3]). Zugleich schickte sie zahlreiche, mit Feldgeschützen und Schiessgewehren versehene Heere, in welche auch viele Dauren und Djutscheren eingereiht waren, gegen die kleine, aber gefürchtete Schaar der Russen aus. Zwar wussten sich die letzteren noch eine Zeit lang dadurch zu helfen, dass sie ihre Streifzüge ausdehnten und von den Djutscheren am unteren Amur und Sungari Lebensmittel erbeuteten, allein zwei Jahre später wurde ihnen durch Versetzung der Djutscheren an den Churcha auch diese Quelle der Verpflegung genommen[4]). Von nun an mehren sich in ihren Berichten die Klagen über die Noth, welche die russischen Kriegsleute am Amur durch Hunger und Kälte, durch Mangel an Munition, durch die Ueberzahl und bessere Bewaffnung der Feinde u. dgl. m. zu erdulden hätten[5]). In der Folgezeit, wenn auch spät, 1672 und 1673, wurden zwar zur Abhülfe der Noth und definitiven Festsetzung im Lande russische Ackerbaucolonien von Nertschinsk aus am oberen Amur begründet, die bei der Fruchtbarkeit des Landes vielen Erfolg hatten und unter denen die einige Werst unterhalb Albasin's gelegene Ansiedelung Pokrovskaja Sloboda die ansehnlichste war[1]), allein die Uebermacht der Mandshu-Chinesen blieb nach wie vor dieselbe, und es ist bekannt, wie die Russen, trotz heldenmüthiger Vertheidigung der von ihnen besetzten Punkte, allendlich nach dem Nertschinsker Traktat das Amur-Land haben räumen müssen.

---

[1] Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des Russ. Reiches, Bd. III, p. 238.

[2] Pallas, Reise etc. Bd. III, p. 429. Nach Ladyshinskij waren die «Mergenzy» Mandshu und Solonen (Middendorff, l. c.).

[3] Noord en Oost Tartarye, 1705, p. 91.

[4] Fischer, Sibirische Gesch. 2. Thl. p. 773; s. auch oben, p. 161.

---

[1]) Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 313; Fischer, Sibirische Gesch. 2. Thl. p. 801; Доп. къ актамъ истор. T. III, стр. 360. Müller und Fischer schreiben den Namen des daurischen Fürsten beständig «Gugudar», ja auf der zu dem Werke des letzteren gehörigen Karte heisst die Festung sogar «Gugudarevá», während der Name nach Chabarof's und anderen Originalberichten «Guigudar» und «Guigudarov gorod» lautet.

[2]) ....отъ Дауровъ въ день порубили всѣхъ съ головы на голову ... многихъ людей побили ... ясырь поимали ... улусы громили... u. s. w. (Дополн. къ акт. истор. T. III, стр. 360, 362, 364, 372 и пр.).

[3]) Дополн. къ актамъ истор. T. III, стр. 526; Müller (Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 337; desgl. in Büsching's Magaz. für die neue Historie und Geogr. 2. Thl. 2. Aufl. p. 490) sagt, die Dauren seien an den Schingal (Sungari) und Naun versetzt worden; im oben citirten Originalbericht Onufrij Stepanof's wird jedoch nur der letztere Fluss genannt.

[4]) S. oben, p. 131.

[5]) So heisst es z. B. in Stepanof's Bericht, im J. 1654: «а хлѣба на Амурѣ мало, а у Богдойскихъ людей, какъ они изъ пушекъ стрѣляютъ, изъ тѣ[illegible]ихъ пушекъ силютъ версты на 2 и больше, а у насъ въ войскѣ государева снаряду одна пушка и та полковая да 2 желѣзныхъ малыхъ» (Дополн. къ актамъ истор. T. III, стр. 527). Oder, im J. 1656: ... «съ служилыми людьми и Амурскими охочими казаками стали всѣ голодны и холодны и всѣмъ оскудали, хлѣбныхъ запасовъ въ войскѣ не стало нисколько и свинцу и пороху нѣтъ, все истеряли и впредь

So verödete das Land am oberen Amur bis zur Dseja hinab vollständig, indem es erst seine daurische und nachher die wenige russische Bevölkerung verlor. In solchem Zustande der Verödung suchte die chinesische Regierung es auch später zu erhalten, indem sie darin eine gewisse Garantie gegen einen abermaligen Einfall der Russen sah. Namentlich war sie beflissen, dort fortan keine sesshafte, Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung mehr zu dulden. Vor Allem lag es nahe, dass nach Abzug der Russen die an den Nonni versetzten Dauren nach ihrer alten Heimath, wo sie oder ihre Väter in Wohlstand gelebt hatten, zurückstreben würden. Die Rückkehr an den Amur wurde jedoch den Dauren nur unter gewissen Beschränkungen gestattet. Feste, auf Ackerbau und Viehzucht begründete Ansiedelungen der Dauren finden sich nämlich später nur in dem Theile des Amur-Stromes ein, der unterhalb der Dseja und der inzwischen zu grösserem Umfang und grösserer Geltung gelangten mandshu-chinesischen Stadt Aigun[2]) bis zum Bureja-Gebirge sich erstreckt[3]). Weiter aufwärts am Amur, wo doch ehemals die meisten Dörfer und Festungen der Dauren lagen, wie im Unterlaufe des Komar-Flusses blieb ihnen aus dem oben angeführten Grunde die Ansiedelung untersagt, und ohne Zweifel lag es den Beamten von Aigun und den bis über die Komar-Mündung am Amur vorgeschobenen mandshurischen Wachtposten ob, unter Anderem auch auf die strenge Einhaltung dieser Maassregel Acht zu haben. Nur im oberen Laufe des Komar begegnet man wieder sesshaften, feldbauenden Dauren, offenbar weil die chinesische Regierung sie dort für hinlänglich weit entfernt vom Amur hielt, um die Oede desselben irgend erheblich zu beeinträchtigen. Vielleicht brauchten sie

---

.... жить и какъ чѣмъ питатця, и впредь не знаемъ, кѣмъ намъ холопемъ государевымъ стало государевыхъ ясаковъ и своими головами промышлять, и нонѣ всѣ въ войскѣ отголодали и оскудали, питаемся травою и кореньемъ, и ожидаемъ государева указу, а сойти съ Великія рѣки Амура безъ государева указу не смѣемъ, ни куда; а Богдойскіе воинскіе люди подъ нами стоять близко, и намъ противъ изъ Богдойскихъ воинскихъ людей стоять и драться стало нечѣмъ, пороху и свинцу нѣтъ ни скольно» (Доп. и пр. Т. IV, стр. 82). Aehnlich an vielen anderen Stellen.

1) Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 372.

2) Nach den alten französischen Missionären wurde die Stadt Aigun (»A-kom») schon unter dem chinesischen Kaiser Yong-lo, aus der Dynastie der Tai-Ming, gegründet, und zwar am linken Ufer des Amur-Stromes (Du Halde, Descr. de l'Emp. de la Chine, T. IV, p. 13). In den russischen Nachrichten ist von ihr zuerst im Jahre 1676 die Rede, und zwar als von einer alten Stadt oder Festung, die eine halbe Tagereise unterhalb der Dseja am nördlichen Amur-Ufer lag. 1683 wurde sie stärker befestigt und zum Waffenplatz eines ansehnlichen Heeres gemacht, zwei Jahre später aber auf das rechte Amur-Ufer etwas weiter stromabwärts verlegt, wo das heutige Aigun oder Sachalin-ula-choton der Mandshu steht (Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 377, 381). Wassiljef (Описаніе Маньчжуріи. — Зап. Русск. Геогр. Общ. Кн. XII, 1857, стр. 29) giebt als Gründungsjahr dieses letzteren 1684 an.

3) S. oben, p. 31.

von dort, dank diesem Umstande, im XVII. Jahrhundert gar nicht fortzuziehen, oder es sind Dauren, die sich damals vom Amur und dem unteren Komar dahin zurückzogen, oder endlich spätere, vom Nonni herübergekommene Ansiedler.

Ganz anders als mit den sesshaften Ackerbauern nahm es die chinesische Regierung mit den mehr oder weniger umherziehenden Kaufleuten. Ihnen stand das ganze zum Regierungsbezirk von Tsitsikar gehörende obere und mittlere Amur-Land offen, und nur über die äussersten Wachtposten am oberen Amur hinaus mit den Russen in Verkehr zu treten, war auch ihnen untersagt. Dank dieser Erlaubniss und der Neigung und Befähigung der Dauren zum Handel, besonders mit den ihnen stammverwandten und von altersher bekannten tungusischen Jagdvölkern im Norden des Amur-Landes, sehen wir sie bald jene weite Ausbreitung als Kaufleute längs der Dseja, dem Ssilimdshi, der Bureja und deren Zuflüssen gewinnen, von welcher oben bereits ausführlich gesprochen worden ist[1]. Nur auf einen Umstand möchte ich hier noch besonders aufmerksam machen, der sowohl für den Umfang dieser Ausbreitung der Dauren, als auch für die Rolle bezeichnend ist, welche sie dabei den tiefer stehenden Amur-Völkern gegenüber spielen. Obgleich die Dauren das untere Amur-Land nicht betreten dürfen und es andererseits auch den Völkern dieses letzteren chinesischerseits untersagt ist, auf dem Amur die Sungari-Mündung und auf dem Sungari die Stadt Ssan-ssin zu überschreiten, so sind die daurischen Kaufleute doch selbst den am weitesten von ihnen entfernten Giljaken bekannt. So oft ich mich bei diesen nach den den Amur aufwärts wohnenden Völkern erkundigte, immer wurden mir über die Mandshu hinaus noch die «Jam-Mandshu» genannt. Lange blieb es mir unbekannt, welches Volk sie darunter verstehen. Wie ich jetzt nicht mehr zweifle, sind es die Dauren. Trotz jenes Verbotes der chinesischen Regierung, kommen nämlich daurische Kaufleute von den Quellen der Bureja oder des Ssilimdshi über das Jam-alin-Gebirge nach dem am Tugur gelegenen Orte Burukan[2], wo andererseits zu Zeiten, des Handels wegen, Tungusen vom Tugur wie vom Ochotskischen Meere, Negda vom Amgunj und Giljaken vom Amur sich einfinden. Gegen die allbeliebten Zobelfelle erhalten sie dort von den Dauren wohl ziemlich dieselben Waaren wie von den Chinesen am Amur und müssen von ihnen natürlich gelegentlich auch erfahren haben, welche Rolle sie in dem jenseits des Jam-alin gelegenen Lande, an der Bureja, dem Ssilimdshi und der Dseja bis zum Amur hinab spielen: dass sie dort allen Handel betreiben, von den Biraren und Manägirn den Tribut für die chinesische Regierung einsammeln u. s. w.[3]. Erwägt man nun dass die Giljaken, wie oben bereits bemerkt[4], die Mandshu und Chinesen, obwohl sie dieselben der Nationalität nach unterscheiden, nicht selten beide schlechtweg als «Mandshu» bezeichnen, so ist es ganz verständlich, wenn sie den vom Jam-Gebirge herüberkommenden Dauren, die jenseits dieses letzteren dieselbe Rolle wie die «Mandshu» am Amur spielen, auch den Namen «Jam-Mandshu» ertheilen. Ob sie daneben, der verschiedenen Nationalität Rechnung tragend, noch einen anderen Namen für die **Dauren** haben, ist mir nicht bekannt. Bei den russichen **Tungusen** sollen sie «**Djulü**», bei den **Biraren** «**Dahu-halj**» heissen[1], — eine Bezeichnung, in welcher sich der Name **Dahur** oder **Daur** leicht wiedererkennen lässt.

---

[1] S. p. 30, 82.

[2] Vrgl. auch die Angaben eines Augenzeugen, des Priesters Djatschkovskij, bei Kosmin, in den Зап. Гидрогр. Морск. Минист. Ч. IV, стр. 36.

[3] Middendorff (Reise etc. Bd. IV, p. 166, Anm. 1) erzählt, dass die Dauren dem Jäkuten Trofim sogar imponirend zu schildern wussten, wie sie eine grosse Stadt am Amur besässen, an welcher der Strom querüber durch eine mächtige Kette gesperrt sei.

[4] S. p. 71.

So lange die **Gogulen** und **Dauren** am Amur sassen, waren die **Biraren**, **Manägirn**, **Orotschonen** auf das Stanowoi-Gebirge und seine südlichen Abdachungen und Verzweigungen beschränkt. In keiner Nachricht aus der Zeit der russischen Invasion wird ihrer vom Amur-Strome erwähnt. Erst durch den Abzug jener Völker vom Amur und dank der chinesischen Politik, im Oberlaufe desselben keine sesshafte Bevölkerung zu dulden, gewannen sie freien Spielraum, sich so weit südwärts, bis an den Amur, ja zum Theil über denselben hinaus auszubreiten, wie wir es oben kennen gelernt haben. Nach Maassgabe als sie gegen Süd vorrückten, drangen andere, russische **Tungusen**-Stämme von Norden mehr und mehr auch in die südlichen Verzweigungen des Stanowoi-Gebirges ein. Die **Biraren** und **Manägirn** sahen sich dabei genöthigt, indem sie aus ihrer alpinen Heimath hinabstiegen und längs der Bureja, dem Ssilimdshi, der Dseja in die niedrigen Vorberge und grasreichen Prairien gelangten, auch ihr alpines Hausthier, das Renn, gegen ein anderes Reit- und Lastthier, das Pferd, zu vertauschen, während die **Orotschonen** im gebirgigen Oberlaufe des Amur bei ihrem altgewohnten Rennthier verblieben. Ganz dasselbe ging auch an den Quellflüssen des Amur-Stromes, in Daurien vor sich, indem in das von den **Dauren** geräumte Gebiet, wie **Ritter** sich ausdrückt[2], «Tungusische Wildlinge» einrückten, die, aus dem Gebirge in die waldlose Ebene gelangt, ihr Rennthier gegen das Pferd vertauschten oder sogar, gleich den **Mongolen**, der Viehzucht sich anbequemten und so aus Wald- oder Rennthier- in Pferde- und Steppen-**Tungusen** sich umwandelten[3]. So fand unter den Amur-Völkern eine Reihe von Wanderungen und Wandelungen statt, zu denen sämmtlich ein Ereigniss, die Invasion der Russen im XVII. Jahrhundert, den ersten Anstoss gab: wie sie im unteren Amur-Lande die Uebersiedelung der **Djutscheren** an den Churcha und dadurch die Ausbreitung der **Golde** westwärts bis an den Sungari veranlasste, so rief sie im oberen Amur-Lande den Abzug der **Gogulen** und **Dauren** vom Hauptstrom und seinen Quellflüssen hervor, der wiederum jene Bewegungen unter den tungusischen Stämmen im Süden und sogar im Norden des Stanowoi-Gebirges zur Folge hatte. Fügen wir nun diesen allgemeineren Bemerkungen noch einige speciell auf die **Biraren**, **Manägirn** und **Orotschonen** bezügliche historische Daten hinzu.

---

[1] **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 1530. Das birarische «*halj*» wird wohl soviel wie das goldische und mandshurische «*hala*», d. i. Stamm, Geschlecht, bedeuten.

[2] Erdkunde von Asien, Bd. II, p. 323.

[3] **Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. VI, p. 132, u. A.

Die älteste Kunde von den **Biraren** rührt vom ersten Zuge der Russen an den Amur unter Pojarkof her: nach seiner Rückkehr von demselben (1646) berichtete er, dass an den Quellen des Ssilimdshi («Ssilimba») zahlreiche rennthierhaltende Biral-Tungusen (Тунгусы Биралы) wohnen[1]. Fünfunddreissig Jahre später (1681) wurde Ignatij Milowanof von Nertschinsk nach der Dseja und dem Ssilimdshi abgeschickt, um die früher errichteten Wacht- und Tributposten zu besichtigen und in Erfahrung zu bringen, wo es fruchtbares Land gebe und ein neuer Posten begründet werden könnte. Inzwischen hatte der Abzug der ackerbauenden Dauren vom Amur und von der Dseja bereits stattgefunden, und Milowanof sah an beiden Flüssen zahlreiche Spuren ihrer ehemaligen Aecker und Dörfer. Vom Ssilimdshi («Sselinba») berichtete er aber, dass es mit geringer Macht unmöglich sein würde, die dortigen Birar-Tungusen tributpflichtig zu machen, sowie dass daurische Leute an die Mündung dieses Flusses kämen, um von ihnen Tribut für die chinesische Krone zu erheben. Er nennt dabei die Biraren Pferde-Tungusen (конные Бирарскіе Тунгусы)[2]. So hatten sich dieselben mittlerweile schon weiter abwärts am Ssilimdshi gezogen und sich den dortigen Naturbedingungen gemäss in Pferdenomaden umgewandelt. Die Dauren erschienen aber bei ihnen nur zeitweise, als tributempfangende Beamte oder Händler[3]. Drei Jahre später meldete auch der Kosakenanführer Gerassim Zypandin, dass er in Udskoi Ostrog zwei Biraren-Häuptlinge vom Ssilimdshi als Geisseln aufgetrieben und zurückbehalten habe[4]. So lernen wir aus den frühesten russischen Nachrichten die Biraren schon unter diesem ihrem Namen kennen. Ich glaube auch, dass sie sich selbst, wenigstens Fremden gegenüber, in der That so bezeichnen, denn ich habe diesen Namen von ihnen selbst erkundet, ohne ihn je früher gehört zu haben[5]. Nicht anders wird es Radde gegangen sein, der während seines Aufenthaltes im Bureja-Gebirge am Amur mit den Biraren in häufige Berührung kam und sie stets mit diesem Namen bezeichnet[6]. Dennoch bedeutet derselbe nur so viel wie «Flussanwohner», wobei sie unter dem «Fluss» (*bira*) schlechtweg nicht etwa den Amur, sondern den Njuman-bira verstehen, der aus diesem Grunde auch bei den Russen den nur durch Entstellung jenes Wortes entstandenen Namen Bureja erhalten hat. Der Njuman-bira war nämlich der Hauptstrom ihres Gebietes: von ihm aus sind sie vermuthlich in früherer Zeit an den nahen Oberlauf des Ssilimdshi hinübergegangen; ihm folgend, haben sie sich später, nach dem Abzuge der Gogulen und Dauren, bis an den Amur, ja über denselben hinaus verbreitet. Am Amur, wo sie ehemals bebautes, fruchtbares Land fanden, ist ein Theil von ihnen, wie wir oben sahen, sogar zu sesshaften Ackerbauern geworden, wozu es ihre nahen Stammverwandten, die Manägirn und Orotschonen, nicht, oder wenigstens nicht in dem Maasse, gebracht haben. Durch diese Verbreitung rücken sie auch den Sitzen der mandshu-chinesischen Regierung, Aigun und namentlich Tsitsikar, der Hauptstadt der Provinz Helong-kiang (Amur), um Vieles näher. In der chinesischen Reichsgeographie der Tai-Tsing werden sie in der Zahl der zu diesem Distrikt gehörenden Völker aufgeführt, und zwar unter demselben, selbst in chinesischer Version noch leicht kenntlichem Namen, als «Builar»[1]) oder «Pie-li-eurh» (Pilar)[2]). Ebenso und noch übereinstimmender lautet der vom Archimandrit Palladij[3]) für dieses Volk gebrauchte, vielleicht aus derselben Reichsgeographie entlehnte Name «Bilar». Man erkennt ihn endlich leicht auch in dem oben schon mehrfach erwähnten, von Middendorff auf seiner Reise durch den nördlichen Theil des Biraren-Gebietes ganz selbständig erkundeten Namen «Byral- oder Bural-Tungusen»[4]). Die kleine Modification in demselben liesse sich vielleicht, in Folge des Umstandes, dass die Reise Middendorff's in Gesellschaft russischer Tungusen geschah, auf russischen Einfluss, namentlich auf eine Anlehnung an die russische Bezeichnung «Bureja» für den Njuman-bira zurückführen[5]).

---

[1] Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 33.

[2] Отписка Стольнику и Воеводѣ Ѳед. Демьянов. Воейкову, отъ послан. въ 1681 г. для обозр. Амура сына-Боярскаго Игнатья Милованова, mitgetheilt von Spasskij, im Вѣстн. Русск. Геогр. Общ. 1853, Ч. VII, Отд. II, стр. 10, 11.

[3] Milowanof, l. c. p. 39.

[4] Дополн. къ актамъ историч. Т. XI, С. Петербургъ 1869, стр. 202.

[5] S. meinen Reisebericht, datirt Irkutsk, d. 13. Nov. 1856, im Bull. de la cl. phys. math. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersbourg. T. XV, p. 247; Mél. russes, T. III, p. 353.

[6] «Birar-Tungusen», s. Radde, Bericht über Reisen im Süd. und Ost. Sibir. (Beiträge zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. XXIII, p. 526 u. a.).

Eben so weit wie über die Biraren reicht auch die älteste Nachricht über die Manägirn zurück. Im Jahre 1647 machte nämlich der «Promyschlennik» Grigorij Wishevzof im amtlichen Verhöre zu Jakutsk die Aussage, dass er die beiden vorhergehenden Jahre, seinem Erwerbe nachgehend, am Tugir (Tungir), einem Zuflusse der Olekma, zugebracht habe, woselbst zu ihm unter Anderen auch drei «Managir-Tungusen» (Манагиры) kamen[6]). Wo dieser angeblich zahlreiche Stamm seine Wohnsitze hatte, ist nicht speciell gesagt, doch heisst es weiter, dass sie alljährlich im Winter auf Rennthieren nach der Schilka (Amur) hinabgehen, um dort mit den Dauren Handel zu treiben, wozu sie der Njuga (Njuksha), einem Zuflusse des Tungir, aufwärts bis zum Gebirge folgen und alsdann zum Ui (Urkan) hinüber und diesem entlang bis zu seiner Mündung in die Schilka gehen, wo sie schon dem Fürsten Lavkai untergebene Dauren treffen. Daraus lässt sich ersehen, dass die Manägirn damals noch Rennthiernomaden waren, die hoch im Stanowoi-Gebirge, an dessen Nord- und Südabhange, an den Quellen der Njuksha, des Urkan und — da ihr Stamm zahlreich sein sollte — wohl auch der zunächst ostwärts gelegenen Flüsse, des Oldoi, Ur u. a., umherstreiften. In Pojarkof's Bericht über seinen gleichzeitigen Zug, der vom Stanowoi-Gebirge die obere Brjanda und die Dseja abwärts ging, wird der Manägirn nicht erwähnt: den ersteren Fluss fand er unbewohnt, an der unteren (zweiten) Brjanda sassen Rennthier-Tungusen vom Stamme Ullagir, am unteren Ur viehzuchttreibende

---

1) Ritter, Asien, Bd. III, p. 412.

2) Pauthier, Chine moderne, I. partie, p. 168.

3) Дорожныя замѣтки и пр. (Зап. Русск. Геогр. Общ. По общ. геогр. Т. IV, 1871, стр. 148).

4) Middendorff, Reise etc. Bd. IV, p. 167, 1505 u. a.

5) Auch wird bei Wiedergabe tungusischer u. a. Wörter das i russischerseits leicht in u (das wir hier conventionell durch y wiedergeben) umgewandelt, wie z. B. aus «Kidsi» Кызы (Кизы) gemacht wurde u. s. w. Darnach müsste auch aus «bira» бyра (бура) entstehen, und daher vielleicht die Version «Byral-Tungusen».

6) Распросныя рѣчи промышленаго человѣка Григ. Вишевцова (Дополн. къ акт. истор. Т. III, стр. 102).

Bajagir-Tungusen und an der Dseja vom Umlekan ab **Dauren**[1]. Von diesen beiden Tungusen-Stämmen ist jedoch später im Amur-Lande nicht weiter die Rede, wonach sich schon vermuthen lässt, dass es nur einzelne versprengte Glieder ihres Stammes waren, wie solche in den Ländern mit nomadischer tungusischer Bevölkerung stets vorzukommen pflegen. Von den **Bajagirn** ist zudem notorisch bekannt, dass sie ein, wie **Middendorff** sich ausdrückt, nach allen vier Winden verstreutes Geschlecht sind, von denen sich einzelne Repräsentanten durch ganz Sibirien finden lassen[2]. Wie die **Manägirn** zur Zeit von **Pojarkof's** Zuge an der Brjanda und Dseja fehlten, so gab es, nach **Ussolzef**, auch zwei Jahrhunderte später noch keine am Gilui[3], diesem westlich von der Brjanda vom Stanowoi-Gebirge herabkommenden rechten Zuflusse der Dseja. Angesichts dieser Thatsachen muss man daher die Heimath der **Manägirn**, von welcher aus sie sich später bis an die Dseja und über dieselbe hinaus verbreitet haben, erst westlich vom Gilui, d. h. also in demjenigen Theile des Stanowoi-Gebirges suchen, auf welchen die obige Angabe **Wishevzof's** zum Theil direkt hinweist. Am nächsten und näher als der Dseja waren sie dort dem oberen Amur, und zu diesem stiegen sie auch, wie jene älteste Nachricht besagt, längs den direkt hinführenden Flüssen, dem Urkan u. s. w., des Handels mit den **Dauren** wegen allwinterlich hinab. Dies ist aber gerade derjenige Theil des Amur-Stromes, in welchem sich die Russen im XVII. Jahrhundert am ebesten und meisten festsetzten, in welchem ihre grössten und besten Festungen wie später ihre Ansiedelungen lagen, und in welchem sie sich auch am längsten und nachhaltigsten behaupteten. Darin liegt der Grund, weshalb die weitere Ausbreitung der **Manägirn** im Amur-Lande erst später als diejenige der **Biraren** stattfinden konnte. War diesen die Möglichkeit dazu schon gleich nach dem Abzuge der **Gogulen** und **Dauren** vom Amur geboten, so konnte hingegen die Ausbreitung der **Manägirn** aus ihrer Gebirgsheimath nach Süden und Osten nicht eher beginnen, als nachdem auch die Russen den oberen Amur geräumt hatten, was erst 35 Jahre später, in Folge des Nertschinsker Traktates geschah. Als daher 1681 Ignatij **Milowanof** zur Besichtigung der Dseja abgesandt wurde, fand er dort noch keine **Manägirn** vor, während die **Biraren** sich am Ssilimdshi bereits so weit abwärts gezogen hatten, dass die chinesischen Beamten den Tribut von ihnen an der Mündung dieses Flusses in die Dseja einsammeln konnten[4]. Wie bald nach dem Abzuge der Russen vom Amur die Ausbreitung der **Manägirn** begann und welchen Verlauf sie nahm, lässt sich nicht genauer bestimmen, da mit jenem Abzuge leider auch so ziemlich alle Nachrichten über das Amur-Land auf lange Zeit hinaus versiegten. So viel scheint mir jedoch aus dem

---

[1] Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 31, 32. Bei **Müller** (in **Büsching's** Magaz. für die neue Histor. und Geograph. 2. Thl. 2. Aufl. p. 491) heisst der zweite der genannten Stämme «**Buiagir**».

[2] **Middendorff** (Reise etc. Bd. IV, p. 1470, 1512) erwähnt z. B. einzelner **Bojagern** — wie er den Namen schreibt — die er zum Theil selbst gesehen, von den Quellen der Cheta, westlich vom Jenissei, vom Wilui, Aldan, Tungir (Olekma), vom Amur etwas unterhalb Ustj-Strelka, vom Dahukyt, Oldoi, Ur, von der Botama, vom Temtjon und vom Udskoi Ostrog.

[3] **Усольцевъ**, Путеш. на верш. р. Гилюя и на рѣку Зею, лѣтомъ 1856 г. (Вѣстн. Русск. Геогр. Общ. Ч. XXII, 1858, Отд. II, стр. 133).

[4] S. oben, p. 176.

Obigen als wahrscheinlich hervorzugehen, dass sie zunächst auf ihrem altgewohnten Wege, die Flüsse Urkan, Oldoi u. s. w. abwärts, zum gänzlich verödeten oberen Amur hinabstiegen und alsdann, diesem Strome folgend, an den Komar und die Dseja gelangten, längs welchen sie sich so weit aufwärts ausbreiteten, als sie unbesetztes und ihren Bedürfnissen entsprechendes Terrain fanden. Zur Dseja führte sie übrigens vielleicht auch noch ein zweiter Weg, ich meine den Ur abwärts. Daher vielleicht, wie hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil die Prairien an der unteren und mittleren Dseja und ihren Zuflüssen den Pferdenomaden, zu welchen die Manägirn, nach den Vorbergen und der Ebene hinabgestiegen, allmählich geworden waren, die günstigsten Bedingungen boten, fand sich dort in der Folge auch die zahlreichste Manägir-Bevölkerung ein. Nirgends, weder an der Dseja, noch am Komar oder am Amur, wandte sie sich aber dem Ackerbau und einer sesshaften Lebensweise zu, wozu jedoch der Grund nicht allein in dem tiefwurzelnden Nomadensinn der Tungusen, sondern vornehmlich wohl in jener oben berührten Politik der chinesischen Regierung zu suchen ist, diese der russischen Invasion zunächst und am meisten ausgesetzten Gegenden in möglichst ödem und wüstem Zustande zu erhalten.

Bemerkenswerth ist ferner, dass die Manägirn, trotz ihrer oben angegebenen weiten Ausbreitung im Amur-Lande und ihrer Umwandlung in Pferdenomaden, in den Augen der Mandshu-Chinesen doch dieselben Rennthier-Tungusen blieben, die sie ehemals waren. Die chinesische Reichsgeographie der Tai-Tsing kennt für sie keinen besonderen Namen, wie für ihre nahen Stammverwandten, die Biraren, sondern subsummirt sie unter der allgemeinen, auch ihre westlichen Nachbaren, die Orotschonen, umfassenden und auf diese auch gegenwärtig noch passenden Bezeichnung «Oruntschun»[1]) oder «Go-Jun-tschun»[2]), d. h. Rennthiervolk. Darin liegt, glaube ich, auch von chinesischer Seite eine Bestätigung der von uns oben aus anderen Gründen abgeleiteten Behauptungen, dass nämlich die Manägirn noch unlängst als Rennthiernomaden in unmittelbarer Nachbarschaft der Orotschonen sassen, dass sie von dort aus zum oberen Amur und diesen abwärts zum Komar und zur Dseja sich ausbreiteten, und dass diese Ausbreitung erst in verhältnissmässig später Zeit erfolgte. Die älteste mir bekannte Nachricht übrigens, in welcher von den Manägirn schon als von Anwohnern des Amur-Stromes die Rede ist, gehört der Neuzeit an. Sie ist dem russischen Läufling Gurij Wassiljef zu verdanken, dessen Aussagen in den handschriftlichen Aufzeichnungen Ladyshinskij's niedergelegt, später aber, wie Middendorff nachgewiesen[3]), von Iakinf in seiner Statistischen Beschreibung des Chinesischen Reiches ohne Nennung der Quelle ausgebeutet worden sind. In diesem Werke heisst es demgemäss, dass unterhalb Ustj-Strelka in den Bergen an beiden Ufern des Amur Tungusen-Stämme wohnen, die von den Russen die Namen «Minegren» (Минегры) und «Orotschonen» erhalten haben[4]); und an einer anderen Stelle — offenbar auch nach einer anderen Quelle — dass man in Transbaikalien die Tungusen des rechten Amur-Ufers unterhalb Ustj-Strelka «Mangiren» (Мангиры), diejenigen des linken Ufers aber «Orotschonen» nenne[1]). Die neueren Amur-Reisenden erwähnen der Manägirn stets unter demselben, nur in den Vokalen verschiedentlich abgeändertem Namen: über den Ursprung desselben findet man aber bei ihnen höchstens nur Nachklänge der von Iakinf ausgesprochenen Ansicht. So hält Gerstfeldt[2]) diesen Namen für russischen Ursprungs bloss aus dem Grunde, weil er in den chinesischen Volkszählungstabellen (in der Reichsgeographie der Tai-Tsing, s. oben) fehlt. Ja, auch Maack, der sich am längsten unter den Manägirn aufhielt, meint, dass sie sich zwar gegenwärtig selbst «Manjachyr» nennen, dass es jedoch noch dahingestellt bleibe, ob sie diesen Namen nicht von den Russen acceptirt hätten[3]). Dem kann ich nun keineswegs beistimmen: wie sollten die Russen auf diesen Namen, der im Russischen durchaus keine Bedeutung hat, gekommen sein? Dass er vielmehr von tungusischem Ursprung ist, dafür spricht, wenn wir auch seine Etymologie zunächst nicht kennen, schon die Endsylbe desselben[4]). Auch tritt er uns gleich bei der ersten Berührung der Russen mit den Manägirn, in jener Nachricht aus dem XVII. Jahrhundert entgegen. Offenbar bezeichneten sie sich schon Wishevzof gegenüber, also zu einer Zeit, da sie noch gar keinen russischen Namen haben konnten, als Managir, gleichwie sie es zwei Jahrhunderte später Maack und mir gegenüber thaten. Mir klang dabei der Name, den sie sich selbst beilegten, bald «Manägir» und bald «Monjager» oder «Manjager», woraus sich jene Schwankungen in den Vokalen bei Wiedergabe desselben durch verschiedene Reisende leicht erklären lassen.

---

[1]) Ritter, Asien, Bd. III, p. 442.

[2]) Pauthier, Chine moderne, I. partie, p. 168.

[3]) Reise etc. Bd. IV, p. 138, Anm. 1; s. auch oben, p. 81.

[4]) Іакинфъ, Статист. опис. Китайск. Имп. С. Петербургъ 1842, Ч. II, стр. 217.

Am genauesten und bestimmtesten unter den drei hier in Rede stehenden Völkern lauten die Nachrichten über die Ausbreitung der **Orotschonen** im Amur-Lande. Und dies aus dem Grunde, weil sie einerseits am spätesten erfolgte und andererseits an der unmittelbaren Grenze der russischen Bezitzungen, ja von denselben aus und also gewissermassen vor den Augen der Russen stattfand. Bemerken wir zuvörderst, dass obwohl man gegenwärtig russischerseits unter Orotschonen die Rennthier-Tungusen versteht, welche oberhalb der Manägirn am Amur und seinen Nebenflüssen, ja auch über dieselben hinaus, im Stanowoi-Gebirge an den oberen Zuflüssen der Olekma und im Chingan-Gebirge an einigen Zuflüssen des Nonni umherstreifen, so ist ihnen dieser Name doch nicht, wie die oben angeführte, zum Theil dem Gurij Wassiljef nachgesprochene Angabe Iakinf's fälschlich besagt, von den Russen ertheilt worden. Sein mandshurischer Ursprung ist oben ausführlich besprochen worden[5]). Da er nur so viel wie «Rennthiervolk» bedeutet, so könnte er auf sehr verschiedene Tungusen-Stämme Anwendung finden. Wie weit er bei den Mandshu oder deren Vorfahren zurückreicht, wissen wir nicht, allein der Umstand, dass er den Oltscha am unteren Amur, die ihr Rennthiernomadenthum längst aufgegeben, sowie den Oroken von Sachalin verblieben ist, weist auf ein hohes Alter desselben hin. Dass die chinesische Reichsgeographie der Tai-Tsing ihn neben den Orotschonen auch auf die Manägiru ausdehnt, noch aus der Zeit, da diese Rennthiernomaden waren, was nicht so weit zurückliegt, ist oben schon erwähnt worden. Bekannt wird diese mandshurische Bezeichnung für die Rennthier-Tungusen seit den alten Jesuiten-Missionären[1]. Bei den Russen ist hingegen der Name Orotschonen erst seit Kurzem im Gebrauch und hat als Fremdwort natürlich auch nicht jene collective Anwendung wie bei den Mandshu, sondern bezieht sich als specieller Eigenname nur auf die Rennthier-Tungusen am oberen Amur in den oben angeführten Grenzen. In den Berichten aus der Zeit der ersten russischen Invasion im Amur-Lande kommt er noch gar nicht vor. Wo die Russen damals Rennthier-Tungusen im Amur-Lande trafen, nannten sie dieselben, gleichwie sie es auch in Sibirien thaten, nach deren eigenen Stamm- oder Geschlechtsnamen, wie die Bezeichnungen Birar-Tungusen, Ullagir, Managir u. a. beweisen. Erst sehr viel später, nachdem das ganze Amur-Land traktatmässig chinesisches Land geworden war und die Russen, nunmehr einzeln und in kleinen Partien von Daurien aus in dasselbe vordringend, dort zuvörderst auf Rennthier-Tungusen stiessen, die wenigstens nominell den Mandshu-Chinesen tributpflichtig waren und bei ihnen den Namen Orotschonen trugen, acceptirten sie ebenfalls diesen Namen; und da dieselben Nomaden sich bis über den Nordabhang des Stanowoi-Gebirges und an die Quellflüsse der Olekma erstreckten, so wurde jener Name russischerseits auch in dieser weiteren Ausdehnung üblich. Die älteste mir bekannte Nachricht, die von dem Gebrauch des Namens Orotschonen bei den Russen Zeugniss giebt, rührt von einem Dr. Schneegass her, welcher in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts (vor 1805) durch Sibirien nach Japan reiste, um sich dort, wie es heisst, mit den russischen Erdumseglern (Krusenstern) zu vereinigen[2]. Indem er von den Solonen und Dauren spricht, die jenseits des Argunj in der Mandshurei ihre Wohnsitze hätten, sagt er, «in derselben Gegend um den Fluss Amur herum ist auch eine grosse Anzahl Orotschonen, nämlich Olenni-Tungusen[3]) gelagert», — eine Nachricht, die durch ihre erklärenden Schlussworte deutlich verräth, dass sie auf russischen Angaben beruht. Beinahe aus derselben Zeit — aus den Jahren zwischen 1815 und 1826 — stammt die oben angeführte, durch Ladyshenskij der Vergessenheit entzogene Aussage des Läuflings Gurij Wassiljef. Bei unseren Reisenden, die Daurien im vorigen Jahrhundert besuchten, Messerschmidt, Gmelin, Pallas, Georgi, so wie in Müller's und Fischer's Schriften kommt er nicht vor. Er mag daher erst ganz zu Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Russen des angrenzenden Daurien's üblich geworden sein.

---

[1] L. c. p. 1, Anm.; s. auch oben, p. 41.

[2] О прибрежн. жителяхъ Амура (Вѣстн. Русск. Геогр. Общ. Ч. XX, 1857, Отд. II, стр. 283, Примѣч. 2).

[3] Маакъ, Путеш. на Амуръ, С. Петербургъ 1859, стр. 98.

[4] S. oben, p. 101, 103.

[5] S. oben, p. 132 ff.

Daraus folgt nun freilich keineswegs, dass die Orotschonen damals erst an den Amur gelangt sind; allein sehr viel früher kann es auch nicht gewesen sein. Denn wie die Ausbreitung der **Manägirn** vom Stanowoi-Gebirge nach Süd und Ost, so kann auch diejenige der **Orotschonen** erst nach der durch den Nertschinsker Traktat beschlossenen völligen Räumung des Amur-Landes durch die Russen begonnen haben. Ja, sie ist sogar nachweislich später als jene erfolgt. Denn gleichwie an den Quellflüssen der Bureja und des Ssilimdshi den südwärts sich bewegenden **Biraren** Rennthier-**Tungusen** vom Stanowoi-Gebirge nachdrängten, so rückten hier den **Manägirn** die **Orotschonen** nach und nahmen manche ursprünglich von jenen inne gehabten Gebiete ein. Während z. B. ehemals, wie wir oben sahen, die **Manägirn** noch im Norden des Stanowoi-Gebirges, an der Njuksha umherstreiften und an den Tungir kamen, auch den Urkan abwärts zu den **Dauren** gingen, breitet sich dort gegenwärtig unbestrittenes **Orotschonen**-Gebiet aus und läuft die Grenze zwischen beiden Völkern von der linken Oldoi-Quelle längs diesem Flusse oder noch östlicher, längs dem Niwer zum Amur hinab[1]). Aehnliches fand, als die Ausbreitung dieser Völker den Amur erreicht hatte, auch an diesem statt. **Orlof**, der einen grossen Theil des **Orotschonen**-Gebietes bereist hat, ist es gelungen in Erfahrung zu bringen, dass die **Orotschonen** des linken und des rechten Amur-Ufers zwei verschiedenen, wenn auch nahe verwandten Stämmen angehören, die auch zu verschiedenen Zeiten an den Amur gelangt sind[2]). Beide stammen aus dem Jakutskischen Gebiete, also nördlich vom Stanowoi-Gebirge, vermuthlich vom Tungir, von der Olekma u. s. w. her. Diejenigen vom linken Amur-Ufer, dem **Ninagan**'schen Stamme angehörig, sind von älterer Verbreitung. Sie sind es offenbar, die unmittelbar nach West und Nordwest von den **Manägirn**, als diese noch Rennthiernomaden waren, ihre Heimath hatten und diesen auf dem Fusse gefolgt sind, bis sie an den Amur gelangten, wo sie, ihre Vorgänger drängend, bis an den Oldoi und Niwer sich ausbreiteten[3]). Viel später, erst vor etwa 30 Jahren, sagt **Orlof**, also um das Jahr 1827, wanderten freiwillig, wohl aus benachbarter Heimath, Rennthier-**Tungusen** vom **Schologon**'schen Stamme an das rechte Amur-Ufer heran, die nun den anderen Theil der Amur-**Orotschonen** abgeben. Auch **Middendorff** wurde 1844 von den Kosaken am Beginn des Amur erzählt, dass vor etwa zwölf Jahren, also um 1832, **Tungusen** aus dem **Ssologon**-Geschlecht («**Ssologonzy**»), die früher jenseits des Oldoi an den Quellen der Dseja-Zuflüsse gehaust hätten, auf chinesisches Gebiet zwischen dem Argunj, dem Amur-Anfang und der Albasicha übergetreten wären. Ihnen seien vor vier Jahren auch die **Böljöt** gefolgt, zwölf der russischen Krone Tribut zahlende Häupter aus dem **Kangalas**-Stamme, welche, nach Versicherung der **Tungusen**, ursprünglich am Aldan lebten und wegen schwerer Zeiten, so wie um Bedrückungen zu entgehen, von dort auswanderten[4]). Die **Orotschonen** des rechten Amur-

---

[1] Gerbillon, s. Du Halde, Descr. de l'Emp. de la Chine, T. IV, p. 37.

[2] Siehe den Anhang: «Beyträge zur Länder- und Staatenkunde der Tartarey; aus russ. Berichten», zu John Barrow, Reise durch China von Peking nach Canton im Gefolge der Grossbrit. Gesandschaft in den Jahren 1793 und 1794; aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von J. A. Hüttner, Bd. II, Wien 1805, p. 338.

[3] D. h. Rennthier-Tungusen.

---

[1]) S. oben, p. 42.

[2]) **Орловъ**, Амурскіе Орочены (Вѣстникъ Русск. Геогр. Общ. Ч. XXI, 1857, Отд. II, стр. 96, 97).

[3]) Zur Zeit von **Middendorff**'s Reise (1844) sommerten **Niniganj-Tungusen** ihrer Rennthiere wegen an den Quellen des Oldoi, Niwer («Liwer») und Gilni («Rilé»); etwa zehn rennthierlose Familien desselben Geschlechts sassen am Uritschi, in grosser Armuth. Sie waren erst seit 17 Jahren dort angeschrieben. Der Häuptling zeigte unserem Reisenden ein Papier der Behörde von Jakutsk vom Jahre 1683, um seine Erzählung von ihrer Herkunft zu bewahrheiten (**Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 1510, 1511).

[4]) **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 1511. Fast möchte man es aber nur für einen Druckfehler halten,

Ufers breiteten sich, meist in der Nähe des Hauptstromes sich haltend und ohne auf das linke Ufer hinüberzugehen, bis zu den Quellen der Albasicha und dann längs diesem Flusse bis zu dessen Mündung aus, wo gegenwärtig ihre äusserste Grenze am südlichen Amur-Ufer liegt. Auch sie hatten dabei, wie Orlof ausdrücklich bemerkt, Manägirn zu verdrängen, welche übrigens noch jetzt zeitweise des Fischfangs wegen über die Albasicha-Mündung hinaus in das Orotschonen-Gebiet streifen[1]. Der Grund aber, weshalb es den Orotschonen gelang, den Manägirn an beiden Ufern ein nicht unbedeutendes Terrain abzugewinnen, dürfte nicht etwa in ihrer grösseren Zahl — diese ist im Gegentheil sehr gering — auch nicht in irgend welcher sonstiger physischer oder geistiger Ueberlegenheit, sondern einzig und allein in dem Umstande zu suchen sein, dass der rauhe, nordische Gebirgscharakter der beiderseitigen Ufer des Amur-Stromes in diesem seinem Theile den Rennthiernomaden einen günstigeren Boden als den Pferdenomaden bietet, während die letzteren im Gegentheil sich von der Natur um so mehr begünstigt sahen, je weiter sie stromabwärts zogen[2].

Das letzte der indigenen Völker des Amur-Landes, von dem hier die Rede sein muss, sind die **Solonen.** Die Nachrichten über dasselbe sind übrigens so mangelhaft und ungenügend, dass sich aus ihnen, wie wir oben sahen, kaum etwas Bestimmteres über seine jetzigen Wohnsitze entnehmen lässt, — wie viel weniger über etwaige, im Laufe der Zeit erfolgte Veränderungen und Verschiebungen derselben. Nur bei Gelegenheit der Erklärung des Namens dieses räthselhaften Volkes sind auch einige Vermuthungen über den Ursprung oder die ursprüngliche Heimath desselben ausgesprochen worden, an die ich einige Bemerkungen knüpfen möchte. Die älteste Erwähnung des Volkes der Solonen von Seiten europäischer Schriftsteller ist bei den alten Jesuiten-Missionären zu finden. Nach Gerbillon nimmt nämlich, wie oben schon erwähnt, die Provinz Solon den westlichsten Theil des Gouvernements Tsitsikar ein, das eigentlich vom Zusammenfluss des Argunj und der Schilka («Ergoné» und «Saghalien oula») beginnen soll[3].

---

wenn Middendorff an demselben Orte die Ssologon-Tungusen auch schlechtweg S'olorn-Tungusen nennt, während er wenige Seiten vordem (p. 1302 und 1304) S'olorn für einen Handelsplatz erklärt. Oben (p. 40) ist schon dargethan worden, dass die wenigen Nachrichten, die er über «S'olorn» hatte, sich auf die Solonen beziehen.

[1] S. oben p. 42.

[2] Gelegentlich sei hier auf die von dem oben Auseinandergesetzten ganz abweichende und meinem Dafürhalten nach auch ganz irrthümliche Ansicht Maack's über den Ursprung der Amur-Orotschonen und Manägirn hingewiesen. Nach ihm (Путеш. на Амуръ, стр. 60) wären beide genannten Völker nur Nachkommen der Lavkajef'schen Tungusen. Es ist schwer zu sagen, was man sich darunter denken soll, da Lavkai ein daurischer Fürst war und das Volk, dem er angehörte und das damals am oberen Amur wohnte, die Dauren, zwar von tungusischem Stamme ist, aber doch nicht schlechtweg als Tungusen bezeichnet werden kann. Bekanntlich wurden die Dauren auf chinesischen Befehl vom Amur versetzt; sollten aber auch Einzelne von ihnen zurückgeblieben sein, wie können aus diesen in zwei Jahrhunderten zwei verschiedene Völker, Orotschen und Manägirn, entstanden sein? Von einer späteren Herauwanderung an den Amur anderer Stämme ist bei Maack überhaupt nicht die Rede.

[3] Du Halde, Descr. de l'Emp. de la Chine, T. IV, pag. 36, 46.

In diesem Lande, bei Mergen am Nonni, lernten die vom Kaiser **Kang-hi** mit der Anfertigung der Karte von China beauftragten Missionäre die **Solonen** oder «**Solon-tatse**» kennen und schildern sie als kühne und geschickte Jäger, die, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, alljährlich auf die Zobeljagd in die Gebirgswildnisse ausziehen. Sie selbst, heisst es da[1]), halten sich ihrem Ursprunge nach für **Mandshu**, indem sie meinen Nachkommen derjenigen **Njutschi** zu sein, die sich nach der Niederlage, welche ihr unter dem Namen **Kin** über Nordchina herrschender Stamm im Jahre 1201 durch die **Mongolen** erlitt, nach den jetzt von ihnen bewohnten Gegenden retteten. Zwar ist nicht speciell gesagt, von wo aus sie flüchteten, allein da wir oben die **Njutschi** auch in Daurien, am Argunj, in der unmittelbaren Nachbarschaft der **Mongolen** und namentlich der Heimath ihres Besiegers **Tschingis-Chan's** kennen gelernt haben, so liegt es nahe, die Richtigkeit jener Angabe der **Solonen** vorausgesetzt, ihre Vorfahren in den **Njutschi** am Argunj zu vermuthen. Und dies um so mehr, als eine Flucht von dort sie nothwendig die rechten Zuflüsse des Argunj hinauf und über das Chingan-Gebirge an den Nonni führen müsste, wo in der That ihre jetzigen Wohnsitze liegen. Denselben Weg haben ja, wie wir oben sahen, 4½ Jahrhunderte später auch die Nachfolger jener **Njutschi**, die **Dauren**, zurückgelegt, als sie, von den Russen gedrängt, das Land am Argunj räumen mussten. Da aber am Nonni schon vordem, ja vielleicht schon vor der Einwanderung der **Njutschi-Solonen**, **Dauren** wohnten und ihre Zahl nunmehr durch die fast gleichzeitigen Uebersiedelungen ihrer Landsleute vom Argunj und vom Amur noch ansehnlich wuchs, so konnte es nicht fehlen, dass die ohnehin nur wenig zahlreichen **Solonen** mehr und mehr nach dem für Ackerbau und Viehzucht minder günstigen oberen Laufe des Nonni und seiner Zuflüsse gedrängt wurden, wo sie sich naturgemäss auf die Jagd im wildreichen Gebirge angewiesen sahen. Als Nachkommen eines ehemals mächtigen, tapferen und kriegerischen Volkes konnten sie dort zu den geschickten, kühnen, allen Gefahren Trotz bietenden Jägern werden, als welche die alten Missionäre sie rühmen. Dabei mussten sie jedoch, mit dem Verfall und der Abnahme landwirthschaftlicher Beschäftigungen, an Wohlstand und Bildung nothwendig hinter den industrielleren **Dauren** zurückbleiben. Ich finde es daher damit, wie mit Allem, was oben über die Abstammung der **Solonen** von den alten **Njutschi** gesagt worden, vollkommen im Einklange, wenn der Archimandrit **Palladij**, ohne jene Ansicht zu theilen, ja vielleicht ohne sie zu kennen, sich in der folgenden Weise über dieses Volk ausspricht[2]). Nach den Erzählungen der **Chinesen**, sagt er, gehörte einst alles Butcha-Land[3]) den **Solonen** und war ihr Name so berühmt, dass **Dahuren** und **Orontscho** es für eine Ehre hielten, für **Solonen** zu gelten; auch jetzt noch stellt man sich in Peking dieselben als ein kriegerisches und tapferes Volk vor. Vielleicht war es einmal so. Gegenwärtig aber stehen die **Dahuren** in allen Stücken höher als die **Solonen**, und jedesmal, wenn wir einen **Dahuren** fragten, was er sei, **Solon** oder **Dahur**, gab er eiligst zur

---

[1]) **Du Halde**, l. c. p. 11, 16.

[2]) Дорожн. зам. на пути отъ Пекина до Благовѣщ., через Маньчжурію, въ 1870 г. (Зап. Русск. Геогр. Общ. по общ. геогр. Т. IV. 1871, стр. 113).

[3]) D. h. Land der Tributpflichtigen.

Antwort «Dahur», mit einem Tone, als wollte er sagen: civis romanus sum. In dieser Erzählung lässt sich die Tradition, dass die Solonen einst einem herrschenden Volke angehörten, nicht verkennen. Wie den Chinesen, so wird dies ohne Zweifel auch den Mandshu bekannt sein, und es ist vielleicht zum grossen Theil auch das Bewusstsein gemeinsamer Stammesangehörigkeit, was die letzteren bestimmt, die Solonen so gern im Kriegsdienst, im Achtbannerheer und besonders in den Wachtposten und Garnisonen der entlegensten Grenzorte vom Amur bis nach Kuldsha hin zu verwenden[1]). Angesichts dieser Thatsachen scheint mir die oben entwickelte Ansicht über den Ursprung der Solonen unter allen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

Ganz anderer Ansicht über den Ursprung der Solonen ist der Archimandrit Palladij. Er hält es für das Wahrscheinlichste, dass die Solonen Nachkommen der Urjanchen seien, eines wenig bekannten Volkes, welches ehemals das Land nördlich vom Pallisadenzaune bewohnte und nach chinesischen Schriftstellern der Min-Dynastie ein Rest der Khitan war, der unter den Mongolen von mongolischen Chefs regiert wurde[2]). Ich erlaube mir über die Halt- oder Unhaltbarkeit dieser von Palladij a. a. O. nur kurz angedeuteten Ansicht, welche er auch selbst nur eine Hypothese nennt, kein Urtheil. Uebrigens bemerkt er, dass der Name «Solon» oder «Solun», der in China schon zur Zeit der vorigen Dynastie bekannt war[3]), noch zu einer anderen Vermuthung über den Ursprung dieses Volkes führt, die er jedoch selbst nur für wenig wahrscheinlich hält. Ihr zufolge wären die Solonen nur die Nachkommen einer Colonie von Koreanern, welche etwa zwischen dem VIII. und X. Jahrhundert ihre Heimath verliessen und sich nach der Mandshurei begaben. «Solongo» sei nämlich die mongolische Bezeichnung für Korea, woraus die mandshurische «Solcho» für die Koreaner entlehnt sein könne[4]). Ohne mir ein Urtheil in dergleichen historisch-linguistischen Fragen zu erlauben, muss ich bekennen, dass mir diese Herleitung der Solonen doch etwas weit hergeholt erscheint. Auf eine vielleicht nur zufällige Lautähnlichkeit im Namen hin werden Koreaner und Mongolen zu Hülfe genommen, um den Ursprung eines schliesslich doch tungusischen Volkes zu erklären!

Auch von anderer Seite wird übrigens dem Namen «Solon» ein mongolischer Ursprung zugeschrieben. Pallas leitete ihn vom mongolischen Worte «*ssolón*», Schütze, her[5]), — eine Ansicht, die später mehrfach wiederholt worden ist[1]) und vermuthlich darum so vielen Anklang gefunden hat, weil sie zu der oben erwähnten Schilderung der Jesuiten-Missionäre von den Solonen als kühnen Jägern und geschickten Bogenschützen passt. Nach Pallas verstehen die Mongolen unter «Solon» sowohl die unter chinesischer Herrschaft stehenden Tungusen, die im Chingan-Gebirge und in den östlicher, zum Amur hin gelegenen Wildnissen umherstreifen, als auch die russischen Tungusen in Daurien, und von den Mongolen, meint er, hätten diesen Namen auch die Chinesen angenommen. In der That begegnen wir ihm z. B. in einer chinesischen Reisebeschreibung aus dem Jahre 1712[2]), und zwar wird in derselben der Name «Solun» auf Tungusen angewandt, welche die Reisenden zwischen Irkutsk und Jenisseisk antrafen[3]). Desgleichen geschieht in einer von Klaproth übersetzten chinesischen Beschreibung Russlands der «Solon» Erwähnung, die an den Ufern des Argunj wohnen und von den Russen beunruhigt werden[4]). Diese weite Auffassung des in Rede stehenden Namens bei den Mongolen wie bei den Chinesen scheint mir jedoch gewissermassen schon darauf hinzuweisen, dass derselbe ursprünglich weder von den Einen, noch von den Anderen herrührt, sondern von Beiden, gleichviel ob mittel- oder unmittelbar, entweder von den Solonen selbst, oder von einem ihrer nächsten, tungusischen Nachbarvölker, den Dauren oder Mandshu, entlehnt und alsdann auf alle in ähnlicher Weise wie die Solonen umherstreifenden Tungusen-Stämme ausgedehnt worden ist.

---

[1]) Nach Iakinf (Статист. опис. Китайск. Имп. Ч. I, 1842, стр. 233) sind 47 Companien von Solonen und nur 37 aus den viel zahlreicheren Dauren den Garnisonen in den verschiedenen Provinzen zugezählt. Unter den im Gebiet von Kuldsha stationirten Truppen gab es zur Zeit von Putimzof's Reise (1811) 6000 Solonen (Ritter, Asien, Bd. I, p. 443) u. s. w.

[2]) Палладій, Дорожн. зам. и пр. (Зап. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. Т. IV, стр. 444).

[3]) Nach chinesischen Schriftstellern soll er richtiger «Solo» heissen (Palladij, l. c. p. 443).

[4]) Nach Klaproth (Asia polygl. p. 257; Mém. relat. à l'Asie, T. I, 1824, p. 174, 190) ist «Solongos» der mongolische Name für Korea und seine Bewohner. Palladij hält es für unzweifelhaft, dass er aus «Sinlo» (auch «Syla» und «Sinlu») entstanden ist, welches drei Jahrhunderte hindurch (bis zum X. n. Chr.) ein starkes, ganz Korea umfassendes Reich war; damals sei jene Colonie nach der Mandshurei verpflanzt worden.

[5]) Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des Russ. Reiches, Bd. III, p. 238; desselben, Samml. histor. Nachrichten über die Mongolischen Völkerschaften, St. Petersburg, 1776, Bd. I, p. 2, Anm. (*).

Fast unwillkürlich drängt sich Einem an Ort und Stelle, im Amur-Lande, eine Erklärung des Namens Solon auf, die von jener fern abliegt und jedenfalls den doppelten Vorzug hat, dass sie einmal den Sprachkreis der tungusischen Völker nicht überschreitet und dass sie ferner mit der Lage der jetzigen Wohnsitze der Solonen, ja, wenn man will, auch der ehemaligen ihrer vermuthlichen Vorfahren, der Argunj-Njutschi, in Uebereinstimmung bleibt. Bei den tungusischen Völkern des Amur-Landes, den Oltscha, Golde, vermuthlich auch bei den mit diesen letzteren nahe verwandten Mandshu u. a., heisst nämlich «*ssolo*» oben oder oberhalb, wie «*chydji*, *chydshi*» unten oder unterhalb. Es passirt Einem dort nicht selten bei Begegnungen mit Eingeborenen auf die Anfrage, wer sie seien, von den Oltscha z. B. nur die Antwort «*chydji*»- oder «*ssolo-nci*», d. h. Leute von unter-, resp. von oberhalb, zu bekommen. Dieselben Ausdrücke konnten natürlich auch zur Bezeichnung ganzer, ober- oder unterhalb wohnender Völker gebraucht werden. Gleichwie nun in der That aus dem ersteren der mandshurische Name Chydshan, Chädshen, Chodsen u. s. w. oder, in chinesischer Version, Ketsching und Ketscheng-tatse für die Golde und Oltscha wurde[1]), so könnte der letztere Veranlassung zur Unterscheidung im oberen Amur-Lande eines Volkes «Solon» gegeben haben. Ich möchte es nicht für eine nur zufällige Uebereinstimmung damit halten, wenn Gerbillon sagt, Solon sei bei den Mandshu die westlichste, von den Russen Dauvré genannte Provinz, die eigentlich, d. h. so weit die faktische Herrschaft der Mandshu reichte, dort beginnt, wo sich der Argunj in den Amur ergiesst. Dieselbe wurde vielmehr ohne Zweifel so bezeichnet, weil sie den obersten Lauf des Amur-Stromes umfasste. Zu ihr gehörte auch das Quellgebiet und der obere Lauf des Nonni, eines für die Mandshu, wie auch für die Dauren, nicht minder wichtigen Stromes, an welchem die Hauptstadt der Provinz, der Sitz der Regierung, Tsitsikar, liegt. Und hier wie dort, am Amur wie am Nonni, waren die Solonen das oberste Volk: am Amur — in früherer Zeit, denn am Argunj, den man als dessen obersten Lauf betrachten kann, hatten ihre Vorfahren, die Njutschi, gesessen, eine Thatsache, die vielleicht auch den Mandshu als ihren nächsten Stammgenossen traditionell bekannt war; am Nonni aber sind sie es noch bis zum heutigen Tage. Kein anderes der Amur-Völker hatte mehr Recht auf diesen Namen: weder die Dauren, denn diese erstreckten sich am Amur weit abwärts, bis in die Prairien hinein, und am Nonni sassen sie unterhalb der Solonen, ja hatten diese zum Theil selbst aufwärts gedrängt; noch auch die Manägirn und Orotschonen, die jetzt eine solche Bezeichnung beanspruchen könnten, denn diese stiegen erst später zum Amur hinab, als jener Name sich längst festgesetzt hatte. In letzterer Beziehung glaube ich übrigens, dass die Solonen ihren jetzigen Namen nicht schon am Argunj, sondern erst in ihrer nachmaligen Heimath, am oberen Nonni erhielten, wohin sie immerhin, wie oben erwähnt, schon im XIII. Jahrhundert gekommen sein können und wo sie in der Wald- und Gebirgsnatur auch erst zu jenen kühnen und geschickten Jägern wurden. Am Nonni, wo ausserdem Mandshu, Chinesen und im Unterlaufe auch Mongolen zusammenstossen, konnte dann der bei den ersteren für die Solonen übliche Name am leichtesten auch zu den letztgenannten Völkern übergehen. Dass endlich auch die Solonen selbst sich gegenwärtig Fremden gegenüber desselben Namens zur Bezeichnung ihres Volkes bedienen, der sich bei ihren Beherrschern, den Mandshu-Chinesen, festgesetzt hat, ist selbstverständlich[2]), und haben wir Aehnliches auch bei anderen Amur-Völkern gesehen. Wie sie sich unter einander bezeichnen, ist noch unbekannt.

---

[1]) So z. B. von Spasskij (Забайк. Тунгусы. — Сиб. Вѣстн. С. Петерб. Ч. XVIII, 1822, Отд. II, стр. 22) u. A. Auch Pauthier (Chine moderne, 1. partie, p. 168) fügt, bei Aufzählung der nach der chinesischen Reichsgeographie der Tai-Tsing zum Gouvernement Helong-kiang gehörigen Völker, dem Namen «So-lun» in Klammern «archers», Bogenschützen, hinzu. Der Fürst Kostrof (Очеркъ Тунгусскаго нар. — Зап. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Кн. IV, 1857, стр. 81) meint zwar, dass der Name «Solon» dem betreffenden Volke von den Mandshu gegeben sei, schreibt ihm aber doch die Bedeutung «Schütze» bei.

[2]) Sie ist vom Missionär Gaubil in's Französische übersetzt und von Müller nach einem Auszuge von Souciet deutsch wiedergegeben worden, in der Sammlung Russ. Gesch. Bd. I, p. 327—348.

[3]) Müller, l. c. p. 335. In einer Anmerkung heisst es zugleich, dass dies die Bezeichnung der Chinesen sowohl für die russischen, wie für die chinesischen Tungusen sei. Doch vermag ich nicht zu sagen, ob und in wie weit diese Angabe von Müller oder von Gaubil herrührt, da es in der deutschen Uebersetzung nur im Allgemeinen heisst, die Anmerkungen seien durchgängig verbessert und wo nöthig vermehrt worden, der französische Text mir aber zur Vergleichung nicht vorliegt.

[4]) Klaproth, Mém. relat. à l'Asie, T. I, p. 93, 94.

---

[1]) S. oben, p. 111.

[2]) Schmidt (Histor. Bericht über die Thätigkeit der physik. Abtheilung der Sibirischen Expedition. — Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, Bd. XXV, p. 38) traf am Amur im Bureja-Gebirge Solonen aus der Ansiedelung Ul-bira, die sich ihm gegenüber selbst so nannten.

Was die in so vielfacher Beziehung zu den Amur-Völkern stehenden ostasiatischen Culturvölker, die Mandshu, Chinesen und Japaner betrifft, so gehören die Fragen über deren Ursprung, Ausbreitung, Entstehung ihrer Namen u. s. w. selbstverständlich nicht in den Rahmen dieses Werkes, sondern fallen historischen und linguistischen Forschungen der respectiven Specialisten anheim. Hier können sie nur in soweit berührt werden, als die in Rede stehenden indigenen Amur-Völker an ihnen Theil haben oder durch dieselben betroffen werden. In solcher Weise ist es im Obigen bei Gelegenheit auch schon wiederholentlich geschehen, und namentlich die Ausbreitung und gegenwärtige räumliche Stellung der genannten Culturvölker im Amur-Lande ausführlich besprochen worden. Ihre anderweitigen, politischen, socialen, commerciellen und drgl. Beziehungen zu den Amur-Völkern werden später, an den betreffenden Orten ebenfalls zur Sprache kommen. So bleibt uns hier nur übrig, einigen Bemerkungen über die Namen, die sie bei den Amur-Völkern tragen, Raum zu geben.

Bekanntlich ist der Name Mandshu erst in verhältnissmässig neuerer Zeit, vor etwa drei Jahrhunderten entstanden[1]), als die verschiedenen, dieses Volk gegenwärtig bildenden Stämme sich unter einem Oberhaupt zusammenthaten und ihren Kriegs- und Eroberungsgang gegen China antraten, dem sie seine jetzige Kaiserdynastie gaben. Mit der Erweiterung der Mandshu-Macht drang auch ihr Name bis zu den entferntesten Amur-Völkern, und gegenwärtig ist er bei ihnen allen im Gebrauch. Zur Zeit jedoch, als die Züge der Russen nach dem Amur-Lande stattfanden, scheint dies noch nicht oder jedenfalls nicht in dem Maasse der Fall gewesen zu sein. Wenigstens ist es sehr auffallend, dass in den Berichten der Russen, trotzdem diese mit allen Amur-Völkern wie mit den Mandshu selbst in vielfache Berührung kamen, der Name «Mandshu», sei es auch nur als Bezeichnung der Eingeborenen für dieselben, kein einziges Mal vorkommt. Pojarkof scheint sie, gleich wie die Gogulen, mit unter dem Namen Djutschery begriffen zu haben; namentlich dürften von ihm Mandshu gemeint sein, wo es sich um einzelne, unter den Dauren angetroffene Djutscheren handelt[2]). Erst in Chabarof's Berichten findet sich eine besondere Bezeichnung für die Mandshu, die fortan in allen russischen Schriftstücken aus jener Zeit üblich wird. Chabarof erfuhr (1650), dass ein Fürst Bogdoi, ein Statthalter des Chans (Kaisers von China), über alles Land und Volk am Amur und Sungari herrsche, und nannte daher seine Stammgenossen, die Kauf-, Kriegs- und Dienstleute, die sich des Handels und der Tributerhebung halber unter den **Dauren** aufhielten, «**Bogdoi's** oder **Bogdoische** Leute» (Богдоевы oder Богдойскіе люди) oder auch schlechtweg «**Bogdojer**» (Богдои) und ihr Land das «**Bogdoische** Land» (Богдойская земля)[1]. So scheint mir, seiner Form und dem Zeitpunkt seines Aufkommens nach zu urtheilen, dieser Name für die **Mandshu** unter den Russen entstanden zu sein, — nicht durch direkte Vermittelung der **Mongolen**, indem diese den Kaisern der **Mandshu**-Dynastie das Epitheton «*bogdo*» (heilig) beifügen und sie demnach «**Bogdo-Chane**» nennen, wie **Fischer** und **Spasskij** wollen[2]. Ob jedoch Bogdoi der wirkliche Eigenname des erwähnten Fürsten, oder aber vielleicht nur eine generelle, dem Titel oder der Stellung desselben zukommende und von den **Mongolen** herrührende Bezeichnung desselben war, vermag ich nicht zu sagen.

---

[1]) Genau lässt sich der Zeitpunkt, wann es geschehen, nicht bestimmen. Nach Rémusat gelangte Aishin Gioro, der zuerst seinen Unterthanen den Namen «Mandshu» gab, um das Jahr 1320 zur Herrschaft (Plath, Die Völker der Mandschurey, Göttingen 1830, Thl. I, p. 233). Gorskij (О происхожд. родонач. нынѣ царств. дынастіи Цинъ. — Труды членовъ Пекинской миссіи, Ч. I, 1852, стр. 213. Vrgl. auch Ssemenof, Землевѣд. Азіи Карла Риттера, T. I, стр. 411) versetzt ihn hingegen in das XIV. Jahrhundert, und zwar in die Jahre 1368—1398. Wenn Klaproth (Asia polygl. p. 290) sagt, «alle unter China stehenden Tungusischen Stämme führen den gemeinschaftlichen Namen Mandshu», so ist dies nach dem Obigen nicht richtig und beruht auf der damaligen Unkenntniss der Amur-Völker. Zusammenstellungen der verschiedenen über den Ursprung des Namens Mandshu geäusserten Ansichten (von Langlès, Klaproth, J. Schmidt, Gorskij) sind bei Plath (l. c. p. 231), C. F. Koeppen (Die Religion des Buddha, Berlin, Bd. II, 1859, p. 167) u. A. zu finden.

[2]) Wie z. B. der Djutscherische Fürst Tschinega (Допол. къ актамъ истор. T. III, стр. 32, 33).

Um so auffallender ist die damalige Unkenntniss oder wenigstens der Nichtgebrauch des Namens **Mandshu** von Seiten der Russen, als letztere die mandshurische Bezeichnung für die **Chinesen** schon damals und zwar von diesen selbst in Erfahrung brachten und fortan vielfach gebrauchten. Ein mandshurischer Kriegsknecht aus Ninguta («Njulgutskoi gorod»), von Geburt ein **Chinese**, der bei der Belagerung der russischen Festung Atschanskoi gorod im März 1652 durch die **Mandshu** von den Russen gefangen genommen war, erzählte, von **Chabarof** zum Verhör gebracht, unter Anderem auch, dass sein Volk von den **Mandshu** «**Nikan**» genannt werde[3]. **Witsen** hatte, nach russischen Quellen, ebenfalls Kenntniss davon und erwähnt dessen zu verschiedenen Malen, ja, er fügt auch eine Etymologie dieses Namens hinzu. Derselbe sollte aus dem Chinesischen entnommen sein und so viel wie «nichtsnutzig, albern, plump, ungeschickt» oder auch «Knecht» und «Bauer» bedeuten[4], — eine Etymologie die nach den Angaben neuerer Kenner der **Mandshu**-Sprache in der That ihre Richtigkeit zu haben scheint[5]. Im Munde so hochmüthiger Eroberer wie die **Mandshu** wäre eine derartige Bezeichnung für das unterjochte Volk keineswegs undenkbar. Wie dem übrigens auch sei, der Name **Nikan** für die **Chinesen** ist mit geringen Abänderungen von den **Mandshu** zu allen übrigen Amur-Völkern gedrungen. Ich habe ihn im unteren Amur-Lande unter den **Golde**, **Oltscha** und **Giljaken** gehört. Zwar nennen sie gewöhnlich die chinesischen Kaufleute auch schlechtweg **Mandshu**, allein bei genauerer Nachfrage wissen sie sehr wohl anzugeben, dass jene ersteren eigentlich einem ganz anderen, von den letzteren unterworfenen Volke angehören, welches mir die **Golde** und **Oltscha** «**Nekan**», die **Giljaken** bald «**Neka**» und «**Nekagu**»[1], bald «**Nenga**» nannten[2]. Da die **Mandshu-Beamten** bei den Amur-Völkern, in Folge der Erpressungen, die sie sich ihnen gegenüber erlauben, allgemein verhasst und gefürchtet sind, so liegt es im Interesse der **Chinesen** selbst, wenn sie sich als Händler gefahrlos unter den Eingeborenen des Amur-Landes aufhalten wollen, bei ihnen die Kenntniss von ihrer Zugehörigkeit zu einem anderen, ebenfalls unterdrückten Volke zu erhalten und zu verbreiten. Ich traf im Dorfe Pulj, nahe der Grenze zwischen dem **Oltscha**- und **Giljaken**-Gebiet am Amur, einen chinesischen Kaufmann, der sich angelegentlich bemühte, mir den Unterschied zwischen seinen Landsleuten, den friedlichen und betriebsamen «**Nicha**», und den herrschsüchtigen und arbeitsscheuen **Mandshu** auseinanderzusetzen. Wir waren dabei von **Samagirn**, **Oltscha** und **Giljaken** umringt. So mögen die **Chinesen** zum grossen Theil selbst ihren mandshurischen Namen unter den Amur-Völkern verbreitet haben.

---

[1] Дополн. къ акт. истор. Т. III, стр. 239 и сл., 339 и сл.

[2] **Fischer**, Sibir. Gesch. p. 812, Anm. (11); **Спасскій**, Свѣд. Русск. о рѣкѣ Амурѣ (Вѣстн. Русск. Геогр. Общ. Ч. VII, 1853, Отд. II, стр. 26). Falsch sind auch die vielleicht zum Theil durch **Fischer's** Ansicht veranlassten Formen «**Bogdani**» und «**Bogdochani**», die **Georgi** als verschiedene russische Benennungen für die **Mandshu** angiebt (s. oben, p. 162, Anm. 1).

[3] **Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. II, p. 323; Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 367. Der Aussage dieses gefangenen **Chinesen**, dessen Name im russischen Berichte **Кабышечка** lautet, über den Reichthum des **Nikaner** Landes an Gold, Silber, Perlen u. drgl. ist oben schon gedacht worden.

[4] **Witsen** (Noord en Oost Tartarye, Ausg. 1692, 2. Thl. p. 2; Ausg. 1705, p. 2) sagt einmal, die **Njutschi** oder **Mandshu** «**Bogdoizena**» nennen die **Chinesen** scherzweise «**Nicons**», was so viel heisst als «ondeugend, gek, plomp of bot». An einer anderen Stelle (Ausg. 1705, p. 11) heisst es, die **Njutschi** hatten ehemals China «Nica corunna», d. h. Reich der Barbaren, genannt, gegenwärtig aber nennen sie es «Tulimpa corunna», d. i. Reich der Mitte. An einer dritten Stelle endlich (Ausg. 1705, p. 41) findet man die Erklärung, die **Tataren** («**Njutschi**»), die China erobert, hatten den **Chinesen** aus Verachtung den Namen «**Nikane**» oder «**Nikanders**», der in der chinesischen Sprache «Knechte» oder «Bauern» bedeute, gegeben und ihre Hauptstadt Nanking in «Nikang», Knechtsstadt, umbenannt.

[5] **Sacharof** (Полный маньчжурско-русскій словарь, С. Петербургъ 1875, стр. 228) giebt an, das Wort «*nikan*» komme vom chinesischen «*chanje*» und bedeute soviel als «**Chinese**, chinesisch», habe aber auch die Bedeutung «Bauer» und «Bauerlümmel». Auch **Klaproth** (Asia polygl. p. 290) führt «**Nikan**» als den **Mandshu**-Namen für China und die **Chinesen** an, ohne ihn jedoch weiter zu erklären.

So allgemein aber bei den genannten Völkern der Name **Nikan** für die **Chinesen** ist, so werden diese in einem grossen Theile des Amur-Landes, namentlich im Sungari- und Ussuri-Gebiet wie an der angrenzenden Meeresküste, doch mit einem anderen Namen, und zwar als «**Mandse**» (russisch «**Mansa**» oder «**Mandsa**», Plur. «**Mandsy**») bezeichnet, — einem Namen, dessen sie sich dort gegenwärtig Fremden gegenüber auch selbst bedienen[3]). Man begegnet diesem Namen ebenfalls schon im Berichte **Chabarof**'s, indem in der Aussage des obenerwähnten gefangen genommenen Chinesen **Kabyscheika**, von dem grossen, gegen tausend Jurten zählenden «**Mansa-Dorfe**» (Манзанской улусъ) die Rede ist, aus welchem das gegen Atschanskoi gorod ziehende mandshurische Heer einen Zuschuss von 120 Mann erhielt[4]). Wie jener erstere Name,

---

[1]) Analog, der Form nach, den giljakischen Bezeichnungen für die **Negda** «**Ndhy**» und «**Ndhyngu**» (s. oben, p. 32). Sollte daher das angehängte Wörtchen «gu» nicht den Collectivbegriff bezeichnen, oder so viel wie «Volk» bedeuten, wie das sinische «dur» oder «gur»?

[2]) Als Curiosum und zum Belege, wie grundfalsch und unbedacht die Angaben flüchtiger Reisenden bisweilen sein können, wo es sich um den Namen, den sich ein Volk selbst giebt, handelt, diene die Bemerkung, dass **Gamof** (Изъ путев. замѣт. астронома, опредѣлявш. въ 1859 г. широт. рр. Амура и Уссури. — Зап. Русск. Геогр. Общ. 1862, Кн. I, Отд. Изслѣд. и Матер., стр. 122) allen Ernstes behauptet, die **Golde** und **Giljaken** bezeichneten sich selbst mit dem Namen «**Nikanzen**». **Peschtschurof** (Petermann, Geogr. Mittheil. 1857, p. 301) spricht von «**Nekanen**» in dem von uns angeg. Culturstück des Amur-Stromes, ohne jedoch, wie es scheint, zu ahnen, dass es **Chinesen** sind.

[3]) **Пржевальскій**, Путешествіе въ Уссурійск. краѣ, стр. 79; **Барабашъ**, Сунгар. экспед. 1872 г. (Военный Сборн. 1874, № 2, стр. 324). Selbst sollen sich diese chinesischen Colonisten der Mandshurei «**Pao-tui-tsy**» oder «**Pao-tui-erdi**», d. h. Fussgänger oder Umhertreiber, nennen, ohne jedoch dieser Bezeichnung eine schlechte Bedeutung beizulegen. Daraus soll im officiellen Stile «**Pao-fu**» gemacht worden sein, was dasselbe bedeutet. Vergl. **Palladij** (Геогр. Манчжур. — Изв. Русск. Геогр. Общ. Т. VII, 1871, Отд. II, стр. 369); desgl. **Barabasch**, l. c.

[4]) Дополн. къ актамъ истор. Т. III, стр. 367.

Nikan, mandshurischen, so soll dieser mongolischen Ursprungs sein. Nach Davis[1]) und Wassiljef[2]) haben ihn die Mongolen, zur Zeit ihrer Herrschaft über China, aus der Bezeichnung «Man» oder «Man-tse» entnommen, welche die Chinesen einem südlich von ihnen wohnenden Volke oder den «Südbarbaren» gaben. Ersterer kannte ihn jedoch nur in der Anwendung auf Südchina, Letzterer hingegen schon in seiner Ausdehnung auf die Chinesen der Mandshurei. Denn er macht jenen Hinweis auf die Man in seiner russischen Uebersetzung der vom Chinesen U-tschen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verfassten Beschreibung von Ninguta, in welcher auch von den Man-dse die Rede ist[3]). Wie aber jene chinesische Bezeichnung der Südbarbaren durch die Mongolen auf die Chinesen an ihrer äussersten Nordgrenze, im Sungari- und Ussuri-Lande, übertragen werden und sich dort einbürgern konnte, darüber sprechen sich fast gleichzeitig und sehr übereinstimmend ein anonymer Pekinger Correspondent der Russischen Geographischen Gesellschaft[4]) und der Archimandrit Palladij[5]) aus. Ihnen zufolge gaben die Mongolen nach Eroberung von Nordchina den Südchinesen spottweise diese Bezeichnung, als Mischlingen mit den barbarischen Urbewohnern, den Man. Dieselbe wurde dann durch die Colonien von Südchinesen, welche Kublai-Chan, theils zur Sicherung gegen etwaige Einfälle in sein Reich, theils auch zum Betriebe von Ackerbau und von Goldwäschereien, nach der Mandshurei und an die Grenzen von Korea schickte, in das Sungari- und Ussuri-Land getragen, wo sie in der Folge auf alle chinesischen Einwanderer überhaupt ausgedehnt wurde[6]). Diese Angaben der russischen Sinologen ergänzend, fügt Marthe[7]) hinzu, dass man in der That kaum fehl gehen wird, wenn man in den von ihnen besprochenen Man-dse die «Mangi» oder «Manzi» des Marco Polo[8]), die «Manse» des Rubruquis und das «Mangia» (Mansen-Land) Plano Carpini's wiedererkennt. Dabei macht er jedoch auch auf den Umstand aufmerksam, dass wenn man die Stelle im **Rubruquis**, an welcher von den Völkern **Taule** und **Manse** die Rede ist[1]), mit ihm dahin deuten will, dass «**Taule**» nur für **Caule** steht, also Kaoli, Korea bedeutet, so folgt aus derselben, dass die **Man-dse** auch schon vor den Colonien **Kublai-Chan's**, von welchen die russischen Quellen das Aufkommen dieses Namens im Ussuri-Lande ableiten wollen, in oder nahe bei Korea zu finden waren. Mit **Marthe** überlassen wir natürlich die schliessliche Lösung dieser Frage den Geschichtsforschern und Sinologen.

---

[1]) La Chine, ou descr. génér. des moeurs et des coutumes du gouv. etc. de l'Empire Chinois. Trad. de l'Angl. par Pichard, rev. et augm. d'un append. par Bazin aîné. Paris 1837, T. I, p. 180.

[2]) Зап. о Нингутѣ (Зап. Русск. Геогр. Общ. Т. XII, 1857, стр. 86).

[3]) Und zwar heisst es dort (Wassiljef, l. c.), das rauhe Klima von Ninguta sei allmählich mit der wachsenden Zahl der Chinesen wärmer geworden, was die Mandshu veranlasse zu sagen, die Man-dse hätten die Wärme gebracht. Undenkbar ist es in der That nicht, dass der von den Chinesen betriebene Anbau des Landes einen günstigen Einfluss auf die localen klimatischen Verhältnisse von Ninguta ausgeübt hat.

[4]) П. К., О Маньцзахъ и Корейцахъ (Извѣст. Русск. Геогр. Общ. Т. VI, 1870, Отд. II, стр. 19, 20).

[5]) Дорожн. зам. на пути отъ Пекина до Благовѣщ. (Зап. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. Т. IV, 1871, стр. 422); его же, Уссурійск. Маньцзы (Извѣст. Русск. Геогр. Общ. Т. VII, 1871, Отд. II, стр. 369).

[6]) Palladij und der erwähnte Anonymus widerlegen damit auch die Angabe Przewalski's, dass «Man-dse» so viel wie «Vagabund» heisse. Letzterer muss vermuthlich diese Ansicht in einem seiner vorläufigen Reiseberichte geäussert haben, denn im Reisewerke selbst (Путеш. въ Уссурійск. краѣ, 1870, стр. 78) sagt er ausdrücklich, er habe die Chinesen oft nach der Bedeutung jenes Namens ausgeforscht, jedoch nie eine befriedigende Antwort erhalten; gewöhnlich hiess es, dies sei der eigentliche Name der Chinesen. Hingegen ist mir wohl eine derartige Angabe von Budischtschef bekannt, indem dieser von einem französischen Missionar, welcher lange Zeit in China zugebracht hatte und 1862 am Amur war, gehört haben will, das Wort «Man-dse» bedeute so viel wie «Vagabund» (Будищевъ, Опис. лѣс. части Приморск. Обл. — Зап. Сиб. Отд. Геогр. Общ. Т. IX, X, 1867, стр. 182). Vielleicht liegt dem eine Verwechselung mit der oben erwähnten chinesischen Bezeichnung zu Grunde, welche die Man-dse sich selbst geben und die allerdings eine ähnliche Bedeutung haben soll (s. oben, p. 190, Anm. 3).

[7]) Zeitschr. der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. VI, p. 452.

[8]) Auf diese wies auch schon Wassiljef (l. c.) hin.

Es bleibt uns noch übrig, die bei den Amur-Völkern für das dritte der ostasiatischen Culturvölker, mit denen sie in Berührung stehen, für die **Japaner** üblichen Namen zu besprechen. Bekanntlich giebt **Steller**[2]) an, dass die **Kamtschadalen** oder **Itälmenen** die **Japaner** «**Sühsaman**» oder «**Sühsemen**» nennen, und dies, wie sie ihm ausdrücklich erzählten, aus dem Grunde, weil die **Japaner** ihnen die ersten eisernen Nadeln gebracht, während sie sich vordem nur selbst welche aus Zobelknochen gemacht hätten; die Nadel heisse aber auf itälmenisch, und zwar in allen Dialekten, *sühsc*. Dasselbe, aber nur unbestimmter und offenbar **Steller** nachsprechend, erzählt auch **Krascheninnikof**[3]); nur sollen nach ihm auf itälmenisch die Nadel «*schischj*» und darnach die **Japaner** «**Schischaman**» heissen. Dass diese Erklärung falsch ist und nur auf einem Missverständniss beruht, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Mit ganz ähnlichem Namen wie von den **Kamtschadalen** werden nämlich die **Japaner** auch von den Amur-Völkern, zum wenigsten denjenigen von der Insel Sachalin und dem Unterlaufe des Amur-Stromes bezeichnet. Die **Giljaken** auf dem Festlande wie auf der Insel nennen sie «**Ssisam**»[4]) und die **Oltscha** und **Golde** «**Ssissa**»[5]). Bei dem Mangel jeglicher Berührung zwischen den Amur-Völkern und den **Kamtschadalen** und der völligen Verschiedenheit ihrer Sprache, weist der fast gleichlautende Name, den sie für die **Japaner** haben, darauf hin, dass sie ihn aus derselben Quelle geschöpft haben. Und diese Quelle ist leicht gefunden. Es sind die **Aino**: für die Amur-Völker die **Aino** von Sachalin, für die **Kamtschadalen** die **Aino** der Kurilen: wie die eine Brücke, Sachalin, von Jesso, der Hauptinsel der **Aino**, nach dem Amur-Lande, so führt die andere, die Inselkette der Kurilen, von Jesso nach Kamtschatka hinüber. Dass die **Aino** von Jesso für die **Japaner** eine ähnliche Bezeichnung haben, ist aus japanischen wie aus europäischen Quellen bekannt. In der vom Japaner **Kannemon** im XVII. Jahrhundert verfassten, von **Titsingh** übersetzten Beschreibung von Jesso[1]) heisst es, dass die Eingeborenen dieser Insel die **Japaner** «Samo» nennen. **Broughton** giebt «**Ssitscham**» (englisch geschrieben: «**Seecham**») als Bezeichnung der **Aino** von Jesso für die **Japaner** an[2]). Nach **Klaproth's** Angabe lautet sie «**Siyamo**»[3]). Dass die **Aino** von Sachalin die **Japaner** «**Ssisan**» und «**Ssisam**» nennen, haben sowohl **Rimskij-Korssakof**[4]), **Rudanófskij**, **Schmidt** u. A., wie ich selbst wiederholentlich gehört. Für die **Aino** der Kurilen kenne ich zwar keine specielle Angabe, doch kann es nach dem Obigen keinem Zweifel unterliegen, dass auch sie dieselbe Bezeichnung für die **Japaner** haben. Auch wird es sicherlich nur einer auf Missverständniss beruhenden Verwechselung zuzuschreiben sein, wenn **Kraschenninikof**[5]) sagt, die **Kurilen** bezeichneten die Russen mit dem Namen «**Ssiissian**», denn dies ist offenbar dasselbe «**Ssisan**», also wohl ihr Name für die **Japaner**. Eine ähnliche Verwechselung liess sich auch **La Pérouse** zu Schulden kommen, indem er aus den Angaben der **Aino** von Sachalin entnehmen zu dürfen glaubte, dass sie die Insel Jesso «Schischa» (franz. «Chicha») nennen[6]). Obwohl er jedoch diesen Namen in seinem Reisewerke beständig in dem angegebenen Sinne braucht, so war er dessen doch nicht ganz gewiss, denn in seinem Verzeichniss der **Aino**-Wörter[7]) heisst es, Schischa sei der Name einer Insel **oder** eines Volkes südlich von Tschoka (Sachalin). Der Herausgeber seiner Reisebeschreibung, **Milet-Mureau**, übersah jedoch diese letztere Angabe, und indem er daran festhielt, dass Schischa Jesso sei, corrigirte er **Kraschenninikof's** (**Steller** kannte er nicht) oben angeführte Erklärung des Namens **Schischaman** dahin, dass dies nicht «Nadel-Männer», sondern nur «Männer von Schischa» (Jesso) bedeute, und dass also darunter nicht die **Japaner**, sondern vielmehr die Eingeborenen von Jesso, also die **Aino** zu verstehen seien[8]). Indessen so stolz auch **Milet-Mureau** darauf war, dass Franzosen die «Unkenntniss» der Russen über die ihnen benachbarten Inseln aufdecken und sie eines Anderen belehren mussten, so hatten in der That die Letzteren doch weit mehr Recht. Denn unter «**Schischa**» verstanden die von La Pérouse befragten Aino von Sachalin, indem sie nach Süden zeigten, nicht die Insel Jesso[1]), sondern, wie wir aus der Uebereinstimmung dieses Namens mit Ssissa und Ssisam unzweifelhaft schliessen dürfen, nur die von dort herüberkommenden Japaner. «Sühsaman» oder «Schischaman» der Kamtschadalen sind also nicht Aino von Jesso, sondern, wie Steller und Krascheninnikof ganz richtig angaben, Japaner; nur erhielten sie diesen Namen nicht nach dem itälmenischen Worte für die Nadel, sondern umgekehrt die Stahlnadel bezeichneten die Kamtschadalen, weil sie von den Japanern herrührte, als *«sühse»* oder *«schisch»*, d. h. japanisch. Für die ihnen schon früher bekannte knöcherne Nadel werden sie dagegen unzweifelhaft eine besondere Bezeichnung gehabt haben[2]).

---

[1]) **Marthe**, Taule et Manse (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdk. zu Berlin, Bd. VI, p. 173 ff.). Die betreffende Stelle des **Rubruquis** lautet: «Narravit mihi magister W. quod ipse vidit nuncios quorundam hominum, qui dicuntur **Taule** et **Manse**, qui habitant in insulis, quorum mare congelatur in hyeme, ita quod tunc possunt Tartari currere ad eos.

[2]) Beschreibung von dem Lande Kamtschatka, p. 3, 219, 320.

[3]) Описаніе земли Камчатки (Полн. собр. учен. путешествій по Россіи, Т. II, стр. 49).

[4]) Wenn daher in einem von **Middendorff** im Archiv von Udskoi Ostrog aufgefundenen, aus dem Jahre 1711 datirenden handschriftlichen Papier von den «**Ssyssisy**» die Rede ist, die ein Fahrzeug an der Amur-Mündung vernichtet hatten (vgl. dessen Reise in den äuss. Nord. etc. Bd. IV, p. 165), so sind darunter unzweifelhaft **Japaner** zu verstehen, nach ihrer giljakischen, von den Russen sich mundgerecht gemachten Bezeichnung. **Middendorff** hatte übrigens selbst auch den Namen «**Ssissam**» unter den **Giljaken** am Ochotskischen Meere gehört, ihn aber auf die südlichen Kurilischen Inseln beziehen zu müssen geglaubt (vgl. Bull. de la cl. physico-math. de l'Acad. Imp. des sc. T. IV, p. 233; desgl. Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. IX, 2. Abthl. p. 613).

[5]) Desselben Namens für die **Japaner** bedienen sich auch die chinesischen Kaufleute am Amur und Sungari. **Venault** hörte noch im Sungari-Lande von einem im Norden gelegenen Reiche «**Si-san**», das er auf seiner Reise den Amur abwärts (1850) zu erreichen hoffte. Unterwegs erfuhr er von chinesischen Kaufleuten, dass sie selbst nie nach Si-san gingen, sondern mit demselben nur durch Vermittelung der **Jupi-tatse** Handel trieben. Er vermuthet nach allen Erkundigungen, die er eingezogen, dass «**Si-san**» die Insel Karaftu (Sachalin) sei (s. dessen Excurs. dans les parties intér. de la Mandchourie. — Nouv. Ann. des Voyages, V-e Sér., T. XXX, 1852 (T. II), p. 207, 215, 222, 224).

---

[1]) Jeso-ki, ou Descr. de l'île de Jesso etc. comp. par l'interpr. **Kannemon** et publ. en 1652; trad. par **Titsingh**, Ambass. holl. au Japon (Ann. des Voyages, T. XXIV, Paris 1814, p. 149). Vergl. auch **Klaproth**, im San kokf tsou ran to sets, ou Aperçu génér. des trois royaumes, p. 229, nach derselben Quelle.

[2]) **Broughton**, A Voyage of discov. to the North. Pacif. Ocean, London, 1804, p. 300. Offenbar dieselbe Angabe wiederholt **Klaproth** in **Langsdorff's** Bemerk. auf einer Reise um die Welt, Frankfurt a/M., 1812, Bd. I, p. 303.

[3]) San kokf tsou ran to sets, p. 217.

[4]) В. Р.-К., Случ. и замѣтки на винтов. шхунѣ «Востокъ» (Морск. Сборн. 1858, № 3, Ч. неоф., стр. 9).

[5]) Опис. земли Камчатки (Полн. собр. учен. путеш. Т. II, стр. 6).

[6]) Voyage de **La Pérouse** autour du monde, réd. par **Milet-Mureau**, Paris, an V (1797), T. III, p. 83 et suiv.

[7]) L. c. p. 118.

[8]) L. c. p. 112, Anmerk. b.

Zum Schlusse sei auch des Namens erwähnt, mit welchem die Amur-Völker die Russen bezeichnen. Er scheint bei allen durchweg derselbe zu sein. Von den Völkern des unteren Amur-Landes, mit denen ich selbst längere oder kürzere Zeit verkehrt habe, den Giljaken, Oltscha, Orotschen, Golde, Samagirn, habe ich die Russen stets «Lotscha» nennen hören. Denselben Namen hörte Radde bei den Biraren[3]). Eben so wird es sich mit den übrigen Völkern des Amur-Landes verhalten. Es ist aber dies dieselbe Bezeichnung, welche mit kleinen Modificationen sowohl die Chinesen, als auch andererseits alle sibirischen Völker für die Russen haben. So werden diese in der von Gaubil in's Französische und nach diesem in einem Auszuge von Müller in's Deutsche übersetzten «Chinesischen Reise-Beschreibung von Peking durch Sibirien», aus dem Jahre 1712, «Olossen» genannt[4]). Bald «Oloszu» und bald «Lo scha» (franz. «Lo cha») heissen sie auch in der von Klaproth übersetzten chinesischen Beschreibung Russlands[5]). Auch der zu Ninguta geborene und aufgewachsene Chinese U-tschen, dessen oben mehrfach erwähnt worden, bezeichnet die Russen, die zu seiner Zeit in das Amur-Land einfielen, als «Leute aus dem Reiche Lo-tschä»[6]). So oft ich endlich selbst mit Chinesen und Mandshu im Amur-Lande zusammengetroffen bin, immer habe ich sie die Russen «Lotscha» nennen hören. Was die sibirischen Völker betrifft, so sind ähnliche Bezeichnungen für die Russen («Lotscha, Lota,

---

[1]) Begreiflicher Weise erkundigte sich daher auch Krusenstern (Reise um die Welt, Bd. II, p. 31, 32) sowohl in der Rumjanzof-Bai auf Jesso, wie in der Aniwa-Bai auf Sachalin vergeblich nach den Namen Schischa (der bei ihm in buchstäblicher Wiedergabe der französischen Schreibart und zugleich in Folge eines Versehens oder Druckfehlers «Chica» lautet) und Tschoka, mit welchen La Pérouse diese Inseln bedacht hatte.

[2]) Dass die Stahl- und die knöcherne Nadel, trotzdem sie den Kamtschadalen zu verschiedener Zeit bekannt wurden und gewiss auch von verschiedener Form waren, dennoch von ihnen mit demselben Worte bezeichnet werden sollten, ist schon aus dem Grunde undenkbar, weil es einen so hohen Grad von Generalisationsvermögen voraussetzen würde, wie man ihn bei keinem auf so niedriger Stufe der Cultur stehenden Volke findet.

[3]) Radde, Bericht über Reisen im Süden von Ostsibir. (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, herausg. von Baer und Helmersen, Bd. XXIII, p. 591, Anm.).

[4]) Müller, Samml. Russ. Gesch. Bd. I, p. 331, 341.

[5]) Mém. relat. à l'Asie, T. I, p. 88, 93—95. Anderweitige, gleichlautende Angaben s. bei Klaproth, l. c. p. 29; Plath, Die Völker der Mandsh. p. 800, u. A.

[6]) Man erkennt in U-tschen den echten Chinesen wieder, wenn er sagt, zur Zeit als er ein Kind war, rebellirten die Leute aus dem Reiche Lo-tschä, kamen an den U-lun-kiang (Amur) und raubten von den Einwohnern im Lande Cheidsin Zobelfelle. Dabei heisst es, ihre Waffen seien sehr schrecklich (Васильевъ, Зап. о Нингутѣ. — Зап. Русск. Геогр. Общ. Ч. XII, 1857, стр. 82, 83).

Ljuotscha, Lutscha, Lutsa, Lutschae, Lutze, Lutschi» und drgl.) bei ihnen ganz allgemein: so bei den **Tungusen**, am Ochotskischen Meere[1]), in Daurien[2]), am Jenissei bis nach Turuchansk hinab[3]), bei den **Jakuten**[4]), bei den **Samojeden**, sowohl im Taimyr-Lande[5]), wie im Norden des europäischen Russland's[6]) u. s. w. Wie man sich denken kann, hat es nicht an verschiedenen und darunter den abenteuerlichsten Erklärungen dieser Bezeichnungen für die Russen gefehlt[7]). Und doch lag es auf der Hand, in ihnen nur Verstümmelungen des russischen «Rossija» und «Russkij» zu erkennen, wie dies in der That schon von **Müller**[8]) hinsichtlich der chinesischen und später von meinem Bruder **Alexander** bei Besprechung der samojedischen Bezeichnung für die Russen hervorgehoben worden ist[9]). Der Umstand, dass dieselbe Bezeichnung, wie oben dargethan, so allgemein durch ganz Sibirien bis nach China verbreitet und noch bei den entferntesten Amur-Völkern zu finden ist, stellt die Richtigkeit dieser Ansicht ausser allen Zweifel.

Wirft man einen Gesammtblick auf alles oben Abgehandelte zurück, so lässt sich nicht läugnen, dass unsere Kenntniss von dem Ursprunge, den Wanderungen und Verschiebungen der Amur-Völker, so weit sie auf historischen Nachrichten beruht, auf Spuren, die sich in ihren

---

[1]) **Klaproth**, Mém. relat. à l'Asie, T. I, p. 433.

[2]) **Pallas**, Reise durch versch. Provinzen des Russ. Reichs, Bd. III, p. 238.

[3]) **Pallas**, l. c. p. 67, Anm.*; **Кастренъ**, Очеркъ Тунгус. грам (Зап. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Кн. IV, 1857, стр. 99).

[4]) **Strahlenberg**, Das Nord- und Ostliche Theil von Europa und Asia, Stockholm 1730, p. 63.

[5]) **Middendorff**, Reise in den auss. Nord. und Ost. Sibir. Bd. IV, p. 1442.

[6]) **Schlözer**, Allgemeine Nord. Gesch. Halle 1771, p. 293; **Alex. Schrenck**, Reise nach dem Nordosten des europ. Russl. Dorpat 1848, Bd. I, p. 615.

[7]) So z. B. meinte **Strahlenberg**, die Russen hiessen bei den **Jakuten** deshalb «**Lutschae**» oder «**Ludzae**», weil sie ihnen sagten «*my lutschae kak wy*» (wir sind besser als ihr). **Schlözer** (l. c. Anm. b.) sagt, «*lutze*» bedeute bei den **Samojeden** «Mensch» (was nach meinem Bruder Alexander nicht der Fall ist) und bei den **Jenissei-Ostjaken** «Teufel», und stellt die Frage, ob sich etwa der wilde **Samojede** beim Russen einen Menschen κατ' ἐξοχὴν und der erschrockene **Ostjake** bei eben diesem Volke, das ihn unterjochte, den Teufel gedacht habe? **Pallas** (l. c. Bd. III, p. 67, Anm.*) meinte hingegen, dass der Name «**Lutze**», den die **Samojeden** den Russen beilegen und aus welchem die **Tungusen** «**Lutscha**» gemacht hätten, in samojedischer Derivation eigentlich einen Krieger bedeute, indem «*luze niusime*» im Samojedischen «zornig» heisse. In **Scherer's** «Nordischen Nebenstunden» (Thl. I, Frankfurt und Leipzig 1776, p. 57—68) findet sich ein besonderer Artikel: «Warum nennen die **Jakuten** die Russen **Lutze** oder **Lucze**?», in welchem **Strahlenberg's** obenerwahnte Erklarung widerlegt und der Beweis geführt wird, dass die **Samojeden** das Wort «*lutze*» für «Teufel» von den **Jenissei-Ostjaken** entlehnt und zu den **Jakuten** an der Lena gebracht hatten. Indessen findet der Autor in diesem Worte eine grosse Aehnlichkeit mit dem russischen «*laeschij*» (лѣшій) für «Waldteufel», und meint daher, die genannten Völker könnten ihr Wort «*lutze*» daraus gebildet haben, was jedoch die Erklarung ihrer Bezeichnung der Russen mit demselben hinfallig machen würde. Er sucht daher einen anderen Ursprung für die letztere, und zwar im Hebräischen, . . . u. s. w., u. s. w.

[8]) **Müller**, Sammlung Russisch. Gesch. Bd. I, p. 331, Anmerk.*

[9]) Bei den **Chinesen** namentlich, die das *r* gar nicht kennen, waren jene Verstümmelungen unvermeidlich. Die **Mandshu** und die Amur-Völker, besonders diejenigen tungusischen Stammes, **Golde**, **Oltscha**, haben zwar das *r*, ersetzen es aber auch häufig durch *l*. Aehnlich mag es sich auch mit den **Tungusen** und anderen Völkern Sibirien's verhalten.

Benennungen erhalten haben u. drgl. m., äusserst gering ist. Nur im Westen und Süden unseres Gebietes, wo die Amur-Völker in anhaltender oder weiter zurückreichender Berührung mit den Russen oder mit den alten Culturvölkern Ostasien's, den Chinesen und Japanern gestanden, konnten die Schlüsse etwas bestimmter gefasst werden. Aber auch dort bleiben sie in der Regel auf eine verhältnissmässig neuere Zeit beschränkt. Wir werden ihnen in der Folge einige weiter zurückgehende, jedoch nur hypothetischen Charakter tragende Ergänzungen hinzufügen, wie sie sich aus der Betrachtung der respectiven Stammverschiedenheit oder Zusammengehörigkeit der Amur-Völker ergeben.

II. ANTHROPOLOGISCH-ETHNOLOGISCHER THEIL.

3. Abschnitt.

Abstammung und weitere Gliederung der Amur-Völker, nach Sprache und physischer Beschaffenheit, insbesondere Schädelbau und Gesichtsbildung. Gruppe der nordostasiatischen Randvölker oder Paläasiaten. Gruppirung der tungusischen Amur-Völker.

Ist schon gleich im Eingange dieser Schrift hervorgehoben worden, dass die Amur-Völker zum Theil von sehr verschiedenem Stamme — Giljaken, Aino, Tungusen — zum Theil auch Zweige einer und derselben grösseren Völkerfamilie, der tungusischen, sind, so bin ich doch die Beweisgründe dafür bisher noch schuldig geblieben. Es mag daher jetzt, nachdem wir sie räumlich gegeneinander abgegrenzt haben, auch eine genauere Abgrenzung derselben nach ihrer Abstammung folgen. Bekanntlich sind bei Fragen solcher Art hauptsächlich zwei Momente, die physische Beschaffenheit und die Sprache maassgebend. Alles Uebrige, wie eine etwaige Uebereinstimmung in manchen eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, in Sagen und Traditionen, in religiösen Anschauungen und Vorstellungen, im Nationalcharakter u. drgl. m., ist dabei nur von untergeordneterer Bedeutung. Sie kann zwar unter Umständen zur Bekräftigung der aus jenen ersteren Momenten gefolgerten Stammverwandtschaft dienen, allein ebensowohl und in der Regel wird sie sich, zumal bei benachbarten Völkern, auch auf den Einfluss gleicher Naturverhältnisse oder historischer Ereignisse, auf langjährigen nahen gegenseitigen Verkehr der Völker, ja zum Theil auch auf die in ihren Grundzügen überall gleiche Natur des menschlichen Geistes, seines Denkvermögens, seiner psychischen Regungen u. s. w. zurückführen lassen. Die nachstehenden Blätter werden, hoffe ich, manchen neuen Beleg dafür bringen. So sehr daher diesen Verhältnissen im weiteren Verlaufe unserer Betrachtungen Rechnung getragen werden wird, so sollen hier doch zunächst, behufs Abschätzung der Stammverschiedenheit oder Verwandtschaft der Amur-Völker, nur jene beiden ersteren Momente zur Sprache kommen.

5

Es scheint mir vor Allem, dass in ethnologischen Fragen, wie die obige, die Körperbeschaffenheit und die Sprache eine lange nicht gleich wichtige Rolle spielen. Darf vielmehr letztere schon im Allgemeinen eine gewichtigere Stimme beanspruchen, so tritt in unserem Falle, um dies Uebergewicht zu verstärken, noch der Umstand hinzu, dass auch das nach den beiden Seiten uns vorliegende Material von sehr ungleichem Umfange ist. Wenn es sich um die Körperbeschaffenheit verschiedener Völker handelt, so ist man bestrebt, die Differenzen vor Allem im Schädelbau und in der Gesichtsbildung, alsdann auch in den Verhältnissen der übrigen Körpertheile, in der Farbe der Haut, in der Beschaffenheit des Haares u. s. w. zu suchen. Nur in Beziehung auf die ersteren ist man aber bisher durch genaue und zahlreiche Vergleichungen und Messungen zu der Präcision der Begriffe und der Weite des Umblickes gelangt, um an eine Unterscheidung der Völker, an eine systematische Gliederung des Menschengeschlechts auf Grundlage bestimmter, craniologischer Merkmale überhaupt denken zu können. Lässt sich jedoch schon a priori erwarten, dass auf Grundlage der Bildung eines einzelnen, wenn auch noch so wesentlichen und wichtigen Körpertheiles oder Organes auch nur ein künstliches System errichtet werden könne, gleichwie man welche in der Botanik und Zoologie kennt, ein System craniologisch verschiedener Typen des Menschengeschlechts, nicht ein System natürlicher Gesammtorganismen, wie die Völker, — kurz, ein craniologisch-anatomisches, nicht ein ethnologisches System, so hat die wachsende Erfahrung dies vollständig bestätigt. Sie hat zu der Erkenntniss geführt, dass die Ansicht oder richtiger Voraussetzung, jeder Volksstamm besitze eine bestimmte nationale Schädelform[1]), eine falsche sei, dass vielmehr ganz ähnliche Schädelformen sich bei den verschiedensten, einander ganz fern stehenden Völkern wiederholen und umgekehrt bei einem und demselben Volke die verschiedensten Verhältnisse im Schädelbau vorkommen können. Wie Ihering[2]) trefflich dargethan hat, kann daher die Aufgabe craniologischer Untersuchungen, sofern sie ethnologischen Zwecken dienen wollen, in Zukunft nur die sein, durch eine grosse Zahl von Vergleichungen und Messungen einerseits die bei einem Volke vorherrschende, mittlere, typische Schädelform zu bestimmen und andererseits die äussersten Grenzen zu ermitteln, innerhalb welcher seine Schädelformen und alle einzelnen Maasse derselben schwanken[3]). Je reicher und wechselvoller dabei die Vergangenheit eines Volkes gewesen, je

---

1) R. Wagner, Zoolog.-antropolog. Untersuchungen, Göttingen, 1861, I, p. 10. Schon Retzius setzte in einem Briefe an G. Nicolucci vom Jahre 1852, bei Aufzählung der Resultate seiner Arbeiten, an die Spitze den Satz: «les différentes races et peuples ont leurs propres formes crâniennes» (Ethnolog. Schriften von And. Retzius, nach dem Tode des Verf. gesammelt. Stockholm 1864, p. 120). Aehnlich äusserten sich später Bonté (Bull. de la Soc. d'Anthropolog. de Paris, T. VI, 1865, p. 44: «autre crâne, autre race»), Sanson (ebenda, p. 515: «le type crânien — le caractère essentiel des races») u. A. Vrgl. H. v. Ihering, Zur Reform der Craniometrie (Zeitschrift für Ethnologie, herausgeg. von A. Bastian und R. Hartmann, Berlin, Bd. V, 1873, p. 166), wo die obigen Aeusserungen behufs Widerlegung zusammengestellt sind.

2) L. c. p. 167 ff.

3) Dass übrigens dieser Gesichtspunkt zum Theil auch schon früher eingehalten worden ist, beweist z. B. die eingehende Abhandlung Welcker's über die Brachycephalie und Dolichocephalie der deutschen Stämme, in seinen «Kraniologischen Mittheilungen» (im Archiv für Anthropologie, Braunschweig, Bd. I, 1866, p. 127 ff., nebst dazugehöriger Taf. II).

weiter es sich vom Naturzustande entfernt und in allen seinen Schichten in mannigfaltige Culturformen eingelebt hat, je zahlreicher, vielseitiger und verschiedenartiger die Mischungen gewesen, die es im Laufe der Zeit erfahren hat, um so ansehnlicher werden voraussichtlich auch jene Schwankungen in seiner Schädelform sein und einer um so grösseren Zahl von Vergleichungen und Messungen wird es bedürfen, um seine mittlere, typische Schädelform kennen zu lernen. Dass aber auch innerhalb eines der Cultur fernstehenden, sogenannten wilden oder Naturvolkes die Schwankungen und Differenzen in der Schädelform immerhin sehr weit gehen können, ist vielfach bekannt und wird auch im Nachstehenden manche Bestätigung finden. Freilich bleibt uns von solchen Völkern in der Regel unbekannt, welche Wechselfälle, Veränderungen der Verbreitungsgebiete, Beimischungen fremder Elemente u. s. w., sie im Laufe der Zeit erfahren haben. Was will es nun dieser im Dienste der Ethnologie an die Schädeluntersuchungen zu stellenden weiten Aufgabe gegenüber sagen, wenn uns von den Amur-Völkern je ein, zwei bis höchstens vier Schädel vorliegen? Wissen wir doch nicht, ob sie mehr oder weniger die Mittelform, oder extreme Formen repräsentiren? ob die Inhaber derselben reinen Stammes waren, oder aus Mischehen mit den Nachbarvölkern entsprungen waren? Es sind dies daher nur ganz einzelne, zum Theil die ersten Bausteine, welche erst verhundertfacht ein Fundament für ethnologische Schlüsse im obigen Sinne abgeben können. So hat die erweiterte craniologische Erfahrung das Bedürfniss nach einem noch weiteren Materiale hervorgerufen, ohne uns jedoch dabei in Aussicht zu stellen, an der Schädelform jemals ein Unterscheidungsmittel verschiedener Völker zu gewinnen. Was sie verspricht, ist nur, durch Ermittelung der bei einem Volke vorherrschenden, mittleren Schädelform und der durch die extremsten Bildungen gebotenen Schwankungsgrenzen diejenigen craniologischen Charakterzüge kennen zu lehren, welche im Verein mit anderen der Körperbeschaffenheit entlehnten Zügen den mehr oder weniger ausgesprochenen physischen Typus oder Habitus des ganzen Volkes und seiner einzelnen Gruppen und Glieder bestimmen.

Neben und mit der Schädelform kommt also zur physischen Charakterzeichnung eines Volkes noch eine Reihe anderer Körpertheile und Verhältnisse in Betracht, welche jedoch an sich sammt und sonders ebenso wenig, ja noch weniger wie der Schädel durchgehende, absolute Unterscheidungsmittel verschiedener Völker darbieten. So die Form der Weichtheile des Gesichts, der Augen, Nase, Lippen, die Grössenverhältnisse der einzelnen Körpertheile, namentlich der Gliedmassen, die Hautfarbe, die Beschaffenheit des Haares u. s. w. So scharf und praegnant der Unterschied in einem oder dem anderen dieser Charaktere zwischen manchen Völkern hervortritt, so fehlt es doch nicht an äusserst zahlreichen, vielfältigen, unmerklichen Zwischenformen und Uebergängen sowohl unter den Völkern, wie zuweilen auch unter Individuen eines und desselben Stammes, so dass eine natürliche Gliederung oder Classificirung der Völker auf Grundlage dieser Charaktere als unausführbar sich erwiesen hat. Was die Grössenverhältnisse der einzelnen Körpertheile betrifft, so fehlt es auch noch an hinlänglich zahlreichen Vergleichungen und Messungen, welche übrigens dieselben Aufgaben wie die craniologischen Untersuchungen zu verfolgen haben und in keinem Falle weiter reichende Resultate versprechen können. Wie schwankend, unsicher und unbestimmt die Angaben über die Haarbeschaffenheit und Hautfarbe — eben wegen der zahlreichen unmerklichen Zwischenformen und Uebergänge — oft zu sein pflegen, ist zur Genüge bekannt. Fehlt es doch bisher noch an einer zur Richtschnur dienenden Farbenskala, obwohl das Bedürfniss nach einer solchen wiederholentlich ausgesprochen worden ist, und lassen sich doch daher die jedes einheitlichen Principes entbehrenden Angaben verschiedener Autoren auch nicht wohl mit einander vergleichen. Zudem ist jedenfalls die Hautfarbe mehr als andere physische Charaktere dem Einflusse der Atmosphärilien ausgesetzt, oder wird auch in Folge ganz äusserlicher Ursachen, z. B. durch beständigen Aufenthalt in rauchigen Wohnungen, grosse Unreinlichkeit und drgl. m., in ihrer wahren Beschaffenheit unkenntlich.

Denkt man sich übrigens alle oben erwähnten, sowie noch etwaige andere physische Charaktere bei den verschiedenen Völkern genau ermittelt und in ihrer Gesammtheit berücksichtigt, so würde dies, aus den oben entwickelten Gründen, zwar zu einer sehr vollständigen physischen Charakterzeichnung der Völker führen, keineswegs aber ein Mittel zur Unterscheidung der ihnen zugehörigen Individuen an die Hand geben. Desgleichen würde sich auf der Gesammtheit der physischen Charaktere zwar eine anatomische oder, wenn man unter Anthropologie nur die Lehre vom physischen Menschen verstehen will, anthropologische, keineswegs aber eine ethnologische Gliederung des Menschengeschlechts, ein Völkersystem errichten lassen. Ich meine — kein solches, in welchem die Individuen und Gruppen eines Volkes, die Völker einer und derselben Familie nicht vielfach und mehr oder weniger weit auseinandergerissen wären, also kein natürliches Völkersystem. Immer wird ein selbst auf der Gesammtheit der physischen Charaktere begründetes System der Gliederungen des Menschengeschlechts in ethnologischer Beziehung nur ein künstliches bleiben, weil es nur die eine Seite des Menschen, die physische, nicht aber die andere, die psychische und geistige in Betracht zieht, deren vollster Ausdruck die Sprache ist. Wie die durch das Denkvermögen des Menschen bedingte, dieses zur Erscheinung bringende Sprache überhaupt zum Wesen des Menschen gehört, eine durchgehende, unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und der Thierwelt bildend, so giebt eine besondere Sprache den Grundzug und das Wesen derjenigen Menschenbesonderheit ab, die wir Volk nennen. Auf der Besonderheit der Sprache beruht der Begriff von Volk. Nicht physische Differenzen — ob sie gleich bestehen mögen — sondern die Verschiedenheit der Sprache hat zunächst zur Unterscheidung von Völkern geführt und thut es noch. Das Bewusstsein einer gemeinsamen, von anderen verschiedenen Sprache nöthigt die einzelnen Individuen sich, soweit eben diese Gemeinsamkeit und Besonderheit reicht, als ein Ganzes, ein Volk zu betrachten und sich, als Gliedern desselben, auch eine gemeinsame Bezeichnung zu geben, sei es auch dass diese Bezeichnung, wie so oft bei Naturvölkern, nur so viel wie «Mensch» bedeutet. In demselben Umfange, wie ein Volk sich selbst als eine Gesammtheit auffasst, also im Bereiche der gemeinsamen Sprache, wird es auch von uns als solches betrachtet und womöglich auch mit dem Namen, den es sich selbst giebt, bezeichnet. Noch hat kein Reisender, auch kein Naturforscher, wenn er zuerst ein unbekanntes Land betrat, die Bewohner desselben nach physischen Charakteren in Völker zu gliedern und durch besondere Namen zu unterscheiden gesucht, — immer sind vielmehr jene durch Besonderheit der Sprache bedingten Gesammtheiten erforscht und unter den Namen, die sie sich selbst oder die ihnen ihre Nachbaren geben, als besondere Völker aufgeführt worden; wo aber grössere physische Differenzen unter den Individuen desselben Sprachenbereiches sich fanden, da hat man mehrere Typen innerhalb eines und desselben Volkes zu unterscheiden und sie, sei es durch Beimischung fremder Elemente, sei es durch den Einfluss anderer, physischer oder socialer Verhältnisse zu erklären gesucht. So lernen wir Völker kennen und unterscheiden, ohne noch an ihnen unterscheidende physische Charaktere gefunden zu haben und lange bevor wir ihren physischen Typus auch nur entfernt zu definiren im Stande wären. Noch lässt sich z. B. nicht genau bestimmen, worin der physische Typus der Tungusen besteht, und doch kennen wir dies Volk schon seit Jahrhunderten und erkennen es in seinen vielfachen Abzweigungen, ob wir ihm am Jenissei oder in Kamtschatka, am Eismeer oder an der Schilka begegnen. Steht es aber einmal fest, dass Völker durch Besonderheit der Sprache bestimmte Gesammtheiten sind, so scheint es mir ganz und gar undenkbar, ohne Berücksichtigung der Sprache, auf alleiniger Grundlage physischer Charaktere zu einer natürlichen Gliederung der Völker, einem Völkersystem zu gelangen. Man kann wohl auf dieser Grundlage allerhand künstliche, weitere und engere Abtheilungen und Gruppen, Lang- und Breitköpfe, Weisse und Schwarze, Schlichthaarige und Wollköpfe u. drgl. m., im Menschengeschlecht unterscheiden, nur keine Völker. Niemals werden die so unterschiedenen Gesammtheiten mit denen sich decken, die wir Völker nennen, und das aus dem Grunde, weil dies von ganz verschiedenen Gesichtspunkten gebildete Begriffe, gewissermassen incommensurable Grössen sind. Will man auf rein anthropologisch-anatomischem Boden bleiben, so werfe man daher consequenter Weise auch die jetzigen Unterscheidungen von Völkern, mit ihren gangbaren Bezeichnungen u. s. w., weil auf sprachlicher Grundlage beruhend, bei Seite. Behält man sie aber bei, so ist für sie ein natürliches System nur auf sprachlicher Basis, unter Mitberücksichtigung ihrer physischen Beschaffenheit und natürlich, so weit möglich, auch historischer Thatsachen denkbar.

Wenn ich für die Unterscheidung und systematische Anordnung der Völker ein solches Gewicht auf die Sprache legen möchte, so bin ich mir mancher dagegen gemachter Einwendungen bewusst, welche auf eines der hier in Rede stehenden Völker zum Theil sogar direkt bezogen worden sind und die ich daher um so weniger mit Stillschweigen übergehen darf. Man hat gemeint, die Sprache sei darum zu ethnologischen Eintheilungen untauglich, weil sie der Ausdruck des Entwickelungsganges eines Volkes, gleichsam ein genetischer Vorgang sei, der einem unbekannten, für uns incommensurablen Ende entgegenstrebe, oder, mit anderen Worten, weil sie ihrer Veränderlichkeit wegen einen zu unsicheren Maassstab abgebe[1]). Allein die Veränderungen, die eine Sprache in ihrem Entwickelungsgange erfährt, heben nicht ihre Besonderheit auf, und bilden sich im Laufe der Zeit Differenzen aus, zweigen sich Dialekte ab, so kennzeichnen diese am besten die Zusammengehörigkeit der betreffenden Völker. Hat aber erst ein Volk eine Schrift, so dient diese dazu, historische Denkmale seiner Sprache aus allen Zeiten zu erhalten und damit die Continuität ihres Entwickelungsganges zu fixiren. Unterliegt nicht andererseits ähnlich der Sprache auch die physische Beschaffenheit eines Volkes vielfachen und weitgehenden Veränderungen, — durch Wechsel des Wohnorts, der Lebensweise, der Nahrungsmittel, durch Cultur und geistige Entwickelung und besonders durch vielfache Vermischung mit anderen Völkern? Dabei ist noch der Uebelstand, dass eine Besonderheit des Typus, wenn sie vorhanden gewesen, aus der Mannigfaltigkeit der Formen und Uebergänge nicht mehr herauszulesen und für die Zusammengehörigkeit der von einem Stamme auseinandergegangenen Zweige kein Kriterium mehr zu finden ist. Liesse sich z. B. die physische Besonderheit der alten **Germanen** jetzt noch irgendwie bestimmen? Wissen wir über dieselbe nicht viel weniger als über die altgermanische Sprache? Und an welchen physischen Kennzeichen wäre die nahe Stammverwandtschaft aller jetzigen germanischen Völker zu erkennen, wenn nicht die Sprache dafür Zeugniss ablegte? Selbstverständlich kann dabei, wenn von sprachlicher Basis ethnologischer Unterscheidungen und Gliederungen die Rede ist, nur eine gründliche und umsichtige, nicht jene oberflächliche und unkritische Sprachvergleichung gemeint sein, die aus ein paar gleich oder ähnlich lautenden Vokabeln oder gar aus unerkannten Lehnwörtern voreilige Schlüsse über Verwandtschaft der Völker zieht, wie Solches auch schon geschehen und gerügt worden ist[1]).

---

[1]) Bastian, Das natürl. System in der Ethnologie (Zeitschr. für Ethnologie, Berlin, Bd. I, 1869, p. 1); derselbe in den Verhandl. der Berliner Gesellsch. für Anthropol., Ethnol. und Urgesch., in der Zeitschr. für Ethnol. Bd. IV, 1872, p. (99).

Am häufigsten und stärksten wird gegen die Zulässigkeit der Sprache zur Unterscheidung und systematischen Anordnung der Völker der Umstand betont, dass manche Völker ihre Sprache im Laufe der Zeit ganz eingebüsst und statt derselben eine fremde, ursprünglich ihnen vielleicht sehr fernstehende sich angeeignet haben. Unläugbare Thatsachen der Art sind allgemein bekannt, aber ich glaube, dass man ihnen eine zu grosse Tragweite beimisst und aus immerhin nur einzelnen, unter besonderen Umständen stattgehabten Fällen auf eine Häufigkeit und Leichtigkeit solcher Vorgänge schliesst, wie sie der Wirklichkeit nicht entsprechen. Mit **Steinthal**[2]) bin ich der Ansicht, dass ein Sprachenwechsel nur dann möglich ist, wenn ein culturloses oder nur wenig cultivirtes Volk mit einem ihm an Cultur und Civilisation wie an politischer Macht weit überlegenen in dauernden Conflikt geräth, wenn es von ihm unterjocht, beherrscht, in allen seinen bisherigen Lebensäusserungen beschränkt und bedrückt wird. Ist es selbst culturfähig und stehen die beiden Völker hinsichtlich ihrer physischen Beschaffenheit nicht weit auseinander, so geht der Assimilationsprozess verhältnissmässig rasch und leicht vor sich; das unterworfene Volk wird in seiner Gesammtmasse je mehr und mehr vom fremden Elemente durchdrungen, es entsteht ein Mischvolk, das sich Schritt für Schritt auch die Sitten, Anschauungen und die Sprache seiner Beherrscher aneignet, indem es dadurch selbst zum herrschenden wird. Durch Verschmelzung kommt es zur Ausgleichung. So mögen z. B. slavische Stämme an der Ostsee, Elbe und anderen Orten germanisirt, **Celten**, **Iberer** romanisirt worden sein u. s. w.

---

[1]) Letzteres z. B. von **R. Hartmann**, Untersuchungen über die Völkersch. Nord-Ost-Afrikas (Zeitschrift für Ethnol., Berlin, Bd. 1, 1869, p. 30).

[2]) Verhandl. der Berliner Gesellschaft für Anthropol., Ethnol. und Urgeschichte, in der Zeitschr. für Ethnologie, Bd. IV, 1872, p. (98).

Anders gestaltet es sich dort, wo die zusammenstossenden Völker von sehr ungleicher physischer Beschaffenheit sind und das unterdrückte, culturlose zur Cultur auch wenig befähigt ist. Wenn es da nicht in ungleichem, blutigem Kampfe bald ausgerottet wird oder, wie es die Indianer in Nordamerika thun, vor den Unterdrückern, wenn auch nur zeitweise, zurückweichen kann, so beginnt jener chronische Prozess physischen und moralischen Hinsiechens und Verkommens, von dem eingangs die Rede war[1]). Unfähig sich rasch zu höherer Cultur zu erheben und mit seinen Unterdrückern zu verschmelzen, vermag es auch nicht, sich in kurzer Zeit deren Sprache anzueignen, sondern macht, mehr und mehr verkommend und hinschwindend, auch in seiner Sprache denselben Prozess der Zersetzung und des allmählichen Aussterbens durch. Wie wenig ist z. B. von den früheren Kamtschadalen oder Itälmenen nach? Dies Wenige wie ist es arm, elend, durch fremde Beimischung vollkommen unkenntlich geworden? Und doch ist die itälmenische Sprache noch immer nicht ganz verklungen. Noch konnte C. v. Ditmar während seines Aufenthaltes und seiner Reise in Kamtschatka in den fünfziger Jahren ein Vokabularium des Kamtschadälischen zusammenstellen. Wie sind die Jukagiren bis auf wenige, physisch nicht mehr als besonderes Volk kenntliche Individuen hingeschwunden? Und doch war es einem der jüngsten Reisenden im Nordosten Sibirien's (Maydell, 1870) noch möglich, Sprachproben unter ihnen zu sammeln, die der Akademiker Schiefner wissenschaftlicher Betrachtung unterzogen hat[2]). Hier sehen wir also in Folge des Confliktes mit einem Culturvolke langsam hinsterbende Völker, und wie am Individuum das Herz, so ist an ihnen das *ultimum moriens* die Sprache: ist diese verklungen, so ist auch der letzte Rest einer Eigenart dahin. Von einem Sprachenwechsel kann daher bei solchen Völkern eigentlich nicht die Rede sein: sie räumen vielmehr ihren Platz einem anderen Volke ein und vererben ihm nur manche ihm ursprünglich und an anderen Orten seines Verbreitungsgebietes fremde physische und moralische Charakterzüge, manche aus ihrer Sprache entlehnte Fremdwörter u. s. w. Ich will damit keineswegs behaupten, dass nicht in anderen Fällen auch bei scheinbar grosser physischer Ungleichheit das niedriger stehende, culturlose Volk die Sprache des mit ihm in Contakt getretenen Culturvolkes, wenn auch vielleicht mit manchen Entstellungen, angenommen habe. So mag es sich z. B. mit manchen gegenwärtig arabisch redenden Stämmen Nord- und Centralafrika's verhalten[3]). Ich kenne sie nicht speciell und vermag daher auch nicht über dieselben zu urtheilen, da jeder einzelne Fall der Art besonders erwogen sein will. Jedenfalls aber ist die Gefahr, die durch solche Vorkommnisse der ethnologischen Gliederung auf sprachlicher Grundlage erwächst, keine sehr grosse. Denn hier wird eben, wenn keine Reste der früheren Sprache mehr vorhanden sind, die Mitberücksichtigung der physischen Beschaffenheit der betreffenden Völker so wie historischer Thatsachen sogleich auf die richtige Fährte führen. Und an den letzteren zumal wird es in solchen Fällen in

---

1) S. oben, p. 2.

2) Schiefner, Ueber Bar. G. v. Maydell's jukagirische Sprachproben (Bull. de l'Acad. Imp. des sc. T. XVII, p. 86). Vergl. auch oben, p. 3.

3) Hartmann, Untersuchungen über die Völkerschaften Nord-Ost-Afrikas (Zeitschrift für Ethnologie, Bd. I, 1869, p. 30).

der Regel nicht fehlen; denn, wie gesagt, kann Sprachenwechsel nur beim Zusammenstoss eines culturlosen Volkes mit einem der Cultur ergebenen eintreten,—wo aber Cultur ist, ist Geschichte.

Kein Sprachenwechsel findet hingegen dort statt, wo nur culturlose oder auf nahe gleicher Culturstufe stehende Völker in gegenseitigem, und sei es Jahrhunderte altem, nahem und vielfachem Verkehr mit einander leben. Die Erfahrung lehrt vielmehr, dass in solchen Fällen, trotz weitgehender, die physischen Typen ausgleichender Vermischung, trotz mancher Ausgleichung in Lebensweise, Sitten und Anschauungen, ein jedes Volk an seiner Sprache mit unerschütterlicher Zähigkeit festhält. Von Culturvölkern dürfte es nicht leicht bezweifelt werden, aber auch hinsichtlich der culturlosen wird Jedermann, der Gelegenheit hatte, sie unter solchen Verhältnissen näher kennen zu lernen und zu beobachten, der Richtigkeit dieser Behauptung beistimmen. Es wäre mir unmöglich, die **Giljaken**, trotzdem ich vielleicht die meisten derselben gesehen und persönlich gekannt habe, nach dem physischen Habitus allein auch nur mit einiger Sicherheit von den **Oltscha** zu unterscheiden: so sehr haben sich, unzweifelhaft in Folge von häufigen Mischehen unter diesen Völkern, die Typen derselben ausgeglichen und so wenig fehlt es beiderseits an Mittelformen und Uebergängen, die eben so gut dem einen wie dem anderen Volke angehören könnten. Ich habe auch manche Individuen aus dem noch heute durch auffälligere Eigenart seines physischen Typus ausgezeichneten Volke der **Aino** gesehen, die ich von den **Giljaken** nicht habe unterscheiden können. Nach der Sprache sind aber diese Völker immer grundverschieden geblieben: sie drückt die trotz aller Vermischung noch heute bestehende Eigenart ihres Wesens aus und grenzt sie heutzutage noch an denselben Orten ab, wie in den Zeiten, aus welchen unsere ältesten, allerdings nicht sehr weit zurückgehenden Nachrichten über dieselben herrühren. Ja, ich habe selbst kleinere Complexe von Individuen des einen Volkes, die in den Gebietsgrenzen des anderen wohnen, **Oltscha** unter **Giljaken** und umgekehrt, an ihrer eigenen Sprache zäh festhalten sehen[1]. So ist gerade die Sprache dasjenige am Volke, was den festeren und bleibenderen Bestand hat, während die physische Beschaffenheit als das Veränderlichere an ihm bezeichnet werden muss. Es scheint mir daher recht wohl möglich zu sein, dass ein Volk sich in seiner physischen Erscheinung im Laufe der Zeit durch langjährige Vermischung mit einem Nachbarstamme so weit verändert, dass es mehr oder weniger in seiner Gesammtheit manche besonders prägnante, und vielleicht auch besonders erbliche, Charakterzüge des letzteren erhält und auf diese Weise einen ihm ursprünglich fremden Typus gewinnt, während es seine eigene, altübergebrachte Sprache mehr oder weniger unverändert beibehält. Physischer Typus und Sprache des Volkes würden uns alsdann in offenbarer Disharmonie erscheinen. So möchte ich mir z. B. die Thatsache erklären, dass manche ihrer Sprache nach türkisch-tatarische Völker, wie die **Jakuten** und **Kirgisen**, eine ganz mongolische Gesichtsbildung haben. In der That haben die ersteren, bevor sie in das Lena-Thal einrückten, ihre Sitze am Baikal-See gehabt, in unmittelbarer Nachbarschaft und inniger Berührung mit mongolischen Völkerschaften, namentlich mit den **Burjaten**, durch deren Druck sie zum Ausweichen nach Norden bewogen wurden. In der neuen Heimath stiessen sie aber auf ein anderes, mit den **Mongolen** verwandtes und diesen ähnliche Gesichtszüge tragendes Volk, die **Tungusen**, was ihnen, in Folge häufiger Vermischung mit demselben, zu einer neuen Quelle leiblicher Mongolisirung werden musste[1]). Dass auch die Sprache der **Jakuten** vielfache Spuren der nahen und anhaltenden Berührung dieses Volkes mit den **Mongolen** davongetragen, hat **Böhtlingk** bis in die Einzelheiten nachgewiesen[2]). Noch älter und schon darum vielleicht durchgehender und allgemeiner scheint die physische Mongolisirung der **Kirgisen** zu sein, obwohl der **Mongolen**-Stamm, von welchem sie speciell ausgegangen, nicht näher bezeichnet werden kann[3]). Durch die **Kirgisen** werden ferner noch gegenwärtig die ihrer Sprache nach ebenfalls zu den türkisch-tatarischen Völkerschaften gehörigen **Baschkiren** mehr und mehr mit mongolischem Typus versehen[4]). In allen diesen Fällen, deren Zahl sowohl im Allgemeinen, als auch speciell auf dem Boden Sibirien's noch um Vieles vermehrt werden kann, hätten wir also nicht, wie man gewöhnlich meint, Sprachen-, sondern meiner Ansicht nach Typenwechsel. Büsst dabei auch die Sprache etwas an ihrer ursprünglichen Reinheit ein, indem sie einzelne Wörter, vielleicht auch manche grammatische Formen aus der anderen entlehnt, so bewahrt sie dabei doch ihre Besonderheit und dürfte der Stamm, dem sie angehört, immer mehr oder weniger leicht sich erkennen lassen. Der umgekehrte Fall — Sprachen- ohne Typenwechsel — scheint mir hingegen, zum wenigsten in demselben Maasse, nicht wohl denkbar. Denn wo, wie wir oben sahen, ein culturloses Volk beim Contakt mit einem Culturvolke seine Sprache gegen eine andere vertauscht, da hat in Folge der Vermischung und Verschmelzung immer auch ein weitgehender Typenwechsel stattgefunden: die ganze ursprüngliche physische Eigenthümlichkeit kann sich bei einem Volke, das seine Sprache gewechselt, unmöglich erhalten haben[5]), — höchstens nur einzelne, besonders prägnante und stärker erbliche Züge, die dem Anthropologen einen Handgriff zur richtigen Beurtheilung des Falles abgeben können.

---

[1] S. oben, p. 18.

Eines Beispiels von Sprachenwechsel möchte ich hier noch besonders erwähnen, und zwar aus dem Grunde, weil es sibirische Völker betrifft und auf den ersten Blick gegen die hier verfochtene

---

[1]) Vrgl. oben p. 93; desgl. **Middendorff**, Reise in den äuss. Nord. u. Ost. Sibir. Bd. IV, p. 1543, Anmerk. 1, u. p. 1545.

[2]) O. **Böhtlingk**, Ueber die Sprache der Jakuten, Thl. I, p. XXXVII; in **Middendorff**'s Reise etc. Bd. III. Vrgl. auch des letzteren Werkes Bd. IV, p. 1546.

[3]) In den Aeusserungen **Middendorff**'s über die **Kirgisen** stösst man auf einen offenbaren Widerspruch. Denn einmal spricht er von ihrer noch weiter als bei den **Jakuten** gehenden Mongolisirung (Reise etc. Bd. IV, p. 1545, Anmerk. 2, u. p. 1546), wonach sie also von türkisch-tatarischem Stamme wie ihre Sprache wären. Ein anderes Mal hingegen (Reise etc. p. 1403; Die Baraba, St. Petersb., 1870, p. 57. — Mém. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb., VIIe Sér. T. XIV, № 9) bezeichnet er sie als körperlich «ganz unvermischt» dem mongolischen Stamme angehörig, ja sogar schlechtweg als **Mongolen** und führt sie als «grossartiges Beispiel» dafür an, wie ein Volk im Laufe der Zeit seine Sprache gegen eine andere vertauschen könne: demnach wären sie also nicht leiblich mongolisirt, sondern sprachlich türk-tatarisirt.

[4]) **Middendorff**, Die Baraba, l. c.

[5]) Dies ist jedoch wiederholentlich nicht bloss für möglich, sondern auch für thatsächlich erwiesen gehalten worden; so, wenn ich mich auf ein Zeitungsreferat berufen darf, noch neuerdings von **Leo Meyer**, in einem in der Jahresversammlung der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat, am 18. Januar 1878 gehaltenen Vortrage (St. Petersburger Zeitung, 1878, № 27).

Ansicht, dass unter gleich culturlosen Völkern kein Sprachenwechsel vorkomme, zu sprechen scheint. **Castrén** hat nämlich von einer Anzahl kleiner Völkerschaften des oberen Jenissei-Gebietes, den **Arinen**, **Assanen**, **Kotten**, **Koibalen**, sowie von einem Theile der sogen. **Kamassinzen** nachgewiesen, dass sie zum selben Stamme mit den bekanntlich ihre eigene, sehr aparte Sprache redenden **Jenissei-Ostjaken** gehören, gegenwärtig aber sprachlich tatarisirt und die **Kotten** zum Theil auch burjatisirt sind[1]). Diese Thatsachen stehen nach **Castrén's** Zeugniss ohne Zweifel fest, aber die oben entwickelte Ansicht scheinen sie mir noch nicht umzuwerfen. Denn einmal ist es wahrscheinlich oder doch möglich, dass diese kleinen, mit den **Jenissei-Ostjaken** verwandten Stämme dem türkisch-tatarischen Volke und den **Burjaten**, deren Sprachen die ihrigen verdrängten, an Cultur und Macht weit nachstanden, dass sie von diesen unterworfen und bedrückt wurden, wodurch ihre Zahl mehr und mehr schwand und die Nachbleibenden ihrer Nationalität allmählich verlustig gehen mussten. Dabei hat sicherlich auch eine starke physische Vermischung stattgefunden. Später ist auch noch der Conflikt mit den Russen eingetreten, wodurch ein Theil derselben russificirt worden ist und also seine Sprache nochmals gewechselt hat. Wenn nach alledem immer noch einzelne Individuen sich fanden, die ihre ursprüngliche Sprache kannten und es dadurch **Castrén** ermöglichten, die Verwandtschaft dieser Sprachen mit dem Jenissei-Ostjakischen zu erkennen und für das Kottische auch ein Wörterverzeichniss und eine Sprachlehre zu entwerfen, so darf man darin, glaube ich, eher einen Beweis zähen Festhaltens an der Sprache als leichten Aufgebens und Wechselns derselben sehen.

Aus dem Angeführten möchte ich den Schluss ziehen, dass man in Fällen, wo uns eine Disharmonie zwischen der Sprache und dem physischen Typus eines Volkes entgegentritt, dieselbe nicht eher durch einen Sprachenwechsel sich erklären darf, als wenn dafür zeugende historische Thatsachen oder Reste der alten Sprache vorliegen. Wo diese fehlen, wird man, meiner Ansicht nach, immer eher an einen in Folge von Vermischung mit anderen Stämmen stattgehabten Typenwechsel denken dürfen, wenn eine eingehende und umfassende Untersuchung des betreffenden Volkes die fragliche Disharmonie nicht dadurch auflöst, dass sie die vermeintliche Uebereinstimmung seines physischen Typus mit demjenigen eines anderen, ihm sprachlich fremden Volkes als eine nur scheinbare und bei genauerer Einsicht unbegründete nachweist.

Ich habe mir die obigen allgemeineren Betrachtungen erlaubt, einmal weil sie auch auf die Amur-Völker und zum Theil ganz unmittelbar Bezug haben, und dann auch weil sie mir für die Berechtigung zu sprechen scheinen, bei Unterscheidung und Abgrenzung der Völker nach ihrer Stammverwandtschaft oder Verschiedenheit das grösste und entscheidendste Gewicht auf die Sprache und erst in zweiter Instanz auch auf die physische Beschaffenheit derselben zu legen. Man erwarte jedoch darum noch nicht, in den nachstehenden Blättern eingehende sprachliche Untersuchungen zu finden: als Naturforscher muss ich diese den Linguisten überlassen und mich damit begnügen, auf die bei persönlicher Bekanntschaft mit verschiedenen Völkern auch dem Nichtlinguisten leicht wahrnehmbaren, in dem Wortschatz ihm entgegentretenden Grund- oder nur dialektischen Verschiedenheiten der respektiven Sprachen hinzuweisen. Zwei der indigenen Hauptsprachen des Amur-Landes, das Ainische und das Tungusische, sind übrigens den Linguisten auch schon vielfach bekannt, das letztere freilich mehr in den sibirischen und nur kaum in einem oder dem anderen der so zahlreich im Amur-Lande vertretenen Dialekte. Für die dritte, bisher noch ganz unbekannte indigene Hauptsprache des Amur-Landes, das Giljakische, wird ein ziemlich reichhaltiges, von mir und **Glehn** gesammeltes Wörterverzeichniss diesem Werke beigegeben werden. Eingehender als das Sprachliche soll hingegen das wenn auch sehr unvollständige und geringe Material besprochen werden, welches uns zur genaueren Beurtheilung der physischen Beschaffenheit der Amur-Völker vorliegt.

---

[1]) Al. **Castrén's** Reiseber. und Briefe aus den Jahren 1845—1849, herausgeg. von A. **Schiefner**, St. Petersb. 1856, p. 290, 320—322, 343, 360, 383, 387 u. a.; desselb. Versuch einer Jenissei-Ostjakischen und Kottischen Sprachlehre nebst Wörterverzeichn. aus den genannten Sprachen, herausgeg. von A. **Schiefner**, St. Petersburg 1858, p. I—IX.

Zur Zeit meiner Reise nach dem Amur-Lande galt die Ansicht, dass die **Giljaken** eines Stammes mit den **Aino** oder **Kurilen** seien. Der Urheber dieser Ansicht ist **Klaproth**: er hat sie wiederholentlich und mit grosser Bestimmtheit ausgesprochen. Die **Aino** oder **Kurilen**, sagt er, breiten sich von der Südspitze Kamtschatka's bis nach Japan hin über alle, nach ihnen sogenannten Kurilischen Inseln aus, bewohnen Tschoka (Sachalin), die ganze gegenüberliegende Küste des Festlandes und den unteren Amur bis zum Einfluss des Ussuri in denselben. Sie sind es nach ihm, die auf dem Festlande von den **Mandshu** «**Chedshen**» und «**Fiaka**» oder «**Fiatta**» und von den Russen «**Giljaki**» genannt werden. So trägt, fügt er hinzu, da die **Tungusen** den Amur abwärts nur bis zur Ussuri-Mündung bewohnen, vom Meere aber durch die «**Kurilen des Festlandes**» getrennt werden und dasselbe erst an der Uda (Udj) erreichen, diese Gegend den Namen Tungusien mit Unrecht[1]). **Klaproth** rechnete also zu den **Aino** oder **Kurilen** nicht bloss die **Giljaken**, sondern auch einen Theil der tungusischen Völkerschaften des unteren Amur-Landes, nach unserer jetzigen Kenntniss derselben, die **Orotschen**, **Oltscha** und die **Golde** bis zur Ussuri-Mündung. Seine Angabe stand zwar im Widerspruch mit derjenigen von **La Pérouse**, der wenigstens von den «**Orotschy**» und «**Bitschi**»[2]) nach eigener Anschauung anführte, dass sie in ihrer physischen Beschaffenheit weder mit den **Mandshu**, noch und viel weniger mit den Bewohnern von Oku-Jesso (Sachalin), Jesso und den Kurilen übereinstimmten und auch nicht von gemeinsamer Abstammung mit diesen sein könnten[3]), allein sie musste um so mehr Gewicht haben, als er sich dabei auf seine eigenen «linguistischen Untersuchungen» berief[4]). Merkwürdig ist jedoch, dass sich in keinem seiner Werke auch nur ein einziges Wort aus der Sprache der Giljaken oder der anderen oben genannten Völker des unteren Amur-Landes findet. Hätte er aber auch nur wenige Wörter aus diesen Sprachen gekannt, so wäre die Fabel von den «Kurilen des Festlandes» sowie Nordsachalin's nicht entstanden. Klaproth's Ansicht fand bei Balbi[1]), Rémusat[2]), Ritter[3]), Joh. Sev. Vater[4]) u. a. Aufnahme und damit auch allgemeine Verbreitung[5]). Ich habe sie schon vom Amur-Lande aus, in meinen Berichten an die Akademie widerlegt und mich bestimmt dahin ausgesprochen, dass Giljaken und Aino zwei nach Abstammung und Sprache, wie nach Charakter und Lebensweise, völlig von einander verschiedene Völker sind, und dass die übrigen Völker des Amur-Landes, darunter also auch die oben genannten Bewohner der Meeresküste und der unteren Stromlandschaft, zu einem dritten, ebenso verschiedenen Stamme, dem tungusischen, gehören[6]). Gleichwohl hatte sich die Klaproth'sche Ansicht von der Identität der Giljaken und Aino so sehr eingebürgert, dass sie auch später und selbst von Reisenden, die im Amur-Lande gewesen waren, aber freilich das eine dieser Völker nur kaum, das andere gar nicht gesehen hatten, noch festgehalten wurde. So von Gerstfeldt[7]), von Maack[8]), ja sogar noch von Middendorff[9]), obgleich meine Reiseberichte an ihn, als den damaligen Secretär der Akademie, gerichtet waren. Und ebenso wird diese Ansicht noch in den neueren systematischen Werken über Völkerkunde nachgesprochen[10]).

---

[1]) **Klaproth**, in **Langsdorff**'s Bemerk. auf einer Reise um die Welt, Frankfurt a./M., Bd. I, 1812, p. 283, Anmerk. Desselben, Asia polyglotta, Paris 1823, p. 288, 300, 301; Mémoires relatifs à l'Asie, Paris, T. I, 1824, p. 482, T. III, 1828, p. 53.

[2]) S. oben, p. 137—139.

[3]) **La Pérouse**, Voyage aut. du monde, réd. par **Milet-Mureau**, Paris, an V (1797), T. III, p. 101, 114. Vrgl. auch **Plath**, Die Völker der Mandshurey, Göttingen 1830, p. 51.

[4]) Siehe **Langsdorff**'s Reise, a. a. O.

Nicht glücklicher ist es den Giljaken von einer anderen Seite her ergangen. Am Nordende von Sachalin sah und besuchte Krusenstern im Jahre 1805 einige ansehnliche Dörfer, deren Bewohner auf ihn wie auf seinen Begleiter Löwenstern den Eindruck machten, dass sie zu einem anderen Volke gehören müssten als die Aino, welche sie im Süden der Insel kennen gelernt hatten. Ohne den Namen des Volkes in Erfahrung gebracht zu haben, schloss Krusenstern aus dem physischen Habitus und der Kleidung der von ihm gesehenen Individuen, dass es «unstreitig» Tataren seien. Da er jedoch ebenfalls der Ueberzeugung war, ganz Sachalin müsse von **Aino** bewohnt sein, so hielt er diese **Tataren** nur für eine vom Festlande, aus der Gegend der Amur-Mündung herübergekommene Colonie, welche die **Aino** ganz ebenso im Norden der Insel verdränge und schliesslich auch wohl ganz ausrotten werde, wie die **Japaner** es im Süden derselben thun[1]). Bei der Unbestimmtheit der Bezeichnung «**Tataren**» ist es nicht zu verwundern, wenn **Plath** die Vermuthung aussprach, dass diese angeblichen **Tataren** auf Sachalin **Mandshu** sein könnten[2]). Aus der ziemlich umständlichen Beschreibung, die **Krusenstern** von seiner Begegnung mit ihnen entwirft, lässt sich jedoch mit Sicherheit entnehmen, dass es **Giljaken** waren. Inzwischen ist einer der im Atlas zu seiner Reise von diesen **Giljaken** abgebildeten Köpfe, und zwar derjenige des vermeintlichen tatarischen Chefs in der Bai Nadeshda[3]), von **Gliddon**, in dem bekannten Werke über die verschiedenen Racen des Menschengeschlechts, sogar als Repräsentant des **Tataren**-Typus reproducirt worden[4]).

---

[1]) Atlas Ethnographique du globe, ou classificat. des peuples anciens et modernes d'après leurs langues, Paris 1826, IX, VII-e Tableau (des langues asiat.).

[2]) Recherches etc. T. I, p. 148, s. Plath l. c.

[3]) Erdkunde von Asien, Berlin, Bd. I, 1832, p. 88; Bd. III, p. 170 u. a.

[4]) Literatur der Grammat., Lexica und Wörtersammlung. aller Sprachen der Erde, Berlin 1847, p. 213.

[5]) Noch neuerdings spricht Léon de Rosny (Congrès internat. des oriental. Paris 1874, p. 64, 173, 201) von Aino oder Kurilen der Festlandsküste der Tartarei.

[6]) S. meine Reiseber. datirt vom Nikolajevschen Posten, d. 9./21. Nov. 1855 und d. 26. Oct./7. Nov. 1856, im Bullet. de la cl. physico-math. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersbourg, T. XIV, p. 186, 188, T. XV, p. 171; Mél. phys. et chim. T. II, p. 448, 449, 451, T. III, p. 11.

[7]) О прибрежн. низовьяхъ Амура (Вѣстн. Русск. Геогр. Общ. Ч. XX, 1857, Отд. II, стр. 292). Vrgl. auch Petermann, Geogr. Mittheil. Jahrg. 1860, p. 90.

[8]) Путеш. на Амуръ, С. Петербургъ 1859, стр. 210.

[9]) Reise etc. Bd. IV (letzte Lieferung, 1875), p. 1403.

[10]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1873, p. 193; O. Peschel, Völkerkunde, Leipzig 1874, p. 411. Letzterer giebt nur in einer Anmerkung an, Wenjukof versichere dagegen, dass die Sprache der Giljaken sowohl vom Tungusischen, wie vom Kurilischen, welches die Aino reden, verschieden sei (Journ. of the R. Geogr. Soc., London 1872, Vol. XLII, p. 383). Ist Wenjukof auch selbst nicht bei den Giljaken gewesen und kann er auch nicht als Autorität für dieselben gelten, so hätte seine Angabe, da er mit der Literatur des Amur-Landes bekannt sein musste, doch mehr Glauben verdient. Aus Müller's Ethnographie ist die Angabe, dass die Giljaken mit den Aino «identisch oder stammverwandt» seien, auch in Hellwald's eingehenden Artikel über die Aino (Das Ausland, 1873, p. 875) übergegangen.

Noch in einer dritten Weise endlich sind die **Giljaken** hinsichtlich ihrer Abstammung verkannt worden. Manche russische Reisende nämlich, die entweder in Transbaikalien von ihnen nur gehört, wie **Parschin**[5]), oder aber sie im Amur-Lande auch selbst kennen gelernt haben, wie **Permikin**[6]), **Sswerbejef**[7]) u. a., rechnen die **Giljaken** gleich wie alle anderen Amur-Völker zu den **Tungusen**. Dazu hat, ausser der vollständigen Unkenntniss oder Nichtbeachtung der giljakischen Sprache, ohne Zweifel auch der Umstand beigetragen, dass die Bezeichnung «**Giljaken**» russischerseits, wie wir oben gesehen, oft in collectivem Sinne gebraucht und so schlechtweg auch ihren tungusischen Nachbaren beigelegt wird[8]). Ebenso stellt **Kennan** die **Giljaken** vom Amúr mit den **Tungusen** und **Mandshu** in eine Gruppe von Völkern zusammen, von denen er meint, dass sie offenbar und unzweifelhaft von chinesischem Ursprunge seien[9]).

Die **Giljaken** sind ihrer Sprache nach weder mit ihren Nachbaren, den **Aino** und den tungusischen Völkerschaften, noch überhaupt mit irgend einem Volke Sibirien's oder auch Nordostasien's und Nordwestamerika's in nähere, stammverwandtschaftliche Beziehung zu bringen. Sie bilden ein Volk für sich, gleich den Kamtschadalen, den Aleuten, den Tschuktschen und Korjaken. Vielleicht werden Linguisten im Bau ihrer Sprache eine grössere oder geringere Annäherung an dieses oder jenes der sibirischen oder ostasiatischen Völker nachweisen, der Wortschatz ihrer Sprache ist aber, von manchen, ihren Nachbaren entlehnten Wörtern oder auch mit den Aino und Tungusen gemeinsamen japanischen, resp. mandshurischen oder chinesischen Fremdwörtern abgesehen, ein durchaus selbständiger und eigener. Das weiterhin folgende giljakische Wörterverzeichniss, welches von mir binnen zwei Jahren zum Theil und hauptsächlich auf dem Festlande, zum Theil auch auf der Westküste und im Innern, wie an einem Punkte der Ostküste Sachalin's (Nyi), und von Glehn besonders im Norden der Insel gesammelt worden ist, wird den besten Beweis dafür liefern. Schon der Klang der giljakischen Sprache ist von dem der tungusischen oder ainischen so grundverschieden, namentlich durch die Häufung der Consonanten und das starke Vorherrschen von Nasen-, Kehl- und Zischlauten so sehr viel härter, dass man auch ohne sie zu kennen gleich bei der ersten Begegnung mit Giljaken den Eindruck ihrer unzweifelhaften Stammverschiedenheit von den Tungusen und Aino davonträgt. Um so mehr ist daher jene mehrfach erwähnte Verwechselung oder Identificirung derselben mit diesen Völkern zu verwundern.

---

[1]) **Krusenstern**, Reise um die Welt, St. Petersburg 1811, Bd. II, p. 163, 180. **Krusenstern** meinte sogar, der Hof zu Peking wisse wahrscheinlich nichts von dieser Ausbreitung der **Tataren** nach Sachalin, was jedoch mit seiner eigenen Angabe im Widerspruche steht, dass die chinesische Regierung, eifersüchtig auf den Besitz des Amur-Stromes, an dessen Mündung Böte zur Wache halte, um über alles dort Geschehende sogleich unterrichtet zu werden (l. c. p. 187). Das war es ja auch bekanntlich, was ihn bewog, das Vordringen in die Amur-Mündung aufzugeben.

[2]) **Plath**, Die Völker der Mandshurey, p. 41, Anm. 3. Nannten doch die alten Jesuiten-Missionäre die **Mandshu** sehr oft auch «**Tartares Mantchoonx**» (Du Halde, Descr. de l'Emp. de la Chine et de la Tartarie Chinoise, Vol. IV, passim).

[3]) Tafel LXXXII und LXXXIII («chinesische Tataren auf Sachalin»), nach Zeichnungen von **Tilesius**. Einzelne Züge sind giljakisch, im Ganzen geben aber die Abbildungen den Typus nicht wieder.

[4]) J. G. **Nott** and Geo. R. **Gliddon**, Indigenous races of the earth, or new Chapters of Ethnological Inquiry, Philadelphia 1857, p. 622, Fig. 9 des zum Artikel von **Gliddon** gehörigen «Ethnographical Tableau». Die Reproduction nähert sich dem Typus mehr wie das Original, doch ist auch in ihr der Nasenrücken zu hoch, die Nase zu hervorragend u. s. w.

[5]) Поѣздка въ Забайкальскій край, Москва 1844, Ч. II, стр. 5, 70.

[6]) Путев. журн. плав. по р. Амуру (Зап. Сиб. Отд. Геогр. Общ. Кн. II, С. Петерб. 1856, стр. 64).

[7]) Опис. плав. по р. Амуру экспед. генер.-губерн. Вост. Сибири въ 1854 г. (Зап. Сиб. Отд. Геогр. Общ. Кн. III, С. Петерб. 1857, стр. 77).

[8]) S. oben, p. 104.

[9]) G. **Kennan**, Tent life in Siberia and adventures among the Koraks and other tribes in Kamtschatka and Northern Asia, London 1871, p. 219.

Aus dem giljakischen Wörterverzeichniss wird man zugleich ersehen, dass es unter den Giljaken, trotz ihres im Ganzen nur wenig ausgedehnten Gebietes und ihrer nur geringen Anzahl, doch mehrere scharf ausgesprochene Dialektverschiedenheiten giebt. Zur Ausprägung von solchen musste schon der Umstand beitragen, dass die Giljaken an verschiedenen Enden ihres Gebietes an ganz verschiedensprachige Völker stossen, und in der gegenseitigen Abgrenzung der Dialekte lässt sich der Einfluss grenzbestimmender Naturverhältnisse und der durch dieselben bedingten grösseren oder geringeren Verkehrsbeziehungen und Berührungen der einzelnen Gebietstheile unter einander erkennen.

Zunächst machen sich in dieser Beziehung Festland und Insel als verschiedene Gebiete geltend. Auf dem Festlande bildet der fischreiche Amur-Strom, der zugleich eine Handelsstrasse zu den Mandshu und Chinesen abgiebt, die Hauptader der giljakischen Bevölkerung. An ihm findet ihre grösste Verdichtung statt. Dahin gravitiren auch die minder zahlreichen Giljaken der Festlandsküsten des Ochotskischen Meeres und des Amur-Limanes. So weit mir bekannt, herrscht in diesem ganzen Gebiete auch nur eine Form der giljakischen Sprache, — dieselbe, die man am Amur-Strome hört; nur ist zuweilen, wo sich mehrere Bezeichnungen für einen Gegenstand finden, die eine hauptsächlich am Amur, die andere hauptsächlich am Liman oder am Ochotskischen Meere gebräuchlich, und diese ist dann meist auch die auf Sachalin allein übliche Bezeichnung[1]).

Am meisten vom Amur und vom Festlande überhaupt abgewendet und entfernt liegt die

---

[1]) So heisst z. B. der Bär, dieses, wie wir später sehen werden, in das Leben der Giljaken tief eingreifende Thier, in ihrer Sprache *kotr* und *tschchyf*: die erstere Bezeichnung ist am Amur, die letztere am Liman die gebräuchlichere; auf Sachalin kennt man nur die letztere.

Ostküste und das Innere von Sachalin, wo namentlich der Tymy-Fluss, der ansehnlichste und fischreichste in der Nordhälfte der Insel, einen Hauptsitz der **Giljaken** bildet. Durch die in Meridianrichtung über Sachalin verlaufenden Gebirge ist dieser Theil der Insel auch von der Westküste derselben mehr oder weniger getrennt. Wo er im Osten vom Meere bespült wird, trägt er bei den **Giljaken** auch einen besonderen Namen, dessen Bedeutung und Begrenzung bisher jedoch nicht genauer ermittelt werden konnte. Schon **Middendorff** hörte die **Giljaken** an der Tugur-Mündung von den «**Tro**» auf Sachalin sprechen; er vermuthete, dass dieser Name die **Tungusen** bezeichne[1]). Ich konnte soviel mit Gewissheit feststellen, dass derselbe nicht auf ein tungusisches Volk (etwa die **Oroken**), sondern auf die Ostküste Sachalin's sich bezieht: «**Tro-nibach**» sind die dortigen **Giljaken**, «**Tro-kerchk**» das jene Küste bespülende (Ochotskische) Meer, «**Tro-mif**» das Land an demselben. Was aber ursprünglich unter der Bezeichnung «**Tro**» zu verstehen sei, ob das Land oder das Meer, vermag ich mit Gewissheit nicht zu sagen. Ich glaube aber das erstere, im Gegensatz zu «**Lärch**» oder «**Lär-mif**», welches wohl hauptsächlich auf die Westküste von Sachalin sich beziehen dürfte[2]). **Glehn**, der die **Tro**-Küste Sachalin's bereist hat, spricht sich darüber nicht aus. Auch über die Ausdehnung des von den **Giljaken** unter «**Tro**» verstandenen Landstriches bleiben wir noch im Zweifel. So viel ich aus ihren Angaben entnehmen konnte, ist darunter die ganze von den **Giljaken** bewohnte Ostküste Sachalin's gemeint, so dass z. B. sowohl das gleich nördlich von der Tymy-Mündung gelegene Dorf Nyi, in welchem ich mich ein paar Tage aufhielt, als auch die südlicheren Dörfer, bis Tschamr-wo hinab, noch **Tro**-Dörfer sind. In solchem Umfange ist diese Bezeichnung auch in meinem giljakischen Wörterverzeichniss wie an anderen Stellen dieses Werkes gebraucht. **Glehn** beschränkt hingegen die Bezeichnung «**Tro**» auf einen geringeren Theil der giljakischen Ostküste Sachalin's, indem er Kākr-wo, den Hauptsitz der **Oroken**, das nördlichste der **Tro**-Dörfer nennt[3]). Welches Moment aber dieser Bezeichnung alsdann zu Grunde läge, wüsste ich gar nicht zu sagen. Wie dem übrigens auch sei, so viel ist gewiss, dass gleichwie auf dem Festlande die **Giljaken** des Ochotskischen Meeres zum Amur-Strome, ebenso die **Tro-Giljaken** zum Tymy-Flusse, als der Haupt- Handels- und Verkehrsader ihres Landes, gravitiren. Bei ihren Landsleuten am oberen Tymy finden sie nicht bloss reiche Fischvorräthe, sondern auch manche durch Vermittelung der **Amur**- und **Liman**-, besonders der **Tschomi-Giljaken** erhaltene mandshu-chinesische Waaren, und von den Tymy-Quellen führt die Ty- oder Poronai-Strasse zu den **Aino** am Golf der Geduld, wo bereits manches japanische Produkt zu haben ist. **Tymy**- und **Tro-Giljaken** stehen daher in beständiger Berührung mit einander und gehören auch sprachlich ebenso zusammen, wie die **Amur**- und **Küsten-Giljaken** des Festlandes. Bei ihrer Abgeschiedenheit von den letzteren bildet aber zugleich ihre

---

[1]) Bullet. de la classe physico-math. de l'Acad. Imp. des sc. T. IV, p. 233; Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. IX, 2. Abthl., p. 618.

[2]) In meinem Reisebericht (Bull. de la classe physico-math. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersbourg, T. XV, p. 171; Mél. phys. et chim. T. III, p. 11), in welchem zuerst von den **Tro-Giljaken** die Rede ist, glaubte ich den Ausdruck «**Tro**» schlechtweg auf das dortige Meer beziehen zu müssen.

[3]) **Glehn**, Reiseber. von der Insel Sachalin (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. XXV, p. 196, 228).

Sprache die grösste dialektische Verschiedenheit, die es innerhalb des Giljakischen giebt. Nicht nur haben sie für manche Gegenstände ganz andere Bezeichnungen, sondern auch wo diese dieselben sind, bieten der Tymy- und Tro-Dialekt oft noch ansehnliche Lautabweichungen dar. Um nur einige der auffallendsten unter ihnen hervorzuheben, will ich bemerken, dass der bei den Continental-Giljaken so häufige Laut *tsch*, auf welchen auch die Infinitivform aller Zeitwörter ausläuft, von den Tymy- und Tro-Giljaken in der Regel in *t* umgewandelt wird; so sagen sie z. B. statt *puntsch* (Bogen) *punt*, statt *ngalskotsch* (schlecht) *ngalskot*, statt *mutsch* oder *muntsch* (sterben) *munt*, statt *ässka(n)tsch* (nicht wünschen, nicht mögen) *ässkant* u. s. w. Ferner werden manche Vokale und Diphtonge im Tymy- und Tro-Dialekt meist, wenn auch nicht durchgängig, durch andere ersetzt: so das *y* (russische ы) durch *a* — z. B. *taf* statt *tyf* (Haus), *pat* statt *pyt* (morgen), *namr* statt *nymr* (gestern) u. s. w. — das *e* durch *ä* und zuweilen sogar durch *a* — z. B. *jäghsunt* statt *jeghsutsch* (nicht wissen), *jamatsch* statt *jematsch* (wissen, verstehen) — das *ö* durch *o* — z. B. *mlo* statt *mlö* (Feuerzeugdose), *njo* statt *njö* (Vorrathskammer), *tlo* statt *tlö* (Himmel) u. drgl. m. Erwägt man, dass in der Aino-Sprache, nach Dobrotworskij[1]), der Laut *y* (russ. ы) gar nicht vorkommt und die harten Vokale *a*, *ä*, *o* vor den weichen *ja* (russ. я), *e*, *ö* vorherrschen, so liesse sich in der erwähnten Vokaleigenthümlichkeit des Tymy- und Tro-Dialektes, dem Continental-Giljakischen gegenüber, vielleicht ein Einfluss der benachbarten Aino-Sprache wahrnehmen. Im Ganzen klingt dieser Dialekt in seinen Vokallauten breiter und härter als das Amur-Giljakische, während er in den Consonantenlauten wohlklingender als das letztere ist. Auch der Umstand endlich, dass der Tonfall und die Accentuirung der einzelnen Wörter bei den Tymy- und Tro-Giljaken manche Abweichungen darbieten, indem sie namentlich und zumal in den Zeitwörtern den Accent gern auf die letzte Sylbe verlegen, verleiht ihrer Sprache, derjenigen ihrer Landsleute auf dem Continent gegenüber, ein besonderes Gepräge.

Anders verhält es sich mit der Westküste Sachalin's. Die vom Continent abgeschiedene Lage des Innern und der Ostküste der Insel theilt sie nicht; sie ist im Gegentheil demselben zugekehrt und nur durch ein schmales, im Winter zum Theil gefrierendes Meer von ihm getrennt. An der schmalsten Stelle dieses Meeres, über die Mamia-Rinsô-Strasse, vom Cap Lasaref zum Dorfe Poghobi, finden auch die flachkieligen, für's offene Meer nicht geeigneten Böte der Amur- und Liman-Giljaken eine leichte Ueberfahrt nach der Insel, längs deren Küste sie bis zur Südspitze hinabgehen, um ihre mandshu-chinesischen Waaren bei den Japanern umzusetzen. Im Winter kreuzen Amur- und besonders Tschomi-Giljaken dieselbe Strasse in hundebespannten Schlitten über die Eisdecke, um, ebenfalls in Handelsinteressen, sei es nun die Westküste der Insel, oder die Tymy-Quellen, oder auch, die Ty-Strasse abwärts, die Aino und Oroken am Golfe der Geduld zu besuchen. So stehen die Giljaken der südlich von Poghobi, also am Nordjapanischen Meere gelegenen Westküste Sachalin's mit ihren Landsleuten auf dem Festlande in beständigem und regerem Verkehre als mit denen am Tymy oder an der Tro-Küste.

---

[1]) М. Добротворскій, Аинско-русск. словарь, Казань 1875 (Прилож. къ Учен. Зап. Импер. Казанск. Университета 1875 г.) стр. 63, 65.

Kein Wunder daher, dass auch ihre Sprache die Dialekteigenthümlichkeiten der letzteren nur in geringem Grade theilt und zumeist mit der Sprache der Continental-Giljaken übereinstimmt. Dies gilt jedoch, wie gesagt, nur von den südlich von Poghobi, nicht von den nördlich davon, an der Limanküste und bis zur Nordspitze Sachalin's hinauf wohnenden Giljaken. Diese stehen mit dem Festlande in geringerer Berührung, weil sie von ihm durch ein breiteres, der Ueberfahrt im Sommer wie im Winter grössere Hindernisse entgegensetzendes Meer, den Amur-Liman, das «*matsch-kerchk*» (kleines Meer) der Giljaken — im Gegensatz zum «*pilja-kerchk*», dem «grossen (Ochotskischen) Meere» — getrennt sind und in Folge dessen auch abseits von der oben geschilderten Handelsstrasse der Continental-Giljaken liegen bleiben. Ich habe diesen Theil Sachalin's selbst nicht kennen gelernt; nach Angabe aber einiger der dortigen Giljaken (aus den Dörfern Nganj-wo und Dshongi), die mich zugleich mit welchen aus dem Dorfe Tschcharbach, am Nordufer der Amur-Mündung, im Nikolajevschen Posten besuchten, bietet ihre Sprache manche Differenzen von derjenigen der Continental-Giljaken dar, wenn sie auch lange nicht so verschieden ist, wie diejenige der Tymy- und Tro-Giljaken. Hier wäre also vielleicht noch ein dritter Dialekt des Giljakischen zu unterscheiden.

Sprachforschern bleibe es überlassen, zu ermitteln, in welchen Berührungen und Beziehungen das Giljakische sowohl in seinem grammatischen Bau, wie auch im Wortschatz zu den Idiomen der Nachbarvölker steht, und wie weit sich in letzterer Beziehung auch die oben angedeuteten Dialekte desselben durch etwaige Entlehnungen aus ihren respectiven Nachbarsprachen von einander unterscheiden. Ich möchte mir erlauben, in dieser Hinsicht hier nur auf einen Punkt aufmerksam zu machen, welcher mir als Naturforscher bei Erkundigung über die Thierwelt Sachalin's und des Amur-Landes sogleich auffiel, und der für die Frage nach der Heimath und Ausbreitung der Giljaken und damit auch nach ihrer etwaigen, wenn auch entfernten Stammverwandtschaft mit den ihnen benachbarten Völkern von Interesse ist. So verschieden nämlich das Giljakische von den Nachbaridiomen ist, so finden sich in demselben doch manche aus dem Tungusischen entlehnte Thiernamen[1]). Dass namentlich, mit alleiniger Ausnahme des Hundes, alle Hausthiere, wie Pferd, Rind, Schaf, Schwein, Katze, solche Bezeichnungen bei den Giljaken tragen, kann nicht weiter auffallen, denn diese Thiere sind ihnen fremd: sie haben sie nur bei den stromaufwärts wohnenden tungusischen Völkern kennen gelernt[2]) und beziehen von den Mandshu und Chinesen höchstens einzelne Produkte derselben, wie z. B. Schafsfelle, und auch diese nur als Luxusartikel[3]). Ebenso begreiflich sind ferner die aus dem Tungusischen entnommenen Bezeichnungen der Giljaken für solche wilde Thiere, die in ihrem eigenen Gebiete nicht vorkommen und ihnen nur aus dem tungusischen Theile des Amur-Landes bekannt sind, wie Edelhirsch, *Canis procyonoides* u. a.[1]). Auffallend ist es hingegen, dass die **Giljaken** Namen von tungusischem Ursprunge auch für manche von solchen Thieren haben, die auch im giljakischen Theile des Amur-Landes mehr oder weniger weit und allgemein verbreitet sind, so für das Reh, das Elenn, den Dachs[2]). Dies sind jedoch lauter Thiere, die wenn auch auf dem Festlande verbreitet, doch der Insel Sachalin fehlen, wogegen die auch auf der Insel vorkommenden bei den **Giljaken** weder tungusische, noch ainische, sondern sämmtlich echt giljakische Namen tragen. Man könnte zur Erklärung dieser Thatsachen meinen, dass die von tungusischen Stämmen rings umgebenen Continental-**Giljaken** sich im Laufe der Zeit auch manche tungusische Thiernamen angeeignet haben können. Allein in solchem Falle würde sich dies gewiss nicht auf die der Insel Sachalin fehlenden Thiere allein beschränken, sondern auch auf andere und vornehmlich auf die im Handelsverkehre der **Giljaken** mit ihren tungusischen Nachbaren, sowie mit den **Mandshu** und **Chinesen** besonders wichtigen Thiere, wie Zobel, Fuchs, Otter u. drgl., erstrecken, was jedoch keineswegs der Fall ist. Mir scheinen vielmehr jene Thatsachen dafür zu sprechen, dass die **Giljaken** ehemals nur auf der Insel Sachalin heimisch waren, später aber von dort aus auch auf den angrenzenden Theil des Festlandes übergingen, wo bis dahin vermuthlich nur nomadische Jagd-**Tungusen** umherstreiften. Jene ihrer Heimath fehlenden Thiere wurden ihnen daher zunächst durch die **Tungusen** bekannt und behielten somit auch bei ihnen ihre, natürlich in giljakischer Weise modificirten, tungusischen Namen. Ist diese Annahme richtig, so darf man sich auch nicht denken, dass die jetzigen südlichen Nachbaren der **Giljaken** auf Sachalin, die **Aino**, ursprünglich die ganze Insel bewohnt hätten und erst durch die vom Festlande herübergekommenen **Giljaken** aus der nördlichen Hälfte derselben verdrängt worden seien. Die Bewegung fand vielmehr in umgekehrter Richtung, von Süden nach Norden und von der Insel nach dem Continent statt. Die **Aino** zogen sich, wie oben schon erwähnt, durch die **Japaner** gedrängt, aus ihrer südlicheren Heimath, Nippon und Jesso, nordwärts nach Sachalin und den Kurilen, und vielleicht ist es dieser Andrang der **Aino** gewesen, der wiederum die **Giljaken** bewog, ihrerseits von Sachalin nach dem nahegelegenen Festlande, an den unteren Amur und bis zu den Küsten des Ochotskischen Meeres auszuweichen[3]). Auch stehen dort die **Giljaken**, wie wir oben sahen, in sprachlicher Beziehung ganz isolirt und ohne jegliche Stammverwandte da. So weit die Sprache lehrt, sind also die **Giljaken**, gleich den **Aino**, als ein indigenes Volk des äussersten, insularen Küstensaumes von Ostasien zu betrachten.

---

[1]) S. meine Abhandlung über die Säugethiere des Amur-Landes, im I. Bande dieses Werkes.

[2]) Dass die Amur-Tungusen ihrerseits wieder manche dieser Hausthiere durch die Mongolen kennen gelernt und daher auch aus dem Mongolischen entlehnte Bezeichnungen für dieselben haben, ist hier zunächst gleichgültig und soll am betreffenden Orte besprochen werden.

[3]) Dass man in seltenern Fällen auch eine Hauskatze, an der Kette oder im Käfich gehalten, bei den Giljaken findet, ist im I. Bande dieses Werkes (p. [illegible]) erwähnt. Sie wird ihnen aber damit noch nicht zum Hausthier.

Bei so isolirter Stellung der **Giljaken** in sprachlicher Beziehung, liesse sich erwarten, dass sie sich auch in ihrer physischen Beschaffenheit durch manche, mehr oder weniger prägnante Eigenthümlichkeiten von den Nachbarvölkern unterscheiden müssten. Und doch ist dies keineswegs der Fall. Obwohl oder, richtiger vielleicht, weil ich so viele, ich möchte fast glauben, die meisten **Giljaken** selbst gesehen habe, bin ich völlig ausser Stande, einen durchgehenden physischen Einzelcharakter oder auch einen allen gemeinsamen, durch die Gesammtheit der Züge bedingten Typus zu bezeichnen, an welchem der **Giljake** von den übrigen Amur-Völkern, einem **Oltscha**, **Tungusen**, ja mitunter selbst von einem **Aino** mit Sicherheit zu unterscheiden und in seiner Nationalität zu erkennen wäre. Haben die **Giljaken** ehemals vielleicht einen durchgehenden Typus gehabt, so hat sich derselbe gegenwärtig, in Folge langjähriger und vielfacher Vermischung mit den Nachbarvölkern, verwischt und verloren; es hat statt dessen eine Mannigfaltigkeit der Bildungen Platz gegriffen, und will man dieselbe einigermassen überblicken, so wird man genöthigt, mehrere Typen unter ihnen zu unterscheiden. Betrachten wir ihren Körperbau in seinen Einzelzügen genauer.

---

[1]) Nur das Wildschwein, das zwar im **Giljaken**-Lande nicht vorkommt und doch im Giljakischen eine vom Tungusischen ganz verschiedene Bezeichnung (*ajara* und *ajerda*) trägt, scheint hier eine Ausnahme zu bilden. Doch ist vielleicht diese Bezeichnung auch nicht giljakischen Ursprungs.

[2]) Auch die giljakische Bezeichnung für *Mustela sibirica*, *xongrak*, scheint mir aus dem Tungusischen abgeleitet zu sein (s. d. I. Bd. dieses Werkes, p. 37).

[3]) In den Traditionen der **Aino** von Sachalin ist von blutigen Kämpfen mit den **Giljaken** die Rede (s. **Dobrotworskij**, Аинско-русскій словарь. — Прилож. къ Учен. Зап. Имп. Казанск. Универс. 1875 г., стр. 33).

Es ist mir leider nicht möglich gewesen, Messungen an den **Giljaken** anzustellen, um ihren mittleren Gesammtwuchs und die Verhältnisse der einzelnen Körpertheile unter einander und zum Ganzen genauer zu ermitteln. Jedem Versuche der Art widersetzten sich die **Giljaken** standhaft, offenbar aus Angst, einer Zauberei zu verfallen. Wollten sie mir doch anfangs auch nicht gestatten, sie portraitiren zu lassen, in der Befürchtung, mit dem Bilde würde auch die Macht über ihr Leben und Wohlsein in meine Hand fallen und ich brauchte nur jenes zu zerreissen, um auch diese zu schädigen oder zu vernichten. Nicht besser ist es mir mit den **Oltscha** und **Golde** ergangen, und was die übrigen Amur-Völker betrifft, so bin ich mit ihnen zu kurze Zeit in Berührung gewesen, um überhaupt an derartige Messungen denken zu können. Mit den **Aino** von Sachalin machte übrigens schon **La Pérouse** dieselbe Erfahrung: zwar liessen sie es zu, dass man sie portraitirte, nicht aber dass man ihre Körpertheile vermaass[1]). Aus dem angeführten Grunde können daher meine Angaben über den Gesammtwuchs und die verhältnissmässige Grösse der einzelnen Körpertheile bei den Amur-Völkern nur annähernde und ungefähre sein.

Die **Giljaken** sind in der Regel von mittlerem, oft auch von kleinem Wuchse; mehr als mittelwüchsige Gestalten sind selten, und wirklich grosswüchsige habe ich unter ihnen niemals gesehen. Sie sind dabei von untersetztem, kräftigem Bau, kräftigerem als ihre Nachbaren, sowohl die tungusischen Völkerschaften, als die **Aino**[2]). Der Kopf erscheint verhältnissmässig gross; wollte man nach seinen Maassen den ganzen Wuchs bestimmen, so würde dieser zu lang ausfallen. Der Hals ist in der Regel kurz; die Schultern recht breit; der Brustkasten geräumig; der Rumpf im Verhältniss zu den Extremitäten, wenigstens den unteren, lang, oder diese im Vergleich zum Rumpfe kurz; die Hände und Füsse auffallend klein und zierlich, — ein Zug, den sie mit ihren Nachbaren, **Aino** und **Tungusen**, theilen[1]), und der an den Füssen durch den chinesischen Schnitt des Stiefels — mit hohem Blatt und aufwärts gebogener Spitze — noch mehr in die Augen fällt. Der ganze Körper ist sehnig-muskulös, hager, ohne Fettansatz; beleibte Individuen kommen eben so wenig vor wie lange.

---

[1]) *Voyage aut. du monde*, T. III, p. 40. **La Pérouse** vermuthete auch, dass sie es für Zauberei hielten, da eine solche Art derselben in China und der Tartarei verbreitet sei und einige Missionäre deshalb als Zauberer vor Gericht gezogen worden seien, weil sie beim Taufen ihre Hände den Kindern auf das Haupt legten. Die Angst vor Verzauberung beim Vermessen brauchen jedoch die Amur-Völker keineswegs aus China entnommen zu haben: sie dürfte mehr oder weniger bei allen uncivilisirten Völkern zu finden sein. So ist es mir, um ein möglichst weit entlegenes Beispiel anzuführen, im Moment gegenwärtig, dass **Du Chaillu** sie bei den **Aschango** und **Obongo** im äquatorialen Afrika antraf. Vrgl. **Petermann**, Ueber Zwergvölker in Afrika (Geogr. Mittheil. 1871, p. 153).

[2]) Schon **Mamia Rinsô** bemerkte dies von den **Smerenkur** von Sachalin im Vergleich zu den **Kraftöern**

Da mir das vollständige Skelet eines **Giljaken** vorliegt — wohl das erste und einzige, welches bisher nach Europa gelangt ist, — so bin ich im Stande, etwas mehr über den Bau des ganzen Knochengerüstes, so wie über die Beschaffenheit und die Maasse der einzelnen Knochen bei den **Giljaken** zu sagen, ohne jedoch für diese Bemerkungen eine allgemeine Geltung für das ganze Volk beanspruchen zu wollen, da Manches gewiss nur auf Rechnung individueller Verschiedenheit zu schreiben sein dürfte. Unser Skelet rührt von einem, nach der Beschaffenheit des später zu besprechenden Schädels zu urtheilen, zwischen 30 und 55 Jahre alten, im Hospital zu Nikolajevsk im Jahre 1866 verstorbenen **Giljaken** aus dem Dorfe Allof am Amur her und ist dem Museum der Akademie von dem dortigen Medicinalinspector, Dr. **Pfeiffer**, zugestellt worden. Trotz des starken, massiven Schädels ist das ganze Knochengerüste fein gebaut. Dabei treten jedoch die kleinen Hervorragungen, die Ansatzlinien und Flächen der Muskeln allenthalben sehr deutlich und scharf begrenzt hervor, — eine Eigenthümlichkeit, die auch am Knochengerüste der **Aino**[2]), wie an denjenigen mancher anderen, uncivilisirten oder niederen Racen bemerkt worden ist[3]), und welche auf die gleichzeitig starke Entwickelung der Muskulatur bei ihnen hindeutet.

Die Wirbelsäule zählt die normale Zahl von Hals-, Brust- und Lendenwirbeln. Am Atlas ist der hintere Bogen, Arcus posterior, dick und hoch, höher als der vordere, mit doppeltem, links besonders starkem Tuberculum. Die Apertura spinalis ist oval, nicht dreieckig. Die vordere Wurzel am Foramen transversarium ist viel dicker als die hintere. Die Incisura vertebralis ist an der einen (linken) Seite durch eine darüber laufende, dünne, übrigens nicht ganz vollständige Brücke in ein Foramen verwandelt, — eine Bildung, welche von **Anutschin** an seinen beiden **Aino**-Skeleten und zwar beiderseits beobachtet worden ist[4]), und die übrigens auch bei Europäern vorkommt; rechterseits ist davon bei unserem Skelet nichts zu sehen. Am Epistropheus ist der Processus spinosus nicht lang, aber verhältnissmässig sehr breit, dick, stark und

---

(**Aino**): vergl. dessen Tô-tats ki ko (**Siebold**, Nippon, VII, p. 191).

[1]) Nach **Middendorff** (Reise etc. Bd. IV, p. 1415) ist ein kleiner Fuss in allgemeinerer Weise als die verschiedenartige Kopfbildung den Eingeborenen Sibirien's, zumal den **Samojeden** und **Tungusen** eigen.

[2]) **Анучинъ**, Матер. для антропол. восточн. Азіи. I. Племя Айновъ (Извѣст. Имп. Общ. любит. Естествозн., Антроп. и Этногр. Т. XX. Труды Антроп. Отд. Кн. 2, Москва 1870, стр. 142).

[3]) **Negritos** (**Virchow**), **Kaffern** und **Hottentotten** (**Fritsch**); s. **Anutschin**, l. c.

[4]) L. c. p. 143.

nach unten dachförmig gespalten. An den folgenden Halswirbeln bis zum 5. ist der Dornfortsatz auch nur kurz, aber robust, mit mehr oder weniger deutlicher Zweispaltung; am 6. ist er besonders kurz und ohne Spaltung; am 7. hingegen robust und stark. An den Brustwirbeln sind die Processus spinosi zwar nicht besonders lang, aber dick und stark und (am 3. bis 7.) an der Spitze ansehnlich nach unten verlängert. An den Lendenwirbeln endlich sind sie ebenfalls nicht lang, aber stark und von oben nach unten verhältnissmässig breit.

Das Kreuzbein besteht scheinbar aus 6 Wirbeln, indem der erste Steissbeinwirbel vollständig mit demselben verschmolzen ist, so dass vorn und hinten je 5 Foramina sacralia entstehen. Es ist wenig ausgebogen; die hintere Seite sehr rauh. Die Processus spinosi spurii sind, mit Ausnahme des obersten, sämmtlich mit einander verschmolzen, zu einer hohen, starken, nach unten an Dicke zunehmenden Leiste, die auf dem 4. Wirbel, über dem Hiatus canalis sacralis, zu einer dicken, rundlichen, knopfförmigen Wulst anschwillt. Desgleichen nehmen die Processus obliqui spurii nach unten an Grösse zu und schliessen mit dicken, wulstförmigen Cornua sacralia, denen sich die aufwärts gerichteten Cornua coccygea des mit dem Kreuzbein verschmolzenen ersten Steissbeinwirbels so weit nähern, dass nur eine kleine Spalte zwischen bleibt. Die ebenfalls zusammenfliessenden Processus transversi spurii bilden einen unebenen, wulstförmigen Rand am Kreuzbein. Die übrigen Stücke des Steissbeines sind an unserem Skelet nicht erhalten.

Das Brustbein ist auf seiner vorderen Fläche sehr rauh, namentlich das Manubrium. Dieses ist auch verhältnissmässig kurz. Der Processus xiphoideus fehlt uns. Die Rippen haben die normale Anzahl von 12 Paaren. An allen Rippen sind die Anguli deutlich; von der fünften ab sind sie oft in kleine Spitzen ausgezogen und von aussen mit rauher, wulstförmiger Erhabenheit versehen.

Das Schlüsselbein ist stark und trägt am Acromialende eine ansehnliche, zu einer Protuberanz angeschwollene Rauhigkeit. Das Schulterblatt ist am unteren Ende ungewöhnlich breit, gleichsam in eine nach vorn gebogene Platte ausgezogen, so dass der Margo anterior eine concave Linie bildet. Die Schultergräte ist stark; ihr hinterer Rand breit, nach abwärts ausgezogen, mit deutlich entwickelten Labien. Das Acromion ist stark und breit. Die Incisura scapularis schmal und tief[1]). Die Fossa subscapularis und die Fossa infraspinata haben, zumal am Rande, deutliche Muskelansatzflächen und Leisten.

Das Oberarmbein ist im Verhältniss zu seiner Länge recht dick, der Gelenkkopf gross, die Tubercula minus und majus sind stark, die von ihnen herablaufenden erhabenen Linien, Spinae, und die rauhen Stellen am Oberarmbein sehr entwickelt. Am Vorderarm sind Ulna und Radius ebenfalls verhältnissmässig stark, mit ansehnlichen rauhen Erhabenheiten (Tuberositates ulnae et radii). Die Mittelhandknochen sind auf der Dorsalfläche, zumal in der ersten Hälfte, sehr rauh, auf der Volarfläche, mit Ausnahme des Daumenknochens, scharfkantig. An den Fingern ist die erste Phalanx des Mittelfingers die längste; ihr folgt die der vierten und dann erst diejenige des Zeigefingers. Ebenso ist die respective Grösse der zweiten Phalanx.

---

[1]) An den Aino-Skeleten beobachtete Anutschin (l. c. p. 140) das umgekehrte Verhältniss.

Die Darmbeine sind in der Mitte sehr dünn, an den Rändern dick, mit ansehnlicher Crista, an welcher die Labien und Darmbeinstachel deutlich zu unterscheiden sind. Die Linea arcuata ist scharf, besonders am Tuberculum iliopectineum, stellenweise mit spitzigen Erhabenheiten. Die absteigenden Aeste der Schambeine sind sehr dünn. Das Foramen ovale ist gross, oval, oben weiter, unten enger.

Das Oberschenkelbein hat in seiner Mitte nicht den von **Anutschin**[1]) am **Aino**-Skelet beobachteten Durchschnitt, indem dieser nahe dreieckig ist, vorn abgerundet, an den beiden Seiten abgeflacht; dabei ist der rechtsseitige Knochen in seiner Mitte eben so breit wie dick, der linksseitige dicker als breit. Die Linea aspera am Os femoris tritt sehr hervor, und zwar das Labium externum als scharfe Kante, das Labium internum als rauhe Linie. An der Tibia ist der Perimetralindex (Verhältniss des kleinsten Umfangs zur Gesammtlänge des Knochens) noch grösser, als ihn **Anutschin** bei den **Aino**-Skeleten fand, nämlich 0,233[2]). Dabei ist die Tibia scharfkantig und die an ihrer Hinterfläche schräg hinabsteigende Linea poplitea sehr rauherhaben. Die Fibula ist ebenfalls scharfkantig, an den Ansatzstellen der Muskeln rauh, an der Innenseite zum Theil rinnenförmig. Am Calcaneus ist der hintere Höcker, der den unteren Rand der ansehnlichen und rauhen Tuberositas calcanei bildet, sehr bedeutend, ja, eigentlich sind es zwei durch eine kleine Vertiefung getrennte Höcker: ein äusserer, rauher, aber abgerundeter und ein innerer, nach vorn scharfkantiger. Der Mittelfussknochen der grossen Zehe hat ein besonders starkes Capitulum. Das Os metatarsi secundum ist das längste und die zweite Zehe überhaupt die längste von allen. Die Tuberositas an der Basis des Os metatarsi quinti ist ganz ansehnlich.

Indem ich an die Angabe der Maasse des **Giljaken**-Skelets und seiner einzelnen Theile gehe, muss ich bemerken, dass manche derselben, wie die Gesammtlänge, die Länge der Wirbelsäule, manche Dimensionen am Becken, nur einen annähernden Werth haben können, da die Bandscheiben der Wirbelkörper und der Faserknorpel der Schambeinfuge durch Lederläppchen ersetzt sind. Indessen scheinen mir diese letzteren von ziemlich richtiger Dicke zu sein, so dass auch der durch dieselbe bedingte Fehler kein beträchtlicher sein kann[3]).

Maasse des Giljaken-Skelets und seiner einzelnen Theile.

Gesammtlänge, vom Scheitel bis zur Fussohle	1535 mm
Länge der Wirbelsäule, vom Atlas bis zum Promontorium	551 »

---

[1]) L. c. p. 140, Fig. 7.

[2]) An den **Aino**-Skeleten betrug er nach **Anutschin** (l. c. p. 151) 0,206—0,196.

[3]) Länge und Breite der Knochen sind, sofern nicht das Gegentheil angegeben ist, geradlinig gemessen.

Länge ihrer einzelnen Theile, längs der Krümmung an der Innenseite gemessen:	
der Halswirbel	117 mm
» Brustwirbel	277 »
» Lendenwirbel	176 »
Länge des Kreuzbeines, vom Promontorium an, incl. den mit ihm verschmolzenen ersten Steissbeinwirbel	114 »
Dieselbe, längs der Krümmung an der Innenseite gemessen	129 »
Breite des Kreuzbeines oben	104 »
Länge des Brustbeines, ohne Processus xiphoideus	136 »
» » Manubrium sterni	42 »
» » Corpus sterni	94 »
» » Schlüsselbeines	133 »[1]
» der Basis scapulae	160 »
» des Margo anterior scapulae	134 »
» » » superior, bis zur Basis des Processus coracoideus	55 »
» » Acromion	53 »
» der oberen Extremität (Oberarm + Vorderarm + Hand)	729 »
» des Oberarmbeines in der Mittellinie	301 »
Umfang des Gelenkkopfes an seinem äusseren Rande	138 »
» der Diaphyse unterhalb des Gelenkkopfes, am Foramen nutritium	76 »
» des Humerus in der Mitte	69 »
Kleinster Umfang desselben	65 »
Länge der Ulna in der Mittellinie	252 »
» des Radius » »	230 »
» der Hand bis zur Spitze des Mittelfingers	176 »
» des Carpus	30 »
» » Metacarpus	60 »
» » Mittelfingers	86 »
Querdurchmesser des grossen Beckens zwischen den Labia interna cristae oss. ilium	247 »
» zwischen den Spinae anteriores superiores oss. ilium	236 »
Entfernung von der Spina anterior superior ossis ilium bis zur Mitte des oberen Randes der Symphysis pubis	141 »
» von der Spina anter. super. bis zum Tuberculum iliopectineum	88 »
» vom Tuberculum iliopectineum bis zur Mitte der Symphysis pubis	66 »
Gerader Durchmesser vom Promontorium zum oberen Rande der Symphysis pubis (Diameter conjugata)	103 »

---

[1] Dieses Maass konnte nur ungefähr bestimmt werden, da das Schlüsselbein beiderseits an dem einen Ende schadhaft ist.

Querdurchmesser zwischen den Lineae arcuatae interiores oss. ilium (Diam. transversa)	118 mm
Schräger Durchmesser zwischen Tuberculum iliopectineum und Symphysis sacro-iliaca der anderen Seite (Diam. obliqua)	117 »
Gerader Durchmesser von der Vereinigung des 2. und 3. Kreuzbeinwirbels zur Mitte der hinteren Fläche der Symphysis pubis	100 »
Querdurchmesser zwischen den Spinae ischii [1])	85 »
» » den Tubera ischii	86 »
Länge der unteren Extremität (Oberschenkel + Unterschenkel + Höhe des Fusses)	759 »
Länge des Oberschenkelbeines, vom Trochanter major an	383 »
Umfang des Caput ossis femoris	118 »
» » Collum ossis femoris	97 »
» » Os femoris in seiner Mitte	89 » [2])
Länge der Patella	45 »
Breite derselben	47 »
Grösste Dicke der Patella	20 »
Länge der Tibia in der Mittellinie	313 »
Umfang derselben in der Mitte	80 »
Kleinster Umfang derselben	73 »
Länge der Fibula in der Mittellinie	326 »
Umfang derselben in der Mitte	36 »
Kleinster Umfang derselben	35 »
Länge des Fusses von der Tuberositas calcanei bis zur Spitze der 2. (längsten) Zehe	215 »
» » Tarsus	101 »
» » Metatarsus	68 »
» der zweiten Zehe	52 »
Höhe des Fusses	63 »
» » Calcaneus an der Tuberositas	45 »

Nach den obigen Maassen war das Individuum von kleinem Wuchse, unter fünf Fuss, wogegen der Kopf, wie die später folgenden Schädelmaasse zeigen, verhältnissmässig gross erscheint. So wenig ferner die Maassverhältnisse eines einzelnen Individuums für den Bau des ganzen Volkes maassgebend sein können, so will ich doch hervorheben, dass die Grössenverhältnisse der Extremitäten an unserem **Giljaken**-Skelet sich sehr nahe und am nächsten denjenigen anreihen, welche **Anutschin** an zwei Skeleten, einem männlichen und einem weiblichen, von Sachalin-Aino fand. Gleichwie bei diesen, erscheint auch bei unserem **Giljaken** die obere Extremität verhältnissmässig lang, die untere kurz, was vornehmlich durch die im Verhältniss ansehnliche Länge des Radius und resp. Kürze des Femur, und in geringerem Grade auch der Tibia, bedingt wird. Zum Belege möge folgende Zusammenstellung dieser Grössenverhältnisse bei unserem **Giljaken** mit den von **Anutschin** bei den **Sachalin-Aino** gefundenen dienen. In Procenten des Gesammtwuchses ausgedrückt, ist die Länge der einzelnen Extremitätenknochen:

---

[1]) Die Spitzen der Spinae ischii sind abgebrochen, weshalb dieses Maass um ein paar Mm. zu gross sein dürfte.

[2]) Dies ist zugleich auch der kleinste Umfang des Oberschenkelbeines. Letzteres ist an dieser Stelle an der rechten Seite 28^{mm} dick und eben so breit, an der linken 29^{mm} dick und 27 breit (s. oben, p. 218).

		Humerus	Radius	Femur	Tibia
bei unserem **Giljaken**		19,6	15,0	25,0	20,4
bei den **Aino**	männl.	19,4	14,6	26,5	21,2
	weibl.	19,1	15,1	24,2	20,3[1]

Setzt man die Länge der unteren Extremität (Femur + Tibia) = 100, so beträgt diejenige der oberen (Humerus + Radius):

beim **Giljaken**		76,3
bei den **Aino**	männl.	71,3
	weibl.	77,7[2]

Im Verhältniss zur Länge des Humerus (= 100 gesetzt) beträgt endlich diejenige des Radius:

beim **Giljaken**		76,4
bei den **Aino**	männl.	75,5
	weibl.	80,7[3]

Allgemeinere Schlüsse wird man jedoch aus diesen Einzeldaten selbstverständlich noch nicht ziehen dürfen.

Die Hautfarbe der **Giljaken** ist immer mehr oder weniger gelblich, oft recht dunkel, gelbbräunlich. Bei Männern und bei alten Individuen fand ich sie dunkler als bei Frauen und Kindern; die letzteren und die Mädchen auch in der Jugend sehen zuweilen recht weiss und sogar etwas rothwangig aus. Uebrigens hält es in der Regel sehr schwer, über die Hautfarbe der **Giljaken**, gleichwie auch anderer unter ähnlichen Verhältnissen lebender Völker, zu urtheilen, da man bei ihrer Unsauberheit, ja ihrem Abscheu vor dem Waschen nicht weiss, wie viel vom dunklen, zuweilen in's Schwärzliche schlagenden Teint auf Rechnung des angesammelten Schmutzes zu schreiben ist[4]. Nicht wenig mag dazu namentlich auch ihr vielfacher Aufenthalt in raucherfüllter Luft beitragen, wie es im Winter die auf Sachalin noch meist üblichen Erdjurten, im Sommer das Bedürfniss, sich der lästigen Mücken zu erwehren, mit sich bringen. Ich bin einmal Zeuge des seltenen Schauspieles gewesen, wie eine Mutter ihren etwa fünf- oder sechsjährigen Jungen der mühsamen Operation des Gesichtwaschens unterwarf: sie bediente sich dabei nur des im Munde bereitgehaltenen Wasservorraths und fuhr dem heftig widerstrebenden und aus Leibeskräften brüllenden Rangen mit der flachen Hand über das Gesicht auf- und abwärts. Das Resultat war nichtsdestoweniger, dass der vordem schwärzliche Teint wenigstens stellenweise einer ganz leidlich weissen und, vielleicht in Folge der Reibung und des Affektes, sogar etwas rothwangigen Gesichtsfarbe wich.

---

[1] Zum Vergleich führt **Anutschin** (l. c. p. 145) unter vielen anderen Daten an, dass dieselben Grössen nach den von **Humphry** (A Treat. of the hum. skel. Cambr. 1858, p. 106) an 25 europäischen Skeleten ausgeführten Messungen im Mittel betrugen: Humerus 19,3, Radius 14,1, Femur 27,3, Tibia 21,1.

[2] Bei Europäern (nach **Humphry**, s. **Anutschin**) 67,8.

[3] Bei Europäern (nach demselben) 74,8.

[4] Sollten die giljakischen Frauen im Allgemeinen auch reinlicher als die Männer sein — was mir noch zweifelhaft erscheint — so müssten sie sich in einem halben Jahrhundert doch sehr verändert haben, wollte man der Angabe **Mamia Rinsô's** Glauben schenken, der ihnen nachrühmt »durch tägliches Waschen sei ihr Angesicht und ihre Haut ausnehmend zart und schön« (Tô-tats ki ko, bei **Siebold**, Nippon, VII, p. 191).

Hinsichtlich des Haarwuchses nehmen die Giljaken gewissermassen eine mittlere Stellung zwischen den tungusischen, mongolischen und anderen sibirischen Völkern einerseits und den Aino andererseits ein, jedoch so, dass sie den ersteren entschieden näher stehen als den letzteren: der Haarwuchs ist bei ihnen im Allgemeinen stärker als bei jenen und um Vieles schwächer als bei diesen. Dies gilt sowohl von dem Haupt-, wie namentlich von dem Barthaar. Das Haupthaar, das auch bei den erstgenannten Völkern von ansehnlicher Länge und Dichtigkeit ist, dürfte bei den Giljaken vielleicht nur noch ein wenig stärker sein, ohne aber je die Fülle wie auf den Aino-Köpfen zu erreichen. Der Bartwuchs zeigt grössere Differenzen: er ist bei den Giljaken um den Mund, am Kinn und an den Backen weit stärker als bei den nicht selten ganz bartlosen Tungusen und Mongolen. Dennoch bleibt der Bart auch bei ihnen sehr undicht, kurz und struppig und kann sich niemals auch nur im Entferntesten mit dem langen, dichten Schnurr- und Kinnbart der Aino oder mit dem eben so langen und dichten und dabei oft noch weich- und kraushaarigen Barte mancher Europäer messen. Schön nach unseren Begriffen ist der Bart bei den Giljaken niemals. In der Regel am schwächsten ist namentlich die Partie um den Mund. Middendorff giebt die Länge des Schnauz- und Kinnbartes bei einem Giljaken am Ochotskischen Meere auf 1½ Zoll an; ich habe bei Giljaken am Amur wie auf Sachalin nicht selten auch Kinnbärte von grösserer Länge gesehen, die aber stets an den oben erwähnten Mängeln litten. Uebrigens lassen sich gerade auch im Bartwuchs nicht unbeträchtliche Verschiedenheiten unter ihnen beobachten, die mit den später zu besprechenden mehrfachen Typen in ihrer Gesichtsbildung zusammenfallen. Ueberhaupt ist alles Haar der Giljaken schlicht, hart und an Farbe völlig schwarz. Blonde oder rothhaarige Individuen sind mir nicht begegnet. Dabei erhält sich das Haarpigment in der Regel bis zum hohen Alter; doch habe ich unter ihnen auch manche grau-, ja selbst ganz weisshaarige alte Häupter gekannt.

In den Gesichtszügen der Giljaken spricht sich im Grossen und Ganzen der sogenannte mongolische Typus aus: rundes, flaches Gesicht, niedrige Stirn, vorragende Backenknochen, schiefgeschlitzte Augen, kurze, dünne Nase, dazu der oben erwähnte schwache Bartwuchs und gelbliche Teint. Doch muss ich sogleich bemerken, dass sich dieser Typus bei ihnen keineswegs rein ausgeprägt findet; vielmehr kommen so ansehnliche und so häufige Abweichungen von demselben bald in einzelnen Gesichtszügen, bald auch in der Gesammterscheinung vor, dass man, um eine richtige Vorstellung von der Gesichtsbildung der Giljaken zu gewinnen, nothwendig mehrere Typen unter ihnen unterscheiden muss. Mir sind in dieser Beziehung, von individuellen Verschiedenheiten abgesehen, drei deutlich markirte Typen entgegengetreten: zwei gewissermassen extreme Bildungen, die jedoch keineswegs vereinzelt dastehen oder Ausnahmefälle bilden, sondern oft genug sich wiederholen, um als typisch betrachtet zu werden, und eine dritte, mittlere Form. Die beiden ersteren lassen eine starke Annäherung an die Aino, respective die Tungusen, die beiden Nachbarstämme der Giljaken, erkennen und können daher als ainisch-giljakischer und tungusisch-giljakischer Typus unterschieden werden; der dritte Typus, den ich den mittleren oder schlechtweg giljakischen nennen möchte, zeigt die oben kurz angedeutete, aber ihrer Schroffheiten beraubte und durch fremdartige, ebenfalls ainische Anklänge gemilderte und modificirte, mongolische Gesichtsbildung. Die nach Photographien entworfenen Figg. 1—3 auf unserer Taf. II können als Repräsentanten dieser drei Typen gelten[1]).

Beim ainisch-giljakischen Typus verschwindet der mongolische Charakter der Gesichtsbildung fast gänzlich: das Gesicht ist nicht rund, sondern länglich oder oval, die Stirn nicht zurückweichend, die Backenknochen treten keineswegs auffallend hervor, die Nasenwurzel ist ziemlich hoch, der Nasenrücken ansehnlich gewölbt, die Augen sind fast oder ganz gerade gestellt, die Augenbrauen stark und scharf markirt, der Bart mässig stark. Man könnte geneigt sein solche Gesichter für kaukasische zu halten, und Middendorff, der ihnen unter den Giljaken am Tugur-Busen begegnete, bezeichnet sie auch als solche und leitet sie von einer starken Vermischung der Eingeborenen mit den russischen Abenteurern im XVII. Jahrhundert, zur Zeit der Besitznahme des unteren Amur-Landes durch die Letzteren, her[2]). Da der Tugur-Busen die äusserste, den russischen Besitzungen am meisten genäherte Grenze des Giljaken-Gebietes bildet, so lag eine solche Vermuthung nicht ganz fern. Ich habe jedoch Giljaken von derartiger, auf den ersten Blick anscheinend fast kaukasischer Gesichtsbildung allenthalben auch im übrigen Verbreitungsgebiete dieses Volkes angetroffen, am Amur wie auf Sachalin, wo von einer russischen Beimischung nicht wohl die Rede sein kann. Hingegen erinnere ich daran, dass die südlichen Grenznachbaren der Giljaken auf Sachalin, die Aino, zum grossen Theil so wenig mongolische und so sehr an die kaukasischen Völker erinnernde Gesichtszüge haben[1]), dass sie, wie wir später sehen werden, von manchen Reisenden für ein Volk von kaukasischer Race gehalten worden sind. Mit den Aino haben die Giljaken auch nicht bloss in kurzer, vorübergehender und vereinzelter, sondern in Jahrhunderte langer, beständiger und vielfacher Berührung gestanden. Und zwar gilt dies nicht bloss von den Giljaken von Sachalin, deren Verkehr mit ihren Nachbaren selbstverständlich unausgesetzt, bald in friedlicher, bald in feindlicher Art stattfand, sondern auch von denen des Festlandes, die noch heutzutage ihre althergebrachten und gewohnten Handelsreisen zu den Aino machen, wobei sie nicht selten unter ihnen überwintern oder selbst mehrere Jahre zubringen und unter den erhandelten Waaren auch manches Aino-Weib, sei es zur Ehe, sei es, wie wir später sehen werden, als Sklavin heimbringen. Ich habe selbst Giljaken aus solchen Mischehen gekannt; so z. B. war die Mutter des reichen und unter seinen Landsleuten angesehenen Giljaken Judyn in Tebach ein Aino-Weib. Man darf also, glaube ich, mit Recht diesen Typus der Gesichtsbildung unter den Giljaken auf ihre langjährige und starke Vermischung mit ihren südlichen Nachbaren, den Aino, zurückführen.

---

[1]) Die im Atlas zu Maack's Reise auf dem Amur (Атласъ къ путеш. на Амуръ), Taf. XVII, Fig. 11 und 13 wiedergegebenen Giljaken-Köpfe, eines Mannes und eines Weibes, haben keinen Werth, da sie nicht auf Photographien beruhen, sondern nur auf Handzeichnungen, die der verstorbene Maler G. Meyer entworfen hat, und die später, ohne dessen Wissen, in Paris lithographirt worden sind. Dasselbe gilt auch von allen übrigen Darstellungen der Physiognomien der Amur-Völker auf dem erwähnten Blatt: an wem auch die Schuld liegen mag, sie sind sämmtlich mehr oder weniger verzeichnet und geben kein richtiges Bild von den Gesichtszügen der betreffenden Völker, weshalb ich sie weiterhin nicht berücksichtigen werde. Ebenso unbrauchbar, weil nicht auf Photographien beruhend, sind in physiognomischer Hinsicht die Abbildungen in dem so splendid ausgestatteten Werke von Pauly (Description ethnographique des peuples de la Russie, St. Pétersbourg 1862), das in Beziehung auf die Amur-Völker die vollen Gestalten eines Giljaken-Mannes und Weibes, eines Aino von den Kurilischen Inseln und eines Negda (unter der fehlerhaften Bezeichnung «Nendale», russ. «Нендаленъ») giebt. Sie könnten höchstens als Costumbilder gelten, sind aber auch als solche nicht ganz correkt.

[2]) Reise etc. Bd. IV, p. 1406. Es gab, sagt Middendorff, unter den dortigen Giljaken Gesichter, die bei europäischer Kleidung von Europäern nicht zu unterscheiden gewesen wären.

Den grössten Contrast zum ainisch-giljakischen Typus bildet der tungusisch-giljakische, der in unserer Fig. 2 einen ausgezeichneten Repräsentanten hat. Man wird ihn von einem Tungusen nicht unterscheiden können. Die diesem Volke zukommenden mongolischen Gesichtszüge sind bei ihm im vollsten Maasse ausgeprägt: das Gesicht ist rundlich, die Stirne schmal und zurücktretend, die grösste Breite des Gesichts liegt in den stark hervortretenden Backenknochen, die Augen sind durch die am inneren Winkel herabfallende obere Augenliedfalte auf schmale, schiefe Schlitze reducirt, die Augenbrauen nur schwach angedeutet, die Nasenwurzel ist eingedrückt und fast ganz platt, der Nasenrücken kaum gewölbt, die Nase breit und dünn, das ganze Gesicht bartlos. Man darf natürlich nicht erwarten, diesen Typus unter den Giljaken immer so scharf ausgeprägt zu finden, wie ihn die Figur 2 wiedergiebt; dennoch sind Gesichter mit ausgesprochen tungusisch-mongolischen Zügen in allen Theilen des giljakischen Gebietes oft genug anzutreffen. Und die Erklärung davon ist auch gewiss nicht schwer zu finden, indem die Giljaken, so weit ihr Land nicht vom Meere bespült wird und mit alleiniger Ausnahme ihrer Aino-Grenze, durchweg von tungusischen Völkern umgeben sind und Mischehen zwischen ihnen zu den gewöhnlichen Dingen gehören. So war, um nur ein paar mir selbst bekannte Fälle der Art anzuführen, der Giljake Posweln, der einzige seines Stammes, der zur Zeit meines Aufenthaltes im Amur-Lande das Russische so weit sich angeeignet hatte, dass er zur Noth als Dolmetscher dienen konnte[2]), von Geburt ein Mischling, indem sein Vater ein Tunguse aus dem Udskoi-Gebiet war, der seine Heimath seit vielen Jahren verlassen und unter den Giljaken am Amur sich eine Familie gegründet hatte[3]). Eines anderen Falles ist oben schon erwähnt worden, ich meine des Giljaken von Kaberazbach, dessen Frau ein Oltscha-Weib war[1]). Und ähnlicher Beispiele giebt es viele.

---

[1]) Man vergleiche unter Anderem auch unsere Taf. IV.

[2]) Als solcher wurde er auch allgemein gebraucht, um Auskunft über Land und Leute zu erhalten. Ich selbst wandte mich anfangs auch an ihn, wiederholte jedoch den Versuch nicht zum zweiten Male, da ich die Unzuverlässigkeit und Willkürlichkeit seiner Angaben bald merkte.

[3]) Пермыкинъ, Путев. журн. плав. по р. Амуру (Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ. Кн. II, С. Петерб. 1856, стр. 76).

Beim dritten Typus, der in unserer Fig. 3 und im Profil auch in der Fig. 4 vertreten ist, hat die Gesichtsbildung im Ganzen ebenfalls ein mongolisches Gepräge, aber in viel gemilderterer Form und mit einigen Anklängen an die Aino. Das Gesicht ist ebenfalls rundlich, die Backenknochen sind zwar auch breit und stark, springen aber lange nicht so hervor, die Augen sind in der Regel etwas schief gestellt, aber von markirten, starken Brauen überschattet, die Nasenwurzel ist weniger eingedrückt, der Nasenrücken höher gewölbt, der Bartwuchs in der Regel um Vieles stärker als bei den Tungusen. Letzteres ist freilich aus unseren Abbildungen nicht oder nur kaum zu ersehen, so dass sie in dieser Beziehung nicht ganz typisch sind. Doch giebt es zwischen den verschiedenen Typen der Uebergänge und Zwischenformen so viele und so mannigfaltige, dass eine scharfe Abgrenzung derselben überhaupt nicht möglich ist. Bildet doch dieser dritte Typus überhaupt gewissermassen nur eine Mittelform zwischen den beiden erstgenannten. Dennoch lässt er sich nicht ohne Weiteres auf jene zurückführen und ist andererseits so zahlreich und so häufig unter den Giljaken vertreten, dass eine Unterscheidung desselben, mit der Bezeichnung des schlechtweg giljakischen, dadurch hinlänglich motivirt erscheint. Auch er weist also auf eine, wenn auch im Vergleich mit den beiden anderen Typen geringere oder entferntere Vermischung mit tungusischen und ainischen Elementen hin.

An den giljakischen Weibern lassen sich die drei eben besprochenen Typen der Gesichtsbildung lange nicht in demselben Maasse wie an den Männern unterscheiden. Dazu trägt wesentlich schon der Umstand bei, dass das eine, besonders für den ainisch-giljakischen Typus und in geringerem Grade auch für die Mittelform im Gegensatz zum tungusisch-giljakischen Typus so maassgebende Moment des stärkeren Bartwuchses ganz wegfällt. Davon abgesehen, scheinen aber auch in den übrigen Charakteren die Differenzen geringer zu sein. Die Weiber haben fast durchweg eine ausgesprochenere mongolische Gesichtsbildung als die Männer. Middendorff sagt zwar, dass von den beiden Frauen eines Giljaken vom Tugur-Busen, die er gesehen, die eine «nach unseren Begriffen schön genannt werden konnte»[2]), also, dürfen wir schliessen, keine vorspringenden Backenknochen, keine schief geschlitzten Augen u. s. w. hatte: allein man darf annehmen, dass sie dem Reisenden in sofern in günstigerem Lichte erscheinen musste, als die andere dieser Frauen nach seinem Zeugniss ganz im Gegentheil «eine extrem-chinesische Schönheit hätte vorstellen können», also die schief geschlitzten Augen etc. im höchsten Grade besass. Man wird daher nicht irren, wenn man auch bei der ersteren noch keine kaukasischen, sondern nur stark gemilderte mongolische Gesichtszüge voraussetzt[3]). Doch sind auch solche unter den giljakischen Weibern nur selten, während umgekehrt ganz ausgeprägt tungusisch-mongolische Physiognomien sehr oft vorkommen. In der Regel ist das Gesicht der Giljakinnen, wie auch aus den Figuren 1—4 auf unserer Taf. III ersichtlich, rund, ja, nach Middendorff's Ausdruck, ein «fast kreisförmiges Vollmondgesicht», dabei flach, mit vortretenden Backenknochen, schief gestellten Augen, eingedrückter Nasenwurzel und breiter, oft so niedriger Nase, dass sie in der Profilansicht zwischen den Backenknochen ganz oder fast verschwindet. Gemeinsam mit den Männern aller drei Typen haben auch die giljakischen Weiber immer schwarze Augen, dünne, selten etwas angeschwollene Lippen (Fig. 3) und ansehnlich grosse Ohren. Zu den letzteren mag übrigens den Weibern zum Theil auch die Sitte verhelfen, in den Ohrläppchen mehrere grosse silberne oder kupferne, zuweilen mit Glaskugeln beschwerte Ringe zu tragen. Doch sind die Ohren keineswegs abstehend, was vielleicht dem Umstande zuzuschreiben sein dürfte, dass die Giljaken, gleichwie auch ihre tungusischen Nachbaren am Amur, den Kopf des Säuglings mit einer eng anliegenden Kappe zu bekleiden pflegen. Gleichwie die Weiber, so haben endlich auch die Kinder bei den Giljaken in der Regel eine ausgesprochenere mongolische Gesichtsbildung als die Männer.

---

[1]) S. oben, p. 16.

[2]) Reise etc. Bd. IV, p. 1406.

[3]) Auch Mamia Rinsô, der die Schönheit der giljakischen Frauen rühmt, sagt von ihnen dennoch, dass sie denjenigen der «Orotsko», also tungusischen Frauen sehr gleichen (Tô-tats ki ko, bei Siebold, Nippon, VII, p. 191).

Bei so grosser typischer Verschiedenheit in der Gesichtsbildung der Giljaken, ist natürlich auch der allgemeine Gesichtsausdruck bei ihnen ein sehr verschiedener. Selbstverständlich ist es nicht möglich, ihn auch in dieser Begrenzung so zu fixiren, dass nicht eine Menge von Ausnahmen vorkommen sollten. Aus persönlicher Bekanntschaft mit einer grossen, vielleicht mit der Mehrzahl der Giljaken habe ich jedoch den Eindruck davongetragen, dass in ihrem Gesicht, bei gewöhnlichem, schlechtweg giljakischem Typus, in der Regel der Ausdruck von Energie und Entschlossenheit, oft auch von List, Verschmitztheit und Tücke liegt. Nähert sich das Gesicht mehr dem tungusischen Typus, so spricht sich in demselben auch mehr von der den Tungusen eigenthümlichen Indolenz und Gutmüthigkeit aus. In den Gesichtern von ainisch-giljakischem Typus habe ich hingegen sehr oft als allgemeinen Ausdruck etwas Gedrücktes, Finsteres, Melancholisches gefunden. Die giljakischen Weiber endlich tragen in ihren frühe und rasch verblühenden Gesichtern vor Allem die Spuren der schweren häuslichen Mühen und Arbeiten, mit denen sie im Uebermaass belastet sind: sie sehen meistens ernst, müde und gedrückt aus. Diese Bemerkungen können jedoch — ich wiederhole es — keine Ansprüche auf Allgemeingültigkeit haben. Und dies noch aus dem Grunde, weil bei den Giljaken, neben den besprochenen typischen Differenzen in der Gesichtsbildung, auch die individuellen Verschiedenheiten für ein uncivilisirtes Volk verhältnissmässig sehr ansehnlich sind.

Es ist von Reisenden wiederholt bemerkt worden, dass ihnen die einzelnen Individuen eines uncivilisirten Volkes beim ersten Anblick desselben von solcher Aehnlichkeit unter einander erschienen, als ob sie sämmtlich ein und dasselbe Gesicht hätten, und dass es erst einer Gewöhnung und Schärfung des Auges bedürfe, um die individuellen Verschiedenheiten unter ihnen wahrnehmen zu können[1]. Nicht anders verhält es sich ja auch mit dem Ohr, das erst durch Uebung und Schärfung die Fähigkeit gewinnt, die eigenthümlichen Laute einer ihm ganz fremden Sprache richtig aufzufassen[1]. Ich muss gestehen, dass ich beim ersten Anblick der **Giljaken** ebenfalls den Eindruck von einer gewissen Gleichförmigkeit ihrer Physiognomien erhielt. Spätere Erfahrungen lehrten mich jedoch erkennen, dass die individuellen Differenzen in der Gesichtsbildung und dem Gesichtsausdruck bei ihnen weit ansehnlicher als bei den übrigen Amur- und wohl auch bei den meisten sibirischen Völkern sind. Und der Grund davon ist leicht ersichtlich. Lässt sich die Gleichförmigkeit der Physiognomien eines uncivilisirten Volkes aus der Gleichförmigkeit der geistigen Bildung oder richtiger Unbildung aller seiner Individuen, der Gleichförmigkeit ihrer Lebensweise und Beschäftigungen, ihrer Anschauungen, Vorstellungen und Begriffe, dem Mangel jeglicher socialer und ständischer Gliederung, kurz aus der mangelhaften Ausprägung geistiger Individualität erklären[2], so steht es um die **Giljaken** in dieser Beziehung um Vieles günstiger und besser als um die anderen Amur- oder manche sibirische Völker. Ungleich den tungusischen Wald- oder den mongolischen Steppenbewohnern, die nur **eine** Natur und **eine** Beschäftigung kennen, sind die **Giljaken** bald Fischer und bald Jäger, bald am Strom oder an der Meeresküste, bald im Wald und Gebirge; im Sommer zu Boot, im Winter auf hundebespannten Schlitten führen sie weite Reisen bald zu den **Mandshu** und **Chinesen**, bald zu den **Japanern** aus, durchziehen dabei die Gebiete mancher anderen Völker, der **Oltscha**, **Golde**, **Aino** u. s. w., und bringen neben dem Absatz eigener Waaren auch einen Austausch der Produkte zwischen jenen Culturvölkern Ostasiens zu Wege. Dazu kommt, dass sie sich in ihren Grenzen frei von der Herrschaft dieser letzteren zu machen oder zu erhalten gewusst haben, während fast alle anderen Amur-Völker ihrem Drucke mehr oder weniger unterlegen sind. Im Gefühl und Bewusstsein dieser Freiheit, die ihnen den vollen Gewinn ihrer Unternehmungen sichert, liegt ohne Zweifel der mächtigste Hebel derselben. Selbstverständlich müssen aber solche Unternehmungen zur Erweiterung des geistigen Gesichtskreises, zum An- und Umsatz von Erfahrungen, Anschauungen und Begriffen, zur Entwickelung des Charakters u. s. w. führen, und da sie nicht von Jedermann und auch nicht immer in gleichem Umfange ausgeführt werden können, so haben sie nothwendigerweise eine Ausbildung geistiger und physischer Verschiedenheiten im Volke, eine gewisse und nicht unbedeutende Ausprägung geistiger Individualität zur Folge. Zugleich mussten diese Fahrten den **Giljaken** Gelegenheit bieten, neben den Handelsverbindungen auch manche Verwandtschaftsbande mit ihren Nachbarvölkern anzuknüpfen und so ihren Familien immer mehr und mehr fremdartige Elemente zuzuführen. Nun meint zwar **Middendorff**, dass bei Vermischung von Nomaden oder überhaupt uncivilisirten Völkern keine so verschiedenartigen, unentwirrbaren, Einiges vom Vater, Anderes von der Mutter entlehnenden Zwischenglieder wie bei civilisirten Völkern entstehen, sondern dass die Mischlinge

---

[1] Sehr trefflich sagt z. B. Middendorff (Reise etc. Bd. IV, p. 1401), ein solches Volk erscheine dem Reisenden anfangs wie eine Heerde von Schafen, bis sich bei ihm allmählich der Blick des Schäfers entwickelt, der unter Hunderten von Thieren seiner Heerde jedes einzelne an seiner besonderen Physiognomie erkennt. Zahlreiche Be-

---

lege solcher Gleichförmigkeit der äusseren Erscheinung bei uncivilisirten Völkern s. bei **Waitz**, Anthropol. der Naturvölker. Zweite Auflage, verm. und herausgeg. von Dr. G. **Gerland**. 1. Thl. Leipzig 1877, p. 74ff.

[1] Ich sah mich z. B. genöthigt, meine ersten Aufzeichnungen giljakischer Wörter später in ihren Lauten vielfach und von Grund aus zu berichtigen, resp. zu verändern.

[2] Vrgl. **Waitz**, l. c. p. 77.

derselben mit grosser Einseitigkeit ganz in den Typus des Vaters oder der Mutter zurückschlagen[1]). Es mag dies auch in der That dort seine Richtigkeit haben, wo sich, bei völliger Gleichförmigkeit des physischen und geistigen Daseins unter allen Individuen eines Volkes, eine grosse Constanz des Typus festgestellt hat. Wo hingegen, wie unter den Giljaken, jene Gleichförmigkeit in dem Maasse nicht besteht, wo vielmehr schon eine gewisse geistige und damit auch physische Individualität sich ausprägt, da müssen auch die Resultate der Mischung denjenigen, die man bei den Culturvölkern wahrnimmt, näher kommen. Und so mussten also die vielfachen Vermischungen der Giljaken mit ihren Nachbarvölkern, den Aino und den verschiedenen tungusischen Stämmen, nicht bloss jene oben besprochenen Typen verschiedener Gesichtsbildung unter ihnen herbeiführen, sondern zugleich auch das Maass der individuellen Verschiedenheit im ganzen Volke um Vieles vergrössern.

So viel über die Gesichtsbildung der Giljaken nach lebenden Individuen. Es bleibt mir nun noch übrig, die osteologischen Verhältnisse des Gesichts und des gesammten Schädels der Giljaken genauer zu betrachten, — Verhältnisse, auf die man bei Erwägung der Frage nach der Stammesangehörigkeit eines Volkes das meiste Gewicht zu legen pflegt. Mir liegen vier authentische Giljaken-Schädel vor, drei männliche und ein weiblicher, — so viel ich weiss, die ersten, die bisher nach Europa gelangt sind. Allerdings ist ein angeblich diesem Volke gehöriger Schädel nacheinander von Pruner-Bey[2]) und von Barnard Davis[3]) beschrieben und von Letzterem auch abgebildet worden; desgleichen hat Virchow nach einem Gypsabguss einige Bemerkungen über denselben veröffentlicht[4]). Allein es lässt sich unzweifelhaft nachweisen, dass dies kein Giljaken-Schädel war. Die Geschichte desselben ist nach Barnard Davis folgende. Ein polnischer Exilirter, H. Weber, fand ihn im Jahre 1858 in der Umgegend des Kidsi-Sees[5]) im Amur-Lande und schickte ihn einem anderen Exilirten, A. Giller in Irkutsk, zu, der ihn zwei Jahre später nach Europa brachte und seinem Freunde und Verwandten, Dr. Isid. Kopernicki in Warschau, später in Bukarest und Krakau, schenkte. Von Letzterem erhielten ihn zeitweise Pruner-Bey in Paris und Barn. Davis in London; auch theilte er einen Gypsabguss von demselben Virchow mit[6]). Hr. Weber stiess auf den Schädel in einem Walde, wo er ihn in den Zweigen eines Baumes hängen sah. Da es nun aber um den See von Kidsi, wie oben dargethan, durchaus keine Giljaken giebt, ihr Gebiet vielmehr erst um ein gutes Stück weiter abwärts am Amur beginnt, sie auch ihre Leichen verbrennen — weshalb es überhaupt so schwer hält Giljaken-Schädel zu bekommen — so liegt gar kein Grund vor, den fraglichen Schädel für einen giljakischen zu halten. Hingegen ist oben schon mehrfach erwähnt worden, dass die Eingeborenen von Kidsi und der Umgegend, die Oltscha, von den Russen oft mit den

---

[1]) Middendorff, Reise etc. Bd. IV, p. 1401.

[2]) Bullet. de la Soc. d'Anthropol. de Paris, 1867, Sér. II, T. II, p. 371.

[3]) Account of the Skull of a Ghiliak (Memoirs read before the Anthropol. Soc. of London, Vol. III, 1870, p. 366 ff.).

[4]) Verhandl. der Berliner Gesellsch. f. Anthropol., Ethnol. und Urgesch. 1873, p. (133) ff. (Zeitschr. für Ethnologie, Bd. V, 1873).

[5]) Bei B. Davis, und nach ihm auch bei Virchow, lautet der Name des Sees etwas entstellt «Kizi».

[6]) Verhandl. der Berliner Ges. für Anthropol., Ethnol. u. Urgesch. 1874, p. (77) (Zeitschr. für Ethnol. Bd. VI, 1874).

Giljaken verwechselt oder zusammengeworfen und ebenfalls schlechtweg Giljaken oder auch Kidsi-Giljaken genannt werden[1]. Es läge daher scheinbar am nächsten, einen bei Kidsi gefundenen Schädel dem Oltscha-Volke zuzuschreiben. Indessen wäre dies im betreffenden Falle auch noch sehr fraglich: denn die Oltscha setzen ihre meisten Leichen, namentlich diejenigen der eines natürlichen Todes Verstorbenen oder Ertrunkenen, in Särgen in kleinen hölzernen Grabhäuschen bei, und nur für die durch Menschenhand Getödteten wird ein Baumgrab errichtet, d. h. der Sarg auf Querstangen gestellt, welche zwischen drei Baumstämmen etwa einen Faden oder höher über dem Erdboden befestigt werden. Letzteres ist hingegen die ganz gewöhnliche Bestattungsweise der Leichen bei den Orotschen. Ich habe selbst solche Baumgräber bei ihnen am Jai-Flusse, nahe seiner Einmündung in den Kidsi-See gesehen. Noch andere tungusische Stämme, wie z. B. die sibirischen Rennthier-Tungusen, betten ihre Leichen, und namentlich diejenigen der Schamane, auch ohne Sarg in den Zweigen der Bäume[2]. Ob dies unter Umständen auch bei den Orotschen oder bei anderen Amur-Tungusen, den Negda, Samagirn u. s. w. geschieht, die mir weniger bekannt sind und die den sibirischen Rennthier-Tungusen um Vieles näher stehen als die Oltscha und Golde, weiss ich nicht, dürfte aber leicht möglich sein. Aus alledem folgt, dass der von Weber in der Umgegend des Kidsi-Sees gefundene Schädel jedenfalls einem Individuum tungusischen Stammes angehörte, wahrscheinlich einem Orotschen, vielleicht auch, wenngleich minder wahrscheinlich, einem Oltscha, in keinem Falle aber einem Giljaken[3].

Von den vier mir vorliegenden Giljaken-Schädeln habe ich den einen selbst mitgebracht: ich erhielt ihn vom Dr. Orlof, der ihn einer beim Petrovskischen Posten von den Meereswellen an's Land gespülten Leiche entnommen hatte. Dieselbe war vollkommen giljakisch gekleidet, und da ringsum auch nur Giljaken wohnen, die wenigen, zuweilen bis an das naheliegende Gebirge heranstreifenden Tungusen aber die Meeresküste in der Regel nicht betreten, noch weniger sich in See begeben, so unterliegt es keinem Zweifel, dass es die Leiche eines beim Fischen oder auf einer Ueberfahrt ertrunkenen Giljaken war. Die beiden anderen männlichen Giljaken-Schädel erhielt die Akademie in den Jahren 1864 und 1866 durch den Dr. Pfeiffer in Nikolajevsk: der eine derselben stammt aus dem Dorfe Magho am unteren Amur, von einem Individuum, das, nach der starken Verletzung der linken Stirnseite zu urtheilen, vermuthlich in einer Rauferei gefallen war; der andere gehört zu dem oben bereits besprochenen Skelet eines im Hospital zu Nikolajevsk verstorbenen Giljaken aus dem Dorfe Allof. Den vierten, weiblichen Schädel endlich brachte der Ingenieurcapitän Beljzof mit: er rührt von einem Weibe der Umgegend von Michailovskoje am unteren Amur her, das von ihren Stammgenossen für schlechte Aufführung umgebracht wurde; hinzugekommene Russen verhinderten das Verbrennen und verscharrten die Leiche, die einige Jahre später auf Veranlassung des Hrn. **Beljzof** durch den Kaufmann **Iwanof** in Michailovskoje ausgegraben wurde.

---

[1] S. oben, p. 26, 104 u. a.

[2] Reisenden in Sibirien ist es daher wiederholentlich begegnet, im Walde auf einen am Baume hängenden Menschenschädel zu stossen.

[3] Darnach muss also auch Alles, was von den genannten Herren (ll. cc.) über den Schädelbau der Giljaken gesagt worden, nicht auf diese, sondern auf die Orotschen oder Oltscha bezogen werden.

Nachstehend folgen nun zunächst die Maasse dieser vier Schädel, und zwar, der leichteren Uebersicht und Vergleichung halber, in tabellarischer Anordnung zugleich mit denjenigen aller übrigen hier zur Vermessung gelangten Schädel der Amur-Völker, so wie einiger sibirischer **Tungusen**. Das Nähere über die einzelnen Schädel wird an den betreffenden Orten gegeben werden. Zuvor muss ich jedoch zum richtigen Verständniss der in den beiden Tabellen, der absoluten Maasse und der Verhältnisszahlen oder Indices, enthaltenen Daten einige erläuternde Bemerkungen über die von mir eingehaltene Art der Schädelmessung vorausschicken.

So indicirt es auf den ersten Blick schien, bei Betrachtung einiger weniger Schädel sich strikt an eine der gangbarsten Messungsmethoden, etwa an diejenige von **Baer**[1]), von **Virchow**[2]), von **Welcker**[3]) u. A. anzulehnen, so habe ich mich doch für keine derselben ganz entscheiden können. Ich habe mich vielmehr an die von **Ihering** entwickelten Gesichtspunkte gehalten, weil sie mir als die rationellsten erscheinen und ich überzeugt bin, dass sie sich in der Craniometrie immer mehr und mehr Bahn brechen werden. Demgemäss sind die Schädel beim Vermessen nach der von ihm vorgeschlagenen Horizontale aufgestellt worden, d. i. nach der die Mitte der äusseren Ohröffnung mit dem unteren Rande der Orbita verbindenden Linie, welche wenn auch nicht durchweg für jeden einzelnen Schädel, doch im Allgemeinen am richtigsten die Horizontalstellung des Kopfes angeben dürfte[4]). Es mussten sodann die drei Hauptdimensionen des Schädels, die grösste Länge, Breite und Höhe desselben, nicht zwischen bestimmten anatomischen, sondern zwischen den vorragendsten Punkten des Schädels in der Horizontalebene, resp. in der senkrecht zu derselben stehenden Medianebene gemessen werden. Um zugleich die Gegend zu ermitteln, wo die grösste Breite und die grösste Höhe des Schädels liegen, und darnach die Lagenindices derselben zu berechnen[5]), wurde der Theil des Längendurchmessers bestimmt, welcher vor seinem Kreuzungspunkte mit dem Breiten-, resp. Höhendurchmesser des Schädels liegt. Nebenbei ist in Anmerkungen auch die Lage des grössten Breitendurchmessers in Beziehung auf die äussere Ohröffnung angegeben, in der Weise, wie es **Baer** bei seinen Schädelmessungen gethan[6]). Eine Reihe von Maassen ferner, wie die untere, die kleinste und die grösste Stirnbreite, die Breite zwischen den Scheitelhöckern, die grösste Breite zwischen den

---

[1]) Crania selecta ex thesauris anthropologicis Academiae Imp. Petropol. 1859 (Mém. de l'Acad. Imp. des sc. VI-e Série. sc. nat. T. VIII, p. 243 ff.); **Baer** und **R. Wagner**, Bericht über die Zusammenkunft einiger Anthropol. im Sept. 1861 in Göttingen, Leipzig 1861, p. 46 ff.

[2]) Gesamm. Abhandl. zur wissensch. Medicin, Frankf. 1856, p. 914; Untersuch. über die Entwickelung des Schädelgrundes, Berlin 1857, p. 22 u. a.; Die altnord. Schädel zu Kopenhagen (Archiv für Anthropol. Bd. IV, Braunschweig 1870, p. 57 ff.).

[3]) Untersuch. über Wachsthum und Bau des menschl. Schädels, I. Thl., Leipzig 1862, p. 22 ff.; Kraniolog. Mittheilungen (Archiv für Anthropol. Bd. I, Braunschweig 1866, p. 90 ff.).

[4]) **J. v. Ihering**, Ueber das Wesen der Prognathie und ihr Verhältn. zur Schädelbasis (Archiv für Anthrop. Bd. V, Braunschweig 1872, p. 372 ff.); Zur Reform der Craniometrie (Zeitschr. für Ethnol. Bd. V, Berlin 1873, p. 134 ff.).

[5]) **Kopernicki**, Ueber den Bau der Zigeunerschädel (Archiv für Anthrop. Bd. V, p. 269); **Ihering**, Zur Ref. der Craniom. l. c. p. 157.

[6]) Crania selecta, l. c. p. 244, 248.

Jochbögen, die kleinste Entfernung zwischen den Lineae semicirculares auf dem Scheitel und dem Hinterhaupt, die grösste Wangenbreite, die grösste Breite der Augenhöhle, der Nasenöffnung, des Oberkiefers am Alveolarrande u. a. m., sind ebenfalls ohne scharf bestimmte anatomische Punkte in Ebenen gemessen worden, die zur Horizontalebene parallel laufen. Sollte die Bestimmung der Schädeldurchmesser, in der für dieselben maassgebenden Horizontalstellung, und ebenso auch diejenige der letztgenannten Maasse richtig ausfallen, so war vor Allem darauf zu achten, dass die Messung auch stets in der Horizontal- oder in einer mit ihr parallelen, resp. in der senkrecht zu ihr stehenden Medianebene ausgeführt werde. Ich glaube dies durch folgendes Verfahren erreicht zu haben. Nachdem der Schädel mit Hülfe einer Libelle in die richtige Horizontalstellung gebracht und in einiger Erhöhung über dem Tisch vermittelst in die Ohröffnungen eingreifender Zapfen eines messingnen Gestelles und einer Stütze am Oberkiefer fest und unbeweglich eingestellt war, wurden die Messungen theils mit dem Taster- oder dem Stangenzirkel, theils (wie z. B. die grösste Höhe u. a.) mit einem Apparat gemacht, wie ihn in ähnlicher Weise auch Virchow[1]) benutzt hat, und der aus einem breiten Metallstabe besteht, an dessen einem Ende sich ein feststehender senkrechter Arm befindet, während an dem anderen Ende ein ebenfalls senkrechter, aber verschiebbarer Arm angebracht ist. Da diese Arme recht dick sind, so stellen ihre einander zugekehrten, eben polirten Seiten parallele Ebenen dar, deren Entfernung von einander an dem die Arme verbindenden Metallstabe unmittelbar gemessen werden konnte. Um aber die Gewissheit zu haben, dass die mit diesem Apparat wie mit dem Zirkel genommenen Maasse in der Horizontal-, oder einer ihr parallelen, oder auch in der zu ihr senkrechten Medianebene liegen, wurde auf dieselben bei jeder Vermessung eine Libelle gesetzt. Durch mehrmalige Wiederholung einer jeden Messung endlich wurde auch eine Garantie für ihre Genauigkeit gewonnen. Letzteres bezieht sich übrigens nicht bloss auf die obengenannten, sondern auch auf alle übrigen Maassbestimmungen, für welche es sonst kaum irgend welcher besonderen Bemerkungen bedarf. Der Horizontal-, Vertikal- und Querumfang des ganzen Schädels oder einzelner Theile, so wie die Entfernung der Protuberantia occipitalis vom Foramen magnum und der Umfang des Unterkiefers von Winkel zu Winkel, wurden natürlich mit dem Messbande, der erste in der Horizontal-, der zweite in der Median- und der dritte in einer zur Horizontale senkrechten Ebene gemessen. Für alle übrigen Maasse, mit Ausnahme der Winkelbestimmungen, ist der Taster- oder der Stangenzirkel gebraucht worden. Diese Maasse entsprechen übrigens, sofern sie nicht ebenfalls grösste oder kleinste Dimensionen angeben, den oben in Betracht gezogenen Anforderungen Ihering's an die Craniometrie keineswegs, indem sie sich auf die Entfernungen zwischen bestimmten anatomischen Punkten beziehen[2]). Nichtsdestoweniger halte ich sie nicht für überflüssig, weil sie vielleicht für manche von anderen Craniologen mehr oder weniger betonte Verhältnisse des Schädelbaues ein erwünschtes Vergleichungsmaterial bieten können, was um so mehr zu beachten war, als die meisten der hier betrachteten Schädel craniologisch bisher noch ganz unbekannten Völkern angehören. Ist doch Virchow bei seinen umfassenden craniologischen Forschungen zu dem Schlusse gekommen, «dass die Zahl der Messungen an den einzelnen Schädeln bedeutend über das gewöhnliche Verhältniss vermehrt werden müsse, dass man namentlich die Grenzen der einzelnen Schädelknochen bestimmen und die einzelnen Näthe messen müsse, — ein Gesichtspunkt», fügt er hinzu, «der seitdem von der Mehrzahl der Craniologen angenommen, jedoch keineswegs überall genügend ausgebeutet worden ist»[1]). Seine eigenen Untersuchungen zeigten z. B., wie maassgebend für die Entwickelung des grossen Keilbeinflügels und damit für die Gestalt der Schläfengegend die Länge der Sphenofrontal- und Sphenoparietal-Naht ist[2]). So ist ferner von verschiedenen Seiten und verschiedenen Gesichtspunkten aus *auf die Entfernung der Ohröffnung oder des Foramen magnum von der* Nasenwurzel, von der Spina nasalis anterior, vom Kinn, desgl. auf die Entfernung der Nasenwurzel von den letztgenannten Punkten u. s. w. mehr oder weniger Gewicht gelegt worden.

---

[1]) Die altnord. Schädel zu Kopenhagen (Archiv für Anthrop. Bd. IV, p. 38).

[2]) Vrgl. Ihering, Zur Reform der Craniom. l. c. p. 131, 162 u. a.

---

[1]) **Virchow**, Die altnord. Schädel zu Kopenhagen (Archiv für Anthrop. Bd. IV, p. 57).

[2]) **Virchow**, Ueber einige Merkmale niederer Menschenrassen am Schädel, in den Abhandl. der königl. Akad. der Wiss. zu Berlin, 1875, p. 9 ff., und unter demselben Titel neuerdings in der Zeitschr. für Ethnologie, Bd. XII, 1880 p. 1 ff.

Tabelle I. **Absolute**

MAASSE.	Giljaken.				Oltscha.	
	Männer.			Weib.		
	I. Ochotsk. Meer.	II. Amur (Magho).	III. Amur (Allof).	IV. Amur (Umgegend v. Michailovskoje)	V. Bai de Castries.	VI. Amur (Chato).
Grösste Länge[1])	186	187	176	183	164	197
» Breite[2])	131	140	150	135	140	144
» Höhe	133	141	132	135	129	149
Theil des Längendurchmessers vor seiner Kreuzung mit dem Breitendurchmesser	102	114	112	103	94	115
Theil des Längendurchmessers vor seiner Kreuzung mit dem Höhendurchmesser	113	114	105	103	96	115
Untere Stirnbreite (zwischen den Processus zygomatici oss. frontis)	109	99	112	103	95	106
Kleinste Stirnbreite (zwischen den Lineae semicirculares)	99	89	100	94	90	93
Grösste Stirnbreite (an der Sutura coronalis)	116	—	120	115	113	111
Breite zwischen den Scheitelhöckern	125	126	125	129	129	134
» » » Ohröffnungen	110	109	117	105	104	114

Bekanntlich ist z. B. die Länge der Schädelbasis, oder die Entfernung des vorderen Randes des Foramen magnum von der Nasenwurzel, von **Virchow** und **Welcker**, wenngleich in ganz entgegengesetztem Sinne, auch mit der Pro- oder Orthognathie des Schädels in Beziehung gebracht worden[1]). Nachstehend ist freilich weder der vom Ersteren, noch der vom Letzteren vorgeschlagene Nasenwinkel zum Maasse der grösseren oder geringeren Prognathie des Schädels angenommen worden, sondern der von **Ihering** bezeichnete Profilwinkel, den die von der Nasenwurzel zur Mitte des Alveolarfortsatzes des Oberkiefers gezogene Profillinie mit der Horizontale bildet[2]). Die Maasse desselben an unseren Schädeln finden sich daher auch in der nachstehenden Tabelle verzeichnet. Zum Schlusse dieser Vorbemerkungen möchte ich noch anführen, dass je weniger ich selbst aus der geringen Zahl der mir vorliegenden Schädel der Amur-Völker bestimmte ethnologische Resultate habe ziehen können und dürfen, um so weniger hielt ich mich für berechtigt, die Zahl der Maasse, die Anderen vielleicht manche Anhaltspunkte bieten dürften, zu verkürzen.

---

[1]) **Welcker**, Unters. über Wachsthum und Bau des menschl. Schädels, p. 47; Kraniol. Mittheil. l. c. p. 105.

[2]) **Ihering**, Ueber das Wesen der Prognathie und ihr Verhältn. zur Schädelbasis, l. c. p. 369 ff.

illimetern.

Tabelle I.

[illegible]	Mangir.	Orotschone.	Tungusen.			ANMERKUNGEN.
[illegible]	IX. Amur (Kotomenga).	X. Nertschinsk.	XI. Wilui (Ajakit).	XII. Untere Tunguska.	XIII. Wilui (Dshegdandali).	
[illegible]	190	182	182	177	180	1) Kommt, bei der oben bezeichneten Horizontalstellung, an allen unseren Schädeln zwischen der Stirnnasenwulst und der Hinterhauptsschuppe, etwas oberhalb der Protuberantia occipitalis zu liegen. 2, Liegt bei I zwischen den Scheitelbeinen, etwas oberhalb der Schläfenbeine, in der durch die Oeffnung des äusseren Gehörganges gehenden Senkrechten; bei II und III zwischen den Leisten, welche von den Proc. zygomatici nach hinten laufen, 20, resp. 13^{mm} hinter der durch die Ohröffnung gehenden Senkrechten; bei IV zwischen den Scheitelbeinen, 3^{mm} hinter derselben Senkrechten; bei V nahe der Schuppennaht, in der durch die Ohröffnung gehenden Senkrechten; bei VI ebenso wie bei II und III, jedoch 17^{mm} hinter der durch die Ohröffnung gehenden Senkrechten; bei VII zwischen den Scheitelbeinen, 12^{mm} hinter derselben Vertikale; bei VIII nahe der Schuppennaht, 13^{mm} hinter der durch die Ohröffnung gehenden Senkrechten; bei IX zwischen den die Arc. zygomatici fortsetzenden Leisten, 18^{mm} hinter der Vertikale der Ohröffnung; bei X am Rande der Schuppennaht, 8^{mm} hinter der durch die
[illegible]	153	153	141	130	148	
[illegible]	132	122	126	137	135	
[illegible]	117	111	107	97	89	
[illegible]	112	108	107	102	97	
[illegible]	111	104	105	97	100	
[illegible]	96	93	96	84	90	
[illegible]	123	118	114	118	123	
[illegible]	145	135	128	131	132	
[illegible]	118	122	112	119	109	

MAASSE.	Giljaken.				Oltscha.	
	Männer.			Weib.		
	I. Ochotsk. Meer.	II. Amur (Magho).	III. Amur (Allof).	IV. Amur (Umgegend v. Michailowskoje).	V. Bai de Castries.	VI. Amur (Chato.
Grösste Breite zwischen den Jochbögen	—³)	134	132	131	—⁴)	143
Kleinste Entfernung zw. den Lin. semicirculares auf dem Scheitel	97	87	92	102	—⁵)	94
Kleinste Entfernung zw. den Lin. semicirculares *auf dem Hinterhaupte*	74	77	80	—⁶)	—⁷)	78
Horizontalumfang i. d. Ebene d. grössten Länge⁸)	522	525	517	512	484	518
Stirnbeinantheil an demselben	168	161	167	162	142	164
Schläfen- u. Scheitelbeinanth. an demslb., rechts	126	125	122	126	121	140⁹
» » » » » links	128	127	119	127	122	140
Hinterhauptsantheil an demselben	100	112	109	97	100	106
Vertikalumfang in der Medianebene, bis zum For. magnum	362	372	355	373	340	400¹⁰
a) Stirnbeinantheil an demselben	131	127	125	128	118	130
b) Scheitelbeinantheil »	116	120	125	120	109	135
c) Hinterhauptsantheil »	115	125	107	125	113	135
Sehne zu *a*	116	113	111	110	104	120
» » *b*	104	106	109	110	97	120
» » *c*	93	104	87	100	95	117
Entfernung d. Protuber. occipitalis v. For. magn.	48	45	48	50	58	61
Länge des Foramen magnum	37	39	32	32	34	—¹¹
Breite » » »	29	30	32	26	28	—
Entfernung des For. magnum von der Nasenwurzel (Schädelbasis)¹²)	111	106	102	100	95	109
Querumfang zw. den Spitzen der Proc. mastoidei	371¹³)	375	370	372	360	385
Entfernung der Spitzen der Proc. mastoidei von einander	104	104	114	101	93	108
Entfernung d. Ohröffnung v. d. Nasenwurzel¹⁴)	114	107	109	103	100	111
» der Nasenwurzel von der Spina nasalis anterior (Gesichtsbasis)¹⁵)	53	56	53	47	46	56
Entfernung des For. magnum von der Spina nasalis anterior	102	97	94	94	87	100
Breite der Nasenbeine an der Nasenwurzel	6	6	10	6	10	8
Kleinste Breite der Nasenbeine	5	5	9	6	8	7
Breite der Nasenbeine am unteren Ende	—¹⁶)	15	17	14	16	20
Grösste Breite der Apertura pyriformis	26	28	30	30	23	29
Höhe der Apertura pyriformis	—¹⁷)	31	—¹⁷)	27	23	35
Grösste Breite der Augenhöhle	44	40	43	38	38	40
» Höhe » »	36	34	34	33	34	40

Manägir.	Orotschone.	Tungusen.		
IX. Amur (Kotomanga).	X. Nertschinsk.	XI. Wilui (Ajakit).	XII. Untere Tunguska.	XIII. Wilui (Dshegdandali).
149	143	137	139[8]	133
72	101	59	92	100
83	101	68	70	—[7]
515	540	527	515	520
159	158	158	155	162
130	130	133	122	122
134	135	133	122	136
122	125	103	117	100
365	360	361	352	362
130	130	125	122	125
128	107	113	109	114
107	125	123	121	123
116	113	109	109	111
115	102	103	99	105
90	93	93	101	101
49	54	61	67	65
40	35	38	38	37
34	29	29	31	31
106	94	97	101	97
384	374	360	368	366
114	116	111	106	110
113	107	106	110	103
59	54	55	55	49
99	92	96	89	90
16	8	10	13	8
9	5	7	8	6
19	21	19	—[16]	—[16]
29	29	28	26	26
30	30	30	—[17]	—[17]
40	40	39	37	40
33	37	37	32	37

ANMERKUNGEN.

Ohröffnung und in der durch die Processus mastoidei gehenden Senkrechten: bei XI nahe der Schuppennaht, 13mm hinter der Vertikale der Ohröffnung: bei XII und XIII dicht über derselben Naht, in der bezeichneten Vertikale.

3) Wegen der beiderseits fehlenden Jochbogen nicht zu bestimmen.

4) Wegen des einerseits fehlenden Jochbogens nicht zu bestimmen.

5) Da der Jochbogen an der einen Seite schadhaft ist, so ist diese Grosse nur annähernd richtig.

6) Die Lineae semicirculares sehr undeutlich.

7) Auf dem Hinterhaupt werden die Linien allzu undeutlich.

8) Stets durch Messung, nicht durch Summirung der einzelnen Antheile bestimmt, daher von der auf letzterem Wege sich ergebenden Zahl zuweilen um einige Millimeter differirend. Dasselbe gilt für den Vertikalumfang.

9) Da die Lambdanaht unkenntlich ist, so waren diese Grossen und die beiden folgenden nur annähernd zu bestimmen.

10) Da der hintere Rand des Foramen magnum zerbrochen ist und die Sutura coronalis superior und lambdoidea unkenntlich sind, so können diese Zahl und die sieben folgenden nur einen annähernden Werth haben.

11) Da die Ränder des For. magnum hinten und an den Seiten zerbrochen sind, so bleiben seine Dimensionen unbestimmt.

12) Vom vorderen Rande des Foramens gemessen, wie auch in anderen Maassen mit demselben Ausgangspunkte.

13) Der Processus mastoideus der einen Seite fehlt: daher konnten dieses und das folgende Maass nur annähernd bestimmt werden, in der Voraussetzung nämlich, dass der fehlende Fortsatz dem vorhandenen gleich gewesen sei.

14) Vom vorderen Rande der Ohröffnung gemessen.

15) Bis zur Basis der Spina gemessen, wie auch im folgenden Maasse.

16) Defekt.

17) In Folge des am unteren Ende in der Medianlinie defekten Zustandes der Nasenbeine nicht zu bestimmen.

MAASSE.	Giljaken.				Oltscha.	
	Männer.			Weib.		
	I. Ochotsk. Meer.	II. Amur (Magho).	III. Amur (Allof).	IV. Amur (Umgegend v. Nikolajewskoje).	V. Bai de Castries.	VI. Amur (Choin).
Breite der Augenscheidewand [18])	20	19	25	21	20	25
Grösste Wangenbreite, zw. d. Ossa zygomatica [19])	—[20])	123	135	115	104	121
» Breite d. Oberkiefers am Alveolarrande	68	68	70	61	60	69
» » » harten Gaumens	35	38	39	37	30	37
Länge d. harten Gaumens in der Medianebene [21])	51	59	49	55	46	53
Profilwinkel	90°	87°	90°	84°	84°	86°
Entfernung der Nasenwurzel von der Kinnspitze (Gesichtslänge)	—[22])	123	119	—[23])	104	124
Entfernung d. For. magnum von der Kinnspitze	—	119	108	—	92	118
Umfang d. Unterkiefers, v. Winkel zu Winkel [24])	—	197	215	—	—[28])	218
Entfernung der Unterkieferwinkel von einander	—	109	116	—	—	105
Höhe des Unterkiefers in der Medianlinie	—	34	33	—	26	36
Grösste Dicke des Unterkiefers ebenda [25])	—	15	16	—	13	16
Höhe des Unterkiefers am Process. coronoideus	—	56	58	—	—	62
» » » » » condyloideus [26])	—	52	52	—	—	60
Länge des Ramus adscendens, vom Winkel an	—	59,5[27])	57	—	—	65
Winkel des Unterkiefers	—	121°	118°	—	—	120°

Tabelle II.

Längenbreitenindex	70,4	71,9	85,2	73,8	85,4	73,1
Breitenhöhenindex	101,5	100,7	88,0	100,0	92,1	103,5
Längenhöhenindex	71,5	75,4	75,0	73,8	78,7	75,6
Lägenindex des Breitendurchmessers [1])	54,8	61,0	63,6	56,3	57,3	58,4
» » Höhendurchmessers	60,8	61,0	59,7	56,3	58,5	58,4
Unterer Frontalbreitenindex	58,6	52,9	63,6	56,3	57,9	53,8
Kleinster »	53,2	47,6	56,8	51,4	54,9	47,2
Grösster »	62,4	—	68,2	62,8	68,9	56,3
Parietalbreitenindex [2])	67,2	67,4	71,0	70,5	78,7	68,0
Aurikularbreitenindex	59,1	58,3	66,5	57,4	63,4	57,9
Jugalbreitenindex	—	71,7	86,4	71,6	—	72,6
Wangenbreitenindex	—	65,8	76,7	62,8	63,4	61,4
Oberkieferbreitenindex [3])	36,6	36,4	39,8	33,3	36,6	35,0
Längenbreitenindex des Foramen magnum	78,4	76,9	100,0	81,3	82,4	—
Nasalindex (nach Broca [4])	49,1	50,0	56,6	63,8	50,0	51,8
Orbitalindex	81,8	85,0	79,1	86,8	94,4	100,0

…re.	Manägir.	Orotschone.	Tungusen.		
…ül. …(Geh.).	IX. Amur (Kotomanga).	X. Nertschinsk.	XI. Wilui (Ajakit).	XII. Untere Tunguska.	XIII. Wilui (Dahegdandali).
23	26	21	24	20	20
…)	131	122	122	129	115
85	—	66	62	70	61
86	38	40	39	39	33
39	51	52	53	52	49
94	94°	93°	85°	91°	—
119	—22)	—22)	120	—22)	—22)
100	—	—	113	—	—
100	—	—	203	—	—
100	—	—	97	—	—
30	—	—	31	—	—
15	—	—	13	—	—
85	—	—	62	—	—
50	—	—	52	—	—
52	—	—	57	—	—
124°	—	—	119°	—	—

ANMERKUNGEN.

18) Am oberen Ende des Thränenbeines gemessen.

19) Kommt zwischen den beiderseitigen Superficies faciales der Wangenbeine, dort, wo von ihnen die Process. temporales ausgehen, und also vor dem Anfange der Arcus zygomatici zu liegen.

20) Wegen des einerseits zerbrochenen Wangenbeines nicht zu ermitteln.

21) Vom hinteren Rande bis zu den Alveolen der Schneidezähne.

22) Der Unterkiefer fehlt.

23) Längs dem unteren Rande gemessen.

24) Da der Unterkiefer stark lädirt und zum Theil verwittert ist, so konnten an demselben nur ein paar Maasse genommen werden.

25) Zwischen Spina mentalis interna und Protuberantia mentalis externa.

26) Auf die Horizontalebene projicirt.

27) Mittel zwischen den beiderseitigen Grössen, da die Länge des aufsteigenden Astes des Unterkiefers linkerseits 58, rechterseits, in Folge des etwas mehr nach vorn gelegenen Winkels, 61mm beträgt.

Tabelle II.

…8.					
…2	80,5	84,1	77,5	84,7	82,2
…2	86,3	79,7	89,4	91,3	91,2
…4	69,5	67,0	69,2	77,4	75,0
…5	61,6	61,0	58,8	54,8	49,4
…2	58,9	59,3	58,8	57,6	53,9
…6	58,4	57,1	57,7	54,8	55,6
…8	50,5	51,1	52,7	47,5	50,0
…5	64,7	64,8	62,6	66,7	68,3
…7	76,3	74,2	70,3	74,0	73,3
…5	62,1	67,0	61,5	67,2	60,6
…	78,4	78,6	75,3	78,5	73,9
…	68,9	67,0	67,0	72,9	63,9
…6	—	36,3	34,1	39,5	33,9
…1	85,0	82,9	76,3	81,6	83,8
…9	49,2	53,7	50,9	47,3	53,1
…1	82,5	92,5	94,9	86,5	92,5

1) Wie beim ersten Maass und wie bei allen folgenden, mit Ausnahme der drei letzten, den Längendurchmesser des Schädels gleich 100 gesetzt.

2) Für die Breite zwischen den Scheitelhöckern; s. Tab. I.

3) Für die Breite des Oberkiefers am Alveolarrande.

4) D. i. Verhältniss der Breite der Nasenöffnung (Apertura pyriformis) zur Länge der Nasalgegend, nämlich zur Entfernung der Nasenwurzel von der Basis der Spina nasalis anterior, diese Länge gleich 100 gesetzt. Vrgl. Broca, Rech. sur l'indice nasal (Revue d'Anthropol., publ. sous la direct de M. P. Broca, T. I, Paris 1872, p. 1 ff.).

Um nun von den vermessenen Schädeln der Amur-Völker, namentlich auch von ihrer Gesammtform, sowie von manchen der Messung sich entziehenden Verhältnissen ein möglichst volles und anschauliches Bild zu geben, sind von denselben, unter Einhaltung der Horizontalstellung, photographische Abbildungen gefertigt worden[1], und zwar in je fünf Ansichten: in der Norma facialis, lateralis, verticalis, occipitalis und basilaris (Taff. V—IX). Betrachten wir nunmehr, unter Hinweisung auf diese Abbildungen wie auf die obigen Maasse, zunächst die **Giljaken**-Schädel einzeln und genauer.

Der Schädel des ertrunkenen Küsten-**Giljaken** vom Ochotskischen Meer (№ I der obigen Tabellen, Fig. 1 der Taff. V—IX) gehörte, nach der Beschaffenheit seiner Nähte zu urtheilen, einem jungen, etwa 24—30 Jahre alten Individuum[2]: die Basilarfuge (Symph. sphenobasilaris) ist bei ihm geschlossen, die Nähte aber sind alle noch offen und klaffend; im Gebiss sind die Tardivi vorhanden und die übrigen Zähne schon recht stark abgerieben, was bei den **Giljaken**, in Folge des vielen Genusses von hartem, trockenem, gedörrtem Fisch, bereits frühzeitig zu geschehen pflegt. Der Schädel ist verhältnissmässig lang und hoch: hält man sich an **Ihering**'s Eintheilung der Schädel nach ihrem Längenbreiten- und Breitenhöhenindex zugleich, so ist er als **hypsidolichocephal** zu bezeichnen[3]). Dieselben oder ähnliche Bezeichnungen anderer Craniologen sind auf unsere Schädel natürlich nicht schlechtweg anwendbar, da sie auf solchen Indices beruhen, die, weil durch andere Maasse bestimmt, mit den hier ermittelten nicht direkt vergleichbar sind. Nach der Auffassung **Welcker**'s jedoch, der zum Breitenmaass der Schädel nicht die «grösste», sondern nur die «Schläfenbreite» nahm[4]), dürfte die Dolicho- wie die Hypsicephalie dieses **Giljaken**-Schädels noch ansehnlicher erscheinen[5]). Im Vergleich zum geringen Breitendurchmesser des Schädels ist seine Breite an der Stirn eine recht ansehnliche; sie wächst nur langsam nach hinten und erreicht ihr Maximum wenig hinter der halben Länge, daher die Ge-

---

[1]) Wie schon erwähnt, verdanke ich dieselben dem durch seine Arbeiten für die Kais. Akademie der Wissenschaften rühmlichst bekannten Photographen **Clasen** hieselbst.

[2]) Vergl. die Tabelle zur Altersbestimmung erwachsener Schädel bei **Welcker**, Kraniol. Mittheil. (Archiv für Anthropol. Bd. I, p. 119).

[3]) Die von **Ihering** (Zur Reform der Craniometrie.— Zeitschr. f. Ethnol. Bd. V, p. 162) vorgeschlagene Eintheilung der Schädel ist folgende:

	Längenbreitenindex unter 72.	Längenbreitenindex 72—79,9.	Längenbreitenindex 80,0 und mehr.
Breitenhöhenindex unter 100.	Platydolichocephalus.	Platymesocephalus.	Platybrachycephalus.
Breitenhöhenindex 100 und darüber.	Hypsidolichocephalus.	Hypsimesocephalus.	Hypsibrachycephalus.

[4]) Kraniol. Mittheil. (Archiv f. Anthrop. Bd. I, p. 137). Der **Welcker**'sche Längendurchmesser (von der Intertuberalmitte des Stirnbeines bis zu derjenigen Stelle des Hinterhauptes, welche dem Occipitalhöcker des Kinderschädels entspricht, s. «Unters. über Wachsth. und Bau des menschl. Schädels», p. 24) und der hier benutzte **Ihering**'sche sind zwar auch verschieden, stehen sich aber doch näher als die respectiven Breitendurchmesser.

[5]) Nach dem **Baer**'schen Messungsverfahren wäre hingegen seine Dolichocephalie etwas kleiner, **Baer**'s Längenbreitenindices sind mit den unsrigen überhaupt leichter vergleichbar, weil wenigstens die Breitendurchmesser dieselben sind. Sein Längendurchmesser (von der Glabella zum hervorragendsten Punkte des Hinterhauptes) weicht aber meist um einige Millimeter nach der einen oder der anderen Seite von dem unsrigen ab. Um einen eventuellen Vergleich zu ermöglichen, habe ich ihn an unseren Schädeln bestimmt. Er beträgt:

bei I	183mm	bei VI	190mm	bei XI	182mm
» II	186 »	» VII	178 »	» XII	180 »
» III	174 »	» VIII	172 »	» XIII	174 »
» IV	183 »	» IX	185 »		
» V	183 »	» X	181 »		

stalt des Schädels in der Scheitelansicht eine ziemlich elliptische, jedoch vorn etwas abgestutzte ist, mit beiderseits deutlich vortretenden Jochbögen. Die Stirn tritt mässig zurück. Die Arcus supraciliares sind angeschwollen und stossen zu einer dicken Stirnnasenwulst zusammen, von welcher eine schwach erhabene Linie auf dem Stirnbein aufwärts verläuft und erst zum Scheitel hin sich verliert. Die Stirn- und Scheitelhöcker sind nur schwach. Die Lineae semicirculares lassen sich in ihrem ganzen Verlaufe bis zu den Proc. mastoidei verfolgen und steigen recht hoch hinauf, so dass die Plana semicircularia gross sind. In der Hinterhauptsansicht ist der Schädel fünfeckig, hoch, mit abgerundeten Scheitelwinkeln: die oberen Seiten leicht convex, die unteren ziemlich senkrecht, nach unten hin etwas eingebogen, die Basis leicht ausgeschweift. Das Hinterhaupt ist gewölbt, im oberen Theil etwas von oben abgeflacht, von der Protuberantia occipitalis zum Foramen magnum sanft gekrümmt. Letzteres ist horizontal gelegen, gross, länglich-oval, nach hinten verschmälert. Die Leisten auf dem Hinterhauptsbein, sowie auch eine Anschwellung hinter dem sehr ansehnlichen Processus mastoideus sind stark entwickelt. Die Schläfenbeinschuppe ist flach; ein Stirnfortsatz an derselben nicht vorhanden. Die grossen Keilbeinflügel sind breit, indem die Sutura sphenofrontalis beiderseits je 19, die Sut. sphenoparietalis beiderseits je 22^{mm} lang ist. Der Nasenfortsatz des Stirnbeins reicht tief hinab. Die Nasenbeine sind schmal, sattelförmig eingebogen und bilden keinen deutlichen Nasenrücken. Nach dem Broca'schen Nasalindex ist die Nase mesorhin, wie bei den mongolischen Völkerschaften[1]). Die Augenhöhlen sind gross, nach dem Orbitalindex mikrosem[2]), dabei nach unten und aussen ausgezogen; die Augenscheidewand nicht breit. Die Fovea maxillaris ist flach.

Der zweite unserer Giljaken-Schädel, aus dem Dorfe Magho am unteren Amur (№ II der Tabb., Fig. 2 der Taff. V—IX), gehörte einem Individuum, dessen Alter sich nach dem Zustande der Nähte und der Zähne auf zwischen 30 und 55 Jahre abschätzen lässt: die Nähte coronalis inferior, sphenofrontalis, sphenoparietalis, sphenotemporalis sind obliterirt, wenn auch deutlich zu erkennen; die Nähte sagittalis anterior und lambdoidea fangen stellenweise ebenfalls an zu verwachsen. Die Zähne sind in ihrer Gesammtzahl von 32 vorhanden und stark abgerieben. Wie oben schon erwähnt, ist der Schädel linkerseits am Stirnbein eingeschlagen und von der eingeschlagenen Stelle gehen mehrere Risse durch das Scheitelbein, ein Riss längs der linken Seite des Stirnbeins nahe seiner Mitte, ein anderer schräg durch dasselbe bis zur rechten Augenhöhle, ein Riss durch das Keilbein u. s. w. Nach den Verhältnissen seiner Hauptdimensionen ist dieser Schädel als hypsimesocephal zu bezeichnen: die Breite ist im Verhältniss zur Länge etwas grösser, die Höhe im Verhältniss zur Breite etwas geringer als bei I, doch ist die Differenz, wie die betreffenden Indices zeigen, keineswegs ansehnlich. Die grösste Breite liegt in der Ebene der grössten Höhe des Schädels, während sie bei I vor derselben sich befindet. Die Stirn ist mässig zurücktretend, schmal; der Schädel wird nach hinten allmählich breiter; seine Form in der Scheitelansicht ist elliptisch, vorn leicht abgestutzt, mit geringem Vortreten der Jochbögen.

---

[1]) Broca, Rech. sur l'ind. nas. l. c. p. 17.

[2]) Broca, Rech. sur l'indice orbitaire (Revue d'Anthropol. T. IV, Paris 1875, p. 564).

Die Arcus supraciliares sind nur mässig; über der Nasenwurzel bilden sie eine Wulst, von welcher eine schwach erhabene Linie aufwärts läuft und nach dem Scheitel hin sich verliert; doch stossen die Scheitelbeine an der Pfeilnaht bis etwa zur halben Länge derselben in Form einer flachen, abgerundeten Dachfirste zusammen und fallen dann zum Hinterhaupt ab. Die Lineae semicirculares sind anfangs sehr markirt, verlieren sich aber rasch und sind auf den Scheitelbeinen, wo sie hoch hinaufgehen, und auf dem Hinterhaupt nur kaum erkennbar. Die Stirnhöcker sind schwach, die Scheitelhöcker hingegen recht ansehnlich. In der Hinterhauptsansicht ist der Schädel fünfeckig, nur wenig höher als breit; der mittlere (obere) Scheitelwinkel deutlich ausgeprägt, die seitlichen abgerundet, die oberen und unteren Seiten leicht convex, die Basis etwas ausgeschweift. Das Hinterhaupt ist ziemlich gewölbt, mit starker Protuberantia occipitalis; von dieser zum Foramen magnum schräg abgeflacht. Dieses ist horizontal gelegen, gross, oval, nach hinten verschmälert. Die Leisten auf dem Hinterhauptsbein, die Anschwellung hinter dem Proc. mastoideus und eine Leiste in der Fortsetzung des Jochbogens sind stark entwickelt. Die Schläfenbeinschuppe ist flach; ein Stirnfortsatz an derselben nicht vorhanden. Die grossen Keilbeinflügel sind breit, indem die Sutura sphenofrontalis rechts 21, links 25^{mm}, die Sutura sphenoparietalis rechts 15, links 14^{mm} beträgt. Der Nasenfortsatz des Stirnbeines reicht tief hinab. Die Nasenbeine sind an der Basis und in der Mitte sehr schmal, bilden aber einen recht scharfen, wenn auch wenig hervorragenden Nasenrücken. Die Nase ist mesorhin, der Nasalindex nur wenig grösser als bei I. Die Augenhöhlen sind im Verhältniss zur Breite etwas höher, nach dem Orbitalindex mesosem, dabei ebenfalls etwas nach unten und aussen ausgezogen; die Augenscheidewand noch weniger breit als bei I. Die Fovea maxillaris ist flach. Der Unterkiefer stark und dick.

Der dritte Giljaken-Schädel, von Allof am Amur (№ III der Tabb., Fig. 3 der Taff. V—IX), gehörte, nach dem Zustande seiner Nähte zu urtheilen, einem zwischen 30 und 55 Jahre alten Individuum: die Nähte coronalis inferior, sagittalis posterior und lambdoidea sind obliterirt, jedoch bis auf die erstere — und auch die nur linkerseits — von ausser leicht kenntlich; die übrigen Nähte sind nicht obliterirt. In der Lambdanaht, zwischen dem Hinterhauptsbeine einerseits und den Schläfen- und Scheitelbeinen andererseits, finden sich mehrere kleine Schaltknochen. Im Gebiss sind die Tardivi nur rechts im Ober- und links im Unterkiefer vorhanden, die anderen aber nicht zur Entwickelung gekommen. Sämmtliche Zähne sind dabei sehr stark abgerieben und abgestumpft. Nach seiner Form ist dieser Schädel das direkte Gegentheil vom ersten und in geringerem Grade auch vom zweiten: er ist verhältnissmässig breit und niedrig, nach seinen oben angeführten Längenbreiten- und Breitenhöhenindices platybrachycephal[1]). Auch die übrigen Breitendimensionen sind im Verhältniss zur Länge des Schädels grösser als beim ersten. Die

---

[1]) Wollte man die Höhe nicht im Verhältniss zur Breite, sondern ebenso wie diese im Verhältniss zur Länge betrachten, und demnach Längenbreiten- und Längenhöhenindices gegen einander stellen und nach deren positiver oder negativer Differenz die Hypsi- oder Platycephalie bemessen, wie es Welcker (allerdings mit anderer Bestimmung der Schädeldurchmesser, als hier geschehen) thut (Kraniol. Mitth. l. c. p. 153), so wären immer unsere

Breite wächst von der Stirn nach hinten erst rascher, nachher langsamer und erreicht ihr Maximum weiter nach hinten, nicht in der durch die Ohröffnung gehenden Senkrechten, sondern noch etwas hinter derselben. In der Scheitelansicht ist daher der Schädel kürzer und gedrungener, breit eiförmig, vorn und hinten abgestutzt, etwas der quadratischen Form sich nähernd, mit stark vorragenden Jochbögen. Seine grösste Höhe liegt nicht hinter, sondern etwas vor der grössten Breite. Ganz besonders gross ist die Breite zwischen den Jochbögen, indem sie die grösste Breite der Schädelkapsel noch um Einiges übertrifft — ein Verhältniss, das sich an keinem der übrigen von mir vermessenen Schädel der Amur-Völker wiederholt. Die Stirn ist mässig zurücktretend. Die Arcus supraciliares sind stark gedrungen und stossen zu einer ansehnlichen Wölbung über der Nasenwurzel zusammen, ohne dass jedoch eine erhabene Linie von dort stirnaufwärts verliefe. Die Stirn- und Scheitelhöcker sind nur schwach. Die Lineae semicirculares lassen sich in ihrem ganzen Verlaufe bis zu den Proc. mastoidei deutlich verfolgen, steigen, zum Scheitel und Hinterhaupte einander sich nähernd, hoch hinauf und grenzen weite Plana semicircularia ab. In der Hinterhauptsansicht ist der Schädel fünfeckig, breiter als hoch; die drei oberen Winkel sind abgerundet, die oberen Seiten leicht convex, die unteren nach unten zu divergirend, die Basis in der Mitte eingeschnitten. Das Hinterhaupt ist gewölbt, von der Prot. occipitalis zum Foramen magnum schräg abgeflacht. Letzteres ist klein, eben so lang wie breit, fast kreisrund, nur an den Seiten vorn durch die langen, aber schmalen Gelenkflächen etwas eingeengt. Die Hinterhauptsleiste ragt scharfkantig hervor. Die Processus mastoidei, die Leisten, welche sich auf dem Schläfenbein vom Proc. zygomaticus fortziehen, und alle Muskelleisten überhaupt sind stark. Auch die flache Schuppe des Schläfenbeines ist durch kleine Leisten rauh. Ein Stirnfortsatz ist an derselben nicht vorhanden. Die grossen Keilbeinflügel sind breit: die Sutura sphenofrontalis rechts 19, links 16, die Sut. sphenoparietalis rechts 12, links 18^{mm} lang. Der Nasenfortsatz des Stirnbeines reicht sehr tief hinab. Die Nasenbeine sind etwas breiter als bei I und II, haben eine sehr geringe Einbiegung und bilden einen wenn auch stumpfkantigen, doch deutlichen Nasenrücken. Die Nase ist dem Broca'schen Nasalindex nach platyrhin. Die Augenhöhlen sind gross, ihrem Index zufolge noch etwas mikrosemer wie bei I, dabei nach unten und aussen ausgezogen; der Zwischenraum zwischen denselben sehr breit. Wie der Schädel, so zeichnet sich auch das ganze Gesicht durch seine Breite aus: die Wangenbreite ist sehr ansehnlich, die Oberkieferbreite auch verhältnissmässig grösser als an allen anderen oben vermessenen Schädeln. Die Fovea maxillaris ist flach. Der Unterkiefer sehr robust, dick, mit starken Muskelleisten.

Der vierte, weibliche Giljaken-Schädel (№ IV der Tabb., Fig. 4 der Taff. V—IX) gehörte einem Individuum von etwa 24—30 Jahren: die Nähte sind alle noch unverwachsen, manche klaffend; die Zähne oder wenigstens deren Alveolen sind im Oberkiefer in ihrer Gesammtzahl vorhanden;

Giljaken-Schädel I und II, wenn auch in geringem Grade, hypsicephal, III hingegen stark platycephal. Die maassgebenden Zahlen wären nämlich:

	I.	II.	III.
Längenbreitenindex	70,4	74,9	88,3
Längenhöhenindex	71,5	75,4	78,0
Differenz	+ 1,1	+ 0,5	— 10,3

der Unterkiefer fehlt. Der Schädel nähert sich in seiner Gesammtform, wie in allen einzelnen Verhältnissen am meisten demjenigen von Magho, № II. Er ist ebenfalls lang und hoch, nach den respectiven Indices hypsimesocephal. Die Stirn ist aufsteigend, recht breit, der Schädel nimmt nach hinten allmählich an Breite zu; seine Form in der Scheitelansicht ist elliptisch, vorn abgestutzt, mit wenig vortretenden Jochbögen. Die grösste Breite liegt wie bei II in der Ebene der grössten Höhe. Eine Stirn- und Scheitelfirste ist nicht vorhanden, der Schädel ist auf dem Scheitel vielmehr flach abgerundet und in der Hinterhauptsansicht daher rundlich fünfeckig; der obere Winkel ist so sehr abgerundet, dass die beiden oberen Seiten fast eine continuirliche convexe Linie bilden; die unteren sind ziemlich gerade und convergiren etwas nach unten; die Basis ist gerade mit einem schwachen Einschnitt in der Mitte. Die Arcus supraciliares sind schwach, nur zur Nasenwurzel hin stärker, wo sie zu einer breiten, wenig erhabenen Wulst zusammenstossen. Die Stirn- und Scheitelhöcker sind ziemlich deutlich. Die Lineae semicirculares sind anfangs scharf, verlieren sich aber schon auf dem Stirnbein und werden weiterhin ganz unkenntlich — ein Umstand, in welchem die Schädel II und IV ebenfalls übereinstimmen, von den beiden anderen giljakischen, wie fast von allen übrigen hier vermessenen Schädeln aber abweichen. Das Hinterhaupt ist stark gewölbt, mit ansehnlicher, jedoch von oben abgeflachter, wulstförmiger Protuberanz. Die Muskelleisten auf dem Hinterhauptsbein wie auf den Schläfenbeinen in der Fortsetzung der Proc. zygomatici und hinter den Proc. mastoidei treten, wenn auch weniger stark als bei den männlichen Schädeln, doch immerhin deutlich hervor. Das Foramen magnum liegt horizontal und ist klein, elliptisch, in der Mitte am breitesten. Die Schläfenbeinschuppe hat keinen Stirnfortsatz. Die grossen Keilbeinflügel sind nach hinten ausgezogen, breit; die Sutura sphenofrontalis rechterseits 24, linkerseits 19, die Sut. sphenoparietalis rechterseits 15, linkerseits 19^{mm} lang. Der Nasenfortsatz des Stirnbeins reicht tief hinab. Die Nasenbeine sind an ihrer Wurzel eben so schmal wie bei I und II, dabei flach und an der Basis wie in der Mitte stark eingebogen. Der Nasalindex erreicht eine ganz ausnahmsweise Grösse[1]) und verräth eine in hohem Grade platyrhine Nase. Die etwas nach unten und aussen ausgezogenen Augenhöhlen sind absolut kleiner als an den männlichen Schädeln, ihre Höhe ist aber im Verhältniss zur Breite grösser, der Orbitalindex daher ansehnlicher, wie es nach Broca bei den Weibern im Vergleich zu den Männern desselben Stammes in der Regel zu sein pflegt[2]), und die Orbita somit in höherem Grade mesosem. Der Interorbitalraum ist breit. Die Fovea maxillaris ziemlich stark vertieft.

Fasst man nun die vier Giljaken-Schädel zusammen, so bieten die drei männlichen unter ihnen drei verschiedene Formen dar: eine hypsidolichocephale, eine hypsimesocephale und eine platybrachycephale, während der vierte sich als weibliche Form an № II anschliesst. Von diesen drei Schädeln stehen die beiden ersteren einander recht nahe, während der dritte, zumal dem ersten gegenüber, nach den Verhältnissen der Länge, Breite und Höhe eine diametral entgegengesetzte Form darbietet: jener ist lang und schmal, dieser kurz und breit, jener hoch, dieser niedrig. Es ist leicht möglich, dass sie noch nicht die äussersten Schädelformen unter den Giljaken repräsentiren, jedenfalls lässt sich schon jetzt der Schluss ziehen, dass die Schwankungen in der Schädelform bei ihnen sehr ansehnliche sind, indem der Längenbreitenindex zum wenigsten von 70,4 bis 85,2 und der Breitenhöhenindex von 88,0 bis 101,5 betragen, jener also um 14,8, dieser um 13,5 variiren kann. Dieser Umstand scheint mir, ebenso wie die oben besprochene Mannigfaltigkeit in der Physiognomie der Giljaken, dafür zu sprechen, dass sie im Laufe der Zeit manche Vermischungen mit anderen Völkern erfahren haben. Dennoch lassen sich die obigen Schädelformen der Giljaken nicht schlechtweg auf die bei ihren jetzigen Nachbaren, den Aino und den tungusischen Völkern, vorwaltenden Formen reduciren. Bei beiden letztgenannten Völkern kommen vielmehr, wie wir später ausführlicher nachweisen werden und wie man zum Theil auch schon aus der obigen Tabelle der Indices ersehen kann, sowohl hypsidolicho- und hypsimesocephale, wie platybrachycephale Formen vor. Bei den tungusischen Völkern scheint zugleich, nach den vorhandenen Maassangaben zu urtheilen, die letztere Form die vorherrschende zu sein. Ob dies auch bei den Giljaken der Fall ist, bleibt noch dahingestellt. Der Umstand, dass unter unseren vier giljakischen Schädeln drei hoch und lang oder mittellang sind und nur einer niedrig und kurz, scheint auf den ersten Blick dagegen zu sprechen, doch kann dies bei der geringen Gesammtzahl derselben auch nur zufällig gekommen sein. Nach der äusseren Erscheinung einer Menge giljakischer Köpfe möchte ich jedenfalls schliessen, dass die platybrachycephale Schädelform, von der uns ein praegnantes Exemplar vorliegt, unter den Giljaken häufig genug vorkommen dürfte. Und dies ist auch die echt mongolische Schädelform[1]). Noch mehr tragen die einzelnen Züge an unseren Giljaken-Schädeln, und zwar auch an den hohen und langen oder mittellangen Exemplaren, einen mongolischen Charakter: so namentlich die ausnehmende Breite in den Jochbögen, die Breite und Flachheit des ganzen Gesichts, die grosse Breite der Wangen, des Oberkiefers und des harten Gaumens, der grosse Abstand der Unterkieferwinkel von einander, die schmalen, flachen Nasenbeine, die eingebogene Nasenwurzel u. s. w. Auch der Nasalindex ist selbst bei der hypsidolichocephalen Form von der Grösse, welche Broca den mongolischen Völkerschaften zuschreibt; an zweien unserer Schädel verräth er, vielleicht ausnahmsweise oder als Extrem, sogar eine platyrhine Nase. Derselbe Charakter spricht sich auch in der grossen Breite des Interorbitalraumes aus, während der Orbitalindex hinter demjenigen, den unsere tungusischen Schädel fast durchweg zeigen und der nach Broca[2]) den mongolischen Völkern zukommt, ansehnlich zurückbleibt. Auffallend ist endlich an unseren **Giljaken**-Schädeln noch ein Charakter, der europäischen Schädeln fehlt, den sie aber fast mit allen hier untersuchten tungusischen Schädeln theilen und der **Virchow** auch am **Aino**-Schädel «in Erstaunen setzte»[1]: es ist die starke Ausbildung aller Fortsätze, Leisten und Erhabenheiten, die zur Muskelinsertion dienen, sowie besonders die ausnehmende Grösse der Ansatzflächen der Kaumuskeln, wie sie von den hoch hinaufreichenden, auf dem Scheitel wie auf dem Hinterhaupte einander sehr genäherten und in ihrem ganzen Verlaufe deutlich erkennbaren Lineae semicirculares angedeutet wird. Es ist dies ein Charakter, der sich wohl auch bei anderen, auf harte und rohe Nahrungsstoffe angewiesenen Naturvölkern wiederholen dürfte.

---

[1]) Das Maximum desselben dürfte nach Broca bis 73 und darüber reichen.

[2]) Rev. d'Anthrop. T. IV, p. 594.

---

[1]) Die 12 von Baer (Crania selecta etc. — Mém. de l'Acad. des sc. de St. Pétersb. l. c. p. 250) vermessenen Schädel von Kalmücken, also echten Mongolen, waren sämmtlich platybrachycephal, mit einem mittleren Längenbreitenindex von 83,7 und einem mittleren Breitenhöhenindex von 90,2. Unter den 20 ebenfalls authentischen Schädeln desselben Volkes, die Metschnikof (Антропол. очеркъ Калмыковъ. — Извѣстія Общ. любит. Естествозн., Антропол. и Этногр. Т. XX; Труды Антропол. Отд. Кн. 2, Москва 1876, стр. 211) untersuchte, fanden sich 12 brachycephale, 7 mesocephale und nur eine dolichocephale Form. Die respective Höhe der Schädel ist nicht angegeben.

[2]) Rev. d'Anthrop. T. IV, p. 606.

Sowohl in den Gesichtszügen, wie in der Schädelbildung herrscht also bei den **Giljaken** der mongolische Typus vor. Man könnte sie daher ihrer physischen Beschaffenheit nach recht wohl zu den im weiteren Sinne mongolischen oder mongolisch-tungusischen Völkern rechnen und die mancherlei oben besprochenen nichtmongolischen Züge in ihrer äusseren Erscheinung, wie z. B. die viel stärkere Behaarung u. drgl., auf Rechnung ihrer langen und vielfachen Vermischung mit ihren südlichen Nachbaren, den **Aino**, bringen, wenn nicht **ein** mächtiger Einwand sich dagegen erhöbe — ihre Sprache. Denn diese steht, wie wir oben sahen, wenigstens ihrem Wortschatze nach, allen mongolisch-tungusischen Sprachen fern und bisher ganz isolirt da. Ich kann daher, dem oben hervorgehobenen zähen Festhalten eines Volkes an seiner Sprache Rechnung tragend, die **Giljaken** nicht zu den mongolisch-tungusischen Völkern rechnen, sondern möchte vielmehr glauben, dass sie ehemals auch in ihrer physischen Beschaffenheit eigenartiger waren und sich nur im Laufe der Zeit, in Folge ihrer Vermischung mit den **Tungusen**, mehr und mehr mongolisirt haben. Wir werden später sehen, dass es sich auch mit den **Aino**, wenngleich in geringerem Grade, doch ähnlich verhält, indem sie, bei ebenfalls im Wortschatz ganz eigenartiger Sprache, in ihrer physischen Beschaffenheit vielfach einen mongolischen Typus tragen, der sich in den Gesichtszügen zwar nur wenig ausspricht und oft sogar einem fast europäischen Charakter zu weichen scheint, in der Schädelbildung aber entschieden vorherrschen soll[2]. Es giebt im Nordosten Asien's noch eine ganze Reihe solcher Völker, die in sprachlicher Beziehung eine ganz vereinsamte Stellung einnehmen, in ihrem Aeusseren aber mehr oder weniger mongolische Züge tragen. So die **Itälmenen** oder **Kamtschadalen**, die **Korjaken** und **Tschuktschen**[3], die **Jukagiren**, die **Jenissei-Ostjaken** und die fast verschwundenen oder tatarisirten **Kotten**, **Arinen**, **Assanen**. Neuerdings hat Friedr. **Müller**[1]) alle diese Völker und dazu noch die **Aleuten** und **Eskimo** in eine Gruppe unter dem vom geographischen Standpunkte gewählten Namen «**Arktiker** oder **Hyperboreer**» zusammengefasst. **Peschel** macht aus ihnen zwei Gruppen seiner über fast ganz Asien, Polynesien und Amerika reichenden «**Mongolenähnlichen Völker**», indem er die **Jenissei-Ostjaken**, die **Jukagiren** und die **Aino**, mit Einschluss der **Giljaken**, als «**Nordasiaten von unbestimmter systematischer Stellung**», die übrigen obengenannten Völker aber, mit Hinzuzählung der **Thlinkit** oder **Koluschen** und der **Vancouver-Stämme**, als «**Beringsvölker**» bezeichnet[2]). Mir kommen jedoch weder diese Gruppirungen hinlänglich begründet, noch die Bezeichnungen für dieselben glücklich gewählt vor. Mit welchem Rechte, in der That, lassen sich die **Giljaken** oder gar die ehemals notorisch bis nach dem milden, vom warmen Kurosiwo bespülten Nippon verbreiteten **Aino** vom geographischen Standpunkte als arktische oder hyperboreische Völker bezeichnen? Hat man ferner allen Grund die **Jenissei-Ostjaken**, **Jukagiren**, **Aino** und **Giljaken**, ihrer völlig isolirten Sprache wegen, als «**Nordasiaten von unbestimmter systematischer Stellung**» zu bezeichnen, so gilt dies in gleichem Grade auch von den **Kamtschadalen**, **Korjaken** und **Tschuktschen**. Mit welchem Rechte sind daher diese Völker von jenen abgetrennt und mit den schon durch ihre polysynthetischen Sprachen[3]), wie zum Theil auch durch manche Züge der Gesichts- und Schädelbildung[4]) allen jenen Völkern viel ferner stehenden **Eskimo**, **Aleuten**, **Thlinkit** und **Vancouver-Stämmen** zusammengestellt? Lässt man demnach diese amerikanischen Völker einstweilen bei Seite und bleibt nur bei jenen nordasiatischen stehen, so wird ihre Zusammenfassung in eine Gruppe zwar auch nur

---

[1] Verhandl. der Berlin. Gesellsch. für Anthrop., Ethnol. und Urgesch., in der Zeitschr. für Ethnol., Bd. V, Berlin 1873, p. (122).

[2] **Virchow**, l. c.; **W. Dönitz**, Bemerk. über Aino's (Mittheil. der deutschen Gesellsch. für Natur- und Völkerkunde Ostasien's, 6. Heft, Dec. 1874, Yokohama, p. 64); **Anutschin**, l. c. p. 168, 169.

[3] Ich meine die eigentlichen, d. h. theils mit ihren Renthieren umherwandernden, theils des Thier- und Fischfanges wegen, und oft nur zeitweise, an der Eismeerküste sich aufhaltenden **Tschuktschen** (russisch: «olennyje», d. i. Renthier-, und «beregowyje», d. i. Küsten-Tsch.), nicht die sogen. **Cap-Tschuktschen** («nossowyje»), die sprachlich ganz verschieden sind und zum **Eskimo**-Stamme gehören. Letzteres ist bekanntlich schon von **Billings** (Путеш. кап. **Биллингса** чрезъ Чукотск. землю, изд. изъ рапп. журн. Г. **Сарычевымъ**, С. Петербургъ 1811, стр. 67) erkannt, aber fälschlich auf alle sogen. «sitzenden **Tschuktschen**» ausgedehnt worden. Spätere Reisende berichtigten es dahin, dass es sich nur

---

auf das an der Berings-Strasse, zwischen dem Ostcap (Pääk) und der Anadyr-Mündung wohnende Volk beziehe, welches sich selbst «**Namollo**» nenne (**Lütke**, Voyage aut. du monde dans les ann. 1826—1829, trad. du russe, Paris 1835, T. II, p. 260), von den **Tschuktschen** aber «**Aiwan**» (**Майдель**, Отч. Чукотск. экспед. по вопр. анал. Бора. — Изв. Сиб. Отд. Геогр. Общ. Т. II, Иркутскъ 1871, № 1 и 2, стр. 68) oder «**Aiguan**» (**Нордквистъ**, Зап. о численности и нынѣшн. положеніи Чукчей, живущ. по берегу Ледов. моря. — Изв. Имп. Русск. Геогр. Общ. Т. XVI, 1880, стр. 95. Vergl. auch **Petermann's** Geogr. Mitthl. 1881, p. 41) genannt werde. (Nach **Wrangell** — Пут. по сѣв. бер. Сиб. и по Ледов. морю, С. Петерб. 1841, Ч. II, стр. 223 — sollte der Name «**Onkilon**», d. h. Seeleute, und nach **Neumann** — Изв. Сиб. Отд. Геогр. Общ. Т. I, № 4 и 5, стр. 25 — «**Ang-kali**», d. h. nahe am Meere, lauten). Aus den Angaben **Nordqvist's**, eines Theilnehmers an der Vega-Expedition, welche die asiatische Küste an der Berings-Strasse allerdings nur an ein paar Punkten flüchtig berührte, geht übrigens hervor, dass die **Namollo** sich gegenwärtig stark mit den **Tschuktschen** vermischt haben müssen. Er möchte sie nur noch für ein Mischvolk zwischen **Tschuktschen** und **Eskimo** halten. Auf den Höhen, welche die Lorenz-Bucht umgeben, fand jedoch auch die Vega-Expedition Steingrabhügel von reinem **Eskimo**-Typus, die wahrscheinlich zwei- bis dreihundert Jahre alt waren.

[1]) Allgemeine Ethnographie, Wien 1873, p. 188.

[2]) O. **Peschel**, Völkerkunde, Leipzig 1874, p. 413, 418.

[3]) F. **Wiedemann**, Classifik. der Bevölkerung des Russ. Reiches nach den Sprachen (St. Petersburger Kalender für das J. 1860, p. 326, 336). Die oben genannten asiatischen Völker haben hingegen sämmtlich Sprachen mit einfacher Flexion (ebenda, p. 323).

[4]) Der **Eskimo**-Schädel z. B. ist auffallend hoch und schmal. **Welcker** (Kraniol. Mitthl. — Arch. für Anthropol. Bd. I, p. 130) sagt von den **Eskimo**, dass sie sogar «eine ausgezeichnete Stellung im Gebiete der Hypsistenocephalie einnehmen», während die Mehrzahl der **Mongolen** die diagonal entgegengesetzte, platybrachycephale Schädelform haben. Ebenso sind sie auch durch eine den mongolischen Völkern fremde, in hohem Grade leptorhine Nasenbildung unterschieden (s. **Broca**, Revue d'Anthrop. T. IV, p. 590).

eine collective, nicht auf der Stammeinheit der betreffenden Völker beruhende, aber doch um Vieles natürlichere sein, und gewiss würden sich alsdann für diese Völker vom sprachlichen, wie vom geographischen Standpunkte auch richtigere und zutreffendere Gesammtbezeichnungen finden lassen. Vom ersteren Gesichtspunkte möchte ich sie namentlich als sprachlich isolirte Nordasiaten bezeichnen, gleichwie es ja auch sprachlich isolirte Völker in Europa oder überhaupt im Westen der alten Welt (viele der Kaukasischen Stämme, die Basken, vielleicht auch die ehemaligen Guanchen), in Amerika (die Aleuten, Thlinkit u. s. w.) und in anderen Welttheilen giebt. In geographischer Hinsicht aber fällt es sogleich in die Augen, dass fast alle diese Völker am äussersten Rande oder im Umkreise der Continente, entweder noch auf dem Festlande, auf seinen vorspringenden Halbinseln, oder auf den es begleitenden Inseln zu finden sind. Im Osten Asien's namentlich, wo die Küste fast durchweg eine solche Configuration, mit Halbinseln und continentalen Inseln oder Inselketten hat, zieht sich eine ununterbrochene Reihe sprachlich isolirter Völker bis in den höchsten Norden fort. So, von etwaigen hier nicht in Betracht kommenden südlichen Völkern der Art abgesehen, die Giljaken, Aino, Kamtschadalen, Korjaken und Tschuktschen, Jukagiren, Tschuwanzen, ja, vermuthlich auch die verschwundenen, der Sage zufolge nach einem grossen Polarlande ausgewanderten Omoken, Schelager u. s. w. An dieselben schliessen sich geographisch die sprachlich isolirten Völker des genäherten und ähnlich configurirten Nordwestamerika's an, die Aleuten, in gewisser Weise, wie wir sehen werden, auch die Eskimo u. s. w. Unwillkürlich drängt sich einem daher für diese Völker vom geographischen Standpunkte die Bezeichnung Randvölker und für unsere Nordasiaten im Speciellen nord- oder nordostasiatische Randvölker auf. Nur auf ein paar dieser Völker, ich meine die im Innern Sibirien's wohnenden Jenissei-Ostjaken und die fast verschwundenen oder tatarisirten Kotten, Arinen und Assanen, scheint diese Bezeichnung auf den ersten Blick nicht zu passen. Bei genauerer Betrachtung wird man jedoch finden, dass auch sie ihre Wohnsitze am Rande grosser, natürlich abgegrenzter Erd- und Völkergebiete haben: zwischen den Hochebenen Central- und dem weiten Tieflande Nordasien's, an den Abfällen des völkerscheidenden Altai-Gebirges, oder, weiter im Tieflande, zwischen dem ebenen West- und dem gebirgigen Ostsibirien und zugleich auch zwischen den weiten Gebieten finnischer Völker im Westen und Norden, tungusischer im Osten und tatarischer und mongolischer im Süden. Fasst man daher die Bezeichnung «Randvölker» in diesem Sinne auf, nach welchen sie keineswegs nothwendig Küstenbewohner zu sein brauchen, so lassen sich auch jene sprachlich isolirten Völker des Innern von Sibirien ganz natürlich unter dieselben einreihen.

Ausser dem sprachlichen und geographischen Gesichtspunkte möchte ich aber bei Betrachtung dieser Völker auch noch einen dritten, weiteren, historischen Gesichtspunkt geltend machen. Erwägt man nämlich ihre sprachliche Vereinsamung, ihren Sitz am Rande der Continente oder überhaupt verschiedener grösserer Erd- und Völkergebiete, erwägt man ferner die geringe Erstreckung ihrer Wohngebiete und ihre kleine, im Schwinden begriffene Kopfzahl, so drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf, dass sie nur Reste ehemals stärkerer, weiter verbreiteter und verzweigter Völker sind, gleichsam nur die Ausgehenden einer älteren Völkerformation, über welcher sich durch wiederholte spätere Fluthen neue Formationen abgelagert haben. Da namentlich die ehemalige weitere Verbreitung und Verzweigung dieser Völker unzweifelhaft auf asiatischem Boden, näher zum Innern des Continentes lag, so möchte ich sie, so lange die Sprachforschung keine anderweitigen Beziehungen und Gliederungen nachweist, vom historisch-geographischen Gesichtspunkte in eine Gruppe unter dem Namen der Paläasiaten oder, specieller, der nördlichen oder nordöstlichen Paläasiaten zusammenfassen. Von überlegenen, lebenskräftigeren und expansiveren Völkern überfluthet und gedrängt, sind wohl die meisten Zweige derselben allmählich verschlungen und verwischt worden, und nur einzelne haben sich hie und da auf kleinem Terrain, zwischen den von ihren Bedrängern eingenommenen Gebieten, oder, beständig zurückweichend, in etwas grösserer Zahl am Rande der Continente erhalten können. Wo sie namentlich auf Inseln oder abgeschiedeneren Halbinseln eine Heimath fanden, da konnte und musste neben der sprachlichen auch ihre physische Eigenthümlichkeit länger und in höherem Grade gewahrt bleiben. Immer aber konnte es nicht fehlen, dass sie an dieser letzteren durch die theilweise Vermischung mit dem auf sie herandrängenden Volke manche Einbusse erlitten und mehr oder weniger viele mit demselben gemeinsame Züge gewannen. So kann man sich vielleicht die oben hervorgehobene Thatsache erklären, dass die jetzigen nordasiatischen Randvölker, einst von Stämmen mit mongolischem Typus überfluthet und gedrängt, trotz ihrer untereinander gänzlich verschiedenen Sprachen, doch sämmtlich in ihrer Schädel- und Gesichtsbildung vorherrschend mongolische, daneben aber auch manche eigenartige, entschieden nichtmongolische Züge haben, und dies um so mehr, je mehr sie, wie die Aino und in geringerem Grade die Giljaken, durch ihre Verbreitung nach den anliegenden Inseln einen Schutz gegen fernere mongolisch-tungusische Einflüsse gewannen. Die Ueberfluthung und allmähliche Verdrängung der nördlichen Paläasiaten durch andere, finnische oder uralaltaische, türkisch-tatarische, mongolische, tungusische Völkerschaften mag in weit entfernten Zeiten ihren Anfang genommen und durch lange Zeiträume bald langsam, bald in zeitweise beschleunigterer Weise sich fortgesetzt haben. Manche dieser Fluthen lassen sich auch in historischer Zeit, ja einzelne Wellen noch in der jüngsten Vergangenheit wahrnehmen. So ist bereits oben der im XIV. Jahrhundert erfolgten Bewegung der Burjaten an den Baikal-See, der Jakuten das Lena-Thal abwärts und der Tungusen sowohl nach Westen, bis an den Jenissei, wie nach Osten, zum Ochotskischen Meere, zum Stanowoi-Gebirge und zum Amur-Lande, gedacht worden. Nachdem die Aino bereits zu einem Randvolke Ostasien's geworden, werden sie durch die Japaner aus einem Theile ihres Gebietes, aus Nippon, verdrängt[1]) und dadurch zur weiteren Ausbreitung längs den Kurilen und nach Sachalin getrieben. Vielleicht geschah es unter diesem Andrange der Aino von Süden, dass ein Theil der Giljaken die Insel Sachalin verliess und sich wieder auf das Festland, nach dem unteren Amur und zur Küste des Ochotskischen Meeres hinzog, wie es die oben erwähnten sprachlichen Gründe anzudeuten scheinen[2]).

---

1) S. oben, p. 122.

2) S. oben, p. 213, 214.

Von der Bewegung tungusischer Stämme im Amur-Lande nach Osten ist oben wiederholentlich die Rede gewesen. Einen besonders sprechenden Beleg für ihr Vordringen gegen die nördlichen paläasiatischen Völker bietet das oben besprochene[1]), chronologisch zwar nicht näher zu bestimmende, sehr wahrscheinlich aber vor nicht gar langer Zeit erfolgte Einwandern der Oroken, eines Zweiges der amur-tungusischen Oltscha, nach Sachalin, mitten zwischen die Giljaken und Aino. Und ganz Aehnliches hat sich neuerdings auch auf der durch manche ihrer Naturverhältnisse[2]), wie durch ihre paläasiatische Bevölkerung mit insularem Charakter versehenen Halbinsel Kamtschatka zugetragen. Im Jahre 1854 schrieb C. v. Ditmar aus dem Peterpaulshafen an die Akademie[3]): «Die Lamuten (bekanntlich Küsten-Tungusen vom Ochotskischen Meer) sind eine ganz neue Erscheinung in diesen Gegenden, ja, aus dem Munde der Koräken hörte ich oft, dass erst seit 20 Jahren diese reitenden Rennthiernomaden in den koräkischen Grenzen sich gezeigt haben und nun von Jahr zu Jahr in grösserer Menge erscheinen. Die Koräken bezeugen ihnen die Gastfreundschaft, jedoch so, dass sie ihnen gleichsam eine Strasse öffnen in das an Wild und Fischen reiche Kamtschatka. Die Lamuten ihrerseits erkennen sehr wohl die freundliche Gesinnung ihrer Gastfreunde und ziehen in rascher Reise in die höheren Gebirgsthäler an dem westlichen Abfall des Kamtschatka'schen Mittelgebirges, wo sie sich seit etwa 6—7 Jahren in kleinen Horden niedergelassen zu haben scheinen und in der allerletzten Zeit ihre Streifereien sogar bis nach Bolscherezk ausdehnten». Man kann die Analogie in diesen Bewegungen — der Oroken nach Sachalin und der Lamuten nach Kamtschatka — nicht verkennen. Auf die Tungusen drängen aber von Westen die Jakuten, deren Ausbreitung vom Lena-Thal ostwärts, wie vor Jahrhunderten, so noch heutzutage stattfindet und ihre Wellen, wie oben schon mehrfach hervorgehoben, immer tiefer und tiefer in das tungusische Gebiet treibt.

Bekannter als diese Vorgänge im äussersten Norden und Osten Asien's sind die vielfachen Völkerfluthen, welche ebenfalls vom Innern Asien's nach Norden und Westen sich ergossen und wiederholentlich selbst bis zu den äussersten Enden Europa's sich fortpflanzten. Auch dort finden sich daher Reste älterer Völkerformationen, welche namentlich am Rande des Continentes zu Tage treten, und wo die Sprachforschung ihr entscheidendes Wort noch nicht gesprochen, kann man sie zeitweilig vom historischen Gesichtspunkte auch als paläeuropäische oder west-paläasiatische Völker bezeichnen. Liegt mir auch ihre Betrachtung hier fern, so kann ich doch nicht umhin, auf ein paar solcher europäischer Randvölker hinzuweisen. So begegnet man noch heutzutage am Golfe von Biscaya dem sprachlich vollkommen vereinsamten Volke der Basken, einem Reste der alten, von den Kelten verdrängten Iberier. Von einem anderen paläeuropäischen Volke, den Etruskern im Westen der Apenninischen Halbinsel, haben sich wenigstens Sprachproben erhalten, die auch von vereinsamter Eigenart zeugen[4]). Im Westen der dritten südlichen

---

[1]) S. oben, p. 134.

[2]) Vrgl. unter Anderem dieses Werkes Bd. 1, p. 200.

[3]) C. v. Ditmar, Ueber die Koräken und die ihnen sehr nahe verwandten Tschuktschen (Bullet. de la cl. historico-philol. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb. T. XIII, p. 100; Mél. russes, T. III, p. 2).

[4]) Aus Peschel's Völkerkunde (p. 543) entnehme ich die Angabe, dass es neuerdings dem Sprachforscher Corssen geglückt sein soll, auch das Etruskische als eine altitalische Sprache zu entziffern, dass aber die

Halbinsel Europa's, in den Gebirgen Albanien's, stösst man auf die Schkipetaren oder Arnauten, deren Sprache zwar zum indo-europäischen Stamme gehören, jedoch ausserhalb aller geschwisterlichen Beziehungen zu irgend einem seiner Zweige stehen soll. Auch später haben in Europa die wiederholten Fluthen indo-europäischer Völker die älteren Zweige desselben Stammes theils verschlungen, theils verdrängt, so dass sie gegenwärtig geographisch auch nur als spärliche Randvölker noch anzutreffen sind. So haben sich die Verdränger der Iberier, die Kelten, mit eigener Sprache nur am äussersten Rande Westeuropa's, und zwar mit kymrischer Mundart nur in der Bretagne und in Wales, mit gaelischer oder gadhelischer Mundart nur im Westen Irland's, auf der Insel Man und in Schottland erhalten[1]). Im Norden Europa's werden Glieder der auf asiatischem Boden noch weite Räume einnehmenden ural-altaischen Völkerfamilie mehr und mehr nach dem äussersten Nordrande des Continents gedrängt; so die ehemals viel weiter nach Süden verbreiteten Lappen[2]) und die Samojeden durch finnische Völker, gegen welche wieder Skandinavier und Russen vordringen.

Ganz ähnlichen Erscheinungen begegnet man auch in der neuen Welt. Ich will hier nur bei einigen Völkern des Nordens und Nordwestens von Amerika verweilen, die in gewisser Beziehung zu unseren nördlichen Paläasiaten stehen. Wie Ritter bemerkt, giebt die erste Entdeckung dieses Welttheils durch die Normannen auch einigen Aufschluss über eine amerikanische Völkerwanderung[3]). Als nämlich die Normannen gegen Ende des X. Jahrhunderts ihre ersten, später verschollenen Colonien auf Grönland gründeten, fanden sie dies Land unbewohnt, während sie in dem nur wenig später, um das Jahr 1000 von ihnen entdeckten Winland, an der Ostküste Nordamerika's, Eskimo antrafen, welche sie ihres kleinen Wuchses wegen Skrällinger (Abschnitzel, Zwerge) nannten. Bei der Wiederentdeckung Nordamerika's, zu Ende des XV. Jahrhunderts, fand man hingegen die Eskimo schon durch Indianer-Stämme verdrängt, und als man 1721 unter Hans Egede Südgrönland wieder betrat, gab es dort keine Normannen mehr, statt ihrer aber ein neues Volk — die Eskimo, welche, wie spätere Forschungen ergaben, in der Mitte des XIV. Jahrhunderts dorthin eingewandert waren[4]). So lernen wir dieses Volk gleich auf seiner Wanderung nach Norden kennen. Der gewaltige Vorschub europäischer Colonisation in Nordamerika, der die Indianer nord- und westwärts drängte, musste auch den Druck auf die Eskimo verstärken. Erwägt man, dass sich Spuren ihrer Wohnungen an der Ostküste Grönland's noch bis zum 76° n. Br. finden[5]),

---

Veröffentlichung der Beweise bis dahin (1874) noch nicht erfolgt sei.

[1]) Fr. Müller, Allg. Ethnogr. p. 383; Peschel, Völkerkunde, p. 543.

[2]) Nach Nilsson, s. Baer, Ueber den Schädelbau der Rhätisch. Romanen (Bull. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb. T. I, 1860), p. 53).

[3]) C. Ritter, Gesch. der Erdkunde und der Entdeckungen. Vorles. herausg. von H. A. Daniel, Berlin 1861, p. 214.

[4]) Nach Konr. Maurer, in der Zweiten deutschen Nordpolarfahrt, Leipzig, 1873, Bd. I, p. 234. Vrgl. Peschel, Völkerkunde, p. 62, 410.

[5]) Clavering traf 1823 noch Eskimo an der Ostküste Grönland's in etwa 74° N.; die zweite deutsche Nordpolar-Expedition (1870) fand allerdings nur Reste ihrer ehemaligen Wohnungen, aber bis zum Cap Arendts, in 76° n. Br., hinauf (Jul. Payer, in Petermann's Geogr. Mittheil. 1872, p. 190, 413 und Taf. 10).

so kann man sich schwer denken, dass sie im Nordwesten des Continentes nicht auch von derselben Bewegung ergriffen worden seien. Auf diese Weise können die wenig zahlreichen, auf der asiatischen Seite der Berings-Strasse südlich vom Ostcap (Pääk) bis etwa zur Anadyr-Mündung ansässigen Namollo, ein Zweig der Eskimo, leicht von Amerika herübergekommen sein. Dennoch wäre dies nur eine theilweise Rückwanderung der Eskimo nach Asien, gleich der oben erwähnten Rückwanderung der Giljaken von Sachalin nach dem asiatischen Festlande. Denn die Gesichtszüge der Eskimo wie ihre Traditionen machen es wahrscheinlich, dass sie von asiatischem Ursprunge sind. Nehmen sie auch durch ihre Sprache und ihre Schädelbildung den jetzigen asiatischen Völkern gegenüber eine gewisse Sonderstellung ein, so tragen doch ihre Gesichtszüge, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse aller Reisenden, die sie persönlich kennen lernten, einen unverkennbar mongolischen Typus[1]). Bei den Kanjagen (Kanjag-mjut), einem gegenwärtig mit den Koljuschen vielfach vermischten Eskimo-Stamme, fand Pinart die Tradition, dass ihre Vorfahren in einem nach Westen gelegenen Lande gewohnt hätten[2]). Nach Wrangell[3]) sollen sie aber ihren Ueberlieferungen zufolge, ebenso wie die Tschugatschen, Kuskokwimer u. a. verwandte nordwestamerikanische Eskimo-Stämme, nach ihren jetzigen Wohnorten, auf Kadjak und Aljaska, am Tschugatskischen Meerbusen, am Kuskokwim-Flusse u. s. w., von Norden gekommen sein. Daraus lässt sich, in Verbindung mit der mongolischen Gesichtsbildung, auf eine Einwanderung der Eskimo aus Asien über die Berings-Strasse nach Amerika schliessen, wie dies auch schon von Chamisso[4]), Wenjaminof[5]) u. A. ausgesprochen worden ist. Vermuthlich ist der Norden Amerika's damals unbevölkert gewesen, was den Eskimo die Möglichkeit gab, ungehindert von der Berings-Strasse südwärts bis nach Aljaska, der Insel Kadjak und dem Tschugatskischen Meerbusen, wo sie auf die Koljuschen stiessen, und ostwärts bis zur Atlantischen Küste sich auszubreiten, und dadurch im Laufe der Zeit auch zu vielfacher Verzweigung des Stammes, zur Ausprägung dialektischer und anderer Differenzen führte. Eben weil sie in Amerika einen so freien und weiten Spielraum fanden, kommt es mir auch wahrscheinlicher vor, dass die Namollo nicht sowohl auf asiatischem Boden zurückgebliebene, als vielmehr später, bei eingetretenem Druck von Süden, von Amerika nach Asien zurückgewanderte **Eskimo** sind[1]). Wie dem aber auch sei, immer bleibt der asiatische Ursprung der **Eskimo** so gut wie unzweifelhaft.

---

[1]) So nennt Chamisso (Bem. u. Ans. auf einer Entdeckungsreise, in Kotzebue's Entdeckungs-Reise in die Süd-See und nach der Berings-Strasse, Bd. III, Weimar 1821, p. 176) die Eskimo von der Berings-Strasse bis nach Grönland «einen Menschenstamm von ausgezeichnet mongolischer Gesichtsbildung». Nach Lütke, (Voyage aut. du monde, T. II, Paris 1835, p. 264) treten bei den Namollo die mongolischen Gesichtszüge besonders auffallend an den Weibern und Kindern hervor. Virchow hat sich wiederholentlich, bei Untersuchung von Grönland- und neuerdings von Labrador-Eskimo, dahin ausgesprochen, dass, trotz eigenthümlichem Schädelbau, ihre Gesichtsbildung doch eine mongolische sei. «Wenn man sich», sagt er, «den Kopf in zwei Theile zerlegt denkt, in den Theil, welcher das Gehirn umschliesst, die eigentliche Schädelkapsel, und den, welcher das Gesicht bildet, den eigentlich physiognomischen Theil, so kann man sagen: der physiognomische Theil ist mongolisch, der Gehirntheil eigenthümlich, absonderlich» (Verhandl. der Berl. Ges. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch., in d. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. XII, 1880, p. [236]).

[2]) A. Pinart, Esquimaux et Koloches. Idées rélig. et tradit. des Kaniagmioutes (Revue d'Anthropol. 1873, № 4), p. 6 (des Separatabdruckes).

[3]) Statist. u. ethnogr. Nachr. über die Russ. Besitz. an der Nordwestküste von Amerika (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, herausg. von Baer und Helmersen, Bd. I, St. Petersb. 1839, p. 124).

[4]) A. a. O.

[5]) Записки объ остр. Уналашкинскаго отд. С. Петерб. 1840, Т. I, стр. 112, 113.

Aehnlich verhält es sich auch mit den **Aleuten**. In ihren Gesichtszügen scheint der mongolische Typus noch auffallender hervorzutreten. «Beim ersten Blick», sagt **Wrangell**, «erkennt man in ihnen die asiatische Abstammung von **Mongolen** oder **Mandshu**, und die **Japaner**, welche von einem auf den Sandwich-Inseln gescheiterten Schiffe nach Neu-Archangelsk kamen, erinnerten lebhaft an die Bewohner von Unalaschka»[2]). Auch soll sich unter ihnen, nach **Wrangell** wie nach **Wenjaminof**[3]), die Tradition erhalten haben, dass sie, durch andere Völker gedrängt, von einem grossen, im Westen, unter mildem Himmel gelegenen Lande nach ihren Inseln gekommen seien[4]). **Wenjaminof** meint daher auch, dass sie vielleicht aus Japan über die Kurilen, Kamtschatka und die Berings-Insel nach den Aleuten eingewandert seien, also auf ganz maritimem Wege, wie man es in der That angesichts der ausserordentlichen, von keinem anderen Volke erreichten Geschicklichkeit und Kühnheit, die sie noch heutzutage auf der See, ihrem eigensten Lebenselemente, entwickeln, gern glauben möchte. Den Weg zur weiteren Ausbreitung längs dem Festlande Amerika's fanden sie jedoch durch **Koljuschen** und **Kanjagen** verlegt, weshalb sie auch nicht zu der Verzweigung wie die **Eskimo** kommen und dagegen, auf ihre Inseln beschränkt, die mongolischen Gesichtszüge in höherem Grade als diese conserviren konnten.

Haben die **Eskimo** und **Aleuten** ehemals ihre Heimath in Asien gehabt, so entsteht die Frage, was sie zum Verlassen derselben bewogen haben kann? Man wird, glaube ich, den Grund dazu in denselben Völkerbewegungen suchen dürfen, von denen oben die Rede gewesen. Indem die Giljaken, Aino, Kamtschadalen, Korjaken, Tschuktschen u. s. w. von den Sibirien gegenwärtig räumlich beherrschenden Völkern nach dem Nord- und Ostrande Asien's fortgedrängt wurden, schoben sie ihrerseits die Eskimo und Aleuten vor sich hin und drängten sie endlich auf den beiden oben bezeichneten Wegen, über die Berings-Strasse und die Berings-Insel, nach Amerika hinüber. Gleichwie jene gegenwärtig auf den Nord- und Ostrand Sibirien's beschränkten Völker, müssen wir daher auch diese durch dieselbe Bewegung aus ihrer asiatischen Heimath hinaus und nach den gegenüberliegenden Gestaden Amerika's hinübergedrängten Völker als Paläasiaten bezeichnen. Auch tritt wenigstens eines derselben, die Eskimo, trotz der weiten Verbreitung und Verzweigung, die es in Amerika gewann, mit einem Gliede, den Namollo — gleichviel ob diese als Rest der früheren Eskimo-Bevölkerung in Asien zurückgeblieben, oder später von Amerika wieder herübergespült worden — noch gegenwärtig auf asiatischem Boden zu Tage.

---

[1]) **Billings** (Путеш. кап. Биллингса чрезъ Чукотск. землю, изд. изъ рап. журн. Г. Сарычевымъ, С. Петербургъ 1811, стр. 68) sah die **Namollo** überhaupt als von Amerika nach Asien eingewanderte **Kanjagen** (**Eskimo**) an. Ebenso nennt sie **Klaproth** (Asia polygl. p. 322) «**Polar-Amerikaner** in Asien». Uebrigens scheinen die jetzt so reducirten **Namollo** in Asien ehemals, nach ihrer Einwanderung aus Amerika, eine weitere Ausbreitung gehabt zu haben und später wieder zurückgedrängt worden zu sein. **Wrangell** (Путеш. по сѣв. бер. Сибири и Ледов. моря, Т. II, стр. 333) erfuhr im Jahre 1823 von einer Tradition, laut welcher sie vor etwa 200 Jahren die ganze Eismeerküste von der Berings-Strasse bis zum Cap Schelagskoi bewohnten. In der That findet diese Tradition darin eine Stütze, dass sich auf dieser ganzen Strecke zahlreiche Spuren von Wohnungen erhalten haben, die von denjenigen der **Tschuktschen** ganz verschieden und gleich den **Eskimo**-Hütten zum Theil in den Erdboden eingesenkt waren. Nach **Wrangell** giebt es mehrfache Beweise dafür, dass andererseits auch die **Tschuktschen** damals viel weiter nach Westen, über die **Kolyma** hinaus verbreitet waren, und dass sie erst nach Eroberung dieses Stromes durch die Lena-Kosaken ostwärts gedrängt wurden. So liegt der Schluss nahe, dass die **Tschuktschen**, indem sie nach blutigem Conflikt vor den Russen zurückwichen, ihrerseits auf die **Namollo** drückten und sie endlich bis an das äusserste Ende des Landes, die Küste an der Berings-Strasse, verdrängten.

[2]) **Wrangell**, l. c. p. 124. Von den **Kanjagen** (**Kadjakern**) sagt er hingegen, dass sie sich nur durch ihre Sprache als **Eskimo** verrathen, während sie im Aeusseren, in Folge von Vermischung mit den amerikanischen Stämmen, den ursprünglichen asiatischen Charakter verloren haben.

[3]) A. a. O. Bd. I, p. 109; Bd. II, p. 272.

[4]) Nach dem Steuermann **Saikof** hingegen, der die **Aleuten** in den 70-er Jahren des vorigen Jahrhunderts bereiste, behaupteten die Bewohner Aljaska's, dass die **Aleuten** in den ältesten Zeiten von dort ausgegangen seien und sich von Insel zu Insel bis zu der entlegensten derselben (Attu) verbreitet hätten (Neue Nord. Beytr. Bd. III, St. Petersburg und Leipzig 1782, p. 284).

Damit glaube ich einigermassen die Stellung bezeichnet zu haben, welche die Giljaken, und desgleichen auch die Aino, unter den Völkern Nordasien's und des angrenzenden Nordamerika's einnehmen. Mit eigener, gegenwärtig vereinsamter Sprache versehen, stehen sie ohne direkte Stammverwandte da, lassen sich jedoch geographisch wie historisch in nächster Beziehung zu denjenigen Völkern auffassen, welche wir gleich ihnen als nordasiatische Randvölker oder als nördliche Paläasiaten bezeichnet haben, und zwar besonders zu denjenigen unter ihnen, welche in Asien verblieben sind, demnächst aber in gewisser Weise auch zu denen, welche unter dem Andrange der letzteren den asiatischen Boden geräumt haben, um nach dem nahen Amerika hinüberzugehen. Es wird zur Rechtfertigung dieser Auffassung dienen, wenn uns in der Folge, bei Betrachtung der Lebensweise, der Sitten und Anschauungen der Giljaken, mancher und der meiste Anklang an die übrigen paläasiatischen Völker entgegentreten wird. (End)

Ist in dem Obigen auch schon die Stellung des Aino-Stammes zu den übrigen Völkern Ostasien's bezeichnet worden, so geschah dies doch nur in vorgreifender Weise, ohne alle Begründung von sprachlicher wie von physischer Seite. Keines der hier in Rede stehenden Völker ist aber nach beiden Seiten so bekannt, wie die Aino. Ich selbst bin mit ihnen nur wenig in Berührung gekommen, kenne nicht ihre Sprache, habe nur wenige Individuen theils in Aniwa, theils unter den Giljaken von Sachalin gesehen und auch keine Gelegenheit gehabt, gut erhaltene Aino-Schädel zu vermessen. Was hier daher über die Abstammung der Aino, ihre Sprache und physische Beschaffenheit folgt, beschränkt sich auf eine kurze Zusammenstellung und kritische Abwägung der verschiedenen darüber geäusserten Ansichten und Angaben.

Ueber kein Volk sind hinsichtlich seiner Abstammung oder Stammverwandtschaft in kurzer Zeit so viele, so weit auseinandergehende, ja, einander so sehr widersprechende Ansichten ausgesprochen worden, wie über die Aino. Die erste dahin zielende Aeusserung findet man bei

La Pérouse, der, auf die regelmässigeren, den Orotschen der Bai de Castries fremden, mehr «europäischen» Gesichtszüge der Eingeborenen von Oku-Jesso (Aino von Sachalin) gestützt, die Bemerkung hinwarf, dass diese Insel, so wie die vom selben Stamme bewohnten Kurilen und Jesso ihre Bevölkerung sicherlich nicht vom gegenüberliegenden Continent bezogen hätten, sondern dieselbe einer «Asien vielleicht sogar fremden Colonie» verdankten[1]. Die lange Zeit hindurch einzigen Abbildungen von Aino-Köpfen im Atlas zu Krusenstern's Reise[2]) schienen diese Ansicht zu bestätigen. Nicht minder auch manche spätere, denen man jedoch, sobald sie nicht auf photographischem Wege gewonnen worden, heutzutage keine Bedeutung mehr zuschreiben darf[3]). Am entschiedensten ist die Ansicht vom indo-europäischem Ursprunge der Aino von Bickmore ausgesprochen und vertreten worden[4]). Durch ihre Gesichtszüge, meint er, namentlich durch die horizontal geschlitzten, weit offenen Augenlider, durch die keineswegs vorragenden Backenknochen und durch die Haarfülle, stehen die Aino allen sie umgebenden asiatischen Völkern, Japanern, Chinesen, Koreanern, Mandshu, Giljaken und Kamtschadalen, fern und erinnern hingegen an «bärtige russische Bauern von slavischem Stamme»[5]). Er sieht sie daher für «einen Zweig unserer eigenen, arischen Familie» an und fügt, wie um seiner Ansicht noch mehr Gewicht zu verleihen, die Bemerkung hinzu, dass auch der Dr. Pickering, Direktor der ethnologischen Abtheilung der naturforschenden Gesellschaft zu Boston und Ethnolog der «Exploring Expedition» der Vereinigten Staaten, dieselbe vollständig theile und ihn zur Bekanntmachung dieser seiner Beistimmung autorisirt habe. Gleichwie einige indo-europäische Völker vom Hochplateau Centralasien's über Iran nach Westen, andere, wie die Perser und Hindu, nach Süden gewandert seien, so habe sich, meint Bickmore, noch ein anderer Zweig desselben Stammes nach Osten gezogen, bis er die das heutige Japan bildenden Inseln erreichte, wo wir ihn noch heutigen Tages als Aino antreffen. Bezugnehmend auf Siebold's Angaben über die Sprache der Aino, kommt Bickmore sogar zu dem Schlusse, dass sie ein arisches Volk seien, das eine nichtarische Sprache spreche, und zwar eine ihnen selbst eigene Sprache, welche sie, wenigstens in den letzten 2500 Jahren, von keinem anderen Volke, das sie unterjocht oder von dem sie unterjocht worden, angenommen hätten. Der letzteren Behauptung darf man gewiss beistimmen, um so mehr als man von keinem Volke weiss, dem die Aino ihre Sprache entlehnt haben könnten, und als sie auch heutigen Tages, selbst einem ihnen so weit überlegenen und so mächtig auf sie eindringenden Culturvolke gegenüber, wie die Japaner, an ihrer eigenen Sprache zähe festhalten. Nur hätte dieser Umstand billigerweise auch bei der Ableitung ihres Ursprungs in Betracht gezogen werden sollen.

---

1) La Pérouse, Voyage aut. du monde, réd. par Milet-Mureau, T. III, Paris 1797, p. 88, 114.

2) Tab. LXXVII—LXXIX.

3) So die von Haberscham mitgetheilten, bei Nott and Gliddon, Indigen. Races of the Earth, Philadelphia 1857, p. XII; desgl. № 5 im Ethnogr. Tableau des genannten Werkes.

4) Alb. Bickmore, The Ainos or Hairy men of Jesso, Saghalien and the Kurile Islands (Amer. Journ. of Science, May, 1868, p. 8, 9, 21, 24).

5) Uebrigens sprachen es schon Golownin und Brylkin aus, dass die dichten schwarzen Kinn- und Schnurrbärte die Aino den russischen Bauern sehr ähnlich machen. Vrgl. des Letzteren «Письма съ Сахалина» (Зап. Сиб. Отд. Геогр. Общ. Кн. VII, Иркутскъ 1864, стр. 14).

Nicht besser scheint mir die Ansicht zu sein, welche den Aino einen semitischen Ursprung zuschreibt. Ein in Hongkong stationirender englischer Geistlicher, Dr. Grey, soll sie nämlich für einen nach den jetzigen Japanischen Inseln versprengten Juden-Stamm halten. Worauf sich aber diese Ansicht gründet, weiss ich nicht, da mir dieselbe nur aus einer Mittheilung R. Gärtner's bekannt ist[1]).

Wie Diese im fernen Westen der Alten Welt, so haben Andere die nächsten Stammverwandten der Aino weit ostwärts, in der Neuen Welt gesucht. Der deutsche Ministerresident in Japan, v. Brandt, fand aus eigener Anschauung zwischen den Aino und manchen Indianer-Stämmen Nordamerika's — namentlich den Utahs und Schoschonen — eine solche Aehnlichkeit, dass er keinen Anstand nahm, sie für stammverwandt zu erklären[2]).

Von viel grösserer Bedeutung und Tragweite ist die Ansicht von Vivien de Saint-Martin über die Abstammung der Aino[3]). Er betrachtet sie als Angehörige einer besonderen Race, welche ursprünglich die gesammte grosse Inselwelt Asien's von Sumatra bis nach den Philippinen bewohnte, und deren Abkömmlinge sich noch jetzt im Innern dieser Inseln finden, wie die Batta von Sumatra, die Dayak von Borneo, die Tagalen von Luçon, die Bizaya von Mindanao u. drgl. m. Diese weisse Race, mit ungefähr, wenn nicht ganz kaukasischen Zügen, hatte geographisch ihren Sitz zwischen den gelblichen Stämmen Ostasien's einerseits und den schwarzen Völkern Südwest-Oceanien's andererseits. Die sie jetzt auf jenen Inseln umgebende Malayische Race sieht er nur als eine in sehr alter Zeit durch Vermischung gelber, asiatischer Völker mit derselben entstandene hybride Form an. Hatte man nun die Existenz einer von den Malayen ganz verschiedenen Race auf den grossen ostasiatischen Inseln schon längst erkannt, so wies Vivien de Saint-Martin zuerst darauf hin, dass sie keineswegs auf dieselben beschränkt sei, sondern sich von dort aus nach zwei Richtungen weithin verzweigt habe. Die eine Verzweigung ging nach Osten, über die ganze Inselwelt Polynesien's, die andere erstreckte sich nach Norden, über alle den Ostrand Asien's begleitenden Inseln, von Formosa bis nach Kamtschatka. Da somit diese Race nur auf Inseln wohnt und über Inseln sich ausgebreitet hat, so nennt Vivien sie die Oceanische Race[4]). Ihr nördlicher Zweig umfasst nach ihm auch die Aino. Namentlich sieht er einen Beweis dafür in der starken Entwickelung bei ihnen des Bart- und übrigen Haarwuchses, wodurch sie von den bartlosen Chinesen, Mandshu und übrigen mongolischen Völkern scharf abstechen und hingegen den Dayak und anderen ähnlichen Völkern des ostasiatischen Archipels verwandt erscheinen. Bemerkenswerth ist aber, dass von demselben Gesichtspunkte, physischer Aehnlichkeit, Peschel über die Abstammung der Aino eine ganz entgegengesetzte Vermuthung ausspricht. Auf Grund ihres starken Haarwuchses, sowie vielleicht auch ihres angeblich schwärzlichen Teints, hält er es nicht für undenkbar, dass sie zu den Arta oder **Negritos** der Philippinen in Verwandtschaftsbeziehungen stehen könnten[1]), wonach sie also nicht zu **Vivien de Saint-Martin's** weisser **Oceanischer**, sondern zur schwarzen **Papuanischen** Race zu rechnen wären. Indessen schreibt **Peschel** selbst dieser «ohne grosse Zuversicht» von ihm ausgesprochenen Vermuthung nur den Zweck zu, eine Vergleichung der betreffenden Idiome anzuregen, von der allein eine Entscheidung über die ethnologische Stellung der **Aino** zu erwarten sei.

---

[1]) Zeitschr. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin, Bd. II, 1867, p. 381.

[2]) Verhandl. der Berlin. Gesellsch. für Anthrop., Ethnol. und Urgesch., in der Zeitschr. für Ethnol. Bd. IV, 1872, p. (190), (241).

[3]) L'année géographique, IX-e et X-e ann. (1870—1871). Paris 1872, p. 93—97.

[4]) Einzelne, sporadische Gruppen dieser Race findet er übrigens auch auf dem Litoral Ostasien's; so z. B. die Moï in den Bergen Cochinchina's (l. c. p. 94).

Es fehlt endlich nicht an Stimmen, welche sich für einen continental-asiatischen und zwar mehr oder weniger bestimmt mongolischen Ursprung der **Aino** aussprechen. So weist ihnen **Siebold**[2]) nach Sprache und Stamm zwar eine Sonderstellung unter allen bis dahin bekannten Völkern Nordostasien's an, findet aber doch im Aeusseren, in Form und Gestalt, in Sitten und Gebräuchen eine grosse Aehnlichkeit zwischen ihnen und sowohl den Bewohnern der Bai de Castries, wie sie uns **La Pérouse** schildert, als auch den Stämmen der **Kileng** und **Ketscheng**, welche im Hingon (Amgunj)-Thale und an der Meeresküste südöstlich vom Amur und gegenüber der Insel Sachalin wohnen, — d. i., wie wir schon wissen, mit den **Orotschen**, **Oltscha**, **Golde**, **Negda**, überhaupt also mit den **Amur-Tungusen**[3]). So müssen sich, meint er, zwar tausendjährige Spuren vom **Aino**-Stamme an der Küste Asien's auffinden lassen, allein ihn bis zu seiner Wiege zurück zu verfolgen, gestatten die mangelhaften historischen Nachrichten über jene Gegenden nicht. Seiner Vermuthung nach sind jedoch die **Aino** den Amur abwärts nach den jetzt von ihnen bewohnten Inseln gekommen, und zwar in sehr alter Zeit, noch ehe die **Itälmenen** auf demselben Wege nach Kamtschatka gelangten. Diese hätten dann von Nordosten, sowie die **Korjaken** und **Tungusen** von Norden und Nordwesten und die **Japaner** von Süden auf die **Aino** gedrückt und sie solchergestalt auf ihre jetzige Heimath eingeschränkt[4]).

Wird hier den **Aino** nur ganz im Allgemeinen ein continental-asiatischer Ursprung zugeschrieben und auf ihre Aehnlichkeit mit einem Volke von mongolischer Race, den **Amur-Tungusen**, hingewiesen, so werden sie von Anderen, auf Grund ihrer physischen Beschaffenheit, ganz direkt zu dieser letzteren Race gestellt. So spricht sich z. B. Dr. **Dobrotworskij**, der über fünf Jahre auf Sachalin zugebracht und den **Aino** grosse Aufmerksamkeit geschenkt hat, dahin aus, dass sie nach dem Typus ihrer Physiognomien zur mongolischen Race gehören[5]). Noch bestimmter äussert sich darüber **Dönitz**, indem er das Resultat seiner Untersuchungen über den Körperbau und besonders über die Gesichtsbildung und Schädelform der **Aino** dahin zusammenfasst, dass sie **Mongolen** sind und sich von den **Japanern** vielleicht weniger unterscheiden als die **Germanen** von den **Romanen**, sowie dass «von einer Annäherung derselben an den

---

[1]) Cfr. **Peschel**, Völkerkunde, Leipzig 1874, p. 115.

[2]) Aardrijks- en volkenkund. toelicht. tot de ontdekk. van Maert. Gerr. **Vries**, Amsterdam 1858, p. 117, 118, 121.

[3]) **La Pérouse** selbst war übrigens ganz anderer Ansicht. S. dessen Voyage aut. du monde, T. III, p. 101, 119; vergl. auch oben, p. 207.

[4]) Wie sich **Siebold** einen Durchzug der **Itälmenen** durch das von den **Aino** besetzte Gebiet dachte, bleibt unklar. Der **Korjaken** geschieht hier wohl nur daher Erwähnung, weil **Siebold** sie in der japanisch entstellten Bezeichnung «**Kordekke**» (für **Golde**, s. oben p. 149) erkennen zu müssen glaubte.

[5]) М. **Добротворскій**, Южн. часть остр. Сахалина (Изв. Сиб. Отд. Геогр. Общ. Т. I, № 2 и 3, Иркутскъ 1870, стр. 26); его же, Аино-Русскій Словарь, Казань 1875, стр. 32 (Прилож. къ Учен. Зап. Имп. Казанск. Универс. 1875 г.).

Typus der Westeuropäer gar keine Rede sein kann»[1]) — ein Resultat, welches mit der oben erwähnten Ansicht von **La Pérouse**, **Bickmore** u. A. in direktem Widerspruch steht. So sind aus der physischen Beschaffenheit der **Aino** die verschiedensten Schlussfolgerungen über ihre Abstammung gezogen worden — ein Umstand, der den besten Beweis dafür abgiebt, dass diese Beschaffenheit grossen Schwankungen unterworfen ist, dass diese Schwankungen nicht hinlänglich berücksichtigt, sondern die Schlüsse immer nur auf einzelne wenige Fälle basirt worden sind, und dass endlich überhaupt die blosse Beachtung der physischen Beschaffenheit eines Volkes, mit Hintansetzung seiner Sprache, zu den irrthümlichsten Resultaten über dessen Abstammung führen kann. Betrachten wir nun beide Momente, wie es oben auch bei den **Giljaken** geschehen, einzeln und genauer.

Seit der ersten Sammlung kurilischer Wörter, welche **Strahlenberg** mittheilte[2]), ist die **Aino**-Sprache durch eine Reihe von Wörterverzeichnissen, sowie durch manche auf ihren Bau bezügliche Abhandlungen näher bekannt geworden. Die ersteren sind zum Theil von Reisenden an Ort und Stelle, sei es auf den Kurilen (resp. Kamtschatka), sei es auf Sachalin oder Jesso niedergeschrieben; so die Wörtersammlungen von **Krascheninnikof**[3]), **La Pérouse**[4]), **Broughton**[5]). Andere derselben sind, entweder ganz oder wenigstens zum grössten Theil, mit Hülfe der **Japaner** oder nach japanischen Quellen zusammengestellt; so die Wörterverzeichnisse und Vokabularien von **Titsingh**[6]), **Dawydof**[7]), **Klaproth**[8]), **Pfizmayer**[9]), **Siebold**[10]) u. A. Das neueste und reichste aller bisherigen Aino-Vokabularien ist das vom jüngst verstorbenen Dr. M. Dobrotworskij sowohl nach einer grossen Anzahl im Laufe von fünf Jahren von ihm selbst auf Sachalin gesammelter Wörter (5733), als auch unter Benutzung der meisten früheren Sammlungen der Art zusammengestellte[1]. In diesem Werke findet man auch eingehende Bemerkungen über die Lautbildung in der Aino-Sprache, und bei Siebold und besonders in verschiedenen Abhandlungen Pfizmayer's[2] manche Angaben über den Bau derselben. Fehlt es daher bis jetzt auch noch an einer den Anforderungen der Philologen entsprechenden Grammatik der Aino-Sprache, so musste das vorhandene Material doch schon genügen, um ein Urtheil über die allgemeine Stellung derselben zu anderen Sprachstämmen und Zweigen zu gestatten. Nirgends wird man jedoch eine Angabe finden, die zu Gunsten einer etwaigen Verwandtschaft derselben sei es mit indo-europäischen oder semitischen Sprachen, sei es mit den Idiomen der ostasiatischen Papuanen, der Polynesier oder der Indianer-Stämme Nordamerika's spräche. Von sprachlicher Seite ermangeln daher die oben erwähnten respectiven Angaben über die Abstammung der Aino jeglicher Stütze. Die einzige Verwandtschaft, die man gefunden haben will, weist nach Asien hin. Klaproth meint, die Aino-Sprache biete mehrere Aehnlichkeiten mit dem Samojedischen und anderen nordasiatischen Mundarten dar[3]. Pfizmayer führte jedoch dieselben nur auf ein geringes Maass zurück, und Siebold spricht sich ausdrücklich dahin aus, dass die Aino-Sprache eine eigenartige und selbständige sei, die in ihren Wortstämmen und Wurzeln mit keiner der Nachbarsprachen eine Uebereinstimmung zeige und unter allen nordostasiatischen Idiomen ganz isolirt dastehe[4] — eine Stellung, wie sie nach ihm auch das Aino-Volk unter den übrigen einnehme. Auf Grund dieser Angaben über die Aino-Sprache wird man daher unsere oben entwickelte Ansicht, dass die Aino gleich den Giljaken ein paläasiatisches, im Laufe der Zeit nach dem insularen Ostrande des Continentes verdrängtes und in seiner Sprache vereinsamtes Volk sei, nicht unberechtigt finden.

---

[1]) W. **Dönitz**, Bemerk. über Aino's (Mittheil. der Deutsch. Gesellsch. für Natur- und Völkerkunde Ostasien's, Yokohama, Dec. 1874, p. 61).

[2]) Das Nord- und Östl. Theil von Europa und Asia, Stockholm 1730; auf der diesem Werke beigefügten Tabelle: «Gentium boreo-orientalium vulgo Tartarorum Harmonia linguarum», unter der Rubrik: «Kurili oder ost- und südliche Einwohner in Kamtschatka». Meist Zahl- und einige wenige andere Wörter.

[3]) Описаніе земли Камчатки (Полн. собр. учен. путешествій по Россіи, изд. Имп. Акад. Наукъ, T. II, С. Петерб. 1819, стр. 267—272).

[4]) Voyage aut. du monde, T. III, Paris an V (1797), p. 116—123.

[5]) A Voyage of discov. to the North Pacific Ocean, London 1804, p. 390.

[6]) In seiner Uebersetzung des «Jeso-ki» von **Kannemon** (Annales des Voyages, publ. par **Malte-Brun**, T. XXIV, Paris 1814, p. 155—170).

[7]) Veröffentlicht von **Krusenstern**, russisch in der russischen Ausgabe seiner Reise um die Welt, Bd. III, p. 342—360, deutsch in seinen Wörtersammlungen aus den Sprachen einiger Völker des östl. Asiens und der Nordwest-Küste von Amerika, St. Petersburg 1813, p. 1—20. Vrgl. auch **Pfizmayer**, Kritische Durchsicht der von **Dawidof** verfassten Wörtersamml. aus der Sprache der Aino's, als Beilage zum Decemberheft des Jahrg. 1851 (Bd. VII), der Sitzungsber. der philosoph.-histor. Klasse der Kais. Akad. der Wissensch. zu Wien, p. 382 ff. **Krusenstern** meint zwar, **Dawydof** habe die Aino-Wörter selbst gesammelt, allein **Siebold** (Aardr.- en volkenkund. toelicht. tot de ontdekk. van Maert. Gerr. Vries, Amsterdam 1858, p. 120) hält es für höchst wahrscheinlich, dass die Sammlung von einem **Japaner** zusammengestellt worden ist. Abgesehen von sprachlichen Gründen, scheint mir in der That auch der Umstand dafür zu sprechen, dass die von **Resanof** aus persönlicher Rache gegen die **Japaner** veranstaltete Expedition **Dawydof's** nach Sachalin nur den Zweck der Zerstörung ihrer Colonien auf dieser Insel hatte und demgemäss auch nur sehr kurze Zeit dauerte.

[8]) In **Langsdorff's** Bemerk. auf einer Reise um die Welt, Frankf. a. M. 1812, Bd. I, p. 300—303; Asia polyglotta, Paris 1823, p. 302—315; San kokf tsou ran to setz, ou Aperçu génér. des trois royaumes, Paris 1832, p. 243 bis 255. Die in dem letzteren Werke angegebenen, auf Kamtschatka gesammelten kurilischen Wörter sind einem Manuskript von **Steller** entnommen, welches **Klaproth** in Irkutsk erhielt (San kokf etc. p. V).

[9]) Vocabular. der Aino-Sprache (Denkschr. der Kais. Akad. der Wissensch. Philosoph.-histor. Classe, Bd. V, Wien 1854, p. 137—230).

[10]) Aardrijkskundig en volkenkund. toelicht. Amsterdam 1858, p. 127—139.

Die physische Beschaffenheit der Aino ist von allen Reisenden einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt worden, da sie den Japanern und anderen asiatischen Völkern gegenüber auf den ersten Blick viel Abweichendes und Eigenthümliches darbietet. Wie schon erwähnt, gehen aber die einzelnen Angaben oft sehr auseinander, nicht weil sie falsch, sondern weil sie auf ein ungenügendes Material basirt sind. Erst aus einer Gegeneinanderhaltung und Zusammenfassung derselben lässt sich ein volles Bild von der physischen Erscheinung der Aino gewinnen. Gehen wir die einzelnen Züge derselben durch.

Die beiden ältesten Nachrichten, in denen des Wuchses der Aino Erwähnung geschieht, enthalten nach verschiedenen Seiten extreme Angaben. Während nämlich der Pater Hieronymus de Angelis 1622 aus Japan schrieb, die Aino seien «grösser von Leibe, als Menschen gemeiniglich zu sein pflegten»[1]), berichtete hingegen Joan Saris fast um dieselbe Zeit, dass die Eingeborenen des südlichen Jesso den Japanern an Grösse gleich kämen, die weiter nach Norden auf derselben Insel wohnenden aber «sehr klein, gleich Zwergen» seien[2]). Beiden Angaben merkt man das Fabelhafte an, das zu jener Zeit der nördlich von Nippon gelegenen Inselwelt noch vielfach anhing. Die letztere beruht ausserdem nicht auf eigener Anschauung, sondern auf den Erzählungen eines Japaner's, der die Insel Jesso zweimal besucht hatte. Alle späteren Angaben sprechen den Aino einen mittleren[3]) oder auch etwas darunter zurückbleibenden, niedrigen Wuchs[4]) zu. So erschienen mir auch die Individuen, welche ich in der Bai Aniwa sah. Genauere Angaben über den Wuchs der Aino, in Zahlen, verdankt man La Pérouse[5]) und Rollin[6]), Krusenstern[7]) und Langsdorff[8]), Bickmore[9]), St. John[10]), Dönitz[11]). Auch diese Angaben stimmen mit einander überein, indem sie sämmtlich den Wuchs der Aino auf etwa 5 Par. Fuss oder etwas darüber oder darunter feststellen[12]). Dies wäre, nach Mohnike's Messungen an 50 Individuen männlichen Geschlechts, so ziemlich auch die mittlere Grösse der Japaner (5′1—2″)[13]). Natürlich ist damit das Vorkommen unter den Aino auch entschieden kleiner und grosser Individuen, wie z. B. Whittingham ein solches ohne Maassangaben beschreibt[14]), nicht ausgeschlossen. Weniger übereinstimmend unter einander lauten die An-

---

[1] Аинско-русскій словарь, Казань 1875 (Прилож. къ Учен.-Зап. Импер. Каз. Унив. 1875 г., 487 стр. 8°). Im Vorwort bespricht der Autor auch alle früheren Wörterverzeichnisse der Aino-Sprache. Seltsamerweise vermisst man aber unter denselben die oben erwähnten von Titsingh, Klaproth im San kokf tsou ran to sets und Siebold.

[2] Untersuch. über den Bau der Aino-Sprache (Sitzungsber. der Kais. Akad. der Wiss. Philos.-histor. Classe, Wien 1851); desselb. Abhandl. über die Aino-Sprache, Wien 1852 (Sitzungsber. Jahrgg. 1849 und 1850).

[3] Klaproth, Asia polyglotta, p. 302.

[4] Siebold, Aardr.- en volkenk. toelicht. p. 121. Dieselbe Ansicht findet man bei Forbes; s. Hellwald, Das Volk der Ainos (Das Ausland, 1873, p. 913).

---

1) Witsen, Noord en Oost Tartarye, Amsterdam 1692, 2. Thl. p. 58; Siebold, l. c. p. 94.

2) Siebold, l. c. p. 97.

3) Kraschenínnikof, l. c. 238; Broughton, l. c. p. 88; Forbes, The Western Shores of Volcano Bay, Yesso (Proceed. of the R. Geogr. Soc. Vol. X, London 1866, № IV, p. 170); v. Brandt, Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthrop., Ethnol. und Urgesch. 1872 (Zeitschr. f. Ethnol., Bd. V, p. [27]); Августиновичъ, Жизнь Русск. и инородц. на остр. Сахалинѣ, С. Петерб. 1874, стр. 30, u. A.

4) Vries, s. Witsen, l. c. p. 32; Siebold, l. c. p. 100; Hawks, Narrat. of the Exped. of an Amer. squadr. to the China Seas and Japan, und. the comm. of commod. M. C. Perry, New-York, p. 521; Habersham, s. Nott and Gliddon, Indigen. Races of the Earth, Philadelphia 1857, p. 620; Jos. Barnard Davis, Descript. of the Skeleton of an Aino Woman, and of three Skulls of Men of the same race (Memoirs read before the Anthropolog. Society of London, Vol. III, 1870, p. 33); Blakiston, Journey round the Island of Yezo (Proceed. of the R. Geogr. Soc., Vol. XVI, London 1872, № III, p. 192); Dobrotworskij, l. c. p. 33. Nur vereinzelt steht dagegen die Angabe Duchateau's (Congrès intern. des Oriental. T. I, Paris 1874, p. 107), dass die Aino von hohem Wuchse seien.

5) L. c. T. III, p. 40.

6) La Pérouse, Voyage etc. T. IV, p. 73, 86.

7) Reise um die Welt, Bd. II, p. 74.

8) L. c. Bd. I, p. 284.

9) L. c. p. 6, 10.

10) The Ainos: Aborigines of Yeso (The Journ. of the Anthropolog. Institute of Great Britain and Ireland, Vol. II, London 1873, p. 248).

11) Bemerk. über die Aino's (Mittheil. der Deutschen Gesell. für Natur- und Völkerk. Ostasien's, 6. Heft, Yokohama 1874, p. 66).

12) Nur unter den Angaben von Dönitz finden sich einige erheblich kleinere Zahlen, doch beziehen sich diese auf sehr junge, offenbar noch nicht ganz erwachsene Individuen, wie dies auch Anutschin (l. c. p. 123) bemerkt.

13) O. Mohnike, Die Japaner. Eine ethnogr. Monographie, Münster 1872, p. 15, 16. Léon de Rosny (Moeurs des Aino, insulaires de Yéso et des Kouriles, Paris 1857, p. 3) giebt, vermuthlich nach japanischen Quellen, an, dass die Aino im Allgemeinen grösser als die Japaner seien. Nach Bickmore (l. c. p. 10) wäre es aber nur kaum der Fall.

14) Vrgl. Bickmore, l. c. p. 10. Auch Habersham sah manche Individuen, die, wie er sagt, in jedem Lande für gross gelten würden. Vrgl. Nott and Gliddon, l. c. p. 621.

gaben über den Wuchs der **Aino**-**Weiber**. Während **Klaproth**[1]) sie nach einer japanischen Quelle als im Allgemeinen gross bezeichnet und **Bickmore**, dieselbe Ansicht theilend, sie den Männern nur wenig nachstehen lässt, werden sie von Anderen geradezu klein genannt[2]). Offenbar ist beiderseits zu früh generalisirt worden; dabei mag zur letzteren Ansicht auch das in Folge übermässiger Arbeitslast oft gedrückte und gebeugte Ansehen der **Aino**-**Weiber** beigetragen haben[3]). Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen. Den meisten der obigen Angaben zufolge sind dabei die **Aino** von kräftigem, robustem Bau, mit stark entwickelter Muskulatur. **Rollin** schreibt ihnen auch eine gewisse Fülle zu[4]). Nach **St. John** hingegen wären sowohl muskulöse, wie füllige Gestalten nur seltene Ausnahmen und leichte, dürre, hagere Erscheinungen unter Männern wie Weibern die gewöhnlichen. Gewiss mögen in dieser Beziehung mancherlei Schwankungen und namentlich auch locale Differenzen statthaben, indem die verschiedentliche Gunst oder Ungunst der Existenzbedingungen und der Stellung der **Aino** zu ihren Bedrückern, den **Japanern**, auch auf ihre physische Entwickelung von Einfluss sein muss. So bemerkte schon **Golownin**, dass die **Aino** von Jesso von grösserem Wuchs und kräftigerem Bau als die Bewohner der nördlichen Kurilen seien, und suchte den Grund davon in ihrem thätigeren Leben und in dem Ueberfluss an guter, gesunder Nahrung, welche den letzteren hingegen oft abgeht[5]). Auf Sachalin zeichnen sich, nach **Awgustinowitsch**, die nördlicher, etwa bei Taraika am Golf der Geduld wohnenden **Aino** nicht bloss moralisch, sondern auch in ihrem Körperbau vortheilhaft vor den am Südende der Insel wohnhaften aus[6]). Jene waren aber auch bis dahin frei geblieben, während diese unter dem harten Druck der **Japaner** standen.

Ueber die Grössenverhältnisse der einzelnen Körpertheile bei den **Aino** lässt sich bei dem spärlichen Material, auf welchem die einzelnen Angaben beruhen, nur wenig Bestimmteres sagen. Im Allgemeinen heisst es, dass die **Aino** von wohlproponirtem Körperbau sind[7]). **Dönitz**, der noch die meisten und doch auch nur fünf lebende männliche Individuen vermessen hat, zieht aus den von ihm gefundenen Maassen keine allgemeineren Schlüsse über das Verhältniss der einzelnen Körpertheile, weil die vermessenen Individuen noch jung waren (zwischen 15 und 19 Jahren) und mit dem zunehmenden Alter Veränderungen in den Körperverhältnissen zu erwarten waren[8]). **Anutschin** nahm aber die Mittel aus diesen Maassen und kam, indem er ihr Verhältniss zum mittleren Gesammtwuchs bestimmte und mit den entsprechenden Grössen bei anderen Völkern verglich, zu folgenden Resultaten[9]). Der Kopf wäre demnach bei den Aino verhältnissmässig gross[10]), der Rumpf lang, die Arme im Verhältniss etwas länger als bei Europäern (und zwar in Folge eines verhältnissmässig längeren Vorderarmes)[1], die Beine hingegen etwas kürzer (in Folge einer verhältnissmässig geringeren Länge des Oberschenkels), Hände und Füsse klein[2]). Zu demselben Resultat hinsichtlich der verhältnissmässigen Grösse der Extremitäten gelangte er auch aus der Vermessung der betreffenden Knochen an zwei Aino-Skeleten von Sachalin, einem männlichen und einem vermuthlich weiblichen[3]). Und damit stimmt auch überein, was schon vor ihm Barn. Davis[4]) bei Vergleichung des Skelets eines Aino-Weibes von Jesso mit dem von Sömmering ausführlich beschriebenen weiblichen Skelet deutscher Herkunft fand. Nur waren in diesem letzteren Falle nicht bloss das Oberschenkelbein, sondern ganz besonders auch die Knochen des Unterschenkels, Tibia und Fibula, so unverhältnissmässig kurz, dass Davis dies als die Hauptverschiedenheit des Aino-Skelets dem erwähnten deutschen gegenüber bezeichnet. Ob sich aber diese Grössenverhältnisse im Körperbau der Aino als Regel hinstellen lassen, wird man erst aus einer grösseren Anzahl von Messungen ersehen können.

---

[1]) San kokf tsou ran to sets, ou Aperçu génér. des trois royaumes, p. 231.

[2]) So von **Whittingham** (s. **Bickmore**, l. c.) und von **St. John**, a. a. O.

[3]) Den Wuchs der **Japanerinnen** giebt **Mohnike** (l. c.) im Allgemeinen als klein an, nach 30 von ihm vermessenen Individuen im Mittel auf 4′.1—3″.

[4]) ... «un léger embonpoint» (l. c. p. 73).

[5]) **Головнинъ**, Записки о приключ. его въ плѣну у Японцевъ, С. Петерб. 1816, Ч. III, стр. 100.

[6]) **Августиновичъ**, Жизнь Русск. и инородц. на остр. Сахалинѣ, С. Петерб. 1874, стр. 30.

[7]) **Hawks**, Narrat. of the Exped. of an Amer. squadr. to the China Seas and Japan und. the comm. of commod. **Perry**, New-York 1856, p. 324; **St. John**, l. c. p. 248.

[8]) **Dönitz**, l. c. p. 64.

[9]) **Anutschin**, l. c. p. 127.

[10]) Das bemerkte auch schon **Rollin**, l. c. p. 74.

So lange zahlreichere Beobachtungen fehlen, darf man ferner auch in den von Davis und Anutschin an den betreffenden Skeleten wahrgenommenen Formverhältnissen der einzelnen Knochen noch keine für die Aino allgemein gültigen, charakteristischen Züge, noch weniger, wie besonders Letzterer wiederholentlich thut, Kennzeichen ihrer Zugehörigkeit zu einer niederen Race erblicken, da diese Formverhältnisse starken individuellen Schwankungen unterliegen. Dahin gehört z. B. die von Anutschin ausführlich besprochene Form der Arm- und Schenkelknochen und besonders ihrer verschiedenen Querschnitte[5]), die Form der einzelnen Hand- und Fussknochen[6]), desgleichen die von Davis bemerkte Enge des Beckens bei den Aino-Weibern[7]) u. s. w. Letzterer hebt besonders auch ihren robusten Knochenbau hervor, den jedoch Anutschin an den sachalinischen Skeleten nicht fand, so dass auch in diesem Punkte Schwankungen stattfinden. Von weiter reichender, wenn auch nicht charakteristischer Bedeutung scheint mir aber die von Letzterem hervorgehobene starke Entwickelung an den Knochen des Aino-Skelets aller Fortsätze, Protuberanzen, Leisten, überhaupt aller Unebenheiten und Muskelansatzstellen zu sein. Wie oben erwähnt[8]), findet dies auch an unserem Giljaken-Skelet statt und ist auch bei anderen rohen Völkern beobachtet worden, ja vielleicht dürfte es mehr oder weniger bei allen Naturvölkern sich wiederholen und mit dem grösseren Maass starker, die Entwickelung einer kräftigen Muskulatur fördernder physischer Gesammtanstrengung, welche der Kampf um's Dasein von ihnen erheischt, im Zusammenhange stehen.

In keinem Punkte der physischen Beschaffenheit der Aino gehen die Angaben so weit auseinander, wie hinsichtlich der Hautfarbe. Geht man die ganze Reihe derselben durch, so begegnet man allen Farbentönen von «beinahe schwarz»[1]) durch braun, kupferfarben, röthlich, bronzefarben, gelb und gelblich bis «weiss»[2]). Diese Differenzen lassen sich nur dadurch erklären, dass einmal dem Antheil äusserer Umstände, wie Schmutz, Russ, Einfluss von Sonnenbrand, von Wind und Wetter, an der scheinbaren Hautfärbung der Aino nicht immer hinlängliche Rechnung getragen worden ist; dass ferner die betreffenden Farbentöne der Art sind, dass sie sich in Worten nicht leicht genau wiedergeben lassen, und dass endlich die Hautfarbe der Aino sicherlich auch manchen, und nicht unerheblichen, individuellen Schwankungen unterworfen ist. Den ersteren Umstand möchte ich namentlich den von einer überaus dunklen, beinahe schwarzen Hautfarbe der Aino redenden Angaben gegenüber geltend machen. Diese Angaben sind auch die minder zahlreichen (Krusenstern, Hawks[3]), Habersham[4])). Letzterer spricht sich zwar sehr bestimmt in diesem Sinne aus: er will mehrere Hundert Aino, Männer, Weiber und Kinder, gesehen haben, und diese waren sämmtlich von dunkel schwarzbrauner Farbe, mit Ausnahme eines einzigen erwachsenen Mannes, den man aber stark in Verdacht haben konnte, von gemischter Herkunft zu sein. Zugleich hebt er aber selbst ihren äussersten Schmutz hervor und spricht sogar den Zweifel aus, dass ein Aino sich jemals wasche. Zudem heisst es doch bei Anderen[5]), dass die Weiber und Kinder hellfarbiger als die Männer seien, was ja auch ganz naturgemäss ist, mit jener Angabe Habersham's aber nicht übereinstimmt. Noch mehr widerspricht ihr endlich die Angabe Brandt's, dass die Hautfarbe bei den älteren Individuen heller als bei den jüngeren ist[6]), wobei unter den ersteren wohl Greise verstanden sein dürften, deren hellerer Teint sich daraus erklären liesse, dass sie sich weniger an den Arbeiten betheiligen und damit auch weniger der Einwirkung des Sonnenbrandes und der Atmosphärilien ausgesetzt sind. So bestimmt also die Behauptung Habersham's lautet, so dürfte sie doch zu rasch und obenhin ausgesprochen sein[7]). Die Aino, welche ich selbst gesehen habe, waren in der That nicht dunkel schwarzbraun, geschweige denn schwarz, sondern nur bräunlich-gelblich, wie sie auch Dobrotworskij[8]) schildert, der während seines mehr als fünfjährigen Aufenthaltes auf Sachalin und in seiner Thätigkeit als Arzt Gelegenheit hatte, wohl die meisten und zuverlässigsten

---

[1] Broughton (Voyage of disc. p. 183) erschienen im Gegentheil die Arme im Verhaltniss zum Rumpfe kurz.

[2] Nach Miss Isab. Bird (Unbeaten Tracks in Japan, London 1880; s. Das Ausland, 1880, p. 992) wären hingegen die Hände und Füsse der Aino gross.

[3] L. c. p. 143.

[4] Mem. of the Anthrop. Soc. l. c. p. 23.

[5] L. c. p. 146 ff.

[6] L. c. p. 148, 163.

[7] An dem weiblichen Skelet, das Anutschin vorlag, fehlte das Becken.

[8] S. oben, p. 216.

---

[1]) Krusenstern, l. c. p. 74.

[2]) Nach Joan Saris (1613) und Coen (in dem auf Vries' Seereise geführten «Journael»; vergl. Siebold, Aardr. etc. p. 98, 100). Letzterer spricht wiederholentlich von «weissen» (Aino-) Männern und Frauen in Aniwa und in der Bai der Geduld; auch sagt er, die Frauen auf Krafto seien weisser als die auf Jesso. Hieron. de Angelis berichtete ebenfalls, die Farbe der Aino auf Jesso falle mehr in's Weisse als in's Braune (Witsen, Noord en Oost Tart. 1692, Thl. II, p. 58; Siebold, l. c. p. 94). In der «Korte Beschryv. van het Eyl. Eso» in Vries' Bericht heisst es nur, die Frauen seien nicht so braun wie die Männer (Siebold, l. c. p. 100). Nach alledem ist Anutschin's Angabe (l. c. p. 132), dass die holländischen Seefahrer des XVII. Jahrhunderts die Hautfarbe der Aino als schwarz bezeichnen, falsch.

[3]) Narrat. of the Exped. of an Amer. squadr. p. 321.

[4]) Nott and Gliddon, Indigen. Races, p. 621.

[5]) Vries, bei Siebold, l. c.; St. John, l. c.

[6]) «Bei den jüngeren leicht bronzefarbig, bei den älteren fast weiss» (v. Brandt, in d. Verh. der Berl. Ges. für Anthrop., Ethnol. und Urgesch. 1872, p. (37). — Zeitschr. für Ethnol. Berlin, Bd. IV, 1872).

[7]) Barn. Davis (l. c. p. 33) hält es hingegen durch Krusenstern's und Habersham's Zeugniss für definitiv erwiesen, dass die Aino von dunkler Farbe sind, obgleich, fügt er hinzu, das Land, das sie bewohnen, auf seinen Bergen mit ewigem Schnee bedeckt ist. Vermuthlich wird jedoch im Lichte der Forschung jene Färbung bald ebenso verblassen, wie dieser Schnee bereits geschmolzen ist.

[8]) L. c. p. 33.

Erfahrungen über die Aino zu sammeln. Von den Giljaken, in deren Gesellschaft ich einmal auch Aino sah, kamen sie mir in der Hautfarbe nicht wesentlich verschieden vor. Andererseits bemerkt Dönitz, der gleichfalls die Farbe der Aino als eine fahlbräunliche oder gelbliche angiebt, dass eine Confrontation von Aino und Japanern keinen wesentlichen Unterschied in der Hautfärbung zwischen ihnen ergab: sie zeigte bei jenen nur eine mehr bräunliche als gelbliche Schattirung — eine Farbennuance, die übrigens auch bei den letzteren nicht selten zu finden sein soll[1]). Ein Grund, die Aino der dunkelfarbigen Papuanischen Race, den Acta oder Negritos der Philippinen zu nähern, liegt also von Seiten der Hautfärbung durchaus nicht vor; vielmehr schliessen sie sich hinsichtlich derselben unmittelbar an ihre asiatischen Nachbarvölker, die Giljaken einer- und die Japaner andererseits an.

So sehr die Angaben über die Hautfarbe der Aino auseinandergehen, so sehr stimmen sie in Beziehung auf ihren Haarwuchs überein. In der That giebt es keine noch so flüchtige Schilderung der Aino, in welcher nicht ihres starken Haarwuchses, als des hervorragendsten Zuges ihrer äusseren Erscheinung, Erwähnung geschähe. Je weiter dabei die Nachrichten zurückreichen, um so stärker sind in der Regel die Farben aufgetragen. Der Pater Aloisius Froes schrieb im Jahre 1565, das Land im Norden von Japan sei von wilden Menschen bewohnt, die am ganzen Körper rauh behaart seien und erschrecklich grosse Kinn- und Schnauzbärte hätten[2]). Dieselbe Angabe, einer starken Behaarung am ganzen Leibe, findet man bei François Caron, Vries u. A.[3]). Der Jesuiten-Missionär Hieronymus de Angelis (1622) erwähnt zwar des übrigen Körpers der Aino nicht, spricht aber auch von Bärten, die zuweilen bis zur Mitte des Körpers herabreichen[4]), und in Kannemon's «Jeso-ki», vom Jahre 1652, heisst es ebenfalls, fast alle Männer hätten sehr dichte, zuweilen bis zwei Fuss lange Bärte, die ausser Augen und Nase das ganze Gesicht bedeckten[5]). Bekanntlich schilderten auch die Russen, als sie im XVIII. Jahrhundert von Kamtschatka aus die Kurilischen Inseln besuchten und zum Theil in Besitz nahmen, die Bewohner derselben, und namentlich der entfernteren südlicheren Inseln, als am ganzen Körper stark behaart und nannten sie daher auch «rauhhaarige Kurilen» oder auch schlechtweg «die Rauhhaarigen» (мохнатые)[6]). Ihnen musste der starke Haarwuchs der Aino um so mehr auffallen, als sie in Sibirien allenthalben nur mit fast bartlosen Eingeborenen zu thun hatten. Auch später findet man noch manche stark aufgetragene Angaben über den Haarwuchs der **Aino**; so z. B. bei **Broughton**[1], **Golownin**[2], neuerdings noch bei **St. John**[3] u. A. Mit **La Pérouse**[4] und **Krusenstern**[5] fangen jedoch auch schon die Hinweisungen darauf an, dass dergleichen Angaben übertrieben sind, und dass sich ebenso stark behaarte Individuen auch unter Europäern finden lassen — eine Behauptung, die sich durch mehrfache spätere Confrontationen mehr und mehr bestätigt hat[6]. Trägt man aber den Uebertreibungen auch volle Rechnung, so bleibt der Haarwuchs der **Aino** noch immer stark genug, um einen charakteristischen, den übrigen nord- oder central-asiatischen Völkern gegenüber besonders auffallenden Zug ihrer äusseren Erscheinung abzugeben. Nur gestattet er noch nicht, die **Aino** den papuanischen Völkern zuzuzählen, denn dazu gehörte sich — von anderen Charakteren abgesehen — auch noch das abgeplattete, eigenthümlich gekräuselte und zu Büscheln vereinigte Haupthaar der letzteren. Und davon ist bei den **Aino** nichts vorhanden. Ihr Haupthaar ist im Gegentheil, wie die meisten Beschreibungen und photographischen Abbildungen lehren und wie ich es übrigens auch selbst gesehen habe, schlicht herabhängend, so schlicht, dass **Krusenstern**[7] darin eine Aehnlichkeit der **Aino** mit den **Kamtschadalen** fand. Geht mit einer starken Kräuselung des Haares auch eine hochgradige Abplattung desselben Hand in Hand, was übrigens noch fraglich ist, so stimmt es damit überein, wenn man auch diese letztere an dem **Aino**-Haupthaar nicht gefunden hat. **Hilgendorf's** Untersuchungen zeigten zwar eine gewisse Abplattung, **Anutschin** aber fand an dem aus einem **Aino**-Grabe auf Südsachalin erhaltenen Haar einen fast kreisrunden Durchschnitt, von derselben Grösse, die man gewöhnlich auch am russischen Haar findet[8]. Es lässt sich also auch darin bei den **Aino** kein von den Europäern oder von anderen asiatischen Völkern wesentlich verschiedenes, an die **Papuas** erinnerndes Verhalten entdecken. Was ferner die Farbe des Haares bei den **Aino** betrifft, so ist sie auch nicht so ausschliesslich schwarz, wie Einige angeben[9], sondern bisweilen auch bräunlich und braun[10], wenn auch allerdings niemals blond. Mit dem Alter verliert sich das Pigment und das Haar wird, wie gewöhnlich, grau und weiss[11]. Zu bemerken ist endlich noch, dass es mit dem Alter auch leicht ausfällt, was bei den durch ihre Haarfülle so ausgezeichneten papuanischen Völkern wohl kaum der Fall sein dürfte, und dass in Folge dessen Kahlköpfigkeit eine unter den **Aino** sehr häufige Erscheinung ist[12].

---

[1]) Dönitz, l. c. p. 63.

[2]) Siebold (Aardr. etc. p. 93) meint, dass diese Schilderung Abraham Ortelius bewogen habe, in seinem «Theatrum orbis terrarum» das nördlich von Japan gelegene Eiland (Jesso) «Satyrorum insula» zu nennen.

[3]) Siebold, l. c. p. 99, 100.

[4]) Witsen, Noord en Oost Tart. 1692, Thl. II, p. 58; Siebold, l. c. p. 94.

[5]) Titsingh, Descr. de la terre de Jesso, trad. du japonais (Ann. des Voyages, T. XXIV, 1814, p. 155); San kokf tsou ran to sets, ou Aperçu génér. des trois royaumes, trad. par Klaproth, Paris 1832, p. 230.

[6]) Крашенинниковъ, Опис. земли Камчатки (Полн. собр. учен. путеш. по Россіи, Т. I, стр. 143, Т. II, стр. 258); Neue Beschr. der Kuril. Ins. (Pallas, Nord. Beytr. Bd. IV, p. 117, 132, 133, 138); Полонскій, Курилы (Зап. Геогр. Общ. по Отд. Этногр. Т. IV, 1871, стр. 404, 409 и др.). Vielleicht ist es auch eine Anspielung auf jene alte russische Bezeichnung der Aino, wenn Bickmore seine oben citirten Artikel über dieses Volk mit der Ueberschrift versieht: «The Ainos or Hairy Men of Yesso, Saghalien and the Kurile Islands», obwohl er dessen nicht speciell erwähnt.

---

[1] A Voyage of disc. p. 105. An anderen Stellen, wie z. B. p. 88, sind die Angaben weit mässiger.

[2] Зап. фл. кап. **Головнина** о приключ. его въ плѣну у Японцевъ, Ч. III, стр. 160. **Golownin** spricht sich dabei, seinen Erfahrungen zufolge, dahin aus, dass die Bewohner der nördlichen Kurilen ebenso stark behaart seien, wie diejenigen der südlichen, und ebenso den Namen der «Rauhhaarigen» verdienten.

[3] L. c. p. 249.

[4] L. c. p. 86.

[5] L. c. p. 82.

[6] Vergl. **Habersham** (bei **Nott** and **Gliddon**, Indig. Races), v. **Brandt**, **Dönitz**, ll. cc. **Hilgendorf's** Angaben, die mir im Original, im 7. Heft der Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, nicht vorliegen, lauten in demselben Sinne (s. **Anutschin**, l. c. p. 130).

[7] L. c. p. 74.

[8] **Anutschin**, l. c. p. 131. Dort sind auch manche Thatsachen angeführt, die gegen einen causalen Zusammenhang zwischen der Abplattung und der Kräuselung des Haares sprechen. So war auch das von **Hilgendorf** untersuchte **Aino**-Haar trotz seiner Abplattung fast ganz schlicht.

[9] **Bickmore**, **St. John**, ll. cc., u. A.

[10] **Rollin**, **Habersham**, **Anutschin**, ll. cc.

[11] **Bickmore** u. A.

[12] **Dobrotworskij**, l. c. p. 43.

Wie der Haarwuchs der Aino, so ist auch ihre Gesichtsbildung, den heutigen nordasiatischen Völkern gegenüber, eine sehr auffallende. Hinsichtlich derselben gehen jedoch die Beschreibungen weiter auseinander, als es in Betreff jenes Punktes der Fall war. Offenbar giebt es unter den Aino Physiognomien von verschiedenem Typus. Geht man die einzelnen Schilderungen durch und sieht man dabei von kleinen Differenzen ab, so lassen sich unter ihnen namentlich zwei sehr verschiedene Typen erkennen: der eine zeigt eine wesentliche Annäherung an europäische, der andere an mongolische Gesichtsbildung. Diese Unterscheidung zweier physiognomischer Typen unter den Aino finde ich auch schon bei de Rosny[1]) und Anutschin[2]), die, seltsamerweise, beide selbst keine Aino gesehen und jenen Schluss nur aus der Vergleichung zahlreicher Schilderungen und photographischer Abbildungen von Individuen dieses Volkes gezogen haben, während die Reisenden stets nur den einen oder den anderen dieser Typen zeichnen, oder aber Mittelformen, an denen es natürlich auch hier nicht fehlt. Jener erstere, mehr europäische Typus der Gesichtsbildung ist es namentlich, der uns in diesen Schilderungen besonders oft entgegentritt, und dem zufolge die Aehnlichkeit der Aino mit den Völkern kaukasischer Race, und vornehmlich mit den Russen, immer wieder betont wird[3]), ja nach welchem auch ihre direkte Zugehörigkeit zu dieser Race behauptet worden ist[4]). Die besonders charakteristischen Züge dieses Typus sind: eine hohe und breite Stirn, horizontal gestellte, weit offene Augen, von starken, ebenfalls gerade verlaufenden Augenbrauen überschattet, eine an der Wurzel und im übrigen Verlaufe aufgerichtete, gewölbte, regelmässige, zuweilen auch zugespitzte Nase, keine stark hervorragenden Backenknochen, dazu der oben bereits besprochene starke Bartwuchs an Backen, Kinn und Lippen. Es lässt sich nicht läugnen, dass diese Züge, wenn einigermassen rein ausgeprägt, den Aino einen von den angrenzenden asiatischen Völkern durchaus verschiedenen Typus verleihen müssen. Diesen Typus geben im Allgemeinen auch die meisten der gegenwärtig bereits zahlreichen photographischen Aino-Abbildungen[5]), wie z. B. der von Brandt[6]), St. John[7]), L. de Rosny[8]), Anutschin[9]) gelieferten, wieder. Desgleichen findet man ihn auch unter den auf unserer Taf. IV zusammengestellten, nach Photographien entworfenen Aino-Typen von Sachalin vertreten[1]). Mustert man übrigens diese Abbildungen genauer, so wird man unter ihnen doch nur wenige finden, welche die oben erwähnten, an die kaukasische Race erinnernden Züge einigermassen rein und voll wiedergeben[2]). Auf unserer Tafel soll namentlich Fig. 1 das Bild eines männlichen Vertreters dieses Typus liefern. Meist lassen sich vielmehr neben einzelnen kaukasischen Zügen auch solche bemerken, welche mehr an die mongolische Gesichtsbildung erinnern: bald sind z. B. die Augen etwas schief geschlitzt und lassen das Vorspringen der oberen Augenlidfalte an ihrem inneren Winkel mehr oder weniger deutlich erkennen, bald ist die Nasenwurzel stark eingedrückt und die ganze Nase breit und flach, bald springen die Backenknochen allzusehr hervor und übertreffen erheblich an Breite die Stirn u. s. w. Namentlich scheint Letzteres bei den Aino viel häufiger, als man meint, vorzukommen und nur Dank ihrem starken Bartwuchse weniger in die Augen zu fallen. Auf unserer Tafel IV giebt Fig. 2 ein anschauliches Beispiel solcher Bildung[3]). Sie war auch bei denjenigen Aino von Sachalin ausgesprochen, die auf La Pérouse einen so europäischen Eindruck machten, denn Rollin, der dieselben Individuen ausführlicher beschreibt, hebt ausdrücklich ihre breiten Gesichter und Backen hervor. Ja, nach ihm hatten ihre Züge überhaupt nicht die Regelmässigkeit europäischer Gesichtsbildung. Man darf daher, glaube ich, auch die so oft hervorgehobene Aehnlichkeit der Aino mit den europäischen Völkern nicht zu genau nehmen. Wird diese doch, wie gesagt, besonders zwischen den Aino und manchen russischen Bauern gefunden[4]), und diese sind bekanntlich in manchen Gegenden stark mit finnischen, tatarischen und zum Theil auch mongolischen Elementen vermischt. Zuweilen beschränkt sich übrigens diese Aehnlichkeit auch nur auf den starken Bart, wie z. B. in den Angaben Brylkin's, der, ausser diesem Zuge und der von ihrer Wurzel an gewölbten und regelmässig geformten Nase, den Aino ganz mongolische Gesichtszüge zuschreibt[5]). Nach alledem kann ich auch diesen Typus der Aino nicht schlechtweg als einen europäischen oder kaukasischen, sondern nur als einen in manchen Zügen der kaukasischen Race sich nähernden bezeichnen.

---

[1]) Congrès internat. des Oriental. T. I, 1873, Paris 1874, p. 210.

[2]) L. c, p. 128, 129.

[3]) So von La Pérouse, (l. c. p. 66), Habersham (Nott and Gliddon, l. c. p. 621), Forbes, Bickmore, Blakiston, St. John (ll. cc.), Giglioli (Revue d'Anthrop. publ. sous la direct. de M. Paul Broca, T. I, Paris 1872, p. 530), Léon de Rosny (l. c. p. 211), Herm. Ritter, (Ueber eine Reise im südwestl. Theile von Yezo. — Mitth. der Deutsch. Ges. für Natur- und Völkerk. Ostas. 6. Heft, 1874, p. 37) u. A.; unter den russischen Schriftstellern, welche meist auch auf die Aehnlichkeit der Aino mit den Russen aufmerksam machen, von Golownin, Rimskij-Korssakof (В.-Р.-Случ. и замѣт. на винтов. шхунѣ «Востокъ». — Морск. Сборн. 1858, № 3, Ч. неоф. стр. 8), Brylkin (Письма съ Сахалина. — Зап. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Кн. VII, Иркутскъ 1867, стр. 14), Wenjukof (Обозр. Японск. Архип. Вып. 1, Берлинъ и С. Петербургъ 1871, стр. 67), Awgustinowitsch (Жизнь Русск. и инородц. на Сахалинѣ, С. Петерб. 1874, стр. 39), Anutschin, l. c., u. A.

[4]) S. oben, p. 233.

[5]) Von den älteren, nicht photographischen Abbildungen, wie diejenigen von La Pérouse (Atlas, Pl. 30 et 55), Broughton (l. c. Taf. zu p. 96), Krusenstern (Atlas zu seiner Reise, Tab. LXXVII—LXXIX), oder die von Siebold (Nippon, VII, Tab. XVI—XVIII) nach japanischen Zeichnungen entworfenen, muss man, wie schon erwähnt, in physiognomischer Beziehung heutzutage ganz absehen.

[6]) Zeitschr. für Ethnol. Berlin, Bd. IV, 1872, Tab. III.

[7]) The Journ. of the Anthrop. Inst. of Gr. Brit. and Ireland, London, Vol. II, Tab. XII, XIII.

[8]) L. c. Tab. 44—46.

[9]) L. c. Tab. I und II (nach Photographien, die von Gaross in auf Sachalin gemacht worden sind).

Ist oben schon einzelner, bei den Aino vorkommender, den europäischen Völkern hingegen fremder Gesichtszüge erwähnt, so können sich dieselben auch so weit steigern und häufen, dass sie der gesammten Gesichtsbildung derselben einen wesentlich anderen, den mongolischen Völkern sich nähernden Typus verleihen. Es fehlt daher nicht an Schriftstellern, welche, auf eigene Beobachtungen gestützt, den **Aino** schlechtweg eine «mongolische» Gesichtsbildung zuschreiben und sie demzufolge auch zur mongolischen Race rechnen[1]). Bei solcher Bildung ist die Stirn niedrig und wenig entwickelt, das Gesicht breit und flach, mit stark hervorragenden Backenknochen, die Augen sind klein und in Folge der mehr oder weniger weit übergreifenden oberen Augenlidfalte scheinbar schief geschlitzt, die Nasenwurzel eingedrückt, die Nase breit, flach, mit stumpfer, zuweilen sogar abgeplatteter Spitze, die Lippen dick und aufgeworfen, der Bartwuchs um Vieles schwächer. Die meisten dieser Charaktere sind namentlich von **Dönitz**, nach einigen von ihm untersuchten Individuen und mit Bezugnahme auf die betreffenden Bildungen bei den Europäern einerseits und bei den **Japanern** und **Chinesen** andererseits, eingehend besprochen worden. Es bleibt nur zu bedauern, dass er nicht auch photographische Abbildungen dieser **Aino**-Individuen geliefert hat, die nach ihm so «durchaus den Typus mongolischer Völker» trugen. Mir ist keine **Aino**-Photographie bekannt, die einen solchen Typus rein und voll wiedergäbe. Die Fig. 3 auf unserer Tafel IV thut es nur annähernd und unvollständig: die Augen sind nur sehr wenig schief geschlitzt und der Bartwuchs stark; sie giebt eher noch eine Mittelform zwischen dem erstbesprochenen und diesem Typus der **Aino**[2]). Viel bezeichnender und prägnanter sind manche der von **Anutschin** mitgetheilten Photographien, namentlich die Köpfe 4, 7 und 9 auf seiner Tafel I. Dieselben zeigen unter Anderem meist auch ein starkes Schwinden des sonst so üppigen Bartwuchses, dieses für die **Aino** im Allgemeinen so bezeichnenden und vermuthlich auch in hohem Grade erblichen Charakterzuges. Dennoch tragen auch sie noch keinen rein mongolischen Typus: dazu ist die Nase, zumal an ihrer Wurzel, noch zu sehr aufgerichtet, zu wenig breit und flach, die Backenknochen sind zu wenig vorragend, die oberen Augenlidfalten zu schwach entwickelt, die Augenbrauen zu stark, buschig und geradlinig; bei Fig. 4 ist auch der Bartwuchs noch zu stark u. s. w. Sie bieten nur eine mehr oder weniger erhebliche und unzweifelhafte Annäherung an die mongolische Gesichtsbildung. Gleichwie ich daher jenen ersteren physiognomischen Typus der **Aino** nur einen an die europäischen Völker erinnernden oder annähernd europäischen nannte, so möchte ich diesen zweiten Typus derselben auch nur als einen **annähernd mongolischen** bezeichnen.

---

[1]) Ich muss bemerken, dass diese Tafel schon vor längerer Zeit, und namentlich vor dem Erscheinen der oben citirten Aino-Photographien, speciell zu dem Zwecke entworfen wurde, um von den verschiedenen hier in Rede stehenden Typen dieses Volkes ein anschauliches Bild zu geben. In dieser Beziehung hat sie auch jetzt, trotz jener zahlreichen Photographien, ihr Interesse nicht verloren.

[2]) So die Figuren 3 und 5 bei Brandt, alle drei männlichen Figuren bei St. John, der Kopf auf Taf. 40 bei Rosny und die Köpfe 2 und 6 bei Anutschin.

[3]) Ebenso der Kopf auf Taf. 41 bei Rosny, die Figuren 3 und 5 bei Anutschin, u. a.

[4]) Wenjukof z. B. weist auf die Bauern der oberen Wolga-Gouvernements hin.

[5]) «Die kleinen, etwas schief geschlitzten Augen der Ainos, sagt er, «die etwas hervorragenden Backenknochen und die dicken Lippen erinnern einigermassen an den tungusischen Typus» (Brylkin, l. c).

Bisher haben wir nur die Gesichtsbildung der **Aino**-Männer betrachtet. Was die Weiber

---

1) So **Tronson** (Person. Narrat. of a Voyage to Japan, Kamtschatka, Siberia, Tartary, in H. M. S. Barracouta, London 1859, p. 143), **Dobrotworskij** (Южная часть острова Сахалина. Изв. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Т. I, № 2 и 3, Иркутскъ 1870, стр. 26. — Его-же, Аинско-Русскій Словарь, Казань 1875. Прилож. къ Учен. Зап. Импер. Каз. Универс. 1875 г. стр. 32), **Dönitz** (l. c. p. 63), u. A. **Anutschin** (l. c. p. 128) führt auch eine ganz ebenso lautende Angabe von **Awgustinowitsch** und zwar mit dessen eigenen Worten an («племя **Айновъ** чисто монгольскаго типа» — das Volk der **Aino** ist von rein mongolischem Typus), dieselbe steht jedoch in direktem Widerspruch mit der späteren Angabe desselben Autors (Жизнь Русск. и инородц. на остр. Сахал. стр. 39), in welcher es heisst, dass «die Gesichtszüge der **Aino** überhaupt eher an den europäischen als an den mongolischen Typus erinnern» (вообще черты лица [**Айновъ**] напоминаютъ скорѣе типъ европейскій, нежели монгольскій). Auf diese seine letztere Ansicht ist oben (p. 261, Anm. 3) Bezug genommen.

2) Diese Abbildung scheint mir denselben Kopf wie Fig. 1 auf Taf. I bei **Anutschin** wiederzugeben, obwohl wir unsere Photographien aus verschiedenen Quellen erhalten haben.

betrifft, so findet man fast überall[1]) nur die eine Bemerkung, dass ihre Gesichtszüge hässlicher und gröber als diejenigen der Männer erscheinen, was jedoch mit Recht auf folgende, mehrfache Ursachen zurückgeführt werden kann. Einmal tritt nämlich das an sich nicht gröber geformte Weibergesicht dem Beschauer in seiner Gesammtheit entgegen, während es beim Manne zum grossen Theil durch den starken Bart verdeckt wird, welcher demselben einen wohlthuenden Zug männlicher Kraft verleiht; alsdann wird es bei den Weibern noch durch die Unsitte des Färbens oder Tättowirens der Lippen um Vieles entstellt, und drittens endlich büssen die Weiber, in Folge der auf ihnen ruhenden schweren Arbeit, sehr bald ihre Jugendfrische ein und erscheinen noch vor der Zeit alt und runzelig. Wo aber diese Umstände zum Theil wegfallen, wie bei Kindern und ganz jungen Mädchen, da giebt es auch unter den Aino ganz fein und wohl aussehende Gesichter. Der obigen, auf die Aino-Weiber überhaupt bezüglichen Bemerkung muss ich meinerseits hinzufügen, dass sich auch unter ihnen, bei näherer Betrachtung ihrer Gesichtsbildung, die beiden oben besprochenen Typen deutlich unterscheiden lassen. Dies dürfte kaum besser und prägnanter veranschaulicht werden, als es die beiden unter 4 und 5 auf unserer Taf. IV einander gegenübergestellten Aino-Weiberköpfe thun. Sie geben den ganzen Contrast der beiden physiognomischen Typen viel schärfer und deutlicher wieder, als es die beiden in entsprechender Ordnung über denselben (unter 1 und 3) abgebildeten männlichen Vertreter dieser Typen thun. Doch ist dies, wie ich sogleich hinzufügen muss, nur Zufall, da mir, wie schon erwähnt, kein besserer männlicher Repräsentant des mongolenähnlichen Aino-Typus als der in Fig. 3 abgebildete zu Gebote stand. Auch an den von Anutschin (Taf. II) mitgetheilten Photographien weiblicher Aino-Köpfe lassen sich beide Typen, wenn auch minder scharf und durch Zwischenformen vermittelt, unterscheiden: denn während Fig. 3 und 8 ganz entschieden dem europäerähnlichen Typus angehören, herrscht in Fig. 1 und 2 eine mongolenähnliche Gesichtsbildung vor, und in den übrigen treten neben vorwiegenden Zügen des ersteren Typus auch einzelne des letzteren auf, wie namentlich die bisweilen deutlich schief geschlitzten Augen (Fig. 5 und 6) zeigen[2]).

Wie bei Erwachsenen, so kann man endlich auch schon bei Aino-Kindern die beiden Typen der Gesichtsbildung mehr oder weniger deutlich wahrnehmen; denn während z. B. die Knabenköpfe Fig. 6 auf unserer Tafel und Fig. 7 bei Anutschin, die einander sehr ähnlich, vielleicht sogar identisch sind, fast europäische Züge tragen, verrathen die beiden von Brandt (a. a. O.) in der Aino-Gruppe unter № 4 abgebildeten Knaben durch die schiefe Stellung ihrer Augen, die breite und flache Nase, die dicken, aufgeworfenen Lippen u. drgl. m. eine starke Annäherung an den mongolischen Typus.

Es fragt sich nun, welcher von den beiden physiognomischen Typen der Aino für den ursprünglichen oder älteren anzusehen ist? Sowohl Léon de Rosny, wie Anutschin lassen, indem sie jene Typen besprechen, diese Frage unbeantwortet. Ich möchte aber auf einige Umstände hinweisen, welche dafür sprechen, dass nur der erstere, der kaukasischen Race sich nähernde Typus der primäre sein kann. Zunächst ist zu bemerken, dass unter den die Aino gegenwärtig umgebenden Völkern weit und breit kein anderes mit ähnlicher, an die Europäer erinnernder Gesichtsbildung zu finden ist. In ihrer gegenwärtigen Heimath können sie daher diese Gesichtsbildung nicht gewonnen haben, sondern müssen dahin schon mit derselben gekommen sein. Hat aber dort eine theilweise Vermischung der Aino mit ihren Nachbaren stattgefunden, so können sie dadurch nur manche mongolische Züge erhalten haben, da ihre Nachbaren sämmtlich von mehr oder weniger rein mongolischer Gesichtsbildung sind. Von den Japanern und Koreanern im Süden und Südwesten, wie von den Oroken und Kamtschadalen im Norden und Nordosten unterliegt dies keinem Zweifel; nur von den Giljaken könnte es noch zum Theil fraglich erscheinen. Wir sahen indessen schon, dass die Giljaken, wenn sie ursprünglich vielleicht auch eine minder mongolenähnliche Gesichtsbildung gehabt haben sollten, doch im Laufe der Zeit durch Vermischung mit tungusischen Elementen stark mongolisirt worden sind. Auch sie mussten daher den Aino, wenn auch in geringerem Grade als ihre übrigen Nachbaren, mongolische Züge zutragen und von ihnen umgekehrt manches den tungusischen und anderen asiatischen Völkern Fremdartige — einen stärkeren Bartwuchs, weniger schief oder bisweilen sogar horizontal geschlitzte Augenlider u. drgl. m. — erhalten, wie es an dem oben abgehandelten ainisch-giljakischen Typus auch in der That wahrzunehmen ist[1]). So musste sich unter den ursprünglich europäerähnlichen Aino an den Grenzen ihres Gebietes, in Folge von Vermischung mit den Nachbarvölkern, allmählich ein zweiter, mongolenähnlicher Typus bilden und von der Peripherie aus hie und da und mehr oder weniger auch nach dem Innern ihres Gebietes fortpflanzen. Und dass ein solcher Vorgang in der That stattgefunden, wird gewissermassen auch durch die Beobachtung erwiesen. Es ist nämlich nicht schwer zu bemerken, dass bei weitem die meisten Reisenden, welche den Aino eine europäische Gesichtsbildung zuschreiben, und namentlich diejenigen, die sich am entschiedensten für dieselbe aussprechen — wie Habersham, Forbes, Bickmore, Blakiston, St. John, Herm. Ritter — ihre Ansicht auf Beobachtungen gründen, die sie an den Aino von Jesso gemacht haben. Diese Insel ist aber auch der Mittelpunkt des Aino-Gebietes: dort sind sie in grösster Anzahl vorhanden; dort stossen sie mit keinem eingeborenen Volke von anderem Stamme, wie auf Sachalin oder im Norden der Kurilen, zusammen; dort ist endlich ihre Berührung mit den Japanern eine minder alte als auf Nippon, von welchem sie fast ganz verdrängt worden sind, und bleibt auch gegenwärtig fast nur auf die Süd- und Westküste der Insel beschränkt. Dort konnten und mussten sie daher ihren ursprünglichen Typus am reinsten und vollsten bewahren. Ganz im Gegentheil schreiben den Aino am entschiedensten einen rein mongolischen Typus solche Beobachter zu, die sie an den Grenzen ihres Gebietes kennen gelernt haben, — einerseits Dönitz, der in Yedo lebende, aus dem äussersten Südwesten von Jesso gebürtige Individuen untersuchte, und andrerseits Dobrotworskij, der sich Jahre lang auf Sachalin aufhielt. Nach dortigen Individuen schrieb auch Brylkin den Aino, trotz ihres starken, an die Russen erinnernden Bartwuchses, im Wesentlichen mongolische Gesichtszüge zu. Von Sachalin rühren endlich auch diejenigen oben besprochenen Photographien her, welche den mongolenähnlichen Typus am vollsten wiedergeben. Ich kann dies Alles nicht für Zufälligkeiten halten, sondern sehe darin einen Beweis für die bei den Aino zunächst und zumeist im Umkreise ihres Gebietes, in Folge von Vermischung einerseits mit Japanern, andererseits mit Giljaken und in geringerem Grade vielleicht auch mit Oroken, theilweise vor sich gegangene Umwandlung ihres ursprünglichen Typus.

---

[1]) So z. B. bei Krusenstern, Whittingham, Blakiston, v. Brandt, Awgustinowitsch, H. Ritter, B. ec., u. A.

[2]) Der einzige von L. de Rosny wiedergegebene Aino-Weiberkopf (l. c. Tab. 43) lässt deutlich den mongolenähnlichen Typus erkennen.

---

[1]) S. oben, p. 223.

Man dürfte erwarten, dass bei so verschiedener Gesichtsbildung auch der Gesichtsausdruck bei den Aino ein sehr verschiedener sein werde. Und doch scheint dies, nach den vorhandenen Angaben zu urtheilen, keineswegs der Fall zu sein. Der Ausspruch Krusenstern's, dass auf dem Gesicht des Aino sein Hauptcharakter, die Herzensgüte, mit unverkennbaren Zügen sich ausspreche[1]), hat niemals einen Widerspruch, wohl aber vielfache, in verschiedener Form ausgedrückte Bestätigungen erfahren. Es genüge nur ein paar derselben anzuführen. Alle Aino-Gesichter, sagt Habersham, entbehren jenes Ausdruckes treuloser Hinterlist, welcher in den Zügen ihrer Meister, der Japaner und Nordchinesen so unverkennbar zu lesen ist[2]). Wäre nicht ihr sanftes, schwarzes Auge, meint Forbes, so würde ihnen die starke Behaarung am Kopf und ganzen Körper entschieden ein wildes Ansehen verleihen. Trotz dieses starken, langen Bartes, der auf den ersten Blick so leicht den Eindruck männlicher Kraft hervorruft, soll sich jedoch im Gesicht der Aino oft etwas Schüchternes, Unfreies, Gedrücktes, Knechtisches aussprechen, was ohne Zweifel dem Drucke zuzuschreiben ist, den sie von den Japanern zu erleiden haben und der sie vielfach zu Armuth und Elend gebracht hat. Wo dieser Druck daher geringer ist oder ganz fehlt und in Folge dessen der Wohlstand der Aino ein grösserer ist, da ist auch ihr ganzes Ansehen ein anderes. Ein solcher Unterschied soll z. B., nach v. Brandt[3]), zwischen den Aino der West- und denen der Ostküste von Jesso bestehen: während jene, von den Japanern vollständig wie Leibeigene behandelt, einen gedrückten und erbärmlichen Eindruck machen, sind diese ein munteres Jäger-, Fischer- und Hirtenvolk, das sich mit vielmehr Freiheit und Ungebundenheit als jene bewegt. Ebenso fand Golowatschof, dass die Aino in der Mordwinof-Bai auf Sachalin, welche von den Japanern zu der Zeit noch wenig oder gar nicht berührt wurde, ein freieres und zufriedeneres Ansehen als diejenigen von Jesso und selbst vom nahe gelegenen Aniwa hatten[4]). So sind es nicht jene Differenzen in der physischen Gesichtsbildung, sondern sociale und moralische Verhältnisse, welche den Gesichtsausdruck bei den Aino vor Allem bedingen und beherrschen.

Dass bei so verschiedener Gesichtsbildung auch die gesammte Schädelform der Aino grosse Verschiedenheiten darbieten muss, versteht sich fast von selbst. Léon de Rosny schreibt in der

---

[1]) L. c. p. 78.

[2]) Nott and Gliddon, l. c.

[3]) L. c. p. (27).

[4]) Krusenstern, l. c. p. 80.

That dem einen der oben besprochenen Typen eine dolichocephale, dem anderen eine brachycephale Schädelform zu. Doch stützt er diese Behauptung nur auf allgemeine Angaben und Photographien von **Aino**-Köpfen, nicht auf Messungen, die allein uns über die verschiedenen Schädelformen und, an Köpfen lebender oder Schädeln im Leben bekannt gewesener Individuen ausgeführt, auch über ihr Zusammenfallen mit den verschiedenen physiognomischen Typen genauer belehren können. Gegenwärtig ist bereits eine Anzahl von **Aino**-Schädeln genauer untersucht, vermessen und mit Schädeln europäischer und mongolischer Völkerschaften verglichen worden. Mir liegen zwar zwei **Aino**-Schädel vor, allein beide sind, ihres sehr schadhaften Zustandes und der eine auch seines allzujugendlichen Alters wegen, zur Vermessung nicht geeignet[1]. Ich werde mich daher darauf beschränken, die Hauptresultate, zu denen die bisherigen Untersuchungen in Beziehung auf die Schädelform der **Aino** im Vergleich mit anderen europäischen oder asiatischen Völkern geführt haben, kurz hervorzuheben.

Obwohl bisher nur etwa 20 **Aino**-Schädel oder Köpfe auf ihre Maassverhältnisse untersucht worden sind und unter diesen auch lange nicht von allen die zur Vergleichung nothwendigen Daten vorhanden oder, mir wenigstens, bekannt sind, so lassen sich aus denselben doch schon grosse Differenzen und Schwankungen in der Schädelform der **Aino** erkennen. Es giebt unter ihnen sehr ausgesprochene Lang- und Hochschädel und ebenso scharf ausgeprägte Breit- und Plattschädel — einerseits entschieden hypsidolichocephale, andererseits unzweifelhaft platybrachycephale Formen, durch eine Reihe von Mittelbildungen, von hypsi- und platymesocephalen Formen mit einander verbunden. Gleich der erste genauer untersuchte **Aino**-Schädel — ich meine den von **Busk** vermessenen, der von einem Individuum aus Jesso stammte, — ist ein ausgesprochener Hypsidolichocephalus, mit einem Längenbreitenindex von 70,5 und einem Breitenhöhenindex von 103,6[2]. Sieht man von etwaigen Differenzen im resp. Messverfahren ab, so sind dies fast genau dieselben Verhältnisse, die auch unser **Giljaken**-Schädel vom Ochotskischen Meer darbietet (Längenbreitenindex 70,4, Breitenhöhenindex 101,5), nur scheint der **Aino**-Schädel ihn an Höhe noch zu übertreffen. Unter den drei **Aino**-Schädeln, welche **Virchow** untersuchte (2 von Sachalin und 1 von Jesso), ist der eine (№ II von Sachalin)[3] ebenfalls stark hypsidolichocephal, mit einem Längenbreitenindex von 71,8. Doch ist derselbe, wie **Virchow** bemerkt, durch eine ausgedehnte Synostose des Schädeldaches, namentlich der Pfeilnaht, so wie der Kranz- und oberen Lambdanaht, verunstaltet, so dass er bei Erörterung der typischen Form ausgeschieden werden muss. Von ausgesprochen dolichocephaler Form ist auch der Aino-Schädel, den Forbes von der Insel Jesso brachte und Huxley zur Untersuchung übergab. Letzterer hatte vordem drei japanische Schädel untersucht, von denen sich zwei, die am meisten charakteristisch zu sein schienen, durch merkwürdige Länge von allen chinesischen und mongolischen Schädeln abhoben. Der Aino-Schädel übertraf sie aber noch an Länge, was Huxley zu der Meinung veranlasste, dass die craniologischen Züge, namentlich die dolichocephale Schädelform, welche die Japaner von ihren westlichen und südlichen Nachbarvölkern unterscheiden, aus ihrer Vermischung mit den Aino abgeleitet werden dürften[1].

---

[1] Der eine dieser Schädel wurde von **Brylkin** im Jahre 1861 in der Nähe des russischen Postens Kussunnai aus einem Grabe genommen, in welchem derselbe in einem hölzernen Sarge, zusammen mit verschiedenen Kleidungsstücken, Waffen u. a. **Aino**-Gegenständen lag. Angeblich war es das Grab des **Aino Tinussal**, eines im Jahre 1855 verstorbenen, etwa 15—17 Jahre alten Sohnes des Kussunnaier **Aino**-Aeltesten. Die Schädelbasis und ein Theil des Hinterhauptes fehlen an demselben. — Der zweite Schädel wurde vom Führer derselben Expedition, Fr. **Schmidt**, ebenfalls von Sachalin gebracht: er gehörte einem 6-jährigen **Aino**-Kinde. Die Schädelbasis an demselben ist ebenfalls sehr schadhaft, einzelne Knochen sind auseinandergefallen, die übrigen Nähte stark klaffend.

[2] Vrgl. Barn. **Davis**, Descr. of the Skel. of an Aino Woman and of three Skulls of Men of the same race (Mem. read before the Anthropol. Soc. of London, Vol. II, 1870, p. 28), wo die von ihm und von **Busk** gefundenen Schädelmaasse tabellarisch zusammengestellt sind. Des Letzteren eigene Abhandlung über den in Rede stehenden **Aino**-Schädel (in den Transact. of the Ethnolog. Soc. of London [New Ser.], Vol. VI) liegt mir nicht vor.

[3] Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthropol., Ethnol. und Urgesch., in der Zeitschr. für Ethnol. Bd. XII, 1880, p. (208).

Dieser hypsidolichocephalen Form des Schädels steht bei den Aino eine platybrachycephale gegenüber. Unter den drei von Davis vermessenen Aino-Schädeln von Jesso hat keiner diese letztere Form: der eine ist hypsimesocephal, indem sein Längenbreitenindex 76,7 und sein Breitenhöhenindex 100,0 beträgt; die beiden anderen sind zwar platycephal (mit resp. Breitenhöhenindices von 88,6 und 95,8), erreichen aber in der Breite auch nicht das Maass, von welchem an wir, nach Ihering, die Brachycephalie rechnen, indem ihre Längenbreitenindices 77,4 und 78,8 betragen, — sie sind also platymesocephal. Dasselbe gilt von zweien der drei Aino-Schädel, welche Anutschin aus dem südlichen Sachalin erhalten und vermessen hat (Längenbreitenindices 75,9 und 77,9)[2], so wie auch von den beiden anderen durch Virchow untersuchten, von Sachalin und Jesso herrührenden Aino-Schädeln (mit Längenbreitenindices von resp. 78,9 und 79,3)[3]. Stehen die beiden letzteren schon hart an der Grenze der Brachycephalie, so tritt diese an zweien der fünf von Dönitz in Nippon untersuchten Aino-Individuen ganz entschieden hervor, indem ihre Längenbreitenindices, so weit sich aus den Kopfmaassen entnehmen lässt, 80,0 und 82,0 betragen[4]. Ungefähr dieses letztere Maass von Brachycephalie hat auch einer von unseren Aino-Schädeln (der von Brylkin gebrachte, s. oben), da sein Längenbreitenindex circa 82,8 beträgt. Der brachycephalste Aino-Schädel endlich, den wir bisher kennen, ist der dritte der oben erwähnten von Anutschin untersuchten Schädel, dessen Längenbreitenindex 85,3 beträgt[5]. Dies ist wiederum fast genau dasselbe Maass der Brachycephalie, welches uns auch an einem Giljaken-Schädel vom Amur (№ III, Längenbreitenindex 85,2) begegnete. Hält man also die beiden uns bisher bekannten äussersten Formen unter den Aino-Schädeln gegen einander, so ergiebt sich zwischen denselben im Cephalindex eine Differenz von 14,8, d. i. genau dasselbe Maass der Schwankung, das wir nach den bisherigen, wenig zahlreichen Daten auch an den Giljaken-Schädeln kennen gelernt haben, das aber selbstverständlich hier wie da noch nicht das wirkliche Maximum zu sein braucht.

---

[1] Proceed. of the Royal Geogr. Soc. of London, Vol. X, 1866, p. 171.

[2] L. c. p. 164. Die Breitenhöhenindices sind nicht angegeben und lassen sich auch nicht eruiren, da die betreffenden Maassangaben fehlen; aus der Thatsache aber, dass die Längenhöhenindices, wie es heisst, bei allen drei Schädeln um 4—7 Einheiten kleiner als die Längenbreitenindices sind, folgt, dass die Breite bei allen dreien die Höhe übertrifft, und dass somit alle drei platycephal sind.

[3] Verhandl. der Berliner Gesellsch. f. Anthropol., Ethnol. und Urgesch., in der Zeitschr. für Ethnol. Bd. V, 1873, p. (122); Bd. XII, 1880, p. (200). An dem ersteren Orte giebt Virchow auch den Breitenhöhenindex des ersteren dieser Schädel (№ I von Sachalin) an, und zwar auf 98,7. Von dem anderen (aus Jesso) erfahren wir nur die aufrechte Höhe; indessen ist auch dieser Schädel, wenn auch verhältnissmässig etwas höher als jener, doch ebenfalls platycephal.

[4] L. c. p. 66. Dönitz hat ausser den fünf lebenden Individuen auch einen Aino-Schädel untersucht, leider aber unter den zahlreichen Maassen desselben dasjenige der Gesammtlänge nicht angegeben, so dass der Cephalindex desselben nicht abzuleiten ist.

[5] Dass er zugleich platycephal ist, haben wir oben (Anm. 2) schon bemerkt.

Welche der Schädelformen unter den Aino überhaupt die vorherrschende ist, lässt sich natürlich nach dem jetzigen, sehr geringen Erfahrungsmaterial noch nicht bestimmen. So viel scheint aber aus demselben schon jetzt hervorzugehen, dass in verschiedenen Theilen des Aino-Gebietes auch verschiedene Schädelformen vorherrschen, denn die oben erwähnten dolichocephalen Schädel stammen meist von Jesso, die brachycephalen aus den nördlichen und südlichen Grenzgebieten, theils von Sachalin[1]), theils aus dem äussersten Südwesten von Jesso. Von den Mittelformen ferner fallen die hypsimesocephalen auf Jesso, die platymesocephalen zumeist auf die erwähnten Grenzgebiete[2]). Man wird dies ganz in Uebereinstimmung finden mit dem oben dargethanen Vorherrschen in den genannten Aino-Gebieten auch verschiedener physiognomischer Typen: des europäerähnlichen Typus auf Jesso und des mongolenähnlichen auf Sachalin und im äussersten Südwesten von Jesso. Unzweifelhaft stehen also jene Schädelformen und diese Typen der Gesichtsbildung und gesammten Physiognomie der Aino in causalem Zusammenhange. Wie der europäerähnliche Typus, so ist also vermuthlich auch die lange und hohe Schädelform als die ältere oder ursprüngliche bei den Aino zu betrachten, während die mehr brachy- und platycephalen Formen sich erst später, in Folge von Vermischung der Aino mit ihren Nachbaren, den Japanern im Süden und den bereits stark mongolisirten Giljaken und zum Theil auch den Oroken im Norden, gebildet haben dürften. In Folge dieser Vermischung müssten aber andererseits auch unter den Nachbarvölkern der Aino mehr oder weniger dolicho- und hypsicephale Schädelformen vorkommen, und dies ist, wie meine obigen Beobachtungen an den Giljaken und Huxley's an den Japanern zeigen, in der That der Fall.

Wenn übrigens die Aino-Schädel auch sehr ähnliche Formverhältnisse zeigen, wie man sie einerseits bei westeuropäischen, andererseits bei mongolischen Völkern kennt, so gestattet doch ihr Gesammtbau ebensowenig wie auch ihr resp. verschiedener physiognomischer Typus eine Zusammenstellung der Aino schlechtweg mit den einen oder den anderen dieser Völker. So sehr z. B. Busk den von ihm untersuchten, dolichocephalsten Aino-Schädel mit westeuropäischen übereinstimmend fand, so kann er doch nicht umhin, auf Charaktere hinzuweisen, die ihn von europäischen, wie von allen ihm bekannten Schädeltypen unterscheiden: den ersteren gegenüber weist er namentlich auf die grosse Breite des **Aino**-Schädels in den Jochbögen hin, weshalb er ihn «phenozygous» nennt, und den durchweg unterscheidenden Charakter sieht er in der stark vorgerückten Stellung der Jugularfortsätze des Hinterhauptbeines[1]). **Davis** konnte zwar diese Angaben nach seinen drei **Aino**-Schädeln nur zum Theil bestätigen, dennoch hebt auch er wiederholentlich hervor, dass die **Aino**-Schädel, ob sie gleich mit europäischen eine grössere Aehnlichkeit als mit irgend welchen anderen hätten, doch nicht ganz von derselben Form seien und im Ganzen eine auf den ersten Blick zwar nicht auffallende, bei genauerer Betrachtung aber unläugbare Verschiedenheit der Züge darböten. So zeigten sie schmale und meist sehr wenig vorragende Nasenbeine, viel breitere Nasalfortsätze der Oberkieferbeine und überhaupt in der Gesichtsbildung etwas den europäischen Fremdartiges. Dieses Fremdartige an den **Aino**-Schädeln hat jedoch **Davis** in seiner Beschreibung nicht recht zum Ausdruck gebracht, denn, wie **Virchow** bemerkt, stimmt dieselbe, namentlich in Bezug auf die Kieferbildung und Schädelwölbung, weniger gut als die betreffenden Abbildungen zu einem von ihm durch **Mizzul** aus Südsachalin erhaltenen **Aino**-Schädel[2]). Diesem verleiht aber eine Reihe von Charakteren, wie die niedrige und etwas eingebogene Nase, die gleichfalls niedrigen und etwas schiefen Augenhöhlen, das verhältnissmässig stark vortretende Jochbein, die Breite und Prominenz des Oberkiefers, eine, nach **Virchow**'s Ausdruck, «entschieden asiatische, um nicht zu sagen, mongolische Physiognomie». Dazu frappirten ihn am **Aino**-Schädel noch ein paar andere Eigenschaften, namentlich die erheblich prognathe Bildung des Oberkiefers, der fast kreisförmige Bogen des Zahnrandes an der Gaumenfläche und die colossale Ausbildung der Muskelinsertionen, besonders der Ansatzfläche des Kaumuskels, — eine Eigenthümlichkeit, welche ich oben bei den **Giljaken**-Schädeln schon besprochen und die ich auch bei manchen amurtungusischen Schädeln gefunden habe. Mag also der von **Virchow** beschriebene **Aino**-Schädel dem europäischen Typus auch ferner als die von **Davis** untersuchten Schädel gestanden haben, so giebt doch seine vielfache Uebereinstimmung mit den Abbildungen dieser letzteren ebenfalls einen Beweis dafür ab, dass die **Aino**-Schädel, auch wenn sie den europäischen auf den ersten Blick noch [illegible]hnlich erscheinen, bei genauerer Betrachtung doch eine Anzahl diesen letzteren fremdartiger, asiatischer oder mongolischer Züge aufweisen. Von einer Identität beider Schädeltypen kann eben nicht die Rede sein, sondern nur von einer gewissen Aehnlichkeit. Ganz entsprechend verhalten sich die **Aino**-Schädel auch dem mongolischen Typus gegenüber: so sehr sich manche derselben diesem letzteren nähern, so behalten sie doch immer noch etwas ihm Fremdartiges, Eigenthümliches. Selbst bei dem brachycephalsten der bisher bekannten **Aino**-Schädel fand **Anutschin** in manchen Zügen eine ansehnliche Annäherung an den kaukasischen Schädeltypus[3]). So behält der **Aino**-Schädel, trotz seiner grösseren oder geringeren Aehnlichkeit einerseits mit europäischen, andererseits

---

[1]) Dobrotworskij (Аинско-Русск. Словарь. — Прилож. къ Учен. Зап. Казанск. Универс. 1875, стр. 32) schreibt den Aino nach seinen Erfahrungen auf Sachalin auch schlechtweg einen brachycephalen Schädel zu.

[2]) Der von Virchow untersuchte platymeso-, beinahe platybrachycephale Schädel aus Jesso war von den Hrn. G. Schlesinger und Böhmer in der Nähe der vor einigen Jahren gegründeten Stadt Sapporo, an einem Orte ausgegraben worden, wo sich vor etwa 15 Jahren ein grosses Aino-Dorf befand (Zeitschr. für Ethnol. Bd. XII, p. [207]).

---

[1]) Vrgl. **Davis**, l. c. p. 37, 38.

[2]) **Virchow**, l. c. p. (123). Auch **Dönitz** (l. c. p. 64) findet die **Davis**'schen Abbildungen in manchen Punkten, den betreffenden Beschreibungen entgegen, mit dem von ihm untersuchten **Aino**-Schädel von mongolischem Typus übereinstimmend.

[3]) **Anutschin**, l. c. p. 109.

seits mit mongolischen Schädeln, doch sein eigenthümliches Gepräge und lässt sich schlechtweg weder den einen, noch den anderen anreihen. Sehr treffend spricht sich in diesem Sinne auch Dr. John **Kennedy** bei Beschreibung des Schädels eines etwa 9 Jahre alten **Aino**-Kindes aus. Nachdem er die einzelnen, theils an den europäischen, theils an den mongolischen Typus erinnernden Züge desselben abgehandelt, gelangt er zu dem Schlusse, dass der Schädel unzweifelhaft von einem höheren Typus als der gewöhnliche mongolische sei und sich dem europäischen gewissermassen nähere, ebenso unzweifelhaft aber auch vom europäischen wesentlich verschieden und dem mongolischen nahe verwandt sei[1]).

Noch ein besonderer, im Knochenbau des Gesichtes bei den **Aino** beobachteter Charakter darf hier nicht unerwähnt bleiben, — ich meine die Spaltung des Jochbeines durch die von **Dönitz**[2]) sogenannte Sutura zygomatica temporalis oder, wie **Virchow** sie richtiger bezeichnet, Sut. transversa zygomatica. Unter 50 von **Dönitz** untersuchten **Japaner**-Schädeln hatten 4 eine vollständige Spaltung des Jochbeines (und zwar darunter 3 auf beiden Seiten); bei 9 anderen war jederseits und bei noch anderen 3 nur links ein Theil dieser Quernaht vorhanden. Die vier ersteren stammten sämmtlich aus dem Norden von Nippon her, wo sich die **Aino** am längsten selbständig erhalten hatten, und von den übrigen rührten 2, und zwar die beiden einzigen, deren Fundort genauer bekannt war, ebenfalls aus Gegenden her, die noch in später Zeit **Aino**-Land gewesen waren. Da nun **Dönitz** ein gespaltenes Jochbein auch bei einem wahren **Aino**-Schädel fand, so hält er es für eine diesem Volke eigenthümliche und auf die **Japaner** nur durch Vermischung mit den **Aino** übertragene Bildung. Später beobachtete auch **Virchow**[3]) an dem oben erwähnten **Aino**-Schädel von Jesso rechterseits ein vollständiges Os malare bipartitum (das linke Jochbein war nicht erhalten) und an dem einen Schädel von Sachalin (№ II) beiderseits eine unvollkommene, 7mm lange Quernaht. Bei den übrigen oben berührten **Aino**-Schädeln wird dieser Bildung nicht erwähnt, und an unseren beiden Exemplaren ist von der gedachten Quernaht nichts zu sehen. Es bleibt daher noch durch eine grössere Anzahl von Beobachtungen festzustellen, ob und in welchem Grade diese Bildung für den **Aino**-Schädel charakteristisch ist[4]).

Wirft man auf alles über die physische Beschaffenheit wie über die Sprache der **Aino** oben Angeführte einen Gesammtrückblick, so liegt der Schluss nahe, dass sie zwar keiner der jetzigen Völkergruppen schlechtweg zugezählt werden können, dass sie aber doch von continental-asiatischem Ursprunge sein müssen. Die meisten Berührungen, Aehnlichkeiten und Verwandtschaften im Schädelbau, in der Gesichtsbildung und Physiognomie, in der gesammten physischen

---

[1]) Revue d'Anthrop. publ. sous la direct. de M. P. **Broca**, T. I, Paris 1872, p. 339: nach einem von **Kennedy** in der königl. physik. Gesellschaft zu Edinburg 1871 gehaltenen Vortrage. Der Schädel dieses Kindes war mesocephal, sein Längenbreitenindex 78. Unser **Aino**-Kinderschädel gehört in dieselbe Kategorie, indem sein Cephalindex circa 75,6 beträgt.

[2]) Verhandl. der Berl. Ges. für Anthrop., Ethnol. und Urgesch., in der Zeitschr. für Ethnol. Bd. VIII, 1876, p. (10).

[3]) Verhandl. der Berl. Ges. etc. Zeitschr. für Ethnol. Bd. VIII, p. (11); Bd. XII, p. (208).

[4]) Im Hinblick auf die oben an den **Giljaken**-Schädeln stets beachtete Beschaffenheit der Schläfengegend sei hier beiläufig noch bemerkt, dass auch an unseren beiden **Aino**-Schädeln die Schläfenbeinschuppe ohne Stirnfortsatz ist.

2: Schrenck

RX2 Gilyak

Beschaffenheit bringen sie nicht in die Nähe der oceanischen Völker, sei es der weissen, oder der dunkelfarbigen, papuanischen Race, sondern in die Nähe der Völker von kaukasischem und mongolischem Stamme, ohne dass sie jedoch den einen oder den anderen dieser beiden einverleibt werden könnten. Erwägt man ferner ihre gegenwärtige sprachliche Isolirung, so wie den Umstand, dass sie in physischer Beziehung, trotz theilweiser, im Laufe der Zeit in Folge von Vermischung unzweifelhaft fortgeschrittener Mongolisirung, doch manche, allen sie umgebenden Völkern von mongolischem Typus ganz fremdartige, ihnen allein eigenthümliche Züge aufzuweisen haben, so wird man nicht anstehen, sie für ein durch mongolische Völkerschaften frühzeitig vom Festlande Asien's nach seinem insularen Ostrande verdrängtes, also paläasiatisches Volk zu erklären. Dank der insularen Beschaffenheit ihrer neuen Heimath, welche sie lange Zeit hindurch vor Vermischung mit anderen Völkern schützte, haben die Aino ihre typischen Eigenthümlichkeiten in hohem Grade erhalten und festigen können. Erst viel später, als die Japaner in ihr Gebiet einwanderten und sie zum Theil nordwärts, nach Sachalin und den Kurilen drängten, wo sie mit Giljaken, Oroken, Itälmenen zusammenstiessen, musste im Süden wie im Norden durch Vermischung mit jenen Völkern eine theilweise stärkere Mongolisirung der Aino eintreten. Aus dem Umstande, dass die Aino vor Ankunft der Japaner nachweislich ganz Nippon bewohnten, nach Sachalin und den Kurilen hingegen erst später sich ausbreiteten, lässt sich endlich auch der Weg erkennen, auf welchem dieses paläasiatische Volk vom Festlande nach seiner neuen, insularen Heimath einwanderte. Es kann nicht, wie Siebold meint[1]), die Amur-Strasse gewesen sein, auf welcher wir ein anderes paläasiatisches Volk, die Giljaken, nach Sachalin einwandern sahen, sondern der Weg, auf welchem die Aino in das jetzige Japan einzogen, muss über Korea und die Tschu-sima-Inseln nach Nippon gegangen sein. Wenn daher irgendwo auf dem Festlande Asien's Reste oder Spuren von Aino, sei es in der Sprache, oder in der physischen Beschaffenheit seiner jetzigen Völker, zurückgeblieben sein sollten, so könnte dies nur in Korea der Fall sein, wo die Aino nothwendigerweise, ehe sie in See gingen, längere Zeit hindurch verweilt haben müssen. Noch ist dieses Land zu wenig durchforscht, um bestimmte Auskunft, positiver oder negativer Art, darüber zu geben. Höchst beachtenswerth scheint mir aber die von Richthofen an der chinesisch-koreanischen Grenze gemachte Beobachtung zu sein, dass es dort Koreaner von zwei Typen giebt, von denen die einen, nach Abbildungen zu urtheilen, an die Aino von Jesso erinnern. «Sollte man», meint er, «es hier vielleicht mit einer den Aino verwandten Urrace zu thun haben, die von den jetzt herrschenden Koreanern verdrängt wurde?»[2]) Mir dient diese Beobachtung Richthofen's in der That zur Bestärkung in meiner oben über den Ursprung und die Wanderung der Aino als eines paläasiatischen Volkes ausgesprochenen Ansicht[3]).

---

[1]) Aardr.- en volkenk. toelicht. p. 118.

[2]) Zeitschr. der Berliner Gesellsch. für Erdkunde, Bd. V, p. 322.

[3]) P. Kempermann sucht nachzuweisen, dass auch die Japaner über Korea nach ihrer jetzigen Heimath eingewandert seien. S. Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthrop., Ethnol. und Urgesch., in der Zeitschr. für Ethnol. Bd. VIII, 1876, p. (91)ff.

Hinter den beiden paläasiatischen Völkern, **Giljaken** und **Aino**, oder westwärts von ihnen, breitet sich im gesammten Amur-Lande ein dritter, neuerer, auch über ganz Ostsibirien und in den **Mandshu** bis nach China verstreuter Volksstamm, der **Stamm der Tungusen** aus. Zu ihm gehören alle übrigen indigenen Völker des Amur-Landes. Das geht unverkennbar aus ihren Sprachen hervor. Es könnte sich hier daher nur noch darum handeln, die Gruppirung der verschiedenen Zweige gegen einander und zum Stamme genauer festzustellen. Dazu bedürfte es aber eines eingehenden Studiums ihrer Dialekte und nicht minder ihrer physischen Beschaffenheit, und zwar, da es sich um feinere Differenzen und Nüancirungen handelt, nach einem noch grösseren und umfassenderen Materiale, als es bereits für die vergleichende Betrachtung von Völkern verschiedenen Stammes erforderlich ist. Das Erstere bleibt natürlich den Sprachforschern überlassen, und zu dem Letzteren reichen nicht bloss meine, sondern überhaupt die bisherigen Beobachtungen lange nicht hin. Die meisten der tungusischen Amur-Völker habe ich nur flüchtig gesehen, wenige etwas näher kennen gelernt, und auch nur von einigen derselben liegt mir je ein Schädel zur Vergleichung vor. Es können daher auch nur einige Materialien und daran geknüpfte Andeutungen und Vermuthungen sein, was ich in der betreffenden Richtung gebe. Aus diesem Grunde und weil die tungusischen Amur-Völker nur Zweige eines Stammes sind, werde ich dieselben auch nicht einzeln nach einander, wie die **Giljaken** und **Aino**, sondern gleichzeitig neben einander betrachten.

Zuvörderst sei erwähnt, dass so unzweifelhaft auch diese Völker sämmtlich von tungusischem Stamme sind, so ist doch manchem von ihnen ein anderer Ursprung zugeschrieben worden. In den **Oltscha** namentlich, die in den russischen Berichten stets **Mangunen** heissen, vermuthete **P. Ssemenof Mongolen**, Nachkommen jener **Men-gu**, die schon in der Geschichte der **Khitan** genannt werden, später der **Kin**-Dynastie häufige Niederlagen beibrachten, und von welchen **Tschingis-Chan** für sein Volk den Namen **Mongolen** entlehnte. Er meint daher, dass die **Men-gu** im XII. Jahrhundert nicht bloss an den Quellen, sondern auch am mittleren Laufe des Amur-Stromes wohnten. Ja, er hält an der Identität der **Mangunen** mit den **Men-gu** oder **Mongolen** auch für den Fall noch fest, dass sie im Laufe der Zeit ihre mongolische Sprache gegen eine tungusische vertauscht haben sollten[1]). Diese Ansicht beruht jedoch einzig und allein auf der Lautähnlichkeit des Namens «**Mangunen**» mit «**Men-gu**» und «**Mongolen**», und dass es mit diesem Namen eine ganz andere Bewandtniss hat, ist oben bereits ausführlich dargethan worden[2]).

Aehnlich ist es den **Dauren** ergangen. Der Archimandrit **Palladij** führt zwar an, dass sie einer chinesischen Angabe zufolge von einem alten Zweige der **Khitan** («**Daho**») abstammen, also zum mandshu-tungusischen Stamme gehören sollen; doch nennt er diese Angabe eine «unbewiesene» und meint, dass man wohl kaum so weit zurückzugehen brauche, um den Ursprung

---

1) П. Семеновъ, Землевѣдѣніе Азіи К. Риттера, С. Петерб. 1856, Т. I, стр. 433, 436, 766, 769.

2) S. oben, p. 144.

dieses Volkes zu finden. Er schliesst sich der ebenfalls von chinesischen Schriftstellern geäusserten Vermuthung an, dass die **Dauren** Reste einer mongolisch-chinesischen Militärcolonie seien, und stützt sich dabei auf den Umstand, dass sie in ihrer Sprache viel chinesische Wörter haben, und dass es andererseits bei den mongolischen Beherrschern China's gebräuchlich war, solche, mit chinesischen Ackerbauern und Handwerkern versehene Colonien in ihren entlegenen Besitzungen zu gründen[1]). Verstehen wir ihn recht, so wären also nach ihm die **Dauren** eine Mischung von **Mongolen**, welche das Gros und das militärische Element der Colonie bildeten, und von **Chinesen**, welche Ackerbau und Industrie in derselben verbreiten sollten. Diese Vermuthung mag glaublich erscheinen, wenn man mit **Palladij** nur die jetzigen **Dauren** am Nonni im Auge hat. Bekanntlich waren aber die **Dauren** ehemals und noch zur Zeit der ersten russischen Invasion ein zahlreiches, weit ausgebreitetes, am oberen Amur und in dem zwischen Argunj und Schilka gelegenen, noch jetzt nach ihnen benannten Lande sesshaftes Volk, das Ackerbau und Viehzucht trieb, seine eigenen Fürsten hatte u. s. w. Und hinsichtlich dieses Volkes lauten die Angaben ganz einmüthig dahin, dass es ein den nomadischen **Tungusen** durch seine oben erwähnte Lebensweise an Cultur zwar überlegenes, sprachlich aber ihnen wie den **Mandshu** stammverwandtes Volk gewesen sei[2]). Nach **Ysbrants Ides** hielten sich die **Tungusen** um Nertschinsk und am Argunj auch selbst für eines Stammes mit den **Dauren**[3]). Mir sagten **Biraren** am Amur, dass sie die Sprache der **Dauren** sehr wohl verständen, und einem meiner Kosaken, der das Orotschonische sprach und seinen Gesichtszügen nach selbst von tungusischem Ursprunge sein musste, war die Sprache der **Dauren**, mit denen wir am Amur zusammentrafen, auch nicht ganz fremd. Die **Dauren** im Dorfe Chormoldin verstanden zwar die goldischen Worte, die ich an sie richtete, so gut wie gar nicht und vom Orotschonischen meines Kosaken auch nur sehr wenig, dennoch fielen mir in ihrer Rede manche und besonders die Zahlwörter als mir bekannte, tungusische auf. Ich kann daher nicht umhin, mich der allgemein geltenden Ansicht, dass die **Dauren** von tungusischem Stamme sind, anzuschliessen. Andererseits ist es aber unzweifelhaft — und in so weit wird **Palladij** Recht haben — dass sie eine Menge mongolischer und chinesischer Wörter in ihre Sprache aufgenommen und sich zum Theil auch physisch, und vielleicht in einem höheren Grade als irgend ein anderes der Amur-Völker, mit **Mongolen** und **Chinesen** vermischt haben. Waren doch die ersteren schon in Daurien ihre unmittelbaren Grenznachbaren, wie sie es noch heutigen Tages am Nonni sind. Von ihnen, als einem Hirtenvolke insonderheit, mögen sie namentlich, gleich manchen späteren Steppen-

---

[1]) **Палладій**, *Дорожн.* зам. на пути отъ Пекина до Благовѣщенска (Зап. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. Т. IV, С. Петерб. 1871, стр. 446).

[2]) **Witsen** (Noord en Oost Tart. Ausg. 1705, p. 68—72) theilte ein Verzeichniss von daurischen Wörtern mit, welches wohl die Berechtigung zu diesem Schlusse gegeben haben mag. **Müller** (Samml. Russ. Gesch. Bd. VI, p. 182) sagt z. B.: «dass die Daurischen und Mandshurischen Völker ehemals mit den **Tungusen** ein Volk ausgemachet, solches zeiget die Aehnlichkeit der Sprachen. In demselben Sinne spricht sich **Fischer** (Sibir. Gesch. p. 229) aus. Vrgl. auch **Schlözer**, Allgem. Nord. Gesch. Halle, 1771, p. 410; **Ritter**, Asien, Bd. I, p. 116, Bd. II, p. 606; **Plath**, Die Völker der Mandshurey, Göttingen 1830, p. 71; **Іакинѳъ**, Стат. Опис. Кит. Имп. С. Петерб. 1842, Ч. II, стр. 12, u. A.

[3]) **Ysbr. Ides**, Drie jaar. Reize naar China, Amsterdam 1704, p. 58, 129.

Tungusen, die Viehzucht gelernt haben, wie man aus dem Umstande schliessen darf, dass sie — und, wie **Müller** bemerkt[1]), die **Tungusen** überhaupt — für die betreffenden Hausthiere, Pferd, Rind, Schaf, keine eigenen, sondern nur aus dem Mongolischen entlehnte Bezeichnungen haben[2]). Von ihnen sind diese mongolischen Thiernamen auch zu den übrigen Amur-Völkern und darunter, wie wir oben sahen, selbst zu den **Giljaken** gedrungen. Bemerkenswerth scheint es mir ferner zu sein, dass auch manche wilde Thiere, namentlich solche, die ihres Felles, Fleisches oder Geweihes wegen eine Rolle im Handelsverkehr jener Völker spielen, wie Zobel, Flussotter, Fuchs, Eichhörnchen, Bär, Elenn, Edelhirsch, bei den **Dauren** ebenfalls Namen von mongolischem Ursprunge tragen, während andere, die von keiner solchen Bedeutung sind, wie z. B. der Wolf, tungusische Bezeichnungen haben[3]). Dass andererseits, gleich den **Mongolen** und in noch höherem Grade, auch die am Nonni wie im übrigen Sungari- und Amur-Lande unaufhaltsam vordringenden **Chinesen** auf die **Dauren** sprachlich wie physisch einen grossen Einfluss gefübt haben und noch üben, bedarf nach dem, was oben über das Einbürgern chinesischen Wesens selbst unter den **Mandshu** gesagt worden, keiner weiteren Erläuterung. Es genügt zu bemerken, dass die **Dauren** diesem Einfluss vielleicht in noch höherem Grade zugänglich sein müssen. Denn nicht bloss befindet sich, gleich den **Mandshu** und **Solonen**, auch ein Theil der **Dauren** als Soldaten, Beamten u. s. w. im direkten Dienste der chinesischen Regierung, sondern sie tragen in ihrer Neigung zum Ackerbau, zu Gewerben und besonders zum Handel den **Chinesen** verwandte Züge an sich, welche die gegenseitige Näherung und Amalgamirung um Vieles begünstigen und erleichteren müssen. Spielen doch, wie wir oben schon bemerkten, die unternehmenden daurischen Händler im oberen Amur-Lande dieselbe Rolle wie die chinesischen im unteren. So erklärt sich die Beimischung mongolischer und chinesischer Elemente unter den **Dauren** ganz natürlich, aus geographischen und historischen Gründen, und ohne dass man ihren tungusischen Ursprung in Zweifel zu ziehen brauchte.

Versuchen wir nun, nach den wenigen bisherigen Wahrnehmungen über die Sprache und die physische Beschaffenheit der einzelnen tungusischen Amur-Völker ein wenn auch nur vorläufiges und annäherndes, nur durch einige Hauptzüge markirtes Bild von ihrer näheren oder ferneren Stellung zu einander und zu ihren Nachbarvölkern zu entwerfen. Was namentlich die Sprache betrifft, so muss ich mich auf einige wenige, theils eigene, theils fremde, immer nur ganz allgemein gehaltene Bemerkungen beschränken, das Nähere den Sprachforschern überlassend.

Oben ist schon der Angabe, dass die **Oroken** auf Sachalin Nachkommen von **Tungusen** aus dem Udskoi-Gebiet oder gar ein Mischvolk dieser **Tungusen** mit **Russen** seien, als einer völlig unbegründeten und tendenziösen, in ablehnender Weise gedacht worden[1]). Die wenigen und kurzen Begegnungen und Unterredungen, die ich auf Sachalin mit ihnen hatte, liessen mich von sprachlicher Seite sogleich erkennen, dass sie die nächsten Verwandten, ja vielleicht nur ein seit längerer Zeit vom Continent herübergekommener Zweig der **Oltscha** seien. **Schmidt**, **Glehn** und **Brylkin**, die mit ihnen in nähere Berührung traten, bestätigten dies und brachten zugleich in Erfahrung, dass sie sich auch selbst dieser Zugehörigkeit zum **Oltscha**-Stamme bewusst sind[2]). Kleine sprachliche Verschiedenheiten werden sich seit dem Abzuge der **Oroken** nach Sachalin, wo sie ein von ihren Stammgenossen auf dem Festlande so verschiedenes Leben führen, ohne Zweifel gebildet haben. Dieselben zu ermitteln, bleibt aber den Linguisten noch vorbehalten.

---

[1]) Samml. Russ. Gesch. Bd. VI, p. 181.

[2]) Vergl. meine Abhandlung über die Säugethiere des Amur-Landes, im I. Bde. dieses Werkes. So heisst das Pferd bei den **Dauren** morre, das Rind (Kuh) ukur, das Schaf choni. Auch das Schwein hat bei ihnen eine aus dem Mongolischen entnommene Bezeichnung, gagha.

[3]) Als ein ferneres Beispiel dafür, dass die bei einem Volke üblichen Thiernamen durch Umstände wie die oben hervorgehobenen bedingt sein können, sei hier angeführt, dass der Edelhirsch, dessen Geweih, so lange es noch weich und zart ist, bei jenen Völkern einen hochgeschätzten Handelsartikel bildet, bei den **Manägiren**, einem unzweifelhaft tungusischen Volke, doch keine tungusische, sondern dieselbe mongolische Bezeichnung (bugu) wie bei den **Dauren** (bugho) hat. Vergl. dieses Werkes Bd. I, p. 171.

Von der Sprache der **Oltscha** am Amur hat Hr. **Maximowicz** während seines Aufenthaltes im Mariinskischen Posten bei Kidsi, also im Centrum des **Oltscha**-Gebietes, ein Wörterverzeichniss nebst Sprachproben und Liedern zusammengestellt, welche es den Linguisten möglich machen werden, die Stellung dieser Sprache unter den tungusischen Mundarten näher zu bestimmen. Ich kann nur bemerken, dass sie, trotz markirter dialektischer Verschiedenheit, doch derjenigen der nördlicher, am Tugur, im Udskoi-Gebiet u. s. w. lebenden **Tungusen** nicht sehr fern zu stehen scheint, jedenfalls um Vieles näher als das Goldische. In manchen Wörtern wird man, glaube ich, giljakische Einflüsse erkennen.

In nächster Nähe zum **Oltscha**-Dialekt stehen diejenigen der **Negda** und **Samagirn**. Ich bin mit dem ersteren selbst nicht bekannt und stütze mich daher bei der obigen Behauptung hinsichtlich desselben theils auf die Versicherung Anderer, welche beide betreffende Mundarten gehört haben, theils und noch mehr auf den Umstand, dass die **Negda** unzweifelhaft in allernächster Verwandtschaft mit den **Samagirn** stehen, und diese habe ich sowohl in einzelnen Individuen am Amur, als auch in ihrem eigenen Gebiete am Gorin kennen gelernt. Es waren immer nur einzelne kleine dialektische Verschiedenheiten, die ich in ihrer Sprache den **Oltscha** gegenüber wahrnehmen konnte, und ihre eigene Angabe lautete, dass sie dieselbe Sprache sprächen. So nahe verwandt übrigens der **Negda**- und der **Samagir**-Dialekt unter einander und mit demjenigen der **Oltscha** sind, so lässt sich doch erwarten, dass der erstere, bei dem vielfachen und beständigen Verkehre der Amgunj-Anwohner mit den sogenannten russischen **Tungusen**, vom Tugur und aus dem Udskoi-Gebiet, von allen die meiste Uebereinstimmung mit der Sprache dieser letzteren darbieten, der **Samagir**-Dialekt hingegen manche Einflüsse von Seiten der südlich angrenzenden **Golde** erfahren haben dürfte. In der That bemerkte **Middendorff**[1]) bei seinem Besuche der **Negda**, dass ihre Sprache nur kleine Dialekt-Unterschiede von derjenigen der russischen **Tungusen** aufzuweisen habe. Und was die **Samagirn** betrifft, so habe ich selbst einige die oben ausgesprochene Erwartung rechtfertigende Wahrnehmungen gemacht. Es liess sich nämlich bemerken, dass die **Samagirn**, wie in manchen einzelnen Wörtern überhaupt, so namentlich auch in den Thiernamen, wenn diese bei den **Oltscha** und unteren **Golde** mehr oder weniger verschieden lauten — was im Allgemeinen nur selten der Fall ist[2]) — die Mundart der letzteren theilen. Man wird diesen Einfluss des Goldischen auch ganz erklärlich finden, wenn man erwägt, dass der Gorin bereits im **Golde**-Gebiet in den Amur mündet, dass seine Jagdgründe im Winter von zahlreichen **Golde** besucht werden und dass andererseits auch die **Samagirn** für den Absatz ihrer Jagdausbeute, und besonders des geschätzten Pelzwerks, zumeist auf die im **Golde**-Gebiet weilenden chinesischen Kaufleute angewiesen sind. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass die mit den russischen Rennthier-**Tungusen** so nahe verwandten **Negda** und **Samagirn** aus den Gebirgen im Westen und Norden in ihre respectiven Thäler am Amgunj und Gorin hinabgestiegen und dort zu Fischervölkern geworden sind. Die nahe sprachliche Verwandtschaft beider mit den **Oltscha** macht aber ferner auch den Schluss wahrscheinlich, den wir oben schon aus anderen Gründen gezogen haben[3]), dass nämlich jenen Völkern vorauf auch die **Oltscha** auf demselben Wege an den Amur gelangt sind, wo ein Theil derselben am fischreichen Strome zurückblieb, während ein anderer mit seinen Rennthieren weiter, über das Langgysk-Gebirge und den Liman[4]) nach der Insel Sachalin fortzog.

---

[1]) S. oben, p. 134, Anm. 5.

[2]) **Fr. Schmidt**, Histor. Ber. über den Verlauf der physik. Abthl. der Sibir. Exped. der Kais. Russ. Geogr. Gesellsch. (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, herausgeg. von **Baer** und **Helmersen**, Bd. XXV, p. 121); **Брылкинъ**, Письма съ Сахалина (Зап. Сиб. Отд. Геогр. Общ. Кн. VII, Иркутскъ 1864, стр. 21). Vergl. auch oben p. 131. **Mizzul**'s Angabe (Очеркъ остр. Сахалина въ сельскохозяйств. отнош. С. Петерб. 1873, стр. 122), dass die Sprache der **Oroken** derjenigen der **Amur-Giljaken** ähnlich sei, beruht entweder auf völliger Unkenntniss dieser letzteren, oder auf der russischerseits so oft vorkommenden Verwechselung der **Oltscha** (**Mangunen**) mit den **Giljaken**.

Geht man aus dem **Oltscha**-Gebiet am Amur in das der **Golde** über, so ändert sich die Sprache anfangs nur unbedeutend und ohne das Verständniss erheblich zu erschweren: viele Wörter bleiben ganz dieselben, andere zeigen nur in den Vokalen oder verwandten Consonanten eine leichte Abänderung. Je weiter aber stromaufwärts, um so mehr wächst auch die Verschiedenheit der Sprache: die abgeänderten Wörter werden unkenntlicher, und es stellen sich mehr und mehr neue, im unteren Gebiete ungebräuchliche ein. Ist man weit aufwärts im **Golde**-Gebiet, etwa zwischen der Ussuri- und der Sungari-Mündung, so gewinnt man den Eindruck, dass die **Golde**-Sprache doch sehr verschieden von jenen Mundarten des unteren Amur-Stromes und seiner linken Zuflüsse ist. Geht diese Veränderung in der Sprache im Ganzen auch allmählich vor sich, so lassen sich doch gewisse Punkte als Grenzscheiden grösserer sprachlicher Differenz bezeichnen. Solche Punkte sind das Geong-Gebirge und die Ussuri-Mündung. Durch dieselben wird das **Golde**-Sprachgebiet in drei Abschnitte getheilt: 1) den unteren, von der Nordgrenze goldischer Bevölkerung am Amur bis zum Geong-Gebirge: 2) den mittleren, vom Geong-Gebirge

---

1) Reise in den äuss. Norden und Osten Sibir., Bd. IV, p. 1526.

2) So z. B. für den Dachs, den Fuchs, den Luchs, den Edelhirsch, das Haselhuhn. Vrgl. meine Abhandlungen über die Säugethiere und die Vögel des Amur-Landes, im I. Bande dieses Werkes an den betreffenden Orten.

3) S. oben, p. 144.

4) S. oben, p. 20.

bis zur Mündung des Ussuri und diesen Strom und seine Zuflüsse aufwärts, so weit goldische Bevölkerung reicht, und 3) den oberen, von der Ussuri-Mündung aufwärts am Amur und den Sungari entlang bis zur Südgrenze des **Golde**-Gebietes. Oben[1]) sind schon die Ereignisse in der Geschichte der Ausbreitung des **Golde**-Volkes besprochen worden, welche diese sprachlichen Differenzen in verschiedenen Theilen seines Gebietes bedingt haben dürften. Anknüpfend an das dort Gesagte, will ich hier nur hervorheben, dass die unteren **Golde**, durch die ehemalige Ausbreitung der **Djutscheren** vom Sungari den Amur entlang bis nach Dondon von ihren Landsleuten am Ussuri gewissermassen abgeschnitten, den nordwärts von ihnen unter gleichen Bedingungen wohnenden **Oltscha** und **Samagirn** näher treten und sich auch sprachlich mit denselben mehr amalgamiren mussten. Es sind dies, wie oben erwähnt, die **Jant der Giljaken**. Im mittleren Theile konnte sich in dem von den **Djutscheren** unbesetzt gebliebenen Ussuri-Thale die **Golde**-Sprache in ihrer, übrigens dem Mandshu nahe stehenden Eigenart reiner erhalten und nach Abzug der **Djutscheren** auch den Amur abwärts verbreiten. Zwischen den **Golde** am Ussuri und denen am Amur unterhalb desselben bis etwa zum Geong-Gebirge ist daher sprachlich kein irgend erheblicher Unterschied wahrzunehmen[2]), und die Unterscheidung der ersteren als eines besonderen Volkes, wie man sie bei **Maack**, **Brylkin** und Anderen findet[3]), erweist sich als ganz unbegründet. Es sind die **Golde** dieses ganzen mittleren Gebietes vielmehr die rechten und echten, sprachlich vielleicht am meisten intakt gebliebenen **Golde**, die **Tscholdoch** der **Giljaken** — eine Bezeichnung, welche, wie oben dargethan[4]), auch zu ihrem jetzt allgemein gebräuchlichen Namen geführt hat. Die oberen **Golde** endlich, von der Ussuri-Mündung aufwärts, gravitiren ganz nach dem Sungari, an welchem sie auch ihre weitaus grösste Verdichtung erreicht haben. Sie werden an ihrer Sprache ohne Zweifel am meisten den Einfluss des Mandshu und des Chinesischen erfahren haben.

So viel über die Veränderungen, denen die **Golde**-Sprache in verschiedenen Theilen ihres Gebietes unterliegt. Von ihrem Wörtervorrath und grammatischem Bau hat man bereits mehr Kenntniss als von allen übrigen tungusischen Idiomen des Amur-Landes. **Wenjukof**[5]) und in grösserem Umfange **Brylkin**[6]) und neuerdings der Priester Alex. **Protodjakonof** haben Wörterverzeichnisse und die Letzteren auch Bemerkungen über den grammatischen Bau der **Golde**-Sprache gegeben. Bei Besprechung derselben, und besonders des über 1000 Wörter enthaltenden goldisch-russischen Vokabulariums von **Protodjakonof**, äussert sich der hiesige Professor **Sacharof**, ein genauer Kenner des Mandshu, dahin, dass das **Goldische** mit diesem letzteren in nächster Verwandtschaft stehe, wie man aus der Gemeinsamkeit vieler Wörter, aus der Aehnlichkeit der Wurzeln, die in beiden nicht ein-, sondern mehrsilbig sind, aus der

---

[1]) Vrgl. p. 149 ff.

[2]) So nach meiner Erfahrung, und in demselben Sinne spricht sich **Wenjukof** (Обозр. р. Уссури. — Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. XXV, 1859, Отд. II, стр. 233; его-же, Путеш. по окраин. Русск. Азiи и зап. о нихъ, С. Петерб. 1868, стр. 86, 87) aus.

[3]) S. oben, p. 148.

[4]) Vrgl. p. 149.

[5]) In den oben citirten Schriften.

[6]) Замѣч. о свойствахъ языка Гольдовъ и Гольдскiй словарь, in **Maack's** Путеш. по дол. р. Уссури, Прибавл. къ Т. I, С. Петерб. 1861.

Gleichheit vieler grammatischer Formen, so der Adjectivformen, der Formen des Praeteritums u. drgl. m., ersehen könne. Die Differenzen zwischen den beiden Sprachen, meint er weiter, hielten sich in den Grenzen von Dialektunterschieden und wiesen immerhin auf eine Zusammengehörigkeit beider Idiome hin, so dass sie nur als verschiedene Zweige, das Goldische als nördlicher, das Mandshu als südlicher Zweig einer und derselben Sprache zu betrachten seien[1]).

Dem Goldischen vermuthlich nahe verwandt ist die Sprache der Orotschen. Leider hat man von derselben nur sehr spärliche Nachrichten. Wenjukof fand sie der Golde-Sprache sehr ähnlich: viele Wörter waren ganz dieselben, nur die Aussprache war merklich anders: im Ganzen schien ihm die Orotschen-Sprache reicher an weichen Lauten zu sein[2]). Dabei hat er die südlichen Orotschen oder sogenannten Ta-dse im Auge; die nördlichen kannte er nicht[3]). Zwischen ihnen lassen sich, auf der weiten Strecke vom Ssuifun bis zur Bai de Castries, sicherlich manche grössere oder kleinere mundartliche Differenzen erwarten. Denn einmal stossen jene an den rechten Zuflüssen des Ussuri an die mittleren, diese im oberen Laufe des Dondon, Chongar und anderer rechten Amur-Zuflüsse an die unteren Golde und die Oltscha, und dann stehen die Ta-dse in vielfacher Berührung und Verbindung mit den beständig und in grosser Zahl unter ihnen wohnenden Chinesen, während die nördlichen Orotschen in ihren entlegenen Berg- und Waldwildnissen oder an ihrer ungastlichen Meeresküste niemals einen Sohn des Himmlischen Reiches bei sich sehen. Sind bei allen Amur-Völkern für manche ihnen ursprünglich fremde Gegenstände oder Begriffe den Chinesen (und auch den Mandshu) entlehnte Bezeichnungen gebräuchlich, so muss sich bei den Ta-dse, unter den oben angedeuteten Umständen, der Einfluss des Chinesischen am allermeisten und nicht bloss im Gebrauch einzelner Fremdwörter, sondern auch in der Lautbildung, in der Aussprache, im Tonfall u. s. w. geltend machen. Und darin wird vermuthlich auch der grösste sprachliche Unterschied zwischen ihnen und ihren nördlichen Landsleuten bestehen.

Von den Kile am Kur sind mir nur einzelne Thiernamen bekannt. Diese lauten nur selten etwas eigenartiger; meist stimmen sie mit denjenigen der oberen Golde überein, oder fallen mit den bei den Biraren und Manägirn üblichen Bezeichnungen zusammen[4]). Das Erstere möchte ich, ebenso wie bei den Samagirn, auf goldischen Einfluss zurückführen, da die Kile ihren meisten Tauschhandel und Verkehr, sei es direkt über die Prairie hinweg, sei es den nur wenig unterhalb des Ussuri mündenden Kur hinab, mit den mittleren und oberen Golde und den bei

---

1) П. Захаровъ, О матеріал. для изуч. гольдскаго языка, доставл. отн. А. Протодьяконовымъ (Изв. Русск. Геогр. Общ. 1878 г. Вып. I, Геогр. Изв., стр. 40, 50). A. a. O. ist auch von den hauptsächlichsten dialektischen Verschiedenheiten zwischen den beiden Sprachen u. drgl. m. die Rede.

2) Венюковъ, Обозр. р. Уссури (Вѣстн. Геогр. Общ. Ч. XXV, 1858, Отд. II, стр. 224); его-же Путеш. по окр. Русск. Азіи, стр. 88. Sein Führer, der mehrere tungusische Sprachen und darunter auch die solonische kannte, meinte, dass sie dieser am nächsten komme, worauf allerdings noch nicht viel zu geben ist.

3) Dass Tronson (Pers. Narrat. of a Voyage to Japan etc., London 1859, p. 328) einige Orotschen-Wörter aus dem Kaiserhafen (Bai Barracouta), und darunter die Zahlwörter von 1—10, als Probe der giljakischen Sprache giebt, ist oben (p. 22, Anm. 3) schon erwähnt worden.

4) Vrgl. den I. Bd. dieses Werkes.

ihnen, zumal am Sungari, weilenden chinesischen Händlern unterhalten. Aus den auch bei den **Biraren** und **Manägirn** gleichlautenden Thierbezeichnungen der **Kile** möchte ich hingegen, so weit dies aus so wenigen Wörtern überhaupt möglich ist, die Vermuthung entnehmen, dass die **Kile** mit den genannten Völkern in allernächster Stammverwandtschaft stehen und nur ein aus dem Bureja-Gebirge in das Kur-Thal hinabgestiegener Zweig des gemeinsamen Stammes sind.

Und damit ist auch schon die Stellung der **Biraren** und **Manägirn** zu einander angedeutet. Ohne Zweifel sind es ganz nahe Vettern. **Maack** schien die Sprache bei beiden ganz dieselbe zu sein, nur fand er bei den ersteren eine Anzahl von den **Mandshu** entlehnter Wörter[1]). Damit ist allerdings nicht gesagt, dass Linguisten keine dialektischen Differenzen in der Sprache dieser Völker finden dürften, doch können sie nicht gross sein, wenn sie dem Laien so wenig entgegentreten. Andererseits giebt es auch bei den **Manägirn** Fremdwörter, und zwar ebenso wie bei den **Biraren** sowohl von den **Mandshu**, wie von den **Dauren** und vielleicht auch von den **Chinesen** entlehnte[2]), da sie mit allen diesen Völkern in vielfacher Berührung stehen; doch mag immerhin die Zahl derselben bei den **Biraren** grösser sein, da ein Theil dieses Volkes — und auf diesen haben **Maack**'s Angaben Bezug — in festen Wohnsitzen am Amur, in unmittelbarer Nachbarschaft der **Mandshu** und **Dauren** und ebenso wie diese mit Feld- und Gartenbau beschäftigt, lebt.

Mit den **Manägirn** stehen ferner, wie wir oben schon aus der Geschichte der Ausbreitung dieser Stämme sahen, in nächster verwandtschaftlicher Beziehung die **Orotschonen**. Aus dieser Geschichte lernen wir aber zugleich, dass und wie diese Völker in der Folgezeit auseinander gegangen sind: blieben die **Orotschonen** im Grossen und Ganzen Rennthiernomaden in den Gebirgswaldungen, so stiegen die **Manägirn** tiefer zur Prairie hinab und eigneten sich das Pferd zum Reit- und Lastthier an; und während jene in beständigem Verkehr und in faktischer, wenn auch nicht traktatmässiger Abhängigkeit von den **Russen** verblieben, traten diese unter chinesischer Herrschaft in vielfache Berührung mit **Dauren**, **Mandshu**, **Chinesen**. Unter so verschiedenen Umständen und Einflüssen mussten sich zwischen ihnen, trotz unzweifelhaft gemeinsamen Ursprungs, manche mundartliche Differenzen ausbilden, hie und da verschiedenen Völkern entlehnte Fremdwörter einbürgern u. drgl. m. Schon die wenigen von mir gesammelten Thiernamen geben einen kleinen Beleg dafür ab. **Gerstfeldt**, der mehr Gelegenheit hatte diese Völker zu beobachten, glaubte auch einen Unterschied in ihrer Sprache wahrzunehmen; seine Führer konnten sie schon von Weitem nach ihren verschiedenen Exclamationen unterscheiden[3]). Beide, und insbesondere natürlich die **Orotschonen**, verriethen übrigens in ihrer Sprache eine grosse Aehnlichkeit mit den nördlicher wohnenden sogenannten russischen **Tungusen**[4]).

---

[1]) **Маакъ**, Путеш. на Амуръ, С. Петербургъ 1859, стр. 110.

[2]) Wie dies übrigens auch **Maack** an einer anderen Stelle seiner Reisebeschreibung (p. 60) angiebt.

[3]) **Герстфельдъ**, О прибрежн. жителяхъ Амура (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. XX, 1857, Отд. II, стр. 294).

[4]) **Gerstfeldt** bemerkte darin einen Unterschied zwischen ihnen, dass die **Manägirn** und **Orotschonen** den Accent fast immer auf der letzten Silbe ruhen liessen, die nördlicheren **Tungusen** hingegen beständig auf der vorletzten.

Von den Dauren ist in sprachlicher Beziehung, so weit es hier überhaupt thunlich ist, oben schon die Rede gewesen, und was endlich ihre Nachbaren, die Solonen, betrifft, so wird es sich mit diesen vermuthlich ähnlich wie mit jenen verhalten: ihre dem Stamme nach tungusische, dem Mandshu mehr oder weniger nahe verwandte Sprache wird sich im Laufe der Zeit mit zahlreichen mongolischen und zum Theil auch chinesischen Elementen vermischt haben.

Nach den obigen Andeutungen gestaltet sich die Gruppirung der tungusischen Amur-Völker etwas anders, als man sich dieselbe bisher gedacht hat. Mir ist bisher allerdings nur ein Versuch einer Gruppirung, und auch nur eines Theiles, dieser Völker bekannt. Er ist von Ssemenof in seinen Ergänzungen zu Ritter's Asien gemacht worden. Gestützt auf chinesische, von Iakinf[1]) und Wassiljef zugänglich gemachte historische Quellen und auf einige Nachrichten über die jetzigen Amur-Völker, stellt er[2]) die Dauren, Solonen und Golde, als Nachkommen der alten Khitan und Schiwei, in eine Gruppe, und die Mandshu und Yupitatse, als Nachkommen der Njutschi, in eine andere, während er die Oltscha (Mangunen) für Nachkommen der Men-gu oder Mongolen hält. Der letztere Punkt ist oben schon widerlegt worden. Dass die chinesische Bezeichnung «Yupi-tatse» ganz unbestimmt und ethnologisch unbrauchbar ist, indem sie ziemlich auf alle zum Theil in Fischhäute sich kleidenden Völker des unteren Amur-Landes sich bezieht, ist bekannt und oben ebenfalls schon erwähnt worden[3]). Am nächsten läge es noch, sie hier auf die an die Mandshu grenzenden Golde zu beziehen. Allein da diese und ebenso die Oltscha von Ssemenof besonders genannt werden, so blieben für die Yupi-tatse nur etwa noch die Orotschen übrig. Anders nach unseren obigen Darstellungen. Ihnen zufolge lassen die jetzigen tungusischen Völker des Amur-Landes in sprachlicher Beziehung vier Gruppen erkennen:

1) Dauren und Solonen — tungusische Stämme mit starker mongolischer Beimischung.
2) Mandshu, Golde, Orotschen.
3) Orotschonen, Manägirn, Biraren, Kile am Kur.
4) Oltscha am Amur und auf Sachalin (Oroken), Negda, Samagirn.

Die beiden ersteren Gruppen bilden den südlichen oder mandshurischen Ast des tungusischen Volksstammes, die beiden anderen umfassen Zweige seines nördlichen, bis zum Jenissei, dem Eismeer und Kamtschatka verbreiteten sibirischen Astes.

Es fragt sich nun, ob und in wie weit diese oder eine andere Gruppirung der tungusischen Amur-Völker auch aus ihrem physischen Bau entnommen werden kann? Dass zur vollen Beantwortung dieser Frage das Material gegenwärtig noch lange nicht hinreicht, ist oben schon bemerkt worden. Wenn ich daher im Folgenden bei Besprechung einzelner Punkte, wie namentlich der Schädelbildung, auch etwas mehr in's Detail gehen werde, so lässt sich doch die ganze Frage zur Zeit nur annähernd und in allgemeinen Zügen behandeln. Als Zweige eines Stammes, tragen die tungusischen Völker des Amur-Landes in ihrer physischen Erscheinung viel gemeinsame Züge. Die Aehnlichkeit unter ihnen ist gross, die Zusammengehörigkeit unverkennbar. Dennoch haben sich bei ihnen, in Folge früherer oder späterer Abzweigung vom gemeinsamen Stamme, grösserer oder geringerer Berührung und Vermischung mit benachbarten Völkern von fremdem Stamme, vielfach verschiedener Gestaltung ihrer Geschicke, ihrer Lebensweise u. s. w., auch in der physischen Erscheinung manche mehr oder weniger charakteristische Verschiedenheiten herausgebildet. Um sich diese wenigstens in den Hauptzügen einigermassen zu veranschaulichen, wird man vielleicht am besten thun, von dem bisher bekanntesten tungusischen Volke, den russischen oder sibirischen Tungusen auszugehen und die ihnen gegenüber bei den Amur-Völkern gleichen Stammes beobachteten Abweichungen und Besonderheiten hervorzuheben.

---

[1]) In seinem Werke: Собраніе свѣдѣній о народахъ обитавш. въ средней Азіи въ древн. времена, С. Петербургъ 1851, Ч. II.

[2]) Землевѣд. Азіи К. Риттера, С. Петерб. 1856, Т. I, стр. 426.

[3]) Vrgl. p. 135, 146.

So manigfaltigen und verschiedenartigen Bildungen man auch unter den sibirischen Tungusen, in Folge ihrer Mischung mit türkisch-tatarischen (zumal jakutischen), finnischen, mongolischen, ja zum grossen Theil auch mit russischen Elementen, begegnet, so hat man das Typische und Charakteristische in ihrer physischen Erscheinung doch schon ziemlich feststellen können. Die sibirischen Tungusen sind im Allgemeinen von mittlerem oder etwas kleinem Wuchse, mit verhältnissmässig ziemlich grossem Kopfe, breiten Schultern, etwas kurzen Extremitäten und kleinen Händen und Füssen[1]. Wie alle Nomaden des Nordens, haben sie eine trockene, hagere, sehnig-muskulöse Constitution[2]; fettleibige, corpulente Gestalten findet man unter ihnen nicht. Die Hautfarbe ist mehr oder weniger gelbbräunlich, das Auge brünet, das Haar schwarz; das Haupthaar schlicht, struppig und stark, das Barthaar, auf Lippen, Backen und Kinn, sehr spärlich und kurz, die Augenbrauen in der Regel scharf markirt, zuweilen bogenförmig hinaufgezogen. Die Kopf- und Gesichtsbildung ist entschieden, wenn auch zum Theil abgeschwächt, mongolisch; der Schädel ist immer breit, zuweilen auch sehr hoch, d. h. auf dem Scheitel so sehr nach oben und etwas nach hinten ausgezogen, dass er einem sogenannten Thurmkopf ähnlich wird[3]. Das Gesicht ist in der Regel etwas in die Länge gezogen, an den Backen breit, zur Stirn hin sich verjüngend; die Backenknochen vorspringend, wenn auch nicht so stark wie bei den echten Mongolen. Die Augenhöhlen sind gross, die Augen schief geschlitzt, schmal. Der Augenzwischenraum ist breit; die Nase an ihrer Wurzel breit, flach, oft eingedrückt, im weiteren Verlaufe schwach gewölbt, klein, hager. Die Lippen sind dünn, die Oberlippe ziemlich lang, das Kinn rundlich, die Kiefern etwas prognath[1]). Das Gesicht trägt im Allgemeinen den Ausdruck von Gutmüthigkeit, Faulheit und Indolenz.

---

[1] Wie oben (p. 216, Anm. 1) schon erwähnt, giebt Middendorff an, dass ein kleiner Fuss allen Eingeborenen Sibirien's, besonders aber den Samojeden und Tungusen eigen sei. Es war ihm und seiner Reisegesellschaft unmöglich, auch die weitesten Pelzstiefel der Nomaden zu benutzen. Könnte man noch bei den Samojeden geneigt sein, an ein Verkümmern der Füsse in Folge ihres geringen Gebrauches derselben zu denken, so war dies bei den rührig wandernden Tungusen nicht möglich. Er stellt daher die Vermuthung auf, dass «Miniaturfüsse eine ursprüngliche Eigenheit der mongolischen Race seien. Vrgl. seine Reise etc. Bd. IV, p. 1111, 1113.

[2] Middendorff, l. c. p. 1116.

[3] Middendorff, l. c. p. 1108, Taff. VI—IX; desgl. p. 1110, 1170.

Verfolgen wir nun, wie weit sich dieser in seinen Hauptzügen gezeichnete Typus der sibirischen **Tungusen** auch bei den Amur-Völkern wiederholt und welchen hauptsächlichsten Veränderungen er bei denselben unterliegt. Die Vergleichung kann, bei dem erwähnten mangelhaften Material und namentlich beim völligen Mangel an betreffenden Messungen, selbstverständlich nur ganz allgemein gehalten werden; zumal soll die Schädelform dabei nur ganz vorübergehend in Betracht kommen, da ich dieselbe im weiteren Verlaufe nach den mir vorliegenden Schädel-Exemplaren ausführlicher zu besprechen gedenke.

An den **Oroken**, denen ich im Tymy-Thale auf Sachalin begegnete, konnte ich in der Körper- und Gesichtsbildung nichts bemerken, was sie von den **Oltscha** am Amur unterschiede. Auch **Schmidt**, der ebenda Gelegenheit hatte sie unmittelbar mit einander zu vergleichen, fand sie unter einander vollkommen ähnlich[2]). Allerdings stehen die **Oroken** nicht bloss, wie die **Oltscha** am Amur, mit den **Giljaken**, sondern im Südosten der Insel auch mit den **Aino** in naher Berührung. Man könnte daher in ihrem Aeusseren zum Unterschiede von den **Oltscha** manchen Einfluss von Seiten der **Aino** erwarten. Vielleicht ist dies auch bei einzelnen Individuen der Fall, obgleich uns keine solchen begegneten. Andererseits stehen sich **Giljaken** und **Aino** physisch, wie wir sahen, in mancher Beziehung recht nahe, und dann bleiben ihrerseits auch die **Oltscha**, wie ich sogleich genauer darthun werde, der Berührung mit den **Aino** nicht ganz fern.

Die **Oltscha** weisen im Ganzen in ihrer physischen Erscheinung einen ursprünglich tungusischen, aber durch Vermischung mit fremdartigen Elementen vielfach und wesentlich veränderten Typus auf. Die unmittelbare Nachbarschaft, ja an manchen Orten das Durcheinanderwohnen von **Oltscha** und **Giljaken**, ihr beständiger Verkehr mit einander, ihre gleiche Lebensweise u. s. w. haben immer zu Mischehen zwischen beiden Völkern Veranlassung gegeben. Ausserdem haben die **Oltscha** theils durch Vermittelung der **Giljaken** und theils auch direkt, in Folge ihrer Handelsfahrten nach Sachalin, auch manches **Aino**-Element in sich aufgenommen. So weiss ich z. B., um nur eines bestimmten Falles zu erwähnen, dass eine Tochter des **Giljaken Judin** von Tebach, dessen Mutter ein **Aino**-Weib war, an einen **Oltscha** in Uchtr verheirathet war. In Folge solcher Einflüsse nähern sich die **Oltscha** in ihrem Aeusseren sehr stark den **Giljaken** und bilden gewissermassen ein Mittelglied zwischen ihnen und den **Tungusen**. Sie sind meist kräftiger und robuster gebaut als die letzteren, mit plumperen Zügen, wenig vorragenden Backenknochen, weniger schief geschlitzten Augen und stärkerem Bartwuchs. Dass es unter ihnen daneben auch echt und charakteristisch tungusische Gesichter giebt — breitbackig, flachnasig, schiefäugig, bartlos — versteht sich von selbst. Da jedoch auch die **Giljaken** solche Abstufungen bis zu echt tungusischen Gesichtern zeigen, so bleibt es immerhin unmöglich, die einzelnen Individuen nach ihrer Nationalität mit Sicherheit auseinanderzuhalten. Da hilft nur die Sprache.

---

[1]) **Middendorff**, l. c. p. 1400. Zum Theil auch nach den Beobachtungen Anderer und meinen eigenen.

[2]) Histor. Ber. etc. (Beitr. zur Kenntn. d. Russ. Reiches, Bd. XXV, p. 121).

Aehnlich scheint es sich mit den Negda am Amgunj zu verhalten. Middendorff fand bei ihnen «zwar eine tungusische Gesichtsform mit hochköpfiger Richtung, aber die tüchtigen Schnauzen erinnerten, trotz des schwachen Zwickelbartes, an die Nachbarschaft und wohl gelegentliche Beimischung des Blutes der stark behaarten Küsten- und Inselbewohner» [1]). Neben dem gewöhnlichen mongolisch-tungusischen Schnitt der Augen, traten ihm an einem einzelnen Gliede einer Negda-Familie auch so emporgezogene äussere Augenwinkel entgegen, wie man sie nur auf chinesischen Malereien sieht. Aehnliches wiederholt sich auch bei den übrigen tungusischen Amur-Völkern und lässt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit auf die im Lande umherreisenden oder an einzelnen Punkten desselben sich aufhaltenden chinesischen Kaufleute zurückführen [2]).

Auf die Samagirn lässt sich das von den Oltscha und Negda Gesagte nicht oder nur in sehr beschränkter Weise und in viel geringerem Grade ausdehnen. Am Gorin wenigstens fand ich sie in ihrer Körper- und Gesichtsbildung den Giljaken entschieden ferner stehend als die Oltscha, wogegen sie die grösste Aehnlichkeit mit den Golde verriethen, mit denen sie, wie oben erwähnt, auch in den meisten Beziehungen und Verbindungen stehen.

Was nun die Golde betrifft, so tritt bei ihnen im Allgemeinen der tungusische Typus sehr ausgeprägt und verhältnissmässig rein hervor. In Folge theilweiser Vermischung in der unteren Hälfte ihres Verbreitungsgebietes mit den Oltscha und in der oberen mit Mandshu und auch mit Chinesen, haben sie aber vielfach auch Züge gewonnen, welche sie von den nördlichen Tungusen unterscheiden. Ihr Bau entspricht genau dem oben als typisch für die Tungusen beschriebenen. Das Gesicht zum grössten Theil auch: es ist rundlich-oval und zeigt die bekannten mongolischen Charakterzüge, namentlich die breiten Backenknochen, die schief geschlitzten, schmalen Augen, die breite, dünne, niedrige Nase, oft, und besonders bei Weibern und Kindern, in sehr ausgesprochener Weise. Daneben findet sich aber nicht minder oft auch eine geringere Breite in den Backen, die Augen stehen weniger schief, die Nase ist höher, gewölbter, fleischiger, die Lippen dicker, aber gleich wie das Kinn bartlos oder nur ganz spärlich behaart, wie auch im ersteren Falle. Ebenso ist der Schädel bald zur Stirn hin verjüngt und nach dem Scheitel hin ausgezogen, bald mehr viereckig, mit breiter Stirn und flachem Scheitel. Mir liegt von dem ersteren, unter den Golde sehr verbreiteten Typus keine ganz sprechende Photographie vor. Fig. 7 der Taf. III nähert sich demselben noch am meisten. Die hochscheitelige Kopfform ist auch in Fig. 6 sehr ausgeprägt, wogegen die Gesichtszüge in derselben und in Fig. 5 die gesammte Schädel- und Gesichtsbildung dem zweiten Typus entsprechen. Es ist nicht möglich, alle einzelnen, vom Gesammttypus mehr oder weniger abweichenden, übrigens auch verschieden combinirten Züge auf bestimmte Beimischungen seitens der Nachbarstämme zurückzuführen. So viel ist gewiss, dass die südwestlichen, ebenfalls zum **Tungusen**-Stamme gehörigen Nachbaren der **Golde**, die **Mandshu**, die ihnen auch sprachlich am nächsten verwandt sind, im Allgemeinen plumpere und markirtere Züge haben, eine gewölbtere, dickere Nase, fleischigere Lippen, einen grösseren Mund, einen mehr viereckigen Kopf, und in der Regel auch von grösserem Wuchse sind. Die Augen sind auch bei ihnen schief gestellt und der Bartwuchs spärlich. Es lässt sich also in dem zweiten **Golde**-Typus eine gewisse Annäherung an die **Mandshu** erkennen, während der erstere den nördlichen **Tungusen** näher steht. Einzelne Züge, wie die hin und wieder vorkommenden weniger schief geschlitzten Augen oder ein etwas stärkerer Bartwuchs u. drgl., können theils von mehr individueller Natur, theils auch einer durch die **Oltscha** vermittelten oder auch direkten Beimischung paläasiatischen und besonders giljakischen Blutes zuzuschreiben sein. Das Letztere dürfte um so weniger ganz abzuweisen sein, als zwischen den **Golde** und den paläasiatischen Völkern im Norden und Osten, durch die alljährlichen Handelsreisen sowohl der **Giljaken** zu den **Mandshu** und **Chinesen** am Sungari, als auch mancher **Golde** zu den **Japanern** auf Sachalin, direkte Berührungen stattfinden. Im Ganzen genommen, geben also die **Golde** ihrer physischen Beschaffenheit nach ein Mittelglied zwischen den nördlichen **Tungusen** und den **Mandshu** ab.

---

[1]) Middendorff, Reise etc. Bd. IV, p. 1526. Richtiger müsste es allerdings nur heissen «der stärker behaarten Küsten- und Inselbewohner», da unter diesen in erster Reihe doch die Giljaken zu verstehen sind, deren Bartwuchs keineswegs an sich, sondern nur im Vergleich mit den tungusischen und mongolischen Völkern stark genannt werden kann. Indessen wirft Middendorff, wie wir oben (p. 206) schon sahen, überhaupt die Giljaken mit den Aino zusammen. S. dessen Reise etc. l. c. p. 1402.

[2]) Wenn Middendorff (l. c. p. 1527) dabei vom «Mandshus-Kaufmann» spricht, so ist daran zu erinnern, dass die Eingeborenen des unteren Amur-Landes die chinesischen Kaufleute schlechtweg Mandshu zu nennen pflegen (s. oben, p. 78).

Von den **Orotschen** lässt sich von vornherein behaupten, dass sie in verschiedenen Theilen ihres weit ausgedehnten Verbreitungsgebietes von sehr erheblich verschiedener Körper- und Gesichtsbildung sein müssen. Denn während sie im Norden, in den Wildnissen des Küstengebirges und an der ungastlichen Meeresküste, in ziemlicher Isolirung leben, nur mit ihren Nachbaren an den rechten Amur-Zuflüssen, **Golde** und **Oltscha**, in spärlichem Verkehre, oder in der Bai de Castries ab und zu auch von **Giljaken** besucht, theilen sie im Süden ihre Wohnsitze beständig mit zahlreichen **Chinesen**, die ganz unter ihnen und in Gemeinschaft mit ihren Weibern und Töchtern leben[1]). Während daher jene ihren tungusischen Typus rein conservirt haben dürften, wird er bei diesen, den **Ta-dse**, vielfach und wesentlich abgeändert sein. In ihren nördlichsten Wohnsitzen, in der Bai de Castries, sind die **Orotschen** schon von **La Pérouse** und besonders eingehend von seinem Begleiter **Rollin** geschildert worden[2]). Dabei stösst man nur auf den Uebelstand, dass die Bevölkerung der Bai de Castries, wie man aus **La Pérouse's** eigenen Angaben über die von ihm beobachteten Grabmäler schliessen darf, schon zu der Zeit eine aus **Oltscha** und **Orotschen** gemischte war[3]), und man daher nicht bestimmt wissen kann, welcher von diesen beiden Nationalitäten die Beschreibung gelten soll. Geht man sie jedoch genauer durch, so muss man sich für die **Orotschen** entscheiden. Die Reisenden waren sehr erstaunt, in dieser so nahe von der Westküste Sachalin's, unter gleichen klimatischen Verhältnissen gelegenen Bai eine Bevölkerung zu finden, welche von derjenigen der Insel (**Aino**), trotz ähnlicher Lebensweise und Sitten, körperlich so sehr verschieden war, dass man in ihr Menschen von «einer anderen Art» erblicken musste[1]). Zugleich frappirte sie ihre ausnehmende Hässlichkeit[2]). Ich kann mich nicht enthalten, ihre Beschreibung der **Orotschen** in gedrängten Zügen wiederzugeben. Ihr zufolge sind sie von kleinem Wuchse, etwa 4 Fuss, 9—10 Zoll lang, dünn und schwach gebaut; der Kopf verhältnissmässig gross, die Extremitäten klein[3]). Die Hautfarbe ist etwas weniger dunkel als bei den **Aino**, an den beständig bedeckten Körpertheilen sogar ziemlich weiss oder (nach **La Pérouse**) olivenfarbig, von Thran und Rauch gefirnisst. Das Haupthaar ist minder dicht als bei den **Aino**, schwarz oder braun; der Bartwuchs, auf Kinn und Lippen, fast null; die Augenbrauen wenig markirt. Das Gesicht ist flach und fast viereckig; die Stirn klein, gerundet, etwas zurücktretend; die Backenknochen sind breit und vorspringend; die Augen klein, schmal und schief geschlitzt; die Nase klein, platt, an der Wurzel kaum bemerkbar; der Mund gross, die Lippen dick; das Kinn wenig vorspringend. Es ist unmöglich, in dieser Schilderung den tungusischen Typus, wie man ihn bei den sibirischen **Tungusen** oder auch bei vielen **Golde** antrifft, zu verkennen. Andeutungen von einer Beimischung paläasiatischen Blutes, von **Giljaken** und **Aino**, sind in derselben nicht zu finden[4]). Die obige Schilderung der **Orotschen** wird auch von späteren Reisenden bestätigt. Hrn. **Maximowicz**, der noch eben so wenig von der gemischten Bevölkerung der Bai de Castries wusste, entging gleichwohl der im physischen Bau ihrer Bewohner sich äussernde Doppelcharakter derselben nicht. In seinen handschriftlichen, mir zur Benutzung überlassenen ethnographischen Aufzeichnungen aus dem Amur-Lande finde ich folgende kurze, aber prägnante Angabe: «die **Orotschen** der Bai de Castries sind entweder karrikirt mongolisch, mit geschwollen hervortretenden Backenknochen, verquollenen, geschlitzten Augen und einer mikroskopischen Nase, oder klein, mager, mit hagerem, mongolischem Gesicht, aber mit hoher Nase und starkem Bartwuchs». So verrathen sich schon durch ihre Gesichtsbildung die beiden in der Bai zwar neben einander wohnenden, aber getrennt sich haltenden und auch in ihren Sitten beiderseits sich treu bleibenden Stämme der **Orotschen** und der **Oltscha**. Als ich die Bai de Castries besuchte, war sie zeitweise fast menschenleer, und die paar zurückgebliebenen Individuen konnten nicht maassgebend sein. Hingegen hatte ich schon im Juli 1854 Gelegenheit, die **Orotschen** in der südlicher gelegenen Bai Hadshi oder dem Kaiserhafen kennen zu lernen. In meinem Tagebuche finde ich über ihren Körperbau folgende Notiz: sie sind von mittlerem Wuchse, eher klein als gross, die Weiber entschieden klein; ihr Bau, sowie die ganze Erscheinung, ist fein und schwächlich; sie sind durchweg brünet, von braungelblicher Gesichtsfarbe, das Haar schwarz, auf dem Kopfe von kräftigem Wuchse, dicht und lang, im Gesicht, um Lippen und Kinn, nur schwach; Schädel und Gesicht von mongolischer Bildung; die grösste Breitendimension liegt anscheinend in der Backengegend, wogegen die Stirn nur schmal und niedrig ist; die Nase ist flach und breit, die Augen sind schief gestellt. Sehr ähnlich lautet die Schilderung, welche einige Jahre später Tronson von den Eingeborenen derselben Bai (Barracouta) entwarf, nur dass er sie fälschlich für Giljaken hielt[1]). Er hebt ausser den oben angegebenen Zügen noch die scharf gezeichneten, stärker als bei den Chinesen gebogenen Augenbrauen, sowie die kleinen und feinen Hände der Orotschen hervor; auch hatte er stärker und kräftiger gebaute Individuen vor sich. Leider fehlt es uns an ähnlichen Schilderungen der südlichen Orotschen oder Ta-dse. Aus einzelnen, gelegentlich von den Reisenden hervorgehobenen Zügen lässt sich aber wohl entnehmen, dass sie in ihrer Körper- und Gesichtsbildung ihren nördlichen Landsleuten gegenüber nicht unerhebliche Abänderungen erfahren haben, hauptsächlich wohl in Folge jener Gemeinschaft mit den Chinesen. Wenjukof fand sie im Vergleich zu den Baikal-Tungusen weniger hager, mit stärkerer Muskulatur an Armen und Beinen; ihr Gesicht hatte nicht das Eckige der echt mongolischen Völker, der Burjaten, Kalmücken u. s. w.; die Jochbögen waren schwächer, die Nase nicht platt, der Abstand zwischen den Augen weniger gross; die Augen waren oft nur grau, nicht schwarz[2]). Maximowicz fand die Orotschen am Poor sogar von über Mittelgrösse, hübsch gebaut, mit angenehmem, hochnasigem Gesicht, jedoch auch nur mit schwachem Bartwuchs. Zum Theil sieht man in diesen Zügen auch eine Annäherung an die südlicheren Golde und die Mandshu.

---

[1]) S. oben, p. 23, 60; vrgl. auch **Przewalski**, Путеш. въ Уссур. краѣ, С. Петерб. 1870, стр. 163.

[2]) Voyage de **La Pérouse** aut. du monde, réd. par **Milet-Mureau**, Paris 1797, T. III, p. 60; T. IV, p. 81.

[3]) S. oben, p. 137.

---

[1]) ....«des hommes d'une espèce différente». **Rollin**, l. c. T. IV, p. 81.

[2]) **La Pérouse** sagt: «Il n'existe peut-être pas de peuple d'une physiognomie plus éloignée des formes auxquelles nous attachons l'idée de la beauté», und **Rollin** nennt sie «les hommes les plus laids et les plus chétifs que j'aye vus sur les deux hémisphères» — worin natürlich ein gutes Stück Uebertreibung liegt.

[3]) **Rollin** stellt (a. a. O. p. 80) auch einige Körpermaasse der **Orotschen** neben denjenigen der **Aino** zusammen.

[4]) Nachdem schon **La Pérouse** und **Rollin** so prägnante Schilderungen von den Eingeborenen der Sachalin gegenüber liegenden Festlandsküste gegeben hatten, wird die von **Klaproth** ausgesprochene und von Anderen wiederholte Angabe, dass diese ganze Küste von **Kurilen** (**Aino**) bewohnt sei (s. oben p. 207), um so auffallender und unbegreiflicher.

Ueber den Körperbau der oberen Amur-Völker kann ich nach eigenen Erfahrungen nur wenig urtheilen, da ich mit ihnen nur hie und da in flüchtige Berührung gekommen bin. Die nomadischen Stämme, namentlich die Manägirn und Orotschonen, hatten in der späten Jahreszeit, da ich den oberen Amur aufwärts ging, schon fast sämmtlich den Strom verlassen und waren zur Jagd in die weiter ab liegenden Gebirgswaldungen gezogen. Die am Amur sesshaften Biraren kamen mir den Mandshu nicht unähnlich vor, und so spricht sich über dieselben auch Maack aus[3]). Er fand, dass sie im ganzen Körperbau und in der Form des Gesichts den Mandshu näher stehen als den Amur-Orotschonen, und niemals begegnete ihm unter ihnen ein so breitbackiges Gesicht, wie sie unter den letzteren so gewöhnlich sind. Manches verräth auch ihre nahe Verwandtschaft mit den Manägirn. Von diesen entwirft er eine genauere Schilderung, da er Gelegenheit hatte, sie näher kennen zu lernen. Meistentheils, sagt er[4]), sind sie von mittlerem oder sogar ziemlich hohem Wuchse, kräftig und gut gebaut; kleine Individuen mit dünnen Beinen, ähnlich den **Orotschonen**, sieht man unter ihnen nur ausnahmsweise. Ebenso spricht sich über dieselben auch **Sswerbejef** aus[1]). Der Gesichtsbildung nach konnte Maack unter den **Manägirn** zwei Typen unterscheiden: die Einen hatten breite, echt mongolische Gesichter, mit kleiner Nase und vorspringenden Backenknochen; die Anderen — und deren sah er nicht wenige — hatten ein ovales Gesicht, edle Züge, sehr proportionirt gehaltene Backenknochen, eine lange, bald gerade, bald etwas krumme Nase. Er schreibt die Ausbildung dieses letzteren Typus unter den **Manägirn** mandshurischem Einflusse zu; ich glaube man müsste hinzufügen auch daurischem, zumal die **Dauren** am Komar ihre unmittelbaren Nachbaren sind und zugleich als Kaufleute viel mit ihnen verkehren. Der erstere Typus hingegen lässt in den **Manägirn** die nächsten Stammverwandten der **Orotschonen** erkennen. Von diesen sagt **Giller**[2]), der am rechten Ufer der Schilka einige Zeit unter ihnen weilte, sie seien von kleinem, seltner mittlerem Wuchse, hässlich, mit rundem Kopfe, niedriger Stirn, schwarzem Haar, brauner Gesichtsfarbe, kleinen, schiefen, dunkelbraunen oder schwarzen Augen, schütteren Augenbrauen, grossem Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, flacher Nase und sehr sparsamem Haarwuchs. Die **Orotschonen** schliessen sich, wie sie faktisch der mandshu-chinesischen Herrschaft fern gestanden haben, auch in physischer Beziehung unmittelbar an die russisch-sibirischen **Tungusen** an. Gleich wie bei diesen letzteren, ist aber auch bei ihnen der mongolische Typus der Gesichtsbildung keineswegs so ausgesprochen wie bei den echt mongolischen Völkern, den **Burjaten**, **Kalmücken**, oder auch bei den physisch stark mongolisirten **Jakuten**[3]).

---

[1]) Tronson, Personal Narrat. of a Voyage to Japan, Kamtsch. etc. in H. M. S. Barracouta, London 1859, p. 268.

[2]) Венюковъ, Обозр. р. Уссури (Вѣстн. Русск. Геогр. Общ. Ч. XXV, 1859, Отд. II, стр. 231); его же, Путеш. по окр. Русск. Азіи, стр. 68.

[3]) Путеш. на Амуръ, С. Петерб. 1859, стр. 110.

[4]) L. c. p. 68.

Die **Dauren** und **Solonen** endlich werden schon von den alten Missionären ihres hohen Wuchses und kräftigen Körperbaues wegen gerühmt[4]). Ihre Gesichtsbildung muss aber eine nicht geringe Mannigfaltigkeit zeigen, da sie im Laufe der Zeit starke Mischungen mit den **Mandshu**, **Chinesen** und mit ihren südlichen und südöstlichen Nachbaren, den **Mongolen**, eingegangen sind. Ich habe auch selbst in den daurischen Dörfern am Amur, so wie an einzelnen Individuen, die mir oberhalb der **Dseja**-Mündung begegneten, sehr verschiedene Gesichter beobachtet, bald mit plumpen, mandshuähnlichen, bald mit entschieden feineren Zügen, zuweilen mit fast viereckigem, mongolischem Schnitt u. s. w., immer aber mit schief geschlitzten Augen und schwachem Bartwuchs. Doch bin ich zu kurze Zeit und zu selten mit den **Dauren**, geschweige denn mit den **Solonen**, in Berührung gekommen, um ein allgemeingültiges Urtheil über ihre physische Gestaltung aussprechen, oder gar bestimmte Typen unter denselben unterscheiden zu können.

---

[1]) **Свербеевъ**, Опис. плав. по р. Амуру экспед. генер.-губерн. Восточ. Сибири въ 1854 г. (Зап. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ. Кн. III, С. Петерб. 1857, стр. 33).

[2]) Verhandl. der Berliner Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. und Urgesch., in der Zeitschr. für Ethnol. Bd. VI, 1874, p.(77), — ein Auszug aus seinem Werke «Opisanii Zabajkalsky krainya, das mir nicht zu Gebote steht.

[3]) **Sswerbejef**, l. c. Ganz ähnlich spricht sich auch schon **Erman** (Archiv für wiss. Kunde Russl. Bd. IV, 1844, p. 3) aus, indem er gegen **Parschin's** Ansicht, die Nertschinsker **Tungusen** hätten ganz dieselbe Gesichtsbildung wie die **Burjaten**, ausdrücklich hervorhebt, dass die letzteren breitere Gesichter und eine untersetztere Gestalt haben und den **Jakuten** weit ähnlicher als die **Tungusen** sind.

[4]) **Du Halde**, Descr. de l'Emp. de la Chine, T. IV, Paris 1735, p. 15, 16.

Vergleicht man nun die Stellung und Gruppirung der tungusischen Amur-Völker gegen einander, wie sie aus ihrer physischen Beschaffenheit sich ergiebt, mit derjenigen, welche wir aus ihrer Sprache entnehmen mussten, so stimmen sie zwar im Allgemeinen ziemlich mit einander überein und bekräftigen sich gegenseitig, decken sich aber doch nicht vollständig, sondern fallen in manchen Punkten auch auseinander. So sahen wir vom sprachlichen Standpunkt die Oltscha, Negda und Samagirn eine Gruppe bilden, während in physischer Beziehung die ersteren von den sprachlich grundverschiedenen Giljaken kaum zu unterscheiden sind, die Negda sich ihnen ebenfalls nähern, die Samagirn hingegen mehr an die Golde sich anschliessen. Ebenso zeigen von den sprachlich mit einander zunächst verwandten Stämmen der Biraren, Manägirn und Orotschonen die beiden ersteren in physischer Beziehung eine starke Annäherung an die Mandshu, während die letzteren ihren nordtungusischen Typus rein erhalten haben. Wir können in diesen Fällen der Incongruenz der sprachlichen und der physischen Charaktere nur einen Beweis dafür sehen, wie viel leichter und rascher die Völker in Folge von Vermischungen ihre physischen als ihre sprachlichen Eigenthümlichkeiten einbüssen. Solche Fälle namentlich, wo zwei ursprünglich grundverschiedene Völker, wie die Giljaken und Oltscha, gegenwärtig nach ihrer physischen Beschaffenheit nicht oder nur kaum mehr zu unterscheiden sind, während die Sprache sie überall auf das Schärfste abgrenzt, werfen ein grelles Licht auf die Veränderlichkeit der physischen Charaktere eines Volkes und auf den ausdauernderen Bestand hingegen seiner Sprache, als des Ausdruckes seines gesammten geistigen Seins und des festesten Bindemittels aller seiner einzelnen Individuen.

Fügen wir nun zur physischen Charakteristik der tungusischen Amur-Völker noch eine Beschreibung der uns vorliegenden Schädel derselben hinzu. Leider ist ihre Zahl eine sehr beschränkte, indem wir nur zwei Oltscha-Schädel und von den Golde, Biraren, Manägirn und Orotschonen je einen, im Ganzen also sechs Schädel von Amur-Tungusen besitzen. An eine Ableitung allgemeinerer Resultate über den Schädelbau dieser Völker ist unter solchen Umständen nicht zu denken. Was hier geboten wird, ist nur erst craniologisches Material, aber zum Theil das erste für die erwähnten Völker. Da diese jedoch sämmtlich tungusischen Stammes sind, so lässt sich dasselbe gleichwohl schon jetzt, wenigstens theilweise, zur genaueren und richtigeren Feststellung des tungusischen Schädeltypus überhaupt verwerthen, wie weiter unten in der That versucht werden soll. Die Maasse dieser Schädel sind bereits oben in tabellarischer Zusammenstellung mitgetheilt worden. Gehen wir nunmehr zur Besprechung der einzelnen Objecte über.

Oltscha-Schädel kannte man bisher gar nicht, wenn nicht der oben[1]) besprochene, vom polnischen Exilirten Weber in der Umgegend des Kidsi-Sees gefundene und von Pruner-Bey und Barnard Davis[2]) beschriebene und abgebildete «Giljaken»-Schädel diesem Volke angehört haben sollte. Ich glaube jedoch nachgewiesen zu haben, dass es viel eher ein Orotschen-Schädel war. Unsere beiden Oltscha-Schädel sind von mir aus dem Amur-Lande gebracht

---

1) S. p. 229.

2) Memoirs read bef. the Anthropol. Soc. of London, Vol. III, 1870, p. 390 ff.

worden. Von dem einen derselben könnte es allerdings, nach seinem Fundorte zu urtheilen, auf den ersten Blick fraglich erscheinen, ob es ein Oltscha-, oder nicht vielmehr auch ein Orotschen-Schädel sei, denn er rührt aus der von diesen beiden Völkern bewohnten Bai de Castries her. Die näheren Umstände seines Fundes sprechen jedoch für das Erstere. Ich fand ihn nämlich am 11/23. Juni 1855 auf der in der Bai gelegenen Observatoriums-Insel in einem halbzerstörten Grabe, das seiner Construktion nach ein Oltscha-Grab sein musste. Auf dem Festlande am Nordufer der Bai hatte ich bereits mehrere, wohlerhaltene Oltscha-Gräber gesehen, die mit denen am Amur vollständig übereinstimmten, — zu ebener Erde erbaute, niedrige Häuschen, in denen die Leichen, in Särgen beigesetzt, ruhen. An dem Grabe auf der Insel war das Gebälk noch erhalten, aber das Dach fehlte: mitten im Grabe stand ein seines Deckbrettes beraubter, 5 Fuss langer und etwa 14—15 Zoll breiter Sarg, in welchem an einem Ende der hier in Rede stehende Schädel lag. In der Nähe des Grabes waren Spuren ehemaliger Zelte oder Sommerwohnungen zu sehen, was darauf hinwies, dass die Oltscha der Bai sich zeitweise, im Sommer, vermuthlich des Fischfanges wegen, auf der Insel aufhielten. Ist es somit von diesem Schädel nur sehr wahrscheinlich, dass er einem Oltscha angehörte, so unterliegt dies hinsichtlich unseres zweiten Schädels gar keinem Zweifel. Diesen nahm ich aus einem noch keineswegs alten und sehr wohlerhaltenen Leichenhäuschen im Oltscha-Dorfe Choto heraus, das an derselben Stelle lag, wo nachmals der Mariinskische Posten erbaut wurde. Folgendes nun zur näheren Charakteristik dieser beiden Schädel.

Der Oltscha-Schädel aus der Bai de Castries (№ V der Tabb., Fig. 5 der Taff. V—IX) erscheint mir auch hinsichtlich seines Geschlechtes zweifelhaft: seine durchweg geringen Dimensionen und gerundeten Formen machen es wahrscheinlich, dass er einem Weibe angehörte. Nach der Beschaffenheit der Nähte und Zähne zu urtheilen, war das betreffende Individuum nur etwa 18—24 Jahre alt. Die Basilarfuge ist noch offen; desgleichen sämmtliche Nähte offen, klaffend. Die vorhandenen Zähne sind sehr wohl erhalten, die Tardivi im Ober- und Unterkiefer eben im Durchbruch begriffen. Nach den Verhältnissen der Länge, Breite und Höhe ist er platybrachycephal, und zwar mit einem grösseren Längenbreitenindex als bei irgend einem unserer übrigen Schädel, selbst den breitesten Giljaken-Schädel (№ III) nicht ausgenommen. Dagegen tritt die Höhe bei ihm nicht so stark gegen die Breite zurück wie bei dem letzteren. Die Stirnbreite ist unten nur gering, oben, an der Kranznaht, hingegen sehr ansehnlich. Der Schädel wird von dort nach hinten rasch breiter und erreicht seine grösste Breite bald hinter der halben Länge, zwischen den Scheitelbeinen, nahe der Schuppennaht, in der durch die Ohröffnung gehenden Senkrechten. In der Scheitelansicht ist er daher breit eiförmig, vorn etwas abgestutzt, mit kaum sichtbaren Jochbögen. Die grösste Höhe des Schädels liegt sehr bald hinter seiner grössten Breite. Die Stirn tritt langsam zurück. Die Stirn- und Scheitelhöcker sind nur unansehnlich; desgleichen die Lineae semicirculares, die sich nach hinten bald verlieren. In der Hinterhauptsansicht ist der Schädel fast kreisrund, eben so hoch wie breit, am Scheitel kaum etwas winklig, an der Basis ausgeschweift. Das Hinterhaupt ist flach und fällt von der Protuberantia occipitalis ziemlich steil zum Foramen magnum ab. Dieses ist horizontal gelegen, klein, oval, nach hinten zugespitzt. An Stelle der Crista externa verläuft auf dem Hinterhauptsbein eine flache Rinne. Die Processus mastoidei sind klein; überhaupt alle Muskelleisten schwach. Die Schläfenbeinschuppe hat keinen Stirnfortsatz. Die grossen Keilbeinflügel sind breit; die Sutura sphenofrontalis hat beiderseits eine Länge von 18^{mm}, die Sutura sphenoparietalis rechts von 17, links von 21^{mm}. Der Nasenfortsatz des Stirnbeins reicht tief hinab. Die Nasenbeine sind an der Wurzel wie im weiteren Verlaufe fast ganz flach, etwas breiter als bei den Giljaken-Schädeln (mit Ausnahme von № III) und lange nicht so eingebogen an der Wurzel. Ihrem Index nach ist die Nase mesorhin. Die Augenhöhlen sind nicht besonders gross, fast eben so hoch wie breit, ihrem Index nach sehr megasem, mehr als dies nach Broca bei den mongolischen Völkern in der Regel zu sein pflegt[1]), dabei etwas nach unten und aussen ausgezogen. Wangen und Oberkiefer scheinen zwar im Verhältniss zum Schädel von geringer Breite zu sein, haben aber bei der geringen Länge desselben ganz ansehnliche Breitenindices. Die Fovea maxillaris ist wenig vertieft.

Der zweite unserer Oltscha-Schädel, aus dem ehemaligen Dorfe Choto am Kidsi-See (№ VI der Tabb., Fig. 6 der Taff. V—IX), ist von dem ersteren sehr verschieden, ja in manchen Verhältnissen von direkt entgegengesetzter Bildung. Er gehörte unzweifelhaft einem männlichen Individuum, das vermuthlich über 50 Jahre alt war: die Schädelnähte sind meist obliterirt, und zwar die Sutt. coronalis superior, sagittalis und lambdoidea superior so vollständig, dass sie von aussen gar nicht mehr sichtbar sind; die Sut. coronalis inferior ist ebenfalls verwachsen, doch bleibt ihr Verlauf noch kenntlich; desgleichen die Sut. lambdoidea inferior, nahe dem Processus mastoideus, wo sie kleine Schaltknochen enthält. Die Zähne sind vollzählig entwickelt gewesen, die vorhandenen stark abgerieben, die Eckzähne ganz stumpf. Der ganze Schädel ist sehr massiv und schwer. Nach seinem Längenbreiten- und Breitenhöhenindex ist er hypsimesocephal; die Höhe namentlich absolut wie im Verhältniss zur Breite grösser als bei irgend einem unserer Schädel. Die grösste Breite liegt im unteren Theile des Schädels (s. oben d. Anm. 2 zur Tab. I), etwas hinter der halben Länge, wo auch die grösste Höhe sich befindet. In der Scheitelansicht ist der Schädel elliptisch, vorn etwas abgestutzt, die Jochbögen stark vortretend. Die Stirn ist flach, zurücktretend. Die Arcus supraciliares treten ansehnlich hervor und fliessen in eine stark gewölbte Stirnnasenwulst zusammen. Die Stirnhöcker sind schwach, die Scheitelhöcker hingegen ansehnlich entwickelt. Die Lineae semicirculares sind sehr markirt, in ihrem Verlauf auf dem Stirnbein durch kleine spitze Erhabenheiten rauh; sie steigen hoch auf die Scheitelbeine hinauf, sind fast bis zu den ansehnlich starken Processus mastoidei deutlich zu verfolgen und schliessen sehr grosse, bis zur Lambdanaht reichende Plana temporalia ein. In der Hinterhauptsansicht hat der Schädel die Form eines hohen Fünfecks mit zwar abgerundeten, aber doch deutlich erkennbaren Winkeln. Die beiden oberen Seiten desselben sind kürzer und etwas eingedrückt, so dass der Schädel einigermassen dachförmig gewölbt erscheint; die beiden unteren Seiten des Fünfecks sind länger und gehen senkrecht hinab, mit einer kleinen Anschwellung

---

1) Broca, l. c. p. 600.

im unteren Theile (wo die grösste Breite des Schädels liegt); die Basis ist ziemlich gerade, nur an den Seiten etwas ausgeschweift. Das Hinterhaupt ist gross und gewölbt, über der Protuberantia occipitalis ganz senkrecht abgeflacht, von dieser letzteren an, die ungewöhnlich stark entwickelt ist, fast unter rechtem Winkel gegen den oberen Theil abgesetzt und zum horizontal gelegenen Foramen magnum flach geneigt. Die Schläfenbeinschuppe ist flach, ohne Stirnfortsatz. Die grossen Keilbeinflügel sind breit, indem die Sutura sphenofrontalis beiderseits 20, die Sut. sphenoparietalis rechts 9, links 8^{mm} lang ist. Der Nasenfortsatz des Stirnbeins reicht sehr tief hinab. Die Nasenbeine sind schmal, bilden aber mit einander einen deutlichen Winkel (Nasenrücken); dabei sind sie stark eingebogen, so dass ihre unteren Enden fast horizontal nach vorn gerichtet sind und auch in der Scheitelansicht des Schädels noch vorragen. Die Augenhöhlen sind gross, nach aussen und unten etwas ausgezogen, quadratisch, genau eben so hoch wie breit und also ihrem Index zufolge äusserst megasem, — so sehr, wie es nach Broca nur bei künstlich von oben nach unten zusammengedrückten Schädeln zu sein pflegt[1]). Die Augenscheidewand ist sehr breit. Obwohl die Jochbogenbreite eine sehr ansehnliche ist und der grössten Schädelbreite nur wenig nachgiebt, so ist die Wangenbreite doch keineswegs auffallend; im Verhältniss zur Schädelbreite bleibt sie, ebenso wie auch die Oberkieferbreite, hinter den entsprechenden Indices des vorigen Schädels zurück. Die Fovea maxillaris ist aber etwas stärker vertieft. Der Unterkiefer ist sehr dick und stark, wie auch bei den Giljaken. Die auf seiner Innenfläche verlaufende Linea obliqua interna endigt jederseits in einen spitzen Stachel, der auch auf den Photographien deutlich zu sehen ist.

Lassen sich die beiden eben besprochenen Schädel, da sie verschiedenen Geschlechtern angehören, auch nicht unmittelbar mit einander vergleichen, so ist aus denselben doch zu ersehen, wie verschiedene Schädelformen auch unter den Oltscha vorkommen. Gewiss repräsentiren sie noch nicht die äussersten Bildungen, und doch ist der eine hypsimeso-, fast hypsidolichocephal, der andere entschieden platybrachycephal, mit einer Differenz in den Längenbreitenindices von 12,3 und in den Breitenhöhenindices von 11,4, was den Schwankungen, die wir oben in dieser Beziehung an den Giljaken- und Aino-Schädeln kennen lernten, nur wenig nachsteht. Auch ist das Maass der Brachycephalie am breiten Oltscha-Schädel (85,4) fast genau dasselbe wie bei den uns bekannten breitesten Giljaken- und Aino-Schädeln (85,2 und 85,3), und ebenso ist der Grad der Hypsicephalie beim hohen Oltscha-Schädel (103,5) nur um Weniges ansehnlicher als bei unserem höchsten Giljaken-Schädel (101,5). Auch in den übrigen Verhältnissen des Schädel- und Gesichtsbaues lässt sich, von individuellen Differenzen abgesehen, ein ähnlicher Parallelismus zwischen den Oltscha und Giljaken erkennen, und ich glaube nicht, dass eine grössere Anzahl von Messungen denselben verschwinden lassen würde. Stehen sich doch, wie wir oben sahen, diese Völker gegenwärtig auch nach ihrer gesammten Physiognomie so nahe, dass es nicht wohl möglich ist, nach derselben die Nationalität der einzelnen Individuen mit Sicherheit zu erkennen, indem es sowohl **Giljaken** mit rein tungusischem Gesichtstypus, als auch andererseits **Oltscha** mit den Gesichtszügen echter **Giljaken** giebt.

---

[1]) An zusammengedrückten Schädeln der Aymara von Peru fand Broca einen mittleren Orbitalindex von 98,08, an den weiblichen Schädeln allein von 100,53, an einem kaukasischen Makrokephalus einen Orbitalindex von 105. Vergl. Rev. d'Anthrop. T. IV, p. 599, 600, 614.

Hier ist der Ort, auch auf den oben erwähnten, von **Weber** in der Nähe des Kidsi-Sees gefundenen und von **Pruner-Bey** und Barn. **Davis** abgehandelten, irrthümlicherweise einem **Giljaken** zugeschriebenen Schädel etwas näher einzugehen, denn die Möglichkeit, dass er einem **Oltscha** angehört habe, ist, wie oben bemerkt, nach seinem Fundorte nicht ausgeschlossen. Die Umstände, unter denen er gefunden worden, machen es allerdings wahrscheinlicher, dass es ein **Orotschen**-Schädel ist, allein auch in diesem Falle rührt er aus dem Grenzgebiet der **Oltscha** und **Orotschen** her, wo diese ohnehin stammverwandten Völker in vielfacher Berührung und Verbindung mit einander stehen. Jedenfalls liegt also ein Vergleich desselben mit den eben besprochenen, aus demselben Grenzgebiet stammenden **Oltscha**-Schädeln nahe. Und in der That zeigt er im Ganzen wie im Einzelnen manche Uebereinstimmung namentlich mit dem zweiten derselben, mit dem Schädel aus Choto. Gleich diesem ist er nach dem Verhältniss seiner Hauptdimensionen hypsimesocephal, indem sein Längenbreitenindex 78,0, sein Breitenhöhenindex 100,0 beträgt[1]): im Verhältniss zur Länge ist er also breiter und im Verhältniss zur Breite weniger hoch als unser **Oltscha**-Schädel. In letzterer Beziehung fehlt ihm namentlich das etwas dachförmige Schädelgewölbe des letzteren. Auch die übrigen Verhältnisse bieten viel Aehnliches dar: so die stark angeschwollenen Arcus supraciliares, die dadurch eingedrückt erscheinende Glabella, die zurücktretende Stirn, das grosse und starke Hinterhaupt, die ausserordentliche Breite in den Jochbögen, die starke Ausprägung der Lineae semicirculares[2]) und aller zum Ansatz der Muskeln dienenden Fortsätze, Stacheln und Leisten, der tief hinabreichende Nasenfortsatz des Stirnbeines, die schmalen, an der Wurzel eingebogenen Nasenbeine, die grossen, übrigens mehr breiten als hohen Augenhöhlen u. s. w. Dass sich in allen diesen Charakteren zugleich auch viel Uebereinstimmung mit einigen unserer **Giljaken**-Schädel ausspricht, geht aus den obigen Darstellungen wie aus der Vergleichung der resp. Maasse und Abbildungen hervor. Gehörte daher dieser Schädel, wie sehr wahrscheinlich, einem **Orotschen** an, so liefert er den Beweis, dass unter diesem Volke, zum wenigsten an seiner nördlichen Grenze, ganz ähnliche Schädelformen wie unter den **Oltscha** und **Giljaken** vorkommen, was bei dem langen und vielfachen Verkehr dieser an einander grenzenden Völker nicht weiter Wunder nehmen darf. Und gleichwie unter den letzteren, fehlt es gewiss auch unter den **Orotschen** neben hypsimeso- und vielleicht auch hypsidolichocephalen Formen nicht an platybrachycephalen, wie man schon aus dem oben nach Individuen der Bai de Castries, des Kaiserhafens und anderer Orte geschilderten Charakter ihrer Gesichtszüge schliessen möchte.

---

[1]) Der Längenhöhenindex würde bei der ganz gleichen Breite und Höhe des Schädels eben so viel wie der Längenbreitenindex betragen. Diese Zahlen sind nach den von Barn. **Davis** bestimmten Schädelmaassen berechnet. **Virchow** fand an seinem Gypsabguss dieses Schädels einen Breitenindex von 77,3 und einen Höhenindex von 78,3 (Verhandl. der Berl. Ges. f. Anthrop., Ethnol. und Urgesch. p. (137), in der Zeitschr. für Ethnol. Bd. V, 1873).

[2]) Barn. **Davis** giebt zwar an, dass die Lineae semicirculares nicht hoch auf die Scheitelbeine hinaufreichen, allein die beigegebene Abbildung stimmt damit nicht überein und lässt weite Plana semicircularia erkennen. Vergl. Mem. read bef. the Anthrop. Soc. of London, Vol. III, p. 360, nebst Tafel.

Am bekanntesten nach ihrem Schädelbau sind bisher unter allen Völkern des Amur-Landes die Golde. Durch den Dr. **Zwingmann** erhielt **Virchow**[1]) vier Schädel derselben, die vom Bolang-See herstammten, einem im unteren Amur-Lande gelegenen Bassin, das seine Gewässer dem Amur von dessen linker Seite zusendet. Drei dieser Schädel gehörten erwachsenen Menschen, der vierte einem jugendlichen oder fast noch kindlichen Individuum an. Dr. **Zwingmann** glaubt behaupten zu dürfen, dass die Schädel nicht von Mischlingen herrührten; ich habe keinen Grund es in Zweifel zu ziehen und bemerke nur, dass sich dies, bei der Unkenntniss der betreffenden Genealogie, wie in allen ähnlichen Fällen, nicht weiter constatiren und also auch nicht mit solcher Bestimmtheit behaupten lässt[2]). Auf **Virchow's** Mittheilungen über diese Schädel komme ich weiter unten zurück.

Uns liegt nur ein Golde-Schädel vor, den Hr. **Mordwinof** am linken Ufer des Ussuri etwa 200 Werst oberhalb seiner Mündung erhielt. Derselbe (№ VII der Tabb., Fig. 7 der Taff. V—IX) gehörte einem männlichen, nach der Beschaffenheit der Nähte zu urtheilen, zwischen 30 und 55 Jahren alten Individuum an: der untere Theil der Kranznaht ist fast spurlos obliterirt; der obere und die Pfeilnaht sind zwar ebenfalls obliterirt, jedoch stellenweise deutlich zu erkennen; die übrigen Nähte nicht oder nur stellenweise verwachsen; im unteren Theile der Lambdanaht, zwischen dem Hinterhaupts- und dem Schläfenbein, finden sich kleine Schaltknochen. Zähne, resp. Zahnalveolen im Oberkiefer jederseits 8, die ersteren stark abgeschliffen; der Unterkiefer fehlt. Nach dem Verhältniss seiner Hauptdimensionen ist der Schädel **platymesocephal**, mit einem Längenbreitenindex von 75,8 und einem Breitenhöhenindex von 98,5; es fehlt ihm also nur wenig, um hypsimesocephal zu sein. Die grösste Breite und die grösste Höhe liegen in derselben senkrechten Ebene, welche den Schädel etwas (12^{mm}) hinter der Ohröffnung durchschneidet. In der Scheitelansicht ist der Schädel eiförmig, vorn etwas abgestutzt, mit ziemlich vortretenden Jochbögen. Die Stirn steigt schräg auf. Die Arcus supraciliares sind flach: nur über der Nase ist eine kleine Anschwellung, von welcher eine schwach erhabene Linie aufwärts steigt. Die Stirnhöcker sind schwach und undeutlich, die Scheitelhöcker hingegen treten deutlich hervor. Die Lineae semicirculares sind sehr sichtlich und im ersten Theile ihres Verlaufes erhaben und rauh. Das Hinterhaupt ist gewölbt, von der starken Protuberantia occipitalis zum Foramen magnum schräg abgeplattet; letzteres ist horizontal gelegen, ungefähr elliptisch, in der Mitte stärker erweitert, in der vorderen Hälfte durch die Gelenkflächen etwas eingeengt und nach vorn und hinten ein wenig zugespitzt. In der Hinterhauptsansicht hat der Schädel die Form eines Fünfecks mit abgerundeten Winkeln, das nur wenig höher wie breit ist; die oberen, kleineren

---

[1]) Vrgl. Verhandl. der Berl. Gesellsch. für Anthrop., Ethnol. und Urgesch. p. (138), in der Zeitschr. für Ethnol. Bd. V, 1873.

[2]) Jedenfalls aber sind die zu den **Golde** am Bolong-See kommenden und zeitweise unter ihnen sich aufhaltenden Händler nicht **Mandshu**, wie er meint, sondern **Chinesen**. S. oben, p. 71.

Seiten sind ziemlich gerade, die unteren, längeren fallen fast senkrecht oder nur kaum convergirend hinab; die Basis ist ziemlich gerade, in der Mitte etwas eingeschnitten. Die Processus mastoidei sind lang und stark; die von den Jochbögen nach hinten sich fortziehenden Leisten sehr ansehnlich. Die Schuppe ist flach. Die grossen Keilbeinflügel sind breit, nach hinten zur Schläfenbeinschuppe und linkerseits auch in dieselbe hinein ausgezogen; die Sutura sphenofrontalis ist auf der rechten Seite 26, auf der linken 24^{mm} lang, die Sut. sphenoparietalis auf der rechten 18, auf der linken 16. Das Gesicht ist im Ganzen breit und flach. Der Nasenfortsatz des Stirnbeines reicht tief hinab. Die Nasenbeine sind an der Wurzel ganz flach und ziemlich breit, später verschmälern sie sich, erheben sich aber zugleich zu einem schwach erhabenen Nasenrücken, wobei sie ohne Einbiegung gerade hinabsteigen, fast in einer Flucht mit der Stirn. Nach ihrem Index wäre die Nase mesorhin. Die Augenhöhlen sind gross, fast quadratisch, nur kaum breiter als hoch, ihrem Index nach megasem, nach aussen und unten etwas ausgezogen; der Interorbitalraum breit. Die Wangenbreite ist ganz ansehnlich. Die Fovea maxillaris flach.

Vergleicht man unseren Golde-Schädel mit denen vom Bolang-See, so weit Virchow's Mittheilungen über dieselben reichen, so scheint er sich denselben genau anzuschliessen. Nach seinem Längenbreiten- und Längenhöhenindex (75,8 und 74,7) lässt er sich ganz in die Reihe derselben einfügen, da die betreffenden Indices an den Schädeln der drei erwachsenen Individuen vom Bolang-See nach Virchow 73,0, 80,2, 85,0 und 71,1, 79,6, 82,3 betragen[1]). Aus diesen Zahlenreihen ist zugleich ersichtlich, dass auch bei den Golde nach dem Verhältniss der Hauptdimensionen sehr verschiedene Schädelformen vorkommen: während die Einen kaum über das Maass der Dolichocephalie hinausreichen[2]), sind andere sehr ausgesprochen brachycephal. Der Unterschied im Cephalindex zwischen den wenigen bisher bekannten, gewiss noch nicht extremsten Formen beträgt 12,0, was mit den oben bei den Oltscha, Giljaken und Aino bemerkten Schwankungen vollkommen übereinstimmt; auch findet sich beim breitesten Golde-Schädel fast genau derselbe Grad von Brachycephalie wie bei jenen Völkern. Nach den Höhenindices sind die Schädel der vier erwachsenen Golde zwar alle platycephal, jedoch mit einer Höhe, die der Breite nur sehr wenig nachsteht, und der Schädel des jugendlichen Individuums ist sogar hypsicephal. Da nun ausserdem dieser letztere nach Virchow in den übrigen Verhältnissen mit zweien der Erwachsenen ganz übereinstimmte, so zweifle ich nicht, dass es unter den Golde auch im erwachsenen Alter neben platycephalen auch hypsicephale Schädelformen giebt. Auch in den übrigen von Virchow an den Golde-Schädeln als charakteristisch hervorgehobenen Punkten findet eine grosse Uebereinstimmung unseres Schädels vom Ussuri mit denen vom Bolang-See statt; so namentlich in der «auffälligen» Entwickelung des tief hinabsteigenden Nasenfortsatzes des Stirnbeines, in der ausnehmenden Flachheit der Nasenbeine und der daraus folgenden Plattheit der Nase, die in so hohem Grade ausgesprochen ist, dass Virchow unwillkürlich der Ge-

---

1) Am Schädel des jugendlichen Individuums bestimmte sie Virchow auf 77,3 und 78,5.

2) Virchow nennt den ersteren der oben angeführten Schädel, mit dem Breitenindex 73,0, sogar exquisit dolichocephal. S. Verhandl. etc. l. c. p. (137).

danke an eine künstliche Pressung oder Abflachung der Nase aufstieg, so wie endlich in der Form der Augenhöhlen, welche entweder eben so hoch, oder sogar noch höher als breit sind. So sehr ich aber die von Virchow bezeichneten Charakterzüge auch an unserem Golde-Schädel bestätigt finde, so kann ich ihnen doch nicht die Bedeutung zuerkennen, eine ausschliessliche Eigenthümlichkeit der Golde zu sein, durch welche sie sich von den Aino, Giljaken und Tungusen unterschieden. Bei den beiden ersteren Völkern kommen vielmehr, wie wir oben gesehen, dieselben Züge und überhaupt ein ganz ähnlicher Gesichtstypus nicht selten vor. Ueber die Giljaken zudem urtheilte Virchow nur nach dem Gypsabdruck des einen Schädels, der, wie oben dargethan, nicht einem Giljaken, sondern einem Orotschen oder Oltscha angehörte. Zwischen Golde und Tungusen fand Virchow selbst manche Analogien im Schädelbau[1]), obgleich er nicht wusste, dass diese Völker auch sprachlich zum selben Stamme gehören. Ohne Zweifel hätte er eine solche Analogie auch in den oben erwähnten Charakteren wahrgenommen, wenn ihm eine grössere Anzahl authentischer tungusischer Schädel vorgelegen hätte. Wir werden sie weiter unten an einigen tungusischen Schädeln kennen lernen, gleichwie sie uns auch schon an den Oltscha, die ebenfalls tungusischen Stammes sind, entgegentrat. Ich glaube daher den Schluss ziehen zu dürfen, dass der Schädelbau der Golde — wenn sie in einzelnen Fällen, in Folge von Vermischung mit den Chinesen u. a. Völkern, auch manche fremdartige Züge bekommen haben sollten — doch keineswegs gegen ihre tungusische Abstammung spricht.

Das nächste in craniologischer Beziehung hier zur Sprache kommende Amur-Volk sind die Biraren. Von ihm liegt uns ein Schädel vor — der erste seiner Art, der zur Kenntniss gelangt (№ VIII der obigen Tabb., Fig. 8 der Taff. V—IX). Wir verdanken ihn Hrn. Maack. Am 19. Sept. (1. Oct.) 1855 fand er am rechten Ufer des Amur-Stromes, gleich oberhalb seines Eintritts in das Bureja-Gebirge, einen bei einem Biraren-Dorfe in einem Wäldchen gelegenen Begräbnissplatz. Die Särge, theils aus Brettern zusammengefügt, theils aus Weidenruthen geflochten und von aussen mit Birkenrinde bekleidet, standen in einiger Höhe über der Erde mit ihren Enden zwischen je zwei Pfosten befestigt, so dass es den Anschein hatte, als ruhten sie auf je vier Füssen[2]). Auf ganz ähnliche Särge war er wiederholentlich in den Wäldern am Wilui und Olenek gestossen. Man erkennt in ihnen leicht das Tungusen-Grab. Aus einem jener Särge nahm er den Schädel heraus. Derselbe gehörte einem männlichen, nach der Beschaffenheit der Nähte und Zähne zu urtheilen, noch jungen, nur etwa 18—20 Jahre alten Individuum. Die Basilarfuge ist noch offen; der untere Theil der Kranz- und der hintere Theil der Pfeilnaht fangen zu obliteriren an; in der Lambda- und im hinteren Theile der Schuppennaht finden sich kleine Spaltknochen. Zähne oder Zahnalveolen in jedem Kiefer 14; die Tardivi fehlen noch; die Schneiden und Kronen an den Zähnen noch ganz unversehrt. Der ganze Schädel ist leicht, mit dünnen und glatten Knochen. Seiner Form nach ist er platybrachycephal, mit einem Längenbreitenindex von 83,2 und einem Breitenhöhenindex von 88,2. Die grösste Breite liegt zwischen den Scheitelbeinen, nahe der Schuppennaht, 15^{mm} hinter der durch die Ohröffnung gehenden Senkrechten; die grösste Höhe noch etwas vor der grössten Breite. Die Stirn steigt schräg auf und wird nach oben rasch breiter. Der Schädel ist in der Scheitelansicht breit eiförmig, vorn abgestutzt, die Jochbögen nur wenig sichtbar. Die Augenbrauenbögen sind sehr schwach. Die Stirnhöcker treten deutlich hervor; zwischen ihnen läuft eine schwach erhabene Linie aufwärts. Die Lineae semicirculares sind sehr schwach und undeutlich. Die Scheitelhöcker sind zwar schwach, jedoch kenntlich. Das Hinterhaupt ist gewölbt, von der Protuberantia occipitalis ab zum Foramen magnum schräg abgeplattet. Die Muskelleisten auf dem Hinterhauptsbein treten stark hervor; an Stelle der Crista occipitalis läuft eine Rinne hinab. In der Hinterhauptsansicht hat der Schädel die Form eines Fünfecks mit abgerundeten Winkeln, das etwas höher als breit ist; die oberen Seiten sind klein und ziemlich gerade, die unteren gross und leicht bogenförmig, die Basis gerade, in der Mitte eingeschnitten. Das horizontal gelegene Foramen magnum ist oval, nach hinten etwas zugespitzt und wird durch die langen und schmalen Gelenkflächen in seiner Form nicht beeinträchtigt. Die Schläfenbeinschuppe ist flach, ohne Stirnfortsatz. Die grossen Keilbeinflügel sind breit und hoch; die Sutura sphenofrontalis misst rechts 24, links 19^{mm}, die Sut. sphenoparietalis rechts 23, links 18^{mm}. Der Nasenfortsatz des Stirnbeins steigt nicht so tief wie bei den Gölde- und anderen oben besprochenen Schädeln hinab. Die Nasenbeine sind an der Wurzel breiter und verschmälern sich minder stark nach unten; sie bilden einen deutlichen Nasenrücken und sind nur wenig eingebogen. Ihrem Index nach ist die Nase leptorhin. Die Augenhöhlen sind nur wenig breiter als hoch, megasem. Der Augenzwischenraum ist ansehnlich breit. Die Fovea maxillaris flach. Der Unterkiefer robust.

---

[1]) L. c. p. (128).

[2]) Маакъ, Путеш. на Амуръ, С. Петерб. 1859, стр. [illegible]

Wie der Biraren-, so ist auch der uns vorliegende Manägir-Schädel der erste seiner Art, der bekannt wird (№ IX der Tabb., Fig. 9 der Taff. V—IX). Am 19. Sept. (1. Oct.) 1856 stiess ich am linken Ufer des oberen Amur-Stromes etwas oberhalb Kotomanga auf alte Manägir-Gräber, aus deren einem der Schädel genommen wurde. Er gehörte einem männlichen Individuum an, das, nach der Beschaffenheit der Nähte und Zähne zu urtheilen, im Alter zwischen 55 und 80 Jahren stand. Die Nähte coronalis, sagittalis, sphenofrontalis und sphenoparietalis sind obliterirt und in ihrem Verlauf von aussen kaum noch zu erkennen; auch die Lambdanaht ist, zumal in ihrem mittleren Theile, obliterirt; in der Schuppennaht, am hinteren unteren Winkel der Scheitelbeine finden sich jederseits kleine Schaltknochen. Die wenigen vorhandenen Zähne sind stark abgerieben; Zahnalveolen im Oberkiefer (der Unterkiefer fehlt) 14, die übrigen sind offenbar resorbirt. Seiner Form nach ist der Schädel platybrachycephal, mit einem Längenbreitenindex von 80,5 und einem Breitenhöhenindex von 86,3. Die grösste Breite liegt zwischen den von den Jochbögen auf die Schläfenbeine sich fortziehenden Leisten, 18^{mm} hinter der durch die Ohröffnung gehenden Senkrechten; die grösste Höhe etwas vor jener. Die Höhe ist im Verhältniss zur Länge sehr gering, da der Längenhöhenindex nur 69,5 beträgt. Der Schädel ist in der Scheitelansicht breit eiförmig, vorn abgestutzt; die Jochbögen treten dabei stark vor; auch ist die Breite in den Jochbögen eine sehr ansehnliche und steht der grössten Breite nur um sehr Weniges nach. Die Stirn ist flach und stark zurücktretend; die Augenbrauenbögen sind stark angeschwollen und stossen in einer dicken Stirnnasenwulst zusammen, so dass die Glabella darüber wie eingedrückt erscheint. Die Lineae semicirculares sind sehr deutlich, in ihrem ganzen Verlauf erhaben; sie grenzen sehr grosse, bis zur Lambdanath reichende, mit zahlreichen kleinen, schräge verlaufenden Rauhigkeiten versehene Plana semicircularia ab. Das Hinterhaupt ist gross, gewölbt, von der Protuberantia occipitalis zum Foramen magnum schräg abgeplattet; die Protuberantia und alle Muskelleisten auf demselben, gleichwie auch die Processus mastoidei, stark entwickelt. In der Hinterhauptsansicht erscheint der Schädel einem Fünfeck ähnlich, an welchem die drei oberen Winkel so stark abgerundet sind, dass es fast die Form eines Kreissegments gewinnt; übrigens ist es doch ansehnlich breiter wie hoch; die Basis ist gerade, mit kleinem Einschnitt in der Mitte. Das Foramen magnum ist horizontal gelegen, sehr gross, oval, vorn durch die sehr breiten und grossen Gelenkflächen etwas eingeengt, nach hinten zugespitzt. Die Nasenbeine bilden an der Wurzel einen sehr stumpfen Winkel mit einander, der nach abwärts etwas mehr hervortritt und so einen schwachen Nasenrücken bildet. Die Nase ist nach ihrem Index mesorhin. Die Augenhöhlen sind gross, länglich viereckig, mikrosem; der Augenzwischenraum sehr breit. Das Gesicht ist sehr breit und flach. Die Fovea maxillaris flach vertieft.

Von den mit den Manägirn so nahe verwandten Orotschonen liegt uns ebenfalls ein Schädel vor. Er ist nicht der erste seiner Art, da Malijef einen Schädel dieses Volkes bespricht[1]). Woher dieser letztere stammte, ist nicht angegeben. Der unsrige, im anthropologisch-ethnographischen Museum der Akademie (№ X der obigen Tabb., Fig. 10 der Taff. V—IX), wurde von Hrn. Ssawenko aus Nertschinsk geschickt, stammt also wohl aus der Umgegend dieses Ortes, von einem Schilka-Orotschonen. Er gehörte einem Manne an, dessen Alter zwischen 30 und 55 Jahren betragen haben mag: die Kranznaht ist unten so weit obliterirt, dass sie kaum zu erkennen ist, oben, gleich wie auch die Pfeilnaht, zwar ebenfalls verwachsen, jedoch in ihrem Verlaufe noch deutlich zu sehen; die Sphenofrontal- und Sphenoparietalnaht sind nicht obliterirt. Zahnalveolen sind im Oberkiefer (der Unterkiefer fehlt) 14; die übrigen sind offenbar resorbirt; die wenigen vorhandenen Zähne stark abgerieben. Der Schädel ist platybrachycephal, und zwar in höherem Grade als der vorige, indem sein Längenbreitenindex 84,1, sein Breitenhöhenindex nur 79,7 und sein Längenhöhenindex sogar nur 67,0 beträgt. Es sind dies die kleinsten Höhenindices, die an den hier vermessenen Schädeln zu finden sind. Die grösste Breite liegt zwischen der beiderseitigen Schuppennaht und in der durch den Processus mastoideus, 8^{mm} hinter der Ohröffnung gehenden senkrechten Ebene; die grösste Höhe ein wenig vor jener. Der Schädel ist in der Scheitelansicht eiförmig, vorn stark abgestutzt, hinten ebenfalls etwas abgestumpft und in der Mitte eingeschnitten; die Jochbögen stark vorspringend. Die Stirn ist etwas gewölbt und dabei sehr zurücktretend; die Augenbrauenbögen sind ansehnlich angeschwollen und fallen zur Stirnnasenwulst ab; die Glabella vertieft. Die Lineae semicirculares sind in ihrem ganzen Verlaufe deutlich sichtbar, wenn auch nur im anfänglichen Theile erhaben

---

[1]) Н. Маліевъ, Матеріалы для Антроп. восточнаго края Россіи, Казань 1874 (Труды Общ. Естествоиспыт. при Имп. Казанскомъ Универс. Т. IV, № 2), passim.

und rauh; sie reichen weit nach hinten und schliessen grosse, meist mit kleinen Rauhigkeiten versehene Plana semicircularia ein. Die Schläfenbeinschuppe ist ohne Stirnfortsatz. Die grossen Keilbeinflügel sind breit; die Sutura sphenofrontalis misst rechts 22, links 19$^{\mathrm{mm}}$, die Sut. sphenoparietalis rechts 14, links 12$^{\mathrm{mm}}$. Das Hinterhaupt ist gross, von der sehr starken Protuberantia occipitalis zum Foramen magnum schräg abgeplattet; alle Muskelleisten auf demselben sehr entwickelt. Desgleichen sind die Processus mastoidei lang und stark. Der Schädel hat in der Hinterhauptsansicht fast die Form eines Kreissegmentes, das jedoch ansehnlich breiter als hoch ist; die Sehne desselben, zwischen den hinabsteigenden Proc. mastoidei, ist ziemlich gerade, in der Mitte kaum eingeschnitten. Das Foramen magnum ist oval, hinten breit, nach vorn verschmälert, an den Seiten durch die grossen Gelenkflächen etwas verengt. Der Nasenfortsatz des Stirnbeins reicht tief hinab. Die Nasenbeine sind an der Wurzel fast ganz flach, später bilden sie einen kaum merklichen Winkel mit einander; an ihrer schmalsten Stelle sind sie stark eingeknickt, von dort laufen sie, breiter werdend, fast mehr nach vorn als nach abwärts. Die Nase ist ihrem Index nach platyrhin. Die Augenhöhlen sind gross, nur wenig breiter als hoch, megasem. Der Augenzwischenraum ist breit. Das ganze Gesicht breit und flach; die Wangenbreite sehr ansehnlich. Die Fovea maxillaris flach vertieft.

Vergleicht man die Indices dieses und des von Malijef vermessenen Orotschonen-Schädels mit einander, so findet man einen sehr ansehnlichen Unterschied: jener ist brachy-, dieser mesocephal, indem die resp. Cephalindices 84,1 und 76,4[1] betragen, was eine Differenz von 7,7 giebt; jener ist sehr stark platy-, dieser fast hypsicephal, da die resp. Breitenhöhenindices 79,7 und 99,2 betragen, also um 19,5 von einander differiren. Auch die Längenhöhenindices, 67,0 und 75,8, zeigen eine entsprechende Differenz von 8,8. Der Unterschied liegt also hauptsächlich in der Höhe und in geringerem Grade auch in der Breite, wenn man sie in ihrem Verhältniss zu einander und zur Länge betrachtet: unser Orotschonen-Schädel ist ausgesprochen breit (kurz) und sehr niedrig, der von Malijef vermessene mittelbreit und fast hoch zu nennen. So lernen wir auch bei diesem Volke schon nach zwei Schädeln eine recht grosse Schwankung in der Form kennen, ohne jedoch vorerst das Maass derselben und die zahlreicher vertretene oder mehr typische Form bestimmen zu können.

Hält man hingegen unseren Orotschonen- und den Manägir-Schädel gegen einander, so springt einem die überaus grosse Aehnlichkeit derselben sogleich in die Augen. Zwar differiren sie ebenfalls im Verhältniss der Hauptdimensionen, jedoch bleiben beide in den Grenzen entschiedener Platybrachycephalie. Dabei stimmen auch beide, trotz mancher Differenz in den Maassen, doch im Ganzen wie im Einzelnen in hohem Grade mit einander überein. Davon überzeugt man sich am besten durch Vergleichung der betreffenden Photographien auf unseren

---

[1] Malijef, l. c. p. 32. Im Referat über Tschugunof's Schrift »Die Bedeutung des Breitenhöhenindex, sowie des Basilarindex« giebt Prof. L. Stieda (Archiv für Anthrop. Bd. XII, p. 384) den Cephalindex des von Malijef vermessenen Orotschonen-Schädels etwas zu klein (76,0) an, — ob nach einem Versehen Tschugunof's, vermag ich nicht zu sagen. Die drei Hauptdimensionen an diesem Schädel betragen nach Malijef (l. c. p. 34): Länge 178, Breite 136, Höhe 135$^{\mathrm{mm}}$.

Tafeln V—IX, und zwar tritt uns diese grosse Aehnlichkeit in jeder der fünf Schädelansichten entgegen. Gewiss dürfen wir dieselbe nach diesen paar Exemplaren noch nicht für ganz allgemein halten: die beiden in Rede stehenden Schädel liegen eben nach derselben Seite der Formgestaltung. Dass es bei den **Orotschonen** auch wesentlich andere Schädelformen giebt, dafür spricht schon der oben erwähnte von **Malijef** untersuchte Schädel. Indessen möchte ich nach dem Obigen doch vermuthen, dass sich auch bei den **Manägirn** ganz analoge und parallele und dann auch nicht minder ähnliche Formen finden werden. Daneben aber lassen sich freilich in manchen Fällen auch Differenzen erwarten, welche aus der grösseren Berührung der **Manägirn** mit den **Chinesen**, **Mandshu** und **Dauren** und der **Orotschonen** mit den **Russen** entstanden sein können. Jedenfalls scheint mir die oben erwähnte so ausnehmende Aehnlichkeit zwischen den uns vorliegenden Schädeln von **Manägirn** und **Orotschonen** ebenfalls für die oben schon aus anderen Gründen gefolgerte nahe und nächste Stammverwandtschaft dieser beiden Völker zu sprechen.

Damit ist auch die Reihe unserer Schädel der tungusischen Amur-Völker zu Ende. Wie man sieht, ist manches derselben dabei gar nicht vertreten. So können wir leider auch dem schon von **Blumenbach** kurz beschriebenen und abgebildeten Schädel eines **Dauren**[1]) bisher noch keinen zweiten an die Seite stellen. Dieser Schädel gehörte einem der **Dauren** an, welche im XVII. Jahrhundert, um der **Mandshu**-Herrschaft zu entgehen, mit ihrem Fürsten **Gantimur** ihre Wohnsitze am Naun-Flusse verliessen und in das bereits von den Russen eroberte Land an der Schilka zogen[2]). Er wurde von **Roesslein** aus einem alten Grabe am Onon hervorgeholt und dem Baron **Asch** nach Petersburg geschickt, der ihn **Blumenbach** zustellte. Es ist der Schädel eines Greises von 88 Jahren, mit zahnlosem Oberkiefer. Wie **Blumenbach** angiebt, trägt er im Ganzen wie im Einzelnen einen mongolischen Typus an sich: ein flaches Gesicht, eine platte Nase, starke, seitlich vorragende Jochbögen, ein etwas vortretendes Kinn u. s. w. Nach **Baer's** Vermessung[3]) wäre der Längenbreitenindex desselben 86,9, der Breitenhöhenindex 85,3, der Längenhöhenindex 74,2[4]). Der Schädel ist also sehr ausgesprochen **platybrachycephal**; namentlich ist die Breite im Verhältniss zur Länge grösser als bei irgend einem unserer Schädel aus dem Amur-Lande und die Höhe im Vergleich zur Länge sehr gering. Nach alledem nähert er sich in der That den rein mongolischen Schädeln mehr als irgend einer der oben vermessenen aus dem Amur-Lande. Dies Resultat steht mit dem, was oben über die vielfache Berührung und Vermischung der **Dauren** mit den **Mongolen** gesagt worden, in Uebereinstimmung. Doch darf natürlich nach einem Exemplar nicht über die Schädelform des ganzen

---

[1]) **Blumenbach**, Decas tertia coll. suae cran. divers. gent. illustr. Gottingae 1795, p. 7, Tab. XXIII (Cr. «Sinensis Daurici»).

[2]) Vrgl. **Fischer**, Sibirische Geschichte, 2. Thl., p. 774, 775.

[3]) Aus handschriftlichen Aufzeichnungen **Baer's**, die im anthropologisch-ethnographischen Museum der Akademie niedergelegt sind und Beobachtungen und Messungen an Schädeln verschiedener europäischer Museen enthalten.

[4]) Die betreffenden von **Baer** bestimmten Maasse betragen, in englischen Linien (wie in seinen «Crania selecta») ausgedrückt: Länge 69, Breite 60, Höhe 51,2.

Volkes geurtheilt werden. Die heutigen Dauren stehen ausserdem auch in häufiger Berührung mit den Chinesen, sowie mit ihren tungusischen Nachbarstämmen, Solonen, Mandshu. Schon daraus lassen sich bei ihnen auch beträchtliche Verschiedenheiten in der Schädelform erwarten.

Es fragt sich nun, wie sich die oben betrachteten Schädel der tungusischen Amur-Völker zu denen der sibirischen Tungusen verhalten? ob und in wie weit sie überhaupt noch einen tungusischen, oder aber einen durch Vermischung mit den Nachbarvölkern wesentlich veränderten Typus an sich tragen? Um darauf zu antworten, müsste jedoch zuvor bestimmt werden, was den tungusischen Schädeltypus kennzeichnet. Und das ist noch keineswegs geschehen. Man begegnet vielmehr in dieser Beziehung den widersprechendsten Angaben. So bezeichnen z. B. Retzius, R. Wagner und Baer die Tungusen als dolichocephal[1]. Die ersteren gehen dabei allerdings nur von einem Schädel (oder Gypsabguss) des Göttinger Museums aus, der zudem, nach Welcker[2], synostotisch ist[3]; Baer stand aber eine grössere Anzahl von Schädeln zur Verfügung: er nimmt Mittelzahlen — aus wie vielen Einzeldaten, ist nicht gesagt — und findet für den Tungusen-Schädel einen Längenbreitenindex von 74,3 und einen Längenhöhenindex von 72,3[4]. Nach diesem mittleren Cephalindex erscheint also der Tungusen-Schädel noch dolichocephaler, als Retzius und Wagner ihn fanden (76,0)[5]. Baer stellt diese Mittelzahlen den entsprechenden Verhältnisszahlen schwedischer Schädel gegenüber (73,1 und 71,0) und findet, dass die Tungusen-Schädel nur wenig breiter und höher als die der Schweden oder, mit anderen Worten, dass diese etwas dolichocephaler als jene sind; und da nun viele germanische Völker ebenfalls weniger lange Schädel als die Schweden haben, so gelangt er zu dem Schlusse, dass die Schädel der Tungusen nach den Verhältnisszahlen der Länge, Breite und Höhe — keineswegs jedoch nach ihren Gesichtstheilen — ziemlich mit denen der Germanen übereinstimmen. Ganz anderer Ansicht ist Welcker. Er fand an den Tungusen-Schädeln der Berliner und an einem zweiten Tungusen-Schädel der Göttinger Sammlung Breitenindices von 79, 81, 82 und 87 (und an drei weiblichen Schädeln von 75, 82 und 84) und hält es demnach für ausgemacht, dass die Tungusen neben den Burjaten und Kalmücken, für die er Mittelwerthe von 83 und 81 erhielt und mit denen er sie auch in fast allen anderen Beziehungen nahe verwandt fand, zu den echten Brachycephalen gehören. Und unter diesen stehen sie denn auch in seinen Tabellen[6], mit dem mittleren Cephalindex 81. Gleichwie hinsichtlich der Breite, so auch hinsichtlich der Höhe:

---

[1] Auch Huxley meint, dass die Tungusen vielleicht in die Kategorie der mit besonders langen Schädeln versehenen Völker gehören dürften, gleich den Tschuktschen, Eskimo u. s. w. (Proceed. of the Royal Geogr. Soc. Vol. X, Sess. 1865—66, № I—VI, p. 171).

[2] Kraniol. Mitthl. (Archiv für Anthropol. Bd. I, Braunschweig 1866, p. 133, 134).

[3] Nach Blumenbach (Dec. alt. coll. suae cran. 1793, p. 11, Tab. XVI) gehörte dieser Schädel einem Rennthier-Tungusen, Namens Tschewin Amurejef, aus einem 330 Werst von Barguzin entfernten Orte.

[4] Baer, Nachr. über die ethnogr.-craniol. Samml. der Kais. Akad. der Wissensch. zu St. Petersb. (Bull. de la cl. phys.-math. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb. T. XVII, 1859, p. 204; Mél. biol. T. III, p. 76).

[5] Nach Baer's Messung (in den oben angeführten handschriftlichen Aufzeichnungen) wäre der Cephalindex dieses Schädels grösser, 79,5.

[6] L. c. p. 154 und 157.

während **Baer** die **Tungusen** hochschädliger als die **Schweden** fand, bezeichnet **Welcker** sie als «enorme Flachschädler»[1]), indem der Höhenindex bei ihnen weiter als bei allen anderen, in craniologischer Beziehung ihm bekannten Völkern — mit alleiniger Ausnahme der Nordamerikaner mit künstlich geformten Schädeln («Flatheads») — hinter dem Breitenindex zurückbleibt (Differenz — 10)[2]). Nach **Welcker** sind also die **Tungusen** unzweifelhaft platybrachycephal.

Welche von den Ansichten ist nun die richtige? Ich glaube, dass schon das Vorhandensein so weit auseinandergehender und doch beiderseits authentischer, auf genauen Messungen beruhender Angaben den Beweis liefert, dass es unter den **Tungusen** sehr verschieden gestaltete, einen weiten Spielraum der Schwankung umfassende Schädel giebt, — vielleicht im Zusammenhange mit ihrer ausnehmend weiten, nach allen Seiten verstreuten, fast nirgends compakten Verbreitung, welche sie mit beinahe allen Völkern Sibirien's, ural-altaischen, türk-tatarischen, mongolischen, paläasiatischen, sowie im Südwesten mit **Chinesen** und seit ein paar Jahrhunderten auch mit **Russen** und manchen anderen Europäern in Berührung bringt. Dennoch liesse sich, glaube ich, auch bei ihnen durch eine grössere Zahl von Messungen, und zumal in Gegenden, wo sie compakter wohnen und reiner sich erhalten haben, die vorherrschende, besonders typische, nur in geringeren Grenzen schwankende Schädelform bestimmen. Mir liegt das dazu erforderliche Material nicht vor. Dennoch kann ich nicht umhin, um der Beantwortung dieser Aufgabe meinerseits vorzuarbeiten, einige unzweifelhaft tungusische Schädel unserer Sammlung näher zu betrachten. Drei derselben, von **Maack** aus Ostsibirien gebracht, habe ich, behufs genauerer und anschaulicherer Vergleichung mit den Schädeln aus dem Amur-Lande, in derselben Weise vermessen und zwei von ihnen auch neben jenen photographisch abbilden lassen. Besprechen wir sie ausführlicher.

Schädel eines **Tungusen**, Namens **Böktschöris**, vom Ajakit, einem Zufluss des Wilui (№ XI der Tabb., Fig. 11 der Taff. V—IX). Nach der Beschaffenheit der Nähte und Zähne zu urtheilen, gehörte er einem zwischen 30 und 55 Jahren alten Individuum. Die Pfeilnaht ist spurlos obliterirt, die Kranznaht stellenweise noch deutlich zu sehen, die Lambdanaht im Obliteriren begriffen, die übrigen Nähte nicht. Die Zähne sind sämmtlich vorhanden, jedoch stark abgerieben, die Schneiden stumpf, die Kronen flach. Seiner Form nach ist der Schädel **platymesocephal**, mit einem Längenbreitenindex von 77,5 und einem Breitenhöhenindex von 89,4. Die grösste Breite und die grösste Höhe liegen in derselben, etwa 13^{mm} hinter der Ohröffnung liegenden Vertikalebene; die erstere zugleich zwischen den Scheitelbeinen, nahe der Schuppennaht. In der Scheitelansicht ist der Schädel länglich eiförmig, vorn stark, hinten leicht abgestutzt; die Jochbögen treten dabei stark vor, indem der Jugalbreitenindex dem Cephalindex nur wenig nachsteht. Die Stirn steigt mässig schräg auf, mit etwas vertiefter Glabella. Die

---

1) Kraniol. Mittheil. l. c. p. 130.

2) Bei dem oben besprochenen daurischen Schädel wäre diese Differenz sogar — 12,7; bei den «Flatheads» beträgt sie nach **Welcker** (l. c. p. 134 und 137) — 13. Unser **Orotschonen**-Schädel zeigt sogar eine Differenz von —17,1.

Augenbrauenbögen, mässig angeschwollen, stossen zu einer eben solchen Stirnnasenwulst zusammen. Die Lineae semicirculares sind anfangs scharfkantig erhaben und mit kleinen Rauhigkeiten versehen, später meist verflacht, jedoch im ganzen Verlaufe deutlich sichtbar; sie steigen besonders auf den Scheitelbeinen hoch hinauf und schliessen sehr grosse Plana semicircularia ein. Die Stirn- und Scheitelhöcker treten ziemlich deutlich hervor. Die Temporalgegend ist ansehnlich vertieft, so dass sich von dort eine breite Rinne aufwärts zieht und der Schädel zwischen den Stirn- und Scheitelbeinen eingeschnürt erscheint. Die grossen Keilbeinflügel sind lang und breit, nach hinten in eine lange, schmale Spitze ausgezogen, hinter welcher sich auf der linken Seite zwischen den Scheitelbeinen und der Schuppe, in diese einspringend, ein kleiner dreieckiger Schaltknochen befindet. Die Länge der Sutura sphenofrontalis beträgt rechts 21, links 28^{mm}, diejenige der Sut. sphenoparietalis rechts 17, links 14^{mm}. Das Hinterhaupt ist gross, gewölbt, über der Protuberantia occipitalis fast senkrecht abfallend, unterhalb derselben mit scharfer Crista versehen und zum Foramen magnum schräg abgeplattet. Dieses ist länglich oval, vorn durch die einspringenden, sehr breiten und starken Gelenkflächen ansehnlich verschmälert, hinten zugespitzt. Der Schädel erscheint in der Hinterhauptsansicht in Form eines Fünfecks, das. etwas breiter als hoch ist und an welchem die Winkel, und besonders der obere, stark abgerundet sind; die Basis des Fünfecks ist ziemlich gerade, in der Mitte etwas eingeschnitten. Der Nasenfortsatz des Stirnbeins steigt tief hinab. Die Nasenbeine sind an der Wurzel ganz flach, später bilden sie einen schwachen Nasenrücken; sie sind im ganzen Verlaufe sattelförmig concav, ohne markirte Einknickung. Ihrem Index nach ist die Nase mesorhin. Die Augenhöhlen sind gross, fast quadratisch, megasem. Die Foveae maxillares ansehnlich vertieft. Der Unterkiefer robust und stark.

Schädel eines Tungusen, Namens Dössins, aus einem beim Dorfe Ankula — am rechten Ufer der unteren Tunguska, etwa 700 Werst von ihrer Quelle — im Walde gelegenen Grabe genommen (№ XII der Tabb., Fig. 12 der Taff. V—IX). Derselbe gehörte einem Individuum von etwa 24—30 Jahren: die Basilarfuge geschlossen, der untere Theil der Kranznaht obliterirt, aber von aussen deutlich erkennbar, der obere und die Pfeilnaht im Obliteriren begriffen, die übrigen Nähte unverwachsen; in der Schuppennaht linkerseits ein kleiner Schaltknochen. Im Gebiss sind die Tardivi entwickelt, die wenigen erhaltenen Zähne, sämmtlich Backenzähne, an ihren Kronen nur sehr wenig angegriffen. Seiner Form nach ist der Schädel ansehnlich platybrachycephal, mit einem Längenbreitenindex von 84,7 und einem Breitenhöhenindex von 91,3. Die grösste Breite liegt zwischen den Scheitelbeinen, dicht über der Schuppennaht, in der durch die Ohröffnung gehenden Senkrechten; die grösste Höhe etwas mehr nach hinten. Der Schädel ist in der Scheitelansicht breit eiförmig, vorn abgestutzt, hinten auch etwas abgestumpft, mit vorspringenden Jochbögen. Die Stirn zurücktretend, in der Mitte mit einer schwach erhabenen Linie, die sich oberhalb der Stirnhöcker verliert, im Profil mit eingedrückter Glabella; die Augenbrauenbögen recht stark angeschwollen, zur Stirnnasenwulst etwas abfallend. Die Lineae semicirculares sind anfangs erhaben und mit kleinen Rauhigkeiten versehen, später flachen sie sich ab: sie steigen hoch hinauf und grenzen sehr grosse Plana semicircularia ab. Die Stirnhöcker treten deutlich, die Scheitelhöcker kaum merklich hervor. Die Scheitelbeine sind in der Sagittallinie erhöht und fallen von dort nach den Seiten ab; hinten sind sie, ebenso wie der obere Theil der Hinterhauptsschuppe, von oben schräg abgeflacht. Die Schläfenbeinschuppe ist flach, ohne Stirnfortsatz; die Schläfen etwas eingedrückt. Die grossen Keilbeinflügel breit; die Sut. sphenofrontalis rechts 23, die Sut. sphenoparietalis 21^{mm} lang; links ist der Schädel an dieser Stelle lädirt. Das Hinterhaupt ist abgeflacht, mit starker Protuberantia occipitalis und sehr ausgesprochenen, von derselben auslaufenden Querlinien; unterhalb der Protuberantia fällt es schräg zum Foramen magnum ab und erscheint im Profil eingedrückt. In der Hinterhauptsansicht hat der Schädel die Form eines Fünfecks mit abgerundeten Winkeln, das etwas breiter als hoch ist; die Basis desselben ist ebenfalls bogenförmig, in der Mitte mit flachem Einschnitt. Das Foramen magnum ist oval, nach vorn durch die langen und schmalen Gelenkflächen etwas eingeengt und verschmälert. Die Nasenbeine sind an der Wurzel recht breit und werden abwärts schmäler; sie bilden oben und noch mehr nach unten einen deutlichen Nasenrücken und sind nur wenig eingebogen. Ihrem Index nach steht die Nase an der Grenze der lepto- und mesorhinen Formen. Die Augenhöhlen sind im Vergleich mit dem vorigen Schädel und mit denen der Amur-Völker klein, ansehnlich breiter als hoch, mesosem. Die Foveae maxillares ziemlich stark vertieft.

Schädel eines Tungusen vom Dshegdandali, einem Zuflusse des Wilui, im letztnamigen Kreise (№ XIII der obigen Tabellen). Gehörte ebenfalls einem Individuum von etwa 24—30 Jahren: der untere Theil der Kranznaht obliterirt und kaum sichtbar, der obere und die Pfeilnaht im Verwachsen begriffen, die übrigen Nähte nicht; Zähne im Oberkiefer (der Unterkiefer fehlt) jederseits 7 entwickelt, aber nur wenige vorhanden und diese stark zerbrochen und abgerieben. Der Form nach platybrachycephal, mit einem Längenbreitenindex von 82,2 und einem Breitenhöhenindex von 91,2, mithin dem vorigen Schädel in seinen Verhältnisszahlen sehr ähnlich, nur etwas länger, oder weniger breit (kurz), und höher. Die grösste Breite liegt an derselben Stelle wie beim vorigen Schädel, die grösste Höhe etwas hinter jener. Die Stirn aufsteigend, die Augenbrauenbögen und die Stirnnasenwulst sind wenig geschwollen; die Lineae semicirculares schwach entwickelt; die Stirnhöcker desgleichen, die Scheitelhöcker hingegen treten ziemlich stark hervor. Der Scheitel ist etwas dachförmig, in der Medianlinie aufgetrieben, nach den Seiten abfallend, sogar etwas eingedrückt. Die Schläfen am Stirnbein, über der Sutura sphenofrontalis, etwas angeschwollen, dahinter, an der Sut. sphenoparietalis, eingedrückt und jederseits mit einem kleinen, dreieckigen Schaltknochen von verschiedener Form und Stellung versehen, der die abgetrennte hintere Spitze des grossen Keilbeinflügels zu sein scheint, dabei jedoch ziemlich tief in die Schläfenbeinschuppe vorspringt. Auf der rechten Seite ist die Sutura sphenofrontalis 16, die Sut. sphenoparietalis 14^{mm} lang; auf der linken Seite betragen die resp. Nähte 25 und 6^{mm}, von welchen letzteren 2 auf die Naht mit dem Schaltknochen kommen. Das Hinterhaupt ist gross und fällt über der Protuberantia occipitalis schräg nach hinten, unterhalb derselben schräg nach vorn zum Foramen magnum ab. Letzteres ist elliptisch, nach beiden Enden hin verschmälert. Die Nasenbeine sind sattelförmig eingebogen, an der Wurzel flach, später bilden sie einen schwachen Nasenrücken; die Naht zwischen denselben verläuft nicht gerade, sondern zum Theil stark wellenförmig. Die Nase ist platyrhin. Die Augenhöhlen sind gross, breiter als hoch, megasem. Die Foveae maxillares ansehnlich vertieft.

Um mehr Haltpunkte für eine, wenn auch nur vorläufige und annähernde, Bestimmung der typischen Schädelform der **Tungusen** zu gewinnen, habe ich ferner die Verhältnisszahlen der Länge, Breite und Höhe noch einiger anderen, ebenfalls authentischen **Tungusen**-Schädel unserer Sammlung bestimmt. Es sind dies namentlich vier Schädel, von denen der eine (nachstehend mit № XIV bezeichnet) aus Turuchansk stammt und dem Dr. **Pelikan** im Jahre 1856 zugeschickt, von diesem aber dem akademischen Museum übermittelt wurde, und drei andere (№ XV—XVII), die **Czekanowsky** auf seiner Reise 1873 an verschiedenen Punkten der unteren Tunguska auftrieb. Die betreffenden Maasse der drei Dimensionen (in Mm.) und die aus denselben abgeleiteten Indices sind folgende:

	XIV.	XV.	XVI.	XVII.
Grösste Länge..........	168	175	169	184
» Breite..........	141	145	151	145
» Höhe...........	124	125	125	—[1]
Längenbreitenindex......	83.9	82.9	89.3	78.8
Breitenhöhenindex......	87.9	86.2	82.8	—
Längenhöhenindex......	73.8	71.4	74.0	—

Wie man sieht, sind die drei ersteren **Tungusen**-Schädel **platybrachycephal** und der dritte sogar in einem so hohen Grade breit oder kurz, dass er alle hier besprochenen Schädel in dieser Beziehung weitaus übertrifft. Nur der vierte Schädel ist nach unserer Auffassung mesocephal: seine Höhe lässt sich zwar nicht genau bestimmen, ist aber jedenfalls auch nur gering, so dass er als **platymesocephal** bezeichnet werden kann. Bei allen liegt die grösste Breite in der Nähe der Schuppennaht, sei es zwischen den Scheitel-, sei es etwas niedriger, zwischen den Schläfenbeinen; die grösste Höhe ist ebenfalls bei allen in einer etwas hinter jener gelegenen Vertikalebene zu finden.

Zieht man alle sieben hier vermessenen Schädel sibirischer **Tungusen** in Betracht, so sind unter ihnen fünf entschieden und beträchtlich brachycephal und zwei mesocephal, dabei alle niedrig, platycephal. Von solcher Gestalt sind auch die vier von **Welcker** untersuchten **Tungusen**-Schädel. Dolicho- und hypsicephale Formen sind unter ihnen gar nicht vertreten. Damit soll keineswegs gesagt sein, dass solche Schädel unter den **Tungusen** überhaupt nicht vorkommen. Oben sind vielmehr dahin lautende Erfahrungen Anderer angeführt worden. So viel scheint sich jedoch schon jetzt feststellen zu lassen, dass lange und hohe Schädel unter den **Tungusen** nur ausnahmsweise oder selten angetroffen werden dürften, und dass hingegen die gewöhnliche, vorherrschende, typische Schädelform derselben die platybrachycephale ist. Unter dieselbe dürften auch die mehr oder weniger thurmförmig gestalteten Köpfe rangiren, wie man sie bei den Tungusen nicht selten sieht. Zwar habe ich sehr ausgesprochene Schädel der Art nicht vermessen, doch möchte ich nach Exemplaren, die entschieden dahin neigen, den Schluss ziehen, dass diese Form dadurch entsteht, dass der Schädel sehr breit und also kurz ist, mit zugleich stark zurücktretender Stirn, und seine grösste Breite im unteren Theile, zwischen den Schläfenbeinen nahe dem Processus mastoideus, oder auch zwischen den Jochbögen hat und sich von dort nach aufwärts und ebenso auch von vorn, mit rascher Flucht der Stirn, nach oben und hinten verjüngt. Im Verhältniss zur Länge kann die Höhe dann allerdings ganz ansehnlich sein, im Verhältniss zur Breite ist sie aber nur gering, und die gesammte Form bleibt daher platybrachycephal. Zu den Charakterzügen der typischen Schädelform der Tungusen scheinen mir ferner noch folgende zu gehören: eine, wie erwähnt, zurücktretende Stirn, ein stark entwickelter Hinterhauptshöcker, scharf und deutlich markirte und hoch hinaufsteigende Lineae semicirculares, ein tief hinabsteigender Stirnnasenfortsatz, flache, eingebogene Nasenbeine, angeschwollene Augenbrauenbögen, grosse, fast quadratische Augenhöhlen, starke Wangenknochen, überhaupt ein flaches und breites Gesicht, obwohl nicht von der ausnehmenden Wangenbreite der echt mongolischen Völker, Kalmücken, Burjaten u. drgl. m.

---

[1] Die Schädelbasis ist an diesem Exemplar schadhaft, daher die Höhe und ihr Verhältniss zur Breite wie zur Länge nicht zu bestimmen sind.

Hält man nun dieser typischen Schädelform der sibirischen Tungusen die oben beschriebenen Schädel der tungusischen Amur-Völker gegenüber, so zeigen die meisten von ihnen eine sehr grosse, nicht zu verkennende Uebereinstimmung mit derselben. Ganz besonders gilt dies vom Orotschonen- und Manägirn-Schädel, welche sehr wohl selbst als Repräsentanten jener typischen Form gelten könnten. Auch schliessen sich diese Stämme, wie schon erwähnt, unmittelbar an die sibirischen Tungusen an. Die Manägirn haben allerdings im Laufe der Zeit auch manche Vermischung mit den Dauren, Mandshu und Chinesen erfahren, doch muss der uns vorliegende Schädel einem Individuum von reinem Blute angehört haben. Auch der Biraren-Schädel trägt im Allgemeinen denselben Typus, wenn auch, bei seinem jugendlichen Alter, hinsichtlich mancher Züge in minder markirter Weise. Unser Golde-Schädel steht der typisch-tungusischen Form schon etwas ferner. Dank Virchow's Angaben über noch andere Schädel dieses Volkes, gewinnen wir einen ersten Einblick in die Formschwankungen, denen sie unterliegen. Aus denselben möchte ich schon jetzt den Schluss ziehen, dass die vorherrschende Schädelform bei den Golde ebenfalls die platybrachycephale wie bei den sibirischen Tungusen ist. Dass auch in den übrigen craniologischen Verhältnissen eine grosse Analogie oder gar Uebereinstimmung herrscht, ist oben schon hervorgehoben worden[1]. Künftigen Untersuchungen bleibt es anheimgestellt, die craniologischen Charaktere näher zu bestimmen, durch welche sich die Golde, vermuthlich mit den Mandshu und Orotschen zusammen, als ein besonderer, südlicher Zweig, von ihren nördlichen Stammgenossen, den sibirischen Tungusen,

---

[1] S. p. 299.

Sec. A	Sec. B	Sec. C
Sec. D	Sec. E	Sec. F

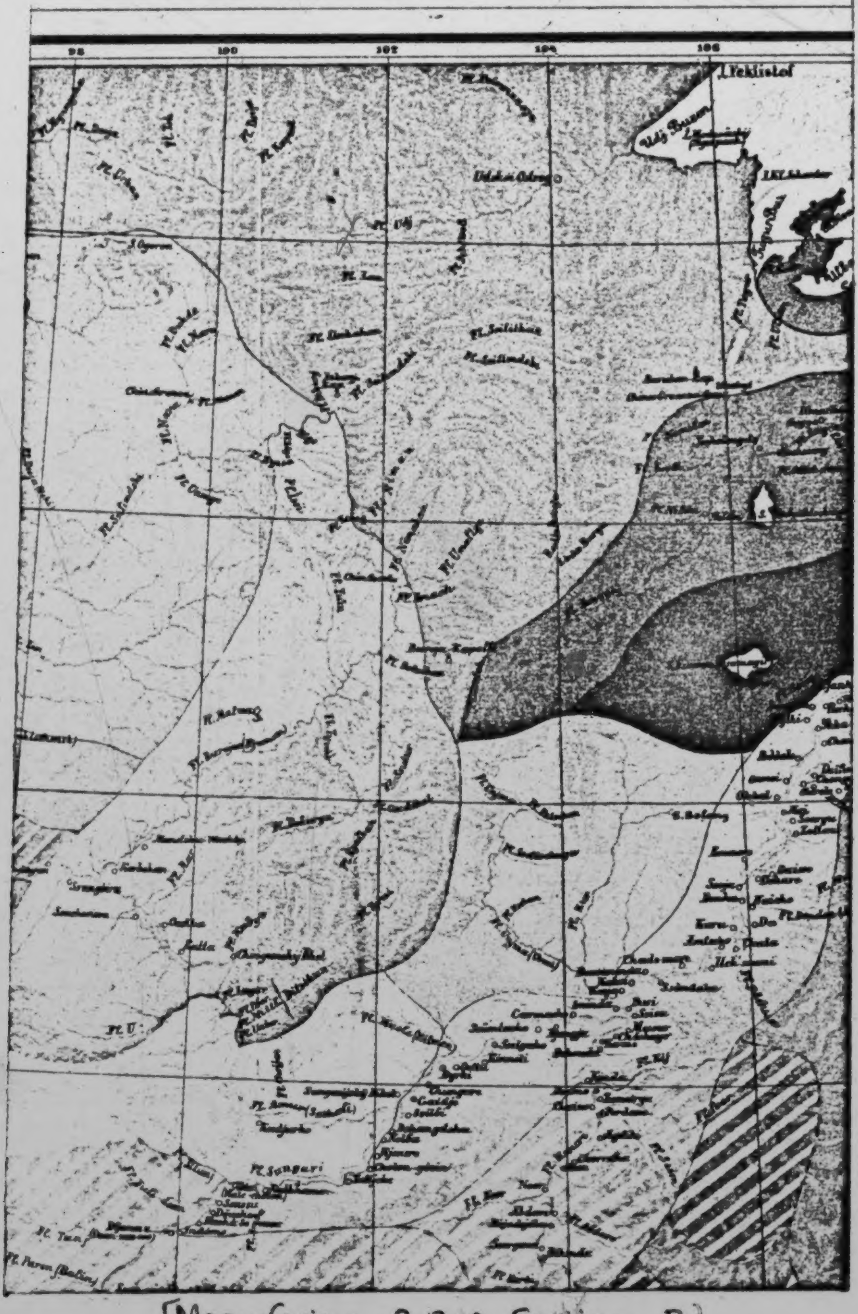
Chart of the Positions of Fold-out Map facing p. 310 (in foreign text). /facing p. 314/

L. v. Schrenck. Reisen u. Forschungen im Amur-Lande, Bd. III.

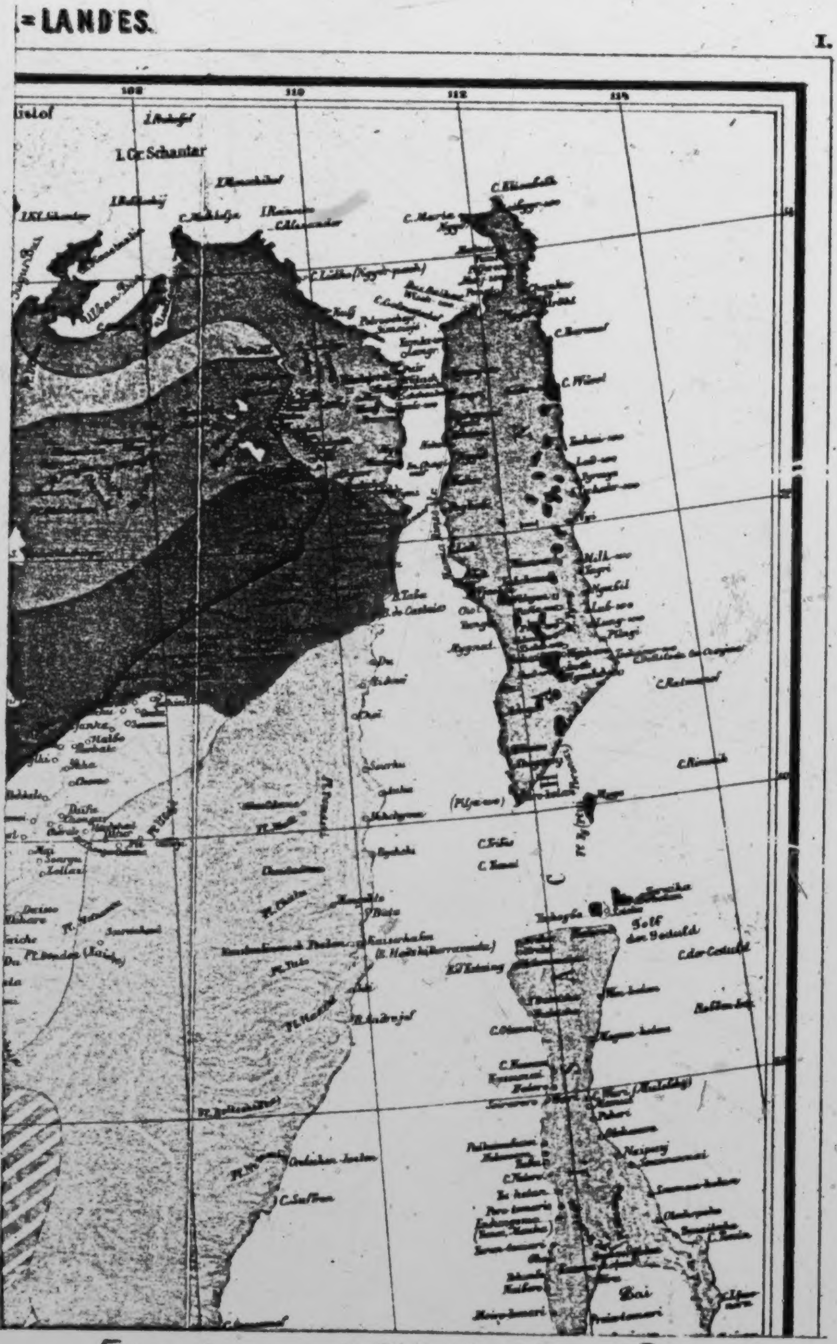
[Map facing P. 310, Section A]

2: Schrenck RX2 Gilyak

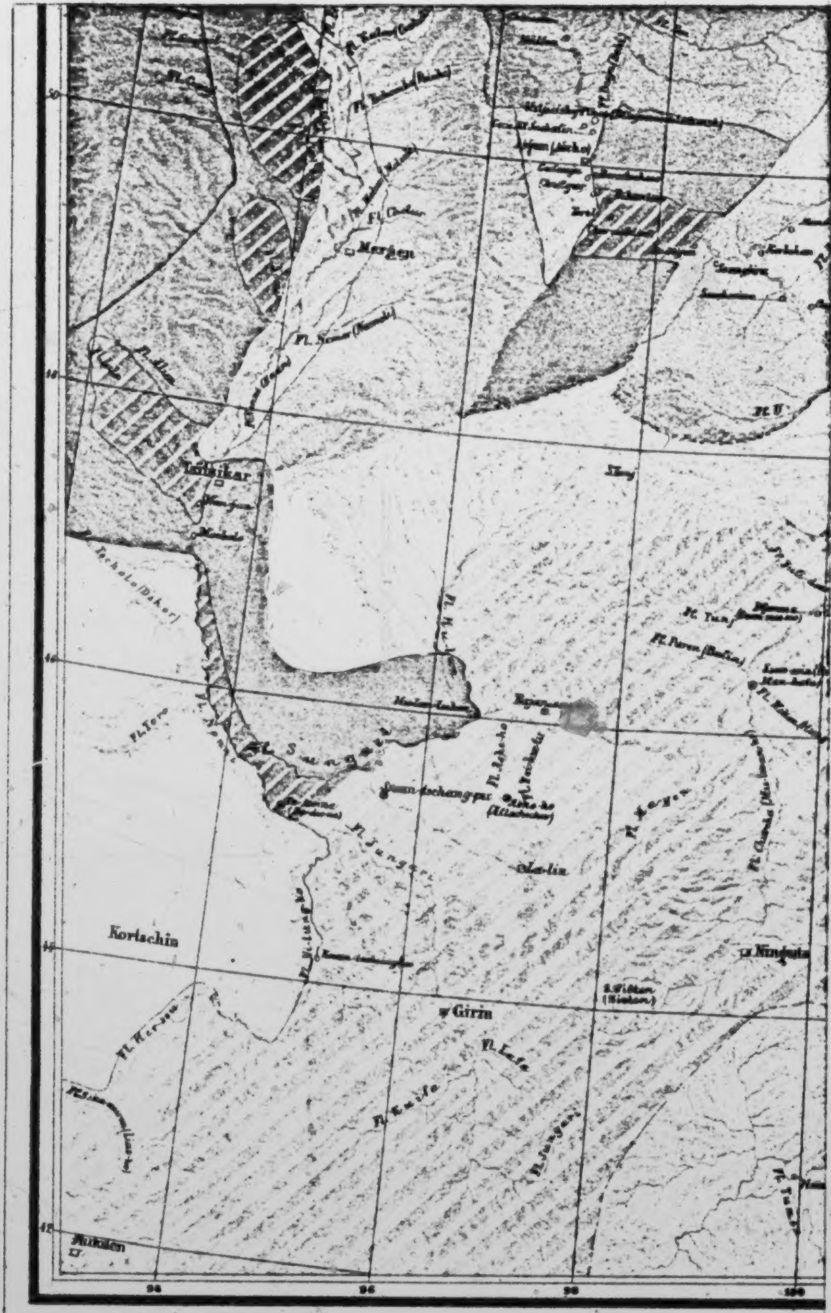
ETHNOGRAPHISCHE KARTE DES AMUR=LAND


98
100
102
104
106
I. Feklistof
Udskoi Ostrog
Fl. Ud
Fl. Sungari
Fl. U

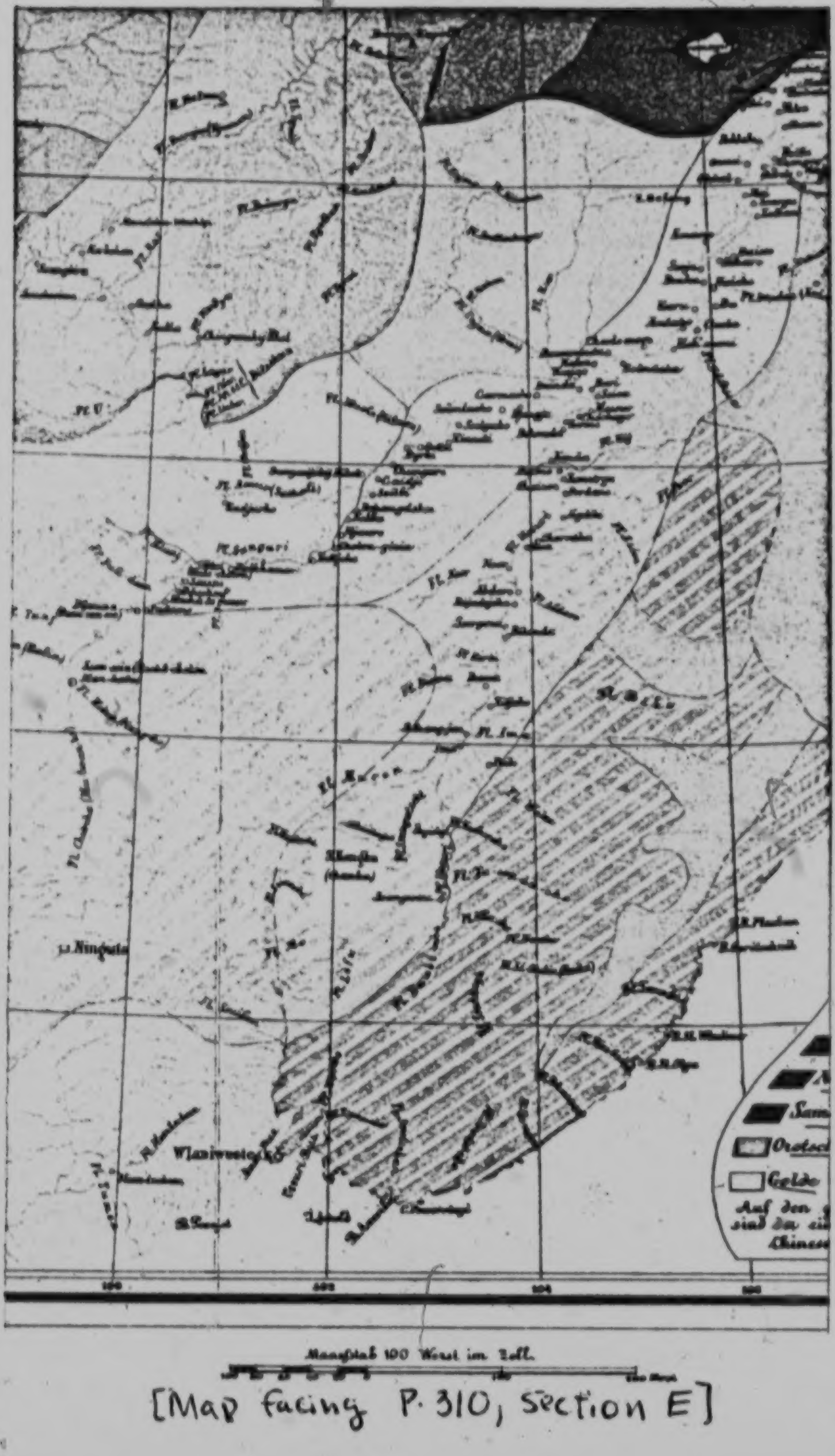
[Map facing P. 310, Section B]


=LANDES.
I.
108
110
112
114
I. Gr. Schantar
C. Alexander
C. Maria
Golf der Geduld
C. der Geduld

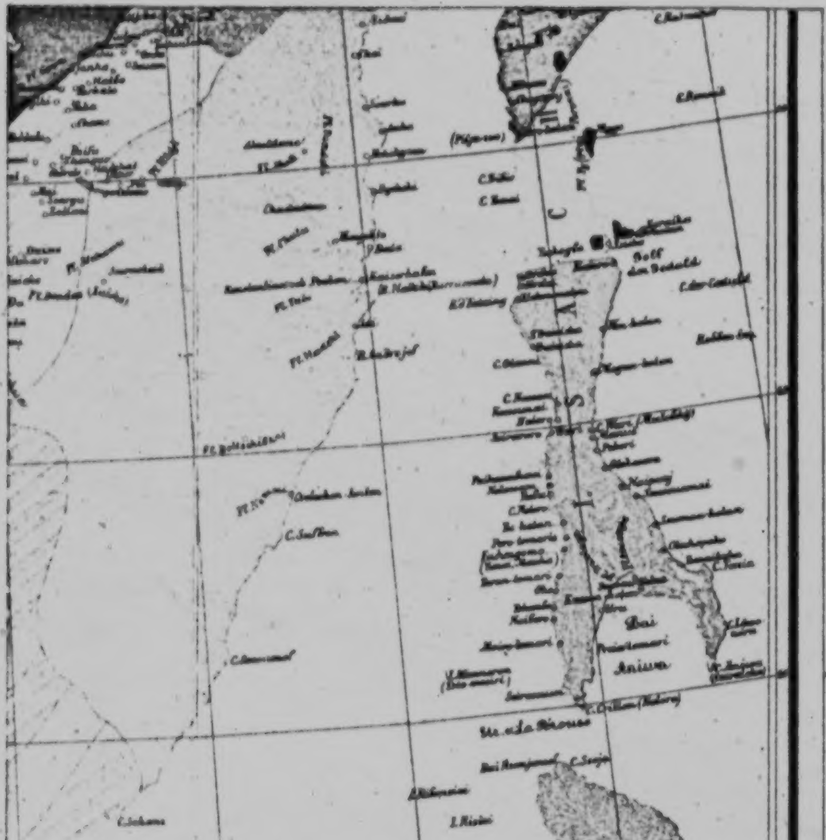
[Map facing p. 310, section C]


Fl. Amur
Mergen
Tsitsikar
Fl. Sungari
Fl. Jungari
Fl. U
Kortschin
Girin
Ningguta
Mukden
50
48
46
44
42
94
96
98
100

[Map facing p.310, section D]


Fl. Sungari
Ningguta
Wladiwostok
Sam
Orotsch
Golde
Auf den
sind die ei
Chinese
Maaßstab 100 Werst im Zoll.

[Map facing P. 310, Section E]


I e s s o
Golf der Geduld
Bai Aniwa
C. Crillon (Notoro)
Str. de la Pérouse
Giljaken
Mandshu
Aino
Solonen
Oroken
Dauren
Oltscha
Kile
Negda
Biraren
Samagirn
Manägirn
Orotschen
Orotschonen
Golde
Nomaden-Tungusen
Auf den geſtreiften Partien ſind der eingeborenen Bevölkerung Chineſen untermiſcht.
110

[Map facing p. 310, Section F]

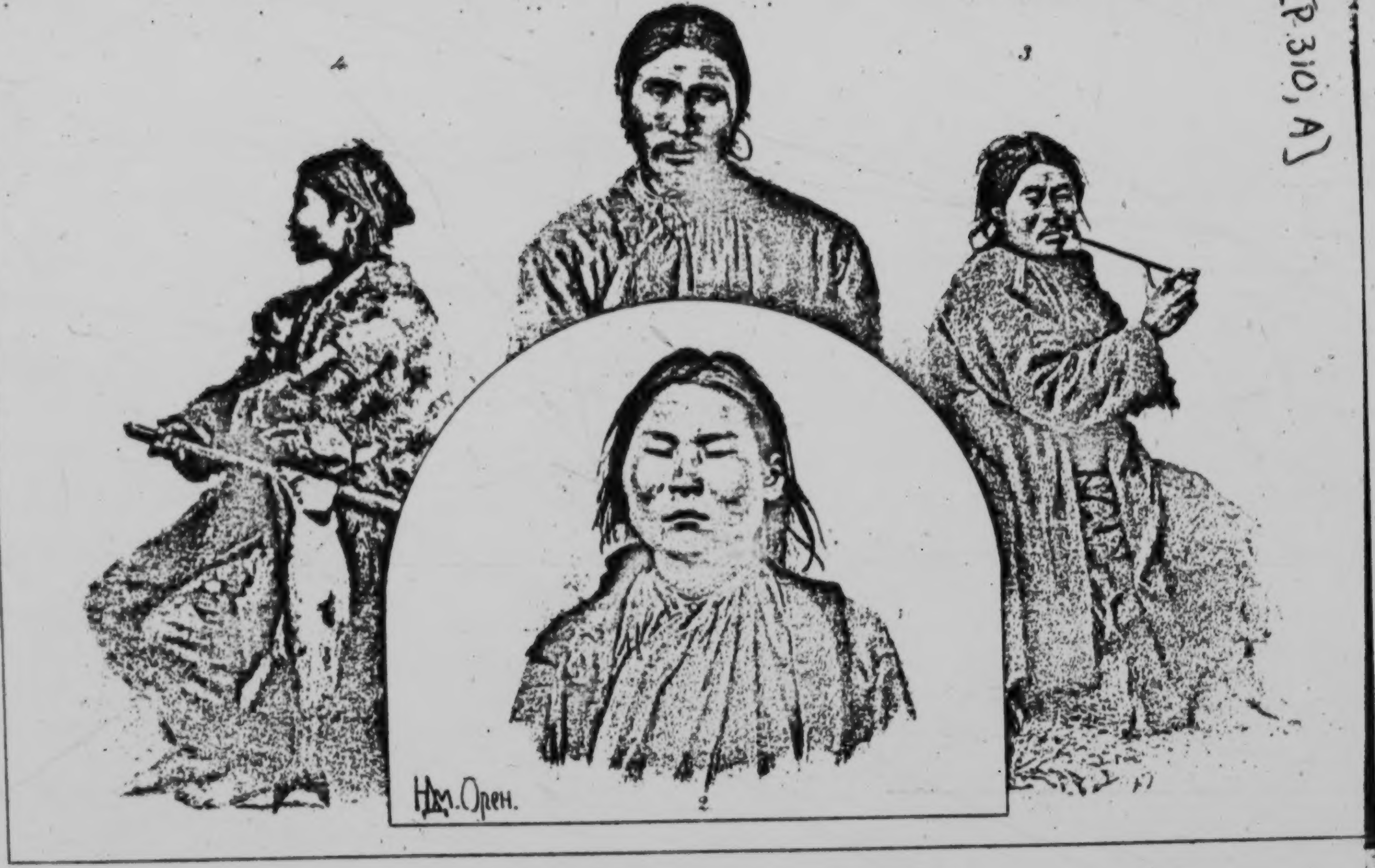
unterscheiden. Was endlich die **Oltscha**, diesen — zumal durch seinen sachalinischen Zweig, die **Oroken**, — am meisten in das Gebiet der **Paläasiaten** vorgeschobenen **Tungusen**-Stamm betrifft, so dürften auch schon die paar uns vorliegenden Schädel, im Verein mit den an zahlreichen lebenden Individuen beobachteten Kopfformen und Gesichtstypen, den Beweis liefern, dass sie auch in craniologischer Beziehung theils ganz und gar an die übrigen **Tungusen** sich anschliessen, theils mehr oder weniger abgeänderte, paläasiatische Züge an sich tragen, gleichwie andererseits — nur vielleicht in umgekehrtem Verhältniss — auch unter den **Paläasiaten**, namentlich unter den **Giljaken**, in Folge uralter Berührung und Vermischung, neben typischen und eigenartigen auch mehr oder weniger, und oft ganz rein und unverkennbar, tungusisch geformte Schädel und Gesichter vorkommen[1]).

Noch sind wir also, wie die obigen Betrachtungen lehren, in Folge allzubeschränkten und lückenhaften Materiales, keineswegs im Stande, unter den tungusischen Völkern des Amur-Landes vom craniologischen Gesichtspunkte verschiedene Gruppen zu unterscheiden, wie wir es oben nach ihrer allgemeinen Physiognomie und nach dialektischen Verschiedenheiten der Sprache gethan haben. So viel steht jedoch fest, dass die vorhandenen craniologischen Thatsachen die aus der Sprache gefolgerte Zugehörigkeit aller dieser Völker zum tungusischen Stamme nicht widerlegen, sondern bestätigen, ja zum Theil auch selbst dazu dienen, die typisch-tungusische Schädelform näher kennen zu lehren. Wie verschieden aber diese von den im Uebrigen noch genauer zu bestimmenden typischen Schädelformen der an die tungusischen Stämme grenzenden paläasiatischen Völker, **Giljaken**, **Aino** u. s. w., auch sein mag, so haben sich dieselben doch im Laufe der Zeit, in Folge vielfacher Mischung, theils in ihren Differenzen durch Mittel- und Zwischenformen verschiedenartig ausgeglichen, theils kommen sie, mehr oder weniger rein ausgeprägt, nach beiden Seiten durcheinander vor. Gleichwie nach der Gesichtsbildung und der übrigen physischen Beschaffenheit, so lassen sich also auch nach dem Schädelbau keine scharfen Grenzen zwischen den genannten Völkern ziehen. Und somit bildet das einzig maassgebende, völkerscheidende und grenzbestimmende Moment doch immer wieder die Sprache.

---

[1]) Ich verweise z. B. auf den oben besprochenen **Giljaken**-Schädel № III, sowie noch mehr auf den echt tungusisch geformten **Giljaken**-Kopf in Fig. 2 der Taf. II.

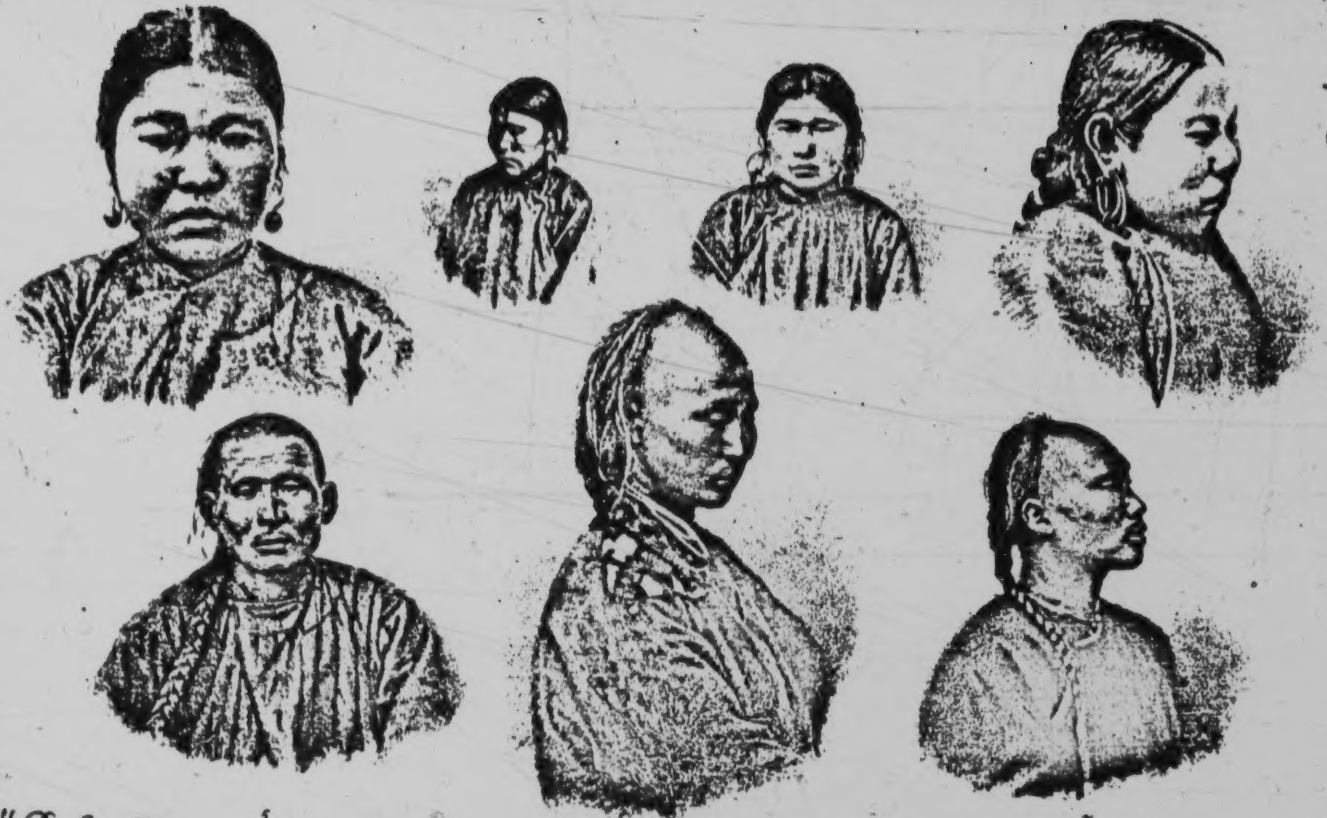
[P. 310, A]



Giljaken-Männer.

Z: Schrenck
RX2 Gilyak

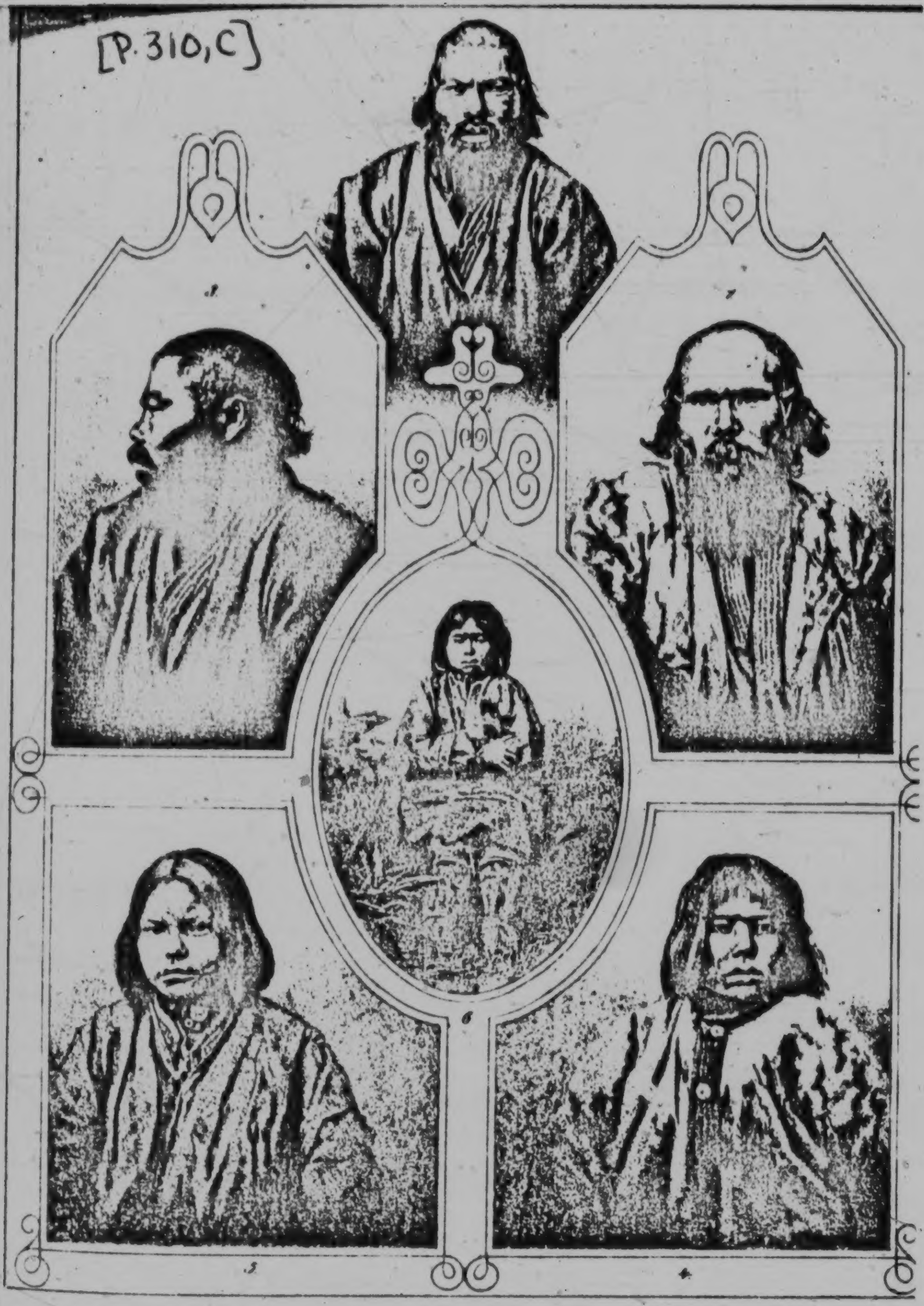
[P 310, B]


Н. Дм. Оренбург.
5.
6.
7.

1.2 Giljaken Weiber, 3.4 Giljaken Mädchen. 5.6.7. Golde-Männer

Z: Schrenck
RX2 Gilyak

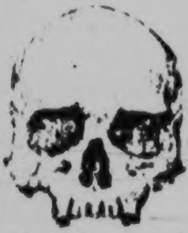
[P.310,C]



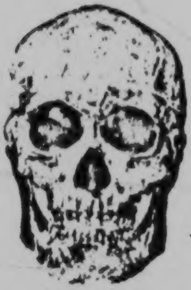
Aino von Sachalin 1.2.3. Männer, 4.5. Weiber, 6. Knabe

[P.310, D]

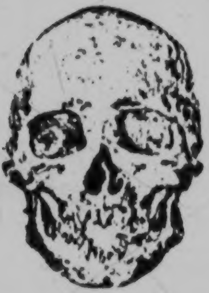
V.



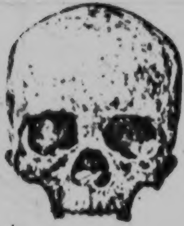
1



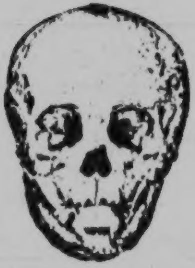
2



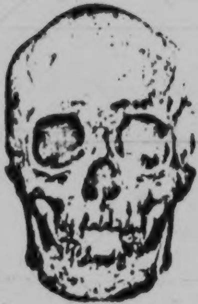
3



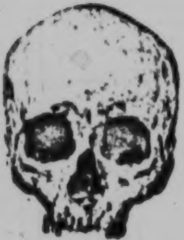
4



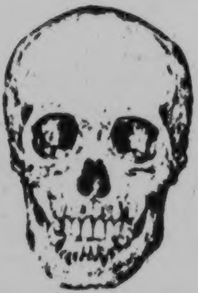
5



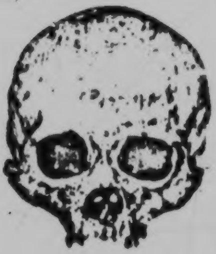
6



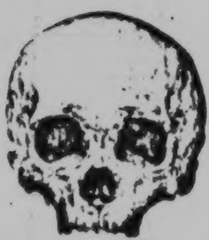
7



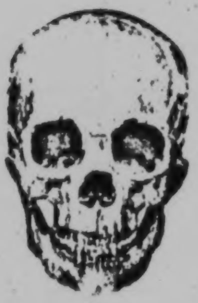
8



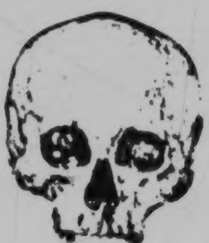
9



10



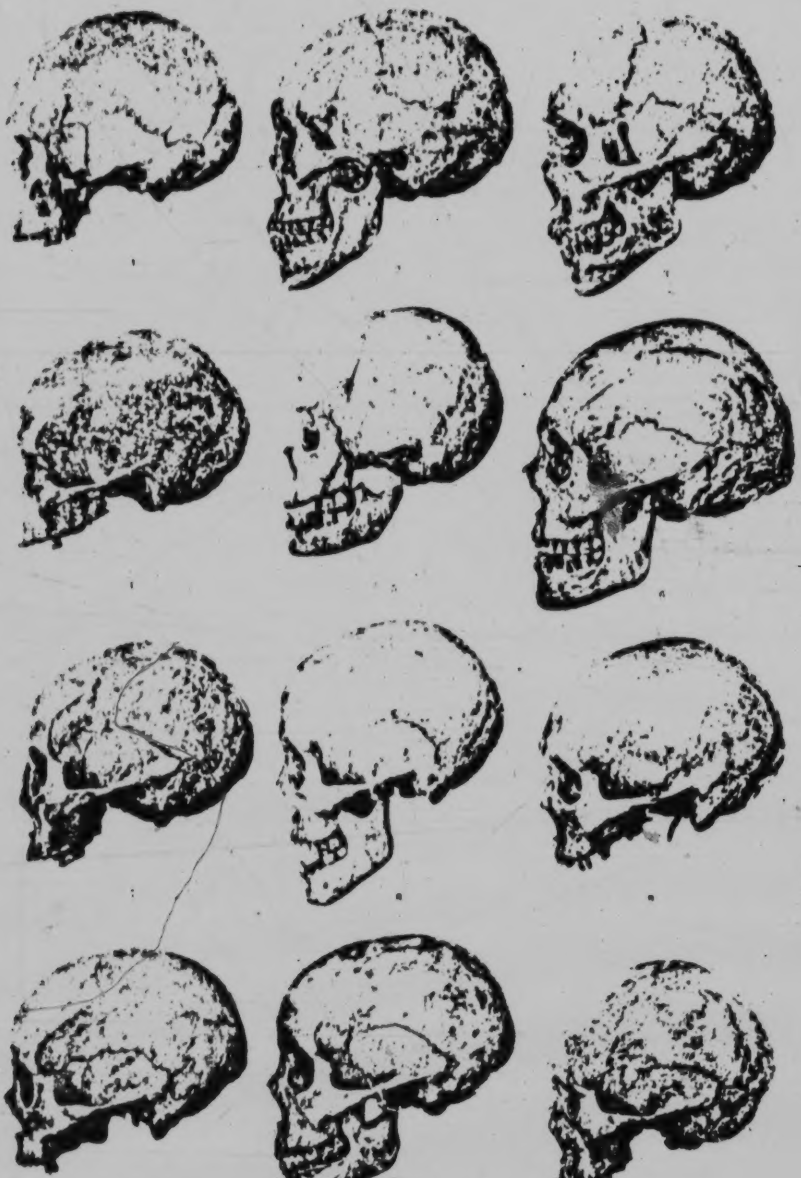
11



12

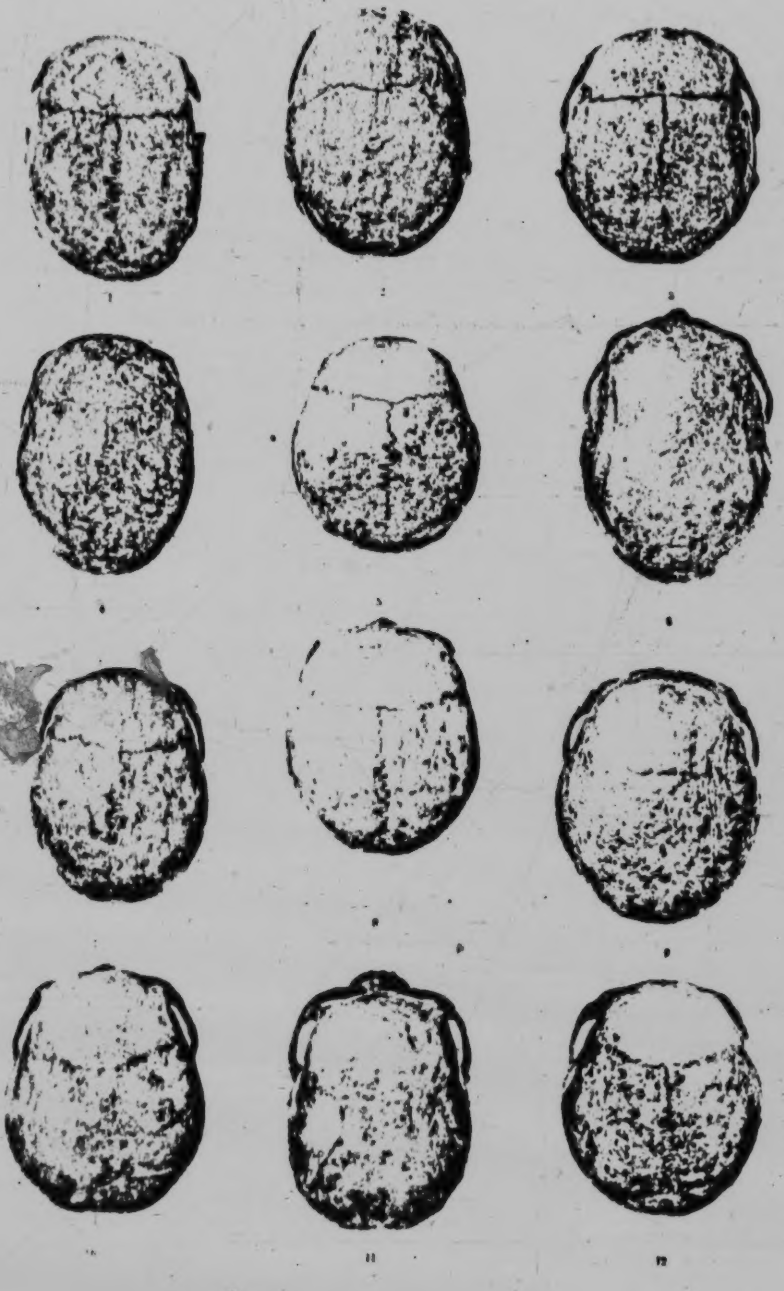
[P. 310, E]

VI.



P.310, F]

VII.


1
2
3
4
5
6
10
11
12

[R310, G]

VII.

1

2

3

4

5

6

7

8

9

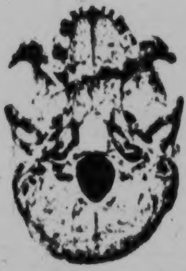
10

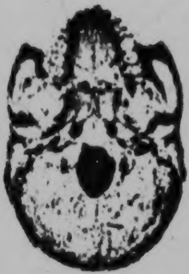
11

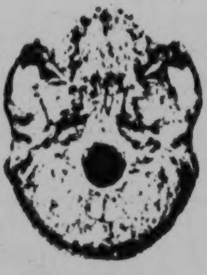
12

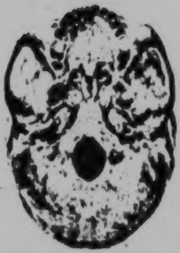
[P.310, H]

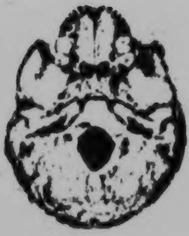
IX.

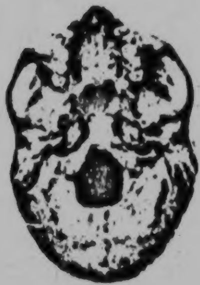

1

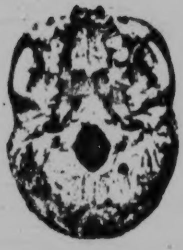

2

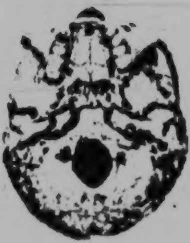

3

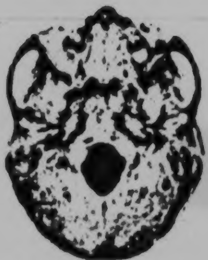

4

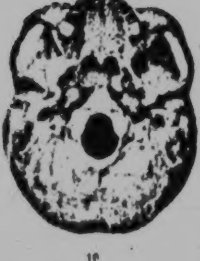

5

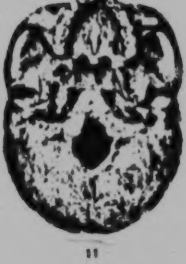

6

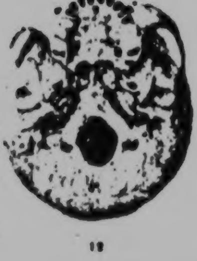

7


8


9


10


11


12

[P.310, I]

REISEN UND FORSCHUNGEN

IM

AMUR-LANDE

in den Jahren 1854—1856

im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg

ausgeführt

und in Verbindung mit mehreren Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. **Leopold v. Schrenck.**

BAND III.

Zweite Lieferung.

DIE VÖLKER DES AMUR-LANDES.

ETHNOGRAPHISCHER THEIL. ERSTE HÄLFTE.

Mit 37 lithographischen, zum Theil farbigen Tafeln und 18 Holzschnitten im Text.

ST. PETERSBURG.
1891.
Zu haben bei den Commissionären der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften: Eggers und Comp. und J. Glasunof in St. Petersburg; N. Kymmel in Riga; Voss' Sortiment (G. Haessel) in Leipzig.

Preis dieser Lieferung: 14 R. = 35 M.

[P.310, J]

DIE VÖLKER DES AMUR-LANDES.

von

Dr. Leop. v. Schrenck.

ETHNOGRAPHISCHER THEIL. — ERSTE HÄLFTE.

2: Schrenck

RX2 Gilyak

[P 310, K]

Dr. L. v. SCHRENCK'S

REISEN UND FORSCHUNGEN
IM
AMUR-LANDE.

BAND III.

ZWEITE LIEFERUNG.

DIE VÖLKER DES AMUR-LANDES.

ETHNOGRAPHISCHER THEIL. — ERSTE HÄLFTE.

Mit 87 lithographischen, zum Theil farbigen Tafeln
und 18 Holzschnitten im Text.

[P.310, L]

Gedruckt auf Verfügung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
St. Petersburg, December 1891. *A. Strauch*, beständiger Secretär.

Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
Wass. Ostr. 9 Linie, № 12.

[P 310, M]

INHALT.

III. ETHNOGRAPHISCHER THEIL.

Erste Hälfte: Grundbedingungen und Bestandtheile des äusseren Lebens.

4. Abschnitt.

Seite.

Geringe und ungleichmässige Dichtigkeit der indigenen Bevölkerung des Amur-Landes. Folgen ehemaliger Kriegsverheerungen und neuerlicher epidemischer Krankheiten. Wahl und Wechsel der Wohnorte nach den Jahreszeiten. Winter- und Sommerwohnungen. Jagd- und Nachtlagerzelte. Vorrathshäuser und Niederlagen . . . . 311—385

Einschränkung der parallelen Nebeneinanderbetrachtung der Amur-Völker auf diejenigen des unteren Amur-Landes und insbesondere die Giljaken, mit nur vergleichsweiser Erwähnung der Aino und der Sungari- und oberen Amur-Völker, p. 311. — Ursachen der geringen Individuenzahl der Amur-Völker: Sorglosigkeit, Trägheit, Missachtung und Misshandlung des weiblichen Geschlechts, p. 312. — Geringer Einfluss der russischen Kriegszüge im XVII. Jahrhundert auf die Bevölkerungsverhältnisse des unteren Amur-Landes, p. 313. — Nach der zweiten, definitiven Besitznahme des Amur-Landes durch die Russen unter den Eingeborenen aufgetretene Epidemien, p. 314. — Nachhaltige Folgen der russischen Kriegszüge des XVII. Jahrhunderts für die Bevölkerungsverhältnisse des oberen Amur-Landes, p. 315. — Nachtheiliger Einfluss der Berührung der indigenen Amur-Völker mit den Mandshu und Chinesen auf ihr numerisches Wachsthum. Daraus und aus dem acuten Conflikt der indigenen Bevölkerung mit den Russen im XVII. Jahrhundert erklärliche Erscheinung ihrer numerischen Abnahme von der Amur-Mündung stromaufwärts, p. 316. — Wesentlich verschiedene Lage der Bevölkerungsverhältnisse auf Sachalin, p. 317. — Geringer Werth der bisherigen numerischen Angaben über die Stärke der indigenen Bevölkerung des Amur-Landes, p. 318.

Giljaken: Lage der Dörfer, p. 319. — Wahl und Wechsel der Wohnorte nach der Jahreszeit. Sommer- und Winterdörfer, p. 320. — Winterbehausungen. Beschaffenheit der Erdjurte, p. 321—323. — Errichtung von Nothzelten bei Unwetter nach dem Muster der Erdjurte, p. 324. — Vorzüge und Mängel der Erdjurte, p. 325. — Beschaffenheit der nach chinesischem Muster gebauten Winter-Jurten oder Häuser, p. 326—328. — Vorzüge und Mängel der chinesischen Winter-

P3.0, N

II

Seite

jurte, p. 329. — Vertheilung der Erd- und der chinesischen Winterjurte auf dem Festlande und auf Sachalin, p. 330—332. — Erdjurten anderer paläasiatischen Völker: Aino, Kamtschadalen, p. 333. — Erdjurten der sesshaften Korjaken, p. 334, 335. — Die wandernden Korjaken und Tschuktschen ehemals auch sesshaft und in Erdjurten wohnend, p. 336. — Erdhüttenreste der «Onkilon», d. i. der vormals sesshaften Tschuktschen, p. 337. — Beweise dafür, dass die Onkilon-Hütten den vormals sesshaft gewesenen Tschuktschen angehören, p. 338, 339. — Erdjurten der Jukagirn, Nachkommen der verschwundenen Omoken, p. 340. — Die Erdjurte bei den Eskimo sowohl in Asien, wie in Amerika, p. 341. — Grosse, gemeinsame Erdjurten oder Kashims der nordwestamerikanischen Eskimo, p. 342, 343. — Grenze der Kashims nach Osten, p. 344. — Erd-, Schnee-, Stein- und Knochenhütten der ostamerikanischen Eskimo p. 345. — Dsgl. der Eskimo auf Grönland, p. 346. — Erdhütten und Hüttenreste in Ostgrönland und im hocharktischen Amerika, p. 347. — Daraus sich ergebende Schlüsse über die Wanderungen des gesammten Eskimo-Stammes, p. 348. — Nordwärtsbewegungen und Verschiebungen der Eskimo, p. 349. — Die Erdjurte bei den Aleuten, p. 350. — Chinesischer Ursprung des giljakischen Winterhauses, p. 351, 352. — Dem entsprechende Art der Benutzung der Schlafbänke seitens der Giljaken, p. 353. — Rasches Verschwinden der Erdjurte in Kamtschatka dem russischen Blockhause gegenüber und nur langsame Verbreitung des chinesischen Winterhauses den Sungari und Amur abwärts bis zum Ochotskischen Meer und nach Sachalin, p. 354. — Zwingende Gründe, die Winterwohnungen im Frühling zu verlassen und zum Sommer Pfahlbauten zu beziehen, p. 355. — Beschaffenheit der Sommerjurte, p. 356, 357. — Beschaffenheit der Vorrathshäuser, p. 358. — Aehnliche Pfahlbauten bei anderen paläasiatischen Völkern, p. 359. — Nationale, statistische und ethnographische Bedeutung der Winterwohnungen der Giljaken, p. 360. — Verzeichniss der Giljaken-Dörfer und der Zahl ihrer Winterwohnungen, p. 361—363. — Kleinste, mittlere und grösste Jurtenzahl der giljakischen Dörfer. Hauptorte der einzelnen Gebietstheile und des ganzen giljakischen Gebietes, p. 364. — Mittlere Zahl der Bewohner einer Jurte, p. 365. — Bevölkerungszahlen der einzelnen Gebietstheile und des gesammten Gebiets der Giljaken, p. 366.

Oroken: Mangel ständiger Wohnungen. Zelte, aus konischen Holzgerüsten mit Fischhautdecken bestehend, p. 366. — Beschaffenheit der Zeltwohnungen, p. 367. — Aehnlichkeit derselben mit denjenigen anderer Amur-Völker. Vorrathshäuser, p. 368.

Oltscha, Negda, Samagirn, Golde, Orotschen: Nach demselben Prinzip wie bei den Giljaken gebaute Winterwohnungen. Zum Theil sauberere Haltung derselben bei den Oltscha. Bereitung der Schilfmatten für die Schlafbänke, p. 368. — Kleine Winterjurte der Oltscha. Besonders geräumige und helle Winterjurten der Samagirn. Wachsende Spuren chinesischen Einflusses an den Winterwohnungen der Golde, p. 369. — Aermlichkeit und Unsauberkeit der Winterjurten und ihr theilweiser Ersatz durch Zelte bei den Orotschen. Durchgehende Verschiedenheit der Sommerwohnungen, p. 370. — Sommerwohnung oder Dauro der Oltscha und der Samagirn, p. 371. — Dsgl. der Negda und der Amur-Golde, p. 372. — Dsgl. der Sungari-Golde und der Orotschen, p. 373. — Wechsel des Sommeraufenthaltsortes, p. 374. — Kleine, provisorische Sommerzelte, p. 375. — Vorrathshäuser, Winterjagdzelte, Nachtlagerplätze, p. 376, 377.

Dauren: Nach chinesischem Muster gebaute Winterwohnungen, p. 378. — Bereits im XVII. Jahrhundert bei ihnen üblich, p. 379. — Bürgern sich unter ihrem Einfluss auch bei den sesshaften Orotschonen, sesshaften Biraren und bei den jakutischen Händlern im Stanowoi-Gebirge ein, p. 380.

Biraren, Manägirn, Orotschonen: Zeltwohnungen im Sommer wie im Winter in Gebrauch, p. 380. — Beschaffenheit des [illegible]ägirn-Zeltes, p. 381. — Wichtigkeit der Birkenrindenmatten für alle Amur-Tungusen und [illegible] Bereitung, p. 382. — Orotschonen-Zelte und Vorrathsbehälter, p. 383.

Gesammtrückblick auf die Wohnungen der indigenen Völker des Amur-Landes, p. 383. — Grundverschiedenheit bezüglich derselben zwischen den Giljaken und den sie umgebenden tungusischen Völkern, p. 384. — Zusammenhang der Wohnungsverhältnisse mit dem gesammten Leben, p. 384, 385.

[p 310, 0]

Seite.

5. Abschnitt.

Aeussere Haltung: Kleidung, Haartracht, Schmuck, Tätowirung ....386—424

Giljaken: Abhängigkeit der Kleidungsstoffe von den Hauptbeschäftigungen: Fischfang und Robbenschlag, Jagd und Handel, p. 386. — Sommerkleidung der Männer und Weiber, p. 387. — Fischhautröcke der Weiber und ihre Ausschmückung, p. 388. — Winterkleidung. Beliebtheit des Hundspelzwerks, p. 389. — Hochschätzung des Luchspelzwerks und Gründe dafür, p. 390, 391. — Winterliche Kleidungsstücke: Schurzrock aus Seehundsfell, p. 392. — Aermelbinde, Fausthandschuhe, Boa, Pelzmütze der Männer, p. 393. — Winterliche Unterkleidung, p. 394. — Fussbekleidung, Stiefelgras. Gürtel nebst Anhängseln, p. 395. — Winterkleidung der Weiber, p. 396. — Wintermützen der Weiber, Luchsmütze, p. 397. — Aehnliche, aus dem Kopffell eines besonders angesehenen Thieres bestehende und dieses nachbildende Kopfbekleidungen bei anderen palaeasiatischen Völkern, p. 398. — Thiernachahmung in der Kleidung. Charakter der giljakischen Stickereien im Gegensatz zu den tungusischen, p. 399. — Sinn für Ornamentik und ihre reiche Entfaltung unter chinesischem und japanischem Einfluss, p. 400. — Maassgebender Einfluss politischer Verhältnisse auf die Entfaltung der Ornamentik bei den Amur-Völkern. Nähutensilien der Giljaken, p. 401, 402. — Auffallende Unkenntniss der Webekunst, besonders den Aino gegenüber, p. 403.

Oltscha, Negda: Grosse Uebereinstimmung hinsichtlich der Kleidung und der zu ihrer Anfertigung dienlichen Utensilien mit den Giljaken, mit geringen, durch die grössere Entfernung vom Meer und den stärkeren Betrieb der Jagd auf Waldthiere bedingten Modifikationen, p. 404.

Oroken: Durch Rennthierfellkleidung von den Giljaken unterschieden, im Uebrigen, was Stoff, Zuschnitt und Verzierung der einzelnen Kleidungsstücke betrifft, von giljakischem Brauch und Geschmack beherrscht, p. 405. — Desgleichen in Beziehung auf die Näh- u. s. Utensilien, wogegen ein Einfluss von Seiten der Aino nicht bemerkbar, p. 406.

Aino: Trotz vielfach gleicher Kleidungsstoffe mit den Giljaken, im Schnitt der Kleidung die Herrschaft eines anderen, des japanischen Modecentrums erkennbar, p. 406.

Samagirn: Am Gorin durch Material und Zuschnitt der Kleidung von den Oltscha unterschieden, entsprechend der vorherrschenden Beschäftigung mit der Jagd, p. 407.

Golde: Im unteren Theile ihres Wohngebiets gleiche Kleidung mit den Oltscha. Allgemeiner Gebrauch der Fischhautkleidung bei Weibern und Kindern, p. 407. — Stromaufwärts wachsender Gebrauch verschiedenartiger Pelzwerke zur Kleidung und Zunahme des chinesischen Einflusses auf dieselbe, p. 408.

Orotschen: Im Norden oltschaisch-giljakische, im Süden goldisch-chinesische Kleidung, p. 409.

Biraren, Manägirn, Orotschonen: Sibirisch-tungusischer Charakter der Kleidung, mit mehr oder minder starkem chinesischem, jakutischem und russischem Einfluss, p. 409.

Die Haartracht bei den Amur-Völkern ein sichereres Kennzeichen verschiedener Nationalität als die Kleidung, p. 410.

Giljaken: Haartracht der Männer, Weiber und Kinder. Abscheu vor dem Scheren des Haares. Unsauberkeit der Haarhaltung, p. 410.

Negda, Oltscha, Oroken: Gleiche Haartracht mit den Giljaken, p. 411.

Aino: Nach Art der Japaner veränderte Haartracht, p. 411. — Rückkehr zur ursprünglichen, naturwüchsigen Haartracht bei Befreiung vom japanischen Joch: der Zopf — ein Zeichen politischer Unabhängigkeit von den Japanern, p. 412.

Samagirn, Golde: Mandshu-chinesische Haartracht, p. 412. — Ihre Einführung durch die Mandshu-Dynastie in China und dem Amur-Lande, p. 413. — Das unrasirte und ungeschorene Haupthaar bei den unteren Amur-Völkern — ein Zeichen der Freiheit den Mandshu-Chinesen gegenüber, p. 414.

Orotschen: Im südlichen Theile ihres Wohngebiets mandshu-chinesische, im nördlichen oltschaisch-giljakische Haartracht, p. 414.

Biraren, Manägirn: Allgemein eingebürgerte mandshu-chinesische Haartracht, p. 415.

[P.310, P]

W

Orotschonen: Im Süden, am Chingan-Gebirge mandshu-chinesische, im Norden, am oberen Amur ursprüngliche, naturwüchsige Haartracht, p. 415.

Schluss: Die Grenze der Verbreitung der mandshu-chinesischen Haartracht im Amur-Lande und der japanischen auf Sachalin — eine politische, nicht eine ethnographische Grenzlinie, p. 416.

Der Schmuck wie die Haartracht bezeichnend für manche Nationalitäten im Amur-Lande. Ohrringe — gemeinsamer Schmuck aller Amur-Völker und einziger Gesichtsschmuck der Giljaken, Oltscha, Oroken und Negda, p. 416. — Nasenringe der Golde, Samagirn und südlichen Orotschen. Ihr Fehlen bei den nördlichen Orotschen und sämmtlichen Völkern des oberen Amur-Landes, p. 417. — Armspangen. Daumenring und seine Bestimmung, p. 418.

Färbung und Tätowirung einzelner Körpertheile bei den Aino von Sachalin und Jesso, p. 419. — Dsgl. bei den Kurilen, Korjaken, Tschuktschen, Eskimo, p. 420. — Tätowirung der Aleuten. Giljaken und Itälmenen — die einzigen paläasiatischen Völker ohne Tätowirung, p. 421. — Allgemeine Verbreitung der Tätowirung unter den sibirischen Tungusen und ihre gegenwärtige Abnahme. Verschiedener Modus des Tätowirens bei den tungusischen und den paläasiatischen Völkern, p. 422. — Vermuthlich autochthone Entstehung der Sitte des Tätowirens an verschiedenen Orten und ihre Verbreitung aus verschiedenen Centren. Reste von Tätowirung bei den Orotschonen und Golde, p. 423. — Fehlen oder richtiger Verschwinden der Sitte des Tätowirens bei den übrigen tungusischen Stämmen des Amur-Landes unter dem Einfluss der Mandshu-Chinesen und der Giljaken, p. 424.

---

6. Abschnitt.

Nahrung. Animalische und vegetabilische Nahrungsmittel. Haus- und Tafelgeräth. Genussmittel: Branntwein, Tabak . . . . 425—471

Verhältniss der animalischen und vegetabilischen Nahrung bei den Amur-Völkern, je nach ihrer Hauptbeschäftigung und ihren grösseren oder geringeren Handelsbeziehungen mit den Chinesen und Japanern, p. 425.

Giljaken: Unter allen Amur-Völkern die ausgesprochensten Ichthyophagen. Fisch — ihre Existenzbedingung. Vornehmliche Wichtigkeit der Lachse, namentlich des *Salmo lagocephalus* und *S. Proteus*, p. 425. — Bereitung von Wintervorräthen aus denselben: Thran und Jukola für Menschen und Hunde (*ma* und *chark*). Zwei Hauptarten von Jukola: *lyghi-* und *tengi-ma*, p. 426. — Jukola — das Fundament ihres Haushalts. Art und Weise ihres Genusses und Gebrauches. Fahrten und Umzüge zur Beschaffung reichlicher Jukolavorräthe, p. 427. — Frische Fischnahrung. Der Amur-Strom — die in Beziehung auf Fisch meistbegünstigte Lokalität im giljakischen Lande, zugleich Ort der grössten Verdichtung der Giljaken und der reichsten Entfaltung ihrer Eigenart. Amur-Stör (*Acipenser Schrenckii*) und Amur-Hausen (*Acip. orientalis*) — die grössten und geschätztesten Fische des Stromes, p. 428. — Ihre Verwendung zur Nahrung für Menschen und Hunde. Der Tymy-Fluss — die fischreichste Lokalität und belebende Ader von Sachalin, p. 429. — Wichtigkeit des Kangi-Fisches (*Gadus Wachnja*) für die Küsten-Giljaken als Nahrung für Menschen und Hunde. Auf den Genuss und die Behandlung desselben bezüglicher Aberglauben. Seehunde nächst den Fischen das Hauptnahrungsmittel, p. 430. — Verwendung von Seehunds- und Weisswal-Fleisch und -Fett zur Nahrung für Menschen und Hunde. Abscheu vor dem Braten von Fisch oder Fleisch, p. 431. — Ablehnendes Verhalten dem Wallfischfleisch und -Speck gegenüber, im Gegensatz zu anderen paläasiatischen Völkern, p. 432. — Geringe Bedeutung der Landsäugethiere als Nahrungsmittel, mit alleiniger Ausnahme des Bären und des Hundes. Abscheu vor

[P. 310, Q]

dem Verzehren von Ratten. Besondere Vorliebe für Bärenfleisch und -Fett, p. 433. — Benutzung der Hunde zur Nahrung. Art und Weise, sie zu verzehren, p. 434. — Verbreitung der Kynophagie bei den nordischen Völkern im Zusammenhange mit dem Gebrauch der Hunde zum Anspann, p. 435. — Abscheu vor dem Genuss von Hundefleisch bei Völkern, die andere Zugthiere besitzen, p. 436. — Essbare und nichtessbare Vögel, p. 437. — Zur Nahrung dienliche wirbellose Thiere. Zurücktreten der pflanzlichen, meist nur als Zukost genossenen Nahrung, p. 438. — Vegetabilische Nahrungsmittel: Beeren, insbesondere Preissel- und Rauschbeere (*Vaccinium Vitis idaea* und *Empetrum nigrum*), p. 439. — Rosen- und Faulbaumfrüchte. Zwiebeln, Wurzeln, p. 440. — Blattpflanzen, Flechten, Algen, Seetang, p. 441. — Von den benachbarten Culturvölkern bezogene Cerealien und deren Bedeutung als Nahrungsmittel den einheimischen Naturproducten gegenüber, p. 442. — Zubereitung verschiedener Speisen aus vegetabilischen Nahrungsmitteln, mit Zusatz von Fisch- oder Seehundsthran. Abscheu vor dem Salz, p. 443. — Besonders auffallende Verabscheuung des Salzes bei den Bärenfestmahlzeiten, p. 444. — Quelle und Zeit der ersten Bekanntschaft der Giljaken mit dem Salz. Vorliebe für den Zucker, p. 445. — Zur Bereitung und Aufnahme der Speisen dienliches Haus- und Tafelgeräth, p. 445, 446. — Zur Anfertigung desselben gebräuchliche Instrumente und Materialien; letztere ausschliesslich Holz und Birkenrinde. So gut wie völliger Mangel an eigengemachtem oder importirtem Thongeschirr, p. 447. — Nachrichten über Gebrauch und Fabrikation von Thon- und Porzellangeschirr im unteren Amur-Lande vor etwa 50 Jahren. Zerstörung der letzteren und Folgen davon, p. 448. — Entstehen und rasches Aufblühen der Thon- und Porzellangeräthfabrikation im Sungari-Lande. Recenter, japanischer Ursprung der Töpferkunst bei den Aino von Sachalin, p. 449. — Fehlen des Thongeschirrs bei den übrigen palaeasiatischen Völkern zur Zeit ihrer Entdeckung, mit alleiniger Ausnahme der Eskimo, p. 450. — Hohes Alter der Töpferei bei den Eskimo Nordwestamerika's. Funde alter Topfscherben und Steinwerkzeuge im unteren Amur-Lande und auf Sachalin, einem ethnologisch nicht bestimmbaren Volke der Vorzeit angehörig, p. 451.

Aino: Einfluss der geographischen Verhältnisse ihres Wohngebiets auf die Nahrung, p. 452. — Das Meer — Hauptquelle ihrer animalischen wie vegetabilischen Nahrungsmittel, p. 453. — Seetang- und Trepangfischerei. Aehnliche Benutzung des Bären und des Hundes zur Nahrung wie bei den Giljaken, p. 454. — Einfluss einer anderen, der japanischen Cultur bezüglich der Cerealien, p. 455.

Oroken: Durch das halbnomadische Leben den Aino und Giljaken gegenüber bedingte Modificationen der Nahrungsverhältnisse: geringerer Bedarf an Wintervorräthen, grössere Masse von Fleischnahrung, p. 455.

Oltscha, Negda, Samagirn, Kile am Kur: Stetiges Wachsen der Fleisch- gegenüber der Fischnahrung, nach Massgabe der stromaufwärts und in die Nebenthäler des Amur hinein stattfindenden Abnahme des Fisch- und Zunahme des Wildreichthums, p. 456.

Golde: Neben der Fisch- auch reichliche, den Amur wie den Ussuri aufwärts wachsende Fleischnahrung, in Folge der Menge grosser Jagdthiere. Verwendung der Amur-Schildkröte (*Trionyx Maackii*) zur Nahrung. Die ersten Anfänge von Gemüse- und Cerealienbau. Die ersten eigens zur Nahrung gehaltenen Hausthiere, p. 457. — Die erste Schweine- und Geflügel-, speciell Hühnerzucht. Wachsender Gebrauch mannigfaltiger, von den Chinesen im Handel bezogener Cerealien, p. 458.

Orotschen: Annäherung hinsichtlich der Nahrung im Norden ihres Wohngebiets an die Oltscha und Giljaken, im Süden an die Golde, p. 459.

Biraren, Manägirn, Orotschonen: Im Gegensatz zu den unteren Amur-Völkern starkes Ueberwiegen der Fleisch- über die Fischnahrung, p. 460. — Desgl. der Gemüse- und Cerealiennahrung über die den wildwachsenden Pflanzen entnommene Nahrung, p. 461. — In Summa grössere Menge vegetabilischer Nahrungsbestandtheile und dem entsprechend auch grösserer Gebrauch von Salz zur Nahrung, p. 462.

Genussmittel, insbesondere Branntwein und Tabak. Fehlen eines durch Aufguss oder anderweitig aus Pflanzen bereiteten Getränkes bei den Giljaken. Nichtgebrauch des Thees. Allgemeine, seit der frühesten Berührung mit den Chinesen datirende Kenntniss des Branntweins bei

[p.310, R]

den Amur-Völkern. Seine Verbreitung nach Sachalin und Bevorzugung vor dem japanischen Saki, p. 463. — Bereitung des Branntweins im Sungari-Lande und Vertrieb zu den Amur-Völkern. Ihre den Chinesen entnommene Art und Weise, ihn zu trinken, p. 464. — Wohlthuender Einfluss der letzteren auf den Branntweinconsum. Anfängliche Mässigkeit der Giljaken im Branntweingenuss und dabei bekundete Energie, p. 465. — Durch den verstärkten Import und die russische Kolonisation bewirkte Veränderung, p. 466.

Allgemeine Ueblichkeit des Tabakrauchens bei den Amur-Völkern. Verbreitung der Tabakspflanze und ihres Anbaus und Gebrauchs zum Rauchen aus Japan über Korea nach der Mandshurei und aus dieser nach China. Beliebtheit des mandshurischen Tabaks in China, p. 466.— Seine Verbreitung aus der Mandshurei zu den Amur-Völkern. Späteres Vordringen und besondere Beliebtheit bei ihnen des russischen (tscherkasskischen) Tabaks. Allgemeiner Gebrauch chinesischer, in der Mandshurei fabricirter Pfeifen bei ihnen, mit alleiniger Ausnahme der Aino, p. 468. — Art und Weise des Tabakrauchens bei den Giljaken. Ihre Tabakssurrogate, p. 469. Nichtüblichkeit des Tabakkauens und Tabakschnupfens bei den Amur-Völkern. Geringe Verbreitung des letzteren in China. — Unbekanntschaft der Amur-Völker mit dem Opium, p. 470. — Beginn und rascher Fortgang des Opiumanbaus und Opiumrauchens im Sungari-Lande, gefahrdrohend für die Amur-Völker, p. 471.

7. Abschnitt.

Mittel der Bewegung und Ortsveränderung zu Lande und zu Wasser: Schneeschuhe, Schlitten, Zug-, Reit- und Lastthiere, — Hund, Rennthier, Pferd; Böte und Kähne . . . . . 472—515

Giljaken: Entfallen eines längeren Zeitraumes im Jahr auf die Ortsveränderung zu Lande als auf diejenige zu Wasser. Ermöglichung und Erweiterung der ersteren durch die Schneelage und die Eisdecke der Gewässer, p. 472. — Der im Sommer ungangbare und öde nordische Urwald — im Winter ein Tummelplatz für Jäger und Händler. Nothwendigkeit der Schneeschuhe. Zweierlei Arten derselben. Form und lokale Verschiedenheit der kleinen Schneeschuhe, p. 473. — Ihre Verwendung zu verschiedenen Zwecken. Grosse Schneeschuhe, p. 474. — Ihre Hauptvorzüge und Mängel. Schneeschuhstock, p. 475. — Schneeschuhe der tungusischen Völker des Amur-Landes, insbesondere der Oltscha, Golde und Samagirn, p. 476. — Vorzüge der amur-tungusischen Schneeschuhe vor den giljakischen, p. 477. — Gebrauch der Schneeschuhe bis zur Südgrenze des unteren Amur-Landes und über diese hinaus am Ussuri und in Korea. Art und Weise grösserer Ortsveränderungen zu Lande. Die Giljaken — dasjenige Volk des Amur-Landes, das sich im ausgedehntesten Maasse der Hunde zum Fahren bedient, und bei welchem der Hund überhaupt die wichtigste Rolle spielt, p. 478. — Beschaffenheit und Nahrung der Hunde, p. 479.— Ihre Fütterung zu Hause und auf längeren Fahrten, p. 480. — Grössere Pflege der Welpen auf Sachalin und daherrührende Vorzüge der dortigen Hunde. Niedrige Culturstufe des Hundes als Zugthier, im Vergleich mit dem Jagd- oder Wächterhunde, p. 481. — Form und Beschaffenheit des giljakischen Schlittens, p. 481—483. — Leichtigkeit und Elasticität seine Grundzüge. Beladung und Zurüstung zur Reise. Giljakischer Hundeanspann, p. 484. — Seine Vorzüge und Mängel im Vergleich mit dem russisch-sibirischen Hundeanspann. Hemmen und Fixiren des Schlittens während der Fahrt, p. 485. — Art und Weise, die Hunde anzuspornen und ihnen bei Ermüdung oder schlechtem Wege zu Hülfe zu kommen, p. 486. — Behandlung der Hunde auf dem Nachtlagerplatz. Das Halten von Hunden zum Anspann vor dem Schlitten — eine den Giljaken im Gegensatz zu den anderen Amur-Völkern ursprünglich eigene Sitte. Aehnlich bei anderen paläasiatischen Völkern: Aino, Itälmenen, p. 487.—Desgl. bei den Jukagirn, den sesshaften Korjaken und den ebenfalls sesshaften Vorfahren der jetzigen Tschuktschen (Onkilon), p. 488. — Der Hund als einziges Haus- und zugleich Zugthier — Charakterform der paläasiatischen Völker. Verbreitung des Zughundes mit den Eskimo nach Amerika. Erklärung der Thatsache, dass es in

[P. 310, S]

Amerika keine mit dem Halten zahmer Rennthiere sich abgebende Völker giebt. Undenkbarkeit der Zähmung des Rennthiers durch ein paläasiatisches Volk. Seine vermuthliche Zähmung durch die Tungusen. Das Rennthier — Charakterform der Tungusen und diese — das Rennthiervolk insonderheit, p. 489, 490. — Einzig dastehende Benutzung des Hundes als Lastthier bei den Eskimo Nordostamerika's. Spätere Aneignung des Gebrauchs von Hunden zum Anspann seitens der tungusischen Völker des unteren Amur-Landes im Gegensatz zu dessen paläasiatischen Stämmen, und Entlehnung desselben von den letzteren, p. 491.

Oroken: Ein Zwittergebilde von Rennthiernomaden und sesshaften, Hunde haltenden Fischern. Aeltere Nachrichten über den Gebrauch des Rennthiers bei den Oroken als Zug- und Saumthier, p. 491. — Ein Zug orokischer, mit Rennthieren bespannter Schlitten auf Sachalin. Beschaffenheit der letzteren, p. 492. — Vergleich mit den Rennthierfahrten der Polarvölker, Tschuktschen, Korjaken, Samojeden, Lappen. Analogie zwischen dem äussersten Osten und Westen Asien-Europa's. Bestätigung des zwiefachen Gebrauchs des Rennthiers zur Ortsveränderung bei den Oroken, zum Lastentragen und Reiten und zum Fahren, p. 493. — Der letztere Gebrauch erst seit ihrer Einwanderung nach Sachalin, unter dem Einfluss der Giljaken entstanden. Ineinandergreifen der Interessen beider Völker und daraus resultirender freundnachbarlicher Verkehr, p. 494. — Nothwendigkeit für die Oroken, sich auch der Hunde zum Fahren zu bedienen, und somit dreifache Art ihrer Ortsveränderung zu Lande. Geringe Zahl ihrer Rennthiere im Vergleich mit den Festlandsnomaden, p. 495. — Darin liegende Gefahr des Verlustes ihrer Eigenart, p. 496.

Oltscha: Vollständige Uebereinstimmung hinsichtlich des Gebrauchs der Hunde zum Fahren mit den Giljaken, in Folge seiner Entlehnung von den letzteren, p. 496.

Negda, Samagirn, Golde: Gleiche Uebereinstimmung mit den Giljaken, unter theilweiser Vermittelung der Oltscha, p. 496. — Zugleich geringere Zahl von Hunden, geringere Sorge um sie und dem entsprechend auch geringere Güte und Leistungsfähigkeit derselben. Gebrauch der Hunde zum Fahren im gesammten Wohngebiet der Golde. Die ersten Pferde am unteren Amur, stromaufwärts gegangen, und ihre Verbreitung als Reit- und Saumthiere durch die Manägirn und aus dem Sungari-Lande. Abnahme des Gebrauchs der Hunde zum Fahren bei den tungusischen Amur-Völkern stromaufwärts und daneben zunehmender Gebrauch derselben zur Jagd, p. 497. —

Orotschen: Geringer, nach Süden abnehmender Gebrauch von Hunden zum Fahren. Südgrenze desselben, p. 498.

Im Sungari-Lande und in den Kolonien der Mandshu, Chinesen und Dauren am mittleren Amur zur Ortsveränderung dienliche, dem unteren Amur-Lande fremde Reit-, Last- und Zug-Thiere und deren Gebrauch, p. 498.

Biraren, Manägirn, Orotschonen: Pferd- und Rennthiernomaden. Der Hund nur zu Jagdzwecken gehalten. Beschaffenheit und Behandlung der Pferde bei den Manägirn. Mongolischer Ursprung ihrer Bekanntschaft mit dem Pferde, p. 499. —

Schlussfolgerung: in Betreff der Lokomotion das Pferd — Charakterform des oberen, der Hund diejenige des unteren Amur-Landes. Im gesammten west-nördlichen Umkreise des Amur-Landes, längs dem Grossen Chingan- und Stanowoi-Gebirge bis zum Ochotskischen Meer und nach Nordsachalin hinüber — das Rennthier im Gebrauch, dort nur als Reit- und Saum-, hier auch als Zugthier, p. 500.

Mannigfaltigkeit der zur Bewegung auf dem Wasser dienlichen Fahrzeuge, darunter nur wenige von nationaleigenthümlichem Gepräge, p. 500.

Giljaken: Trotz vielem Aufenthalt auf dem Wasser keine kühnen und gewandten Seeleute und Seethierjäger, sondern nur um- und vorsichtige Fluss- und Küstenfahrer, p. 500. — Bau und Beschaffenheit des giljakischen oder Amur-Bootes. Zum Bau dienliche Instrumente, p. 501—503. — Ruder, Steuerruder, Mast, p. 503, 504. — Art und Weise des Segelns und Landens mit dem Amur-Boot, p. 505. — Maasse eines mittelgrossen giljakischen Bootes. Auf Sachalin übliches, aus einem Baumstamm ausgehöhltes Boot, p. 506.

Oltscha, Golde: Gleiche Beschaffenheit des zum Befahren des Amur-Stromes dienlichen Booten. Verschiedene Arten aus Baumstämmen ausgehöhlter, zum Befahren der Nebenflüsse dien-

[P.310, T]

Ueber Böte, p. 507. — Letztere besonders auch bei den Orotschen üblich, p. 508. — Die bei allen Völkern des Amur-Landes und bei den Oroken von Sachalin zum Aushöhlen von Baumstämmen gebräuchliche Hohlaxt, p. 509. — Zweierlei Formen von Birkenrindenkähnen, p. 510. — Kühnheit und Gewandtheit der Amur-Tungusen und ihrer sibirischen Stammgenossen im Gebrauch derselben. Der Birkenrindenkahn — das typische und charakteristische Fahrzeug der Tungusen, p. 511.

Biraren, Manägirn: Ausgehöhlte und aus Birkenrinde gemachte Böte von sehr ansehnlicher Grösse, p. 511.

Beschränkung des goldisch-giljakischen Bootes auf das untere Amur-Land und sein völliges Fehlen im Amur oberhalb der Sungari-Mündung, p. 512. — Beschaffenheit des im Sungari- und unteren Amur-Lande üblichen mandshu-chinesischen Bootes und seine wesentliche Uebereinstimmung mit dem goldisch-giljakischen, p. 512, 513. — Ursprung des letzteren aus dem ersteren. Geringer Antheil eigener Erfindung der unteren Amur-Völker an ihrem Boot, p. 514. — Grund des Fehlens des goldisch-giljakischen Bootes im oberen Amur-Lande.

Rückblick und Schluss: grössere Entfaltung der zur Ortsveränderung dienlichen Mittel im unteren als im oberen Amur-Lande, p. 515.

---

8. Abschnitt.

Fischfang, insbesondere Stör-, Hausen- und Lachsfang. Fischereigeräth. Seethierfang: Robbenschlag, Weisswalfang . . . . , ... 516—549

Kurze Zusammenfassung des in den früheren Kapiteln gelegentlich auch über den Fischfang Gesagten und Bezeichnung der noch zu erörternden Fragen, p. 516.

/ Giljaken: Die Zeit kurz vor Aufgang des Amur-Stromes die fischärmste und schwerste im Leben der Amur-Giljaken. Opferfahrt beim Aufgang des Stromes, p. 517. — Aehnliche Opferspendung bei seinem Zugang im Herbst. Stör (*Acipenser Schrenckii*) und Hausen (*Ac. orientalis*) — die grössten, von allen Amur-Völkern hochgeschätzten und eifrig verfolgten Fische des Amur-Stromes und seiner grossen Zuflüsse, p. 518. — Stör- und Hausenfang der Giljaken bei offenem Wasser, mit Netzen, p. 518, 519. — Derselbe Fang im Winter, unter dem Eise, p. 520. — Stör- und Hausenfang mit Angelhaken und Harpunen, p. 521. — *Salmo Proteus* und *S. lagocephalus* — im Amur-Lande die wichtigsten der in die Flüsse eintretenden Lachsarten. Ihr erstes Erscheinen an der Südküste des Ochotskischen und an den Küsten des Nordjapanischen Meeres, p. 522. — Ihre Zugzeiten im Kaiserhafen, p. 523. — Desgl. in der Bai de Castries und an der Südküste des Ochotskischen Meeres, p. 524. — Desgl. an der Amur-Mündung, p. 525. — Bezeichnung der Monate Mai bis August nach der Zeit der Ankunft oder des Massenzuges der genannten Lachsarten, p. 526. — Zugzeiten von *S. Proteus* und *S. lagocephalus* an der Ostküste Sachalin's und demgemässe Verschiebung der Monatsnamen bei den Tymy-Giljaken, p. 527. — Fang der Zuglachse im Amur und seinen kleineren Zuflüssen und die dazu gebräuchlichen Netze, p. 528. — Fang von *Salmo lagocephalus* im Amur vermittelst eigens errichteter Fischwehren, p. 529. — Lachsfang auf Sachalin im Tymy-Flusse und an seiner Mündung, p. 530. — Fang des Kangi-Fisches (*Gadus Wachnja*) an der West- und Ostküste Sachalin's. Material der Fischernetze und seine Zubereitung, p. 531. — Die nach Grösse der Maschen und Dicke des Garns gangbarsten Grössenformen der Netze, p. 532. — Zum Stricken der Fischernetze dienliche Werkzeuge, p. 533, [illegible] — Anfertigung, endgültige Zurüstung und schonende Behandlung der Fischernetze bei ihrem Gebrauch, p. 534.

Oltscha, Golde: Gültigkeit des über den Fischfang der Giljaken Gesagten auch für die ihnen benachbarten tungusischen Amur-Völker, mit einigen, durch die Lebensweise der letzteren und die Verbreitung der Fische bedingten Modifikationen. Stromaufwärts und in die Nebenthäler des Amur hinein abnehmende Stetigkeit, Sorgfalt und Energie in der Betreibung des Fischfangs;

[p 310, U]

insbesondere Abnahme des Winterfischfanges stromauf, in Folge der im Winter erwachenden Jagdleidenschaft. So gut wie gänzliches Aufhören des Winterfischfanges bei den Ussuri-Golde, p. 535. — Stör und Hausen auch bei den Oltscha und Golde in ihrem gesammten Wohngebiet — die am meisten geschätzten und am eifrigsten verfolgten Fische, p. 536. — Beliebteste Arten des Stör- und Hausenfanges, besonders der vermittelst der Harpune betriebene Fang. Nutzen vom Stör und Hausen, p. 537. — Mehr oder minder wichtige Rolle verschiedener Lachsarten im Haushalt der Oltscha und Golde. Verbreitung und Fang von *Salmo Lycaodon*, p. 538. — Zugzeit und Fang von *S. lagocephalus* im unteren Amur, p. 539. — Fang und Benutzung der ständig im Amur lebenden Fische. Mangel an Liebe zum Fischfang bei den Oltscha und Golde im Vergleich mit den Giljaken. Unterschied in den Anfertigungsmaterialien ihrer Fischernetze, p. 540.

Untergeordnete Rolle des Fischfangs im Vergleich mit der Jagd bei den Völkern des oberen Amur-Landes. Abnahme der Lachsarten stromaufwärts. Grenze der Verbreitung von *Salmo lagocephalus*, p. 541. — Letzterer — eine prägnante Charakterform des unteren Amur-Landes im Gegensatz zum oberen. Stör und Hausen — ein beiden gemeinsamer, sie unmittelbar mit einander verknüpfender Zug, p. 542.

Biraren, Manägirn, Orotschonen: Stör- und Hausenfang vermittelst der Harpune. Zerlegung und Vertheilung der Beute. Daran sich knüpfender Aberglauben. Anlage nur geringer Fischvorräthe für den Winter, p. 542.

Seehunds- und Weisswalfang — charakteristische Beschäftigungen der unteren Amur-Völker im Gegensatz zu den oberen, p. 543.

Giljaken: Seehundsfang nächst dem Fischfang die Hauptbeschäftigung, zumal bei den Küsten- und Liman-Giljaken, p. 543. — Des Seehundsfanges wegen besonders viel besuchte Lokalitäten. Seehundsarten des Amur-Limanes und Amur-Stromes und ihre Verwendung zur Kleidung, Nahrung u. drgl. Seehundsfang bei beeistem Wasser, p. 544. — Seehundsfang bei offenem Wasser. Zeiten des ergiebigsten Betriebes des einen und des anderen, p. 545. — An den Seehundsfang sich knüpfender Aberglauben, p. 546.

Aino: Aehnliche Art, den Seehundsfang zu betreiben, wie bei den Giljaken, p. 546.

Orotschen: Ansehnlicher, sowohl zum eigenen Bedarf, wie zum Tauschhandel mit den Golde betriebener Seehundsfang, p. 547.

Oltscha: Geringe Gelegenheit, sich innerhalb ihrer Gebietsgrenzen mit dem Seehundsfang zu beschäftigen, p. 547.

Negda: Zeitweiser Seehundsfang im Ochotskischen Meer, p. 547.

Ungefähres Zusammenfallen der Verbreitung des Weisswals (*Delphinapterus Leucas*) mit dem Wohngebiet der Giljaken, p. 547. — Diese — das einzige mit dem Weisswalfang sich beschäftigende Volk im Amur-Lande. Art und Weise, ihn zu betreiben. Dabei herrschender Aberglauben, p. 548. — Uebereinstimmung darin mit manchen Polarvölkern, Ostjaken, Samojeden, p. 549.

9. Abschnitt.

Jagd auf die Thiere des Waldes. Jagdgeräth. Eiserne Jagd- und andere Waffen und deren Anfertigung. Schutz- und Ehrenbewaffnung . . . . 550—589

In umgekehrtem Verhältniss zum Fischfang stromaufwärts zunehmende Wichtigkeit und Bedeutung der Jagd, p. 550.

Giljaken: Das der Jagd auf die Thiere des Waldes am wenigsten zugethane Volk des Amur-Landes. Nach Zweck und Charakter fast ausschliessliche Beschränkung ihrer Jagd auf Pelzthier-

[P.310, V]

fang, p. 550. — Betrieb der Jagd nur im eigenen Wohngebiet, in einem bestimmten Umkreise um die Winterwohnungen. Die der Jagd unterliegenden, wichtigsten Pelzthiere. Zobelfang mit der Quetschfalle, p. 551. — Dergl. mit der Klemmfalle und mit Schlingen, p. 552, 553. — Beschaffenheit des zum Pelzthierfang dienlichen Selbstschusses, p. 554. — Aufstellung desselben für den Zobel, die Flussotter, den Fuchs und den Hasen, p. 554, 555. — Nichtbenutzung des Selbstschusses grösseren Thieren gegenüber, p. 556. — Zum Fange von Füchsen und Wölfen dienliche Klemmfalle und Aussetzung von Giftpillen zu demselben Zweck, p. 556, 557. — Geringe Bekanntschaft mit dem Feuergewehr. Eigenthümliche Bezeichnungen für seine Bestandtheile und sein Zubehör, p. 557. — Bogen und Pfeile die einzige Schusswaffe der Giljaken. Materialien, aus denen die Bogen gemacht werden, p. 558. — Verschiedene Arten von Pfeilen und Pfeilspitzen, p. 559. — Vergiftung der Pfeile, wie bei den meisten übrigen paläasiatischen Völkern, bei den Giljaken nicht üblich. Köcher, p. 560. — Stosswaffen: Bärenspiesse, Lanzen, Speere. Jagd auf Elenn- und Rennthiere vermittelst derselben, p. 561. — Bärenjagd und Gefangennahme, p. 562, 563. — Bezüglich des Zobelfanges herrschender Aberglauben. Jagd auf Federwild, p. 564. — Erbeutung und Aufziehung von Fischadlern (*Haliaëtos pelagicus* und *H. albicilla*), p. 565. — Bestätigung der alten Nachrichten über kunstvoll gemachte Waffen und andere metallische Arbeiten der Giljaken, p. 566. — Ort, wo diese Arbeiten hauptsächlich gemacht werden. Art und Weise, das Eisen zu schmieden, p. 567. — Metalle, die ausser und neben dem Eisen verwendet werden. Japanischer Ursprung der Kenntniss des Eisens und seiner Bearbeitung bei den Giljaken und Oltscha, im Gegensatz zum mandshu-chinesischen bei den Golde, p. 568. — Aino als Vermittler darin zwischen den Japanern und Giljaken, p. 569. — Späterer Rückgang der Schmiedekunst bei den Aino und gedeihlicher Fortgang bei den Giljaken, p. 570. — Durch die Giljaken und Aino den Oroken zugekommene Kenntniss des Eisenschmiedens. Die Oroken — gegenwärtig Rohlieferanten von Eisenwerk den Giljaken gegenüber, die Aino — nur Zwischenträger des Rohmaterials. Itälmenen — das dritte paläasiatische Volk, das seine Kenntniss des Eisens aus Japan, und zwar ebenfalls durch Vermittelung der Aino (Kurilen) erhalten hat, p. 571. — Die Verbreitung der Eisenkenntniss aus Japan zu den Aino, Giljaken und Itälmenen — eine Folge seiner geographischen Lage ihnen gegenüber und somit erst von der Zeit an datirend, da diese zu Randvölkern geworden, p. 572. — Ehemalige Schutzbewaffnung der Giljaken: mandshurische Eisenpanzer von imaginärem hohen Werthe, p. 573. — Ihre hohe Werthschätzung seitens der Mandshu. Die Anfertigung derselben durch die Golde — ein Beweis der Entlehnung ihrer Schmiedekunst von den Mandshu-Chinesen. Netzpanzer, p. 574. — Hölzerne Ehrenwaffe «Mungtsche», p. 575.

Aino: Uebereinstimmung im Jagdbetriebe mit den Giljaken, p. 576. — Lähmender Einfluss des japanischen Joches auf den Pelzthierfang der Aino, p. 577.

Oroken: Dem Hauptwesen und Charakter nach Jagdnomaden, eifrig den Pelzthierfang betreibend, zugleich geschickte Rennthier- und muthige Bärenjäger, p. 577.

Tungusische Völker des unteren Amur-Landes: Stromaufwärts wachsende Neigung und Begabung der Anwohner des Amur und seiner Zuflüsse zur Jagd, unter begünstigenden Naturverhältnissen, p. 577. — Bereicherung der Säugethierfauna von der Amur-Mündung stromauf- und landeinwärts, in den Gebieten der Negda, Oltscha, Samagirn und Golde. Das Gebiet der Orotschen hinsichtlich seiner Jagdthiere demjenigen der Giljaken gegenüber auch noch im Vortheil. In grösserem Umfange betriebener Pelzthierfang, p. 578. — Erstreckung der Jagd auch auf das zur Nahrung und Kleidung wichtige Roth-, Hoch- und Schwarzwild. Längere Dauer und grössere räumliche Ausdehnung der Jagden. Leben und Treiben der Jäger während derselben, p. 579. — Freie Wahl des Jagdterrains, unabhängig von etwaigen Völkergrenzen. Jagdstreifzüge der Rennthier-Tungusen, Oltscha und Samagirn in das giljakische, der Oltscha und Golde in das Orotschen-Gebiet, p. 580. — Internationales Jagdterrain am unteren Gorin. Ständige und wechselnde, grössere und kleinere Jagdzelte in demselben, p. 581. — Pelzthierfang daselbst und Besuch durch chinesische Händler. Hochwildjagd ebenda, besonders auf das Elenn, p. 582. — Dergl. auf Edelhirsch, Reh, Moschusthier, Wildschwein. Jagdgründe der oberen Golde an den rechten Amur- und Ussuri-Zuflüssen. Gebrauch von Hunden zur Jagd, p. 583. — Jagd auf *Canis procyonoides* und andere dem nördlicheren Amur-Lande fehlende Thiere. Pelzthier- und Hochwildjagd an den Ussuri-Zuflüssen, p. 584. — Analogie der dortigen Rehjagd mit der

[p. 310, W]

Rennthierjagd in den Polargegenden Sibirien's. Vorsicht bei der Wildschweinjagd und nur gelegentliche Erbeutung des Tigers. Gewinn von dem letzteren, p. 585. — Massgebende Bedeutung der Jagd fürs gesammte Leben der Orotschen. Ständig besuchte Jagdreviere. Beschränkung der Jagd auf das eigene Wohngebiet, in Folge seiner Abgeschiedenheit und des Mangels an bequemen, durch die Eisdecke grosser Flüsse gebotenen Verkehrsstrassen. Aehnlicher Betrieb der Jagd wie bei den anderen tungusischen Stämmen. Erbeutung des Moschusthieres nach Art der Aino, p. 586.

Schluss: Veränderung und Verschiebung der gesammten Lebensverhältnisse der unteren Amur-Völker nach Massgabe ihrer Hauptbeschäftigung mit der Jagd, oder dem Fischfang, p. 587.

Gegensätze bezüglich der Jagd zwischen dem unteren und dem oberen Amur-Lande sowohl in Betreff der Hauptbeschäftigung und gesammten Lebensweise ihrer Völker, als auch der das Hauptobjekt der Jagd bildenden Thierarten. Abnahme der Pelzthiere und besonders des Zobels im oberen Amur-Lande, in Folge der stetigen und angestrengten Jagden sowohl als auch der häufigen Waldbrände, p. 588. — Allmählich im oberen Amur-Lande erfolgende und zum Theil bereits erfolgte Wandlung des Zobelfanges in den Eichhörnchenbetrieb. Beschleunigung derselben durch die im Laufe der Zeit gewachsene Einfuhr und Einbürgerung handlicher Schiessgewehre. Mit der Besitznahme und Kolonisirung des Landes durch die Russen eingetretene Verbreitung des Feuergewehrs, nebst gleichzeitiger Zunahme der Jägerzahl im unteren Amur-Lande, und daraus erwachsende Gefahr für den Wohlstand seiner indigenen Bevölkerung, p. 589.

10. Abschnitt.

Handel. Werthschätzung der vornehmsten im Handel, Haushalt und sonstigen Leben vorkommenden Gegenstände. Handelsverkehr der Amur-Völker unter einander und mit den Mandshu-Chinesen, Japanern und Russen. Ein Blick in die jüngstvergangene Geschichte des Handels und der Herrschaft der Mandshu-Chinesen im unteren Amur-Lande. . . . . 590—630

Handel — die dritte, den Fischfang und die Jagd ergänzende Existenzquelle der Amur-Völker, p. 590.

Giljaken: Dasjenige unter den indigenen Völkern des Amur-Landes, das am meisten Sinn und Begabung für den Handel und die ausgebreitetsten Handelsbeziehungen hat, p. 590. — Centrale Stellung der Giljaken bezüglich des von den Amur-Völkern sowohl unter einander, wie mit den sie umgebenden Culturvölkern betriebenen Handels. Begünstigung durch die geographischen Verhältnisse ihres Landes. Reger Handelsgeist, p. 591. — Praktischer Sinn, Klugheit, Zähigkeit und Gewandtheit im Handel. Trotz des ausschliesslichen Tauschhandels, eine absolute Werthschätzung aller im Handel vorkommenden Gegenstände und somit eine ihr zu Grunde liegende Wertheinheit vorhanden, p. 592. — Schwierigkeit, sie bei den Giljaken zu erkennen, und ihr deutliches Entgegentreten bei den Golde, p. 593. — Die den Chinesen entnommene, durch keine Münze repräsentirte Wertheinheit (Silberunze, gilj. *jn*) bei den Amur-Völkern eine imaginäre Grösse, p. 594. — Normirung des Tauschhandels durch dieselbe. Werthschätzung der vornehmsten Waaren und anderen Gegenstände, p. 595—598. — Schlussfolgerungen daraus bezüglich einzelner Waaren und Gegenstände, p. 598, 599. — Vergleichung des giljakischen Preiscourants mit dem goldischen, p. 600. — Ersetzung der Jagd bei den Giljaken durch den Handel mit ihren jagdlustigeren und geübteren Nachbarn. Fernhaltung der chinesischen Händler von ihrem Gebiet. Uebernahme ihrer Rolle durch die Amur- und Tschomi-Giljaken, p. 601. — Handelsfahrten der Amur-Giljaken zu den Negda am Amgunj und den Samagirn am Udyl-See, p. 602. — Desgl.

[P.310, X]

zu ihren Landsleuten am Ochotskischen Meer. Fahrten der Amur- und Tschomi-**Giljaken** nach Sachalin zum Handel mit ihren dortigen Landsleuten und mit den **Oroken** und **Aino**, p. 603. — Handel der Sachalin-**Giljaken** mit den Nachbarstämmen der Insel. Chinesische Händler am unteren Amur und ihr Benehmen den Eingeborenen gegenüber, p. 604. Ihr geringer Erfolg bei den **Giljaken**, p. 605. — Handelsreisen der **Giljaken** «zu den Mandshu» am Sungari, p. 605, 606. — Ihr Benehmen der mandshu-chinesischen Regierung gegenüber. Behandlung der zum Handel nach Ssan-ssin kommenden **Giljaken**, **Oltscha** und **Golde** seitens der Mandshu-Beamten und chinesischen Kaufleute, p. 607. — Beiderseits in den Handel gebrachte Waaren. Rückreise vom Sungari, p. 608. — Aelteste Nachrichten über den Handel der **Giljaken** und **Oltscha** mit den Japanern, p. 609. — Handelsreisen der **Giljaken** «zu den Seisamo» (Japanern) auf Sachalin, p. 610. — Unterwegs, besonders zu Najoro betriebener Handel mit den **Aino**. Behandlung der Seisam-Fahrer in Siranussi seitens der Japaner, p. 611. — Beiderseits in den Handel gebrachte Waaren. Oft verlängerter Aufenthalt der Seisam-Fahrer auf Sachalin und Rückreise, p. 612. — Neuerliches Bestreben der Japaner, die Seisam-Fahrer fernzuhalten. Rückblick und Schluss: die **Giljaken** — Handelsvermittler zwischen den Chinesen und Japanern. Parallele mit den **Tschuktschen**, als Handelsvermittlern im polaren Norden zwischen Europa-Asien und Amerika, p. 613.

Oltscha: Aehnliche, zum Theil in denselben Bahnen sich bewegende Handelsthätigkeit wie diejenige der **Giljaken**. Handel mit den **Orotschen** und die ihm zu Grunde liegenden natürlichen Strassen, p. 614. — Geringerer Umfang und geringere Ergiebigkeit ihres Zwischenhandels im Vergleich mit den **Giljaken**. Schmälerung desselben durch die **Golde**. Grössere Ausbeutung im Vergleich mit den **Giljaken** durch die in ihrem Gebiet sich aufhaltenden chinesischen Händler. Handelsreisen zu den Mandshu-Chinesen am Sungari und den Japanern auf Sachalin, wie bei den **Giljaken**, p. 615. — Die unter den tungusischen Völkern einzig dastehende Handelsthätigkeit der **Oltscha** einem langjährigen Einfluss der **Giljaken** zuzuschreiben, p. 616.

Golde: Ausbreitung des giljakischen Einflusses durch Vermittelung der **Oltscha** auch über die **Golde** und dem entsprechende, wenn auch viel geringere Handelsthätigkeit der letzteren. Lähmung derselben durch den Druck und die Ausbeutung von Seiten der Mandshu-Beamten und der chinesischen Kaufleute. Zunahme der Handelsthätigkeit bei den Völkern des unteren Amur-Landes nach Maassgabe ihrer Entfernung vom Haupthandelsmarkt am Sungari und ihrer grösseren Unabhängigkeit von den Mandshu-Chinesen, p. 616.

Vergleichung der geschilderten Handelsverhältnisse mit denen, die etwa ein halbes Jahrhundert zuvor im unteren Amur-Lande bestanden, und daraus ersichtliche Wandlung derselben, — einen Blick in die jüngstvergangene Geschichte des unteren Amur-Landes und seiner Völker eröffnend. **Mamia Rinsô's** Besuch des Handelsortes Deren und seine Schilderung des Lebens und Treibens in demselben, p. 617, 618. — Gegenwärtige Beschaffenheit der Oertlichkeit, wo Deren lag. Auflösung des Handelsorts, Zurückziehung des officiellen mandshu-chinesischen Handels vom unteren Amur und seine Concentrirung am Sungari, p. 619. — Gleichzeitig erfolgter Rückzug der gesammten mandshu-chinesischen Herrschaft aus einem grossen Theile des unteren Amur-Landes. **Mamia Rinsô's** Schilderung der Unterwerfung der Sachalin-**Giljaken** durch die Mandshu und ihrer Tributpflichtigkeit den letzteren gegenüber, p. 620. — Aehnliche Erzählung desselben Reisenden bezüglich der Sachalin-**Aino**, p. 621. — Bestätigung der Angaben **Rinsô's** durch andere, europäische Reisende, p. 622. — Gegenwärtige, unabhängige Stellung der **Aino**, **Giljaken** und **Oltscha** den Mandshu gegenüber. Beweggründe der mandshu-chinesischen Regierung zur Zurückziehung ihrer Herrschaft von Sachalin und dem untersten Amur-Laufe, p. 623. — Verwüstung des Landes am Kidsi. Zerstörung der dortigen Porzellanindustrie, p. 624, 625. — Verödung des gesammten oberen **Oltscha**-Gebietes, p. 626.

Biraren, Manägirn, Orotschonen: Uebereinstimmung bezüglich der Handelsartikel mit den unteren Amur-Völkern, p. 626. — Durch geographische und politische Verhältnisse bedingte Abgeschiedenheit der oberen Amur-Völker von den unteren bezüglich des Handels. Wesentlich ver-

[P. 310, Y]

schiedene Handelsbeziehungen zu den benachbarten Culturvölkern, p. 627. — Abfluss der Jagdausbeuten der Orotschonen nach dem russischen Daurien. Handel der Manägiru und Biraren mit den Jakuten, p. 628. — Hauptrichtung ihres Handels die Dseja und Buraja abwärts zum mittleren Amur und Concentrirung in Aigun, dem Ssan-ssin des oberen oder mittleren Amur-Stromes. Grosser Jahrmarkt in Tsitsikar, p. 628.

Dauren: Haupthandelsvolk im oberen Amur-Lande gegenüber den Orotschonen des Grossen Chingan-Gebirges und den Manägiru und Biraren an der Dseja und Buraja bis zum Stanowoi-Gebirge hinauf, p. 629. — Berührung mit den Negda und Giljaken auf dem Handelsplatze Buruken. Begünstigung durch die Mandshu den Chinesen gegenüber. Parallele zwischen den Dauren und Giljaken: jene bezüglich des Handels — die prägnanteste Charaktergestalt des oberen, diese — des unteren Amur-Landes, p. 630.

[P. 310, Z]

[P XIV]

VERZEICHNISS DER TAFELN.

Da die Tafeln im Laufe mehrerer Jahre und geraume Zeit vor Abfassung des Textes angefertigt wurden, so entspricht die Reihenfolge der einzelnen Abbildungen keineswegs immer dem im Text eingehaltenen Gange. Aus diesem Grunde und um allen Wiederholungen bei Erklärung der Tafeln zu entgehen, ist für eine jede Abbildung der Ort angegeben, wo im Text von dem betreffenden Gegenstande die Rede ist.

Tafel X.

Das Innere einer giljakischen Erdjurte auf Sachalin (p. 321—323).

Tafel XI.

Giljakische Winterhäuser, im Dorfe Tebach am Amur, zum Bärenfest ausgeschmückt (p. 326). Belustigungen vor denselben.

Tafel XII.

Das Innere eines giljakischen Winterhauses (p. 327, 328). Fütterung der Hunde in demselben (p. 480).

Tafel XIII.

Giljakische Sommerjurte, im Dorfe Mão am Amur (p. 355).

Tafel XIV.

1 — Sommerjurte (*Dauro*) der Oltscha (p. 370). 2—Sommerjurte (*Dauro*) der Amur-Golde (p. 372).

Tafel XV.

1 — Manägirn-Zelt (p. 381). 2 — Sommerzelt der Sungari-Golde (p. 373).

Tafel XVI.

Sommerzelt der Orotschen im Kaiserhafen (p. 373).

Tafel XVII.

Giljaken in Sommerkleidung, Mann und Weib (p. 387).

Tafel XVIII u. XIX.

Giljaken in Winterkleidung (p. 388, 389).

Tafel XX.

Giljakische Kleidungsstücke: 1, 2 — Hut aus Birkenrinde (p. 387). 3, 4 — Fausthandschuhe (p. 393). 5 — Ohrenwärmer (p. 393).

Tafel XXI.

Wintermützen der Giljaken: 1 — Elegante Männermütze (p. 393). 2 — Gewöhnliche Weibermütze (p. 397). 3 — Elegante Weibermütze aus chinesischem Seidenzeug (p. 397). 4 — Dsgl. aus Luchsfell mit Zobelfellverbrämung (p. 397).

Tafel XXII.

Giljakische Kleidungsstücke: 1, 2 — Ohrenwärmer (p. 393). 2 — Brustlatz (p. 394). 4, 5 — Pelzärmelbinden (p. 393).

Tafel XXIII u. XXIV.

Giljakische Muster zu Nähereien und Stickereien (p. 399, 400).

Tafel XXV, XXVI u. XXVII.

Giljakische Muster mit Thierfiguren und Arabesken aus Birkenrinde (ebenda).

Tafel XXVIII.

Giljakische Utensilien (natürl. Gr.): 1, 2 — Pfeifenpurrer aus Eisen (p. 396). 3 — Dsgl. aus Knochen (p. 396). 4 — Feuerschwammdose aus Störhaut (p. 396). 5 — Feuerschwammtäschchen aus Seehundsleder (p. 396). 6 — Tabaksöltäschchen (p. 469).

[P.310;BB]

Tafel XXIX.

Giljakische Utensilien und Schmucksachen (nat. Gr.): 1 — Feuerstahl (p. 396). 2 — Nadeldose (p. 401). 3 — Hölzchen zum Glätten von Zeug (p. 402). 4, 5 — Hemdsknopf aus Holz (p. 392). 6 — Grosser Ohrring (p. 416). 7 — Kleiner Ohrring (p. 416). 8, 9 — Armspangen (p. 418).

Tafel XXX.

Golde in Sommerkleidung (p. 407) vor einer sogen. *Homorà*, einem halbcylinderförmigen Zelte (p. 375).

Tafel XXXI.

Giljakische Messer: 1 — Gewöhnliches grosses Gürtelmesser (*ngawla dshakko*, p. 395). 2 — Gürtelmesser mit eingelegten Figuren aus Silber und Kupfer (p. 395, 567). 3 — Lederne Scheide zu demselben (p. 395). 4 — Messer zum Schneiden von Holz etc. (*yi-ťshakko*, p. 395). 5 — Scheide aus Störhaut zu demselben (p. 395). 6 — Gewöhnliches Fischmesser der Weiber (*tscho-mauwa*, p. 426).

Tafel XXXII.

Giljakische Messer u. a. Utensilien: 1 — Messer zum Zerschneiden von Fisch (p. 426). 2 — Messer «*tan-dshakko*», bei den Näharbeiten der Weiber gebräuchlich (p. 402). 3 — Messer «*kydr-dshakko*», mit welchem feinere Holzarbeiten und namentlich auch die Querstreifen auf den Lanzen- und Messerstielen gemacht werden (p. 447, 375). 4 — Messer mit gebogener Klinge, zum Aushöhlen (p. 447). 5 — Messer «*kysmrk*- oder *kyssk-dshakko*», zum Zerschneiden der Nabelschnur. 6 — Grosser Bohrer (p. 502). 7 — Dazu gehöriges Eisenstäbchen (p. 502). 8 — Kleiner Bohrer (p. 502).

Tafel XXXIII.

Giljakisches Haus- und Tafelgeräth: 1 — Wassereimer aus Birkenrinde (p. 445). 2 — Schulterjoch zum Tragen der Eimer (p. 445). 3 — Eiserner Kessel von japanischer Arbeit (p. 446). 4 — Eiserner Kessel von chinesischer Arbeit (p. 446). 5 — Eiserner Schöpflöffel (p. 446). 6, 7 — Hölzerne Speiseschalen nebst Gabelstäbchen (p. 446, 447). 8 — Schale aus Birkenrinde zur Aufnahme von Speisen (p. 446).

Tafel XXXIV.

Giljakisches Haus- und Tafelgeräth: 1 — Hölzerner Trog zum Auftragen von Speisen (p. 446). 2, 3 — Grosse hölzerne Schale (p. 446). 4 — Hand- oder Schoosstischchen (p. 427, 446). 5, 6 — Hölzerne Rühr- und Schöpflöffel (p. 446). 7 — Gewöhnlicher Esslöffel. 8 — Brett

[P 310, CC]

zum Zerschneiden des Tabaks (p. 469). 9 — Brett, das der Sauberkeit wegen unter die über der Sitzbank hängende Kinderwiege gelegt wird.

Tafel XXXV.

Schneeschuhe der unteren Amur-Völker: 1, 2, 3 — Kleine giljakische Schneeschuhe (p. 473). 4, 5, 6 — Grosse giljakische Schneeschuhe (p. 474, 475). 7, 8, 9 — Grosse amur-tungusische Schneeschuhe, der Samagirn, Oltscha, Golde (p. 476, 477).

Tafel XXXVI.

1 — Giljakischer Schlitten (p. 481 — 483). 2, 3 — Giljakischer Hundeanspann (p. 484). 4, 5 — Elegante, mit Quasten aus rothgefärbter Schafs- oder Ziegenwolle versehene Hundehalsbänder (p. 485).

Tafel XXXVII.

Ein Giljake mit vollbeladenem Schlitten auf der Fahrt (p. 484 — 486).

Tafel XXXVIII.

Böte der Amur-Völker: 1 — Gewöhnliches giljakisches oder goldisch-giljakisches Boot (p. 501 — 506). 2, 3 — Ruder und Steuerruder dazu (p. 503, 504). 4 — Aus einem Baumstamme ausgehöhltes Boot der Oltscha und Golde (p. 507). 5 — Birkenrindenkahn der Oltscha und Golde, und zwar die schmälere, vorn und hinten verdeckte Form desselben (p. 510). 6 — Aus einem Baumstamme ausgehöhltes Boot der Biraren (p. 511).

Tafel XXXIX.

Opferfahrt der Giljaken beim Aufgang des Amur-Stromes (p. 517).

Tafel XL.

Giljakisches Fischereigeräth: 1 — Angelhaken zum Fange von *Gadus Wachnja* (p. 531). 2 — Stange mit eisernem Haken zum Herausziehen grosser Fische aus dem Wasser (p. 519). 3 — Handnetz zum Reinigen der Eislöcher (p. 520). 4 — Spitze eines langen, zum Aufstellen des Netzes unter dem Eise dienlichen Stabes, gilj. *odn-tschongr* (p. 520).

Tafel XLI.

Fischereigeräth der Giljaken, Oltscha und Golde: 1, 2, 3, 4 — Filetnadeln und 5, 6 — Maschenbrettchen zum Stricken von Fischernetzen (p. 533). 7 — Beim Netzstricken gebräuch-

[P. 310, DD]

liche Garnhaspel (p. 532). 8—Dreizackige Fischharpune (p. 521). 9—Angelhaken zum Fangen von Stören und Hausen. 10—Dazu gehöriger Anker (p. 521).

Tafel XLII.

Seehunds- und Weisswalfanggeräth der Giljaken: 1—Ende einer sehr langstieligen Harpune (gilj. *lych*) zum Erlegen von Seehunden. 2—Dazu gehörige, auch zum Stör- und Hausenfange dienliche Harpunenspitze (p. 521, 545). 3, 4—Harpune zum Erlegen von Weisswalen (p. 548).

Tafel XLIII.

Giljakisches Jagdgeräth: 1—Selbstschuss (p. 554). 2—Dazu gehöriges, den Schuss vermittelndes Hölzchen (p. 554). 3—Zielstock zum Aufstellen des Selbstschusses für den Zobel, die Flussotter, den Fuchs und den Hasen (p. 555). 4—Klemmfalle für den Zobel u. a. kleine Thiere (p. 552, 553).

Tafel XLIV.

Jagdgeräth und Schutzbewaffnung der Giljaken: 1—Alter giljakischer Netzpanzer (p. 574). 2, 3—Alter mandshurischer Eisenpanzer: Kopfstück oder Helm und (defektes) Brust- oder Rumpfstück (p. 573). 4, 5—Giljakischer Bogen mit Fischbeinbekleidung und Silberverzierungen (p. 559).

Tafel XLV.

Giljakisches Jagdgeräth: 1, 2, 3—Eiserne Pfeilspitzen (p. 559). 4—Unteres, beschwingtes Ende eines Pfeilschaftes (p. 559). 5—Daumenring zum Spannen des Bogens (p. 418). 6, 7—Giljakische Köcher, aus Holz (p. 560). 8—Orotschen-Köcher, aus Fell (p. 560).

Tafel XLVI.

Giljakisches Jagdgeräth: 1—Pfeil zum Schiessen von Vögeln (p. 559). 2—Bärenspiess oder Axt mit langem Schaft (p. 561). 3—Hölzerne Ehrenwaffe «*Mungtsche*» (p. 575). 4, 5—Speerspitzen von giljakischer Arbeit mit eingravirten oder aus Silber, Kupfer und Messing eingelegten Arabesken und Thierfiguren (p. 561, 567).

[P. 310, EE]

Im Text enthaltene Holzschnitte.

Seite
1. Plan einer giljakischen Erdjurte (*toryf*) 322
2. » » chinesischen Winterjurte der **Giljaken** (*tschadryf*) 326
3. » » giljakischen Sommerjurte (*käryf*) 356
4. » eines giljakischen Vorrathshauses (*njö*) 358
5. » einer kleinen Winterjurte der **Oltscha** 369
6. Schneeschuhstock der **Giljaken** 476
7. Ein mit dem *Rysak* (eleganten Halsbande) geschmückter Hundekopf 485
8. Rennthierschlitten der **Oroken** 492
9. Giljakischer Bootsbau. 502
10. Hohläxte der **Oroken**, der Otaheiti-Insulaner und der Papua. 509
11. Breitere und flachere Form des Birkenrindenkahns (*daai*) der **Golde** 510
12. Eine Lachswehr (gilj. *myr*) im Amur-Strome 529
13. Gebrauch des *Lych's* (einer sehr langen Harpune) zum Seehundsfange bei den **Giljaken** 546

Berichtigungen.

Seite 518, Anmerk. 2	statt	p. 64	lies	p. 86
Tafel XV, Fig. 1	»	Mänegir-Zelt	»	Menägirn-Zelt
» XXXI » 1	»	*ngewrio-dabakko*	»	[illegible]
» XLV	»	(Fig.) 6	»	(Fig.) 6, 7
» »	»	» 7, 8	»	» 8

[P. 310, FF is blank]

[P.311]

III. ETHNOGRAPHISCHER THEIL.

Erste Hälfte: Grundbedingungen und Bestandtheile des äusseren Lebens.

4. Abschnitt.

Geringe und ungleichmässige Dichtigkeit der indigenen Bevölkerung des Amur-Landes. Folgen ehemaliger Kriegsverheerungen und neuerlicher epidemischer Krankheiten. — Wahl und Wechsel der Wohnorte nach den Jahreszeiten. Winter- und Sommerwohnungen. Jagd- und Nachtlagerzelte. Vorrathshäuser und Niederlagen.

Indem ich an die Schilderung des Lebens und Treibens der Amur-Völker gehe, muss ich zuvörderst eine auf die Behandlung des Stoffes bezügliche Bemerkung vorausschicken. Da es hier wesentlich auf eigene Beobachtungen und Erlebnisse ankommt, und meine Bekanntschaft mit den einzelnen Amur-Völkern, wie schon in der Einleitung erwähnt worden, eine sehr ungleiche ist, so muss die bisher, in den beiden ersten Theilen dieser Arbeit, streng durchgeführte parallele Nebeneinanderbetrachtung aller Amur-Völker hier insofern eine Einschränkung erfahren, als manche von ihnen, mit denen ich nur in allzuflüchtige Berührung gekommen, von der Einzelbetrachtung ausgeschlossen und nur gelegentlich und vergleichsweise erwähnt werden sollen. Das gilt namentlich von den Aino, deren Leben und Treiben in neuerer Zeit, seitdem Japan den Europäern allgemein zugänglich geworden, von mancher Seite recht eingehend geschildert worden sind, während ich dieselben nur im Vorübergehen auf Sachalin kennen gelernt habe. Nicht minder bezieht es sich auf die Sungari- und oberen Amur-Völker, die mir nur in einzelnen Individuen zu Gesicht gekommen sind, ja auch auf manche der Anwohner der linken Zuflüsse des unteren Amur-Stromes. So wird sich die Betrachtung in den nachstehenden Blättern mehr und mehr auf die Völker des unteren Amur-Landes und unter ihnen insbesondere auf die Giljaken concentriren.

So gross auch die Verbreitungsgebiete einzelner Amur-Völker auf unserer Karte erscheinen, so ist die Gesammtzahl der respectiven indigenen Einwohner doch immer nur eine geringe und die

Bevölkerung allenthalben eine mehr oder minder spärliche. Es verhält sich damit im Amur-Lande wie anderer Orten, denn bekanntlich sind Naturvölker niemals zahlreich. Man pflegt den Hauptgrund davon in den in einer oder der anderen Beziehung ungünstigen Verhältnissen der sie umgebenden Natur zu suchen [1]. Wo, wie im Amur-Lande, ein rauhes, nordisches Klima, mit lange dauerndem, hartem Winter herrscht, da bedarf der Mensch selbstverständlich mancher Culturmittel, um der Unbill desselben erfolgreich widerstehen zu können. Ich möchte jedoch darauf aufmerksam machen, dass es zunächst nicht das Fehlen dieser äusseren Culturmittel, sondern vielmehr gewisse, allen Naturvölkern mehr oder weniger eigene Charaktereigenthümlichkeiten und für ihre Lebensgestaltung maassgebende Anschauungen sind, welche ihren Kampf mit der Natur lähmen und trotz der Fähigkeit des Menschen, sich an jegliches Klima zu gewöhnen, ihrem rascheren Zuwachse hemmend entgegentreten.

Solche Eigenschaften der Naturvölker sind die Sorglosigkeit und Trägheit, welche den Menschen davon abhalten, an die Beschaffung von Lebensmitteln für sich und die Seinigen über die nächste Zukunft hinaus zu denken und ihn somit dem Hunger und Elend oder gar dem Tode preisgeben, wenn ihm wider Erwarten die Natur ihre Gaben zeitweise versagt. Die hauptsächlich vom Fischfang lebenden Völker des unteren Amur-Landes, insbesondere die Giljaken, Oltscha, Golde, trifft dieser Vorwurf in geringerem Grade, und doch habe ich, trotz des zeitweise kolossalen Fischreichthums des Amur-Stromes und seiner Zuflüsse oder des Tymy-Flusses auf Sachalin, zuweilen auch Glieder dieser Völker bei sehr mangelhaften Vorräthen angetroffen. Schlimmer steht es in dieser Hinsicht um die Völker, deren Existenz vornehmlich auf der Jagd beruht, da diese einerseits es mit einem von der Natur minder massenhaft und regelmässig zu bestimmten Zeiten dargebotenen Material zu thun hat, und andererseits eine unstäte, nomadische, dem Anlegen und Sammeln von Vorräthen ungünstige Lebensweise des Volkes mit sich bringt. Unter den Amur-Völkern habe ich dabei hauptsächlich die Orotschen des Küstengebietes und die Biraren, Manägirn und Orotschonen im Auge.

Einen noch grösseren, weil tiefer gehenden Einfluss auf die geringe Kopfzahl und den langsamen Zuwachs unter den Naturvölkern muss ich der unter ihnen so allgemeinen Missachtung und Misshandlung des weiblichen Geschlechts zuschreiben. Wird überhaupt der Bildungsgrad eines Volkes dadurch gekennzeichnet, welche Stellung es dem Weibe in seiner Mitte einräumt, so darf es nicht weiter Wunder nehmen, wenn alle rohen Völker in dem Weibe, weil es physisch schwächer als der Mann ist, gewissermaassen ein Wesen niederer Art sehen und es auch darnach behandeln. In Folge abergläubischer Vorstellungen, die sich bei den Giljaken, wie bei allen Naturvölkern, hauptsächlich an die Geburt und den Tod des Menschen knüpfen, wird bei ihnen das Weib in der Zeit, da es am meisten der Schonung und Pflege bedarf, während der Niederkunft und in den auf dieselbe folgenden Tagen, trotz Wind und Wetter unbarmherzig aus dem Hause gewiesen. Während der Mann die meiste Zeit seines

---

[1] Vrgl. z. B. G. Gerland, Ueber das Aussterben der Naturvölker, Leipzig 1868, p. 82.

Lebens in Nichtsthun verbringt, ruhen auf dem Weibe alle und selbst die schwersten Arbeiten im Bestellen des Hauswesens und in Allem, was drum und dran hängt. In Folge einer solchen, ihre Kräfte oft übersteigenden Arbeitslast haben die Weiber bei den Amur-Völkern meist ein gedrücktes und verkommenes Aussehen, altern frühzeitig und verlieren wohl auch vor der Zeit ihre Fruchtbarkeit. Es ist nicht wohl denkbar, dass eine solche Missachtung und Misshandlung des Weibes auf die Zahl und Kräftigkeit der Progenitur nicht von dem grössten und nachtheiligsten Einfluss sein sollte, und, ohne die Bedeutung der Naturumgebung läugnen zu wollen, glaube ich, dass in diesen Verhältnissen ein Hauptgrund für die geringe Individuenzahl und den langsamen Zuwachs unter den Naturvölkern zu suchen ist.

Bei den obigen Betrachtungen habe ich nur solche Völker im Auge gehabt, die noch in ihren natürlichen Verhältnissen, ohne anhaltende Berührung oder Conflikt mit einem Culturvolke dahinleben. Tritt jedoch ein solcher Conflikt ein, so ändern sich rasch auch die ursprünglichen Bevölkerungsverhältnisse. Dann beginnt jener Zersetzungs- und Auflösungsprozess eines Naturvolkes, der in seinen einzelnen Phasen, wie Verarmung, Abnahme an Kopfzahl, physischer und moralischer Verfall, Verlust aller Eigenart und zuletzt sogar Hinsterben der Sprache und damit auch des Volkes, oben bereits besprochen worden ist[1]), — ein Prozess, der oft noch durch Kriege, immer aber durch verheerende epidemische Krankheiten beschleunigt wird. In einen solchen Prozess, sagte ich[2]), sind gegenwärtig auch die Amur-Völker getreten. Zur Zeit meines Aufenthaltes im Amur-Lande war dies jedoch noch nicht der Fall. Allerdings hatte es schon lange vordem Berührungen und Conflikte zwischen ihnen und den sie umgebenden Culturvölkern, Russen, Chinesen, Japanern, gegeben und gab noch welche, allein theils waren diese Berührungen von anderer, friedlicherer Natur, theils hatten sie, wenn sie einen zerstörenden Charakter trugen, doch nur kurze Zeit stattgefunden und auch nicht alle Amur-Völker in gleichem Maasse betroffen. Daher ist auch ihr Einfluss auf die hier in Rede stehende Stärke der indigenen Bevölkerung des Amur-Landes in den verschiedenen Theilen desselben sehr ungleich gewesen.

Ueber das untere Amur-Land gingen die Raubzüge der russischen Kosaken und Freibeuter im XVII. Jahrhundert nur wie ein blutiges Meteor hinweg, und die Insel Sachalin berührten sie gar nicht. Zwar mag die Bevölkerung einzelner Ortschaften, **Golde** (Natken), **Oltscha** (Atschanen) und **Giljaken**, durch dieselben nicht unerheblich vermindert worden sein, allein das völlige Ausbleiben der Friedensstörer in der Folgezeit gab ihr gewiss die Möglichkeit baldiger Erholung von den erlittenen Schlägen. Dass diese erste Berührung der unteren Amur-Völker mit Europäern — wenn man diese aus Sibirien einbrechenden Freibeuterschaaren noch so nennen darf — ihnen irgend welche verheerende Krankheit gebracht hätte, ist zum wenigsten nicht bekannt und übrigens auch nicht wahrscheinlich, — dazu scheint der Conflikt einen zu acuten Charakter gehabt zu haben. Erst zwei Jahrhunderte später, nach der zweiten, definitiven Besitznahme des Amur-Landes durch die Russen, brachen epidemische Krankheiten unter den unteren Amur-Völkern aus. Im Spätherbst 1856, bereits nach meiner Abreise aus dem Amur-Lande, trat eine verheerende Typhus-Epidemie unter den Golde auf. Sie war ihnen durch die von Kidsi nach Transbaikalien zurückkehrenden russischen Truppen gebracht worden. In Kôurmi, wo diese mehrere Tage gerastet hatten, durch Tausch von Kleidern und Effekten am Typhus verstorbener Soldaten auf die Golde übertragen, wüthete die Krankheit besonders in der Umgegend der Gorin-Mündung, verbreitete sich aber auch weit aufwärts, bis zur Sungari-Mündung[1]). Bald darauf wurde das ganze untere Amur-Land von einer heftigen Pocken-Epidemie heimgesucht. Diese war zwar nicht von den Russen importirt, sondern kam von Süden, aus der Mandshurei[2]), und nahm ihren Lauf in umgekehrter Richtung, vom Sungari den Amur abwärts, fand aber in der unteren Stromgegend und auf Sachalin, wo die Eingeborenen durch die russische Kolonisation schon vielfach aus ihren natürlichen Verhältnissen hinausgetreten waren, einen äusserst fruchtbaren Boden. Gegen Ende des December 1856 fand sich die Epidemie, den Sungari abwärts schreitend, an der Mündung desselben ein[3]). Im Juni 1857 erreichte sie, dem unteren Amur folgend, Kidsi, im Juli Uchtr, im September Nikolajefsk, und in den Wintermonaten 1857/58 wüthete sie an der Amur-Mündung, am Liman, am Ochotskischen Meere, bis über Kulj hinaus, und auf Sachalin. Nach den Schilderungen, die ich dem Doctor Pfeiffer, einem Augenzeugen dieser Ereignisse, verdanke, trug die Krankheit durchaus den Charakter einer auf neuem Boden auftretenden, verheerenden Epidemie. Während einzelne Dörfer der Giljaken, wie Tebach, Allof, merkwürdigerweise ganz unberührt blieben, verloren andere, wie Kulj, Langr, ihre halbe Bevölkerung, und viele Jurten starben ganz aus. Die Zahl der Opfer war um so grösser, als die Kranken, mit dem unheimlichen Gaste noch ganz unbekannt, um der Fieberhitze zu entgehen, oft halbnackt Kühlung auf dem Schnee und im Winde suchten. Dr. Pfeiffer meint nach den von ihm gesammelten statistischen Nachrichten, dass etwa 20% der giljakischen Bevölkerung dieser Epidemie erlegen seien. Wenige Jahre später, im Frühling 1863, brachen unter den Golde die Masern aus, doch hatten diese nach Dr. Pfeiffer's Angabe keinen bösartigen Verlauf und fanden sich nur bei Kindern ein. Sehr verheerend sollen hingegen die Pocken-Epidemien gewesen sein, die in den Jahren 1877 und 1881 am Ussuri und seinen Zuflüssen, am Biki, Ima u. a. grassirten, indem sie nach den vom Obristlieutenant Nadarof an Ort und Stelle eingezogenen Nachrichten die Zahl der Golde- und

---

[1] S. oben, p. 2 u. 203.

[2] S. oben, p. 3.

---

[1]) Паргачевскій, Поѣздка зимн. пут. вверхъ по р. Амуру, соверш. въ 1856—57 гг. (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ., Ч. XXI, С. Петерб. 1858, Отд. II, стр. 165, 167). Desgl. nach schriftlichen Mittheilungen, die ich von Dr. Pfeiffer aus Nikolajefsk erhielt.

[2]) In der Mandshurei sind die Pocken, wohl dank den Chinesen, schon lange heimisch. Der Missionär De la Brunière zählt sie unter den Krankheiten auf, die nach ihm »durch die Hitze, welche die Fischnahrung dem Blute verleiht, im Sommer unter den »Jupi-tatse« (Golde) am Ussuri entstehen. Die Pocken sollen dort zuweilen starke Verheerungen anrichten, selbst Greise von 70—80 Jahren ergreifen und sich bei manchen Personen 4 und 5 Mal wiederholen (De la Brunière, Excurs. en Mandchourie, en 1846. — Nouv. Ann. des Voyages, Vᵉ Sér. T. XVI, 1848 [T. IV], p. 118).

[3]) Gerade zu der Zeit, als der Kaufmann Pargatschefskij, den Amur aufwärts reisend, diesen Ort passirte.

Orotschen-Bevölkerung im nördlichen Ussuri-Lande auf etwa $^1/_2$ bis $^1/_4$ ihres früheren Bestandes reducirten[1]).

Kehren wir jedoch von diesen späteren, nebenbei berührten Ereignissen wieder zum ersten Conflikt der Amur-Völker mit den Russen zurück. Viel grössere und nachhaltigere Folgen als im unteren Amur-Lande hat die russische Invasion im XVII. Jahrhundert für die Bevölkerungsverhältnisse des oberen Amur-Landes gehabt. Oben, im 2. Abschnitt dieses Werkes[2]), ist bereits geschildert worden, wie sehr die damals noch zahlreiche daurische Bevölkerung am oberen Amur von den russischen Kriegszügen mitgenommen wurde, wie blutige Opfer sie dem an Tapferkeit und Bewaffnung ihr weit überlegenen Feinde zu bringen hatte, ja, wie sie einem fast sicheren baldigen Verbluten entgegenging. Nicht besser ist es den Gogulen und den bereits im unteren Amur-Lande, von der Sungari-Mündung abwärts sesshaften Djutscheren ergangen, bis die chinesische Regierung, um den russischen Raubzügen ein Ende zu machen, alle diese Völkerschaften vom Amur an den Nonni und Churcha versetzte[3]). Anstatt derselben rückten nun nomadische Jagdvölker, wie Biraren, Manägirn, Orotschonen, in spärlicher Anzahl zum Amur hinab[4]), und wenn in der Folgezeit auch manche Dauren wieder hinzogen, so geschah dies doch nur in sehr beschränktem Maasse, wobei sie sich in der ehemals von ihnen eingenommenen Landschaft oberhalb der Dseja-Mündung nicht wieder ansiedeln durften[5]). So haben sich in Folge jener Kriegszüge die Bevölkerungsverhältnisse am Amur-Strome gewissermaassen umgekehrt: während ehedem das obere Amur-Land der stärker bevölkerte Theil war und eine recht zahlreiche, sesshafte, ackerbautreibende Bevölkerung hatte, die sich von dort in ununterbrochener Folge bis über die Sungari- und Ussuri-Mündung hinzog und nur im untersten Laufe des Stromes einigen sparsamer vertretenen Fischervölkern Raum gab, bot später dieses ichthyophage untere Amur-Land noch den belebtesten Theil des Ganzen dar, stromaufwärts hingegen verödet die Landschaft mehr und mehr, und am oberen Strome begegnet man, von dem einzigen, übrigens auch erst geraume Zeit nach jener Invasion entstandenen mandshu-chinesischen Culturstück abgesehen, nur unstäten, zeitweise an den Strom heranstreifenden Jagdvölkern.

---

[1]) Н. Надаровъ, Сѣверно-Уссурійскій край (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. Т. XVII, № 1, стр. 23, 28, 73). In dieser Schrift, welche in ethnographischer Beziehung manche schätzenswerthe Mittheilungen über die Man-dse, Golde und Orotschen des Ussuri-Landes enthält, braucht Hr. Nadarof für die letzteren stets den Namen «Orotschonen», obgleich sie, wie er selbst bemerkt, bei allen unseren Schriftstellern «Orotschen» heissen, und giebt zur Begründung seines Vorgehens an, dass einmal die Orotschen selbst sich «Orotschonen» nennen, und dass ferner auch einige Chinesen, sowie alle Golde und endlich alle Ussuri-Kosaken sie mit diesem Namen bezeichnen. Das Letztere will ich gern glauben, da der Name «Orotschen» zu sehr an den den Kosaken von der Schilka und dem Argunj her bekannten Namen «Orotschonen» anklingt, um von ihnen unterschieden zu werden; die ersteren Angaben sind aber ganz irrthümlich, wie man sich schon aus meiner ausführlichen Erörterung dieses Gegenstandes (s. oben p. 126—129) überzeugen kann. Nur den Kosaken oder anderen Russen gegenüber, und nur um von ihnen verstanden zu werden, mögen sich gegenwärtig manche Orotschen selbst «Orotschonen» nennen und auch von Chinesen und Golde so genannt werden. Ob aber eine im Munde der Kosaken verständliche und erklärliche Verwechselung die Berechtigung giebt, zwei so verschiedene Völker oder Volkszweige, wie die Orotschen des Ussuri und der Meeresküste und die Orotschonen des oberen Amur und seiner Zuflüsse, schlechtweg unter einem Namen zusammenzuwerfen, wie Hr. Nadarof es thut, darüber brauche ich mich nicht weiter auszusprechen.

[2]) S. p. 172.

[3]) S. oben, p. 181, 187.

[4]) S. oben, p. 179 ff.

[5]) S. oben, p. 172.

In ähnlicher, wenn auch lange nicht so rascher und handgreiflicher Weise musste auf die Stärke der indigenen Bevölkerung in verschiedenen Theilen des Amur-Landes ihre Berührung mit den Mandshu und Chinesen wirken. Von diesen wurden die Amur-Völker zwar nicht mit Krieg überzogen, dafür hatten sie aber ihren beständigen Druck, oft harte Tributerhebung und die noch schwereren ungesetzlichen Erpressungen und Beraubungen aller Art zu erdulden. Der Mandshu-Beamte, der im Wachtposten oder auf der Rundreise neben der Tributskasse seine eigne Tasche mit den besten Stücken bedachte, und der chinesische Kaufmann, der die Mittel kennt, seine naturwüchsigen Kunden auf scheinbar rechtlichem Wege um ihr Hab und Gut zu bringen, — beide haben sie den materiellen und moralischen Wohlstand der Amur-Völker nicht gefördert. Was dabei noch schlimmere Folgen für diese letzteren haben musste als der jeweilige materielle Verlust, eine etwaige Einbusse an ihrer Jagdausbeute, an schätzbarem Pelzwerk u. drgl., war das unvermeidlich sich einstellende Bewusstsein von der Unsicherheit ihres Besitzes, von der Gefahr, ihn jederzeit verlieren zu können, — ein Bewusstsein, das die Freudigkeit am Erwerbe lähmen und die angeborene Trägheit und Indolenz steigern musste. Fügt man nun zur Verarmung und Niedergeschlagenheit noch manche Schädigungen ihrer Familienverhältnisse durch die Fremdlinge hinzu, manche durch dieselben ihnen zugetragenen Krankheiten und Laster, so wird man zugeben, dass diese Uebel, lange Zeit hindurch beständig gleich einer langsamen Vergiftung wirkend, auch das Maass des numerischen Wachsthums dieser Völker erheblich herabdrücken mussten. Je mehr daher diese letzteren dem mandshu-chinesischen Einflusse ausgesetzt waren oder noch sind, um so weniger darf man unter ihnen eine verhältnissmässig zahlreiche, dichte, wohlhabende und kräftige Bevölkerung zu finden erwarten. Am meisten aber mussten natürlich diejenigen Völker darunter leiden, deren Gebiet am nächsten zu den Hauptsitzen der Mandshu und Chinesen, zum Sungari, zum oberen Ussuri-Lande und zu ihrem Culturstück am oberen Amur liegt, also sämmtliche Völker des oberen Amur-Landes, so wie die Golde und die Ta-dse oder südlichen Orotschen, während die entfernter wohnenden glimpflicher davon kamen, wie die Oltscha und Negda, deren Gebiet von den Mandshu unberührt blieb, und noch mehr die Giljaken, die nicht bloss den Mandshu-Beamten, sondern auch den chinesischen Kaufleuten den Eintritt in ihr Land verweigerten.

So erklärt sich durch die beiden oben besprochenen Thatsachen, den acuten Conflikt der Amur-Völker im XVII. Jahrhundert mit den Russen und den zum Theil noch fortdauernden chronischen mit den Mandshu und Chinesen, die auf den ersten Blick auffallende Erscheinung, dass der unterste Theil des Amur-Landes, trotz seiner rauheren und ungünstigeren klimatischen Verhältnisse, doch die meiste indigene Bevölkerung aufzuweisen hat, stromaufwärts hingegen und nach Süden, wo das Klima milder, die Vegetation mannigfaltiger und reicher, der Fischreichthum zwar geringer, der Wildreichthum aber zum Theil noch grösser ist, die Bevölkerung nichtsdestoweniger spärlicher wird und das Land mehr und mehr verödet. Verhältnissmässig am zahlreichsten und am meisten verdichtet, wenn auch immer noch spärlich, scheinen mir namentlich die Giljaken zu sein, besonders am Amur-Strome, während sie am Liman und am Ochotskischen Meere stärker verstreut sind. Nächstdem die Oltscha, die jedoch überhaupt nur ein kleines Gebiet im Amur-Lande inne haben. Die in ihrer Gesammtheit gewiss zahlreicheren Golde sind über ein weites Gebiet verstreut und somit allenthalben nur sparsam vertreten, am sparsamsten zwischen der Ussuri- und Sungari-Mündung. Der südlichste Theil des Amur-Stromes, zwischen der Sungari-Mündung und dem Bureja-Gebirge, ist eine beinahe völlig menschenleere Prairiewildniss, und alsdann beginnt das obere Amur-Land, das, mit Ausnahme des von Mandshu, Chinesen, Dauren und gleich oberhalb des Bureja-Gebirges auch von sesshaften Biraren bebauten Theiles, nur zeitweise von nomadischen Jagdvölkern besucht wird.

Im Allgemeinen anders als auf dem Festlande liegen die Bevölkerungsverhältnisse auf Sachalin. Hier scheint der südliche, von Aino besetzte Theil eine stärkere Bevölkerung als der nördliche, giljakische Theil der Insel zu haben. Allerdings ist jener südliche Theil, beiderseits von den Ausläufern einer warmen Strömung bespült, in klimatischer Beziehung auch weit bevorzugt vor dem nördlichen, der, zumal an seiner dem Ochotskischen Meere zugekehrten Ostküste, ein äusserst rauhes, fast polares Klima hat; allein auch hier dürfte der Grund jener Erscheinung mehr in historischen und politischen als in den erwähnten physischen Verhältnissen liegen. Von den Japanern im südlichen Theile ihres Gebietes vor Jahrhunderten bekriegt und unterjocht, seitdem beständig gedrückt und bedrängt, haben sich die Aino mehr und mehr nordwärts gezogen und auf Sachalin eine Heimath gefunden, wo sie bis vor wenigen Jahrzehnten, von ihren Feinden unbehelligt, ein freies und selbständiges Dasein führten[1]). Kein Wunder daher, dass auch ihre Zahl dort im Laufe der Zeit erheblich anwuchs. Im nördlichen, giljakischen Theile von Sachalin hat hingegen eine Abnahme der Bevölkerung stattgefunden. Ich glaube aus sprachlichen Gründen nachgewiesen zu haben, dass ein Theil der Sachalin-Giljaken, vielleicht in Folge jenes Andranges der Aino, die Insel verliess und nach dem Continent, an den unteren Amur und die Küste des Ochotskischen Meeres sich hinzog[2]). Auf eine ehemals zahlreichere giljakische Bevölkerung der Insel weist unter Anderem auch der Umstand hin, dass es an ihrer Westküste zwei Dörfer giebt, die den Namen «Pilja-wo», d. h. grosses Dorf, tragen, das eine am Ochotskischen, das andere am Nordjapanischen Meere, und die beide gegenwärtig nur höchst unbedeutend sind[3]). Dennoch ist diese dem Continent und der Amur-Mündung zugewendete Westküste Sachalin's auch gegenwärtig, nächst dem Tymy-Thale, noch der bevölkertste Theil der Insel; die klimatisch weit rauhere Ostküste ist begreiflicherweise viel öder.

---

[1]) S. oben, p. 73 ff., 123 ff.

[2]) S. oben, p. 214.

[3]) Das erstere dieser Dörfer hat gegenwärtig, nach Glehn (Reiseber. von der Insel Sachalin. — Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. XXV, p. 233), nur eine Jurte; über das andere, das deren drei zählt, s. oben, p. 17, Anm. 1. Wenn übrigens Glehn bei Gelegenheit dieser Spuren einer ehemals stärkeren Bevölkerung des giljakischen Theiles von Sachalin auch der Blattern erwähnt, die in den 50-er Jahren verheerend aufgetreten seien, so haben diese mit der hier in Rede stehenden Entvölkerung nichts zu thun. Es ist dies die oben erwähnte Epidemie vom Winter 1857/58, die damals noch frisch im Gedächtniss war, während jenes Dorf schon lange vorher verödet war. Hingegen haben die Blattern andere Spuren der Verwüstung hinterlassen, von denen später die Rede sein wird.

Ich muss mich mit diesen allgemeinen Angaben über die mehr oder weniger starke Bevölkerung der einzelnen Theile des Amur-Landes begnügen und auf numerische Werthe aus Mangel an hinreichenden Daten verzichten. Allerdings begegnet man bisweilen Angaben über die gesammte Individuenzahl einzelner Amur-Völker, allein auf diese Zahlen ist nicht viel zu geben. Dass die in den älteren, chinesischen Bevölkerungstabellen verzeichneten, übrigens bei der damaligen Unkenntniss der einzelnen Völker nur sehr allgemein und unbestimmt gehaltenen Daten von keinem Werthe sind, versteht sich von selbst [1]. Werthvoller könnten etwaige Angaben europäischer Reisenden sein, die das Land zur Zeit seiner Besitznahme durch die Russen oder nur kurze Zeit nach derselben besuchten, bevor die Verhältnisse der indigenen Bevölkerung durch die russische Kolonisation stark verschoben oder verändert wurden. Es giebt einige Angaben der Art. So schätzt **Collins**, der im Jahre 1857 den ganzen Amur abwärts schiffte, die Zahl der Eingeborenen verschiedener Nationalität in der unmittelbaren Uferlandschaft folgendermaassen [2]:

Giljaken .... in	39	Dörfern	(davon	26	am rechten und	13	am linken Ufer)	1400 Seelen
Manguntsen (Oltscha) in	40	»	»	36	» » »	4	» » »	1200 » [3]
Golde .... in	114	»	»	77	» » »	37	» » »	3200 »
Nomadische und zerstreute Stämme								2000 »

Schmidt taxirte im Jahre 1862 die Gesammtzahl der **Negda**, am Amgunj sowohl wie an den Seen Orell und Tschlja, auf noch nicht 1000 Seelen [4]. Die gesammte Bevölkerung der **Aino** auf Sachalin berechnete **Rudanofskij** nach seinen im Jahre 1854 gemachten und 1857 vervollständigten Notizen auf 2479 Seelen [5]. **Brylkin** gab sie im Jahre 1861 auf nicht über 2200 Seelen an [6]. Diese auf Sachalin bezüglichen Angaben beruhen auf ziemlich genauer, durch zahlreiche Reisen im Lande gewonnener Kenntniss desselben. Die uns mehr interessirenden Daten von **Collins** sind hingegen ganz unsicher. Zählungen liegen ihnen sicherlich nicht zu Grunde; vielmehr sind sie augenscheinlich durch Erkundigungen bei den damals im Amur-Lande ansässigen Russen gewonnen worden, wie man schon aus der specifisch russischen Bezeichnung «Manguntsen» für die Oltscha schliessen darf. Zuverlässige Daten konnte man aber auf diesem Wege wohl um so weniger gewinnen, als, neben dem Mangel jeglicher Zählung, auch die Gebiete der genannten Völker, namentlich der Oltscha gegenüber ihren nördlichen und südlichen Nachbarn, russischerseits in der Regel falsch abgegrenzt wurden[1]). Des Umstandes ferner, dass es fast in jedem dieser Gebiete versprengte Dörfer anderer Nationalität giebt[2]), war man sich damals noch gar nicht bewusst. Schon aus diesem Grunde, wie auch aus der Nothwendigkeit, Sommer- und Winterdörfer auseinanderzuhalten, lässt sich auch auf die von Collins angegebene Zahl der Dörfer verschiedener Nationalität nichts geben. Uebrigens kann die Zahl der Dörfer schlechtweg auch keinen Maassstab für die Beurtheilung der Bevölkerungszahl abgeben, weil die Dörfer von äusserst verschiedener Grösse sind, und manche z. B. nur aus einem einzigen Hause bestehen[3]). Das einzige Moment, in welchem sich, in Ermangelung einer direkten Zählung der einheimischen Bevölkerung, noch ein ziemlich sicherer Maassstab für eine approximative Abschätzung ihrer Stärke finden liesse, ist die Zahl ihrer Winterwohnungen, falls diese sicher ermittelt wäre. Von der Richtigkeit dieser Behauptung wird man sich leicht überzeugen bei näherer Kenntniss davon, wie die Wohnungen bei den Amur-Völkern überhaupt beschaffen sind. Gehen wir nunmehr zur Betrachtung dieser Verhältnisse bei den einzelnen Amur-Völkern über.

---

[1] So giebt **Iakinf** nach den chinesischen Bevölkerungstabellen von 1812 die Zahl der **Tungusen** des unteren Amur-Landes, ost- und nordostwärts vom Ussuri bis zur Amur-Mündung, darunter also auch der **Giljaken**, auf 2200 Familien an (Іакинѳъ, Китай, С. Петерб. 1840, стр. 19; его же: Статист. Опис. Китайск. Имп. С. Петерб. 1842, Ч. II, стр. 30).

[2] **Petermann**, Geogr. Mittheil. 1859, p. 25. Aus dem Berichte, den Perry McD. **Collins** der Regierung der Vereinigten Staaten einsandte (35th Congress, 1st Session. Ex. Doc. № 98. Explor. of Amoor River. Letter from the Secret. of State, in answer to a resolution of the House, calling for inform. relat. to the explorat. of Amoor River. April 7, 1858).

[3] An einem anderen Orte (im «San Francisco Herald», s. **Petermann**, Geogr. Mitth. 1858, p. 427) gab **Collins**, bei derselben Anzahl von Dörfern, die Zahl der **Giljaken** auf 1600, diejenige der **Oltscha** («Manguntsen») auf 1320 Seelen an.

[4] Histor. Ber. über den Verlauf der Physikal. Abtheil. der Sibir. Exped. der Kais. Russ. Geogr. Gesellsch. in d. J. 1859—1863 (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. XXV, p. 140).

[5] **Рудановскій**, Обзоръ южнаго о. Сахалина (Восточное Поморье, 1866, стр. 99).

[6] **Brylkin**, Statist. u. topogr. Nachr. über das südl. Sachalin (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. XXV, p. 379). Gleichzeitig gab Pemb. **Hodgson** (Account of four Excurs. in the Japanese Island of Jesso, in der Literary Gazette vom 16. März 1861; s. **Petermann**, Geogr. Mitthl. 1861, p. 241) die Zahl der **Aino** auf Jesso auf 20000 (!) an.

Ein Volk wie die Giljaken, das der unmittelbaren Befriedigung seiner Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung u. drgl. fast ausschliesslich durch Fischfang und Robbenschlag nachkommt, siedelt sich begreiflicherweise an den grössten, fischreichsten Gewässern seines Gebietes und dabei in möglichster Nähe vom Wasser an. So liegen alle Dörfer der Giljaken unmittelbar am Amur-Strom und Liman, an der Meeresküste oder am Tymy-Flusse, dieser Hauptader der nördlichen Hälfte von Sachalin; vergeblich würde man welche im Gebirge oder überhaupt in grösserer Entfernung von den genannten Gewässern suchen. Immer ist zum Wohnort auch eine mehr oder minder günstige Localität gewählt, — am Meere eine durch Felsvorsprünge gegen die herrschenden Stürme gedeckte kleine Bai oder Küstenkrümmung, am Strom ein trockenes, über das Hochwasser emporragendes Ufer, mit hinlänglich tiefem Wasser zum Landen der Böte, mit hohem Wald oder dichtem Gebüsch zum Schutz gegen die winterlichen Schneestürme u. s. w. Wo die Localität eine nach allen Beziehungen günstige ist und den Anforderungen im Sommer und Winter entspricht, da sieht man beständig, wenn auch je nach der Jahreszeit in Häusern von verschiedener Bauart und Beschaffenheit, bewohnte Dörfer liegen. Bietet sie hingegen nur erhebliche Vorzüge in der einen Jahreszeit und beträchtliche Mängel in der anderen, so werden die Sommer- und Winterhäuser an verschiedenen Orten errichtet, und es giebt dann ein Sommer- und ein Winterdorf und dem entsprechend einen zweimal im Jahre stattfindenden Ortswechsel. Oft liegen die zusammengehörigen Sommer- und Winterdörfer, respective einzelnen Häuser, nur wenig weit auseinander; an der Meeresküste z. B. habe ich, auf dem Festlande wie auf Sachalin, die Sommerbehausungen meist dicht am Strande, die Winterhäuser hingegen etwas landeinwärts liegen sehen, wo Berg und Wald mehr Schutz gegen die häufigen Schneestürme bieten, und wo auch das unentbehrliche Feuerungsmaterial leichter zu beschaffen ist. Zuweilen jedoch ist der Abstand zwischen dem entsprechenden Sommer- und Winterdorf ein ganz ansehnlicher. Am Amur kommt es z. B. vor, dass das eine am einen, das andere am anderen Ufer des Stromes liegt. So ist das am rechten Ufer gelegene Mäo nur das Sommerdorf von Kulk (oder Kuëgda, wie die Russen es nennen), das am linken Amur-Ufer liegt, oder dieses das Winterdorf von jenem. Sämmtliche Bewohner von Kulk siedeln zum Sommer nach Mäo über, das eine für den Fischfang günstigere Lage hat, indem es näher zur Stromrinne liegt, welcher die den Amur aufsteigenden Lachse folgen, auch das Ufer dort höher und zum Landen bequemer ist u. s. w. Im Herbst hingegen kehren sie wieder nach ihren schräge gegenüber liegenden Winterhäusern zurück, wo eine Einbuchtung des Ufers und ausgedehnte Waldungen Schutz gegen die im Winter herrschenden, schneidend kalten West- und Nordwestwinde und Schneestürme gewähren, und zugleich auch ein weiteres, bequemeres und ergiebigeres Jagdterrain als an den Gebirgsabhängen des rechten Ufers sich ausbreitet[1]). Zuweilen ziehen die im Winter in einem Dorfe zusammen wohnenden Giljaken zum Sommer nach verschiedenen Punkten auseinander, um sich im Herbst wieder zusammenzufinden. Liegen die Winter- und Sommerhäuser neben einander, wie z. B. in Wair (oder Wait, wie es bei den Russen heisst), so erscheint der Ort viel grösser und volkreicher, als er in der That ist. Mehr wie die Hälfte aller Häuser kommt alsdann auf die im Vergleich mit den ordentlichen, grossen Winterhäusern viel kleineren Sommerbehausungen, und leicht können auch manche grössere, den letzteren in

---

[1]) Ausführliches darüber s. oben, p. 20 ff.

[2]) So z. B. im Giljaken-Gebiete die Oltscha-Dörfer Tschylwi und Tyr, s. oben, p. 16.

[3]) Obgleich alle späteren Angaben über die Kopfzahl der einheimischen Völker des Amur-Landes, die in Folge der russischen Einnahme und Kolonisation desselben starke Veränderungen erfahren musste, ausserhalb des Rahmens dieses Werkes liegen, so will ich einer dieser Angaben hier doch im Vorübergehen erwähnen, weil sie sich speciell auf die im Vordergrunde meiner Betrachtungen stehenden Giljaken bezieht oder wenigstens beziehen soll. Ich meine die von Dr. N. Seeland in seinem Artikel «Die Ghiljaken, eine ethnographische Skizze» (Russische Revue, herausg. v. Carl Röttger, Bd. XXI, St. Petersb. 1882, p. 99) gemachte Schätzung ihrer Kopfzahl (aus den Jahren 1879—1880). Nachdem er für das Festland die Taxationen russischer Ispravniks (Kreischefs) in Betracht gezogen und hinsichtlich Sachalin's reisende Pelzhändler befragt, gelangt er zu dem Schlusse, dass das ganze Giljaken-Volk sich auf 8000 Seelen belaufe. Die dabei gegebene Specialisirung dieser Gesammtzahl nach den einzelnen Gebietstheilen erklärt ihre überaus ansehnliche Grösse, macht sie aber zugleich ganz und gar hinfällig. Denn circa 4000 soll die Zahl der Giljaken des Nikolajefschen Kreises (von der Meeresküste den Amur aufwärts bis Mariinsk), der Bai de Castries und des Kaiserhafens betragen, 1000 diejenige der Giljaken des Sophijskischen Kreises (von Mariinsk bis zum Gorin), und auf gegen 3000 schätzt er die Zahl der Sachalin-Giljaken. Demnach rechnet Dr. Seeland zu den Giljaken nicht bloss sämmtliche Oltscha, die beim gemeinen russischen Manne am Amur in der Regel und darnach leider sehr oft auch bei russischen Reisenden (s. oben, p. 104 u. a.) schlechtweg für Giljaken gelten, sondern auch noch die Orotschen der Meeresküste von der Bai de Castries bis zum Kaiserhafen. Wie sonderbar muss es Einen aber berühren gleich am Eingange einer Schrift, die speciell über die Giljaken handeln soll, einer solchen Vermengung derselben mit ihren sprachlich und zum Theil auch der Lebensweise nach ganz verschiedenen Nachbarstämmen zu begegnen!

---

1) Im Herbst 1854 fand dieser Umzug der Giljaken von Mäo nach Kulk in der zweiten Woche des October (n. St.) statt, kurze Zeit bevor der Amur sich mit Eis bedeckte. Im Frühjahr 1855 traf ich die Giljaken im Dorfe Ssabach, dem ersten oberhalb Nikolajefsk, am 16. (28.) Mai schon in ihren neben den Winterhäusern gelegenen Sommerwohnungen; in den weiter stromaufwärts gelegenen Dörfern aber, bis Tacht, hatten sie dieselben um diese Zeit noch nicht bezogen.

ihrer Bauart ähnliche Vorrathskammern für Wohnhäuser angesehen werden. So erklärt sich die übermässig grosse Zahl von Häusern, die von manchen Reisenden in einzelnen Giljaken-Dörfern angegeben werden[1]). Liegen hingegen die Sommer- und Winterhäuser als besondere Dörfer auseinander, so erscheint dem uneingeweihten Reisenden die Zahl der einzelnen Ortschaften grösser, und in einer anderen Weise gewinnt er wiederum den Eindruck einer stärkeren Bevölkerung des Landes, als sie diesem in Wirklichkeit zukommt. Ich werde auf die Häuserzahl einzelner Dörfer der Giljaken später noch zurückkommen, nachdem wir zuvor die Bauart und Beschaffenheit ihrer Winter- und Sommerbehausungen näher kennen gelernt haben.

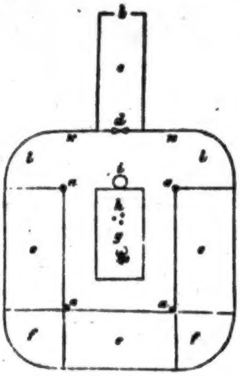
Klimatische Gründe sind es hauptsächlich, welche die Giljaken nöthigen, sich für den Winter und den Sommer besondere Behausungen zu errichten. Im Winter gilt es, sich gegen die überaus strenge, oft von heftigen Stürmen und Schneegestöbern begleitete Kälte zu schützen, im Sommer hingegen der allzugrossen, durch die maritime Lage und die beständigen Seewinde, Nebel und Regen bedingten Feuchtigkeit entgegenzuarbeiten. Erfordert Ersteres möglichst geschlossene, von windfesten Wänden umgebene Räume, so kann Letzteres im Gegentheil nur durch luftigere, einem beständigen Luftwechsel ausgesetzte Wohnungen erreicht werden. Beides in entsprechendem Maasse in einem Bau zu vereinen, dürfte die Kräfte und Mittel eines Naturvolkes übersteigen. Sehen wir nun, wie die Giljaken diesen Erfordernissen nachkommen.

Die Winterbehausung der Giljaken ist von doppelter Art: eine einfachere, eigenartige und primitive — die Erdjurte, und eine complicirtere, chinesischem Muster nachgebildete, die eher den Namen eines Hauses als einer Jurte[2]) verdient, und die ich schlechtweg Winterhaus oder auch chinesische Winterjurte nennen will. Die Erdjurte, *toryf* der Giljaken, ist genau nach dem Muster eines Zeltes erbaut: sie ist eigentlich nichts weiter als ein mehr oder weniger geräumiges, festes, halb in die Erde versenktes, von Gebälk überdachtes Zelt. Soll es eine grosse Jurte der Art geben, so wird ein etwa 20—22 Fuss im Quadrat grosses, ungefähr 3—4 Fuss tiefes Loch in die Erde gegraben; die Wände desselben werden geglättet oder, mindestens im oberen Theile, sogar mit dünnen Balken ausgekleidet. Um dasselbe wird ein pyramidales, von allen Seiten gleichmässig schräge aufsteigendes Dach errichtet, das aus dünnen, dicht nebeneinander gestellten Balken besteht, welche auf vier Querbalken ruhen, die ihrerseits wieder von vier im Innern der Jurte befindlichen Stützpfeilern (*a*) getragen werden. Nur an der Spitze des Daches bleibt eine als Rauchfang dienende Oeffnung zurück. Von aussen wird das Dach, um es ganz luftdicht zu machen, noch mit trockenem Gras und Erde bedeckt. Fällt im Herbst der Schnee darauf, so sieht die ganze Jurte von aussen nur wie ein verschneiter, an der Spitze durch den aufsteigenden Rauch leicht geschwärzter Hügel aus. An der Seite der Jurte, die von den herrschenden Winden abgewandt oder überhaupt im meisten Windschutz liegt, befindet sich der Eingang (*b*). Dieser führt jedoch nicht unmittelbar in die Jurte, sondern zuerst in einen ziemlich langen, niedrigen, ebenfalls von dünnem Gebälk oder Baumzweigen und trockenem Grase überdachten, langsam absteigenden Gang (*c*), in welchem beiderseits entweder einiges Hausgeräth abgestellt ist, oder auch das Lager für die Hunde sich befindet. Am Ende dieses Ganges erreicht man die Thür (*d*), die entweder wie gewöhnlich vertikal in Angeln geht, oder aber von einem horizontal gelegenen, seitwärts verschiebbaren Brett gebildet wird (Taf. X)[1]. Unmittelbar hinter, resp. unter derselben führen einige Stufen zum Fussboden der Jurte hinab, der aus festgestampfter Erde besteht. In der Jurte läuft zu beiden Seiten und hinten, zwischen den Stützpfeilern und der Erdwand, eine ungefähr 1½ Fuss hohe und 5—6 Fuss breite Sitz- und Schlafbank oder Pritsche (*e*) hin, die nur an den beiden Hinterecken der Jurte eine Unterbrechung erleidet. Diese Ecken (*f,f*) sind, gleich den vorderen, meist abgerundet und dienen zum Abstellen von verschiedenem Geräth, Kisten und Kasten, Handschlitten u. drgl. Dadurch entsteht zwischen den beiden Seitenbänken und der hinteren Bank, die für den besten und vornehmsten Platz in der Jurte gilt, eine, wenn auch nur sehr unvollständige, Scheidewand. Gegenüber dem Innenrande der Bänke, in etwas über Mannshöhe, laufen zwischen den Stützpfeilern wiederum Querstangen, welche zum Aufhängen von Kleidungsstücken u. drgl. dienen. Mitten in der Jurte, zwischen den drei Pritschen und nur etwa 3 Fuss von einer jeden derselben entfernt, liegt der Herd (*g*), eine etwa 4 Fuss breite und doppelt so lange Plattform von gleicher Höhe mit den Bänken. Sie ist von sehr einfacher Beschaffenheit, indem sie nur aus einer hölzernen, aus Brettern zusammengefügten Umrah-

---

[1]) Krusenstern (Reise um die Welt, St. Petersb. 1811, Bd. II, p. 162) zählte in einem giljakischen (nach ihm «tatarischen») Dorfe, das am Nordende Sachalin's zwischen den Caps Elisabeth und Maria lag, 27 Häuser. In einem anderen, in der Bai Nadeshda, giebt er 16—18 Häuser an, doch lässt die Beschreibung derselben deutlich Sommer- und Winterhäuser erkennen, welche letzteren zudem leer standen (l. c., p. 178, 182, 183). Orlof gab bei seiner ersten Fahrt zu den Giljaken am Ochotskischen Meer (im Juli 1849) die Zahl der Häuser im Dorfe Kulj auf 46 an (vergl. Тихменевъ, Истор. Обозр. образ. Росс.-Америк. Комп. Ч. II, С. Петерб. 1863, стр. 64), worunter manche sicherlich nur Vorrathskammern waren.

[2]) Mit diesem Wort (russ. юрта) von finnisch-tatarischem Ursprung (s. Ahlqvist, Die Culturwörter der westfinnischen Sprachen, Helsingfors 1875, p. 109) bezeichneten die Russen ursprünglich die zeltartigen Wohnungen der sibirischen Eingeborenen. Allmählich jedoch wurde es bei ihnen für alle Behausungen derselben, welcher Art sie auch sein mögen, gebräuchlich, im Gegensatz zum Block- oder Balkenhause russischer Bauern (russ. изба) oder zu anderweitigen europäischen Häusern, und in diesem weiteren Sinne findet man es oft auch in den auf Sibirien bezüglichen Reisebeschreibungen gebraucht. Dem entsprechend wird auch das Winterhaus der Giljaken von den Russen im Amur-Lande in der Regel Jurte genannt, und in demselben Sinne ist dieser Ausdruck auch in diesem Werk aufzufassen.



Plan einer giljakischen Erdjurte (*toryf*).
a — Stützpfeiler. *b* — Eingang. *c* — Niedriger Gang. *d* — Thür. *e* — Pritschen. *f* — Hintere Ecken, ohne Pritsche. *g* — Herd. *h* — Steindreieck für den grossen Kessel. *i* — Wasserbehälter. *k* — vordere Wand. *l* — Vordere Ecken der Jurte.

---

[1] Auf dieser das Innere einer giljakischen Erdjurte darstellenden Tafel ist die Thür, durch die man nur in stark gebeugter Stellung gehen kann, zu hoch gerathen.

mung besteht, die mit festgestampfter Erde ausgefüllt ist. Ueber dem Herde, in etwas über Mannshöhe, befinden sich mehrere Querstangen, zwei über dem vorderen, eine über dem hinteren Theile desselben, die von den oben erwähnten, zwischen den Stützpfeilern angebrachten Querstangen getragen werden. An diese Querstangen über dem Herde werden Stöcke befestigt, die an ihrem unteren Ende in Haken auslaufen, auf welche die Kessel über das auf dem Herde angemachte Feuer gehängt werden. Im vorderen Theile des Herdes ragen drei fest in die Masse desselben eingefügte, im Dreieck gestellte Steine hervor (*h*), auf welchen der grosse, zum Kochen der Suppe für die Hunde bestimmte Kessel steht. In den grossen Jurten giebt es bisweilen auch zwei solche, übrigens auch zum Gebrauch der Menschen dienende Kessel, wie es z. B. auch in der grossen Jurte von Tyk der Fall war, in der ich wiederholentlich und zu mehreren Tagen mich aufgehalten und wo ich auch den hier beigefügten Plan entworfen habe. Im hinteren Theile des Herdes und damit auch mehr in der Mitte zwischen den drei Pritschen wird das zur Erwärmung und Abends auch zur Beleuchtung der Jurte dienende Feuer angemacht. Vor dem Herde stehen ein oder mehrere grosse Gefässe, meist aus Birkenrinde gemachte Kübel (*i*) mit Trinkwasser, und an der vorderen Wand (*k*), rechts und links vom Eingange, oder auch in einer der vorderen Ecken der Jurte (*l*, *l*) ist stets ein Vorrath von trockenem Brennholz aufgeschichtet. In der Höhe, genau über dem Herde befindet sich endlich der Rauchfang, in Form eines länglichen Vierecks, das mit seinem Längs- und Querdurchmesser entweder mit dem Herde correspondirend, oder aber quer zu demselben gestellt ist.

Von ganz ähnlicher Beschaffenheit sind auch die kleineren Erdjurten der **Giljaken**, nur sind bei diesen alle Dimensionen mehr oder weniger ansehnlich kleiner. Das zum Bau der Jurte in die Erde gegrabene Loch ist z. B. in manchen Fällen so wenig tief, dass hinter der Pritsche nichts von einer Wand mehr zu sehen ist, sondern sogleich das Gebälk des Daches beginnt. In solchen kleineren Jurten werden, um Raum zu gewinnen, auch die beiden Hinterecken mit Pritschen versehen, so dass sich, die vordere Wand und die beiden Vorderecken abgerechnet, ringsum eine fortlaufende Sitz- und Schlafbank erstreckt. Verkleinern sich die Dimensionen der Jurte noch mehr, so wird sie endlich ganz oberflächlich, und Herd und Pritschen, von schmalen, aufgerichteten Brettern umrahmt, erheben sich kaum über den Erdboden, die letzteren nur um so viel, als die Dicke der zum Lager dienenden Schicht von Baumzweigen beträgt; der Rauchfang liegt in geringer Höhe über dem Herde; der zur Thür führende Gang ist verschwunden, oder auf ein paar schützende Vorsprünge eingeschrumpft, — kurz, die Jurte hat sich in ein aus dünnen Holzbalken erbautes Zelt verwandelt. So war die kleine Jurte von Tafiz-wo im Tymy-Thale auf Sachalin beschaffen, in der ich die Nacht auf den 18. Febr. (1. März) 1856 zubrachte und am Morgen das Quecksilber im Thermometer gefroren fand. Ob es nur ein zeitweiliger Bau war, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls war er von einer giljakischen Familie, in der es auch an Kindern nicht fehlte, bewohnt, und daneben stand ihre Sommerjurte. Diese Winterjurte von Tafiz-wo unterschied sich nur durch ihr solideres Baumaterial und ihre grösseren Dimensionen von dem Nothzelt, dass sich die **Giljaken** unter Umständen zu errichten pflegen, wenn sie auf ihren Winterreisen von einem heftigen Schneesturm überrascht werden. Auf meiner

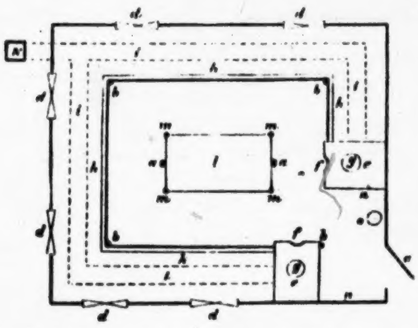
Winterreise 1855 war ich genöthigt, am 6./18. Febr. an der Westküste Sachalin's, etwas südlich vom Cap Wangi[1]), im Walde auf hohem Meeresufer zu nächtigen. Neben mir lagerten vier Tymy-Giljaken und einer aus dem Dorfe Tyk, die desselben Weges reisten. Bei mässigem Nordwinde fiel recht starker Schnee. Die Giljaken hatten sich im Schnee eine Grube ein paar Fuss tief ausgeschaufelt, Boden und Wände derselben mit Tannenreisig ausgekleidet, darüber von der Nordseite über schräg in den Schnee gesteckte Stäbe eine Decke aus Fischhäuten gebreitet und in der Mitte ein kleines Feuer angemacht, darüber der Kessel hing. Nachts wuchs der Wind, und am Morgen stürmte es so stark, dass an ein Weiterreisen nicht zu denken war. Die Giljaken machten sich sogleich daran, sich ein sturm- und schneefesteres Lager zu errichten. Dazu gruben sie zunächst eine kreisförmige Vertiefung in den Schnee, steckten rings um dieselbe konisch in einem Mittelpunkte zusammenlaufende Stäbe auf und spannten einige Fischhautdecken so über dieselben aus, dass nur eine für den Rauchfang bestimmte Oeffnung an der Spitze des Zeltes zurückblieb; als Thür diente ein zurückschlagbarer Zipfel der Decke. Alsdann wurden die Wände der Grube und der Boden rings um dieselben mit Tannenreisig belegt und darüber die zum Lager dienlichen Bärenhäute ausgebreitet, welche die Giljaken auf ihren Winterreisen stets mitzuführen pflegen. Jetzt wurde auch an die Herstellung eines Herdes in der kleinen Behausung geschritten. Es galt hier vor Allem, eine feste Unterlage für das Feuer zu schaffen, da dieses sonst, unmittelbar über dem Schnee angemacht, in kurzer Zeit tief in denselben hineinsinkt und die Umsitzenden nicht mehr wärmen kann. Zu dem Zweck wurden einige recht flache Holzstücke möglichst genau und dicht aneinandergelegt, an allen vier Seiten von anderen, dickeren, auf ihre Kante gestellten umrahmt und diese letzteren durch Holzpflöcke in ihrer Lage befestigt. So war eine länglich-viereckige Vertiefung für den Herd gewonnen. Auf den Boden derselben breiteten nun die Giljaken Stücke von Lärchenbaumrinde aus, brachten alsdann Klumpen gefrorenen Sandes von der die Meeresküste begleitenden hohen Uferwand herbei, zerkleinerten dieselben vermittelst ihrer Beile, die sie, schon um das nöthige Brennholz für das Nachtlagerfeuer zu beschaffen, auf solchen Reisen stets mit sich führen, und füllten damit die für den Herd bereitete Vertiefung bis an deren Rand aus. Beiläufig muss ich bemerken, dass die auch zum Bau der Häuser u. drgl. m. gebräuchlichen Beile der Giljaken und ihrer Nachbarn zur Zeit meines Aufenthalts unter ihnen entweder, auf Sachalin, von japanischer, oder, auf dem Festlande, von chinesischer Form und Provenienz waren, mit ziemlich langem, geradem Griff und dickem, bis nach unten fast gleich breitem Blatt, wie es auf Taf. XXX in der Hand eines Golde-Knaben abgebildet ist. Russische Beile, mit kurzem, etwas ausgeschweiftem Griff und nach unten stark sich verbreiterndem Blatt, gab es bei ihnen dazumal noch so gut wie gar nicht. So war in kürzester Zeit eine Behausung entstanden, welche den Giljaken hinlänglichen Schutz gegen das Unwetter bot und ihrer Form und Bauart nach lebhaft an ihre Erdjurte erinnerte. Wie jene im Schnee, so sucht diese durch Einsenkung in die Erde Schutz gegen Wind und Wetter zu gewähren. Vielleicht ist auf diese Weise auch die Idee zur Errichtung solcher Erdjurten, wie wir sie bei den Giljaken finden, entstanden. Jedenfalls spricht aber die nach Form, Grundplan und Bauart vollkommene Aehnlichkeit derselben mit jenem Nothzelte für ihren ganz primitiven Charakter.

---

[1]) Die Giljaken nennen dieses Cap «Pilja-Wangi», d. h. Gross-Wangi, und einen kleineren südlicheren Vorsprung, an dem wir uns befanden, «Matsch-Wangi» — Klein-Wangi.

So einfach und primitiv die giljakische Erdjurte ist, so bietet sie doch, namentlich wenn ihre Dimensionen etwas grösser sind, manche Vorzüge. Die Lage eines Theiles derselben in der Erde, das sorgfältig gebaute, fest schliessende, von aussen noch mit einer dicken Schneeschicht versehene Dach, die Abwesenheit jeglicher Fensteröffnungen gewähren der kalten Aussenluft auch beim stärksten Winde, falls nur die Thür geschlossen ist, keinen seitlichen Zutritt zum Innenraum der Jurte, und das auf dem Herde beständig unterhaltene Feuer erwärmt und ventilirt den kleinen Raum und macht den Aufenthalt in demselben behaglich. Zugleich verleiht der im Mittelpunkt der Jurte gelegene Herd ihr einen einheitlichen Charakter: um die hier in gleicher Entfernung von allen drei Sitzbänken lodernde Flamme ist die ganze Gesellschaft gelagert, Alle einander zugekehrt, Alle aus derselben Quelle Wärme und Licht empfangend. Das führt unwillkürlich zu grösserer Mittheilsamkeit, zum gegenseitigen Austausch von Erlebnissen, Ansichten und Erfahrungen, und ich habe oft die Giljaken bis in die Nacht hinein so im gemeinsamen Gespräch um das Feuer sitzen und die Tabakspfeife von Hand zu Hand gehen sehen, oft und nach Möglichkeit mich auch selbst an ihrem Gespräch betheiligt. Neben diesen Vorzügen bietet jedoch die Erdjurte auch eine Menge von Mängeln. Am empfindlichsten unter ihnen ist namentlich der häufige, starke und rasche Temperaturwechsel, dem sie ausgesetzt ist. Bei jedem Oeffnen der Thür dringt ein kalter Luftstrom in die Jurte und zieht sich längs dem Fussboden hin. Zwar wird er durch den überdachten Gang vor der Thür vermindert, jedoch keineswegs beseitigt, und bleibt die Thür geöffnet, so entsteht zwischen ihr und dem Rauchfang ein so starker, den ganzen Innenraum der Jurte erfassender Zugwind, dass letztere in kürzester Zeit aller ihrer Wärme beraubt wird und so ziemlich die Temperatur der Aussenluft erhält. Und doch muss dieses Experiment gerade bei sehr kaltem und stürmischem Wetter oft mehrmals am Tage wiederholt werden. Alsdann geschieht es nämlich leicht, dass eine Masse kalter Luft durch den Rauchfang niederfällt, oder der wirbelnde Wind hineinfährt, den Rauch niederschlägt und ihm den Ausgang zeitweise versperrt. In kürzester Zeit füllt sich dann der kleine Raum mit erstickendem, Augen, Kehle und Lungen afficirendem Rauch an, und es bleibt nichts Anderes übrig, als durch Oeffnen der Thür einen starken, die Luft wieder reinigenden Zugwind zu erzeugen. Daher ist auch sämmtliches Gebälk in der Jurte von Rauch geschwärzt und nach oben hin mit einer mehr oder minder dicken Russschicht bekleidet. Empfindlicher noch wird der Temperaturwechsel in den Erdjurten Nachts; denn ist erst das Feuer, bei dem man sich zur Ruhe begeben, erloschen, so füllt sich die Jurte bald mit kalter, durch den Rauchfang niederfallender Luft. Zwar soll dieser auch geschlossen werden können, allein so oft ich auch bei den Giljaken genächtigt, niemals habe ich es thun sehen. Und zwar ist dieser Uebelstand um so schlimmer, je kleiner die Jurte ist und je weniger hoch der Rauchfang über dem Herde und den Schlafbänken liegt. In der kleinen Zeltjurte von Tafts-wo, an deren Rauchfang man mit der Hand heranreichen konnte, und die darum auch kein grosses, lange vorhaltendes Feuer anzumachen gestattete, hatten wir daher in der Nacht sehr bald die Temperatur der Aussenluft, die sich zudem unter empfindlichem Zugwinde einstellte. Wie sehr ist unter solchen Umständen, mag es auch noch so kalt sein, wofern es nur kein Schneegestöber giebt, ein Nachtlager im Freien bei beständig lodernder Flamme vorzuziehen!

Von ganz anderer Beschaffenheit ist die nach chinesischem Muster erbaute Winterjurte, *tschadryf* der **Giljaken**. Sie hat immer das Aussehen eines mit Wänden und Dach versehenen Hauses. Es ist ein ungefähr quadratischer, gewöhnlich jedoch etwas längerer als breiter Bau, von etwa 6—7 Faden Länge und etwa 5—6 Faden Breite, mit niedrigen Wänden und einem grossen, nach den beiden Längsseiten flach abfallenden Dache (s. Taf. XI). [1]. Die Wände bestehen aus dünnen, horizontal gelegten Balken, die an ihren Enden nicht in einander gefügt, sondern zugespitzt und in seitliche Rinnen einiger dickerer, senkrecht aufgestellter Balken eingelassen sind. An den Querwänden, die höher aufsteigen, und besonders in der Mitte derselben, sind diese senkrechten Balken von ganz ansehnlicher Dicke. Die Ritzen zwischen den Balken werden mit Moos verstopft und von aussen mit Lehm beworfen. Das grosse, recht flache Dach, das im Winter noch eine ansehnliche Schneelast zu tragen hat, bedarf zu seiner Construction und Stütze eines recht complicirten Gebälks. Es hat einen ordentlichen, aus Längs- und Querbalken zusammengesetzten Dachstuhl. Die Dachfirste wird ausser den mittleren, senkrecht gestellten Balken der beiden Querwände (s. Taf. XI) noch durch zwei im Innern des Hauses aufragende dicke Pfeiler (*a* auf dem beigefügten Plan) gestützt. Zuweilen erheben sich hier statt eines sogar je zwei in geringer Entfernung von einander stehende Pfeiler. Aehnliche, jedoch viel kleinere und dünnere Pfeiler (*b*) erheben sich zuweilen auch hie und da von den Seiten und dienen, zugleich mit den beiden nächsten senkrechten Balken der Querwand, zur Stütze des mittleren Theiles des Daches, und im unteren Theile wird es durch die Längswände der Jurte getragen. Zwischen den im Innern aufragenden Pfeilern laufen wiederum hie und da Längs- und Querbalken, desgleichen auch welche zum oberen Rande der Längswände, — ein Gebälk, das zur gegenseitigen Verbindung und



Plan einer chinesischen Winterjurte der **Giljaken** (*tschadryf*). *a* — Grosse, *b* — kleinere Stützpfeiler des Dachstuhls. *c* — Thür. *d* — Fenster. *e* — Herde. *f* — Oeffnung zum Heizen des Herdes. *g* — Loch für den grossen Kessel. *h* — Sitz- und Schlafbänke. *i* — Zum Erwärmen derselben dienliche Röhren. *k* — Schornstein. *l* — Hundetisch. *m* — Pfosten, auf denen die Tischplatte ruht. *n* — Räume zum Abstellen von Hausgeräth. *o* — Wasserbehälter.

---

[1] Diese Tafel soll zugleich zur Illustration der während des Bärenfestes üblichen Ausschmückungen des Hauses und einiger vor demselben stattfindenden Belustigungen dienen, von denen später die Rede sein wird.

dadurch Festigung und Aufrechterhaltung der Wände dient. Daneben wird der unterste, nicht allzuviel über Mannshöhe erhabene Theil desselben auch zum Aufstapeln verschiedener Gegenstände, sowie zum Aufhängen von Kleidungsstücken u. drgl. benutzt. Auf unserer Tafel XI sieht man die Enden der obenerwähnten Längsbalken an der Querwand, sowie an der Firste und den Seitenrändern des Daches, recht lang vorragen, wobei die Seitenbalken des letzteren sich an den Giebeln unter einander und mit der Dachfirste weithin kreuzen. Das übrige, feinere Dachgitter wird aus dünneren, kreuz und quer angebrachten Stangen und Stöcken zusammengesetzt, alsdann mit Baum-, namentlich Tannenrinde und zuletzt mit einer Lage von trockenem Gras oder Stroh von *Calamagrostis* u. drgl. bedeckt, das durch ein paar Reihen mit der Dachfirste parallel gelegter Stangen angedrückt und festgehalten wird. An der einen Ecke des Hauses, und zwar, wenn man vor einer seiner Längsseiten steht, immer zur rechten Hand, befindet sich in der Quer- oder Längswand desselben der Eingang, mit einer gewöhnlichen Thür (*c*), die aus mehreren durch ein paar breite Querleisten zusammengehaltenen Brettern besteht, und immer auch mit einer hohen Schwelle, durch welche das Zuströmen kalter Luft zum Fussboden, sowie das Eindringen von treibendem Schnee und abfliessendem Regenwasser in das Haus nach Möglichkeit verhindert werden soll. Nach allen vier oder wenigstens nach drei Seiten ist das Haus mit Fenstern (*d*) versehen, und zwar haben die beiden Längswände und die hintere Querwand deren je zwei, die vordere Querwand eines. Mehr wie diese sieben Fenster habe ich auch an den geräumigsten giljakischen Häusern nie gesehen[1]; sehr oft hingegen fehlt das Fenster in der vorderen Querwand, wie z. B. auch an dem auf Taf. XI im Vordergrunde stehenden Hause von Tebach, und nicht selten haben auch die andere Quer- und die hintere Längswand nur je ein Fenster, welches alsdann stets unsymmetrisch, näher zu der einen oder der anderen Ecke des Hauses liegt, ja, an den kleineren Häusern fehlt auch das Fenster in der hinteren Längswand, so dass die Zahl der Fenster bei denselben sich sogar auf 3 reducirt. Dennoch erhellen auch diese, bei ihrer ansehnlichen Grösse, das Innere des Hauses noch ganz erträglich. Die Fenster sind bald quadratisch, 3—4 Fuss gross, bald etwas länger als breit oder umgekehrt. Ein Fensterkreuz haben sie nicht, sondern anstatt desselben nur eine Anzahl in gleicher Entfernung von einander befindlicher, vertikaler Stäbchen, und die Stelle des Glases zwischen denselben vertritt Fischhaut. Dazu werden namentlich Häute von *Salmo lagocephalus* (giljak. *lyghi-* oder, auf Sachalin, *laghi-tscho*)[2], dieser häufigsten Lachsart des Amur-Stromes, durch Abschaben und Stampfen möglichst dünn und durchscheinend gemacht und dann so an einander genäht, dass die Nähte zahlreiche Längs- und ein paar im Zickzack verlaufende Querlinien bilden. Oeffnen lassen sich die Fenster nicht, sondern nur mit dem ganzen Rahmen ausheben. Der Fussboden im Hause besteht aus festgestampfter lehmiger Erde. Rechts und links vom Eingange liegen die beiden aus Lehm geformten Herde (*e*, gilj. *tschenk*). Sie werden durch viereckige, an ihrer Vorderseite gelegene Oeffnungen (*f*) geheizt und haben oben ein rundes Loch (*g*) für den grossen Kessel, in welchem die Fischbrühe für die Hunde und unter Umständen auch Speisen für die Menschen bereitet werden. Unmittelbar an die Herde, schliessen sich die ein wenig einspringenden und auch etwas niedrigeren, ungefähr 1½ Fuss hohen und einen Faden breiten Sitz- und Schlafbänke oder Pritschen an (*h*, gilj. *tikky*), die rings um die Wände laufen. Ihr wesentlichster Charakter besteht darin, dass sie von unten erwärmt werden, durch hölzerne, mit Lehm ausgelegte Röhren (*i*), die von beiden Herden ausgehen, unter den Bänken fortlaufen und in der dem Eingange diagonal entgegengesetzten Ecke des Hauses sich vereinigen; von hier läuft die den beiden Herden gemeinsame, zugleich zum Abzuge des Rauches dienende Röhre unterirdisch zum Hause hinaus und mündet unweit desselben in einen ebenso geformten, senkrecht stehenden, hohen, das Haus meist überragenden Schornstein (*k*, gilj. *kla*). Auf den Bänken sind meist von den Giljaken selbst aus einer Schilfart geflochtene Matten ausgebreitet, die nur den Rand der Bank freilassen, und nicht selten sind auch die Wände stellenweise mit solchen Matten belegt. In der Mitte des Hauses, zwischen den beiden die Dachfirste stützenden Pfeilern erhebt sich ein massiver, grosser, etwa zwei Faden langer und halb so breiter Tisch (*l*), auf welchem die Hunde gefüttert werden und den ich daher schlechtweg Hundetisch nennen werde (gilj. *kyll*). Die Platte desselben, die an ihren Längskanten meist in grobgeschnitzte, pyramidale, kegel- oder hakenförmige Fortsätze ausläuft, ruht auf vier fest in die Erde eingerammelten Pfosten (*m*) und kann nöthigenfalls, wenn Raum im Hause geschafft werden soll, wie z. B. während der Bärenfestlichkeiten, von denselben abgehoben werden. Ueber den beiden Enden des Hundetisches hängen vom mittleren Längsbalken des Hauses zwei Querhölzer herab, zwischen die eine lange Stange gesteckt werden kann, an welche die Hunde während der Fütterung angebunden werden. Unsere Taf. XII, die diese später zu besprechende Hundefütterung darstellt, giebt auch einen Einblick in die Beschaffenheit des Innern eines giljakischen Winterhauses; nur muss ich bemerken, dass der Hundetisch auf derselben etwas zu klein und hingegen der Raum zwischen demselben und der Pritsche zu gross angegeben ist. Spätere Bilder, die zur Illustration der Bärenfestlichkeiten und der Leichenbestattung bei den Giljaken dienen sollen, treffen in dieser Beziehung ein richtigeres Verhältniss und geben zugleich eine Vorstellung von manchem anderen oben berührten Detail im Bau und in der inneren Einrichtung eines giljakischen Winterhauses. Zum Schluss dieser Beschreibung muss ich noch erwähnen, dass an den Wänden (*n*) gleich rechts und links vom Eingange hie und da Wandbretter oder Repositorien zum Abstellen von Hausgeräth sich befinden, und hier ist auch der Platz für ein oder mehrere grosse Gefässe, die den nöthigen Bedarf an Wasser zum Trinken und zum Bereiten der Speisen enthalten. Desgleichen hängt längs der hinter dem Herde befindlichen Wand eine Etagère mit verschiedenem Koch- und Speisegeräth herab. Endlich sei noch bemerkt, dass in der vorderen Querwand des Hauses, nahe dem Dache ein rundes, durch eine ebensolche Strohmatte verschliessbares Loch sich befindet, das zur Ventilation des Hauses dient, wenn dasselbe beim Bereiten der Fischbrühe für die Hunde sich mit Dampf und Qualm oder bei mangelhaftem Zuge in den Ofenröhren mit Rauch angefüllt hat. Uebrigens habe ich es fast immer offen stehen und nur zur Nacht schliessen sehen. Da in Folge des Rauchlochs die an der vorderen

---

[1] Bei den anderen Amur-Völkern ist es mir wohl begegnet, doch darüber später.

[2] Bei den Russen in ganz Sibirien unter dem Namen *keta* bekannt.

Querwand gelegene Pritsche am meisten dem Zuge ausgesetzt ist, so giebt diese den schlechtesten Platz im Hause ab und entbehrt in der Regel der Strohmatten, wogegen die an der vorderen Längs- und nächstdem die an der hinteren Querwand sich hinziehende Bank für die besten Plätze gelten, und hier wird einem Gaste zu Ehren auf die nie fehlende Strohmatte bisweilen noch ein kleiner, von den Chinesen erhandelter Teppich ausgebreitet.

So unzweifelhafte Vorzüge die chinesische Winterjurte der Giljaken vor ihrer Erdjurte hat, insofern sie viel geräumiger, heller und, in Folge der Röhrenleitung unter den Pritschen, im Allgemeinen auch wärmer und keinem so raschen Temperaturwechsel ausgesetzt ist, so bietet sie doch auch manche Mängel, und zum Theil solche, welche die Erdjurte nicht oder wenigstens nicht in dem Grade kennt. Die dünnen Aussenwände und grossen Fenster vermögen den scharfen Frösten und heftigen Schneestürmen keinen vollen Widerstand zu leisten: es zieht an denselben oft in empfindlicher Weise, und an manchen Stellen dringt feiner Schneestaub ein, oder lagern sich Eisniederschläge ab. Stärker noch ist der Zug am Fussboden, namentlich weil die Thür unmittelbar nach draussen und nicht in einen schützenden Vorraum, wie bei der Erdjurte, mündet. Zudem muss sie auch bei diesen Winterjurten bisweilen eine Zeit lang offen gehalten werden, um einen allzustarken Qualm oder Rauch aus denselben zu entfernen. Zug und Kälte am Fussboden sind hier um so empfindlicher, als die Pritschen im Gegentheil oft sehr warm sind. Die Giljaken freilich leiden weniger darunter, da sie meist mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen auf der Pritsche sitzen. Wie stark diese letzteren sich erhitzen und dadurch wiederum unbequem werden können, davon konnte ich mich überzeugen, als ich im Januar 1856 mehrere Tage lang den Bärenfestlichkeiten in Tebach beiwohnte. Um die zahlreichen Gäste zu bewirthen, wurde in beiden Herden ununterbrochen ein starkes Feuer unterhalten, und in Folge dessen stieg die Temperatur der Pritschen so sehr, dass in meinem ledernen Handkoffer, den ich neben mir hielt, einige vorräthige Stearinlichte vollständig schmolzen. Die heizbaren Schlafbänke haben übrigens auch noch den grossen Uebelstand, dass sie der Vermehrung von mancherlei Ungeziefer starken Vorschub leisten. Unter denselben, an unzugänglichen, verborgenen Stellen, längs den Röhren u. s. w., nisten unzählige Ratten (*Mus decumanus*), die Nachts herauskommen, um ihrer Nahrung nachzugehen. Ich habe sie oft, wenn Alles zur Ruhe gegangen und ich noch an meinen Tagebüchern schrieb, aus ihren Schlupflöchern hervorkommen und in geringer Entfernung von mir ihr Wesen treiben sehen. Sie verschmähen es nicht, sich sogar auf das innere Gebälk des Hauses zu begeben: als ich mir einst, um anderem Ungeziefer zu entgehen, dort eine Hängematte anbringen liess, warnten mich die Giljaken davor, dass die Ratten die Riemen zernagen und die Matte zum Fallen bringen würden. Noch lästiger aber ist das Ungeziefer, vor dem ich mich in solcher Weise zu schützen suchte: auf den warmen Pritschen wimmelt es von Flöhen, die in den Ritzen und Fugen der groben Strohmatten einen vorzüglichen Aufenthaltsort finden. Betritt man im Sommer ein leerstehendes giljakisches Winterhaus, so ist man im Nu buchstäblich übersäht von ihnen. Ja, ich habe mich überzeugen müssen, dass es alsdann nicht gerathen ist, sein Zelt auch nur in der Nähe eines solchen Hauses, auf dem es umgebenden glatten und festen Erdboden aufzurichten. Ohne Zweifel liegt in dieser Menge von Ungeziefer und insbesondere von Flöhen, so wie übrigens auch in der Unmöglichkeit, sich im Sommer auf erhitzten Pritschen aufzuhalten, ein Hauptgrund, wesshalb die Giljaken bei nahendem Frühling ihre Winterhäuser verlassen und anders construirte Wohnungen beziehen.

Es fragt sich nun, welche von den beiden oben beschriebenen Arten winterlicher Behausung bei den Giljaken in den verschiedenen Theilen ihres Wohngebietes üblich ist. Zur Zeit meines Aufenthaltes im Amur-Lande (1854—56) war die Erdjurte so gut wie ausschliesslich auf Sachalin beschränkt, dort aber herrschte sie bei Weitem über die chinesische Winterjurte vor. Die Ostküste der Insel und das Tymy-Thal kannten nur die Erdjurte[1]). Auf der Westküste, soweit sie vom Nordjapanischen Meere bespült wird, d. i. von Pilja-wo, dem südlichsten Punkte der Giljaken, bis nach Poghobi, gab es auch nur Erdjurten[2]). Allein von dort nordwärts, am Liman und am Ochotskischen Meer bis zur Nordspitze der Insel, lagen bald aus Erd-, bald aus chinesischen Jurten bestehende Dörfer, und zuweilen kamen auch beide Formen winterlicher Behausung neben einander vor. Ich bin in diesem Theile Sachalin's selbst nicht gewesen, habe aber detaillirte Nachrichten über die in demselben gelegenen Dörfer, sowie über die Zahl und Beschaffenheit ihrer Jurten gesammelt, unter Anderem auch von dortigen Giljaken, die mich im Nikolajefschen Posten in Gesellschaft von mir befreundeten Tschcharbach-Giljaken besuchten[3]). Einige Jahre später (1861) bereiste Glehn einen Theil dieser Küste und gab ein Verzeichniss aller auf derselben befindlichen Dörfer, nebst der Zahl und Beschaffenheit ihrer Jurten[4]). Vergleiche ich meine Nachrichten mit den seinigen, so stimmen sie im Wesentlichen überein, zeigen jedoch auch einige Differenzen, die fast sämmtlich der Art sind, dass man auf eine in der Zwischenzeit stattgehabte Abnahme der Bevölkerung in diesem Theile Sachalin's schliessen möchte. So ist die Zahl der Dörfer, namentlich der kleinen, nur eine einzige Erdjurte zählenden, in meiner Liste grösser als bei Glehn, wobei jedoch die Namen derselben auch bei ihm vorkommen, aber mit anderen Bezeichnungen, als auf einen und denselben, nicht minder kleinen Ort bezüglich, zusammengezogen werden. Ebenso giebt meine Liste für die grösseren Ortschaften fast durchweg eine grössere Anzahl von Jurten als die Glehn'sche an. Und diese schon nach meiner Zeit eingetretene Entvölkerung erklärt sich vollständig durch die oben erwähnte starke Pocken-Epidemie, die im Winter 1857/58 gerade diesen Theil des Amur-Landes verwüstete. Wie bereits bemerkt, starben dabei manche Jurten ganz aus, und von manchen kleinen Ortschaften, die deren nicht mehr als eine zählten, blieb daher nur der Name übrig, der von späteren Reisenden leicht als synonyme Bezeichnung auf eines der nächstgelegenen Dörfer bezogen werden konnte. Wo unsere Nachrichten in Beziehung auf die Beschaffenheit der Jurten — ob Erd- oder chinesische Jurten — auseinandergehen, da handelt es sich stets um solche Orte, die von **Glehn** nicht besucht worden sind und über die er daher auch nur nach Angaben der Eingeborenen berichten konnte. Aus diesem Grunde und weil ich bei allen vor- und nachstehenden Betrachtungen aus dem Amur-Lande stets die Zeit meines Aufenthalts daselbst im Auge habe, muss ich auch die Vertheilung der Erd- und chinesischen Winterjurten auf Sachalin nach den von mir selbst eingezogenen Nachrichten schildern. Demnach lagen zu jener Zeit nördlich von Poghobi zunächst noch drei aus je einzelnen Erdjurten bestehende Dörfer. In Dshongi traf man, von Süden gegangen, die erste chinesische Winterjurte, auf welche jedoch wiederum vier je eine Erdjurte zählende Dörfer folgten. Nordwärts von Talvant-tigr-wo, das eine Erd- und eine chinesiche Jurte enthielt, beginnt mit Tulksj[1]) eine Reihe von Dörfern, die nur aus Häusern der letzteren Art bestehen. Es ist dies, wie schon erwähnt, mit der bevölkertste Theil von Sachalin, mit den grössten Dörfern, darunter auch das zu meiner Zeit durch seine räuberische Bevölkerung übelberüchtigte Tamla-wo, das nach Angabe der **Giljaken** über 12 Häuser zählte[2]). Das letzte dieser in ununterbrochener Reihe gelegenen Tschadryf-Dörfer Sachalin's ist Pomyr- oder Pomyt-wo, am Ochotskischen Meer. **Glehn** ist über dieses Dorf nach Norden nicht hinausgekommen und giebt für den übrigen Theil der Westküste Sachalin's bis zur Nordspitze der Insel nur Erdjurten an. Nach meinen Erkundigungen aber überwiegt auch dort die chinesische Winterjurte; denn nach einem kleinen Toryf-Dorfe, Muisib-wo (Musjv bei **Glehn**), folgt das ehemals wohl grössere Pilja-wo, mit einer Erd- und einer chinesischen Jurte, und dann giebt es noch zwei Tschadryf-Dörfer, Tumi-wo und Ngywr-wo (bei **Glehn** Ngyd), von denen das letztere recht ansehnlich ist (5 Jurten) und von der Nordspitze der Insel (dem *Mif-ych*, wie die **Giljaken** es mir bezeichneten) nicht mehr fern liegt. Nach seiner Lage in der kleinen Einbuchtung, die **Krusenstern** Bai Nadeshda nannte, muss Ngywr-wo dasselbe Dorf sein, welches dieser Seefahrer im Jahre 1805 besuchte. Aus seiner ziemlich ausführlichen Beschreibung desselben ersieht man, dass die **Giljaken** («**Tataren**») zur Zeit — es war am 15./27. August — in ihren Sommerjurten wohnten; etwas abseits lagen aber andere, scheinbar besser gebaute, mit Feuerherden und Schornsteinen versehene Häuser, die jedoch zu der Zeit leer standen[3]), — offenbar die oben beschriebenen Winterjurten der **Giljaken**. Hier hat man also einen anderen Beweis für das Vorhandensein von Tschadryf-Dörfern auch in diesem Theile Sachalin's[4]).

---

[1]) Die Angabe Mizul's (Очеркъ остр. Сахалина въ сельско-хоз. отнош. С. Петерб. 1873, стр. 134), dass die Giljaken im Tymy-Thale in Häusern von chinesischer («mandshurischer») Bauart wohnen, ist ganz falsch und kann nur auf sehr mangelhafter Erkundigung beruhen.

[2]) Im J. 1861 fand Glehn (Reisebер. von der Ins. Sachalin. — Beitr. zur Kenntn. d. Russ. Reiches, Bd. XXV, p. 234) in Poghobi eine «grosse mandshurische» Jurte (oder 2?), die jedoch zu meiner Zeit noch nicht existirte, wie ich mit Bestimmtheit behaupten kann, da ich an diesem Orte in den Jahren 1855 und 1856 nicht weniger als viermal gewesen bin.

[3]) Es waren dies namentlich die Giljaken Jaftun und Pryngan aus dem Dorfe Dshongi und Tauskin aus dem Dorfe Ngamj-wo am Liman.

[4]) A. a. O., p. 233 ff.

---

[1]) Bei **Glehn** heisst es *Jordšnt-tigr-wo*.

[2]) **Glehn** fand deren nur 9. Auf die grosse Zahl der Häuser und Einwohner dieses Orts deutet auch sein Name, denn *tamla*, *tamlatsch* oder *tamlantsch* bedeutet im Giljakischen «zahlreich».

[3]) **Krusenstern**, Reise um die Welt, Bd. II., p. 178, 182.

[4]) Um meine obigen Angaben noch zu ergänzen und zu belegen und zugleich die Möglichkeit zu geben, sie mit denen **Glehn's** genauer zu vergleichen, füge ich hier die ganze von mir erkundete Liste der auf Sachalin nördlich von Poghobi gelegenen Dörfer mit Angabe der Zahl und Beschaffenheit ihrer Jurten bei. Zwar haben wir die Namen der Dörfer nicht immer ganz gleich gehört, doch fällt es nicht schwer, dieselben wiederzuerkennen. In Klammern füge ich auch die von **Glehn** angegebene Jurtenzahl bei, da man aus derselben, namentlich für den von Pomyr-wo an südwärts sich erstreckenden Theil der Küste, wo **Glehn** die meisten Punkte selbst besucht und

In viel höherem Grade noch als auf Sachalin die Erdjurte herrscht bei den Giljaken des Continents die chinesische Winterjurte vor. Ja, hier gab es zu meiner Zeit nur noch eine einzige Erdjurte, die seitdem vermuthlich auch verschwunden ist: es war dies die kleine Erdjurte von Pättach, am Liman gleich nördlich von der Amur-Mündung. Ich habe sie im März 1856 besucht; sie lag in einiger Entfernung von der chinesischen Winterjurte desselben Orts und war ganz ebenso wie die kleineren Erdjurten Sachalin's beschaffen. Dass sie in der That die einzige ihrer Art auf dem Festlande war, lässt sich mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten. Im übrigen Liman, am Amur und am Ochotskischen Meere, vom Liman bis nach Kulj, dem grössten, 10 (?) Winterjurten zählenden Dorfe an jener Küste, giebt es sicherlich keine Erdjurten mehr. Am Tugur- und Ulban-Busen, wo Middendorff die Giljaken kennen lernte, bewohnen sie im Winter, wie ich aus seinen handschriftlichen Notizen ersehe[1], ganz eben solche Häuser wie im Liman und am Amur. Es lässt sich daher nicht annehmen, dass es in dem Zwischenraume zwischen Kulj und dem Ulban-Busen, der einzigen Strecke, über die uns keine Augenzeugennachrichten vorliegen, anders wäre. Auch wussten mir die Giljaken, so oft ich sie darum befragte, von keiner Erdjurte auf dem Festlande, ausser der oben erwähnten von Pättach, zu berichten.

Kurz zusammengefasst, bildet also gegenwärtig die chinesische Jurte bei den Giljaken auf dem Festlande, so weit deren Verbreitung reicht, die einzige Art der Winterbehausung; auf der Insel Sachalin hingegen kommt sie nur auf der dem Festlande gegenüber liegenden Westküste, am Liman und am Ochotskischen Meere, mit der Erdjurte untermischt, vor, während im ganzen übrigen giljakischen Theile der Insel diese letztere Form allein zu finden ist. Aus dieser Vertheilung beider Arten von Winterwohnungen lässt sich schon der Schluss ziehen, dass die Erdjurte die ursprüngliche, den Giljaken eigenartige Behausung ist, die bei ihnen ehemals auch auf dem Continent allgemein gebräuchlich war, später aber durch eine fremdartige, den Amur abwärts gekommene Form auf dem Festlande allmählich ganz und auf der ihm zunächst gelegenen Küste Sachalin's zum grossen Theil verdrängt wurde und nur bei den entfernter woh-

---

ihre Jurten gezählt hat, einigermassen über die Entvölkerung urtheilen darf, welche die Pocken-Epidemie von 1857/58 daselbst hervorgerufen hat. Demnach liegen nördlich von Poghobi folgende Dörfer:

Wismeryf . . .	mit	1	Erdjurte
Warj	»	1 (1)	»
Ngyilb	»	1 (4)	»
Dshongi	»	1	chines. Jurte
Loktschi	»	1 (1)	Erdjurte
Jügdeme	»	1 (1)	»
Pyrki	»	1 (1)	»
Tscheghngi . . .	»	1 (1)	»
Talvant-tigr-wo .	»	1 (1)	» und 1 chines. Jurte
Tulkaj	»	2 (2)	chines. Jurten
Langri (Sommerdorf von Tulkaj)			
Matsch-wo . . .	»	2	»
Mangal-wo . . .	»	1 (1)	»
Nganj-wo . . .	mit	4 (3)	chines. Jurten
Tylent-tigr-wo .	»	1 (2 ?)	»
Matent-tigr-wo .	»	3 (2)	»
Tamla-wo . . .	» über	12 (9)	»
Lyrkr-wo . . .	»	4	»
Wisak-wo . . .	»	5 (3)	»
Ngyl-wo	»	1 (1)	»
Pomyr-wo . . .	»	3 (3)	»
Muisib-wo . . .	»	1 (2)	Erdjurte
Pilje-wo	»	1 (1)	» und 1 chines. Jurte
Tumi-wo	»	2 chin. Jurt. (1 Erdj.)	
Ngywr-wo . . .	»	5 » » (3 »).	

[1] Auch in seinem Reiseberichte (s. Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, Bd. IX, 2. Abthl., p. 610) erwähnt er der zweckmässigen, unter den Schlafbänken fortgeleiteten Wärmeleitungsröhren in den Häusern der dortigen Giljaken.

nenden Insel-**Giljaken** sich erhalten hat. Dafür, dass die Erdjurte in der That die ursprüngliche Winterwohnung der Giljaken ist, spricht endlich, ausser dem obenerwähnten höchst einfachen und primitiven, dem Zelte nachgebildeten Bau derselben, auch der Umstand, dass sie, nur mit geringen Modifikationen, auch bei den übrigen paläasiatischen Völkern zu finden ist.

Bei den nächsten Nachbarn der **Giljaken**, den **Aino**, ist sie in allgemeinem Gebrauch. Nach **Mamia Rinsô's** Schilderung[1]) graben die **Aino** von Südsachalin erst eine 3—4 Ken[2]) tiefe Grube in die Erde, schlagen dann Pfosten an den Ecken ein und errichten darüber ein aus Baumrinde und Zweigen zusammengesetztes Dach, das über dem Eingange vorspringt und so einen Vorplatz bildet, von welchem aus eine Stiege in die Wohnung hinabführt. Im Inneren derselben ist die Einrichtung auch ganz ähnlich wie in den giljakischen Erdjurten, nur liegt der Herd seitwärts neben der Stiege und hat über sich eine Oeffnung im Dach, während im Mittelraume, zwischen den seitlichen Sitz- und Schlafplätzen, nur bisweilen, wenn es besonders kalt ist, ein Feuer zu ebener Erde angemacht wird; doch braucht dies nur selten zu geschehen, da diese Wohnungen, wie **Mamia Rinsô** ausdrücklich hervorhebt, durchgehends äusserst warm sind. **Rudanofskij**[3]), **Busse**[4]), **Dobrotworskij**[5]) u. A. haben ausführlichere Beschreibungen derselben geliefert, aus denen man ersieht, dass die an den beiden Seiten der Jurte sich erstreckenden Schlafplätze niedrige Pritschen sind, wie bei den **Giljaken**, aber mit Schiebläden versehen, worin ich einen japanischen Einfluss sehen möchte; dass ferner jederseits, wo die Pritschen beginnen, ein Herd, in kleineren Jurten aber auch nur **ein** solcher in der Mitte der Wohnung, also genau wie in den giljakischen Erdjurten, liegt, und über jedem Herde eine Oeffnung im Dach zum Austritt des Rauches sich befindet; dass endlich zu letzterem Zwecke bisweilen auch eine Röhre vom Herde nach dem Vorhause läuft und etwa eine halbe Arschin hoch aus demselben emporragt, u. s. w. Gleichwie die **Aino** von Sachalin, bewohnen auch diejenigen von Jesso im Winter Erdjurten[6]).

Das nächste paläasiatische Volk, die **Kamtschadalen**, wohnte noch zur Zeit von **Steller** und **Krascheninnikof** den Winter über ausschliesslich in Erdjurten. Bei den genannten Reisenden findet man eine ausführliche Beschreibung und bei **Steller** auch einen Plan und eine Ansicht vom Inneren derselben[7]). Abgesehen von manchem Detail in ihrer inneren Einrichtung, hat die kamtschadalische Erdjurte die interessante Abweichung von der giljakischen, dass bei ihr der äussere, gedeckte, zur Thür führende Gang in einen Kanal sich verwandelt hatte, der, mit seiner inneren Mündung auf den in der Mitte der Jurte gelegenen Herd gerichtet, dazu diente, beim Feueranmachen einen starken Luftzug hervorzubringen, nachher aber, wenn das Feuer ausgegangen, an seinem äusseren Ende geschlossen wurde. Durch diesen Kanal aus der Jurte hinaus oder in dieselbe hinein zu kriechen, war nach **Steller**[1]) nur den Kindern gestattet[2]); den Erwachsenen hingegen diente zum Ein- und Ausgange das gerade über dem Herde befindliche Rauchloch, von welchem ein schräg gestellter, mit tiefen Einkerbungen versehener Balken zum Boden der Jurte hinabführte. Wie **Steller** berichtet[3]), wurden die **Kamtschadalen** am Penshinischen (Ochotskischen) Meer wegen ihrer Erdjurten von ihren Nachbarn im Norden, den Rennthier-**Korjaken**, «**Namalau**» oder «**Namalan**», d. h. in unterirdischen Behausungen Wohnende, genannt, — eine Bezeichnung, von welcher **Gerland** den Namen **Namollo** für die von Amerika nach der asiatischen Küste des Berings-Meeres zurück gewanderten **Eskimo** oder **Juit** — wie sie sich selbst nennen — ableitet[4]).

---

[1]) Tô-tats kiko (**Siebold**, Nippon, VII, p. 184).

[2]) Nach **Siebold** 6—8 Meter, was aber jedenfalls zu tief wäre.

[3]) In den mir zur Benutzung anheimgestellten schriftlichen Aufzeichnungen von seiner Reise im Winter 1853/54 durch das südliche Sachalin; desgl. in Подвиги русск. морск. офиц. на крайн. вост. Россіи 1849—1855 г., посмертныя зап. адмир. **Невельскаго**, изд. подъ редакц. В. **Вахтина**, С. Петерб. 1878 г., стр. 296.

[4]) Н. **Буссе**, Остр. Сахалинъ и Экспед. 1853 и 54 гг.; дневникъ съ 25. Авг. 1853—19. Мая 1854 г., С. Петерб. 1872, стр. 97, 98.

[5]) М. **Добротворскій**, Южная часть остр. Сахалина, извлеч. изъ его военно-медиц. отчета за 1868 г. (Изв. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ. Т. I, № 2 и 3, Иркутскъ 1870, стр. 29); auch in desselben Аинско-русскій словарь, Казань 1875 (Прилож. къ Учен. Зап. Имп. Каз. Унив. 1875 г.), стр. 35.

[6]) **Головнинъ**, Зап. о приключ. его въ плѣну у Японцевъ въ 1811, 1812 и 1813 гг., С. Петерб. 1816, Ч. III, стр. 104.

[7]) **Steller**, Beschr. von dem Lande Kamtschatka, Frankf. u. Leipzig 1774, p. 212. **Крашенинниковъ**, Опис. земли Камчатки (Полн. собр. учен. путеш. по Россіи, изд. Имп. Акад. Наукъ, Т. II, С. Петерб. 1819, стр. 37).

Von den **Korjaken**, einem ebenfalls paläasiatischen Volke, hat ein Theil, die sesshaften **Korjaken**, so weit sie nicht bereits russische Sitten und damit auch russische Wohnungen angenommen haben, die Erdjurte noch bis auf den heutigen Tag beibehalten; so, nach **Ditmar**[5]), namentlich die am Penshinsker Meerbusen ansässigen Kamenzen und Parenzen, nebst den nördlichsten Pallanzen (in Pusstorezk und Podkagernaja), und die meisten Olutorzen an der Nordostküste von Kamtschatka. Nach Ditmar ist die korjakische Erdjurte von sehr einfacher Beschaffenheit: eine Grube von etwa 2—3 Faden im Quadrat, mit Holzklötzen ausgefüttert und überdacht und, wie die ehemalige kamtschadalische, mit dem Eingange durch's Rauchloch[1]). Nach Maydell hat übrigens die korjakische Erdjurte auch einen seitlichen Eingang, der durch einen engen, etwas absteigenden Kanal in das Innere führt, doch wird dieser nur einmal im Jahr benutzt: wenn nämlich der Wirth im Herbst seine Jurte bezieht, so kriecht er zuerst durch diesen Gang hinein, schliesst ihn aber dann sofort mit einer in einem Rahmen ausgespannten Seehundshaut, worauf in der übrigen Zeit nur das Rauchloch zum Ein- und Ausgehen benutzt werden darf[2]). Die wandernden Korjaken haben natürlich keine Erdjurten. Sollten aber ihre Vorfahren nicht auch welche gehabt haben? In der Regel meint man zwar, dass die sesshaften Korjaken ehemals auch Rennthiernomaden gewesen seien und erst nach Verlust ihrer Heerden an der Meeresküste sich niedergelassen hätten, um hier von Thier- und Fischfang zu leben, — eine Umwandlung, wie sie zum Theil auch unter den Tschuktschen stattgefunden hat und noch stattfindet[3]). Allein zwischen den sesshaften oder Küsten-Tschuktschen und den sesshaften Korjaken besteht der grosse Unterschied, dass diese in der That sesshaft sind und feste Winter- und Sommerwohnungen haben, während jene auch nach Verlust ihrer Rennthiere und nach ihrer Niederlassung an der Meeresküste ein halbnomadisches Leben beibehalten und dem entsprechend auch keine festen Wohnungen, keine Erdjurten errichten, sondern nach wie vor in ihren transportablen Zelten wohnen[4]). Jenes scheint mir eine althergebrachte, gewissermaassen ursprüngliche Lebensweise zu sein, dieses nur eine spätere, ja bisweilen bloss zeitweilige Rückwandelung. Meiner Ansicht nach muss man sich daher jene Wandelung im Leben dieser Völker in umgekehrter Weise denken: gleich den noch jetzt sesshaften **Korjaken** hatten auch die Vorfahren der jetzigen wandernden **Korjaken** und ebenso auch die mit ihnen stammverwandten, nur dialektisch von ihnen verschiedenen **Tschuktschen**[1]) ehemals feste Wohnsitze, und zwar eben solche Erdjurten, bis sie von ihren Nachbarn, vermuthlich den auf sie eindrängenden **Tungusen**, das domesticirte Rennthier, ein den paläasiatischen Völkern noch fremdes Hausthier, kennen lernten und sich aneigneten; sobald dies geschehen, mussten sie ihre sesshafte Lebensweise aufgeben und ein Nomadenleben antreten, womit sie natürlich auch ihre feste Erdjurte gegen ein transportables Zelt zu vertauschen genöthigt waren. Und damit steht vollkommen im Einklange, wenn **Wrangell**[2]) zur Charakteristik der **Tschuktschen** sagt, dass sie trotz ihres Wanderlebens viel mehr Sesshaftes in ihrem ganzen Wesen als alle anderen Nomadenvölker haben: nur die Dürftigkeit der Weideplätze und der Mangel an Futter für ihre Rennthiere können sie zwingen einen Ort zu verlassen; ihre Neigung zur sesshaften Lebensweise tritt auch darin hervor, dass sie Vorräthe machen, sparsam, ja sogar geizig sind, — lauter Eigenschaften, die den Nomadenvölkern ganz und gar abgehen; ja selbst ihre Kleidung, das breite, plumpe Pelzhemd und die langen Fellbeinkleider sind mehr für eine sesshafte Lebensweise geeignet[3]).

---

[1]) L. c., p. 214.

[2]) Nach **Krascheninnikof** (l. c., p. 40) auch den Weibern und Kojektschutsch oder Kojachtschitsch (**Steller**, l. c., p. 331, Anm.), d. h. den als Weiber sich gerirenden Männern; that es hingegen ein Mann, so setzte er sich dem Hohn aller Anwesenden aus. In Folge von Verstümmelung der kamtschadalischen Bezeichnung für die äussere Oeffnung dieses Kanales (*schopomelach*) nannten die russischen Kosaken denselben *shupan*.

[3]) L. c., p. 8 und 240.

[4]) G. **Gerland**, Zur Ethnogr. des äussersten Nordostens von Asien (Zeitschr. der Gesell. für Erdkunde zu Berlin, Bd. XVIII, 1883, p. 221). Ob diese Ableitung begründet ist, vermag ich nicht zu entscheiden, die obigen Angaben **Steller's** hat jedoch **Gerland** vollständig missverstanden, indem er meint, dass die **Korjaken** mit dem ersteren jener Namen (**Namalau**) die am Kamtschatka-Flusse wohnenden **Kamtschadalen** und mit dem letzteren (**Namalan**) die **Tungusen**, ebenfalls ihrer Erdhütten wegen, bezeichnen. Nach **Steller** beziehen sich diese Namen weder auf die Einen, noch auf die Anderen, sondern beide gleicherweise auf die **Kamtschadalen** (Itälmenen) am Ochotskischen (Penshinischen) Meere. Von den am Kamtschatka-Flusse wohnenden sagt er ausdrücklich, dass die **Korjaken** sie, ohne einen Grund dafür angeben zu können, «**Jutilltam**» nennen (p. 8); von den **Tungusen** aber — die übrigens gar keine Erdjurten haben — bemerkt er nur (p. 240), dass sie, trotz ihrer öfteren, bereits vor Ankunft der Russen bis an den Penshina-Fluss ausgedehnten Einfälle, von den **Kamtschadalen** nichts wüssten. Man kann sich ein solches Missverstehen **Steller'scher** Angaben, wie es **Gerland** widerfahren, theils aus dem veralteten Stil **Steller's**, theils aus der häufig (und auch am betreffenden Orte, p. 8) äusserst mangelhaften und incorrekten Interpunction in dieser Ausgabe seines Werkes erklären. Wie ich bereits an einem anderen Orte (Reis. u. Forsch. im Amur-Lande, Bd. II, p. 763, Anm. 3) hervorgehoben habe, sagte **Pallas** von derselben, dass sie «aus einer Kladde abgedruckt und unter den Händen des Herausgebers (J. B. S.) mit den unverantwortlichsten, eine grobe Unwissenheit verrathenden Copir- und Druckfehlern überhäuft worden sei» (Neue Nord. Beytr. Bd. II, p. 235). Von der Richtigkeit dieses Urtheils von **Pallas** kann man sich beim Lesen des **Steller'schen** Werkes auf Schritt und Tritt überzeugen. Aus diesem Grunde glaube ich, dass auch die scheinbare Differenz jener beiden korjakischen Bezeichnungen für die **Kamtschadalen** nur auf einen Druckfehler sich zurückführen lässt. **Steller** giebt ausserdem an, dass die am Ochotskischen Meere ansässigen **Korjaken** von ihren mit Rennthieren nomadisirenden Landsleuten «**Nümala skallia**», d. h. Sitzende, Ruhige, genannt werden. Sollte aber dies «**Nümala**» nicht auch wie jenes «**Namalan**» auf ihre unterirdischen Wohnungen Bezug haben?

[5]) Ueber die **Koräken** und die ihnen sehr nahe verwandten **Tschuktschen** (Bull. de la cl. hist.-phil. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb., T. XIII, p. 104, 107, 109; Mél. russes, T. III, p. 8, 12, 16).

---

[1] Krascheninnikof (Опис. земли Камчатк. — Полн. собр. путеш. и пр., Т. II, стр. 105), Müller (Geogr. und Verfass. von Kamtschatka, im Anhang zu Steller's Beschreib. von dem Lande Kamtsch., p. 21), Ditmar (l. c.), Bush (Reindeer, dogs and snow-shoes: a journ. of siber. travels and explor. made in the years 1865—1867, London 1871, p. 352), Kennan (Tent life in Siberia and Adventures among the Koraks and oth. tribes in Kamtschatka and North. Asia, London 1871, p. 153, 178) u. A. Letzterer namentlich schildert das Ein- und Ausgehen durch's Rauchloch in der korjakischen Jurte und all' die damit verbundenen Ungelegenheiten in höchst drastischer Weise.

[2] Laut mündlicher Mittheilung des Hrn. G. v. Maydell.

[3] Schon Krascheninnikof (l. c., Bd. II, p. 204) meinte, dass die sesshaften Korjaken ehemals Rennthiernomaden gewesen seien. Ebenso sprechen sich Erman (Reise um die Erde, 1. Abth., Histor. Bericht, Bd. II, Berlin 1838, p. 423, Anm.), Ditmar (Bull. etc. l. c., p. 103, 127; Mél. l. c., p. 7, 38), Kennan (l. c., p. 150) aus. Nach Ditmar soll diese Verarmung schon in lange vergangener Zeit, der Sage nach in den Kämpfen mit den Tschuktschen erfolgt sein. Sarytschef (Путеш. по Сѣверо-вост. части Сибири, Ледов. морю и Восточн. Ок., Ч. II, стр. 105) meinte Dasselbe von den Tschuktschen, verwechselte aber dabei die sesshaften Tschuktschen mit den Namollo. Dass die richtigen Küsten-Tschuktschen aus Nomaden desselben Stammes, die ihre Rennthiere verloren haben, entstanden sind und noch entstehen, unterliegt wohl keinem Zweifel und wird von Wrangell (Пут. по сѣв. бер. Сиб. и по Ледов. морю, Ч. II, стр. 333), Ditmar (l. c.) u. A. angegeben.

[4] Wrangell (Путеш. и пр., Ч. II, стр. 238). Nordenskjöld (Die Umsegel. Asiens und Europas auf der Vega, Deutsche Uebers. Leipzig 1882, Bd. II, p. 82). In dem letzteren Werke findet man auch eine nach einer Photographie von L. Palander wiedergegebene Abbildung von einem Zelte der Küsten- oder sesshaften Tschuktschen (Bd. I, p. 391). Auch ist in demselben vielfach von der Zahl und Beschaffenheit der einzelnen Zelte in den Dörfern, welche die Mitglieder der Vega-Expedition auf ihren Winterfahrten besuchten, sowie von dem auch im Winter bisweilen stattfindenden Umzuge der Küsten-Tschuktschen die Rede (so z. B. Bd. I, p. 443 u. a.). Ebenso bei Nordqvist (s. Petermann's Geogr. Mittheil., 1881, p. 42).

Ist dem aber so, haben ehemals alle **Korjaken** und **Tschuktschen** feste Wohnsitze, Erdjurten gehabt, so müssten sich im unberührten, meist gefrorenen Erdboden ihrer Heimath noch heutzutage Reste und Spuren derselben finden, namentlich von den Erdjurten der **Tschuktschen**, denn die **Korjaken** haben bekanntlich zum Theil noch jetzt solche Wohnungen; oder aber es müssten sich Spuren davon in den Sagen und Traditionen dieser Völker erhalten haben. Beides ist auch in der That der Fall, — nur wird es bisher anders gedeutet. Fast alle Reisenden im **Tschuktschen**-Lande erwähnen der in demselben vorkommenden Reste alter Erdjurten, an denen das Holzwerk vielfach durch Walfischrippen ersetzt wird. Nach **Wrangell** kommen sie an der Eismeerküste auf der ganzen Strecke zwischen der Berings-Strasse und dem Cap Schelagskij vor[4]). Auf dieser Strecke, am Cap Irkaipij (Nordcap) und an anderen Orten traf sie auch die Vega-Expedition: manche derselben wurden geöffnet und alte Stein- und Knochenwerkzeuge aus denselben zu Tage gebracht; bisweilen sah man diese alten Wohnstätten von den jetzigen **Tschuk**-

---

✓

[1]) **Steller** (l. c., p. 8, Anm. a) und **Krascheninnikof** (l. c., Bd. II, p. 197) wiesen schon auf die nahe Stammverwandtschaft beider Völker hin, die später vielfache Bestätigung fand. So z. B. von **Ssarytschef** (Путеш. кап. **Биллингса** чрезъ Чукотскую землю, изд. изъ рук. журн., С. Петерб. 1811, стр. 67, Примѣч.), **Lütke** (Voyage aut. du monde, sur la corv. Le Séniavine, dans les ann. 1826—1829, Partie hist., T. II, Paris 1835, p. 262; desgl. in **Erman's** Archiv für wiss. Kunde von Russland, Bd. III, 1843, p. 449) u. A.

[2]) L. c., p. 272.

[3]) Insbesondere hebt **Wrangell** diese Eigenthümlichkeiten der **Tschuktschen** den **Tungusen** gegenüber hervor, diesen Nomaden insonderheit, von denen Adam **Brandt** (Neuverm. Beschreib. seiner gross. Chines. Reise, welche er anno 1692 von Moscau aus über Gross-Ustiga, Siberien, Dauren und die grosse Tartarey bis in Chinam und von da wieder zurück nach Moscau innerhalb 3 Jahren vollbracht, 3. Druck, Lübeck 1734, p. 99) den in dieser Beziehung charakteristischen Zug anführt, dass sie keinen anderen Fluch kennen, als: »dass du unter den Russen wohnen, dass du den Acker bauen möchtest!«

[4]) **Врангель**, Путеш. и пр., Ч. II, стр. 295, 333.

tschen als Speckkeller benutzt[1]). Ssarytschof fand solche Reste auch noch westlicher, beim Baranof-Felsen[2]). Man schreibt sie den Onkilon zu. Was war das aber für ein Volk? Darüber sind die Ansichten verschieden. Wrangell meinte, dass die Onkilon, die der Sage zufolge ehemals bis zum Cap Schelagskij verbreitet waren, dieselben Eskimo seien, die noch heutzutage in ganz ähnlichen Erdjurten an der asiatischen Küste der Berings-Strasse und des Berings-Meeres wohnen, also die Namollo oder Juit[3]). Nordenskjöld bezeichnet sie bloss als ein von den Tschuktschen aus seinen Sitzen an der Eismeerküste vertriebenes Volk, das der Sage zufolge nach einigen weit hinaus im Polarmeere belegenen Inseln fortgezogen sei. Sollte man aber unter den Onkilon nicht die Vorfahren der Tschuktschen zu verstehen haben, aus der Zeit, da sie noch, gleich den Korjaken am Penshinsker Meerbusen und am Berings-Meere, in festen Erdjurten am Eismeere lebten? Folgende Gründe scheinen mir dafür zu sprechen.

Wrangell hatte den Namen «Onkilon» für die Bewohner jener Erdhütten von den Tschuktschen gehört und glaubte ihn und damit auch jene Sage auf die asiatischen Eskimo beziehen zu müssen. Durch Nordqvist, der von allen Mitgliedern der Vega-Expedition die meiste Bekanntschaft mit den Tschuktschen und deren Sprache gemacht hat, erfahren wir aber[4]), dass der Name, mit welchem sie die asiatischen Eskimo bezeichnen «Aiguan» lautet[5]); als «Angkadli», was mit «Onkilon» ohne Zweifel identisch ist[6]) und auch dieselbe Bedeutung hat, nämlich «Seeanwohner», wie es auch Wrangell angiebt, bezeichnen sich hingegen die Küsten-Tschuktschen selbst, wobei sie sich jedoch, ebenso wie ihre wandernden Landsleute, für «Tschautschu» (Tschuktschen) ausgeben[7]). In den Angaben der Tschuktschen ist also durchaus kein Grund vorhanden, die Onkilon-Hütten den Eskimo zuzuschreiben; vielmehr geht aus denselben hervor, dass es die Wohnungen ihrer ehemals fest am Meere ansässigen Landsleute und Vorfahren waren. Von diesen ihren ehemaligen festen Wohnsitzen am Meere redet wohl auch jene Sage, deren Wrangell erwähnt. Sicherlich waren sie dabei auch über das Cap Schelagskij nach West verbreitet, wie die von Ssarytschof am Baranof-Felsen gefundenen Reste von Erdhütten beweisen. Nach Wrangell[8]) wohnten die Tschuktschen ehemals auch noch westlich von der Kolyma, und zwar noch zur Zeit, als die Russen bis in diese Gegenden vordrangen, also im XVII. Jahrhundert. Darauf weisen sowohl die russischen Namen für ein paar von links in die Kolyma-Mündung sich ergiessende Flüsse («Boljschaja-» und «Malaja-Tschukotschja», d. h. Grosser und Kleiner Tschuktschen-Fluss), als insbesondere auch die unter den Einwohnern des Kolymaker Bezirkes verbreitete Tradition, dass die ersten Ansiedelungen der Russen unter häufigen und verheerenden Ueberfällen der Tschuktschen zu leiden hatten, wovon einige Ortsnamen, wie «Pogromnoje» und «Ubijennoe», Zeugniss abgeben sollen. Zu dieser Zeit führten jedoch die Tschuktschen ohne Zweifel schon ihre jetzige nomadische Lebensweise.

---

[1]) Nordenskjöld, Die Umsegelung Asiens u. Europas auf der Vega. Autorisir. deutsche Ausgabe. Bd. I, Leipzig 1882, p. 403—406, 436 u. a. Dort findet man auch eine Darstellung der Ueberreste einer solchen alten Hütte, nach einer Zeichnung von Nordqvist, und mehrerer in derselben gefundenen Werkzeuge.

[2]) Сарычевъ, Путеш. по Сѣверовост. части Сибири, Ледов. морю и Вост. океану, Ч. II, стр. 95, 96.

[3]) Oben (p. 251, Anm. 1.) ist von dieser Ansicht Wrangell's über die ehemalige Verbreitung der asiatischen Eskimo ebenfalls die Rede gewesen, — einer Ansicht, die ich jedoch gegenwärtig, wie man aus dem Folgenden ersehen wird, nicht mehr theile.

[4]) Osc. Nordqvist, Bidrag till kännedomen om tschuktscherna (Ymer, 1883, p. 20—31). Vrgl. auch Peterman's Geogr. Mitth., 1884, p. 44.

[5]) Wie auch schon Maydell angab. S. oben, p. 244, Anm. 3.

[6]) Nach Neumann (s. oben, p. 244, Anm. 3) lautet es «Ang-kalli».

[7]) Nach den Gebrüdern Krause (Deutsche Geograph. Blätter, herausgegeb. von der Geogr. Gesellsch. in Bremen, Bd. V, 1881, p. 119) nennen die Rennthier-Tschuktschen sich selbst «Tschautschuatse», die Küstenbewohner aber «Ankadlilâ» oder «Aigwan», — ein Name, der jedoch, wie es ebenda (p. 122) heisst, mehr den Unterschied in der Lebensweise und im Wohnort (vergl. Angkadli) als in der Nationalität ausdrückt.

[8]) L. c., p. 221.

Eine fernere Stütze für meine Ansicht, dass die sogenannten Onkilon-Hütten den in alter Zeit ansässigen Tschuktschen und nicht den Eskimo angehörten, muss ich in dem Umstande sehen, dass diese Reste bis zur Berings-Strasse und also auch in dem Gebiete zu finden sind, wo das letztere Volk noch heutzutage in ähnlichen Erdjurten wohnt[1]). Gehörten sie den Eskimo an, so wäre gar nicht abzusehen, warum diese sie verlassen und sich daneben neue Erdhütten errichtet hätten. Dies wird aber vollständig begreiflich, wenn man annimmt, dass diese Eskimo, wie ich es oben schon besprochen habe[2]), trotz des asiatischen Ursprunges des ganzen Stammes, erst in viel späterer Zeit über die Berings-Strasse nach Asien zurückgewandert seien, in Folge des Druckes, welchen die Entdeckung und Kolonisirung Amerika's durch die Europäer auf die Indianer und durch diese auf die Eskimo ausübte[3]). Unbekümmert um jene alten Hüttenreste, bauten sie sich natürlich in dem Lande, nach welchem sie herüberkamen, ihre eigenen Wohnungen, die, nach demselben Princip, als Erdjurten, und aus denselben Materialien — Walfischrippen und Knochen — errichtet, jenen ersteren nicht unähnlich sein mussten.

Ich werde ferner in meiner Ansicht über die Onkilon-Hütten dadurch bestärkt, dass die Vega-Expedition in der Nähe derselben auch alte, offenbar demselben Volke angehörige Opferplätze fand, welche nichtsdestoweniger auch von den jetzigen Rennthier-Tschuktschen als solche benutzt werden[4]). Dieses continuirliche Uebergehen der Opferplätze von den Onkilon auf die Küsten-Tschuktschen spricht sehr entschieden für die Identität beider Völker, denn es ist kaum denkbar, dass ein Volk die Opferplätze eines anderen, ihm feindlichen und von ihm bekriegten und schliesslich verdrängten Volkes benutzen sollte.

Endlich muss ich zur Begründung meiner Ansicht über den Ursprung der Onkilon-Hütten noch einen Umstand zur Sprache bringen. Dall[5]) erwähnt einer Tradition, die er im

---

[1]) So lagen z. B. die Reste einer lange verlassenen Erdjurte, die Hooper (Ten months among the tents of the Tuski, London 1853, p. 16) entdeckte, in der Plover-Bai, unweit von Cap Tschuktschij. Ebenda sah auch Whymper (Travel and adventure in the territ. of Alaska, London 1868, p. 98) Reste ehemaliger Erdhütten («underground houses»), die einem jetzt nicht mehr vorhandenen Volke angehörten. Desgleichen Dall (Alaska and its resources, Boston 1870, p. 378).

[2]) S. oben, p. 249 und 250.

[3]) Wie ich aus dem oben citirten, mir bis dahin unbekannten Werke von Dall ersehe, vertritt er ebenfalls die Ansicht, dass die Eskimo in späterer Zeit, und zwar erst vor etwa drei Jahrhunderten nach Asien zurückgewandert seien.

[4]) Nordenskjöld, Die Umsegelung Asiens und Europas, p. 408.

[5]) Alaska, p. 378.

Tschuktschen-Lande in Erfahrung brachte, und die auf den ersten Blick meiner Ansicht direkt zu widersprechen scheint, bei genauerer Analyse aber dieselbe vollständig bestätigt. Da es dabei wesentlich darauf ankommt, von welcher der im Tschuktschen-Lande gegenwärtig einheimischen Nationalitäten er die Tradition hörte, muss ich vorausschicken, dass er sämmtliche in Amerika nördlich und westlich von den Indianern wohnenden und zum Theil auch nach Asien hinübergreifenden Völker in eine Gruppe zusammenfasst, die er ihrer Küstenverbreitung wegen als «Orarian»-Gruppe bezeichnet[1]), und in welcher er drei Unterabtheilungen oder Völkerschaften unterscheidet: 1) die Innuit oder Eskimo, von Grönland bis zur Westküste Amerika's und zu den in der Nähe der Berings-Strasse gelegenen Inseln[2]); 2) die Aleuten oder Bewohner Aljaska's und der Aleutischen Inseln, und 3) die Tuski oder Bewohner der Küsten des Tschuktschen-Landes, von der Koljutschin-Bai bis zum Anadyr-Golf. Hier fasst also Dall unter dem sehr unglücklich gewählten Namen «Tuski»[3]) die Küsten-Tschuktschen und die Namollo als ein Volk zusammen. Ihrer eigenen Unterscheidung gemäss, bezeichnet er sie auch als «bowhead men», Walfisch-Männer, im Gegensatz zu den «deer men», d. h. Rennthier-Männern oder eigentlichen Tschuktschen. Einen solchen Tuski-Mann aus der Plover-Bai, Namens Nokum, fragte nun Dall, wer wohl die Erbauer der Steinhütten wären, deren Reste man an verschiedenen Orten im Lande findet, und die den Erdhütten der Innuit (Eskimo) am Norton-Sunde ähnlich sind? Die Antwort Nokum's war, dass solcher Art die Hütten gewesen seien, in denen sein Volk vor langer Zeit gewohnt habe, so langer Zeit, dass sein Grossvater davon nur durch Tradition wüsste; später hätten sie, da das Holz bei ihnen nur sparsam zu finden sei, eine andere Art von Wohnungen angenommen, wie sie die Rennthier-Männer hätten, und die viel geeigneter für das Land sei. Was war nun dieser Tuski-Mann? Ein Küsten-Tschuktsche, oder ein Namollo? In letzterem Falle würde seine Erzählung direkt wider meine oben entwickelte Ansicht von den Onkilon-Hütten sprechen. Auf den ersten Blick scheint dies in der That so zu sein, denn derselbe Nokum erzählte Dall, dass die Rennthier-Männer die ursprünglichen Bewohner des Landes, die Walfisch-Männer hingegen, zu denen auch er gehörte, vor langer Zeit von den Inseln (Diomodes-I.) herübergekommen seien, weil sie sich im Kriege mit dem Volke, das Knochenplatten in den Lippen trägt, als die Schwächeren erwiesen hätten. Die Uebereinstimmung dieser Erzählung, fügt Dall hinzu, mit den Traditionen der Rennthier-Tschuktschen wurde ihm auch von einem dieser letzteren bestätigt. Indessen wäre es immerhin möglich, dass es ehemals auch auf den anliegenden Inseln Küsten-Tschuktschen gab, die von den Eskimo nach dem Festlande verdrängt wurden. Was mich aber definitiv nöthigt, den Tuski-Mann Nokum nicht für einen Namollo, sondern für einen Küsten-Tschuktschen zu halten und demnach auch seine Erzählung von den ehemaligen Wohnungen seines Volkes auf die Küsten-Tschuktschen zu beziehen, ist der Umstand, dass diese letzteren in der That seit langer Zeit auch im Winter ebensolche Zelte (*jaranga's*) wie ihre mit Rennthieren nomadisirenden Landsleute bewohnen, während die Namollo noch im Jahre 1828, als Lütke sie kennen lernte, durchweg in Erdjurten wohnten. Sollten sie daher seitdem diese Jurten aufgegeben und sich ebenfalls Zelte angeeignet haben, so wäre ein solches, in das Leben eines Volkes tief einschneidendes Ereigniss zu Dall's Zeiten, nach etwa 37—38 Jahren[1]), gewiss noch in Jedermann's frischer Erinnerung und gäbe unmöglich nur eine auf uralte Zeiten bezügliche Tradition ab. Es muss also Dall's Berichterstatter ein Küsten-Tschuktsche gewesen sein, und dann bestätigt die von ihm mitgetheilte Tradition vollständig meine Meinung, dass auch dieses Volk ehemals in Erdjurten gewohnt hat und dieselben später, als es zur Rennthierzucht überging, gegen Zelte vertauschte.

---

[1]) Also «Küsten-» oder Randvölker, wie ich vom geographischen Standpunkte diese und eine Reihe anderer, asiatischer, resp. europäischer Völker auch genannt habe (s. oben, p. 246 ff.).

[2]) «Innuit» nennen sich die Eskimo selbst (Dall, Alaska, p. 136. H. Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimo, eine Schilder. der Schwatka'schen-Franklin-Aufsuchungs-Exped., in den J. 1878—1880, Wien, Pest, Leipz. 1881, p. 201).

[3]) Diesen Namen wählte Dall, wie er sagt, aus dem Grunde, weil Hooper bestimmt behauptet, dass sie sich selbst so nennen. Allein Hooper (Ten months among the tents of the Tuski, p. 34 ff). bezieht ihn auf alle Tschuktschen überhaupt, indem er diesen letzteren Namen als «Tuski» lautend gehört haben will, und unterscheidet daher die «Tuski Proper», eigentliche oder Rennthier-Tschuktschen, und die «Alien Tuski», d. h. fremde oder Auslands-Tschuktschen, worunter er die vor Zeiten vielleicht aus Amerika eingewanderte Küsten-Bevölkerung, also Küsten-Tschuktschen und Namollo zusammen versteht, die er auch nirgends von einander trennt. Warum Dall die Bezeichnung «Tuski» gerade für die letzteren beibehält, da sie doch den ersteren viel mehr zukommt, ist unbegreiflich. Uebrigens hat Hooper, wie aus seinem ganzen Werke hervorgeht, immer nur mit Tschuktschen zu thun gehabt, die mitunter vielleicht mehr oder weniger stark mit Eskimo untermischt waren, nicht aber mit den Namollo selbst, welche sich sicherlich auch nicht «Tuski» genannt haben würden.

Westlich von den Tschuktschen finden wir noch ein paläasiatisches Volk, die im Aussterben begriffenen Jukagirn, die für die Nachkommen der bereits verschwundenen Omoken oder alten Jukagirn gehalten werden[2]). Dass sie ebenfalls in Erdjurten wohnten, unterliegt keinem Zweifel. Als der Kosak Jelissei Busa im J. 1639 vom Eismeer in die Jana kam und diesen Fluss aufwärts ging, traf er an der Einmündung der Tschendona in denselben Jukagirn, die in Erdhütten wohnten[3]). An der Mündung der Indigirka fand Kosmin, der Begleiter Wrangell's, eine Menge halbverfallener Erdjurten mit Feuerherden und Steinwerkzeugen, Resten, die den alten Jukagirn oder Omoken zugeschrieben werden[4]). Unter dem Andrange der neueren sibirischen Völker, der Tungusen und Jakuten, und später der rasch vordringenden Russen wurden sie sogar genöthigt, das Festland zum Theil ganz zu verlassen. Einer in Ustjansk und an der Indigirka verbreiteten Sage zufolge sollen sie etwa um die Mitte des XVII. Jahrhunderts, vor einer Pocken-Epidemie flüchtend, in grosser Zahl nach den vom Festlande nordwärts gelegenen Inseln gezogen sein[5]), und in der That findet man sowohl auf den

---

[1]) Dall's Forschungen fallen in die Jahre 1865 u. 1866.

[2]) Геденштромъ, Путеш. по Ледовит. морю и островамъ онаго, лежащ. отъ устья Лены къ вост. (Сибирск. Вѣстн., издав. Григ. Спасскимъ, 1822, Ч. 18, Отд. III, стр. 105); его же, Отрывки о Сибири, С. Петерб. 1830, стр. 97.

[3]) Врангель, Путеш. и пр., Ч. I, стр. 6.

[4]) Wrangell, l. c., Bd. II, p. 141.

[5]) Hedenström l. c. Desgleichen nach den Nachrichten von Ssannikof und Pschenizyn (Сибирск. Вѣстн., 1822, Ч. 20, Отд. III, стр. 176), die aus dem J. 1811 stammen, und in denen es heisst, dass die Auswanderung vor etwa 150 Jahren stattfand, was mit der Zeit der russischen Einwanderung an die Jana und Indigirka nahe zusammenfallen würde. S. darüber auch meine Schrift: «Zur Vorgeschichte der von der Kais. Akad. der Wiss. ausgerüst. Exped. nach den Neusib. Ins. und dem Jana-Lande (Beitr. zur Kennt. des Russ. Reiches, 3. Folge, Bd. III, p. 14).

Bären- (Medweshji-), wie auf den Neusibirischen Inseln Reste von Erdhütten und alte Werkzeuge aus Mammuthzahn oder Stein, die von den Russen schlechtweg als jukagirsche bezeichnet werden[1]).

Wie bei den auf asiatischem Boden verbliebenen, so finden wir endlich die Erdjurte auch bei den nach Amerika hinübergedrängten paläasiatischen Völkern, den Eskimo und den Aleuten. Dass die wenigen in späterer Zeit nach Asien zurückgewanderten Eskimo solche Jurten bewohnen, ist oben schon mehrfach hervorgehoben worden. Sie werden bereits in den ältesten Berichten, die wir aus dem Tschuktschen-Lande haben, erwähnt[2]), aber fälschlich den Küsten-Tschuktschen zugeschrieben, bis man in den Bewohnern derselben Eskimo erkannte[3]), die sich selbst nach Lütke «Namollo[4]), nach Dall[5]) «Juit» nennen[6]). Auf amerikanischem Boden fehlt die Erdjurte bei keinem der zahlreichen Eskimo-Völker vom Berings-Meer und Kadjak bis nach Grönland. Es würde mich zu weit führen, wollte ich sie auf dieser ganzen Strecke bei jedem Volke einzeln verfolgen. Ich begnüge mich daher nur auf einige derselben hinzuweisen, namentlich solche, bei welchen sie kolossale Dimensionen und eine eigenthümliche Entwickelung und Complikation erreicht hat, oder wo ihr Vorhandensein von besonderem Interesse für die Kenntniss der Wanderungen und Verschiebungen des gesammten Eskimo-Stammes ist.

---

1) Auf den Baren-Inseln wurden solche Reste schon im J. 1724 vom Jakutskischen Ssyn-bojarskij Amossof (Müller, Samml. Russ. Gesch., Bd. III, p. 46), später, 1763, vom Sergeanten Andrejef (Pallas, Neue Nord. Beytr. Bd. I, 1781, p. 234, 235. Dsgl. Сибирск. Вѣстн., 1822, Ч. 19, Отд. IV, стр. 123; 1823, Ч. 4, Отд. Геогр., стр. 64, 67, 68) beobachtet und endlich auch von Wrangell (l. c., Bd. I, p. 100; Bd. II, p. 45) bestätigt. Für die Neusibirischen Inseln s. die auf der vorigen Seite in den Anmerk. 2 und 5 citirten Quellen.

2) So z. B. in der zu Anadyrsk im J. 1711 niedergeschriebenen «Aussage des Jakutskischen Kosaken Peter Iljin Ssyn Popow» und seiner beiden Dolmetscher (Müller, Samml. Russ. Gesch., Bd. III, p. 58).

3) Zwar hoben schon Billings und Ssarytschof hervor, dass die sogenannten «sesshaften Tschuktschen» an der Lorenz-, Metschigmen-Bai u. a. Punkten der Berings-Strasse sprachlich von den Rennthier-Tschuktschen ganz verschieden und mit den Bewohnern von Kadjak (Eskimo) nahe verwandt seien, indessen blieben sie doch bei jener Bezeichnung, die eine Verwechselung mit den Küsten-Tschuktschen involvirte. (Vrgl. Cap. Jos. Billings' Geogr.-astronom. Reise nach den nördl. Gegenden Russlands zur Unters. der Münd. des Kowima-Fl., der ganzen Küste der Tschuktschen und der zwischen dem festen Lande von Asien und Amerika befindl. Inseln, in den J. 1785 bis 1794, nach den Orig.-Pap. herausgeg. v. Sauer, aus dem Englisch. übers., Berlin 1802, p. 370, 377; dsgl. Сарычевъ, Путеш. кап. Биллингса чрезъ Чукотскую землю отъ Берингова пролива до Нижнеколымск. острога, извлеч. изъ разн. журн., С. Петерб. 1811, стр. 5, 16, 67; und desselb. Путеш. по Сѣверовост. части Сиб., Ледов. морю и Восточн. океану, Ч. II, С. Петерб., стр. 105).

4) Lütke, Voyage aut. du monde, Partie hist., T. II, p. 200. Lütke traf übrigens auf der ganzen Strecke zwischen dem Ostcap und der Anadyr-Mündung nur Namollo, die in Erdhütten wohnten, und gar keine Küsten-Tschuktschen; er braucht daher für die ersteren bisweilen auch die Bezeichnung «ansässige Tschuktschen» oder «Namollo-Tschuktschen» trotz seiner eigenen Bemerkung, dass man ihnen den Namen «Tschuktschen» mit Unrecht beilegt. Am Ostcap sah auch Kotzebue (Entdeckungs-Reise, Bd. I, p. 130) viele unterirdische Wohnungen in Gestalt kleiner, runder Hügel, neben welchen zahlreiche Wallfischrippen aufgestellt waren.

5) Proceed. of the Royal Geograph. Soc. of London, Vol. XLIX, p. 160). Desselben, On the so called Chuktchi and Namollo people of Eastern Siberia (The American Naturalist, 1881, p. 860).

6) Letzteren Namen brauchen für die Namollo nach Dall's Vorgange auch Nordqvist (Ymer, 1882, p. 21), Gerland (Zeitschr. der Ges. für Erdk. zu Berlin, Bd. XVIII, 1883, p. 196, 202) u. A. Uebrigens bemerkt schon Sagoskin (Пешеходная опись части русск. влад. въ Америкѣ, произвед. въ 1842—1844 гг., Ч. I, С. Петерб. 1847, стр. 49), dass er von verschiedenen nordwestamerikanischen Eskimo auf die Frage, wer sie seien, zur Antwort erhalten habe: «Juggyte, d. h. Menschen.

Bei allen **Eskimo**-Völkern des nordwestlichen Amerika's, wie z. B. den **Kanjagen** auf Kadjak, den Anwohnern des Kuskokwim, des Kwichpak oder Yukon und deren Zuflüssen, den **Eskimo** am Norton-Sunde, an der Berings-Strasse, ja selbst noch am Eismeer, findet man ausser den von einzelnen oder mehreren Familien bewohnten kleinen, hügelförmig aus der Erde hervorragenden Erdjurten, die mit einem Feuerherde in der Mitte, einem Rauchloch darüber und Schlafbänken längs den Wänden versehen sind, und in die man bald durch's Rauchloch, bald durch einen engen, ebenfalls halbunterirdischen Gang hinabsteigt, auch grössere, zum gemeinsamen Gebrauch bestimmte Erdjurten. Es sind dies die sogen. *Kashim's*, die allen Männern eines Ortes zur gemeinsamen Wohnung dienen, wo sie ihre Berathungen halten, gemeinsame Bäder nehmen, und in denen auch die Belustigungen der gesammten örtlichen Bevölkerung Tänze, Festspiele u. drgl. stattfinden. **Dawydof** erwähnt ihrer von Kadjak[1]), Wassiljef[1]), **Sagoskin**[2]), **Dall**[3]), **Jacobsen**[4]) geben ausführliche Beschreibungen der Kashims am Kuskokwim, Kwichpak und am Norton-Sunde. **Dall** fügt zur Erläuterung der inneren Beschaffenheit des Kashim's auch einen senkrechten Durchschnitt durch denselben hinzu. Der Hauptunterschied des Kashim's von den gewöhnlichen Erdjurten der westamerikanischen **Eskimo** besteht, von seiner viel ansehnlicheren Grösse abgesehen, darin, dass in dem verdeckten Gange, durch den man zur Jurte hinabsteigt, kurz vor dem Eingange in dieselbe noch eine andere Oeffnung sich befindet, die in einen unter der bretternen Diele befindlichen Raum führt, aus welchem man durch eine Luke auf die letztere gelangt. Auf diesem Wege erscheinen namentlich bei den gemeinsamen Belustigungen die Aufführer von Festspielen und Tänzen vor den im Kashim versammelten Zuschauern. Die bretterne Diele lässt sich aber auch ganz entfernen. Dies geschieht z. B., wenn die Männer ihr gemeinsames Bad nehmen, wobei auf dem Fussboden in der Mitte des Kashim's eine gewaltige Flamme lodert. In den stärker bevölkerten Ortschaften, wo die Kashims eine grosse Anzahl von Menschen aufnehmen müssen, — und es giebt welche, die deren bis 500 beherbergen können[5]), — laufen längs den Wänden mehrere Reihen von Schlafbänken amphitheatralisch über einander hin. So bieten die Kashims, zumal am Kwichpak und Kuskokwim, an Umfang und Complikation das Höchste, wozu es der für die paläasiatischen Völker so charakteristische Erdhüttenbau gebracht hat.

---

[1]) Двукрат. путеш. въ Амер. морск. офиц. Хвостова и Давыдова, С. Петерб. 1810, Ч. II, стр. 21. Nach **Dawydof** (l. c., p. 19, 20) haben die einzelnen Erdhütten der **Kanjagen** ausser dem Mittelraum mit dem Feuerherde noch 2—3 kleine, ebenfalls unterirdische Nebenräume, in die man von jenem aus nur mit Mühe durch eine kleine, runde, verschliessbare Oeffnung hindurchkriechen kann, und die von den Russen ebenso wie in Kamtschatka «*жупаны*» genannt werden. Ein solcher Raum wird in der Regel von 2—3 Familien, seltner von einer bewohnt. Auch in älteren Nachrichten über Kadjak, so bei **Bragin** (Bericht von einer im J. 1772 angetretenen vierjähr. Seereise zu den zwischen Kamtschatka und Amerika geleg. Inseln, in **Pallas'** Neuen Nord. Beytr., St. Petersb. und Leipz., Bd. II, 1781, p. 315), **Schelechof** (Первое странствованіе съ 1783 по 1787 г. изъ Охотска по Восточ. Океану къ Америк. берег. и пр., Во градѣ Св. Петра 1793 г., стр. 82; in deutscher Uebersetz. in **Pallas'** Neuen Nord. Beytr., Bd. VI, 1793, p. 202), **Billings** (Geogr.-astron. Reise nach den nördl. Geg. Russl. etc., p. 206), wird der Erdjurten der **Kanjagen** erwähnt. Desgleichen bei **Langsdorff** (Bemerk. auf einer Reise um die Welt, Bd. II, p. 56). Wenn ich mich hier unter Anderen auch auf **Schelechof** beziehe, so muss ich hinzufügen, dass die betreffende Angabe sich in der ersten, von **Pallas** auch in deutscher Uebersetzung wiedergegebenen Hälfte seines obengenannten Werkes befindet, welche allein beachtungswerth ist, indem sie die eigenen Wahrnehmungen des Reisenden enthält. Die zweite Hälfte hingegen, welche den Titel trägt: «Historische und geographische Beschreibung der Kurilischen, Aleutischen, Andrejänofschen und Fuchs-Inseln, die sich von Kamtschatka nach Amerika hin im Oestlichen Ocean erstrecken», ist in wörtlicher Uebersetzung aus verschiedenen Quellen entlehnt, und da dies weder im Allgemeinen bemerkt, noch eine der Quellen genannt ist, sondern die ganze Beschreibung als vom Reisenden selbst herrührend gedruckt ist, so muss sie als Plagiat bezeichnet werden. Hinsichtlich des auf die Kurilen bezüglichen Theiles derselben habe ich schon bei einer früheren Gelegenheit darauf hingewiesen (s. meine Bemerk. über die Saugethierfauna Süd-Sachalin's und der südl. Kurilen, im Bull. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb. T. IV, p. 128, Anm. 47; Mél. biol. T. IV, p. 116, Anm. 47). **Baer** glaubte nämlich in der **Schelechof**'schen Arbeit die Quelle gefunden zu haben, nach welcher der in **Pallas'** Neuen Nord. Beytr., Bd. IV, enthaltene Aufsatz «Neue Beschreibung der Kurilischen Inseln» entworfen sei. Das ist aber aus dem Grunde nicht möglich, weil der betreffende Band der **Pallas**'schen Beiträge bereits in dem Jahre erschien, in welchem **Schelechof** erst seine Reise von Ochotsk aus antrat (1783), und ausserdem auch weil er mancherlei Angaben enthält, die in dem **Schelechof**'schen Werk (2. Hälfte) fehlen. Letzteres konnte daher entweder nach demselben russischen Original entworfen sein, welches auch dem **Pallas**'schen Aufsatz zu Grunde gelegen hat, oder aber nur eine blosse auszügliche Uebersetzung des in den Beiträgen publicirten Artikels sein. Gegenwärtig scheint es mir kaum einem Zweifel zu unterliegen, dass es in der That auf diesem letzteren Wege entstanden ist, denn auch der auf die Aleuten bezügliche Theil desselben ist nichts mehr als eine Uebersetzung von Auszügen aus den von verschiedenen russischen Seefahrern (**Lässarof**, **Ssolowjof**, **Krenitzyn** und **Lewaschof** u. A.) gegebenen Berichten, welche zuerst von Will. **Coxe** veröffentlicht wurden, sei es nun, dass dabei das englische Originalwerk des Letzteren (Account of the Russian Discoveries between Asia and America, London 1780), oder die deutsche Uebersetzung desselben (Die neuen Entdeckungen der Russen zwischen Asien und Amerika, Frankf. u. Leipzig 1783) benutzt worden ist. Was aber das Plagiat noch schlimmer macht, ist der Umstand, dass die von den oben erwähnten russischen Seefahrern über die Bewohner der Aleutischen

Auch die übrigen **Eskimo**-Stämme des nordwestlichen Amerika's haben zum Winteraufenthalt ganz ebensolche, von aussen hügelförmige Erdjurten, in die man durch einen engen, halbunterirdischen, überdachten Gang gelangt. So lauten im Wesentlichen ganz übereinstimmend mit einander die Erwähnungen oder Beschreibungen derselben, die wir z. B. von Port Clarence[6]),

---

Inseln und besonders Unalaschka's, als der grössten derselben, mitgetheilten Nachrichten von **Schelechof** schlechtweg auch auf die **Kanjagen** von Kadjak bezogen werden, obgleich diese, zum **Eskimo**-Stamme gehörig, von jenen wesentlich verschieden sind.

[1]) Siehe **Wrangell**, Statist. und ethnogr. Nachr. über die Russ. Besitz. an der Nordwestküste von Amerika (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, herausg. v. **Baer** und **Helmersen**, Bd. I, St. Petersb. 1839, p. 129, 130). Auch **Glasunof** erwähnte der Kashims am Kwichpak (**Wrangell**, l. c., p. 146).

[2]) Пешеход. опись части русск. влад. въ Америкѣ, С. Петерб., Ч. I, 1847, стр. 95; Ч. II, 1848, стр. 9, 12. Auch die Construktion der einfachen Erdjurten der Anwohner des Kwichpak und Kuskokwim, die ganz mit denjenigen der **Giljaken** auf Sachalin übereinstimmen, ist von **Sagoskin** eingehend beschrieben worden (l. c., Bd. I, p. 55; Bd. II, p. 23). Bei den **Mag-mjuten**, Bewohnern der Niederung zwischen dem Kishunjak und Kepnajak, zwei Armen des Kwichpak, soll man auch durch den Rauchfang in die Jurte hinabsteigen, wie ehemals bei den **Kamtschadalen** (**Sagoskin**, l. c., Bd. II, p. 18).

[3]) Alaska and its resources, Boston 1870, p. 126, 127. Die gewöhnliche *Erdjurte* der **Eskimo** vom Kwichpak und vom Norton-Sunde ist bei **Dall** (l. c., p. 13, 63) ebenfalls abgebildet, und zwar sowohl wie sie sich von aussen darstellt, als ein kleiner, im Winter schneebedeckter Hügel mit dem aus Balken gezimmerten Eingang und Vorraum daneben, als auch in einem idealen Durchschnitt. Desgleichen findet man Beschreibungen und eine Abbildung dieser Erdjurten bei **Whymper** (Travel and adventure in the territory of Alaska, London 1868, p. 131, 139, 152, 185) u. A.

[4]) Capitain **Jacobsen's** Reise an der Nordwestküste Amerika's, 1881—1883, bearb. von **A. Woldt**, Leipzig 1884, p. 159, 280 u. a. In diesem Werke ist übrigens die Bezeichnung Kashim immer in etwas entstellter Form, als «Kassigim» oder «Kassigit» wiedergegeben.

[5]) **Sagoskin**, l. c., Bd. II, p. 23.

[6]) **F. W. Beechey**, Narrat. of a Voyage to the Pacific and Berings-Strait, perf. in H. M. S. Blossom, London 1831, P. II, p. 542.

von der Berings-Strasse[1]), von den Ssarytschof-Inseln[2]), vom Kotzebue-Sunde[3]) und von verschiedenen Punkten weiter nord- und ostwärts an der Eismeerküste Amerika's, wie Point Hope[4]), Eiscap[5]), Point Franklin[6]), Cap Barrow[7]), Point Toker auf der der Mackenzie-Fluss-Mündung gegenüber gelegenen Richard's-Insel[8]) u. drgl. m., haben. Die ausführlichste Beschreibung und zugleich auch eine Abbildung (einen Längsdurchschnitt und einen Plan) dieser Erdjurten, wie sie bei den zwischen dem Colville-Fluss und dem Cap Bathurst wohnhaften Tschiglit-Eskimo gebräuchlich sind, hat uns Petitot gegeben[9]). Wirft man einen flüchtigen Blick auf diese Abbildung, so könnte man glauben, dass sie eine kleine Winterjurte der Sachalin-Giljaken wiedergiebt, so sehr stimmen diese Erdhütten im Grundplan und in allen wesentlichen Zügen mit einander überein. Nach demselben Grundplan errichten sich die Tschiglit-Eskimo auch im Schnee zum Nachtlager oder zu zeitweisem Aufenthalt dienende Hütten[10]). Ausser und neben den Einzeljurten findet man auch bei den am Eismeer ansässigen Eskimo grössere, zu gemeinsamem Gebrauch, Tänzen, Festspielen u. drgl. dienende Erdjurten oder Kashims[11]), nur sind dieselben, der dünneren Bevölkerung dieser Gegenden und dem spärlicheren Baumaterial entsprechend, welches das Treibholz im Vergleich mit den Waldungen am Kwichpak und Kuskokwim liefert, von geringeren Dimensionen als an jenen Hauptsitzen der nordwestamerikanischen Eskimo-Bevölkerung.

Der letzte Kashim, ostwärts vom Mackenzie-River gegangen, ist nach Richardson bei Point Atkinson, etwas westlich vom Cap Bathurst zu finden. Bei den weiter nach Osten wohnenden Eskimo kommen keine mehr vor, obwohl die Bezeichnung dafür auch ihnen bekannt ist[12]). Auch die Erdhütte wird bei ihnen mehr und mehr und gegenwärtig schon fast allenthalben durch Schneehütten ersetzt, die, wie bereits erwähnt, ganz nach demselben Plan errichtet, jedoch statt des in der Mitte der Erdjurten der nordwestamerikanischen Eskimo und der anderen paläasiatischen Völker lodernden Feuers nur durch Thranlampen erwärmt und beleuchtet werden.

---

[1]) Berth. Seemann, Reise um die Welt und drei Fahrten der kön.-brit. Freg. Herold nach dem nördl. Polarmeere zur Aufs. Sir John Frankl. in d. J. 1845—1851, 2te Aufl., Hannover 1858, Bd. II, p. 20, 60, 62. Nach Seemann's Schilderung ist der Aufenthalt in diesen Erdjurten im Winter ganz behaglich, wie ich es auf Sachalin auch fand; wenn jedoch zum Sommer hin der Schnee schmilzt, so bedeckt sich der Fussboden in denselben einige Zoll hoch mit Wasser und zwingt die Bewohner ihre Zuflucht in Zelten zu suchen (l. c., p. 63).

[2]) O. v. Kotzebue, Entdeckungs-Reise in die Süd-See und nach der Berings-Strasse, Bd. I, p. 139.

[3]) Bedford Pim, bei Seemann, l. c., p. 145.

[4]) Beechey, l. c., P. I, p. 268.

[5]) Beechey, l. c., p. 272, 270, 304.

[6]) Beechey, l. c., p. 274.

[7]) Hooper, Ten months among the tents of the Tuski, p. 227.

[8]) Hooper, l. c., p. 343.

[9]) Monographie des Esquimaux Tchiglit du Mackenzie et de l'Anderson, Paris 1876, p. 13, 14. Petitot tritt in dieser Schrift für den asiatischen Ursprung der Eskimo ein.

[10]) Petitot, l. c., p. 9, nebst Abbildung.

[11]) Beechey, l. c., P. I, p. 268; P. II, p. 550, 568. Seemann, l. c., p. 62. Petitot, l. c., p. 22.

[12]) Sir John Richardson, Arctic Searching Expedition: a *Journal of a boat-voyage through Ruperts Land and the arct. sea*, London 1851, Vol. I, p. 254. In der Beschreibung von Franklin's zweiter Polarreise (Narrat. of a sec. Expedit. to the shores of the Polar sea in the years 1825—1827, London 1828), an welcher bekanntlich auch Richardson theilnahm, indem er namentlich die Küstenstrecke zwischen dem Mackenzie- und dem Kupferminenflusse bereiste, ist auch ein Plan und eine Beschreibung von dem Kashim von Atkinson-Point gegeben (p. 215 ff.).

Parry und Lyon, Hall, Klutschak u. A. haben ausführliche Beschreibungen und mehrfache Abbildungen von diesen Schneehütten, ihrer Beschaffenheit im Innern, der Art und Weise ihrer Herstellung u. drgl. m. gegeben[1]). Auf der Melville-Halbinsel und den anliegenden Inseln fanden Parry und Lyon die Eskimo fast nur in Schneehütten wohnen; doch gab es dort an manchen Punkten, so namentlich auf der Insel Iglulik in der Fury- und Hecla-Strasse, wo die Reisenden den Winter 1822/23 zubrachten, auch ständige, aus festeren Materialien, namentlich Erde, Steinen und Walfischknochen errichtete Wohnungen[2]), die man mit vollem Recht auch als Erdhütten bezeichnen darf, und an vielen anderen Orten, wie z. B. auf den Calthorpe-Inseln in derselben Strasse, auf der gegenüber liegenden Küste des Baffin-Landes u. a. m., fanden sich vielfache Reste und Spuren solcher Wohnungen[3]). Zwar sind diese Stein- oder Knochenhütten, wie Parry sie nennt, nicht in die Erde eingesenkt, was den Eskimo bei dem hier schon in geringer Tiefe beständig gefrorenen Erdboden und ihren nur mangelhaften Baumtensilien allzu schwer ausführbar wäre, allein ihr unterer Theil besteht doch aus einem kreisförmigen Stein- oder Erdwall, über welchen sich ein aus nach innen und oben convergirend aufgerichteten Walfisch- und Walrossknochen zusammengesetztes Dachgerüste erhebt[4]); zudem wird dieses Gerüste sowohl wie alle Spalten und überhaupt das ganze Gebäude von aussen mit Erde, Torf, Rasen u. drgl. überdeckt, und endlich führt auch hier ein niedriger, enger, ebenfalls überdachter Gang, durch den man nur auf allen Vieren hindurch kriechen kann, ins Innere der Hütte, so dass diese ganz den Charakter und die Beschaffenheit der Erdjurten gewinnt. Im Baffin-Lande, an der Frobisher-Bai wohnten die Eskimo, als Hall 1860—62 sich unter ihnen aufhielt, erst seit einigen wenigen Jahren den Winter über ganz ausschliesslich in Schneehütten, und an manchen Punkten gab es noch Reste ihrer ehemaligen Knochen-, Stein- oder Erdhütten genau von der oben beschriebenen Beschaffenheit[5]). Auch im Cumberland-Sunde und an der Davis-Strasse sah Boas in den Jahren 1883 und 1884 die Eskimo in Schneehütten wohnen, doch fand er an manchen Stellen Reihen alter Steinhütten, die von ihnen im Herbst mit neuen Dächern versehen und sehr gern ebenfalls als Wohnungen benutzt wurden[6]).

---

[1]) Will. Edw. Parry, Journal of a second voyage for the discov. of a North-West Passage from the Atlantic to the Pacific, perform. in the years 1821—1823 in H. M. S. Fury and Hecla, London 1824, p. 160, 187, 499 u. a., nebst den zugehörigen Tafeln. Ch. Fr. Hall, Life with the Esquimaux, London 1864, Vol. I, p. 207, 209, 292 u. a. Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimo, p. 46, 47 u. a. Nach Letzterem (l. c., p. 151) errichten die Netchillik-Eskimo von King-William's-Land und der Adelaid-Halbinsel zur Abhaltung von Festlichkeiten eine besondere, grosse Schneehütte, in der sich auf ein gegebenes Zeichen Alles versammelt, Männer, Weiber und Kinder.

[2]) Parry, l. c., p. 279.

[3]) Parry, l. c., p. 285, 349. Auch Rae (Narrat. of an Exped. to the shores of the Artic Sea, London 1850, p. 133) fand am Christie-See, unweit der Repulse-Bai, Reste solcher alten Eskimo-Wohnungen.

[4]) Das dort nur spärlich vorhandene Treibholz wird von den Eskimo als Material zur Bereitung verschiedener Utensilien, wie Lanzenspitzen u. drgl., zu hoch geschätzt, um zum Häuserbau verwendet zu werden.

[5]) Hall, l. c., Vol. I, p. 131; Vol. II, p. 90, 111, 289. An den letzterwähnten Orten ist von den Resten ganz in die Erde eingesenkter und mit unterirdischen Eingängen versehener Eskimo-Hütten die Rede.

[6]) Dr. Franz Boas, Baffin-Land, Geograph. Ergebnisse einer 1883 und 1884 ausgeführten Forschungsreise (Petermann's Geograph. Mittheil., Ergänzungsheft № 80, p. 65, 77).

Der Grund, der die **Eskimo** aller dieser Gebiete zur Errichtung von Schneehütten zwingt, liegt offenbar darin, dass sie, um den verschiedenen zu ihrer Existenz erforderlichen Jagdzweigen mit Erfolg nachgehen zu können, genöthigt sind, ihre Wohnsitze auch im Winter mehrfach zu ändern, sie bald näher zur Seeeiskante vorzuschieben, bald mehr in den Schutz der Küste zu rücken, ja mitunter auch einen grösseren Ortswechsel vorzunehmen. Gewiss sind daher die Schneehütten bei den **Eskimo** schon seit alter Zeit neben und ausser den Stein- oder Erdhütten im Gebrauch. Wenn aber diese letzteren mehr und mehr vor jenen gewichen und gegenwärtig fast nur noch in zahlreichen Ueberresten zu finden sind, so möchte ich mir dies dadurch erklären, dass die **Eskimo** gerade in diesen, von Walfischfahrern so vielfach besuchten Gebieten, in Folge importirter Krankheiten u. drgl., ganz besonders stark gelichtet worden und bereits in raschem Aussterben begriffen sind[1]), wobei es denn ganz natürlich ist, dass sie sich von den mühsam zu errichtenden Stein- und Knochenwohnungen ab- und hingegen solchen Behausungen zuwenden, die sich mit geringer Mühe und in kurzer Zeit aus einem überall in Menge vorhandenen Material herstellen lassen[2]).

Von ähnlicher Beschaffenheit wie auf dem Festlande Amerika's sind auch die Wohnungen der **Eskimo** auf Grönland. Als Hans **Egede** dahin kam (1721), wohnten sie an der Westküste im Winter durchweg in Stein- und Erdhütten, deren es bei der damals noch zahlreichen Bevölkerung bisweilen recht viele beisammen gab: an einem Orte z. B. bis 30, darunter ein Haus von besonders grossen Dimensionen, in welchem etwa 50 Männer mit Weibern und Kindern sich aufhielten[3]). **Cranz** giebt eine ausführliche Beschreibung, sowie einen Grundriss und eine Abbildung von der inneren Beschaffenheit dieser Häuser[4]), die sich sowohl durch ihr Aeusseres und ihren Aufbau aus Steinen, Erde, Torf, Rasen, als auch durch ihre innere Beschaffenheit und besonders auch durch den langen, niedrigen und engen überdachten Gang, der zu denselben führt, ganz an die oben mehrfach erwähnten Stein- und Erdhütten der **Eskimo** des Festlandes von Amerika anschliessen. Ganz ähnlich, nur viel kleiner, von aussen in der Form halbkugelförmiger Stein- und Erdhaufen und gleichfalls mit einem langen, niedrigen, tunnelförmigen Eingange versehen sind die Winterbehausungen der **Eskimo** auf Prudhoe-Land oder dem von John **Ross**[5]) sogenannten «Arktischen Hochlande» Grönland's, mit denen **Kane** und **Hayes** in den Jahren 1853—55 und 1860/61 von ihren Winterungsstationen (dem Rensselaer Hafen und Port Foulk) aus vielfach verkehrten[1]). Genau von derselben Beschaffenheit, zum Theil sogar in die Erde eingesenkt und mit langem unterirdischen Eingange versehen waren die Hütten und Hüttenreste, welche Scoresby der Jüngere[2]) an der Ostküste Grönland's, auf Jameson's-Land, auf der Traill-Insel u. a. O. fand, so wie aller Wahrscheinlichkeit nach auch diejenigen, welche Clavering im Jahre 1823 auf der nach ihm benannten Insel antraf[3]), und die 1870 von der zweiten Deutschen Nordpolar-Expedition sowohl dort, als auch an anderen Punkten der Ostküste Grönland's constatirt wurden[4]).

---

[1]) Ueber das rasche Zusammenschmelzen der **Eskimo** im Cumberland-Sunde und an der Davis-Strasse in der letzten Zeit s. **Boas**, l. c., p. 69 ff.

[2]) **Hall** (l. c., Bd. II, p. 323, nebst zugehöriger Abbildung) meinte, dass den **Eskimo** zum Modell für ihre Schneehütten die Behausungen gedient hätten, welche die Seehunde zur Wurfzeit für ihre Jungen machen, und die in kuppelförmigen Aushöhlungen der Schneedecke über ihren Eislöchern bestehen. Allein die Beschaffenheit der Schneehütten der **Eskimo** erklärt sich viel einfacher und natürlicher daraus, dass diese zeitweiligen Wohnungen schlechtweg den althergebrachten ständigen Stein- oder Erdhütten nachgebildet wurden.

[3]) Hans **Egede**, Ausführliche und wahrhafte Nachricht vom Anfange und Fortgange der Grönländischen Mission etc., Hamburg 1740, p. 27, 28.

[4]) David **Cranz**, Historie von Grönland, enthaltend die Beschreib. des Landes und der Einwohner etc., insbes. die Gesch. der dortigen evangel. Brüder; Barby und Leipzig 1770, 2. Thl., p. 165, Taf IV.

[5]) Entdeckungsreise mit den kön. Schiff. «Isabella» und «Alexander», um Baffins-Bay auszuforschen etc., aus dem Englischen übers. v. P. A. **Nemnich**, Leipzig 1820, p. 88.

Bekanntlich sind Hüttenreste und andere Spuren ehemaligen Menschenaufenthaltes auch auf den dem Festlande Amerika's polwärts vorgelagerten Inseln bis in den höchsten Norden hinauf, wo es gegenwärtig keine Bevölkerung mehr giebt, nachgewiesen worden. Markham hat die Fundorte dieser Hüttenreste im Jahre 1865 auf einer Karte zusammengestellt und daran weitreichende Schlüsse über Völkerwanderungen geknüpft, die seiner Meinung nach einst in den hocharktischen Breiten Amerika's und Asien's stattgefunden haben[5]). Zwar ist er auch der Ansicht, dass die Eskimo von Asien über die Berings-Strasse nach Amerika gekommen seien und sich dort bis zu der Hudsons-Bai und den Küsten des Atlantischen Oceans verbreitet hätten, wo, in dem ehemaligen Winland, die von Grönland herübergekommenen Normannen sie zuerst kennen lernten und ihnen ihres kleinen Wuchses wegen den Namen Skrällinger gaben; allein, dass sie von dort über die Davis-Strasse oder die Baffins-Bai auch nach Grönland hinübergegangen sein können, davon will er durchaus nichts wissen[6]). Das südliche Grönland soll vielmehr seine indigene (Eskimo-) Bevölkerung von Norden, aus dem sogen. «Arktischen Hochlande», und dieses wiederum die seinige von Westen her, aus Sibirien erhalten haben. Der Weg, auf welchem dies geschehen, wird nach Markham von jenen obenerwähnten Hüttenresten deutlich bezeichnet. Diese erstrecken sich nämlich von Banks-Land und der Melville-Insel in einem fortlaufenden Gürtel über den ganzen Parry-Archipel ostwärts bis zu der Baffins-Bai und dem Smith-Sunde gegenüber dem Arktischen Hochlande von Grönland. Geht man aber vom Parry-Archipel west- und südwärts, so stösst man auf den Theil der Eismeerküste Sibirien's, wo es zahlreiche, durch Wrangell u. A. uns überlieferte Traditionen von ehemals dort sesshaft gewesenen, gegenwärtig verschwundenen und kaum noch dem Namen nach bekannten Völkern giebt, wie die Omokon, Schelager, Jukagirn u. a., die sämmtlich nordwärts über das Eismeer fortgezogen sein sollen[1]). Hier ist nach Markham die Wiege der Grönlands-Eskimo zu suchen und der Ausgangspunkt ihrer durch mehrere Jahrhunderte fortgesetzten Wanderung, welche sie schliesslich nach ihrer jetzigen Heimath brachte. Zur Beseitigung des gegen eine solche Wanderung etwa zu erhebenden Einwandes, dass der weite Raum zwischen Sibirien und den westlichsten Gliedern des Parry-Archipels bis heute noch unüberbrückt erscheint, wies Markham auf die Möglichkeit hin, dass in demselben ein grosses Festland oder eine Kette von Inseln liegen könne, auf denen man vielleicht mit der Zeit ähnliche Reste wie auf dem Parry-Archipel finden dürfte. Die noch mehr gegen seine obige Ansicht sprechende Thatsache hingegen, dass die Grönlands- und die amerikanischen Festlands-Eskimo nach Sprache, physischer Beschaffenheit, Sitte u. s. w. ganz unzweifelhaft zu einem und demselben Volke gehören, liess er merkwürdigerweise ganz unbeachtet. Neuerdings hat Dr. F. Boas eine noch ausführlichere und vollständigere Karte aller Reste und Spuren ehemaliger Bevölkerung des arktisch-amerikanischen Archipels entworfen[2]), ist aber dabei zu ganz anderen Resultaten als Markham gelangt. Aus der Thatsache, dass diese Reste und Spuren von Hütten, Feuer- und Zelt- oder Lagerstellen, Knochen erschlagener Thiere, Waffen u. drgl. im westlichen Theile des bezeichneten Gebietes nur spärlich zu finden sind, auf der westlichsten Insel des Parry-Archipels, der Prince Patrick-Insel, sogar ganz zu fehlen scheinen, in der Osthälfte hingegen, wie auf der Bathurst-, Cornwallis-Insel, North-Devon, Ellesmere- und Grinnell-Land, ja auch im äussersten Nordwesten Grönland's, zahlreich sind und überhaupt dort in grösster Anhäufung vorkommen, wo es in der Nähe noch heutzutage von Eskimo bewohnte Gegenden giebt, sowie auch aus dem Umstande, dass die vollständiger erhaltenen oder von den Reisenden ausführlicher beschriebenen dieser Hüttenreste[3]) und ebenso die Waffen und Werkzeuge ganz den Wohnungen, Waffen und Werkzeugen der benachbarten Eskimo ähnlich sind, zieht Boas gewiss mit vollem Rechte den Schluss, dass alle jene Ueberbleibsel den Eskimo angehören und nicht etwa Marksteine einer Wanderung derselben von Westen her, sondern nur Zeichen verschiedentlichen Ortswechsels oder unregelmässiger Wanderungen sind, wie sie die Eskimo an den Grenzen der von ihnen bewohnten Gegenden aus verschiedenen Gründen, so z. B. zum Zweck der Veränderung ihrer Jagdgebiete, oder im Verkehr mit einander u. drgl. m., fast allenthalben auszuführen pflegen. Daneben ist jedoch nicht zu läugnen, dass in der Verbreitung der **Eskimo** im Laufe der Zeit eine Bewegung oder Verschiebung nach Norden stattgefunden hat. Das geht aus einem Ueberblick ihres gesammten Verbreitungsgebietes und namentlich aus der Erwägung der verhältnissmässig südlichen Breiten, in denen die Normannen sie im XI. Jahrhundert zuerst kennen lernten, ihres damaligen Fehlens auf Grönland und ihrer jetzigen hochnordischen, ja zum Theil arktischen Sitze unzweifelhaft hervor. Diese Nordwärtsbewegung der **Eskimo** trat, wie ich oben bereits erwähnte[1], durch das nothgedrungene Zurückweichen derselben vor dem steten, durch die europäische Kolonisation noch ansehnlich verstärkten Andrange der südwärts von ihnen wohnenden Indianerstämme ein, mit denen sie auf der ganzen Linie ihrer Südgrenze in beständiger, von Geschlecht auf Geschlecht sich forterbender und bis zum heutigen Tage andauernder blutiger Fehde stehen. Nirgends treten die Folgen dieser Bewegung der **Eskimo** sichtbarer als im äussersten Nordwesten und Nordosten des amerikanischen Festlandes hervor: wie dort ein Zweig derselben, die **Namollo**, durch diese Bewegung über die Berings-Strasse nach Asien zurückgeworfen wurde[2], so wurden hier die **Eskimo** aus den Hudsonsbai-Ländern nach Grönland hinüber geschoben. Und zwar kann der Uebergang der **Eskimo** dahin an verschiedenen Stellen zugleich, oder wahrscheinlicher nach einander erfolgt sein: einmal vom Baffin's-Lande und von der Cumberland-Halbinsel über die schmalste Stelle der Davis-Strasse, etwa von Cap Walsingham nach der Südbai[3], von wo sie sich längs der Westküste Grönland's südwärts bis zur Südspitze desselben und dann längs der Ostküste nordwärts verbreiteten, und dann von North-Devon, Ellesmere- und Grinnell-Land über das Nordende der Baffin's-Bai und den Smith-Sund nach Prudhoe-Land oder dem sogen. Arktischen Hochlande Grönland's, wo sie durch die Gletscher und Eismassen der Melville-Bai von ihren südlichen Stammgenossen getrennt blieben, nordwärts aber ihre Wanderungen bis zum äussersten bisher bekannten Nordrande Grönland's, der Thank-God-Harbour und anderen Punkten am Robeson-Channel ausdehnten[4]. Zum Theil kann der Uebergang der **Eskimo** nach Grönland auch ein unfreiwilliger gewesen sein, indem es sich nach dem Zeugniss der Polarreisenden nicht selten ereignen soll, dass vom Eise besetzte Böte mit **Eskimo** oder Eisfelder, auf denen der Seehundsjagd nachgehende **Eskimo** sich befinden, nachdem sie durch hohen Wellengang vom Ufer abgelöst worden, von Wind und Strömung erfasst und nach anderen, mehr oder minder entfernten Küsten getragen werden[5].

---

[1]) Elisha Kent Kane (Arctic Explorations: the second Grinnel Exped. in search of Sir John Franklin, London 1861, p. 72, 227, 242, 334) giebt ausführliche Beschreibungen und auch eine Abbildung von den Eskimo-Hütten in Anoatok, Itah u. a. O.

[2]) Tagebuch einer Reise auf den Wallfischfang, verbunden mit Untersuch. und Entdeck. an der Ostküste von Grönland, im Sommer 1822; aus dem Englisch. übersetzt und mit Zusätzen und Anmerk. versehen v. Friedr. Kries, Hamburg 1825, p. 231, 236, 328 u. a., nebst Taf. VIII (Situationsplan des verlassenen Eskimo-Dorfes auf Jameson's-Land).

[3]) Petermann's Geogr. Mittheil., 1869, p. 223, nebst Karte, Taf. 17; 1870, p. 325 und Taf. 21.

[4]) Petermann's Geogr. Mittheil., 1870, p. 414, 418. Clavering hatte dort auch noch einige Eingeborene angetroffen, während die deutsche Polarexpedition keine mehr vorfand.

[5]) Clem. R. Markham, On the Origin and Migrations of the Greenland Esquimaux (The Journal of the Royal Geograph. Soc., London, Vol. XXXV, 1865, p. 87—99).

[6]) Aus welchen Gründen er es für unzulässig hält, erklärt Markham nicht weiter, — er sagt nur ganz kategorisch: «the Esquimaux assuredly never crossed over to Greenland by navigating Davis-Strait or Baffins-Bays (l. c., p. 89).

---

[1]) Dass Markham (l. c., p. 91) unter diesen verschwundenen und jetzt kaum noch dem Namen nach bekannten Völkern auch die Tungusen, diesen in seinen zahlreichen Verzweigungen noch heutzutage am weitesten verbreiteten Volksstamm Sibirien's, nennt, möchte man fast nur für einen Lapsus calami halten, da es sonst eine vollkommene Unkenntniss der ethnologischen Verhältnisse dieses Landes verrathen würde.

[2]) Ueber die ehemalige Verbreitung der Eskimo im arktisch-amerikanischen Archipel (Zeitschr. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin, XVIII. Jahrg., 1883, p. 118—138, nebst Karte, Taf. 2).

[3]) So z. B. die beiden in der Bay of Mercy auf Banks-Land gefundenen Hütten, die Dachgerüste aus Wallfischknochen hatten, oder die tief im Boden steckenden Steinhütten in der Nähe von Point Palmer auf der Melville-Insel (Boas, l. c., p. 126, 127) u. a. m.

---

1) S. oben, p. 249.

2) S. oben, p. 250, 373.

3) Wie auch **Cranz** (Historie von Grönland, Bd. I, p. 338) annimmt.

4) **Boas**, Ueber die ehem. Verbreitung der **Eskimo**, l. c., p. 134. **Boas** hält es, zumal nach den neuesten, durch **Greely** gewonnenen (bis dahin noch nicht veröffentlichten) Thatsachen, nicht für unwahrscheinlich, dass die **Eskimo** vom Robeson-Channel aus Grönland im Norden umwanderten und so nach der Ostküste desselben gelangten (**Petermann's** Geogr. Mittheil., Ergänzungsheft № 80, p. 90). Auch Capit. **Holm** und **Rink** neigen sich der Ansicht zu, dass die **Eskimo** von Ostgrönland (**Angmagsalikker**) um den Norden Grönland's nach dessen Ostküste gelangt seien (H. **Rink**, Die Ostgrönländer in ihrem Verhältniss zu den übrigen Stämmen. — Deutsche Geograph. Blätter, Jahrg. IX, p. 236).

5) **Hall** (Life with the **Esquimaux**, London 1864, Vol. I, p. 204, 205), **Kane** (Arctic Explorations: the sec. Grinnell Exped., London 1861, p. 394), **Boas** (Zeitschr. der Gesellsch. für Erdk. zu Berlin, Bd. XVIII, 1883, p. 123) u. A. berichten von dergleichen Fällen. **Hall** (l. c., I., p. 233) sagt sogar, dass kein Winter vergehe, ohne dass ähnliche Fälle unter den **Eskimo** sich ereigneten.

Es bleibt mir endlich — um auf die Winterwohnungen der paläasiatischen Völker zurückzukommen — noch übrig, auf die **Aleuten** hinzuweisen. Auch sie wohnten, als man sie zuerst kennen lernte, allenthalben, sowohl auf den sogen. Fuchsinseln, Unalaschka, Umnak u. s. w., als auch auf den westlicher gelegenen Andrejanof'schen in Erdjurten, welche, wie es in den Berichten über die alten russischen Schifffahrten im Berings-Meere heisst [1]), denjenigen der **Kamtschadalen**, sesshaften **Korjaken** und **Eskimo** ähnlich waren. Gleich diesen bestanden sie im Wesentlichen aus einer recht tief in die Erde gegrabenen Grube und einem aus Treibholz oder auch aus Walfischrippen erbauten, mit Rasen, Gras und Erde bedeckten Dache darüber, in welchem sich eine oder, bei ansehnlicher Grösse der Jurte, auch mehrere Oeffnungen befanden, die als Rauchfang und Fenster dienten, und durch die man auf eingekerbten Balken in die Jurte hinabstieg. In dieser gab es ferner ausser dem Mittelraume bisweilen noch seitwärts in den Erdwänden angelegte Nebenräume, die durch einen engen Kanal nach aussen mündeten und den Bewohnern im Falle der Noth oder Gefahr einen anderen Ausgang aus der Jurte boten, also eine ganz ähnliche Einrichtung, wie jener an den Jurten der **Kamtschadalen** und der **Kadjaker** von den Russen sogenannte Shupan [2]). Bei **Ssarytschof** [3]), **Sauer** [4]), **Langsdorf** [5]) findet man Beschreibungen dieser aleutischen Jurten und beim Ersteren auch eine Ansicht ihres Aeusseren. Die ausführlichste Beschreibung des Baues und der inneren Beschaffenheit derselben gab aber **Weniaminof** [6]), obgleich zur Zeit seines Aufenthaltes auf den Aleutischen Inseln (1824—1834) dort keine Jurten von alter, ursprünglicher Form mehr zu finden waren, indem die **Aleuten** seit 1805, als eine Revision der Russisch-amerikanischen Companie durch den Kammerherrn **Rjasanof** stattfand, auf Befehl desselben ihre Jurten mehr nach dem Muster der russischen Blockhäuser, möglichst zu ebener Erde, mit eben solchen Thüren und Fenstern etc., bauen mussten. Ferner sind bei ihnen seitdem an Stelle der ehemaligen, in der Regel sehr grossen Jurten, in denen mehrere Familien neben einander wohnten, allmählich mehr und mehr kleine, für einzelne Familien bestimmte Wohnungen getreten. Uebrigens waren auch die geräumigsten jener alten Jurten, in denen gelegentlich auch Tänze und Festspiele stattfanden [7]), doch immer nur Privatwohnungen und nicht ausschliesslich zu gemeinsamen Zwecken dienende Räumlichkeiten. Kashims hingegen, wie bei den nordamerikanischen **Eskimo**, hat es nach Weniaminof bei den Aleuten niemals, weder zu seiner, noch in einer älteren Zeit gegeben[1]).

---

[1]) So z. B. in den Berichten über die Fahrten von **Lasaref**, **Puschkarjof**, **Korowin**, **Ssolowjof** in den Jahren 1761—1764. S. **Coxe**, Die neuen Entdeck. der Russen zwischen Asien und Amerika, aus d. Englischen übersetzt, Frankf. u. Leipzig 1783, p. 78, 85, 116, 178; desgl. **Pallas**, Erläuterungen über die im östl. Ocean zwischen Sibirien u. Amerika geschehenen Entdeckungen (Neue Nord. Beitr., Bd. I, St. Petersb. u. Leipz. 1781, p. 311), und desselben, Auszug aus dem Reisebeschr. des Russ. Steuermanns **Saikof** über eine bis an das feste Land von Amerika geschehene Schifffahrt (Neue Nord. Beitr., Bd. III, 1782, p. 280).

[2]) S. oben, p. 334, Anm. 2, und p. 342, Anm. 1.

[3]) Путешествіе по Сѣверовост. части Сибири и пр., Ч. II, С. Петерб., стр. 14, 157.

[4]) **Billing's** Geogr.-astron. Reise nach den nördl. Geg. Russlands, aus d. Engl. übers., Berlin 1802, p. 294.

[5]) Bemerk. auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803—1807, Frankf. a. M., Bd. II, p. 30, 56.

[6]) Записки объ островахъ Уналашк. Отдѣла, С. Петерб. 1840, Ч. II, стр. 204—211.

[7]) So wohnte z. B. auch **Kotzebue** (Entdeckungs-Reise in die Süd-See u. nach der Berings-Strasse, Weimar 1821, Bd. I, p. 167) auf Unalaschka dem Tanze zahlreich versammelter **Aleuten** in einer grossen, unterirdischen Wohnung bei.

Kehren wir nach dieser Abschweifung, welche uns die Erdjurte mit ihren mannigfachen Modifikationen als die ursprüngliche Winterbehausung aller paläasiatischen Völker bis nach Grönland und dem äussersten Norden Amerika's kennen lehrt, wieder zu unserem Ausgangspunkte, dem Amur-Lande und den Giljaken zurück. Wie die Erdjurte, das *Toryf*, die ursprüngliche, nationale Winterwohnung der Giljaken ist, so muss die zu ebener Erde errichtete, mit einer Röhrenheizung versehene Jurte, das *Tschadryf*, als eine spätere, ihnen von aussen her, im Verkehr mit anderen Völkern, namentlich durch chinesischen Einfluss zugetragene Form der Winterbehausung bezeichnet werden. Ich habe sie daher oben auch schlechtweg chinesische Winterjurte genannt. Glehn[2]), Schmidt[3]), Mizul[4]) u. A. nennen sie «mandshurische» Jurte; allein, wenn dies nicht bloss eine jener häufigen Verwechselungen der Chinesen im Amur-Lande mit den Mandshu ist, von denen oben[5]) die Rede gewesen, wie ich in der That glaube, so ist dagegen anzuführen, dass auch die Mandshu diese Bauart ihrer Winterhäuser von den Chinesen entlehnt haben. Dass sie zu den Giljaken von Süden, den Amur abwärts gelangt ist, darauf weist, wie oben erwähnt, schon die Vertheilung der Erd- und der chinesischen Winterjurten in ihrem Gebiete hin, namentlich die Thatsache, dass die letzteren auf Sachalin nur an der der Amur-Mündung gegenüberliegenden Westküste der Insel zu finden sind. In der That lässt sich diese Bauart des Winterhauses ununterbrochen bei allen von den Giljaken stromaufwärts wohnenden Völkern des unteren Amur-Landes bis zu den Chinesen am Ussuri und Sungari verfolgen. Dort ist sie allenthalben, bei den Mandshu, Chinesen, Dauren[6]) üblich. So erzählt schon der Chinese U-tschen in der 1722 von ihm verfassten Beschreibung seiner Geburtsstadt Ninguta, dass die Häuser dort drei «*Kangs*», d. h. längs den Wänden sich hinziehende, durch darunter verlaufende Röhren erwärmte Sitz- und Schlafbänke oder Pritschen zu haben pflegen[7]). Auch der französische Missionär Venault[8]) und der Koreaner Kimai-Kim[9]) erwähnen des Kang's in den Häusern von Ninguta, Girin, Ssan-ssin und anderen Orten, die sie auf ihren Reisen durch die Mandshurei berührten, und spätere Reisende, wie **Williamson**[1]), **Barabasch**[2]) u. A., fanden ihn überall, am Sungari, Nonni, Churcha oder Mutuan-ho u. s. w. im Gebrauche[3]). Doch ist diese Bauart der Häuser, mit einer vom Herde ausgehenden, unter den Schlafbänken verlaufenden und in einen ausserhalb des Hauses stehenden Schornstein ausmündenden Röhrenleitung, keineswegs eine indigen mandshurische, sondern vielmehr von unzweifelhaft chinesischem Ursprung, durch die Chinesen nach der Mandshurei, wie nach ihren anderen Kolonien aus dem Mutterlande importirt. Denn dieselbe Bauart der Häuser findet sich in ganz Nordchina[4]) und in anderen, gleich der Mandshurei mehr oder minder unter chinesischer Herrschaft stehenden Ländern, in der Mongolei[5]), Korea[6]) u. s. w. Dabei findet natürlich in grösseren und sauberer gebauten Häusern, zumal in den Städten, wie im übrigen Bau, so auch in der Beheizung der Häuser manche Modifikation und Complikation statt, indem z. B. die Zahl der Kangs je nach der Anzahl der Zimmer eine verschiedene ist[7]), und die erwärmenden Röhren nicht bloss unter den Sitz- und Schlafbänken, sondern auch unter der Diele und in den die Stuben von einander trennenden Wänden verlaufen[8]) u. s. w., wodurch in den Häusern eine solche Gleichmässigkeit der Temperatur erreicht wird, wie sie in jenen primitiven Wohnungen der Amur-Völker gar nicht denkbar ist.

---

[1]) Weniaminof, l. c., p. 201.

[2]) Reisebericht von der Insel Sachalin (Beiträge zur Kenntn. des Russischen Reichs, Bd. XXV, 1867, p. 233 ff.).

[3]) Histor. Ber. etc. — Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, Bd. XXV, p. 120.

[4]) Очеркъ о. Сахалина, С. Петерб. 1873, стр. 134.

[5]) S. dieses Werkes p. 71, nebst Anm. 2.

[6]) Von diesen letzteren wird weiter unten noch besonders gehandelt werden.

[7]) Nach U-tschen werden die etwa 6 Fuss breiten und 2 Faden, 5—6 Fuss langen Kangs an der Nord-, West- und Südwand des Hauses angebracht; an der durch eine Scherwand vom übrigen Raum abgetrennten Ostwand liegt das Frauengemach, das mithin zwei Kangs, längs der Nord- und längs der Südwand hat. Die Kangs sind mit Schilf- oder Strohmatten bedeckt, über die oft noch ein rother Filzteppich gebreitet wird. Vrgl. U-tschen's Schrift in der Uebersetzung von Wassiljef: Записки о Нингутѣ (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., кн. XII, 1857, стр. 96).

[8]) Excursion dans les parties intér. de la Mandchourie, 1850 (Nouv. Ann. des Voyages, Nouv. Sér., T. XXX, Année 1852, T. II, p. 200).

[9]) Lettre à Mgr. Ferréol, évêque de Belline, 1844 (Nouv. Ann. des Voyages, Nouv. Sér., Année 1847, T. I, p. 71).

Auch der Umstand endlich, dass die warmen Schlafbänke von den **Giljaken** und allen übrigen Amur-Völkern ganz in derselben Weise wie von den Chinesen benutzt werden, spricht für den chinesischen Ursprung derselben. Nach U-tschen legen sich die Chinesen auf dem Kang stets der Quere nach hin[1]), die Füsse gegen die Wand gerichtet[2]), und dasselbe wird auch von den Giljaken und den anderen Amur-Völkern mit abergläubischer Strenge beobachtet, während man in den Erdjurten in umgekehrter Lage, den Kopf gegen die Wand gekehrt, schläft. Als ich mich einmal in einem giljakischen Winterhause am Amur, um eine Stütze für das Kopfkissen zu haben, ebenso wie in der Erdjurte, den Kopf gegen die Wand gekehrt bettete, erregte es einen allgemeinen Unwillen der Giljaken, und von allen Seiten erscholl der Ruf: «*uïtsch, uïtsch*», was soviel wie «Unheil» oder «unheilbringend, unerlaubt» bedeutet. Der Grund, wesshalb die Chinesen stets jene Lage auf dem Kang einnehmen, soll darin liegen, dass der an die Wand stossende Theil der Schlafbank in Folge der darunter verlaufenden Röhre besonders stark erwärmt wird und sich darum besser für die Füsse als für den Kopf eignet. In den Winterhäusern der Amur-Völker kommt noch ein anderer Umstand hinzu, der diese Sitte rechtfertigt. Legt man sich nämlich mit dem Kopf gegen die Wand, so setzt man sich dem aus, dass die Ratten, an denen diese Häuser überaus reich sind, und die stets längs der Wand hinlaufen, Einem beständig über das Gesicht rennen. Dennoch würde dies allein die Giljaken nicht bewegen, auch den Fremden diese Lage auf ihrem Kang nicht zu gestatten, wenn nicht der Aberglaube eine strenge Beobachtung der überlieferten Sitte verlangte und von einer jeden Verletzung derselben, durch wen es auch sei, Unheil für alle Inwohner des Hauses befürchtete.

---

[1]) Journeys in North China, Manchuria and eastern Mongolia, London 1870, Vol. II, p. 229.

[2]) Сунгарійская экспед. 1872 г. (Воен. Сборн., Т. XVII, 1874, № 2, стр. 332).

[3]) In der Mitte des Hauses, dort wo bei den **Giljaken** der Hundetisch steht, befindet sich eine aus Lehm oder Ziegelsteinen gemachte Erhöhung mit einer Höhlung von der Grösse einer ordentlichen Wanne. In dieser werden stets Holz und Holzkohlen gebrannt, so dass sie immer voll heisser Asche ist; da stehen Kessel mit heissem Wasser zum Nachfüllen der Theetassen, da werden Branntwein und Bier in zinnernen Gefässen gewärmt u. s. w. **Williamson**, l. c.

[4]) Obgleich es kaum ein Werk über China geben dürfte, in welchem nicht auch vom Kang als einer charakteristischen Eigenthümlichkeit der chinesischen Wohnungen die Rede wäre, so will ich hier doch auf einige, theils ältere, theils ausführlichere Erwähnungen oder Beschreibungen desselben hinweisen; so bei **Du Halde** (Descript. géogr., hist., chronol., polit. et litér. de l'Empire de la Chine et de la Tart. Chinoise, Paris 1735, T. II, p. 87), **Van Braam** (Voyage de l'Ambassade de la Comp. des Indes orientales Hollandaises vers l'Empereur de la Chine en 1794 et 1795, publ. par **Moreau de St. Mery**, Paris, an VI (1798), T. I, p. 346), **Davis** (La Chine ou descript. génér. des moeurs et des coutumes etc. de l'empire Chinois, trad. de l'Angl. par **Pichard**, Paris 1837, T. I, p. 231), **Huc** (L'Empire Chinois, Paris 1854, T. II, p. 380), **Fleming** (Travels on horseback in Mantchu Tartary, London 1863, p. 192—194, 251 u. a.), **Poussielgue** (Voyage en Chine et en Mongolie de M. et de M-me de **Bourboulon**, Paris 1866, p. 24), **Girard** (France et Chine, vie publ. et privée des Chinois, Paris 1860, T. II, p. 384) u. A.

[5]) **Gmelin** (Reise durch Sibirien von dem J. 1733—1743, Göttingen 1751, Bd. I, p. 418), **Pallas** (Reise durch versch. Prov. des Russ. Reichs, Bd. III, St. Petersb. 1776, p. 116) u. A. gaben ausführliche Beschreibungen des Kangs und der übrigen Bauart der chinesischen Häuser in Maimatschin gegenüber Kjachta. Bei **Huc** (Souv. d'un Voyage dans la Tart., le Thibet et la Chine, Paris 1850, T. I, p. 13) findet man eine ebensolche aus der Mongolei nahe der chinesischen Grenze.

[6]) **Williamson**, l. c. Vol. II, p. 304. **Пржевальскій**, Путеш. въ Уссурійск. краѣ, С. Петерб. 1870, стр. 107.

[7]) Im Tai-Tsing hoei-tien ist es vorgeschrieben, wie viele Kangs es in den verschiedenen Gesandtschaftshotels geben soll. **Pauthier**, Chine moderne, Paris 1853, II. Partie, p. 218.

[8]) **Van Braam**, l. c. Reise der Oesterr. Fregatte «Novara» um die Erde in den J. 1857—1859 unter den Befehlen des Kommod. B. v. **Wüllerstorf-Urbair**, Anthropol. Theil, 3. Abtheil.: Ethnographie, auf Grund des von Dr. Karl von **Scherzer** gesammelt. Materials bearb. von Friedr. **Müller**, Wien 1868, p. 158. In dem letzterwähnten Werke wird die Heizung durch Röhrenleitung «russische Art» genannt, was jedoch keineswegs eine nationalrussische Einrichtung ist.

Wann die chinesische Winterjurte zu den Giljaken am Amur gelangt ist und in allmählicher Verbreitung stromabwärts, die Erdjurte verdrängend, den Amur-Liman, die Küste des Ochotskischen Meeres und die Limanküste der Insel Sachalin erreicht hat, lässt sich aus Mangel an historischen Daten nicht bestimmen. In den Berichten von Pojarkof und Nagiba, die 1644/45 und 1652 unter den Giljaken an der Amur-Mündung und am Ochotskischen Meere überwinterten[3]), findet sich leider keinerlei Andeutung, die auf die Beschaffenheit der giljakischen Häuser zu jener Zeit schliessen liesse. Bei einem anderen paläasiatischen Volke, den Kamtschadalen, sehen wir die ursprüngliche Erdjurte in dem kurzen Zeitraume von etwa 30 Jahren vollständig vor einer importirten, fremdartigen Bauart der Wohnungen verschwinden. Zu Krascheninnikof's und Steller's Zeiten (in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) wohnten die Kamtschadalen noch sämmtlich in Erdjurten von der oben erwähnten Beschaffenheit. Auch im Jahre 1779, als Clerke, der Nachfolger Cook's auf dessen dritten Reise, Kamtschatka besuchte, gab es, wenigstens im Süden der Halbinsel, zwischen dem Peterpaulshafen und Bolscherezk, noch Erdwohnungen[4]). Nur wenig später, 1790, berichtete aber Ssarytschof von seiner Reise durchs Land, dass es nirgends mehr Erdjurten gebe, und dass statt derselben allenthalben Häuser nach russischem Muster (Blockhäuser, sogen. *isba's*) erbaut seien; nur die ebenfalls eigenthumlichen Sommerwohnungen der Kamtschadalen hatten sich noch erhalten[1]). Auf Grund einer Bemerkung Mamia Rinsô's auf seiner 1809 von Deren den Amur abwärts ausgeführten Reise könnte man auf den ersten Blick glauben, dass es in ähnlicher Weise auch bei den Giljaken am Amur zugegangen sei. Als er nämlich, aus dem Lande der S'janta (Oltscha) kommend, bei Horo (Chjare) das Gebiet der Smerenkur (Giljaken) betrat, bemerkte er, dass von dort ab Menschen, Wohnungen, Geräthe und Lebensweise anders und genau so wie auf Krafto (Sachalin) wurden[2]). Man könnte also meinen, dass die Giljaken am Amur damals noch in Erdjurten wie auf Sachalin wohnten. Allein das ist nicht möglich, denn, wie oben (p. 331) erwähnt, fand Krusenstern schon vier Jahre zuvor chinesische Winterjurten bei den Giljaken an der Nordspitze Sachalin's, also bereits an dem äussersten Punkte, bis wohin man diese Wohnungen auch heutzutage antrifft. Erwägt man zudem, dass Mamia Rinsô im Sommer reiste, so bleibt kein Zweifel übrig, dass seine obige Bemerkung sich auf die Sommerwohnungen bezieht, die in der That, wie wir sogleich sehen werden, bei den Giljaken am Amur ebenso wie auf Sachalin und ganz anders als bei ihren Nachbarn, den Oltscha, und den übrigen tungusischen Amur-Völkern sind. Die Verhältnisse lagen auch zu verschieden in Kamtschatka und im unteren Amur-Lande, um an beiden Orten ein gleich rasches Verschwinden nationaler Eigenthümlichkeiten hervorzubringen. Dort siedelten sich die Russen nach Eroberung des Landes unter den durch die vorhergegangenen blutigen Kämpfe stark gelichteten Eingeborenen bleibend an, indem sie Häuser nach ihrer eigenen Art bauten, und traten in beständigen, friedlichen Verkehr mit den Kamtschadalen, ja vermischten sich sogar mehr und mehr mit denselben. Kein Wunder daher, dass auch ihre Bauart der Häuser bald die allein übliche im ganzen Lande wurde. Anders mit den Chinesen und Mandshu im unteren Amur-Lande: eine Eroberung und Kolonisation dieses Landes durch die genannten Völker hat niemals stattgefunden. Wie oben ausführlich erörtert[3]), wurde und wird es vielmehr nur zeitweise von einzelnen Mandshu-Beamten und chinesischen Kaufleuten besucht, welche zudem, ein paar Punkte, an denen sie eigene Wohnungen haben, abgerechnet, ihren Aufenthalt stets in den Häusern der Eingeborenen nehmen, und dies auch nur unter den tungusischen Amur-Völkern, während die Giljaken auch den chinesischen Händlern den Zutritt in ihr Land verwehrten. Ohne Zweifel muss es daher lange gedauert haben, bis die chinesische Winterjurte von den Chinesen am Sungari, diesen Strom und den Amur abwärts von Volk zu Volk sich verbreitend, zu den Giljaken gelangte, und gewiss haben die Handelsreisen, welche Golde, Oltscha und Giljaken von Alters her alljährlich zu den Chinesen am Sungari auszuführen pflegen, und auf denen sie immer wieder Gelegenheit hatten, die Bauart der chinesischen Häuser kennen und schätzen zu lernen, am meisten zur Einbürgerung und weiteren Verbreitung derselben unter den Amur-Völkern beigetragen.

---

[1]) Vrgl. Wassiljef's Uebersetzung von U-tschen's Schrift, l. c., p. 98.

[2]) Pallas, l. c. Auch im Amur-Lande habe ich die Chinesen nie anders auf dem Kang liegen sehen.

[3]) S. oben, p. 105, 107.

[4]) Tagebuch einer Entdeckungsreise nach der Südsee in den Jahren 1776—1780, unter Anführ. der Capitäne Cook, Clerke, Gore und King, übers. von J. R. Forster, Berlin 1781, p. 332.

---

[1]) Сарычевъ, Путеш. по Северовост. части Сибири, ч. I, стр. 170.

[2]) Siebold (Nippon, VII, p. 177). Vrgl. auch oben, p. 118.

[3]) S. oben, p. 38, 70—71.

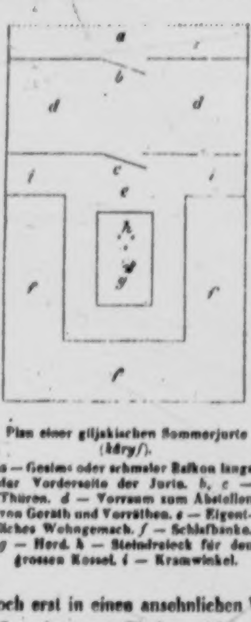
Beim Anbruch des Frühlings, im April und Mai, sehen sich die Giljaken genöthigt, ihre Winterwohnungen zu verlassen und die Sommerwohnungen zu beziehen. Zuerst werden die Bewohner der Erdjurten aus ihren Behausungen getrieben, indem diese durch das in Folge der Schneeschmelze und des Aufthauens des Erdbodens sowohl von oben, wie von den Seiten eindringende Wasser nass und unbewohnbar werden. Brauchbarer auch im Frühjahr und Sommer sind die zu ebener Erde gelegenen chinesischen Winterjurten, obwohl auch in diese bei rascher Schneeschmelze oder starken Regengüssen zuweilen Wasser durch oder über die niedrige Thürschwelle eindringt und den Fussboden aufweicht. Doch machen sich auch diese Wohnungen durch ihre warmen Schlafbänke, die schon durch die Bereitung der Speisen unwillkürlich immer von Neuem erhitzt werden, sowie durch die oben erwähnte Menge von lästigem Ungeziefer im Sommer unmöglich, und endlich verlangt auch der in dieser Jahreszeit zu betreibende Fischfang den Umzug in die für denselben günstiger und bequemer gelegenen Sommerwohnungen.

Die Sommerwohnung der Giljaken ist allenthalben, auf dem Festlande wie auf Sachalin, von derselben Beschaffenheit und trägt hier wie dort auch dieselbe Bezeichnung: *kăryf*. Der auffallendste Zug in ihrem Aeusseren ist, dass sie auf Pfählen ruht, die etwa 4 bis 5 Fuss über der Erde hervorragen. Nur an einzelnen Punkten der Westküste Sachalin's, südlich vom Amur-Liman, namentlich in Tangi, Choji, Arkai und Dui, habe ich auch zu ebener Erde gelegene Sommerhäuser gesehen, die jedoch im Uebrigen ganz von derselben äusseren und inneren Beschaffenheit wie die auf Pfählen ruhenden waren[1]. Der Zweck, den die Giljaken bei diesen Pfahlbauten im Auge haben, kann ein doppelter sein: einmal der, ihre Wohnungen vor Ueberschwemmungen zu schützen, da der Amur nicht selten in Folge lange anhaltender Regen stark anschwillt und die niedrigen Uferstrecken überschwemmt, und dann auch der, die Wohnungen dadurch, dass sie nicht unmittelbar auf dem feuchten Erdboden, sondern in einiger Höhe über demselben stehen und unter ihnen ein beständiger Luftzug stattfindet, der durch die Ritzen der Diele auch in das Haus selbst eindringt, luftiger und trockener zu machen, was um so nothwendiger ist, als in denselben meist auch ein Theil der bereits gemachten Fischvorräthe aufbewahrt wird. Beides dürfte auch für die an der Meeresküste wohnenden Giljaken maassgebend sein, denn auch dort muss, je nach der Lokalität, ein plötzliches Ansteigen des Wassers in Folge stürmischer Seewinde im Auge behalten werden, und was die Feuchtigkeit der Luft betrifft, so ist sie dort in Folge der Meeresnähe und der äusserst zahlreichen Nebel und Regen eine noch grössere. Wenn daher die Giljaken auf Sachalin stellenweise ihre Sommerhäuser zu ebener Erde bauen, so müssen sie sich dort, dank den Lokalverhältnissen, vor jener ersterwähnten Gefahr sicher wissen und ausserdem andere gewichtige Gründe zur Errichtung solcher Wohnungen haben. Und einen solchen Grund glaube ich darin zu finden, dass diese dem Winde minder ausgesetzten Wohnungen wärmer als die auf Pfählen ruhenden sind und darum schon früher im Jahre bezogen und längere Zeit in den Herbst hinein bewohnt werden können. Der erstere Umstand ist aber namentlich für den südlichen Theil des giljakischen Gebietes von Sachalin von Bedeutung, wo die Giljaken schon früher im Jahr durch die Schneeschmelze aus ihren Erdjurten vertrieben werden. In jenem südlicheren Theile war es auch, wo ich solche zu ebener Erde gelegene Sommerhäuser antraf. In Tangi fand ich es schon am 8./20. Februar, in Arkai am 28. Febr. (11. März) bewohnt, als es noch völligen Winter gab. In Dui hingegen stand es am 27. Febr. (10. März) noch unbewohnt, doch logirte ich in demselben, weil die beiden Winterjurten des Orts in Folge eines starken Confluxes von Giljaken allzu überfüllt waren. Dieses letztere Sommerhaus lag, ungleich mehreren anderen, hart am Strande erbauten, *weiter ab vom Meere*, neben den Winterjurten und sollte seinem Besitzer namentlich noch im späten Herbst zum Aufenthalt dienen und erst zum Winter hin verlassen werden.

---

[1] Das grosse an der Nordspitze Sachalin's in der Bai Nadeshda gelegene Dorf (Ngywr-wo, s. oben, p. 231), das Krusenstern besuchte, hatte auf Pfählen ruhende Sommerhäuser. S. dessen Reise um die Welt, Bd. II, p. 182.

Auf Taf. XIII ist eine Sommerwohnung der Amur-Giljaken, und zwar eine Jurte von Mão, des Sommeraufenthaltes der im Winter in Kuik wohnenden Giljaken, abgebildet. Es ist ein auf Pfählen ruhender, etwa 3 Faden breiter und 4—5 Faden langer Bau von ziemlich plumpem Aussehen. Die Wände sind aus dünnen Balken aufgebaut, die ebenso wie an den Winterhäusern an ihren Enden nicht in einander gefügt, sondern nur etwas zugespitzt und in die Rinnen senkrecht stehender Pfähle gesteckt sind. Das ziemlich flache Dach besteht aus roh zugehauenen Brettern, die durch quer befestigte Stangen zusammengehalten werden. Auf einem an der Vorderseite des Hauses schräg aufgestellten, mit Einkerbungen versehenen Balken steigt man auf ein ebenes, schmales, längs der ganzen Façade des Hauses verlaufendes und durch das etwas vorspringende Dach zum Theil noch gedecktes Gesims, das man einen schmalen Balkon nennen möchte [1]. Es ist der nach vorn durch eine punktirte Linie begrenzte Raum *a* auf dem beifolgenden Plan des giljakischen Sommerhauses. Genau in der Mitte der Vorderseite des Hauses oder auch, wie in der Abbildung auf Taf. XIII, etwas zur Seite befindet sich der Eingang zu demselben (*b*). Durch diesen gelangt man jedoch erst in einen ansehnlichen Vorraum (*d*), der zum Abstellen verschiedener Geräthe, wie zum Aufbewahren von Fischvorräthen u. drgl. m. dient, und erst hinter demselben befindet sich das eigentliche Wohngemach (*e*) [2]. Dieses ist genau ebenso wie das Innere der Erdjurten beschaffen,



Plan einer giljakischen Sommerjurte (*kåryf*).

a — Gesims oder schmaler Balkon längs der Vorderseite der Jurte. *b*, *c* — Thüren. *d* — Vorraum zum Abstellen von Geräth und Vorräthen. *e* — Eigentliches Wohngemach. *f* — Schlafbänke. *g* — Herd. *h* — Steindreieck für den grossen Kessel. *i* — Kramwinkel.

---

[1] Krusenstern (l. c.) nennt es eine Galerie.

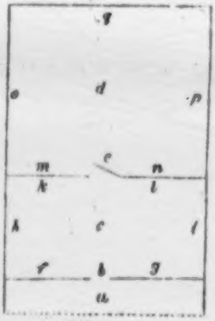
[2] Krusenstern fand dieses Gemach verschlossen und hielt es für das Frauengemach, was zu seinen übrigen Vorstellungen über eine aus «Tataren» bestehende Bevölkerung Nordsachalin's passte, der Wirklichkeit aber gar nicht entspricht.

indem längs drei Wänden desselben, zu beiden Seiten und hinten, der Eingangsthür (*c*) gegenüber, niedrige und breite Pritschen oder Schlafbänke (*f*) verlaufen, und in der Mitte, zwischen denselben, ein ebenso wie dort geformter Herd sich erhebt, über welchem im Dach eine Oeffnung sich befindet, die als Rauchfang dient und eigentlich aus zwei in den beiden Dachhälften gelegenen und am Giebelbalken zusammenstossenden Oeffnungen besteht. Unter derselben sind über dem Herde einige Längs- und Querstangen angebracht, auf welche das Hakenholz gehängt wird, dass den Kessel über dem Feuer zu tragen hat. Aehnliche Längs- und Querstangen laufen zum Theil auch über den Schlafbänken und dienen zum Aufhängen von Kleidungsstücken. In den Winkeln zwischen den seitlichen Schlafbänken und der Vorderwand, rechts und links von der Thür, stehen Etagèren mit allerhand Geräth, ein grosses Gefäss mit Trinkwasser, ein kleiner Vorrath Brennholz für den Herd u. drgl. m. Da das ganze Gemach nicht hoch und das Dach ziemlich flach ist, so liegt auch die grosse Rauchfangöffnung nur in geringer Höhe über Einem, was zusammen mit den vielen Ritzen in den Wänden und der Diele das Haus in der That sehr luftig macht. Werden zudem auch die Thüren nach dem Vorraum und aus diesem nach draussen geöffnet, so entsteht ein starker Zugwind. Die Sommerwohnung ist daher in der Regel ganz frei von Rauch und, was sehr wichtig ist, auch ziemlich frei von Mücken. Auch der Vorraum (*d*) kann, wenn die in demselben lagernden Vorräthe es erfordern, noch besonders ventilirt werden, indem seine Wände zum Theil nur aus senkrecht aufgerichteten Brettern bestehen, die in beliebiger Anzahl leicht herausgehoben werden können, wie es an der Jurte von Mão zur Zeit, als sie abgebildet wurde, auch geschehen war. Endlich ist noch eines zwar unscheinbaren, aber in seinen Folgen für die **Giljaken** doch sehr wichtigen Umstandes beim Bau ihrer Sommerwohnungen zu erwähnen. Um diese den in den Winterjurten so zahlreichen Ratten unzugänglich zu machen, was bei der Menge der in ihnen sich ansammelnden Fischvorräthe äusserst nothwendig ist, wird auf das obere Ende eines jeden die Jurte tragenden Pfahles ein den Umfang desselben nach allen Seiten überragendes Birkenrindenstück gelegt, was erfahrungsgemäss vollkommen ausreichen soll, um die Ratten zu verhindern, durch Aufwärtssteigen längs den Pfählen in die Jurte einzudringen. Unter der Jurte, zwischen den Pfählen werden die Schlitten zum Schutz gegen den Regen aufgehängt, und unter demselben schirmenden Dach finden auch die Hunde einen passenden Aufenthaltsort.

Die obige Beschreibung gilt, wenn man von dem speciell auf den Pfahlbau Bezüglichen absieht, auch für die an manchen Punkten Sachalin's zu ebener Erde gelegenen und, wie bereits erwähnt, ganz ebenso beschaffenen Sommerwohnungen der **Giljaken**, und es genügt daher ihr nur noch folgende, speciell auf diese letzteren bezügliche Bemerkung hinzuzufügen. Steht die Jurte zu ebener Erde, so kommt auch das an ihrer Vorderseite vorspringende flache Gesims, der Raum *a*, auf dem Erdboden zu liegen. So lange noch der Winter währt, wird dieser Raum dazu benutzt, vor dem Eingange zur Jurte einen, wenn auch nur nothdürftigen Schirm zu errichten. Zu dem Zweck werden hier zu beiden Seiten und vorn, wo auf dem Plan die punktirte Linie sich befindet, einige Stangen und Bretter senkrecht aufgestellt und, mit Ausnahme eines Durchganges, durch ein Ruthengeflecht mit einander verbunden und die Zwischenräume noch mit

Gras und Reisig ausgefüllt, so dass eine Art Vorhaus entsteht. Dieses wird den Hunden zum Aufenthaltsort angewiesen, welche, zu beiden Seiten des Einganges zum Hause gelagert, eine gute Wache für dasselbe abgeben.

Da die Hauptbeschäftigung der Giljaken während des Sommers im Fischfang und im Bereiten von Fischvorräthen für den Winter besteht, so sieht man neben den Sommerwohnungen stets auch manche dem letzteren Zweck dienliche Vorrichtungen. So fehlen nirgends mehr oder minder zahlreiche offene, zum Aufhängen und Dörren der Fische an der Sonne bestimmte Gerüste, und nicht selten findet man ein von Pfählen getragenes, ganz ebenso wie an den Sommerjurten, nur noch roher gezimmertes Dach, mit Querstangen darunter, an welchen die reihenweise aufgehängten Fische, gegen Regen und Sonne geschützt, im beständigen Luftzuge getrocknet werden (s. Taf. XIII)[1]. Zur Aufbewahrung der im Sommer gemachten Vorräthe dienen besondere Vorrathshäuser, die aber, da der Verbrauch im Winter stattfindet, stets neben den Winterwohnungen liegen, so dass die Vorräthe, nach Maassgabe als sie anwachsen, dahin abgeführt werden.



Plan eines giljakischen Vorrathshauses (njö, njo).
a — Balkonartiges Gesims an der Vorderseite des Hauses. b — Eingangsluke. c — Vordere, d — hintere Abtheilung. e — Thür zwischen denselben. f bis q — Die elf Wandflächen.

Die Vorrathshäuser der Giljaken (*njö*, im Tro- und Tymy-Dialekt *njo*) sehen auf den ersten Blick den Sommerwohnungen sehr ähnlich aus, indem sie wie diese auf Pfählen (denen das obenbesprochene Birkenrindenstück nicht fehlen darf[2]), ruhen und ebensolche Wände und Dächer, ja auch ein ebensolches balkonartiges Gesims an ihrer Vorderseite haben, zu welchem man auf einem mit Einkerbungen versehenen dünnen Balken, den man leicht abheben kann, hinansteigt; nur sind auch die grössten unter ihnen stets kleiner als jene, und der Eingang ebenfalls niedriger und enger, ja bisweilen nur eine ungefähr quadratische Luke, die gerade gross genug ist, dass ein Mensch in gebückter Stellung hindurchsteigen kann, und deren Verschluss aus einem genau passenden Brett besteht, vor welches statt eines Riegels ein Querholz vorgeschoben wird[3]). Das Innere des Vorrathshauses ist meist durch eine Querwand in zwei Abtheilungen getheilt, die durch eine Thür mit einander in Verbindung stehen, so dass es in demselben, wie der beifolgende Plan zeigt, elf gesonderte, grössere oder kleinere Wandflächen giebt, an denen die Fischvorräthe aufgehäuft werden.

---

[1] Genaueres über die Behandlung der Fische vor dem Trocknen, sowie über die Verwerthung der einzelnen Theile derselben u. dergl. wird später, am entsprechenden Orte mitgetheilt werden.

[2] Pallas (Reise durch versch. Prov. des Russ. Reiches, Bd. III, p. 482) erzählt, dass die Tscheremissen an der Kama und Wjatka, gleich wie auch die meisten Kasan'schen Tataren, ihr vorräthiges Getreide in Garben zu runden zugespitzten Haufen über vier durch Balken verbundene und mit Rinden bedeckte Pfähle aufstellen, wodurch es den Mäusen unzugänglich gemacht wird.

[3] Auf einer später folgenden, einen Leichenzug der Giljaken darstellenden Tafel findet sich u. A. auch die Abbildung der Vorderseite eines solchen Vorrathshauses.

Wie die Erdjurte, so sind auch sämmtliche oben besprochene Pfahlbauten, die Sommerjurte, das Vorrathshaus u. s. w., ursprüngliche, eigenartig giljakische Baulichkeiten, die den Nachbarn der **Giljaken**, den tungusischen Amur-Völkern fehlen, hingegen aber bei manchem anderen paläasiatischen Volke wiederkehren. So z. B. waren die Sommerwohnungen der **Kamtschadalen**, nach **Krascheninnikof's** und **Steller's** Beschreibungen und einer vom Letzteren mitgetheilten Abbildung, auf hohen Pfählen erbaute, pyramidale Hütten, die von den Russen mit dem Namen *Balagan* belegt wurden[1]). Die nordwestamerikanischen **Eskimo** am Kwichpak, am Norton-Sunde und auch am Eismeere errichten ihre Vorrathshäuser auf hohen Pfählen über der Erde, um die in denselben während des Sommers aufbewahrten Fischvorräthe, Häute, Felle u. drgl. sowohl gegen die Feuchtigkeit, als auch gegen die Angriffe der Mäuse, Füchse, Wölfe und besonders der im Sommer allezeit hungrigen Hunde sicher zu stellen[2]).

Somit kann man die **Giljaken** dort, wo sie noch ihre ursprünglichen Wohnungen und Baulichkeiten beibehalten haben, und ebenso manche andere paläasiatische Völker im Winter gewissermaassen als Höhlenbewohner oder Troglodyten, im Sommer als Pfahlbaubewohner bezeichnen. Sie stehen in dieser Beziehung noch auf einem Standpunkt, der auf europäischem Boden einer weit zurückliegenden, prähistorischen Zeit angehört. Auch von dieser Seite wird also die Bezeichnung paläasiatische Völker, welche ich für diese Ueberreste einer alten, ehemals auf asiatischem Boden weiter verbreiteten Bevölkerung vorgeschlagen habe, in gewissem Sinne gerechtfertigt.

Bevor ich die **Giljaken** verlasse, muss ich noch auf die oben berührte Frage einer ungefähren Bestimmung ihrer Gesammtzahl nach der Anzahl ihrer Winterwohnungen zurückkommen. Eine solche Schätzung kann nur auf Grundlage der Winter-, nicht der Sommerwohnungen vorgenommen werden, schon aus dem Grunde, weil die Zahl der ersteren sich weit leichter als diejenige der letzteren mit einiger Genauigkeit ermitteln lässt. Fallen die grossen Winterhäuser mit ihren gesondert nebenanstehenden, bisweilen gar Rauch ausströmenden Schornsteinen dem Reisenden jederzeit leichter in die Augen, so ist dies im Winter noch ganz besonders der Fall, denn auf der alsdann von Dorf zu Dorf gehenden Fahrt bringt ihn die mit Hunden bespannte

---

[1]) **Крашенинниковъ**, Опис. земли Камчатки (Полн. собр. учен. путеш. по Россіи, Т. II, С. Петерб. 1819, стр. 37). **Steller**, Beschreib. von dem Lande Kamtschatka, Frankf. u. Leipz. 1774, p. 215. Auch **Steller** giebt als zwingenden Grund für die Erbauung solcher «luftigen Wohnungen» die Feuchtigkeit der Luft und des Erdbodens in Kamtschatka an. Daraus lässt sich auch die Thatsache erklären, dass diese eigenartigen Wohnungen sich noch forterhielten, nachdem die Erdjurten, wie oben erwähnt, bereits durch Häuser von russischer Art verdrängt worden waren.

[2]) **Загоскинъ**, Пешеходн. опись части русск. влад. въ Америкѣ, С. Петерб. 1847, Ч. I, стр. 56. **Dall**, Alaska and its resources, Boston 1870, p. 27. **Jacobsen**, Reise an der Nordwestküste Amerikas, Leipzig 1884, p. 173. **Seemann**, Reise um die Welt, Bd. II, Hannover 1858, p. 63. Bei **Dall** (l. c., p. 13 und 68) finden sich auch Abbildungen solcher, wie **Seemann** treffend sich ausdrückt, «storchnestartigen» Gebäude. Die Bezeichnung *Barabora* für dieselben (**Sagoskin**, l. c.), welche **Dall** übrigens auch für die Sommer- und Winterwohnungen der **Eskimo** braucht (l. c., p. 29, 68), ist nach **Steller** (l. c., p. 213, bei ihm «*Barabaren*») durch Entstellung seitens der russischen Kosaken in Kamtschatka des Wortes «балаганъ» entstanden, worunter jedoch die **Kamtschadalen** eine zum Nachtlager aus langem Grase errichtete Hütte verstehen.

Narte unmittelbar vor eines der Winterhäuser, während die abseits und bisweilen in ziemlich grosser Entfernung von denselben ohne Weg und Steg gelegenen Sommerhäuser leicht übersehen, oder auch mit den ihrem Baue nach sehr ähnlichen Vorrathshäusern verwechselt werden können. Zudem beziehen sich die Angaben der **Giljaken** selbst, auf die Frage nach der Anzahl der Häuser an diesem oder jenem Orte, stets nur auf die Winterwohnungen. Denn in diesen festen, geräumigen, mit einem grösseren Aufwande von Kraft und Mühe errichteten Behausungen concentrirt sich das Leben der **Giljaken** während der längsten Zeit des Jahres, etwa von Mitte October bis Mitte Mai, also sieben Monate hindurch. Dort findet ein Jeder von ihnen auf seinen Winterfahrten und Reisen gastliche Aufnahme, Obdach und Nahrung für sich und seine Hunde, dort werden unter Conflux von nah und fern die Bärenfestlichkeiten begangen u. s. w., kurz, die Winterwohnungen sind die eigentlichen festen Wohnsitze der **Giljaken**, während im Sommer schon der Fischfang und das Sammeln von Vorräthen aller Art die gesammte Bevölkerung in eine mehr oder minder fluctuirende Bewegung versetzen und über einen weiteren Raum zerstreuen, und zudem auch die mildere Jahreszeit das Haus weniger erforderlich macht. Desshalb ist der Winter, nebenbei bemerkt, auch die für ethnographische Forschungen unter den **Giljaken** geeignetste Jahreszeit. Uebrigens ist die Anzahl der Winterwohnungen der einzelnen giljakischen Ortschaften auch noch aus einem anderen Grunde von Interesse, denn sie giebt einen unmittelbaren Maassstab für die Grösse und Bedeutung derselben ab und lässt die Haupt- und Mittelpunkte des giljakischen Lebens sowohl im Ganzen, wie in den einzelnen Gebietstheilen erkennen. Solche Haupt- und Mittelpunkte sind aber für den Ethnographen stets von besonderer Wichtigkeit, weil dort der Nationalcharakter des Volkes in der Regel schärfer und prägnanter ausgeprägt erscheint und die eigenartigen Sitten und Gebräuche am längsten vor fremden Einflüssen bewahrt bleiben, während es an kleinen Orten leichter dazu kommt, dass in Folge von persönlichem Verkehr, von Mischehen der wenigen Insassen mit Angehörigen eines Nachbarstammes u. drgl. mancher nationale Charakterzug sich verwischt, ja im Laufe der Zeit auch manche fremdartige Anschauung und Sitte Eingang findet, wofür ich in der Folge mehr als einen Beleg anzuführen Gelegenheit haben werde.

Leider bin ich nicht im Stande, die Zahl der Winterwohnungen im gesammten **Giljaken**-Gebiete anzugeben. In den von mir bereisten Theilen desselben, wie auf dem Festlande am Amur-Strom und Liman, auf Sachalin an der Westküste von Poghobi bis Dui und im Innern längs dem ganzen Tymy-Fluss bis etwas nördlich über seine Mündung hinaus, habe ich sie durch eigenes Nachzählen, in anderen, anstossenden Theilen, wie an der Westküste Sachalin's nördlich von Poghobi und südlich von Dui, durch vielfaches Nachfragen bei den **Giljaken** selbst ermitteln können. Für die Ostküste Sachalin's liegen einige Angaben **Glehn's** vor[1]). Nur von dem am Ochotskischen Meer gelegenen Theile des **Giljaken**-Gebietes fehlen uns, die kleine, ebenfalls von mir besuchte Strecke zwischen Kulj und dem Amur-Liman abgerechnet, alle Daten[1]).

---

[1]) Reiseber. von der Insel Sachalin (Beiträge zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. XXV, p. 226).

Der Uebersichtlichkeit wegen und weil von vielen einzelnen Ortschaften der **Giljaken** im Verlaufe dieses Werks noch oftmals die Rede sein wird, theile ich nachstehend ein tabellarisches Verzeichniss sämmtlicher mir theils und zumeist aus eigener Erfahrung, theils aus den Angaben **Glehn's** bekannten **Giljaken**-Dörfer und der Zahl ihrer Winterwohnungen mit.

---

[1]) **Middendorff** wurde bei seinem Aufenthalt im Tugur-Busen (im J. 1844) erzählt, dass es vom Cap Umolongto (Muktelja), der am weitesten nordwärts vorspringenden Spitze dieser Küste, bis zur Amur-Mündung vier grosse **Giljaken**-Dörfer gäbe (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. IX, 2. Abtheil., St. Petersb. 1855, p. 618).

Verzeichniss der Giljaken-Dörf

Festland										
Amur-Strom von der Mündung aufwärts. Lauter chinesische Jurten.				Amur-Liman von N nach S. Lauter chines. Jurten1).		Küste des Ochotsk. Meeres vom Liman westwärts. Lauter chinesische Jurten.		Westküste von N nach S. Chin Erdjurten 7).		
Linkes Ufer.		Rechtes Ufer.								
Tschcharbach	3	Ngale-wo	3	Langr	8	Abdä	1	Ngywr-wo	3	chin
Tschchyrkrach	3	Wassj	3	Puir	3	Olgh-wo	1	Tumi-wo	2	„
Patchä	1	Pyghu	1	Paitsch	2	Tägi	1	Pilja-wo	1	„
Kuih (Kungri-wo)	2	Alluf	2	Pronge	2	Kulj (Kolj)	10 6	Muisih-wo	—	
Ssabach	2	Kaki	3 (?)	Ngalu	1			Pomyr-wo	3	chin
Wair (Wail)	16	Erli	2	Chuel	1	Weiterhin fehlt es an Daten.		Ngyl-wo	1	„
Konstif	2	Tebach	7	Tschori	1			Wissk-wo	3	„
Magho	11	Chrssj	3	My	4			Lyrkr-wo	4	„
Kalgho	5	Tschyim	3	Warki	2			Tamla-wo	über 12	„
Paß-wo	2 (?)	Tacht	8	Tymi	1			Matent-tigr-wo	3	„
Tschija 2)	1	Kaharszbach	1	Tschomi	11			Tylent-tigr-wo	1	„
Nyhki	1	Kuk	3	Gesammtzahl	36			Nganj-wo	4	„
Tlaie	1 (?)	Angkalm	3	darunter 1 Erdj.				Mangal-wo	1	„
Gesammtzahl	40	Kalm	2					Matsch-wo	2	„
		Hokk 3)	3					Tulksj	2	„
		Taur-wo	2					Talvant-tigr-wo	1	„
		Tylm	2					Tschegingi	1	Erdj
		Achta	1					Pyrki	1	„
		Tschalmak	1					Jugdama	1	„
		Mchyl	3					Loktschi	1	„
		Palych	1					Dshongi	1	chin.
		Pali	5					Ngyith	1	Erdj
		Chylk	2					Warsj	1	„
		Holm	1 (?)					Wismoryf	1	„
		Pulmi	1					Poghobi	2	„
		Chjare	1					Tyk	6	„
		Aure 4)	2					Wjachlu	1	„
		Gesammtzahl	70					Choji	2	„
Gesammtzahl am		Amur-Strom 110.						Tangi	1	„
								Mygnai	1	„
								Arkai	1	„
								Dui	2	„
								Adngi	1	„
								Kiheus8)	3	„
								Chogranj	1	„
								Pilja-wo9) (Perchotsu)	3	„
								Gesammtzahl	48	chin.

r Zahl ihrer Winterwohnungen[1].

Insel Sachalin.

ymy-Fluss von den Quellen abwärts. Lauter Erdjurten.				Ostküste von N nach S. Lauter Erdjurten.	
Linkes Ufer.		Rechtes Ufer.			
grid-wo . . .	1	Dejah-wo	1	Koihygr-wo[10] .	1
ng-wo . . .	3	Ud-wo	1	Chankes	1
ko[2] . . .	2	Pud-wo	3	Ngod	1
ng-wo . . .	1	Sili-wo	2	Urdkt	1
gri-wo . . .	1	Tschlo-wo . . .	2	Kakr-wo	3
[illegible] . . .	1	Udmh-wo . . .	7	Charkr-wo . . .	?
ym . . .	2	Pluh-wo . . .	1	Tschai-wo . . .	10
har-wo[9] . . .	1	Tafla-wo	1	Lad-wo	3
wch . . .	1	Tschchar-wo . .	1	Tyrmyz	?
				Nyi	6
				Wenggi	2
				Kasengai-wo . .	1
				Mandshubafd-wo	1
				Milk-wo }	9
				Tagri[11] } . . .	
				Ngabll	3
				Lub-wo	?
				Lung-wo	?
				Pilngi	?
				Tschamr-wo . .	?
mmtzahl . .	13	Gesammtzahl .	19	Gesammtzahl ohne die Dörfer mit fraglicher Jurtenzahl	42
Gesammtzahl		am Tymy-Fluss .	32.	mit denselben, die Zahl ihrer Jurten zu je zwei angenommen (worüber später)	51

ANMERKUNGEN.

1) Die meisten der hier angeführten kleinen Orte haben auf der Karte des beschränkten Raumes wegen nicht angegeben werden können.

2) An dem mit dem Amur in Verbindung stehenden See gleiches Namens gelegen (s. oben, p. 16).

3) Zwischen diesem und dem folgenden Dorfe liegen die beiden oben (p. 16, 20) erwähnten Oltscha-Dörfer Tyr mit 2 und Tschilwi mit 6 Jurten.

4) Von diesem etwas nördlich von Kidsi gelegenen Oltscha-Dorfe, das unter seinen 6 Häusern drei beständig von Giljaken bewohnte hat, ist oben (p. 16) die Rede gewesen.

5) Mit alleiniger Ausnahme der einen, oben (p. 332) besprochenen Erdjurte von Pattach.

6) Nach den von Middendorff bei den Giljaken am Uhan-Busen eingesammelten, mir handschriftlich mitgetheilten Nachrichten.

7) Die längs dieser Küste Sachalin's am Liman und am Ochotskischen Meer gelegenen Dörfer sind oben (p. 332) schon aufgezählt worden, behufs Vergleichung der Mittheilungen Glehn's über dieselben mit den von mir gesammelten Nachrichten, welche mit jenen Angaben in Beziehung auf die Zahl und Beschaffenheit der Winterwohnungen, sowie zum Theil auch in Beziehung auf die Namen der Ortschaften nicht ganz harmoniren. Man möge es daher entschuldigen, wenn sie der allgemeinen Uebersicht wegen hier nochmals angeführt werden. Da sich jedoch aus jener Vergleichung eine gewisse Abnahme der Bevölkerung dieser Küste in den Jahren 1857 bis 1861 ergab, und es hier darauf ankommt, die noch vor derselben, zur Zeit meines Aufenthaltes im Amur-Lande gewesenen Verhältnisse zu constatiren, so sind in diesem Verzeichnisse nur die von mir selbst ermittelten Daten berücksichtigt worden.

8) Da dieses Dorf und das südlicher gelegene, ebenso viele Jurten zählende Pilja-wo eine halb aus Giljaken, halb aus Aino zusammengesetzte Bevölkerung haben, so sind bei der Summirung für beide Orte zusammen nur 3 Jurten gezählt worden.

9) Die Dörfer Pud-wo und Tschchar-wo liegen an beiden Ufern des Flusses mit der angegebenen Jurtenzahl.

10) Glehn beginnt mit diesem Dorfe die Reihe der an der Westküste Sachalin's gelegenen Ortschaften, giebt aber selbst an, dass es an der Nordspitze der Insel, zwischen den Caps Elisabeth und Maria liege, und meint, dass es dasselbe Dorf sei, welches Krusenstern in der «Nord-Bai» sah. Da letzteres jedoch ein sehr grosses Dorf war (»mit 27 Häusern«, darunter freilich manche gewiss nur Vorrathshäuser waren), grösser als das später in der Bai Nadeshda von ihm besuchte (Krusenstern, l. c., p. 162 u. 184), und dieses Dorf, Ngywr-wo, noch zu meiner Zeit 5 chinesische Jurten zählte, so ist nicht wohl denkbar, dass das in der Nord-Bai gelegene Dorf nur wenige Jahre später, wie Glehn (l. c., p. 232, Anm. 1) meint, bis auf eine kleine Erdjurte zusammengeschmolzen sein sollte.

11) Vermuthlich ist dies dasselbe Dorf, welches Glehn unter dem Namen Tahr-Nyi (d. h. jenseitiges Nyi) aufführt, im Gegensatz zu dem obigen Dorfe dieses letzteren Namens, das er als Tukr-Nyi (d. h. diesseitiges Nyi) bezeichnet. Auf dieses Dorf Tagri und das ihm nordwärts benachbarte Milk-wo, die ersten südwärts oder, von Norden gegangen, jenseits der Tymy-Mündung gelegenen Dörfer, muss ich daher auch die von Glehn für Tahr-Nyi angegebene Jurtenzahl beziehen.

Wie man aus diesem Verzeichniss sieht, bestehen sehr viele giljakische Ortschaften nur aus einer einzigen Winterwohnung, sei es eine chinesische, oder eine Erdjurte. Nur zwei oder drei Winterjurten zählen die meisten Giljaken-Dörfer. Dies ist, wie man sich aus dem obigen Verzeichniss überzeugen kann, die mittlere Jurtenzahl in den Giljaken-Dörfern, und zwar kommen auf dem Continent, am Amur-Strom und Liman, im Durchschnitt je drei, auf der Insel Sachalin, an der Westküste und im Tymy-Thale, je zwei Jurten auf ein Dorf. Aus diesem Grunde habe ich oben bei Bestimmung der Gesammtzahl der Winterjurten an der Ostküste Sachalin's für die sechs Dörfer, deren Jurtenzahl sowohl Glehn, wie mir unbekannt geblieben ist, je zwei Erdjurten auf das Dorf gerechnet. Dörfer von 4 und 5 Jurten gehören schon zu den ansehnlichen und sind in allen Einzelgebieten des von den Giljaken eingenommenen Landes nur in geringer Zahl anzutreffen; doch giebt es in jedem dieser Gebiete auch einzelne Orte mit noch grösserer Jurtenzahl, von 6 bis 10 und darüber, und diese lassen sich als die Haupt- und Mittelpunkte der einzelnen Gebietstheile, ja die grössten unter ihnen auch als die Haupt- und Centralpunkte des gesammten Giljaken-Landes bezeichnen. Das grösste giljakische Dorf auf dem Festlande ist Wair oder Wait, wie die Russen es zu nennen pflegen. Im Mündungstheile des Amur-Stromes gelegen, in ziemlich gleicher Entfernung sowohl von dem oberhalb seiner letzten Biegung sich erstreckenden Gebiete, als auch vom Amur-Liman, von Nordsachalin und der Küste des Ochotskischen Meeres, liegt Wair gewissermaassen im Mittelpunkte des gesammten, festländischen, wie insularen Wohngebietes der Giljaken. Mit seinen 16, etwas landeinwärts vom Strome in zwei Reihen gelegenen Winterhäusern, den vielen davor, dicht am Ufer sich erhebenden Sommerjurten, den zahlreichen, neben und zwischen verstreuten grossen und kleinen Vorrathshäusern, offenen oder überdachten Trockengerüsten u. drgl. macht es den Eindruck eines grossen, stark bevölkerten Dorfes, einer Metropole des giljakischen Lebens. Nur wenig oberhalb Wair's liegt ein anderes grosses Giljaken-Dorf, das 11 Jurten zählende Magho, und schräg gegenüber das 7 Jurten starke Tebach, das, an der letzten Biegung des Stromes nach Osten gelegen, sowohl dem Mündungs-, wie dem nach aufwärts angrenzenden Theile desselben gehört. In diesem letzteren Stücke des Wohngebietes der Giljaken liegen die Dörfer am dichtesten zusammen, doch sind es fast lauter kleine Orte mit je 2 oder 3 Jurten, und nur die beiden Hauptpunkte Tacht und Patt gehen über jenes Maass hinaus. Am Liman nehmen Langr im Norden und Tschomi im Süden die dominirende Stellung ein, jenes als Hauptvermittelungspunkt zwischen der Amur-Mündung, der Küste des Ochotskischen Meeres und Nordsachalin, dieses im beständigen Verkehr sowohl mit der Westküste Sachalin's, den Tymy- und Tro-Giljaken, als auch andererseits über das Gebirge hinweg mit den am Amur gelegenen Dörfern. An der Küste des Ochotskischen Meeres ist Kulj oder Kolj der Hauptort, von dessen Existenz Middendorff schon am Tugur-Busen Kunde erhielt[1]), und der den Schilderungen der Giljaken zufolge dort eine ähnliche Rolle wie Wair am Amur-Strome zu spielen scheint. Dieselbe Bedeutung gebührt an der Liman-Küste Sachalin's dem bereits oben erwähnten, durch den räuberischen Sinn seiner, wie schon der Name sagt, zahlreichen Bevölkerung übel berüchtigten Tamla-wo. Der vom Nordjapanischen Meer bespülte Theil der Westküste Sachalin's hat fast nur kleine Dörfer aufzuweisen, indem das sechs Erdjurten starke Dorf Tyk der einzige grössere Ort und der Hauptpunkt der ganzen Küste ist. Im Tymy-Thale auf Sachalin, das namentlich in seinem obersten Theile eine Menge kleiner Ortschaften hat, geben Pud-wo und Udmk-wo die Hauptpunkte ab, und an der Ostküste Sachalin's endlich sind Tschai-wo und Nyi die Hauptorte.

---

[1]) Der Ort heisst in Middendorff's handschriftlichen Aufzeichnungen über seinen Besuch bei den Giljaken «Kwol» und in Baer's Bericht über dessen Reise (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. IX, 2. Abthl., p. 620) «Kwol».

Will man nun aus der Zahl der Winterwohnungen auf die Stärke der giljakischen Bevölkerung in ihren einzelnen Gebietstheilen, wie im Ganzen schliessen, so muss zuvörderst bestimmt werden, wie viel ständige Bewohner im Durchschnitt auf eine chinesische und eine Erdjurte gerechnet werden dürfen. Wie die giljakischen Häuser nicht von einem Einzelnen errichtet werden, sondern mehr oder minder unter Mithülfe und Betheiligung aller Ortsgenossen oder Angehörigen entstehen, so werden sie dem communistischen Geiste gemäss, der die Naturvölker auszeichnet, in der Regel auch nicht von einer einzelnen Familie, sondern von mehreren zugleich bewohnt. Wie man aus der obigen Beschreibung ersieht, bietet eine nach chinesischem Muster gebaute Winterjurte der Giljaken mit ihren vier langen Schlafbänken einen hinlänglichen und bequemen Raum für vier Familien dar. Rechnet man nun den Bestand einer Familie im Durchschnitt auch nur auf vier Personen, Mann, Frau und zwei Kinder, so gäbe das schon je 16 Insassen auf eine chinesische Winterjurte. Allerdings wird gewiss manche Jurte auch nur von einer oder ein paar Familien bewohnt, wie ich es selbst wiederholentlich gesehen habe, ja hier und da stösst man auch auf eine den ganzen Winter über leer stehende, anscheinend verlassene Jurte. Dafür finden aber in den Jurten neben und ausser den erwähnten Familiengliedern auch einzelnstehende Personen beiderlei Geschlechts, sei es aus verwandtschaftlichen Rücksichten, sei es gegen bestimmte Dienstleistungen, ein festes und beständiges Unterkommen. Auch ist jene oben angenommene Durchschnittszahl von nur je zwei Kindern auf eine Familie ohne Zweifel nicht allzu gross. Ich glaube daher gewiss nicht zu hoch zu greifen, wenn ich auf eine chinesische Winterjurte im Durchschnitt 16 und auf eine Erdjurte, da sie nur je drei und dazu viel kürzere Schlafbänke als jene enthält und überhaupt ansehnlich weniger Raum bietet, nur halb so viel, also durchschnittlich nur 8 Personen rechne. Auf dieser Grundlage lassen sich annähernde Bevölkerungszahlen der einzelnen, oben besprochenen giljakischen Gebietstheile unschwer ermitteln. Nur für einen dieser Gebietstheile, die Küste des Ochotskischen Meeres, langen die vorhandenen Daten auch dazu nicht hin, da uns die Zahl der an dieser Küste gelegenen Winterwohnungen der Giljaken, mit Ausnahme der kleinen Strecke zwischen dem Amur-Liman und dem Dorfe Kulj, noch unbekannt ist. Hier muss daher noch in einer anderen Weise annähernd gerechnet werden. Der uns unbekannte Theil dieser Küste, von Kulj bis zum Tugur-Busen, beträgt etwa das Sechs- bis Siebenfache der zwischen Kulj und dem Liman gelegenen Strecke; man braucht daher nur die für diese letztere nach der Anzahl ihrer Jurten ermittelte Bevölkerungszahl 6—7 mal zu vergrössern, um eine annähernde Grösse für die Bevölkerung der ganzen

Küste bis zum Tugur-Busen zu erhalten. Da es jedoch nicht unwahrscheinlich ist, dass die Stärke der giljakischen Bevölkerung längs dieser Küste mit der Annäherung zu der Amur-Mündung, dem Amur-Liman und Sachalin wächst, und es in der That an derselben weiter westwärts, auch den Angaben der Giljaken zufolge, kein zweites Kulj mehr giebt, so glaube ich richtiger zu gehen und wiederum nicht zu hoch zu greifen, wenn ich zur Bestimmung der Gesammtzahl der giljakischen Bevölkerung an dieser Küste nicht das Sechs- bis Sieben-, sondern nur das Fünffache der für die Strecke zwischen Kulj und dem Amur-Liman ermittelten Zahl nehme.

Demnach ergeben sich für die einzelnen Gebietstheile und das Gesammtgebiet der Giljaken folgende minimale Bevölkerungszahlen:

Festland.		Insel Sachalin.	
Amur-Strom	1904	Westküste	1016
Amur-Liman	568	Tymy-Fluss	256
Küste des Ochotskischen Meeres	1040	Ostküste	432
zusammen	3512	zusammen	1704

Somit beträgt die Gesammtzahl der Giljaken auf dem Festlande und der Insel Sachalin zum wenigsten 5216 oder in runder Zahl etwa 5000 Seelen.

Gehen wir von den Giljaken zu den tungusischen Amur-Völkern über, so muss zuvörderst ein Blick auf die noch im Gebiet der Giljaken umherwandernden Oroken geworfen werden. Als Rennthiernomaden haben sie keine ständigen Wohnungen, sondern schlagen bei zeitweisem und selbst längere Zeit dauerndem Verweilen an einem Orte Zelte auf, die von sehr einfacher Construction sind. Lange, konisch zusammengestellte hölzerne Stangen bilden das Zeltgerüste, über welches eine aus Fischhäuten zusammengestickte Decke so ausgebreitet wird, dass nur an der Spitze, wo die Stangen zusammenstossen, eine Oeffnung bleibt, die zum Entweichen des Rauches dient, wenn im Zelt ein Feuer angemacht wird. Da die Wanderungen der Oroken stets durch mehr oder minder bewaldete Gegenden vor sich gehen[1]) und sie nach gewissen Zeiträumen wieder zu denselben Punkten zurückführen, so lassen sie beim Aufbruch von einem Orte die Zeltgerüste stehen und nehmen nur die Zeltdecken mit. Ich bin daher auf meiner Reise im Winter 1856 im Tymy-Thale und auf dem Passübergange von dort nach der Westküste Sachalin's wiederholt auf Zeltgerüste der Oroken gestossen. Auch ihren Zügen bin ich begegnet, aber ein aufgerichtetes Zelt habe ich nicht zu sehen bekommen. Zur Bedachung der Zelte scheinen die Oroken sich zu jeder Jahreszeit nur der Fischhautdecken zu bedienen. Wenigstens trafen sie Glehn[2]) bei Kákr-wo, im nördlichen Sachalin, am 19. März (1860) und Schmidt im Tschogbo, am Golf der Geduld, zu Anfang des Februar (1861) in ihren «kegelförmigen Fischhautzelten» an,

---

1) S. oben, p. 19, 20. | 2) L. c., p. 198.

trotzdem es am letzteren Orte zu der Zeit bis 30° R. Kälte gab, so dass es auch in den Orokenzelten empfindlich kalt war[1]). Nach Mamia Rinsô[2]) gebrauchen die Oroken auch aus Fischhäuten, die in Thran getränkt worden, und Stücken von Birken(«Kaba»)-Rinde zusammengenähte Zeltdecken. Bei starkem Schneefall sollen sie namentlich den Fischhautdecken den Vorzug geben, weil sie nicht so leicht wie die Rinde unter der Schneelast brechen. Rennthierfelldecken, wie sie die Orotschonen im oberen Amur-Lande und andere nordische Völker zum Bekleiden ihrer Zelte im Winter haben, scheinen bei den Oroken gar nicht im Gebrauch zu sein. Vielleicht liegt der Grund, wesshalb die Oroken sich immer nur mit Fischhautdecken für ihre Zelte begnügen, einmal in dem geringeren Gewicht dieser letzteren, das sie geeigneter zum Transport macht, und dann auch in der durch den grossen Reichthum Sachalin's an Fischen und besonders an *Salmo lagocephalus* bedingten Leichtigkeit ihrer Herstellung. Sehr bemerkenswerth ist, dass die Oroken ausser dem kegelförmigen Zelte, das Schmidt und Glehn bei ihnen kennen lernten, und auf dessen Gerüste auch ich wiederholentlich stiess, noch eine andere, von jenem ganz verschiedene Zeltform haben. Poljakof, der im Winter 1882 einige Zeit unter den Oroken in Ater-wo und anderen Orten am Nyi-Busen, an der Ostküste Sachalin's zubrachte[3]), sah sie in länglich-viereckigen Zelten wohnen, die nur von vorn und hinten gesehen kegelförmig, bei seitlicher Ansicht aber einfach dachförmig erschienen. Ihr Gerüst besteht aus zwei senkrecht in die Erde getriebenen Stangen, auf denen eine lange Querstange ruht; an diese werden jederseits andere, schräg in die Erde gesteckte Stangen angelehnt und diese von oben bis unten mit Baumrinde bekleidet, welche von aussen durch einige Reihen von Querstangen belastet und an das Gerüst gedrückt wird. An den beiden Querseiten, neben den Vertikalstangen befindet sich je eine Thür, doch wird nur die jeweilig im Windschutz befindliche zum Ein- und Ausgange benutzt, die andere aber unterdessen geschlossen gehalten. Im Innern ist in der Mitte des Zeltes durch eine Reihe kurzer, senkrechter, durch Querhölzer mit einander verbundener Stäbe ein länglich-viereckiger Raum abgesteckt, der zum Anmachen des Feuers dient. Gewöhnlich werden auf demselben zwei oder drei oder auch mehr Feuer, je nach der Anzahl der das Zelt bewohnenden Familien, angemacht. Auf den den Feuerplatz umgebenden Querstangen sieht man zum Dörren, Räuchern, oder zu anderweitiger Behandlung bestimmte Fische hängen, und hinter dieser Einfassung, längs den Wänden liegen die Lagerstätten der Zeltbewohner.

So haben die Oroken, obgleich sie, wie oben[4]) dargethan, nur ein nach Sachalin hinübergewanderter Zweig der Oltscha sind, weder die Winter-, noch die Sommerwohnungen dieser letzteren, sondern halten sich, ihrer nomadischen Lebensweise entsprechend, stets in Zelten auf, die, wie wir in der Folge sehen werden, theils mit denen der ebenfalls nomadischen Orotschonen und Manjägirn des oberen Amur, theils mit denjenigen der meist als Jäger umherstreifenden Orotschen der Meeresküste Aehnlichkeit haben.

---

[1]) Schmidt, l. c., p. 114, 116. Bei Erwähnung der Oroken-Zelte weist Schmidt auf die in Siebold's Nippon gegebene Abbildung derselben hin. Dies kann jedoch nur ein Versehen sein, indem er die auf Taf. XX, der einzigen, die in dem genannten Werke den Oroken gewidmet ist, im Hintergrunde dargestellten Hütten für Oroken-Zelte genommen hat, während Siebold selbst (in seinen Anmerkungen zu Mamia Rinsô's Tôtats-ki ko — Nippon, VII, p. 204) sagt, dass es «Sommerwohnungen sind, wie sie die Aino auf Krafto bauen».

[2]) Tô-tats ki ko (Siebold, Nippon, VII, p. 190).

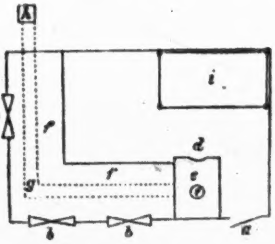
[3]) П. С. Поляковъ, Путешествіе на остр. Сахалинъ въ 1881—1882 гг., С. Петерб. 1883 г. (Прилож. къ XIX тому Извѣстій И. Р. Геогр. Общ.), стр. 81.

[4]) S. p. 20, 134, 279.

Ausser ihren Zelten besitzen endlich die Oroken, wie Mamia Rinsô erzählt, an manchen Punkten, die sie auf ihren Wanderungen berühren, oder an denen sie sich längere Zeit aufhalten, feste, stets an Ort und Stelle verbleibende Vorrathshäuser. Es sind dies kleine, offenbar zum Schutz gegen die Raubthiere auf Pfählen in einiger Höhe über dem Erdboden errichtete Behälter, — eine Bauart, die sie vielleicht von ihren Nachbarn, den Giljaken, abgesehen haben.

Ganz anders verhält es sich mit den Wohnungen der auf dem Festlande den Giljaken benachbarten tungusischen Amur-Völker, der **Oltscha, Negda, Samagirn, Golde** und **Orotschen.** Von ähnlicher, ziemlich sesshafter Lebensweise wie jene, haben sie alle gleich den Giljaken im Sommer und im Winter verschiedene, zum grossen Theil ständige Wohnungen. In Betreff der Winterwohnungen namentlich ist oben schon hervorgehoben worden, dass die chinesische Bauart der Häuser, mit längs den Wänden verlaufenden, durch eine Röhrenleitung erwärmten Schlafbänken, den Sungari und Amur abwärts sich verbreitend, bei allen diesen Völkern Eingang gefunden hat. Bezüglich derselben genügt es daher für alle genannten Völker auf die oben entworfene Beschreibung der chinesischen Winterjurte der Giljaken zu verweisen und nur auf die etwaigen Abweichungen von derselben aufmerksam zu machen, die jedoch, wie ich sogleich bemerken muss, immer nur von untergeordneter Art sind, während das Grundprincip ihrer Construction stets dasselbe bleibt.

Die Winterjurte (*hagdu*) der nächsten Nachbarn der Giljaken am Amur, der Oltscha ist im Allgemeinen der giljakischen so sehr ähnlich, dass wo, wie in Aure, Häuser beider Nationalitäten neben einander liegen, ein Unterschied zwischen ihnen schlechterdings nicht zu finden ist. An manchen Oltscha-Orten jedoch, namentlich wo ein chinesischer Kaufmann seinen zeitweiligen Sitz hat, wie in Kidsi, Adi u. a., sieht man auch sauberer als bei den Giljaken gehaltene Häuser, das Dachgesims mit einigem Schnitzwerk versehen, die Wände von aussen mit Lehm beworfen, im Innern nicht bloss die Schlafbänke, sondern auch die Wände unmittelbar über denselben mit Schilfmatten bekleidet; auch werden Einem kleine chinesische Teppiche zum Sitzen auf der Bank ausgebreitet und Abends, zur Beleuchtung der Jurte, in den vier Ecken derselben in kleinen, mit Thran gefüllten Schalen ruhende Dochte angezündet. Die erwähnten Pritschen- und Wandmatten werden, wie ich im Dorfe Adi zu sehen Gelegenheit hatte, von den Oltscha-Weibern aus einer am Amur wachsenden Schilfart (*Phragmites communis*, oltschaisch und goldisch: *holgochta*) geflochten, nachdem die Schilfstengel zuvor an einer Seite der Länge nach geschlitzt, platt gepresst und getrocknet worden. Daneben giebt es aber bei den Oltscha, namentlich im südlichen, oberhalb Kidsi gelegenen Theile ihres Gebietes, auch besonders kleine Jurten, wie ich sie bei den Giljaken nie gesehen habe, und die ich nach der im Vergleich mit den gewöhnlichen Winterjurten nur halben Zahl der Herde, Schlafbänke und Fenster gewissermaassen nur als Halbjurten bezeichnen möchte. In diesen giebt es nämlich, wie der beifolgende, nach einer der beiden Jurten des Dorfes Pulssa entworfene Plan zeigt, nur zwei Schlafbänke, an der einen Längs- und der einen Querwand, und nur einen Herd, der im Beginne der ersteren, gleich neben dem Eingange steht. Der sonst in der Mitte der Jurte befindliche Hundetisch ist nach einer Ecke versetzt, diagonal gegenüber derjenigen, in welcher die beiden Schlafbänke zusammenstossen. Nur in den Wänden, an denen diese hinlaufen, befinden sich Fenster, und zwar zwei in der Längs- und eines in der Querwand. Der Raum, den diese Jurten bieten, ist sehr beengt, und zu manchen Zwecken, wie z. B. zu dem bei den **Giljaken** so beliebten Halten und Umherführen von Bären in der Jurte, sind sie ganz unbrauchbar, und darin liegt vielleicht auch der Grund, wesshalb sie bei diesen nicht im Gebrauch sind.



Plan einer kleinen Winterjurte der **Oltscha**.

a — Thür. *b* — Fenster *c* — Herd. *d* — Oeffnung zum Heizen desselben. *e* — Loch für den grossen Kessel. *f* — Schlafbänke. *g* — Röhren zum Erwärmen derselben. *h* — Schornstein. *i* — Hundetisch.

Dass die **Negda** am Amgunj ganz ähnliche Winterjurten wie die **Giljaken** und die anderen Völker des unteren Amur-Landes haben, ist durch **Schmidt**, der sie im Frühling 1862 besuchte, bekannt[1]). — Von den **Samagirn** weiss ich es aus eigener Erfahrung. Die drei Jurten in ihrem Dorfe Ngagha am Gorin waren bei der allgemein üblichen Construction recht sauber gehalten und so gross und hell, wie ich sie sonst nirgends im Amur-Lande gesehen habe; jede von ihnen hatte 10 Fenster, und zwar je 3 in den Längs- und je 2 in den Querwänden. Eine im **Oltscha**-Dorf Pulu (oder Pulj) am Amur gelegene, einem **Samagirn** gehörige Jurte, in der übrigens drei chinesische Händler ihren zeitweiligen Sitz aufgeschlagen hatten, war dadurch ausgezeichnet, dass der Eingang in der Mitte der einen Querwand lag und die beiden Herde in geraumer Entfernung, symmetrisch rechts und links von derselben, im Anfange der beiden Längswände standen. Dabei waren die Wände der Jurte von aussen und die beiden Querwände auch von innen mit einem Gemisch von Lehm und gehacktem Stroh beworfen.

Mehr noch als bei den **Oltscha** und **Samagirn** findet man direkte Spuren chinesischen Einflusses an und in den Winterwohnungen der **Golde**, und zwar um so mehr, je weiter stromaufwärts und je näher zur Sungari-Mündung. So sah ich in Turme an der Ussuri-Mündung ein **Golde**-Haus, dessen eine Wand fast ganz aus dicht neben einander stehenden Fenstern bestand, genau so, wie ich es schon an den Chinesen-Häusern in Zjanka an der Gorin-Mündung gesehen hatte. Auch fehlte der bei den **Giljaken** die Mitte der Wohnung einnehmende, geräumige Hundetisch hier gänzlich. Weiter oberhalb, in Sselgako sah ich in den **Golde**-Wohnungen auch schon manche chinesische Meublen, namentlich mit vielen kleinen Schiebfächern versehene Schränkchen auf den Schlafbänken stehen, wie sie mir unterhalb nicht begegnet sind. Daneben kommen aber bei den **Golde** sehr oft auch nur jene kleinen Jurten vor, deren ich oben bei den **Oltscha** erwähnt habe. Von ganz ähnlicher Beschaffenheit sind übrigens auch die Häuser der am Ussuri einzeln oder zu zweien und dreien zerstreut zwischen den **Golde** wohnenden Chinesen, die sich mit kleinem Handel oder, weiter südlich, mit dem Suchen der Ginseng-Wurzel beschäftigen.

---

[1]) **Schmidt**, Histor. Ber. etc., l. c., p. 147.

Eben so, nur wo möglich noch kleiner und stets ärmlicher und unsauberer sind endlich auch die Winterwohnungen der **Orotschen** im oberen Laufe der rechten Amur- und Ussuri- Zuflüsse beschaffen[1]). An den letzteren wohnen übrigens in solchen Winterjurten nur die wenigen **Orotschen**, welche nach dem Beispiel der unter ihnen sich aufhaltenden Chinesen ein sesshafteres, auf etwas Feld- und namentlich Gemüsebau begründetes Leben führen. Die Zahl dieser **Orotschen** betrug zu Anfang der 80-ger Jahre, als der Obristlieut. **Nadarof** die rechten Ussuri-Zuflüsse bereiste, nicht mehr als 20, die in 3 Winterhütten oder sogen. Fansen, davon 2 am Ima und eine am Biki, wohnten[2]). Das Gros der dortigen **Orotschen**-Bevölkerung hingegen hatte, dem nomadischen Jägerleben entsprechend, auch im Winter keine andere Behausung als Zelte, sog. *tschukdi*[3]), die weiter unten noch besprochen werden sollen. Dasselbe wurde mir auch von den am oberen Laufe der Amur-Zuflüsse, namentlich des Chongar, Munamu u. a. lebenden **Orotschen** erzählt. Natürlich wird dabei der niedrigen Wintertemperatur durch sorgfältigeres Umkleiden des Zeltes, am Dach wie an den Wänden, mit Baumrinden Rechnung getragen, so wie im Uebrigen auch durch das Unterhalten eines beständigen Feuers in demselben, wozu die ausgedehnten Waldungen, in denen die **Orotschen** sich stets bewegen, ein leicht zu beschaffendes und unerschöpfliches Material liefern. Auch auf die Schlafstätten im Zelt wird alsdann eine aus mehreren Schichten von Baumrinde zusammengesetzte Matte gebreitet, welche als schlechter Wärmeleiter einen vorzüglichen Schutz gegen die Kälte des Erdbodens abgiebt.

So übereinstimmend die nach gemeinsamem, chinesischem Muster gebauten Winterwohnungen der tungusischen Völker des unteren Amur-Landes unter einander und mit denen ihrer nördlichen Nachbarn, der **Amur-Giljaken**, sind, so grosse und durchgehende Verschiedenheiten bieten ihre Sommerwohnungen dar. Bei keinem dieser Völker kommen ständige, auf Pfählen in einiger Höhe über dem Erdboden, wie das *Käryf* der **Giljaken**, errichtete Sommerwohnungen vor. Immer sind es nur leichthin zu ebener Erde aufgestellte Zelte, die jedoch bei jedem derselben von verschiedener Form und Construction sind.

Am meisten einem Hause ähnlich ist die Sommerwohnung der **Oltscha**, das bei ihnen, wie bei den **Samagirn** und **Golde** sogen. *Dauro.* Auf Taf. XIV, Fig. 1, ist ein solches aus dem Dorfe Beller am Amur dargestellt. Es besteht aus einem recht dünnen und leichten, mit Birkenrinde überkleideten Holzgerüst. Behufs der Wände des ungefähr quadratischen Baues werden dicke Stangen in der Entfernung von ungefähr je einem Fuss von einander in die Erde gesteckt und durch etwa eben so weit von einander entfernte dünnere Querstangen, Stäbe und Ruthen mit einander verbunden, so dass eine Art grobmaschigen Netz- oder Fachwerks aus Stangen und Stäben entsteht. Vorn und hinten, an den beiden Querwänden sind die Stangen, oder wenigstens einige von ihnen, dicker, dünnen Pfeilern gleich und nehmen von den Seiten zur Mitte hin an Länge zu; auf ihnen ruhen einige dünne Streckbalken, die den Dachstuhl tragen, der im Uebrigen ebenso wie die Wände aus einem Fachwerk von Längs- und Querstangen und Stäben besteht. Dies ganze Holzgerüst wird an Wänden und Dach mit Birkenrinde überkleidet, deren einzelne Stücke auf dem Dach noch durch eine Reihe längs und quer gelegter Stangen zusammengehalten werden. Ein paar an den Längswänden unbekleidet gebliebene Fächer des Holzgerüstes geben die Fensteröffnungen ab, die durch Birkenrinden- oder Schilfmatten verhängt werden können, und eine grössere Oeffnung in der vorderen Querwand dient zum Eingang, der durch eine entweder ebenfalls aus Birkenrinde bestehende oder aber aus mehreren Brettern gemachte Thür geschlossen werden kann. Im Innern dieser Zeltjurte grenzen zwei, rechts und links von der Thür der Länge der Jurte nach auf den Erdboden gelegte dünne Balken die zum Aufenthalt, zum Sitzen und Schlafen dienenden Seitenräume derselben von dem Mittelraum ab. Bisweilen werden die Seitenräume auch von je einer etwa einen Fuss hohen, aus Brettern gemachten, nach innen mit erhöhtem Rande versehenen Schlafbank eingenommen. Im Mittelraum, an einer mit rohen Feldsteinen versehenen Stelle wird das Feuer angemacht, und über derselben befindet sich im Dach die zum Austritt des Rauches dienende Oeffnung. Zu demselben Zweck, der Luftreinigung, scheint mir auch eine in der vorderen Querwand, am Dachgiebel vorhandene Oeffnung bestimmt zu sein. Durch diese Oeffnungen und die in der Regel offenen Fensterlöcher wird zudem ein so lebhafter Luftzug hervorgerufen, dass auch eine Ansammlung von Mücken im Zelt kaum stattfinden kann.

---

[1]) **Венюковъ**, Обозр. рѣки Уссури и земель къ вост. отъ нея до моря (Вѣстн. Геогр. Общ., Ч. 25, 1859, Отд. II, Изслѣд. и Матер., стр. 224); его же, Путеш. по окр. русск. Азіи, С. Петерб. 1868, стр. 88 и др.

[2]) **Н. Надаровъ**, Сѣверно-Уссурійскій край (Зап. Импер. Русск. Геогр. Общ., по общ. геогр., Т. XVII, № 1, стр. 73, 77).

[3]) **Nadarof**, l. c., p. 74.

Ganz von derselben Beschaffenheit ist das *Dauro* der Samagirn am Gorin. Ich habe in einem solchen, das den Samagirn von Ngagha gehörte und einige Werst vom Winterdorf entfernt lag, auf meiner Reise im Winter 1855 eine Nacht zugebracht. Bei ganz gleicher Form und Construction mit den Oltscha-Dauros war es doch solider gebaut und geräumiger als jene; der mittlere, von einer Querwand zur anderen laufende Streckbalken war noch durch einen im Innern der Zeltjurte stehenden Pfeiler gestützt. In der Nähe dieses letzteren lag die Feuerstelle mit der Rauchfangöffnung darüber. Alles war so geräumig, dass ein ordentliches Feuer mit lodernder Flamme ohne Gefahr angemacht und unterhalten werden konnte. Dies hat wohl seinen Grund darin, dass diese in wald- und wildreicher Gegend gelegenen Dauros, deren es in der Umgegend von Ngagha mehrere giebt, auch zum Winter nicht abgetragen werden, sondern stehen bleiben und zu zeitweisem Aufenthalt in Jagdzwecken benutzt werden. Auch sah man am Fachwerk im Innern des Dauro's verschiedene Jagdgeräthschaften, wie Selbstschüsse, Bögen und Köcher mit Pfeilen, Lanzen u. drgl., und zahlreiche Jagdtrophäen, wie Schädel und Kopffelle von Rehen und Moschusthieren, ein Fellstück vom Elenn, Auerhahnflügel, einen Sägetaucherfuss u. drgl. m. hängen. Im Hintergrunde lagen aber auch Netze und andere Fischfangutensilien und draussen am Dauro ein Boot, zum Beweise seiner Bestimmung, als Sommerwohnung zu dienen. Die Schlafstellen waren mit Strohmatten versehen, die Fenster vermacht. So gab das Ganze bei lodernder Flamme auch im Winter einen gemächlichen Aufenthaltsort ab.

Ganz ähnlich scheint mir nach Middendorff's Beschreibung[1]) auch die Sommerwohnung der den Samagirn benachbarten und mit ihnen zunächst verwandten Negda am Amgunj zu sein. Den einzigen Unterschied kann ich nur darin sehen, dass in der letzteren dem durch eine vorhängende Rindentapete statt der Thür verschliessbaren Eingange gegenüber, an der Hinterseite der Jurte, noch eine zweite, ganz ebensolche Thür sich befindet. Das giebt die Möglichkeit, je nach der Richtung des Windes die eine oder die andere Thür zu öffnen, oder auch durch Oeffnung beider einen starken Luftzug hervorzubringen. Ausserdem fand Middendorff in der Negda-Sommerwohnung eine rostartig aus vielen dünnen Stäben zusammengesetzte Lage, die zum Räuchern der Fische und besonders des Fischrogens diente, eine Vorrichtung, die vielleicht nur zeitweise, zu dem genannten Zweck angebracht wird.

Von ganz anderer Form sind dagegen die Dauros der Golde[2]). Meist im Weidengebüsch der niedrigen Amur-Inseln an fischreichen Flussarmen gelegen, sehen sie in einiger Entfernung wie kleine rundliche Hügel oder riesige Ameisenhaufen aus. (S. Taf. XIV, Fig. 2). Ihr Bau ist im Vergleich zum Oltscha- oder Samagirn-Dauro viel einfacher und primitiver. Lange, dicke, halbkreisförmig gebogene Weidenruthen, die über einander in die Erde gesteckt und durch dazwischen geflochtene dünnere Ruthen und Zweige unter einander verbunden werden, bilden das Gerüst des Golde-Dauro's. Dieses Gerüst wird allenthalben mit Ausnahme einer Eingangsöffnung und einer anderen im Gipfel des Zeltes, die zum Austritt des Rauches dient, mit Birkenrinde bekleidet, deren Stücke durch darauf gelegte Querhölzer und längere, schräg in die Erde gesteckte Stangen gegen das Holzgerüst gedrückt und zusammengehalten werden. Denselben Dienst verrichten auch manche von aussen an das Zelt gelehnte Utensilien wie Ruder, Netze und Körbe, hölzerne Götzen u. drgl. m. Die Eingangsöffnung mit dem an der Erde quer davor gelegten Klotz oder Brett ist nur gerade so gross, dass ein Mensch in sehr gebückter Stellung durch dieselbe ins Zelt hineinsteigen kann. Die Thür wird durch eine Birkenrindenmatte vertreten, die sich nach oben aufrollen und in dieser Lage vermittelst einer Schnur befestigen lässt. Im Innern ist die Einrichtung dieselbe wie im Oltscha-Dauro, nur der Raum viel enger und kleiner: rechts und links vom Eingange liegen die Schlafplätze, in der Mitte, unter dem Rauchloch die Feuerstelle. Doch lässt sich hier nur ein kleines Feuer anmachen, und es gehört sich nicht viel, um das Zelt mit Rauch anzufüllen, was seinen Bewohnern behufs Vertreibung der lästigen, im Weidengebüsch der niedrigen und feuchten Amur-Inseln ganz besonders zahlreichen Mücken meist nicht unerwünscht kommen mag. Allenthalben am Amur und Ussuri habe ich die Golde nur in solchen Dauros wohnen sehen, wenn sie es nicht vorziehen, wie es allerdings bisweilen vorkommt, auch den Sommer über in ihren Winterwohnungen zu bleiben und von diesen aus die in der Nähe gelegenen, zum Fischfang besonders geeigneten Lokalitäten zu besuchen.

---

[1]) Middendorff, Reise nach dem äuss. Norden und Osten Sibiriens, Bd. IV, Thl. 2, p. 1563.

[2]) Die Bezeichnung *dauro* für die Sommerwohnung ist bei den unteren Golde bis zum Geong-Gebirge allgemein üblich; oberhalb dieses Gebirges bis zum Ussuri und an diesem letzteren heisst sie gewöhnlich *anzo*, und von den Amur-Golde oberhalb der Ussuri-Mündung habe ich sie auch *ajo* nennen hören.

Anders scheint es sich aber mit den Sungari-Golde zu verhalten. Schon im Dorfe Gaidje, gleich unterhalb der Sungari-Mündung, sah ich neben den gewöhnlichen Winterwohnungen der Golde einige konische Strohzelte stehen. Die um ein konisches Stangengerüst gelegten Strohbündel durchkreuzten sich an der Spitze kelchartig, die Thür bestand ebenfalls aus einer Strohmatte. Wie ich mich später überzeugte, waren diese Zelte ganz ebenso wie diejenigen in den kleinen mandshurischen Wachtposten oberhalb der Sungari-Mündung, so z. B. in Ssung-bira u. a., beschaffen. Ebensolche Strohzelte gab es ferner auch hie und da auf den mit Weidengebüsch bewachsenen Inseln am Zusammenfluss des Sungari und des Amur-Stromes[1]). Ein paar Tagereisen aufwärts am letzteren Strome, in der Prairie, die sich von den Vorbergen des Bureja-Gebirges abwärts zieht, traf ich am linken Amur-Ufer, an einem Ort, der mir Kudjurko genannt wurde, wiederum ein paar Zelte von Eingeborenen. Sie gehörten, wie mir die Insassen sagten, einigen Golde an, die vom Sungari, und zwar aus dem Dorfe Lachsso mit Weib und Kind herangewandert waren, um hier den Sommer über dem Fischfang und der Jagd nachzugehen. Diese Zelte waren, wie Taf. XV, Fig. 2, zeigt, ebenfalls von spitzkonischer Gestalt, aber statt des Strohs mit Birkenriodenmatten bekleidet; die Thür bestand aus einer geflochtenen Schilfmatte. Das Innere war ebenso wie in den früher beschriebenen Zeltwohnungen beschaffen. Auf Grund dieser Thatsachen vermuthe ich, dass bei den Sungari-Golde statt der niedrigen, halbkugelförmigen eine hohe, spitzkonische Dauro-Form im Gebrauch ist, die auch bei den dem Sungari zunächst wohnenden Amur-Golde Eingang gefunden hat.

Noch einfacher und primitiver endlich als das Dauro der Golde ist die Sommerwohnung ihrer Nachbarn zur Meeresküste hin, der Orotschen. Auf Taf. XVI ist eine solche dargestellt, die ich in der Bai Hadshi oder dem Kaiserhafen im Sommer 1854, gleich nachdem ich von der Korvette «Olivuza» aus die Küste des Amur-Landes betrat, kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Es ist ein einfaches, dachförmiges Zelt, das aus einem mit viereckigen Lärchenrindenstücken bedeckten Stangengerüste besteht. Die Rindenstücke werden durch lange, schräg in die Erde gesteckte und ans Dach gelehnte Stangen gegen das Holzgerüst gedrückt und zusammengehalten. Die hintere Seite des Zeltes ist geschlossen, an der vorderen liegt der mit einer herabhängenden Rindenmatte als Thür versehene Eingang. Rechts und links, längs den Zeltwänden befinden sich die Schlafstätten, hinten, im Grunde, liegen allerhand Vorräthe und Utensilien, und in der Mitte die Feuerstelle, mit dem darüber hängenden Kochkessel. Eine besondere, für den Austritt des Rauchs aus dem Zelte bestimmte Oeffnung im Dach giebt es hier nicht, indem derselbe schon hinlänglich durch den meist offenstehenden oder nur halbwegs geschlossenen Eingang und die vielen Ritzen und Spalten des Daches entweichen kann und übrigens als Schutz gegen die Mücken den Zeltinsassen bis zu einem gewissen Grade auch ganz erwünscht sein mag. Ich fand ihn allerdings so stark, dass ich immer nur kurze Zeit im Zelt aushalten konnte. Von ganz ähnlicher Beschaffenheit sind nach Nadarof's Beschreibung[1]) auch die im Sommer wie im Winter benutzten Zeltwohnungen (*tschukdi*) der Orotschen des Binnenlandes, an den rechten Amur- und Ussuri-Zuflüssen, am Poor, Biki, Ima u. s. w. Nur dienen bei ihnen zur Bekleidung des Zeltgerüstes in der Regel Birkenrindenmatten, über welche je nach Bedürfniss noch andere Baumrinden gebreitet werden; namentlich wird längs der Dachfirste eine Reihe winklig gebogener Rindenstücke befestigt, jedoch so, dass über der Feuerstelle eine zum Austritt des Rauches dienende Lücke übrig bleibt. Das Innere des Zeltes bildet entweder nur einen Raum (am Biki und Ima), oder ist durch Baumrinden in drei Räume getheilt (am Poor): zwei kleinere an den Schmalseiten des Zeltes, die zum Eingang, resp. zum Aufbewahren von Hausgeräth u. drgl. dienen, und einen grösseren Mittelraum, der das eigentliche Wohngemach abgiebt, mit der Feuerstelle in der Mitte und den Schlafstätten zu beiden Seiten.

---

[1]) Maack (Путеш. на Амуръ, С.Петерб. 1859, стр. 143) sah in Ssiffbi, nahe der Sungari-Mündung, ebenfalls ein konisches, mit Schilfmatten gedecktes Zelt.

Wie man aus dem Obigen sieht, sind die Sommerwohnungen der tungusischen Völker des unteren Amur-Landes sämmtlich der Art, dass sie ohne viel Mühe aus Materialien hergestellt werden, die theils überall vorhanden sind, wie Holz- und besonders Weidenstangen und Ruthen, theils leicht transportirt werden können, wie Birkenrinden-, Stroh- oder Schilfmatten u. drgl. Es hält daher auch nicht schwer, dieselben, wenn erforderlich, wieder abzureissen und anderswohin zu versetzen. Und in der That wird der Ort des Sommeraufenthaltes von diesen Völkern oft genug gewechselt, und zwar nicht bloss von Jahr zu Jahr, sondern auch im Laufe eines und desselben Sommers. Wo in dem einen Jahre zahlreiche Sommerzelte neben einander standen, findet man vielleicht, wie es mir selbst begegnet ist, im Jahre darauf kein einziges Zelt, und Dauros, die man im Frühsommer kennen gelernt hat, trifft man einige Wochen oder ein paar Monate später, wenn auch im Allgemeinen in derselben Gegend, doch an anderen Stellen, auf anderen Inseln oder an anderen Armen des mächtigen, vielgetheilten Stromes wieder. Der Hauptgrund dieser häufigen Ortswechsel liegt wohl darin, dass stets die für den Fischfang günstigsten Lokalitäten aufgesucht werden, die nicht bloss von Jahr zu Jahr verschieden sich gestalten können, sondern auch in den verschiedenen Monaten wechseln, je nachdem z. B., welche Lachsart gerade ihren Zug stromaufwärts hält, oder welcher Fischart überhaupt der vornehmlichste Fang zur Zeit gilt.

Dennoch werden Dauros nur dann erbaut, wenn ein verhältnissmässig längerer Aufenthalt an einem Ort beabsichtigt wird. Wenn es sich hingegen nur um einen ganz kurzen Aufenthalt, vielleicht nur von ein paar Tagen oder einer Nacht, handelt, so werden, wenn die Umstände es erfordern, zum Schutz gegen Unwetter, Regen oder die überaus lästige Mückenplage, noch kleinere und primitivere Zelte errichtet. Oltscha wie Golde stellen sich dann eine sogen. *Ho-*

---

1) Nadarof, l. c., p. 75, 76.

mora[1]) oder eine *Adiangman-a'unga* her. Erstere besteht aus einem niedrigen, länglichen Zelt, das die Form eines der Länge nach durchschnittenen und mit der Schnittfläche auf den Erdboden gelegten Cylinders hat. Auf Taf. XXX ist das vordere Ende einer *Homora* der Golde abgebildet. Mehrere halbkreisförmig gebogene und mit ihren Enden in einer Linie in der Entfernung von etwa einem Fuss von einander in die Erde gesteckte Weidenruthen, die durch andere, der Länge nach dazwischengeflochtene mit einander verbunden sind, bilden das Gerüst derselben. Dieses wird mit Birkenrinden- oder dünnen Strohmatten, oder auch mit einer aus Fischhäuten zusammengestickten Decke überzogen, wobei, um die Umhüllung möglichst regendicht zu machen, die Matten so über einander gebreitet werden, dass stets die höher zu liegen kommende Matte mit ihrem Seitenrande den Rand der anstossenden niedriger gelegenen Matte deckt. Das hintere Ende der Homora ist vermittelst derselben Materialien ganz verschlossen; vor dem offenen vorderen aber hängt statt einer Thür eine Birkenrinden- oder Strohmatte herab, die aufgerollt und vermittelst einer Schnur in dieser Lage befestigt werden kann. Soll eine Homora eine ganze Familie und vielleicht gar längere Zeit hindurch an Stelle eines Dauro's aufnehmen, so wird sie etwa mannshoch gemacht; alsdann kann in ihrer Mitte sogar ein kleines Feuer angemacht werden, und über der Feuerstelle befindet sich als Rauchfang eine kleine Oeffnung im Dach. Ist sie aber nur für einen oder ein paar Menschen bestimmt, so fehlt die letztere und die Höhe ist nur gerade genügend, dass ein Mensch in gebückter Stellung hineintreten kann. Das Feuer wird alsdann draussen, vor dem Eingange angemacht, und der durch den Wind vorüber oder hinein treibende Rauch hält die Mücken von demselben fern.

Die *Adiangman-a'unga* ist noch einfacher, — ein blosses Uebernachtungszelt, wie auch schon der Name besagt, dem Golde-Dauro nach Form und Construction ganz ähnlich, nur viel kleiner, bloss für einen oder zwei Menschen bestimmt und mit einer einzigen, zum Eingange dienenden Oeffnung versehen, die nicht einmal mit einer Thürmatte verhängt und vor welcher draussen das Feuer angemacht wird.

Ebenso kunstlos und einfach ist das bei den Golde oberhalb der Ussuri-Mündung gebräuchliche kleine Zelt, das sogen. *Tschoro* oder *Tscholo*. Wie die *Adiangman-a'unga* dem halbkugelförmigen, so ist das *Tschoro* dem konischen Golde-Dauro nachgebildet: einige kegelförmig zusammengestellte Weidenstangen bilden das Gerüst, welches von allen Seiten mit Stroh oder Heu, in der Regel von dem die Prairien weithin überziehenden *Calamagrostis*-Grase, bedeckt wird, so dass nur eine kleine, seitliche, so zu sagen, bienenlochähnliche Oeffnung übrig bleibt, durch die man in's Zelt hineinkriechen kann. Ebensolche Tschoros findet man bei den Orotschen an den Ussuri-Zuflüssen, oder aber sie errichten sich auch ein ihrem Sommer- und Winterzelt, dem Tschukdi nachgeformtes Tschoro: gilt es sich zur Nacht einigen Schutz gegen Wind und Wetter zu schaffen, so werden zwei nach oben gabelförmige Stöcke in die Erde gesteckt, durch eine Querstange verbunden, an diese von der einen Seite einige Stangen oder Ruthen in schräger Stellung angelehnt und über dieses Gerüst Birkenrinden ausgebreitet. Verlängert sich der Aufenthalt, oder verschlimmert sich das Wetter, so wird längs derselben Querstange auch nach der anderen Seite ein Schirmdach errichtet und so ein kleines, dachförmiges Zelt gewonnen [1]).

---

[1]) Bei den südlicheren Golde heisst sie, nach Maximowicz, auch *Kombord*.

Ich muss hier gelegentlich noch einer Vorrichtung erwähnen, welche unsere Führer, **Oltscha** und **Golde**, auf der Reise trafen, um sich beim Nächtigen im Freien besonders gegen die im Weidengebüsch der Amur-Inseln überaus zahlreichen Mücken zu schützen. Aus dem Calicozeuge, das sie sich zum Voraus als Lohn erbaten, verfertigte sich ein Jeder von ihnen einen $2\frac{1}{2}$—3 Fuss tiefen Sack, dessen Boden aus einem etwa mannslangen und entsprechend breiten Rechteck bestand. In diesen Boden wurden an den Querseiten, um ihn zu spannen, entsprechend lange Stäbe gesteckt, und vermittelst dieser wurde der mit dem Boden zuoberst gekehrte Sack auf ein paar in die Erde gesteckte, oben gabelförmige Stöckchen aufgestellt, so dass ein niedriges, parallelipipedisches Schlafzelt entstand, in welches der Mann durch Aufheben einer der herabhängenden Seitenwände unterkroch. Diese von ihnen sogenannte *Maika* wurde auch von unseren russischen Leuten sogleich nachgemacht.

Da im Sommer und zumal zur Zeit des Aufsteigens der verschiedenen Lachsarten im Amur die zum Herbst und Winter erforderlichen Fischvorräthe gemacht werden, so sieht man neben den Dauros in der Regel auch die zum Trocknen der Fische an der Sonne dienlichen Gerüste und ab und zu auch ein zur zeitweisen Aufnahme der Vorräthe bestimmtes Häuschen stehen. Ein solches Vorrathshaus (gold. *tachto*) wird, um das darin zu Bergende gegen Feuchtigkeit und Angriffe durch Mäuse u. a. Thiere sicher zu stellen, in einiger Höhe über dem Erdboden errichtet. Auf 6 Pfähle, die etwa 4 Fuss über dem Erdboden emporragen und oben mit einem Birkenrindenstück bedeckt sind, werden Querstangen gelegt und darauf eine Diele errichtet, auf welche das an Wänden und Dach aus gebogenen Weidenruthen construirte und mit Stroh oder Heu bedeckte Häuschen gestellt wird.

Im Anschluss an die oben geschilderten Sommerzelte der tungusischen Völker des unteren Amur-Landes muss ich hier endlich auch einiger, mehr oder minder ähnlicher Zelte erwähnen, die sie sich im Winter auf ihren nicht selten nach Raum und Zeit recht ausgedehnten Jagdstreifzügen zum Aufenthalt in den Waldwildnissen errichten. Bei den **Oltscha**, **Samagirn** und **Golde** tragen diese Jagdzelte allgemein die Bezeichnung *Alko*. Im Langysk (oder Adara)-Gebirge, zwischen dem Amur-Strom und Liman, stiess ich im Winter 1855 auf ein *Alko*, das von vier **Oltscha** vom Amur und einem **Samagirn** zeitweise bewohnt wurde. Es war von aussen und von innen ganz wie die obenbeschriebenen Sommerzelte der **Orotschen** beschaffen. Vor dem Eingange hing eine Fischhautdecke. In der Mitte des Zeltes wurde ein kleines Feuer unterhalten, an dem ein paar kleine Kessel standen, weiter ab lag verschiedenes Hausgeräth, einige hölzerne Schalen, Jagdutensilien, Selbstschüsse, Schneeschuhe u. dgl. In den von den genannten Völkern allwinterlich und oft aus grosser Ferne besuchten wildreichen Jagdgründen am Gorin giebt es zahlreiche, immer einzeln in der Waldwildniss gelegene Alkos. Ich habe selbst in manchen von ihnen einige Stunden der Mittagsrast oder eine Nacht über zugebracht. Gleich das erste der Art, das ich von der Gorin-Mündung aus erreichte, war von ungewöhnlich solider Construction und grossen Dimensionen. Es wurde mir Poijonge genannt und sollte den Golde von Bitschu am Amur gehören, doch gab es unter seinen gegenwärtigen, zeitweisen Bewohnern auch Golde von Chongar, Onmoi und dem noch weiter oberhalb gelegenen Zollazi, die der Jagd wegen dorthin gezogen waren. Dieses Alko hatte sogar Wände, die ein paar Fuss hoch aus horizontal über einander gelegten Balken gezimmert waren; in den beiden Querseiten standen je zwei Pfeiler, die oben durch Längsbalken verbunden waren und das aus Brettern zusammengesetzte Dach trugen. Zwei andere, dünnere Längsbalken liefen tiefer abwärts jenen parallel zwischen denselben Pfeilern hin und dienten zum Aufhängen von Kleidungsstücken und Trocknen derselben am Feuer; am Boden endlich lagen die beiden Längsbalken, welche die Schlafstellen im Zelt abgrenzen. Ueber der Feuerstelle war eine mit einem Gitter versehene Oeffnung im Dach, und tiefer abwärts hing eine Stange herab, die mehrfache Zinken und Einkerbungen zum Aufhängen des Kessels über dem Feuer hatte. Im Zelt lag vielfaches Haus- und Jagdgeräth durcheinander, auch manche Fell- und Knochenstücke von verschiedenen Thieren, wie z. B. Beinknochen vom Moschusthier u. dgl. Draussen, an den umstehenden Bäumen und Gerüsten hing noch mehr der Art: Reh- und Moschusthierfelle, eine aufgespannte Elennshaut, ein mächtiges Hirschgeweih (von *Cervus elaphus*) u. s. w. Andere Alkos in derselben Gegend, wie z. B. das den Samagirn von Ngagha gehörige, in welchem ich übernachtete, und das den Namen Wai trug, waren zwar kleiner, so dass vier Menschen in demselben nur mit Mühe Raum finden konnten, im Uebrigen aber ganz ebenso beschaffen. Im Nothfall, wenn es gilt sich eiligst einen Schutz gegen das Unwetter zu schaffen, errichten sich die Jäger auch im Winter eine Homora, gross genug, um einen oder ein paar Menschen aufzunehmen, wie ich deren am Gorin mehrere gesehen habe. Diese winterliche Homora ist ganz wie die oben beschriebene, im Sommer übliche beschaffen, nur mit dem Unterschiede, dass das im Schnee erbaute Gerüst an Stelle der Rinden- oder Strohmatten mit Tannenzweigen bedeckt wird. Bei gutem Wetter bedarf es jedoch im Winter zum Uebernachten im Freien auch keiner Homora: die Nacht wird am lodernden Feuer zugebracht und nur der Lagerplatz richtig gewählt und das Lager je nach Umständen möglichst comfortabel eingerichtet. Dazu wird, wie es auch die Giljaken thun, zuerst der Schnee auf seine Tiefe hin sondirt und dann vermittelst der Schneeschuhe möglichst bis auf den Erdboden ausgeschaufelt, so dass hinten und zu den Seiten der Feuer- und der Lagerstätte mehr oder minder hohe, schützende Schneewände entstehen. Alsdann werden auf der Lagerstätte Tannenzweige in einer ansehnlich dicken Schicht ausgebreitet und auch die umgebenden Schneewände, um sie vor dem Schmelzen durch die Feuerstrahlen zu schützen, mit solchen Zweigen bekleidet, und endlich wird ein für die Nacht genügender Vorrath an möglichst trocknem und gutem Brennholz herbeigeschafft. Auf solchen, kürzlich verlassenen Nachtlagerstätten der Amur-Eingeborenen habe ich selbst manche Nacht, ungeachtet einer noch so niedrigen Temperatur, mit Bequemlichkeit zugebracht.

---

[1]) **Nadarof**, l. c., p. 78.

Gleichwie im unteren, so sind auch im oberen Amur-Lande die nach chinesischer Urform gebauten Winterwohnungen in allgemeinem Gebrauch. Dass die im Culturstück des Amur-Stromes, unterhalb Aigun durcheinander gelegenen Dörfer der Chinesen, Mandshu und Dauren nur Häuser von solcher Bauart enthalten, ist selbstverständlich. Dabei ist kein Unterschied zwischen den Häusern des einen oder des anderen dieser Völker zu finden: die daurischen in Chormoldin z. B. waren von aussen und innen ganz ebenso wie die angeblich mandshurischen in Torell, Gulssoja u. a. Orten, die ich besuchte, beschaffen. Der Eingang führt stets in eine Art Vorzimmer, in welchem sich der Herd befindet, der zur Erwärmung der Schlafbänke im anstossenden Wohngemach dient. Im Herde ist über dem Feuer ein Kessel eingemauert, der mit einem hölzernen Deckel geschlossen werden kann. Die Schlafbänke sind mit Schilfmatten und kleinen Teppichen versehen, auf welchen die bekannten niedrigen chinesischen Tischchen stehen; an den Wänden sind kleine Schränke mit zahlreichen Schiebfächern aufgestellt. Die Fensterrahmen sind mit chinesischem Papier ausgekleidet und werden bei warmer Jahreszeit ganz ausgehoben; auf dem aus festgetretenem Lehm bestehenden Erdboden erhebt sich mitten im Zimmer ein gemauertes Kohlenbecken, das zum Anzünden der Pfeifen dient. Jedes Haus liegt in einem Gehöft, das theils von verschiedenen Nebengebäuden, Scheunen, Vorrathshäusern, theils von dem den Gemüsegarten begrenzenden Zaun gebildet wird. Dieser besteht aus vertikalen, mit Stroh durchflochtenen Stangen und ist ab und zu mit Pforten versehen, die nach den in den Gemüsegärten und weiterhin zwischen den Feldern verlaufenden Fahrstrassen führen. Die Nebengebäude sind zum Theil ebenso wie die Wohnhäuser aus Holz, zum Theil nur aus Lehmpatzen mit eingeknetetem klein zerhackten Stroh aufgeführt und enthalten theils die zum Garten- und Feldbau dienlichen Utensilien, Pflüge, Harken, Schaufeln, zweiräderige Karren u. drgl., theils die bereits eingeernteten Feld- und Gartenfrüchte; daneben befinden sich umzäumte Räume für Pferde, Rindvieh, Schweine, ein niedriger aus Stäben zusammengeschlagener Hühnerstall, ein von hohen Stangen getragenes Taubenhäuschen und andere wirthschaftliche Vorrichtungen.

Wann die Dauren die chinesische Bauart der Wohnhäuser angenommen haben, lässt sich nicht genau bestimmen. Aus den Berichten der russischen Freibeuter und Kosaken, welche um die Mitte des XVII. Jahrhunderts die Dauren am oberen Amur und seinen Quellflüssen bekriegten, ist leider nicht zu ersehen, von welcher Beschaffenheit ihre damaligen Wohnungen waren. Da sie jedoch schon damals ein sesshaftes, von Ackerbau und Viehzucht lebendes Volk waren, das in weiter Verbreitung ausser dem Amur auch am Nonni, einem Zufluss des Sungari, ansässig war und mit den Chinesen in lebhaftem Handelsverkehr stand, auch von Zeit zu Zeit der Tributserhebung halber von Beamten der chinesischen Regierung besucht wurde[1]), so ist es sehr möglich, ja wahrscheinlich, dass sie schon damals in Häusern von chinesischer Bauart wohnten. Noch mehr mussten sie dem Einfluss der Chinesen anheimfallen, als auf Befehl der chinesischen

---

[1]) S. oben, p. 189 ff.

Regierung (im J. 1654) auch die am Amur wohnenden und von den Russen verschont gebliebenen **Dauren** jenen Strom verlassen und nach dem Nonni übersiedeln mussten[1]). Das wurde in Beziehung auf die Wohnung der **Dauren** nicht lange darauf auch durch europäische Reisende bestätigt. Als etwa 40 Jahre später (1693) **Ysbrants Ides** und **Adam Brand** die **Dauren** am Nonni besuchten, fanden sie dieselben in Häusern wohnen, die ganz mit denjenigen der Chinesen übereinstimmten, indem sie ebenfalls breite, niedrige, durch darunter laufende Röhren erwärmte und mit geflochtenen Schilfmatten bedeckte Schlafbänke längs den Wänden hatten u. drgl. m.[2]) In neuerer Zeit berichtete **Kropotkin**[3]) nach eigener Erfahrung, dass die an den oberen Zuflüssen des Nonni, am Ganj, Gujuil u. s. w. wohnenden **Dauren** Häuser haben, die ganz nach Art der chinesischen erbaut sind. Als den **Dauren** später von der chinesischen Regierung, wenn auch unter einigen Beschränkungen, nach dem Amur zurückzukehren gestattet wurde, gewannen sie dort bald, dank ihrer Neigung und Befähigung zum Handel, besonders mit den ihnen von altersher bekannten und zum Theil stammverwandten tungusischen Völkern, eine hervorragende Stellung, und es fiel ihnen im oberen Amur-Lande gewissermaassen die Rolle zu, welche die Chinesen im unteren spielen[4]). Als unermüdliche, überallhin durchdringende Handelsleute haben sie mehr wie die letzteren zur Verbreitung chinesischer Waaren und Produkte, chinesischer Sitten u. s. w. unter den tungusischen Völkern des oberen Amur-Landes beigetragen, und wenn sich unter diesen an manchen Orten ein sesshafteres Leben, mit Feld- und Gemüsebau, mit ständigen Wohnungen nach chinesischer Art u. drgl., entwickelt hat, so ist dies sicherlich zumeist dem Einfluss und der Vermittelung der **Dauren** zuzuschreiben. Ihr Werk ist es z. B., dass die sonst so sehr dem umherstreifenden Jägerleben zugethanen **Orotschonen** am Ostabhange des Grossen Chingan-Gebirges, am Ganj, Gujuil u. a. Zuflüssen des Nonni stellenweise zu sesshaften Ackerbauern geworden sind und, in Dörfern zusammenlebend, chinesische Feldcultur und Lebensweise angenommen haben[5]).

Ganz ebenso ist es den **Biraren** am Amur ergangen, dort wo sie, gleich oberhalb des Bureja-Gebirges, unmittelbar an die **Dauren** stossen. Trotz ihres sonstigen Nomadensinnes sind sie hier zu einem sesshaften Leben mit Feld- und Gemüsebau übergegangen und haben auch die chinesische Bauart der Häuser angenommen. Ich habe ein solches **Biraren**-Haus im Dorfe Kalta besucht: die Wände desselben waren aus dünnen Balken ganz ebenso wie an den nach chinesischem Muster gebauten Winterwohnungen der unteren Amur-Völker gezimmert. Der in der Mitte einer Längswand gelegene Eingang führte in eine Art Vorzimmer, aus welchem man nach rechts und links durch je eine Thür in die beiden, unter einander ganz gleichen, ungefähr quadratischen eigentlichen Wohnräume gelangt. In jedem dieser letzteren stand ein niedriger Herd mit eingemauertem Kessel und liefen breite niedrige Schlafbänke längs allen vier Wänden hin, deren Fenster mit chinesischem Papier an Stelle von Glasscheiben versehen waren. Diesen beiden Abtheilungen entsprechend, ragte jederseits neben der Querwand des Hauses ein Schornstein aus der Erde empor. Im Vergleich mit den oben beschriebenen Winterwohnungen der unteren Amur-Völker kann man also diese Biraren-Wohnung gewissermaassen als eine Doppeljurte bezeichnen. Ein von Nebengebäuden, die verschiedenes Feld- und Gartengeräth enthielten, und einem umzäunten Gemüsegarten gebildetes Gehöft umgab das Haus, ganz ebenso wie in den daurischen und mandshu-chinesischen Dörfern, die ich bald darauf weiter oberhalb am Amur kennen lernte.

---

[1]) S. oben, p. 172.

[2]) **Ysbrants Ides**, Driejaar. Reise naar China, Amsterdam 1704, p. 71. **Ad. Brand**, Neuvermehrte Beschreib. seiner grossen Chines. Reise, welche er anno 1693 etc. innerhalb 3 Jahren vollbracht hat, Lübeck 1734, p. 132.

[3]) Поѣздка изъ Забайкалья на Амуръ через Манчжурію (Русск. Вѣстн., T. LVII, 1865, іюнь, стр. 609).

[4]) S. oben, p. 30, 89, 174.

[5]) **Kropotkin**, l. c., p. 670.

Vom oberen Amur aus haben die Dauren, in Handelsinteressen längs der Bureja, der Dseja, dem Ssilimdshi u. s. w. vordringend, ihren civilisatorischen Einfluss noch weit nach Norden, bis zum Südabhange des Stanowoi-Gebirges geltend gemacht. Bemerkenswerth ist die Thatsache, dass man dort in den Wohnungen der zu gleichem Zweck wie die Dauren von Norden kommenden jakutischen Händler ebenfalls jene durch eine Röhrenleitung erwärmten Schlafbänke längs den Wänden findet, obwohl die Jakuten in ihrer Heimath nichts Derartiges in ihren Jurten haben. Middendorff meint zwar, indem er diese Thatsache mittheilt, dass dies Princip[1]) den Giljaken entlehnt sei, allein diese Ansicht erklärt sich daraus, dass er es nur bei den Giljaken (am Ochotskischen Meer) gesehen hat. Wir werden nicht irren, wenn wir nach dem, was oben über den chinesischen Ursprung der durch eine Röhrenleitung erwärmten Schlafbänke gesagt worden, die Uebertragung derselben auf die Jakuten nicht den Giljaken, sondern den mit den jakutischen Händlern am Südabhange des Stanowoi-Gebirges zusammenstossenden Dauren zuschreiben.

Nur bei denjenigen, allerdings zahlreicheren Theilen der tungusischen Bevölkerung des oberen Amur-Landes, **Biraren, Manägirn** und **Orotschonen**, die ihrem angestammten Jäger- und Nomadenleben treu geblieben sind, hat die nach chinesischem Muster construirte Winterwohnung bisher keinen Eingang gefunden. Diese behalten ihre im Sommer bewohnten Zelte auch im Winter bei und begnügen sich nur damit, dieselben alsdann durch eine aus Thierfellen gemachte, dickere und festere Umhüllung auch bei strenger Kälte brauchbar zu machen.

Auf Zelte nomadischer Biraren bin ich im Sommer (Juli und August) 1856 am Amur oberhalb des Bureja-Gebirges wiederholentlich gestossen, da es noch die Jahreszeit war, in welcher sie sich des Fischfangs wegen an diesem Strome und seinen Zuflüssen aufhalten, während sie später dieselben verlassen, um den Herbst und Winter über im Gebirge (dem Bureja- und dem südlich, zwischen den Amur- und den Sungari-Zuflüssen sich hinziehenden Morra- d. h. Pferde-Gebirge, wie die Biraren es mir nannten) der Jagd nachzugehen. Diese Zelte waren von spitzkonischer Form und mit Birkenrindenmatten bekleidet, ganz so wie das oben beschriebene und auf Taf. XV, Fig. 2, abgebildete Zelt der **Sungari-Golde**.

---

[1]) Middendorff (Reise etc., Bd. IV, Thl. 2, p. 1560) sagt: «das Princip einer inmitten der rings um die Wand laufenden Lehmbank eingesetzten Röhrenleitung», worunter ich nur jene durch Röhren erwärmte Schlafbänke verstehen kann.

Von derselben Art sind auch die Zelte (*dshu*) der nomadischen **Manägirn**. **Maack**, der sich auf seiner Reise an den Amur längere Zeit unter den **Manägirn** aufgehalten, giebt eine ausführliche Beschreibung derselben [1]). Das Gerüst eines **Manägirn**-Zeltes besteht, je nach der Grösse der Familie, für welche das Zelt bestimmt ist, aus 20—40 kegelförmig zusammengestellten Stangen. Darunter zeichnen sich sechs durch besondere Dicke und gabelförmige obere Enden aus. Vier dieser Hauptstangen werden paarweise geordnet, so dass der Abstand der betreffenden Stangen von einander nur gering ist, und diese beiden Paare einander diametral gegenüber gestellt; die beiden übrigen Hauptstangen stehen mit jenen ins Kreuz und einander ebenfalls diametral gegenüber. Indem diese sechs Hauptstangen mit den Zinken ihrer oben gabelförmigen Enden in einander greifen, geben sie den Haupthalt dem ganzen Gerüste. Die übrigen Stangen füllen die Zwischenräume zwischen denselben aus. Um dieses Gerüst werden Birkenrindenmatten, die aus grossen, vermittelst Elenns- oder Rennthiersehnen an einander genähten Stücken bestehen, so ausgebreitet, dass die obere Matte stets die Ränder der unteren deckt. Zur Befestigung der Zeltdecke an das Gerüst wird sie von aussen mit einigen Stangen beschwert, oder aber mit aus Rosshaar geflochtenen Seilen umwunden. Im Winter wird der untere Theil des Gerüstes statt der Birkenrinden mit Elennsfellen bekleidet und, um das Zelt noch luftdichter zu machen, der Schnee ringsum aufgehäuft. Nur zwei Oeffnungen bleiben im Zelt: eine obere, an der Spitze desselben, zum Austritt des Rauches, und eine seitliche, zwischen den beiden Stücken eines Stangenpaares, die zum Eingange dient und mit einer Elennshaut oder Fischhautdecke als Thür verhängt wird. Im Innern des Zeltes laufen zwei einander parallele, von den vier paarweise gestellten Stangen getragene Querstangen hin, deren eine zum Aufhängen des Kessels über dem stets in der Mitte des Zeltes angemachten Feuer dient. Ist das Zelt aber nur für den Sommer bestimmt und von leichterer Bauart, so dass es weder jene sechs Haupt-, noch die beiden Querstangen hat, so dient zum Aufhängen des Kessels über dem Feuer ein aus Stangen eigens dazu gemachter Dreifuss. In 2—3 Fuss Entfernung von der Feuerstelle, nach rechts, links und hinten liegen die durch Holzklötze gegen dieselbe abgegrenzten Schlafstellen, auf denen das aus Gras, kleinen Baumzweigen und einem kleinem Teppich bestehende Lager aufgemacht wird. Jedes Familienglied hat seinen bestimmten Platz. Die Plätze zur linken Hand vom Eingang und vom Feuer gehören dem Besitzer des Zeltes und seiner Frau, diejenigen zur rechten den übrigen Familiengliedern. Der im Hintergrunde des Zeltes, dem Eingange gegenüber gelegene Platz gilt als Ehrenplatz und wird Gästen eingeräumt, darf aber nur von Männern benutzt werden. Ueber demselben findet in der Regel ein Götze Platz. Hart an der Thür, rechts und links von derselben, sind im Innern des Zeltes niedrige, von kleinen, in die Erde geschlagenen Pfählen getragene Bänke errichtet, die zum Abstellen von allerhand im täglichen Gebrauch befindlichem Geräth dienen.

---

[1]) **Маакъ**, Путеш. на Амуръ въ 1855 г., С. Петерб. 1859, стр. 70.

Da die **Manägirn** ein ziemlich geregeltes Nomadenleben führen, indem sie zum Sommer des Fischfangs wegen an die Ufer des mächtigen, ihr Gebiet durchschneidenden Stromes ziehen und im Herbst der Jagd halber wiederum dem Gebirge zuwandern, so sind es hie wie da bestimmte, besonders günstig gelegene Punkte und Lokalitäten, an denen sie sich alljährlich und in grösserer Zahl einfinden. Solche Punkte lassen sich im Herbst auch nach Abzug der Nomaden an den zahlreichen stehengebliebenen soliden Zeltgerüsten, dem von Pferden, vermittelst welcher der Umzug stattfindet, ringsum zertretenen und abgeweideten Erdboden u. s. w. erkennen. Ich bin auf meiner Reise den Amur aufwärts an manchen derartigen Punkten vorübergekommen. Doch gelang es mir, auch bei der vorgerückten Jahreszeit stellenweise noch mit **Manägirn** zusammenzutreffen, wo sie, durch Umstände verschiedener Art, wie durch eine unerwartet reiche Jagd- oder Fischfangbeute, das eine Mal z. B. durch den Fang eines kolossalen Störes, veranlasst, einen zeitweiligen Aufenthalt genommen hatten. Alsdann wird, wie ich mich überzeugte, auch nur ein leichtes, provisorisches Zelt errichtet, wie es auf Taf. XV, Fig. 1, abgebildet ist. Es genügt alsdann ein konisches Gerüst aus einigen wenigen Stangen, um welche eine Birkenrindenmatte so geschlungen wird, dass sie hinlänglichen Schutz gegen Regen oder blendenden Sonnenschein bietet, und tritt Unwetter ein, oder verlängert sich der Aufenthalt, so können, je nach Bedürfniss, noch einige Rindenmatten mehr zu Hülfe genommen werden. Diese geben, wie man aus den obigen Schilderungen sieht, überhaupt allen tungusischen Völkern des unteren, wie des oberen Amur-Landes das wesentlichste und wichtigste Material zur Herstellung ihrer Sommerwohnungen ab, wenn sie nicht, wie es mitunter in der baumlosen Prairie geschieht durch das in Fülle vorhandene und noch leichter zu beschaffende *Calamagrostis*-Stroh oder Gras ersetzt werden. Die vom Baum abgeschälten Birkenrindenstücke werden, um sie zu Zeltdecken verwendbar zu machen, zunächst in einem grossen Kessel in Wasser gekocht, darauf mit trockenem Stroh oder Heu abgerieben, an der Sonne getrocknet und zu Matten von etwa 3 Faden Länge und einer Arschin Breite (eine *Toiochssa* der **Golde**, *Tichssa* der **Manägirn** und **Orotschonen**, *Tukja* der **Orotschen**) aneinander genäht. Die Birkenrinde verliert bei solcher Behandlung ihre Brüchigkeit und wird lederartig weich und biegsam, so dass die Matten sich bequem und ohne zu leiden zusammenrollen lassen und stets auch in dieser Form aufbewahrt und transportirt werden. Dabei wird, um das Zerreissen der Matte zu verhüten, längs jedem Rande derselben ein schmaler Streifen von ebensolcher Rinde aufgenäht. Zu einem **Manägirn**-Zelte der oben beschriebenen Art sollen etwa 6 Stück oder Rollen solcher Birkenrindenmatten erforderlich sein. Aber auch ein einzelnes Stück kann, wie wir sahen, zur Noth noch hinlänglichen Schutz gewähren, und daher wird ein **Amur-Tunguse**, sei er **Golde**, **Manägir** oder was Anderes, im Sommer schwerlich auch nur eine kleine Fahrt unternehmen, ohne sich für alle Fälle mit einer *Toiochssa* (resp. *Tichssa*) zu versehen.

Ganz genau ebenso wie die **Manägirn**-Zelte sind endlich nach **Maack's**, wie nach **Gerstfeldt's**[1] Zeugniss auch diejenigen der **Orotschonen** beschaffen, nur mit dem Unterschiede, dass diese zur Umhüllung der Gerüste im Winter nicht Elenns-, sondern Rennthierfelle gebrauchen, welche sie leicht haben können, da sie statt der Pferde Rennthiere halten und zum Reiten und Lastentragen auf ihren Streifereien und Umzügen gebrauchen.

Vor den Zelten der **Manägirn** und **Orotschonen** sieht man in der Regel einzelne, aus senkrechten und horizontalen Stangen errichtete Gerüste stehen, die zum Dörren von Fisch oder Fleisch an der Sonne, zum Trocknen von Thierfellen u. drgl. dienen. Das Nomadenleben dieser Völker zwingt sie jedoch, nur das zur Nahrung, Kleidung oder Wohnung Nothwendigste mit sich zu führen, alles an Vorräthen, Kleidungsstücken u. drgl. zur Zeit Entbehrliche hingegen zu etwaigem künftigen Gebrauche an bestimmten Punkten, die sie auf ihren Wanderungen immer wieder berühren, niederzulegen und aufzubewahren. Zu diesem Zweck werden höchst primitive Vorrathsbehälter (*dëlkan*) errichtet. Auf einigen in die Erde getriebenen Pfählen werden in der Höhe von 5—7 Fuss Bretter oder ein Ruthengeflecht in horizontaler Lage angebracht. Auf dieses Gestell wird alles aufzubewahrende Hab und Gut niedergelegt, mit einer Birkenrindenmatte bedeckt und diese mit Stangen und Steinen von oben beschwert[2]. So bleibt es sowohl gegen Nässe von oben wie von unten, als auch gegen Angriffe durch Thiere geschützt. Plünderung durch Menschenhand ist aber nicht zu befürchten, nicht bloss wegen der menschenleeren Einöde, sondern auch weil die Vorstellung von der Unantastbarkeit solcher Niederlagen, sowie vielleicht auch eine abergläubische Furcht, an denselben zu rühren, allgemein und in weitem Umkreise auch bei den auf gleicher, kindlicher Culturstufe stehenden Nachbarvölkern verbreitet ist.

Wirft man einen Gesammtrückblick auf die Wohnungen der indigenen Völker des Amur-Landes, also mit Ausschluss der Chinesen und der sich mit ihnen mehr und mehr assimilirenden **Mandshu**, **Dauren**, **Solonen** etc., so gelangt man zu dem Schluss, dass dieselben am meisten den Charakter beständiger, fester, solider und dabei eigenartiger Behausungen bei den **Giljaken** tragen, während sie bei den ringsum wohnenden tungusischen Völkern durchweg nur zeltartig, leicht aufführbar und transportabel und einem unstäten, mehr oder minder nomadischen oder umherstreifenden Leben angemessen erscheinen. So sieht man auf Sachalin neben den im Sommer wie im Winter in festen, bleibenden Wohnungen sich aufhaltenden **Giljaken**, ja zum Theil innerhalb ihres Gebietes, die Wanderzelte der mit ihren Rennthieren umherziehenden **Oroken**. Auf dem Festlande wird der Unterschied um so grösser, je mehr man sich von der Amur-Mündung stromaufwärts und von der Meeresküste ins Binnenland begiebt. Das tritt Einem besonders deutlich an den Sommerwohnungen der in dieser Richtung aufeinanderfolgenden Völker entgegen. Man vergleiche nur in der That das auf Pfählen ruhende, aus Balken gezimmerte Sommerhaus der **Giljaken** mit den Dauros der anstossenden tungusischen Völker. Und sind ferner die Dauros der **Oltscha**, **Negda**, **Samagirn**, wenn auch nur aus leichten

---

[1] Герстфельдъ, О прибрежн. жителяхъ Амура (Вѣстн. Русск. Геогр. Общ., 1857, Отд. II, стр. 290).

[2] **Maack**, l. c., p. 71. **Gerstfeldt**, l. c., p. 292.

Materialien, Holzstangen, darunter vielleicht ein paar von etwas grösserer Dicke, Birkenrinde u. drgl. erbaut, doch noch recht geräumig und von aussen einem Hause ähnlich, so schrumpfen diejenigen der Golde zu kleinen, nur aus Weidenruthen und Birkenrinden construirten und leicht von Ort zu Ort übertragbaren Zelten zusammen, und die Dauros der Orotschen gehen sogar nicht über die Dachform, die einfachste aller Zeltformen hinaus. Im oberen Amur-Lande, bei den nomadischen Biraren, Manägirn, Orotschonen treten zwar wiederum Zelte von konischer Form auf, allein diese sind ganz für ein Wanderleben eingerichtet und beschränken sich oft, bei kürzerem Aufenthalt an einem Orte, auch nur auf wenige Stangen und eine um dieselben geschlagene Rindenmatte. Zudem ist zu diesen Völkern, gleichwie zu den Oroken auf Sachalin, am diametral entgegengesetzten Ende des Amur-Landes, auch die im ganzen Zwischenraum verbreitete, bei den Giljaken auch am Ochotskischen Meer und an der Nordspitze Sachalin's übliche, nach chinesischem Muster construirte Winterwohnung nicht gedrungen, und das Zelt, nur mit Fellbekleidung versehen, bildet ungeachtet des harten Klima's auch ihre Winterwohnung.

In diesen Wohnungsverhältnissen der indigenen Amur-Völker spricht sich ein grundverschiedener Zug zwischen den seit Alters sesshaften, paläasiatischen Giljaken und den sie umgebenden, später, ja zum Theil sogar in nicht gar weit zurückliegender Zeit herangewanderten und immer zum Wander- und Nomadenleben geneigt bleibenden tungusischen Völkern aus. Die angeführten Wohnungsdifferenzen stehen nämlich im innigsten Zusammenhange mit der gesammten Lebens- und Ernährungsweise der genannten Völker. Die Giljaken sind ganz vorherrschend Fischer und an der Meeresküste auch Robbenschläger und dem entsprechend auch fast ausschliesslich ichthyophag, gleichwie auch ihr einziges Hausthier, der Hund. Um nun sich selbst und ihren zahlreichen, sowohl zur Ausführung der vielen winterlichen Fahrten und Handelsreisen, als auch zur Beschaffung der üblichen Winterkleidung erforderlichen Hunden in der fischarmen Zeit das Leben zu fristen, bedürfen sie ansehnlicher Fischvorräthe, und diese lassen sich am sichersten und besten bei stätem, beständigem Aufenthalt an einem durch die Erfahrung als günstig erkannten Orte, sei es an einem fischreichen Strome, wie der Amur, sei es an der Meeresküste erhalten. Die Jagd kommt bei den Giljaken nur insofern in Betracht, als sie ihnen das für den Handel mit den Chinesen und Japanern so nothwendige kostbare Pelzwerk liefert und im Tausch gegen dasselbe manche zur Kleidung nöthige Zeuge, Tabak, Branntwein und andere Luxusartikel zuführt.

Anders verhält es sich mit den die Giljaken umgebenden tungusischen Stämmen. Bei ihnen wird die Jagd, und zwar um so mehr je weiter stromaufwärts und je tiefer ins Binnenland hinein, auch zu einem nothwendigen, ja wesentlichen Ernährungs- und Existenzmittel. Zudem nimmt bei dem geringeren Handelsgeiste dieser Völker im Vergleich mit den Giljaken, ihren minder häufigen und ausgedehnten Winterreisen und Fahrten auch die Zahl der zu ernährenden Hunde und damit das Bedürfniss nach grösseren Fischvorräthen ab. Auch wird mit der Entfernung vom Hauptstrome nach den seine Zuflüsse säumenden Gebirgen zu der Fischfang überhaupt minder lohnend, während der im selben Maasse wachsende Wildreichthum die Jagd um so verlockender macht. Je mehr aber der Fischfang in den Hinter-, und die einen häufigen Ortswechsel verlangende Jagd in den Vordergrund tritt, um so unstäter gestaltet sich das Leben des Volkes. Dass die in den Wald- und Gebirgswildnissen an den linken Zuflüssen des Amur und Ussuri lebenden Orotschen bereits mehr Jäger als Fischer sind, ist oben mehrfach hervorgehoben worden. Noch weit mehr aber ist dies mit den Völkern des oberen Amur-Landes, den nomadischen Biraren, Manägirn und Orotschonen der Fall. Bei ihnen wird, ganz im Gegensatz zu den Giljaken, die Jagd zur ersten und vornehmlichsten Ernährungsquelle, während der Fischfang nur in untergeordnetem Grade in Betracht kommt, indem sie nur zeitweise, im Sommer ihre Jagdgründe verlassen und des Fischfangs wegen an den Amur, die Dseja oder Bureja heranziehen. Auch bedürfen sie keiner Fischvorräthe für ihre Hausthiere, da sie den Hund höchstens zur Jagd, nicht aber, wie es nur bei sesshaften Völkern möglich ist, als Zugthier gebrauchen. Ihre Haus-, namentlich Reit- und Lastthiere, Pferd und Renn, sind dagegen der Art, dass sie beim Wanderleben in Folge des Wechsels der Weidegründe nur um so reichlichere Nahrung finden und daher gewissermaassen Mitveranlassung zum Nomadenleben ihrer Besitzer geben.

5. Abschnitt.

Aeussere Haltung: Kleidung, Haartracht, Schmuck, Tätowirung.

Mehr noch als die Wohnung steht die Kleidung der Naturvölker im innigsten Zusammenhange mit ihrer gesammten Lebens- und Ernährungsweise. Denn sofern ihnen die zur Kleidung erforderlichen Stoffe nicht durch ein Culturvolk im Tauschhandel zugeführt werden, beziehen sie sie aus derselben Quelle, aus welcher sie auch ihre Nahrung schöpfen, sei es eben Fischfang, Jagd oder die Pflege nährender, resp. zur Ortsveränderung dienlicher Hausthiere, und geben ihnen auch einen ihrem Leben und Treiben, ihren Gewerben und Hantierungen angemessenen Zuschnitt.

In Betreff der **Giljaken**, mit denen wir wiederum unsere Betrachtung beginnen wollen, muss daher zuvörderst wiederholt werden, dass Fischfang und Robbenschlag ihre Hauptbeschäftigung bilden, die Jagd hingegen bei ihnen nur in zweiter Reihe in Betracht kommt, dass sie ferner nur ein Hausthier, den Hund, diesen aber in grosser Anzahl, als Zugthier um sich halten, und dass sie endlich, wie schon die älteste Kunde, welche die Russen von ihnen erhielten, besagt [1]), in beständigem Handelsverkehr mit den Chinesen stehen. Dem entsprechend bilden neben Baumwollenzeugen, welche sie seit Alters von den Chinesen und gegenwärtig auch von den Russen beziehen (giljakisch: *possj*, russisch-sibirisch: *dabá*), Hunds- und Seehundsfelle und Fischhäute ihre Hauptkleidungsstoffe, während die Felle der Waldthiere, Fuchs, Flussotter, Zobel, Eichhörnchen u. s. w., nur zu Verbrämungen oder kleineren Kleidungsstücken, wie Mützen, Handschuhe, Halswärmer u. drgl. dienen, im Uebrigen aber die Hauptartikel im Tauschhandel mit den Chinesen abgeben. Da die Giljaken dabei ausser verschiedenen Zeugen, einfarbigen und gemusterten, auch manche fertige Kleidungsstücke eintauschen, so lässt sich schon daraus, wie überhaupt aus ihrem Verkehr mit diesem ihnen zunächst stehenden Culturvolke der in ihrer Kleidung nach Form, Schnitt, Art und Muster der Stickereien und anderen Verzierungen erkennbare Einfluss chinesischer Sitte und chinesischen Geschmackes leicht erklären.

---

[1]) S. oben, p. 99.

Die dem Körper zunächst liegende Kleidung der Giljaken besteht in Calecons, welche auch Nachts nicht abgelegt werden, Beinkleidern (gilj. *warsch*), einem unteren und einem bis zu den Knien hinabreichenden Oberhemde (gilj. *larkch*), das am Halse und auf der Brust stets von links nach rechts zugeknöpft wird. Diese Kleidungsstücke sind immer aus chinesischem, oder neuerdings auch russischem, blauem oder grauem Baumwollenzeuge gemacht, bisweilen auch aus weissem, welches jedoch, da die Giljaken ihre Kleidungsstücke niemals waschen, sehr bald eine mehr oder minder dunkle Schmutzfarbe annimmt. Eines Oberkleides bedarf es im Sommer in der Regel nicht; erfordert es aber die auch in dieser Jahreszeit nicht selten unfreundliche Witterung, so wird eines der Winterkleidungsstücke, namentlich der später zu beschreibende Hundsfellpelz zu Hülfe genommen. Zur Fussbekleidung dienen stets hohe Stiefel aus Seehundsleder und Fell. Und zwar wird in der Regel das untere oder Fussstück des Stiefels (gilj. *ki*) nebst der Sohle aus der Haut der *Phoca barbata* (gilj. *kighitsch* u. *kighitsch-langr*) verfertigt, welche, zumal bei älteren Individuen, dicker und haltbarer ist als diejenige der anderen, in den Gewässern des Amur-Landes allgemein verbreiteten Seehundsart (*Ph. nummularis*, gilj. *pyghi* und *pyghi-langr*)[1]) und zu dem Zweck ihres Haares beraubt wird. Der Fussbildung der Giljaken entsprechend, ist das untere Stück des Stiefels klein und zierlich, mit hohem, längs der Mitte kielförmigem Rücken, und das zugespitzte und etwas nach auf- und rückwärts gekehrte Ende desselben macht den Einfluss chinesischer Muster unverkennbar. Die im Verhältniss zum Fussstück breiten und weiten Stiefelschäfte werden aus dem dünneren und geschmeidigeren, mit dem Haar nach aussen gekehrten Fell der letztgenannten Seehundsart gemacht; sie reichen fast bis ans Knie und werden, nachdem die Hosenenden hineingesteckt worden, unter demselben vermittelst eines ein- oder angenähten Riemens zusammengeschnürt. Eine Kopfbedeckung ist beim starken Haupthaarwuchs der Giljaken im Sommer meist entbehrlich. Doch bedienen sie sich zum Schutz gegen Regen und Sonnenschein eines eigenthümlichen, ziemlich flachkonischen Hutes aus Birkenrinde (gilj. *chib-hak*, d. h. in wörtlicher Uebersetzung «Birkenrindenhut»), der in der Regel mit verschiedenartigen, strahlenförmig um die Spitze geordneten, schwarzen und rothen Arabesken verziert ist, welche ebenfalls aus dünner Birkenrinde geschnitten und vermittelst feiner Darmfäden auf den Hut aufgenäht sind (s. Taf XVII und Taf. XX, Fig. 1 und 2)[2]).

Die Weiber tragen ganz ähnliche Unterkleider, aber ein längeres, weit über die Knie hinabreichendes Hemd und darüber einen mit Aermeln versehenen, vorn zum Knöpfen eingerichteten Rock, der entweder aus ähnlichem Zeuge, oder aus Fischhäuten gemacht wird. Hemd und Rock haben meist einen breiten Saum von andersfarbigem Zeuge, über welchem, namentlich auf dem Rock, als Zierrath eine oder ein paar rundherum laufende Reihen von verschiedenförmigen, an kleinen Riemen herabhängenden Messingplättchen von chinesischer Arbeit oder auch von den bekannten, mit einem viereckigen Loch versehenen chinesischen Kupfermünzen angebracht sind (s. Taf. XVII u. Taf. XVIII). In Folge dessen werden alle Bewegungen der Weiber, jeder Schritt, den sie thun, von einem durch das Aneinanderschlagen der erwähnten Metallplättchen oder Münzen hervorgebrachten Geklapper begleitet. Diese Sitte ist, wie auch schon die Verzierungen selbst verrathen, ohne Zweifel von chinesischem Ursprung [1]. Zur Anfertigung der Fischhautröcke benutzen die **Giljaken** die in den Gewässern des Amur-Landes häufigste Lachsart, *Salmo lagocephalus* (gilj. *lyghi-*, auf Sachalin *laghi-tscho*). Die abgestreiften Häute derselben werden zu dem Zweck ihrer Schuppen beraubt, was durch Stampfen der aufgeweichten Häute in einem Holzgeschirr geschieht, alsdann durch Schaben von den anhaftenden Muskel- und Fetttheilchen gereinigt, gepresst und geglättet und die einzelnen Stücke an einander genäht. Je nachdem, wie sorgfältig diese Operationen ausgeführt werden, erhält man einen Stoff von verschiedener Güte. An den zum Alltagsgebrauch oder zum Schutz gegen den Regen bestimmten Röcken der Art, die von gelblichgrauer Farbe und meist ohne allen Zierrath sind, lassen sich noch die Ansatzstellen der Schuppen auf den einzelnen Häuten deutlich erkennen (Taf. XVIII). Die eleganteren Röcke der Art sehen hingegen so aus, als seien sie aus einem feinen, gelblichweissen Leder gemacht. Dieses hebt sich noch besonders scharf gegen die breiten schwarzen Säume ab, mit welchen das Rumpfstück des Rockes vorn, oben und unten, sowie die Aermel zur Schulter und zur Hand hin vermittelst Anstrichs mit der oben erwähnten Farbe versehen sind. In den Zwischenräumen sind verschiedenartige Stickereien angebracht, und ganz besonders zeichnet sich das Rückenstück durch hübsch verschlungene, mit verschiedenfarbigen Fäden gestickte Arabesken aus, wie sie auf Taf. XXIII, Fig 2, 3 und 4, dargestellt sind. Dabei fehlt auch der oben erwähnte metallische Zierrath nie.

---

[1]) S. meine Reis. und Forsch. im Amur-Lande, Bd. I, p. 180 ff. *Langr* heisst «Seehund» schlechtweg.

[2]) Die Farben (Schwarz und Roth) werden vom Regen nicht abgewaschen. Ich vermuthe daher, dass sie durch eine Mischung chinesischer Tusche, resp. Eisenocker mit Fisch- oder Seehundsthran hervorgebracht werden.

---

[1] Unter diesem Zierrath fanden sich während meines Aufenthalts im Amur-Lande an einem Weiberrock aus dem Dorfe Wair oder einem der Nebendörfer ein paar messingne Kreuzchen mit der Inschrift «Souvenir de mission» und eine das Bildniss des Heilands mit einer chinesischen (?) Inschrift tragende bronzene Medaille. Diese Stücke rührten höchst wahrscheinlich vom französischen Missionar **de la Brunière** her, der im Jahre 1846, nachdem er den Winter in Wair zugebracht hatte, von den **Giljaken** ermordet und ausgeplündert wurde. Schon sein Amtsbruder **Venault**, der im Jahre 1850 im Auftrage des apostolischen Vikars der Mandshurei, um dem Verbrechen nachzuforschen, eine Reise von Asche-ho am Sungari zu den **Giljaken** am Amur machte, sah viele Kinder derselben solche Kreuzchen und Medaillen tragen (Nouv. Annales des Voyages, V^e Sér. T. XXX, 1852 [T. II], p. 218). Zur Vervollständigung der von **Venault** über die Ermordung **de la Brunière's** erkundeten Nachrichten sei hier gelegentlich bemerkt, dass dieselbe nach dem, was ich von den **Giljaken** erfahren, auf dem linken Amur-Ufer, zwischen den Dörfern Wair und Ssabach stattfand, an der Stelle, wo die Felsen mit einer eigenthümlichen Bildung, in der Form eines Thores, an den Strom herantreten. Ich habe dieselbe auf meiner Winterreise des Jahres 1855 am 29. März (10. April) besucht. Unter den Mördern wurde mir auch der bereits bejahrte **Giljake** genannt, in dessen Hause im Dorfe Wair ich abgestiegen war. Meinen Erkundigungen über den Hergang der Sache gegenüber verhielt er sich ausweichend oder ablehnend. Da jedoch die **Giljaken** es für unheilbringend (*ulisch*) halten, ein mit Schriftzeichen — gleichviel, ob geschriebenen, oder gedruckten — versehenes Papier zu vernichten, so hoffte ich durch ihn vielleicht in den Besitz etwaiger Tagebücher oder sonstiger schriftlicher Aufzeichnungen **de la Brunière's** zu gelangen. Allein trotz der hohen Geldbelohnungen, welche ich den **Giljaken** für dieselben in Aussicht stellte, wurden mir von ihnen nach Verlauf von einiger Zeit, als ich bereits wieder nach dem Nikolajefschen Posten zurückgekehrt war, doch nur einige Flicke einer der **D'Anville'schen** Karten von China gebracht.

Die Fussbekleidung der giljakischen Weiber ist ganz dieselbe wie bei den Männern; nur haben sie an ihren Stiefeln im Sommer fast immer, die Männer bloss bisweilen statt aus Seehundsfell ebenfalls aus Fischhaut, und zwar ausser von *Salmo lagocephalus* auch von *Salmo proteus* (gilj. *tengi-tscho*), gemachte Schäfte, die ohne Zweifel leichter und luftiger und ihnen darum, bei der vielen Bewegung, welche die Ausübung ihrer häuslichen Pflichten erfordert, in dieser Jahreszeit auch zweckmässiger sind als jene. Eine eigens für den Sommer bestimmte, dem Birkenrindenhut der Männer entsprechende Kopfbekleidung haben die giljakischen Weiber nicht.

Weit complicirter und vielfach auch eigenartiger ist die Winterkleidung der Giljaken. Auf Taf. XVIII ist ein Giljake in vollem Winteranzuge dargestellt, wie er im Begriff steht sich auf eine Reise zu begeben. Das Hauptkleidungsstück der Giljaken im Winter, das sie nur selten ablegen, ja mit welchem sie sich auch zur Nacht auf der warmen Schlafbank der Jurte, bis auf die Calecons entkleidet, bedecken, ist der breite, bis zu den Knien hinabreichende Pelz (giljakisch: *okch*) aus einer doppelten Lage von Hundsfellen, die äussere Lage mit dem Haar nach aussen, die innere mit dem Haar nach innen gekehrt. Wo möglich nehmen die Giljaken zum Pelz, namentlich für die Aussenseite desselben, lauter gleichfarbige, weisse, braune, graue oder andere Felle. Am meisten wird namentlich ein einförmig schwarzer oder dunkelbrauner, nächstdem ein weisser Pelz geschätzt. Aermere Leute begnügen sich jedoch auch mit buntscheckigen Pelzen, und an Kindern sieht man solche in der Regel (Taf. XIX). Sorgsame Mütter scheuen auch nicht die Mühe, ihren Kindern Pelze mit schachbrettartig aus weissen und schwarzen oder braunen Flicken zusammengesetztem Rückenstück zu machen (Taf. XII). Mit Vorliebe wird, namentlich für die Innenseite des Pelzes, auch das feine und geschmeidige Fell junger Thiere benutzt.

Es lässt sich als allgemeingültige Regel aussprechen, dass die Giljaken nur aus Hundsfellen gemachte Pelze tragen. Nur am Liman, wo sie hauptsächlich mit Seehundsfang sich beschäftigen, sind mir einzelne Individuen begegnet, die ausnahmsweise statt der Hundspelze welche aus Seehundsfell trugen, und vielleicht geschieht Aehnliches hie und da auch an der Küste des Ochotskischen Meeres. Die Gründe, wesshalb die Giljaken für den eigenen Bedarf dem Hundspelzwerk in so hohem Maasse den Vorzug vor jedem anderen geben, mögen zum Theil dieselben sein, welche nach Steller's Angabe[1]) auch die alten Itälmenen auf Kamtschatka bestimmten, sich mit Vorliebe des Hundspelzwerks zu ihrer Kleidung zu bedienen und es sogar dem Fuchs- und Zobelfell vorzuziehen. Gewiss mag, bei dem conservativen Sinne eines jeden Naturvolkes, das einmal gewohnte Herkommen, der durch Generationen fortgeerbte Brauch auch hiebei eine wichtige Rolle spielen. Daneben kommen jedoch auch die durch Erfahrung erkannten Vorzüge dieses Pelzwerks in Betracht, seine «Wärme», Dauerhaftigkeit und die Festigkeit seines Haares, auch wenn es der Nässe ausgesetzt gewesen, — Eigenschaften, welche es dem gemeinen, fast immer der Unbill des Wetters ausgesetzten Manne besonders schätzenswerth machen müssen. Und zu all dem gesellt sich endlich noch ein Umstand — und darin dürfte vielleicht der Hauptgrund des allge-

---

1) Steller, Beschreibung von dem Lande Kamtschatka, Frankf. und Leipzig 1774, p. 137.

meinen Gebrauchs des Hundspelzwerks bei den Giljaken liegen, — es ist die Leichtigkeit und Billigkeit seiner Beschaffung, indem die Giljaken Hunde als unumgängliches Zugthier in grosser Anzahl halten und die Felle derselben im Handel weder den Chinesen, noch den Japanern, noch auch den Russen gegenüber verwerthen können.

Dennoch finden sich bei manchen Giljaken auch aus anderen Thierfellen bereitete Pelze. Diese dienen aber nicht zum Gebrauch, sondern werden nur als hohe und seltene Werthobjekte sorgfältig aufbewahrt. Eine solche Rolle spielt bei ihnen namentlich der Luchspelz (giljak. *tschlyghi-okch*). Wer einen Luchspelz besitzt, gilt bei den Giljaken für einen reichen und angesehenen Mann, und zur Zeit meines Aufenthalts im Amur-Lande konnten sie mir nur 3 ihrer Landsleute und einen Oltscha nahmhaft machen, welche sich eines solchen Besitzes erfreuten; es waren dies die Giljaken: Nenjdan im Dorfe Allof am Amur, Mesgun in Patt, die je einen Pelz der Art besassen, und Pawgun in Tamla-wo auf Sachalin, welcher deren zwei hatte, sowie der Oltscha Todo in Tschilwi, in dessen Besitz sich ebenfalls ein solcher Pelz befand. Den Grund, warum bei den Giljaken gerade das Luchsfell und umsomehr ein aus etwa sechs Fellen der Art zusammengesetzter Pelz einen so hohen conventionellen Werth hat, glaube ich in dem Einfluss chinesischer Vorstellungen suchen zu müssen. Allerdings hat das Luchsfell für die Giljaken auch einen ansehnlichen realen Werth, da es im Handel mit den Chinesen etwa zwei Flussotter- oder 10 Zobelfellen gleich geachtet wird[1]), indessen giebt es noch theurere Pelzwerke, ein schwarzes Fuchsfell z. B. kommt in demselben Handel 15 bis 20 Zobeln gleich, und doch wird es von den Giljaken nicht wie das Luchsfell zu Pelzen von imaginärem Werthe benutzt. Auch giebt es, wie eine später mitzutheilende Tabelle der Werthschätzung verschiedener Gegenstände seitens der Giljaken zeigen wird, im Haushalt derselben manche Dinge, welche sie noch höher als einen Luchspelz schätzen, und welche ihrem Besitzer doch nicht einen solchen Nimbus von Reichthum und Ansehen wie dieser letztere verleihen. Hiebei müssen also noch Vorstellungen anderer Art im Spiele sein. Bei dem regen, Jahrhunderte alten Handelsverkehr der Giljaken mit den Chinesen kann es ihnen nicht unbekannt sein, in welch' hohen Ehren in China das Fell des Tigers, als des mächtigsten, reissendsten und gefährlichsten aller Thiere, sowie auch dasjenige seines Gattungsverwandten, des Panthers, bis zum Throne hinauf stehen: dass z. B. die Sessel der hohen chinesischen Beamten, Gouverneure, Mandarine, Heerführer u. drgl. bei feierlichen Gelegenheiten oder Aufzügen mit Tiger- und Pantherfellen behängt werden und die hinter ihnen getragenen Sitzkissen eben solche Fellüberzüge haben[2]); dass die Jagdzelte des Kaisers von aussen mit Tigerfellen bekleidet werden[3]); dass von den Hellebarden und Lanzen der die Leibwache des Kaisers bildenden und bei öffentlichen Prozessionen in seinem Gefolge schreitenden Officiere lange Tiger- und Pantherschwänze herabhängen[1] u. s. w.[2]. Ein ähnlicher ehrenvoller Gebrauch des Tigerfelles hat sich unter chinesischem Einfluss auch in Korea festgesetzt[3]. Die Handelsreisen der **Giljaken** nach Ssan-ssin am Sungari bieten ihnen Gelegenheit, selbst Zeugen der ausserordentlichen Furcht zu sein, welche die dortigen Chinesen (**Man-dse**) sowohl, wie die **Golde** vor dem Tiger haben, und der Ehrerbietungen, welche sie ihm, von dieser Furcht getrieben, überall erweisen, indem die Ersteren ihm kleine Kapellen oder Tempelchen errichten und in denselben Bildnisse von ihm anbringen[4], die Letzteren aber ihn *«amban»*, d. h. Herr, nennen und sich sogar vor seinem Leichnam bis zur Erde verbeugen[5]. Die Eindrücke, welche die **Giljaken** von diesen Fahrten in Betreff des Tigers heimbringen, insbesondere die durch **Golde** und Chinesen ihnen zu Ohren kommenden Erzählungen von den vielen, alljährlich ihm zur Beute fallenden Menschenleben[6] tragen gewiss nicht wenig zu der panischen Furcht und den abergläubischen Vorstellungen bei, welche sie selbst dem Tiger gegenüber beherrschen. Ueber diese habe ich mich bereits früher einmal ausgesprochen[7] und denke in der Folge gelegentlich noch Manches hinzuzufügen. Da jedoch der Tiger im Gebiet der **Giljaken** nur als ein höchst seltener Gast auf seinen Streifzügen von Süden her erscheint und auch kaum jemals von ihnen erlegt wird[1]), so gehört er, und in noch höherem Grade der Irbis, bei ihnen mehr zu den mythischen, nur ihre Phantasie beschäftigenden Thieren. Dahingegen stossen sie in ihren Wäldern, und nicht so gar selten, auf ein anderes Thier, das durch seinen ausgesprochenen Raubthiercharakter und seine Gesammterscheinung, den katzenartigen Habitus, die gefleckte und zum Theil gestreifte Zeichnung seines Felles, die schwarze Schwanzspitze u. drgl. an den Tiger, wie an den Panther erinnert[2]), und dessen Fell zudem von den Chinesen hochgeschätzt und theuer bezahlt wird[3]). Ich meine den Luchs. Auf ihn wird daher von den **Giljaken** ein Theil jener Vorstellungen vom Tiger als einem besonders vornehmen, fürstlichen oder königlichen Thiere übertragen. Kein Wunder somit, dass nach dem Sprichwort: «Kleider machen Leute», das sich bei Naturvölkern ganz besonders bewahrheitet, um denjenigen **Giljaken**, der sich gelegentlich in einem ganzen Pelz von Luchsfellen sehen lassen kann, und der also auch den Vortheil, welcher ihm aus dem Verkauf dieser Felle erwachsen würde, gering schätzen darf, in den Augen seiner Landsleute ein Nimbus von aussergewöhnlichem Ansehen und Reichthum sich verbreitet.

---

[1]) Schon zwei Beinstücke vom Luchsfell und der Schwanz sind so viel wie zwei Zobel werth.

[2]) Ysbrants Ides, Driejaarige Reize naar China, Amsterdam 1704, p. 96. Du Halde, Description de l'Emp. de la Chine et de la Tartarie Chinoise, Paris 1735, T. IV, p. 28.

[3]) Schon Marco Polo (Reisen, deutsch von Aug. Bürck, nebst Zusätzen und Verbess. von Fr. Neumann, Leipzig 1845, p. 318, 319) erzählt, dass der von vier Elephanten getragene Pavillon, in welchem der chinesische Kaiser (Kublai-chan) auf seinen Jagden in der Provinz Liao-tong sich aufhielt, so wie die Jagdzelte, die für ihn dort errichtet wurden, von aussen mit Tiger- oder, wie es bei ihm heisst, «Löwen»-Fellen bedeckt waren.

---

[1] **Ysbrants Ides**, l. c., p. 90. **Gerbillon**, bei **Du Halde**, l. c., T. IV, p. 235.

[2] Es liessen sich noch viele Belege für die Hochschätzung des Tigers und seines Felles in China beibringen. Ich begnüge mich jedoch, hier nur noch auf einige ältere Zeugnisse der Art hinzuweisen. Wegen seines Furcht und Schrecken einflössenden Raubthiercharakters wird sein Bildniss in China namentlich auf den Gewändern von Officieren und anderen im Kriegsdienst stehenden Personen angebracht, wie schon **Barrow** (Reise durch China im Gefolge der Grossbritann. Gesandtschaft in den Jahren 1793 und 1794; aus dem Engl. übersetzt von **Hüttner**, Wien 1805, Bd. II, p. 31), **Staunton** (Des Grafen **Macartney** Gesandtschaftsreise nach China in den J. 1792—1794, nebst Nachr. über China und einen kleinen Theil der chines. Tartarey; aus dem Engl. übersetzt, Frankf. u. Leipzig 1798, Bd. I, p. 341) u. A. berichteten. **Ellis** (Journal of the Proceed. of the late Embassy to China etc. Second Edit., London 1818, Vol. I, p. 130) sah auch einige Compagnien Soldaten, die vom Kopf bis zum Fuss in lange, gelb und schwarz gestreifte Gewänder gehüllt waren, welche ihnen zum Schrecken der Feinde das Ansehen von Tigern verleihen sollten. Andererseits scheint dem Tiger in China auch dort Raum gegeben zu werden, wo es sich um religiöse Ehrfurcht handelt. So erzählt **Van-Braam** (Voyage de l'ambassade de la Compagnie des Indes orientales Hollandaises vers l'Empereur de la Chine en 1794 et 1795, publ. par **Moreau de St. Mery**, Paris, an VI (1798), T. I, p. 270), dass in der Pagode Huin-on-tan in Peking vor dem Altar vier ausgestopfte Tiger in sitzender Stellung aufgestellt waren. In ähnlicher Weise errichten die Chinesen (**Man-dse**) im Ussuri-Lande dem Tiger Kapellen, in denen sie ihm Opfer darbringen und Abbildungen von ihm aufhängen (Архим. **Палладій**, Уссур. Маньцзы. — Извѣст. Геогр. Общ., Т. VII, 1871, Отд. II, стр. 376). Auf den Werth, welchen die Chinesen in abergläubischer Vorstellung ausser dem Fell des Tigers auch dem Fleisch, der Galle, den Sehnen, Knochen und Krallen desselben beimessen, werde ich bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen.

[3] So erzählt **Przewalski** (Путеш. въ Уссурійск. краѣ, 1867—1869 г., С. Петерб. 1870, стр. 116), dass bei seinem Besuch der am Tumen-ula gelegenen koreanischen Grenzstadt Kygonpu der Gouverneur derselben auf einem Sessel getragen erschien, über den ein Tigerfell gebreitet war. Nachdem er abgestiegen war, wurde dieses auf die Erde gebreitet und der Reisende eingeladen, auf demselben Platz zu nehmen.

[4] Архимандр. **Палладій**, Уссурійскіе Маньцзы (l. c., p. 377). **Барабашъ**, Сунгар. Экспед. 1872 г. (Военный Сборн., 1874, № 2, стр. 347).

[5] **Паргачевскій**, Поѣздка зимн. путемъ вверхъ по Амуру, соверш. въ 1856—57 гг. (Вѣстн. Русск. Геогр. Общ., Ч. XXI, 1858, Отд. Изслѣд. и Матер., стр. 171). **Palladij**, l. c.

[6] **Przewalski** berichtet (l. c., p. 333), dass am Zymu-che, einem Zufluss des oberen Ussuri, im J. 1867 nicht weniger als 21 **Man-dse** vom Tiger zerrissen und 6 verwundet wurden.

[7] S. meine Reisen und Forsch. im Amur-Lande, Bd. I, p. 90—97, wo bei Besprechung der Verbreitung des Tigers und Irbis' im Amur-Lande auch die Ansichten der **Giljaken** und anderen Amur-Völker über dieselben mitgetheilt sind.

Kehren wir darnach wieder zur gewöhnlichen Winterkleidung der **Giljaken** zurück. Wie das Hemd, wird von den **Giljaken** auch der Pelz auf der Brust stets von links nach rechts zugeknöpft, bald mit ein paar metallischen Knöpfen von chinesischem oder russischem Ursprung, bald mit einem grossen hölzernen Knopf von giljakischer Arbeit (Taf. XXIX, Figg. 4, 5), und ebenso werden auch die Pelzschösse über einander geschlagen. Zum Zusammenhalten derselben dient aber bei vollem Winteranzuge ausser dem Gürtel, von dem später besonders die Rede sein wird, zunächst noch ein besonderes Kleidungsstück, die sogen. *Kossjkha*, d. h. ein kurzer, rings um den Leib reichender Schurzrock aus Seehundsfell, der zur besseren Anschmiegung an die Taille, und um die Bewegungen des Körpers nicht zu hindern, oben mit einem breiten Saume aus Fischhaut versehen ist, durch welchen die zum Zuschnüren dienenden Riemen laufen (s. Taf. XVIII u. XIX). Die Kossjkha scheint ein echtes, ursprünglich giljakisches Kleidungsstück zu sein, obgleich man sie zum Theil auch bei den den **Giljaken** benachbarten und in ähnlicher Weise wie diese lebenden tungusischen Völkern, den **Oltscha**, **Negda** u. a. findet. Dem stets rittlings

---

1) Mir wussten die **Giljaken** von keinem Falle der Art zu erzählen.

2) **Przewalski** (l. c., p. 242) erzählt, dass die Eingeborenen des Ussuri-Landes (**Golde** und **Orotschen** oder **Ta-dse**) auf seine Nachfragen über den Charakter und die Lebensweise des Luchses stets zur Antwort gaben: *sigajan Lou-wassa*, was so viel wie «dem Tiger gleich» bedeute.

3) **Radde** (Reisen im Süden von Ost-Sibirien in den J. 1855—1859, Bd. I. Die Säugethier-Fauna, St. Petersb. 1862, p. 93) konnte bei den **Mandshu** und **Dauren** selbst gegen Silbermünze keinen Luchsbalg erhandeln und hörte die Letzteren sagen, dass er gleich den Tigerfellen nur von den hohen chinesischen Beamten acquirirt werde. Schon **Gerbillon** (bei **Du Halde**, Descr. de l'Emp. de la Chine, T. IV, p. 295) berichtete, dass das Thier *Schulon* (französ. «*Chouloun*», von welchem der Kaiser **Kang-hi** auf der Jagd im J. 1692 ein Exemplar erlegte, und das er selbst für einen Luchs («loup cervier») hielt, was der Beschreibung zufolge, auch in der That ganz richtig zu sein scheint, eines der geschätztesten Pelzwerke liefert, welches in Peking 15 bis 20 Dukaten das Stück kostet. An einer anderen Stelle bei **Du Halde** (l. c., p. 29) wird dieses Thier auch «*Chelasun*» genannt.

auf seiner niedrigen Hundenarte fahrenden Giljaken giebt die Kossjkha einen vortrefflichen Schutz des Unterleibes gegen den entgegentreibenden Wind und Schnee oder Regen ab, und auch bei manchen anderen, wie wir in der Folge sehen werden, speciell durch die Sitten der Giljaken bedingten Gelegenheiten leistet sie ihnen treffliche Dienste. Um das Hineinfahren von Wind und Schnee in die Aermel zu verhüten, werden dieselben an der Handwurzel vermittelst einer breiten, aus Zeug oder auch aus Leder bestehenden Aermelbinde (gilj. *torknbas*, s. Taf. XXII, Fig. 4, 5) windelartig umwickelt und zugebunden. An die Aermelenden sind die Handschuhe (gilj. *wom(a)ch*) gebunden. Es sind in der Regel immer mit Fuchsfell ausgekleidete Fausthandschuhe (Taf. XX, Fig. 3, 4), dadurch in ihrem Schnitt ausgezeichnet, dass an der Handwurzel in einiger Entfernung vom Daumen ein durch eine Klappe geschützter Schlitz sich befindet, durch welchen die Hand nöthigenfalls aus ihrer Bekleidung hinausgesteckt werden kann [1]).

Eine auf dem Rücken zwischen den Schultern herabhängende, zum Schutz für den Kopf bestimmte Kapuze, wie sie bei allen mehr oder minder hochnordischen Völkern, Kamtschadalen, Korjaken, Tschuktschen, Eskimo, ja auch Tungusen u. a. üblich ist, haben die Giljaken an ihrem Pelz niemals. Hals und Kopf haben vielmehr ihre besonderen Kleidungsstücke. Zum Schutz des ersteren dient eine aus Schwanzfellen des Eichhörnchens gemachte Boa (gilj. *tolp*, Taf. XIX), welche übrigens zuweilen auch um den Kopf getragen wird, und zwar bei mildem Wetter an Stelle der Mütze, bei kaltem noch über derselben, zum Schutz für die Stirne (Taf. XVIII). Auf einen Tolp von geringer Qualität gehen etwa 30—40, auf einen hübsch dichthaarigen und guten 50 und mehr Eichhörnchenschwänze. Andere Felle benutzen die Giljaken dazu nicht.

Auf dem Kopf tragen die Giljaken auf weiteren Fahrten, bei strenger Kälte oder scharfem Winde zuvörderst Ohrenwärmer (gilj. *tapais*), die aus zwei vorn und hinten durch einen Riemen oder ein Bändchen verbundenen Klappen bestehen. Diese sind entweder einfach aus Seehundsfell gemacht, oder von innen mit Fuchs- oder Flussotterfell ausgekleidet und von aussen mit einem Stück Zeug versehen, auf welchem verschiedenfarbige Arabesken ausgenäht sind (Taf. XX, Fig. 5 und Taf. XXII, Fig. 1 und 2). Darüber kommt eine grosse, den ganzen Kopf einhüllende Pelzmütze (gilj. *tosn-hak*) [2]). Sie ist von einfachem, unten geradem Schnitt und hat an den Vorderecken entweder zwei Bändchen (wie in der betreffenden Abbildung Taf. XXI, Fig. 1) zum Zuknüpfen unter dem Kinn, oder auch nur ein einziges, die Innenseiten beider Ecken verbindendes Bändchen, und in diesem letzteren, gewöhnlicheren Falle wird, um die Mütze aufzusetzen, erst das erwähnte Bändchen unters Kinn gebracht und dann die Mütze über den Kopf geschoben. Inwendig ist die Mütze stets mit Fuchsfell ausgekleidet, welches, nach vorn und aussen hervortretend, auch den Rand derselben bildet. Die Aussenseite besteht entweder durchweg aus gleichartigem Seehundsfell, oder aber aus verschiedenen, nicht selten kunst- und geschmackvoll zusammengestellten Fellstücken. Von solcher Art war z. B. der auf Taf. XXI, Fig. 1, dargestellte *Tosn-kak* eines Tschomi-**Giljaken**, der mich in Nikolajefsk besuchte. Das obere Mittelstück dieser Mütze, von brauner Farbe, besteht aus Rennthierfell, die weissen Arabesken darauf sind von kurzhaarigem Hundsfell, der durch ein blaues Band vom Mittelstück getrennte Rand ist aus verschiedengefleckten Seehundsfellstücken zusammengesetzt; der Vorderrand besteht wie immer aus dem von innen hervortretenden Fuchsfell, unten ist aber die Mütze rundum noch mit langhaarigem, weissem Hundsfell verbrämt. Diese letztere Verbrämung fehlt übrigens auch den minder eleganten, ja selbst den einfachsten Pelzmützen der **Giljaken** nicht und giebt ihnen insgesammt ein besonderes, eigenthümliches Gepräge. Je länger dabei das zum Nacken hinabreichende weisse oder graue Fellhaar der Mütze ist, für um so schöner wird es in den Augen der **Giljaken** erachtet, gleichwie auch bei den alten **Itälmenen** auf Kamtschatka eine Einfassung der Pelze, mögen nun diese aus Rennthier- oder Fuchsfell gewesen sein, ringsum mit langen Hundshaaren nach **Steller's** Ausdruck[1]) allezeit für die «grösste Zierràth» an denselben galt. Uebrigens mag diese Verbrämung der Mütze dem Nacken auch einen gewissen Schutz gegen Wind und Schnee bieten.

---

[1]) An den Handschuhen der Tungusen und auch der Russen in Sibirien hat der zum Hinausstecken der Hand dienende Schlitz keine schützende Klappe; an den aus Hundsfell gemachten Handschuhen der Orotschen der Bai Hadshi hingegen ist dieselbe vorhanden.

[2]) Das *s* ist hier weich auszusprechen.

Unter dem Pelz tragen die Giljaken auf weiten Fahrten und bei strenger Kälte noch mehrere Unterkleider. So namentlich demselben zunächst einen kurzen, wattirten Rock oder eine Jacke aus Baumwollenzeug oder auch aus Tuch, das giljakisch sogen. *ssikky*, ein Kleidungsstück von unverkennbar chinesischem Schnitt, das sie bei milderem Wetter oder auf Gängen auch ohne Pelz, nur mit dem *Tölp* um den Hals oder Kopf, oder auch mit der Pelzmütze versehen, tragen (s. Taf. XIX), und in welchem sie auch nach Abwerfung des Pelzes in der Jurte sitzen bleiben. Um ferner Brust und Bauch in der Gegend der Herzgrube besonders warm zu erhalten, wird daselbst noch unter dem Hemde, am blossen Körper ein mit Fell gefütterter Latz, der sogen. *Koch-passj* getragen, der an einem Bändchen um den Hals gehängt und unten durch zwei andere um den Leib geknöpft wird. Das auf Taf. XXII, Fig. 3, abgebildete Exemplar der Art, das ich beim **Giljaken Judin** in Tebach sah, war von goldischer Arbeit. Es war von fünfeckiger, unten abgerundeter Form, auf der Innenseite mit Fuchsfell ausgekleidet, rundum mit Flussotterfell verbrämt, aussen aber auf schwarzem Baumwollenzeuge mit verschiedenfarbigen, zum Theil kunstvollen Stickereien versehen, auf die ich in der Folge noch zurückkommen werde. Hier muss noch eines eigenthümlichen unteren Kleidungsstückes erwähnt werden, das ich namentlich bei den Tro-**Giljaken** in Nyi sowohl bei Erwachsenen, als auch bei einem Knaben von etwa 7 Jahren sah; es ist dies ein um die Lenden gebundener, nur für das männliche Geschlecht brauchbarer Beutel. Von besonderer Wichtigkeit ist es den rittlings auf ihren Narten sitzenden **Giljaken**, die Knie gegen Wind und Wetter zu schützen, und dazu dient eine aus Seehundsfell gemachte, ober- und unterhalb des Knies um das Bein festgebundene Kniehose (gilj. *panj*).

---

1) **Steller**, Beschr. von dem Lande Kamtschatka, p. 128.

Von der Fussbekleidung ist oben schon die Rede gewesen. Im Winter legen die Giljaken der Wärme halber etwas trockenes Gras in die Stiefel, wie dies mehr oder minder alle nordischen Naturvölker thun[1]). Nach Angabe des Chinesen U-tschen, der im Jahre 1722 eine Beschreibung der Stadt Ninguta verfasste, ist Dasselbe auch unter den dortigen Mandshu üblich, und zwar gebrauchen diese dazu ein feines, weiches, längliches, in der Nähe von Wasser wachsendes Gras, welches sie *ula* nennen[2]), und das im Volksmunde neben dem Gin-seng und dem Zobel für einen der drei Schätze Ninguta's gilt[3]). Ob die Giljaken zu dem erwähnten Zweck dieselbe oder überhaupt nur irgend eine bestimmte Grasart gebrauchen, vermag ich nicht zu sagen, so viel scheint mir aber unzweifelhaft zu sein, dass auch sie dabei nicht ohne einige Auswahl verfahren, denn als ich im Winter 1855 den Besitzer der Jurte von Poghobi auf Sachalin darum bat, mir etwas von dem Grase abzutreten, schlug er meine Bitte mit dem Bemerken ab, dass er selbst nur sehr wenig davon habe.

Ein wichtiges Stück giljakischer Kleidung ist endlich der Gürtel, namentlich auch als Träger mancher, den Giljaken stets begleitender Utensilien. Dazu gehört zunächst und vor Allem ein grosses Messer, das sogen. *Ngawla-dshakko,* das sowohl beim Essen, wie nöthigenfalls auch als Schutz- oder Angriffswaffe benutzt wird. Wie fast alle eisernen Utensilien, ist es stets von giljakischer Arbeit, meist einfach, mit grosser Klinge und kurzem, hölzernem, in der Regel schräg gestreiftem Stiel (Taf. XXXI, Fig. 1[4]), zuweilen auch ganz von Eisen mit eingelegten silbernen und kupfernen Arabesken und verschiedenen Gravirungen (ebenda, Fig. 2). Die Scheide ist immer von dickem Seehundsleder (von der *Phoca barbata*), mit verschiedenartigen darauf gepressten Arabesken geschmückt, und von sehr constanter Form, in der Mitte am breitesten, nach unten sich verjüngend, an der Spitze aber nicht geschlossen, sondern nur mit einem Büschel lederner Zipfel zum Schutz für die Klingenspitze versehen (ebenda, Fig. 3, desgl. Taf. XIX[5]). Meist wird auch noch ein zweites Messer am Gürtel getragen: das dem Giljaken ganz unentbehrliche *Yi-dshakko* (Taf. XXXI, Fig. 4), mit kleiner, spitzer Klinge an einem starken, hölzernen Stiel, der behufs grösserer Festigkeit am unteren Ende mit einem knöchernen Ringe versehen ist. Es steckt stets in einer festen Scheide aus Störhaut, mit hölzerner oder knöcherner Spitze (ebenda, Fig. 5). Das *Yi-dshakko* wird zum Schneiden von Holz, zum Verfertigen von allerhand sowohl grober, wie feiner Gegenstände aus demselben u. drgl. m. gebraucht. Dabei ist zu bemerken, dass die Giljaken stets gegen sich, nicht von sich ab zu schneiden pflegen, wie es Mamia Rinsô auch von den Aino im Gegensatz zu den Japanern hervorhebt[1]). Ebenso wenig wie die erwähnten Messer fehlt am Gürtel der **Giljaken** das Feuerzeug: ein Behälter für Schwamm und Feuerstein und ein Feuerstahl. Jener besteht entweder aus einem seehundsledernen, meist ebenfalls mit aufgepressten Arabesken oder kleinen aufgenähten Fellrosetten verzierten Täschchen[2]) (gilj. *tschondak*, Taf. XXVIII, Fig. 5), oder aber aus einer dem Material, wie der Form und Einrichtung nach sehr eigenthümlichen Dose (gilj. *mlo*, ebenda, Fig. 4). Diese wird nämlich aus der zu dem Zweck zuvor aufgeweichten, später holzartig erhartenden Haut einer Störart gemacht, am Amur aus der Haut des *Tukkitscho* der **Giljaken** (*Acipenser Schrenckii* **Brandt**), auf Sachalin aus derjenigen einer angeblich ähnlichen, im Nordjapanischen Meere vorkommenden und von den **Giljaken** *okras* genannten Art. Das *Mlo* besteht aus zwei einander ganz ähnlichen, über einander stülpbaren Stücken, die an ihren oberen, resp. unteren Enden spiralförmig umgebogen und derartig auf einen Riemen gereiht sind, dass nach Abschiebung einer auf diesem letzteren laufenden, knöchernen Röhre das obere Stück vom unteren abgehoben werden kann. Wie die Schwammdose, so hängt auch der Feuerstahl oft an einer langen mit verschiedenen Anhängseln versehenen Kette (gilj. *kessj-kessj*) vom Gürtel herab (Taf. XXVIII, Fig. 1 und Taf. XXIX, Fig. 1). An dieser befindet sich bisweilen auch ein gebogenes und nach unten zugespitztes eisernes Stäbchen (Taf. XXVIII, Fig. 1 und 2), das auch besonders getragen wird und zu allerhand Zwecken dient, bald ein Loch in einen Riemen zu bohren, bald einen Knoten zu lösen oder die Pfeife zu reinigen u. drgl. Dasselbe Instrument (gilj. *kedak*) besteht nicht selten auch aus Horn oder Knochen, und so unscheinbar und unwesentlich es an sich ist, pflegt es doch auch mit allerlei eingeschnitzten Figuren verziert zu sein (Taf. XXVIII, Fig. 3). Endlich hängen am Gürtel des **Giljaken** meistens noch verschiedene andere Kleinigkeiten, wie sie der Zu[illegible] ihm in die Hände spielt, ein Eberzahn oder Hauer, ein Stück eines Antilopenhorns oder Rehgeweihes u. drgl. m.

---

[1]) So z. B. ausser den sibirischen Völkern auch die Eskimo Nordwestamerika's und Grönland's (Rob. Brown, Das Innere von Grönland, in Petermann's Geogr. Mittheil., 1871, p. 384).

[2]) Nach Maximowicz (Primitiae florae amurensis, in d. Mém. prés. à l'Acad. des sc. de St. Pétersb., T. IX, 1859, p. 506) wohl eine Cyperacee. Von den Eskimo in Nordwestamerika und Grönland werden nach R. Brown *Hierochloë alpina* und ähnliche Grasarten dazu gebraucht.

[3]) U-tschen, in der Uebersetzung von Wassiljef: Записки о Нингутѣ (Зап. Русск. Геогр. Общ., Ч. XII, 1857, стр. 96). Der Uebersetzer fügt in einer Anmerkung hinzu, dass auch in Peking Stiefel verkauft werden, deren Sohlen mit dieser Grasart ausgestopft seien.

[4]) Die betreffende Unterschrift «ngaula-dshakko» ist in *ngawla-dshakko* zu berichtigen.

[5]) Auf der Taf. XVIII ist das nie fehlende grosse Gürtelmesser nur in Folge eines Versehens weggeblieben.

Die Weiber der **Giljaken** tragen im Winter ebenfalls Hundsfellpelze, die auch wie diejenigen der Männer beschaffen sind; doch sieht man sie bisweilen, wenngleich selten, auch in Pelzen von edlerem Fell. So sah ich im Winter 1856 in Tangi auf Sachalin eines der Weiber des **Giljaken Kombrein** in einen mit dem Fell nach aussen gekehrten Fuchspelz gehüllt, unter welchem noch zwei Unterpelze, aus blauem und aus buntem chinesischen Zeuge mit Flussotter- und Zobelfellverbrämungen sichtbar waren. An sauber gekleideten Mädchen, Kindern wohlhabender Eltern, sieht man mitunter am Hundspelz einen schmalen Fuchsfellkragen, den giljak. sogen. *Mungrusk*, der um Nacken und Hals läuft, und von welchem zwei lange, mit Perlen ausgenähte Zipfel von den Schultern über die Brust herabhängen.

---

[1]) Vrgl. **Mamia Rinsô**, Tô-tats ki ko, in **Siebold's** Nippon, VII, p. 188, nebst Anmerkung des Letzteren, p. 202.

[2]) Im Dorfe **Tyk** auf Sachalin sah ich z. B. ein Exemplar der Art, das mit kleinen Fellstückchen der *Otaria ursina* verziert war, den ersten, die mir bis dahin von diesem Thiere im Amur-Lande begegnet waren (s. dieses Werkes Bd. I, p. 169).

Von eigenthümlicher und mannigfacher Art ist die winterliche Kopfbekleidung der giljakischen Weiber. Die Alltagsmütze, in der man sie auch bei ihren häuslichen Verrichtungen sieht, wenn sie Nahrungsmittel aus den Vorrathshäusern holen, Wasser aus dem Fluss oder Brennholz in die Jurte tragen, die Hunde besorgen u. drgl. m., ist der sogen. *Tulv-hak*, d. h. «Wintermütze» schlechtweg (Taf. XXI. Fig. 2). Sie ist von einer eigenthümlichen, durch den erhöhten, meist mit einer Schnuragraffe versehenen Scheitel und die zum Schutz für Nacken und Ohren nach hinten und seitwärts herablaufenden Verlängerungen einem Helm nicht unähnlichen Form, wozu auch die der Form entsprechende, concentrische oder ausgeschweifte Stepperei der Oberseite zum Theil beiträgt. Diese letztere besteht aus einfachem, chinesischem Zeuge, meist schwarzem oder dunkelblauem Tuch. Von innen ist die Mütze mit Fuchsfell ausgekleidet und am Rande mit Flussotterfell verbrämt. Eleganter ist der auf weiteren Fahrten, bei festlichen Gelegenheiten u. drgl. gebräuchliche *Tscharp-hak*, d. h. «Seidenmütze» (Taf. XXI, Fig. 3). Diese ist ungefähr von der Form der Pelzmütze der Männer, nur mit einem etwas höheren Gipfel und tiefer über Ohren und Nacken hinabreichend. Der Bezeichnung entsprechend, wird sie aus chinesischem Seidenzeuge gemacht, auf welchem buntfarbige, stellenweise mit Goldfäden durchwirkte Drachen und andere Figuren dargestellt sind [1]). Inwendig ist diese Mütze ebenfalls mit Fuchsfell ausgekleidet, welches in einem breiten Streifen auch den Gesichtsrand der Mütze umgiebt, unten und hinten mit Flussotterfell verbrämt. Der Tscharp-hak bildet jedoch noch nicht den Gipfel der Eleganz bei den giljakischen Weibern. Das eleganteste und angesehenste Stück ihrer gesammten Wintertoilette ist die Luchsmütze (*Tschlyghi-hak*, Taf. XXI, Fig. 4). Diese wird aus dem Kopf- und dem Schwanzstück eines Luchsfells gemacht. Das erstere, mit den aufgerichteten, gepinselten Ohren des Thieres, bildet den Scheitel der Mütze. Die Ohrmuscheln werden von innen mit rothem chinesischen Seidenzeuge ausgekleidet und am Rande mit kleinen Büscheln oder Pinseln von blauen Seidenfäden oder auch von schwarzer Schafswolle [2]) versehen. Eine Reihe ebensolcher Pinselchen zieht sich auch über die Mitte des Kopfstücks, von der Stirn zur Schnauzenspitze hin. Ringsum ist das Luchskopffell mit einem breiten Streifen von Zobelfell verbrämt, der nach unten zum Schutz für die Ohren jederseits in eine verlängerte Spitze ausläuft. Von dieser Verbrämung hängt hinten der Luchsschwanz zopfartig zum Rücken hinab und ist an seiner Spitze mit einem kleinen Ringe oder einem jener durchbrochenen messingnen Plättchen versehen, mit welchen die Weiber auch den Saum ihrer Röcke zu schmücken pflegen. Durch eine solche Verwendung sowohl des Luchskopffelles, als auch des Luchsschwanzes gewinnt der *Tschlyghi-hak* den Charakter einer Imitation des ganzen Thieres. Die innere Auskleidung der Luchsmütze besteht wiederum aus Fuchsfell. Obgleich der Eleganz und dem Ansehen nach gewissermaassen ein Analogon des Luchspelzes der Männer, wird die Luchsmütze von den Weibern doch nicht bloss aufbewahrt, sondern dank weiblicher Putzsucht und Eitelkeit auch wirklich getragen. So habe ich sie selbst bei Gelegenheit eines Bärenfestes in Tebach an zwei Weibern gesehen, und nach einem dieser Exemplare ist auch die obige Abbildung gemacht worden[1]). Stets kennzeichnet aber die Luchsmütze das Weib eines reichen Giljaken, der entweder schon einen Luchspelz besitzt, oder auf dem besten Wege dazu begriffen ist.

---

[1]) Bekanntlich ist die Drachenzeichnung auf Stoffen, Meublen und sonstigen Gegenständen bei den Chinesen sehr beliebt, doch soll es nur dem Kaiser zustehen, auf seinen Kleidungsstücken und Utensilien fünfklauige Drachen zu führen, während alle übrigen Personen, von den kaiserlichen Prinzen und Mandarinen ab, sich mit vierklauigen Drachen begnügen müssen (Van-Braam, Voyage de l'Ambass. de la Comp. des Indes orientales Holland. vers l'Emper. de la Chine en 1794 et 1795, publ. par Moreau de St. Méry, Paris, an VI, T. II, p. 227 (Note de l'éditeur). Girard, France et Chine, vie publ. et privée des Chinois anc. et modernes, Paris 1869, T. I, p. 89). Von letzterer Art sind auch die auf dem oben abgebildeten, einem giljak. Weibe aus dem Dorfe Alkof gehörigen *Tscharp-hak* dargestellten Drachen.

[2]) Als solche wurde mir von den Giljaken das Material der schwarzen Pinsel bezeichnet, welches, da die Giljaken selbst keine Schafe haben, ebenfalls von chinesischem Ursprunge sein muss.

Eine ähnliche Benutzung des Kopffells eines besonders angesehenen Thieres zur Kopfbekleidung und gewissermaassen auch eine Imitation des ganzen Thieres mag sich bei manchen Naturvölkern wiederholen. Ich kann nicht umhin, hier nur auf einige Fälle der Art bei anderen paläasiatischen Völkern hinzuweisen. So tragen die wandernden Korjaken am Penshinsker Meerbusen, die am Wolf den gefährlichsten Feind ihrer Rennthierheerden haben, im Winter Mützen aus Wolfsfell, an welchen die Ohren dieses Thieres in aufrechter Stellung emporragen[2]). Ganz Aehnliches findet nach Sagoskin auch bei vielen Eskimo-Stämmen des nordwestlichen Amerika's statt. Die Männer des Volkes Kan-julit, von den nördlichsten Maleig-müt bis zu den Ugaschenzen hinab, tragen aus dem Kopffell des Wolfes gemachte Mützen und hinten am Gürtel einen Wolfs- oder Vielfrassschwanz, an welchen auch noch die Schnauzenspitze dieses letzteren Thieres befestigt ist. Die Weiber der Kuskokwim-Eskimo lassen von ihren eleganten, mit Flussotter- oder Vielfrassfell verbrämten Rennthierpelzmützen im Nacken einen Wolfs- oder Vielfrassschwanz zum Rücken hinabhängen[3]). Man wird, glaube ich, nicht irren, wenn man annimmt, dass solche auf Nachahmung von Thieren beruhende Kleidungsstücke von altnationalem Ursprunge innerhalb desjenigen Volkes selbst sind, bei welchem sie gebräuchlich und in dessen Leben die betreffenden Thiere, Schaden oder Nutzen bringend, von besonderer Bedeutung sind. Lag es doch dem Naturmenschen gewiss nahe, die Aehnlichkeit, die er mit einem bestimmten Thiere dadurch gewonnen, dass er sich selbst in dessen Fell kleidete, auch weiter bis in die Einzelheiten zu verfolgen und auszuführen. Hie und da mögen zum Theil auch abergläubische Vorstellungen, der Art etwa, dass man durch Nachahmung eines Thieres in seiner Kleidung die Gunst desselben gewinnen, resp. es sich unschädlich machen könne, Veranlassung zur Entstehung thiernachbildender Kleidungsstücke gegeben haben. Kein Wunder daher, wenn sich an solche altnationale Kleidungsstücke auch die Vorstellung von besonderer Eleganz und hohem Ansehen knüpft. Und dadurch erklärt sich auch die Thatsache, dass der Tschlyghi-hak der giljakischen

---

[1] Und zwar, gleichwie auch die beiden anderen Weibermützen auf derselben Tafel, von meinem Collegen Maximowicz, während unseres mehrtägigen Aufenthaltes in jenem Dorfe.

[2] G. Kennan, Tent Life in Siberia and adventures among the Koraks and other tribes in Kamtschatka and Northern Asia, London 1871, p. 117.

[3] Загоскинъ, Пешеходная опись части русск. владѣній въ Америкѣ, С. Петерб. 1847 и 1848 гг., Ч. II, стр. 21, 22.

Weiber, obgleich aus lauter einheimischen Materialien gemacht, in ihren Augen für eleganter noch als der aus theurem chinesischen, mit Drachen gezeichneten Seidenstoff gefertigte Tscharphak gilt.

Ich mag diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne mir noch eine einschlagende allgemeinere Bemerkung zu erlauben. Sollte die bei allen in Thierfelle sich kleidenden Naturvölkern übliche Sitte, das Fell mit dem Haar nach aussen gekehrt zu tragen, nicht auch ursprünglich aus Thiernachahmung, aus dem Gedanken entstanden sein, das Fell in derselben Weise zum Schutz gegen die Unbill des Klimas zu verwenden, wie es dem Thier als natürliche Kleidung verliehen ist, bis die Erfahrung lehrte, dass dies in der That die den meisten Schutz gewährende Art der Verwendung des Thierfelles zur Kleidung ist? Ohne einen anderweitigen, möglichst luft- und wasserdichten Ueberzug, den die Naturvölker nicht kannten, schützt das Thierfell gewiss besser gegen Kälte, Wind und Regen, wenn es mit dem Haar nach aussen, als wenn es mit diesem nach innen gekehrt wird, und war es erst in jener Lage erprobt, so lag es nahe, demselben eine zweite Schicht desselben oder eines anderen Felles in umgekehrter Lage, mit dem Haar nach innen gekehrt, hinzuzufügen, um so, mit Umgehung eines fremdartigen Ueberzuges, jene ohne Zweifel den besten Schutz gewährenden Doppelpelze zu erlangen, wie man sie bei allen nordischen und polaren Völkern findet.

Die oben geschilderten, resp. abgebildeten Kleidungsstücke zeigen zur Genüge, dass die Giljaken ihre Kleidung gern mit allerhand verschiedenförmigen, buntfarbigen Stickereien und anderem Zierrath versehen. Ich habe bei ihnen zuweilen ganze Sammlungen von Mustervorlagen zu Stickereien gesehen und auch welche mitgebracht. Diese bestehen aus Zeug- oder Fischhautflicken, auf welchen Muster gestickt, oder aber verschiedene, aus dünner Birkenrinde ausgeschnittene, symmetrisch zusammengestellte Figuren aufgeklebt sind (Taf. XXIII und XXIV). Darunter befinden sich aber auch grössere, nicht zur Stickerei dienende, zuweilen aus mehreren, verschiedenfarbigen Flicken zusammengesetzte Zeugstücke, auf denen Arabesken und Thierfiguren in verschiedenartigster Art bunt, aber stets symmetrisch neben und durch einander zusammengestellt sind (Taf. XXV—XXVII). Sehen wir zunächst von diesen letzteren ab, auf die ich später, namentlich in Betreff der Thierfiguren zurückkommen werde, und behalten wir nur die zu Stickereien bestimmten, resp. auf den oben besprochenen Kleidungsstücken ausgeführten Muster im Auge, so tritt uns in denselben ein eigenartiger Charakter und Geschmack entgegen, durch welchen sie sich wesentlich von denjenigen der sibirischen Völker unterscheiden. Während z. B. bei den sibirischen Tungusen, die ebenfalls ihre Kleidungsstücke mit Stickereien zu schmücken pflegen, die einfachsten Muster und Motive in grosser Einförmigkeit sich wiederholen und oft z. B. nur über oder neben einander verlaufende Reihen derselben einfachen Figuren, kleiner Dreiecke, Vierecke, Kreise, ungeschickter Kringelfiguren u. drgl. zu finden sind (wie es auch die auf Taf. XXIII, Fig. 1, und Taf. XXIV, Fig. 5 und 6, abgebildeten tungusischen Stücke zeigen), herrschen in den giljakischen Mustern und Ornamenten durchweg schön geschwungene und verflochtene Linien, mannigfaltige, kunstvoll in einander greifende Arabesken und schneckenförmig gewundene Figuren vor.

Wie ihre Kleidungsstücke, so schmücken die **Giljaken** gern auch alle übrigen zu ihrem Leben und Haushalt gehörigen Gegenstände mit allerhand Zeichnungen und Ornamenten, wie wir es bereits an den obenerwähnten, am Gürtel getragenen Utensilien bemerkten und in der Folge noch häufig zu sehen Gelegenheit haben werden. Immer ist der allgemeine Charakter dieser Verzierungen derselbe, oben genauer bezeichnete, mögen nun die Gegenstände aus Holz, Baumrinde, Leder, Knochen oder Eisen sein, und nur die Ausführung wird bei grösserer Sprödigkeit des Materials eine minder feine und saubere, obwohl wir bei jeder Art von Gegenständen auf welche stossen werden, die von grosser Fertigkeit und Geschicklichkeit der **Giljaken** im Handhaben der einfachsten Instrumente Zeugniss ablegen. In freiester und weitester Entfaltung tritt uns aber der Sinn der **Giljaken** für Ornamentik in den Stickereien zur Verzierung ihrer Kleidung entgegen, zumal diesen ausser der leichteren Wiedergabe der mannichfaltigen Linien und Figuren auch der durch Zusammenstellung verschiedener Farben gewonnene Effekt zu Hülfe kommt. Und von diesem machen die **Giljaken**, so sehr sie bei ihrer Kleidung im Allgemeinen die auch bei dem chinesischen Volke beliebten düsteren Farben[1]), ein mehr oder minder dunkles Blau oder Grau vorziehen, bei der Verzierung ihrer Kleidung, wie die obigen Abbildungen darthun, einen ausgiebigen, aber maass- und geschmackvollen Gebrauch. Die Möglichkeit dazu bietet ihnen das von den Chinesen erhandelte verschiedenfarbige Seiden- und Baumwollengarn.

Ich habe vorhin den allgemeinen Charakter der giljakischen Ornamentik als einen eigenartigen, von demjenigen der sibirischen Völkerschaften durchaus verschiedenen bezeichnet. Auch von national-russischen Einflüssen, wie sie bei den letzteren, in Folge des Jahrhunderte alten, vielfachen und beständigen Verkehrs mit den Russen ganz erklärlich sind, findet sich bei den **Giljaken** keine Spur. Hingegen lassen sich manche jener giljakischen Ornamente, spiralförmig gewundene Linien, kunstvolle Bandverschlingungen, mit mehrfachen Spitzen sich verjüngende Schildbegrenzungen u. drgl., auch auf altchinesischen Gegenständen, kostbaren Kleidungsstücken, Porzellan- und elfenbeinernen Sachen, wie sie u. a. auch unser Museum besitzt, erkennen. Zum Theil ganz ähnliche Ornamente finden sich ferner auch auf altjapanischen Gegenständen. So z. B. liegen uns welche auf den messingnen Beschlägen halb vermoderter hölzerner Waffenscheiden vor, die wir durch Hrn. **Poljakof** aus alten **Aino**-Gräbern auf Südsachalin erhalten haben, und die unzweifelhaft japanischen Ursprungs sind. Es scheint mir demnach der Schluss gestattet, dass die giljakische Ornamentik sich vielfach unter dem Einfluss altchinesischer und zum Theil auch altjapanischer Vorbilder entwickelt hat, wie es übrigens bei dem altherkömmlichen, beständigen Handelsverkehre der **Giljaken** auf dem Festlande, den Amur und Sungari aufwärts, mit den Chinesen und auf Sachalin mit den Japanern und den ihrem Einfluss ganz unterworfenen **Aino** auch kaum anders denkbar wäre[2]).

---

[1]) Du Halde, Descr. de l'Emp. de la Chine, T. II, p. 82. **Girard**, France et Chine, vie publ. et privée des Chinois anc. et mod., Paris 1869, T. I, p. 98.

[2]) Von der Rolle, welche die **Giljaken** als Handelsvermittler zwischen den Chinesen und Japanern spielen, wird in der Folge noch die Rede sein.

So hat sich, gleichwie in anderen Dingen, auch in Beziehung auf Ornamentik chinesischer Cultureinfluss auf der natürlichen Verkehrsstrasse, den Sungari und Amur abwärts bis zu den Giljaken ergossen. Bedürfte es dafür, ausser dem oben Angeführten, noch eines direkteren Beweises, so liefert ihn die Thatsache, dass derselbe Charakter der Ornamentik an den Kleidungsstücken und anderen Gegenständen auch bei allen übrigen Völkern des unteren Amur-Landes, von den Giljaken aufwärts, am Hauptstrom, wie an seinen Nebenflüssen bis zum Sungari hinauf zu finden ist. Trotzdem, dass diese Völker von tungusischem Stamme sind, haben sie doch in Bezug auf die bei ihnen üblichen Ornamente nichts mit den russisch-sibirischen Tungusen gemein, sondern schliessen sich an die Chinesen und Giljaken an. Dabei tritt uns jedoch die auffallende Erscheinung entgegen, dass der Sinn für Ornamentik und die Entfaltung der letzteren im Amur-Lande mit der Entfernung vom maassgebenden Culturvolke, den Chinesen, nicht ab-, sondern zunehmen und ihren Höhepunkt bei dem von diesen letzteren am weitesten entfernten Volke, den Giljaken erreichen. Und das hat, glaube ich, seinen Grund nicht etwa in den Naturanlagen der betreffenden Völker, sondern in politischen Verhältnissen. Die Giljaken haben es verstanden, sich von der Herrschaft der Mandshu-Chinesen unabhängig zu erhalten und direkte Besuche und Niederlassungen derselben in ihrem Gebiete zu verhindern[1]. Indem sie auf solche Weise einer beständigen Exploitation durch den Mandshu-Beamten und den chinesischen Kaufmann entgingen, konnten sie zu grösserer Wohlhabenheit als die den Mandshu-Chinesen unterworfenen tungusischen Amur-Völker gelangen, und, in ihrem Besitz sichergestellt, mussten sie an demselben grössere Freude gewinnen und damit auch Lust und Antrieb empfinden, über die Beschaffung des bloss Nothwendigen hinaus, für Schmuck und Verschönerung der Kleidung und des sonstigen Geräths zu sorgen, wobei ihnen ferner der ihrerseits mit angeborener Schlauheit und Umsicht geführte Handel mit den Chinesen hülfreiche Hand bot.

Speciell zur Kleidung der Giljaken zurückkehrend, muss ich einiger, zur Anfertigung derselben bei ihnen üblicher Utensilien erwähnen. Die Giljaken bedienen sich gegenwärtig zum Nähen und Sticken durchweg und ausschliesslich der Stahlnadeln, die sie auf dem Continent von den Chinesen, resp. neuerdings von den Russen, und auf Sachalin von den Japanern beziehen[2]. Eigenartig ist der zum Aufbewahren der Nadeln dienende, von den Weibern am Gürtel getragene Behälter (gilj. *nugsis*, von *nug* die Nadel, s. Taf. XXIX, Fig. 2). Er besteht aus einer knöchernen Röhre, durch die ein mit zwei Stöpseln versehener Riemen läuft, in welchen die Nadeln gesteckt werden: während der untere Stöpsel fest an den Riemen geknüpft ist, lässt sich der obere längs demselben fortschieben; hat man den letzteren abgehoben und aufwärts geschoben, so lässt sich am unteren Stöpsel der Riemen mit den in demselben steckenden Nadeln aus der Röhre herausziehen. Diese sinnreiche Construction der Nadeldose findet man auch bei den **Eskimo**: **Dall** sah sie nämlich bei den **Innuit** am Norton-Sunde[1]). Und von den **Giljaken** haben sie alle ihre tungusischen Nachbarn, die **Oroken**[2]), **Oltscha**[3]) und **Negda** entlehnt. Bei den letzteren beobachtete sie **Middendorff**, und die von ihm gelieferte Abbildung[4]) lässt sogar genau dieselben Verzierungen auf der Knochenröhre erkennen, wie sie auch unsere giljakischen Exemplare tragen. Doch kann ich seiner Ansicht, dass diese Figuren sich den auf den Südsee-Inseln herrschenden nähern und als Ausläufer der dort beliebten Todtenkopfform zu betrachten sind, welche mit dem Kannibalismus und den Trophäen von menschlichen Schädeln in Zusammenhang steht, nicht beistimmen. Aehnliche, ganz rohe und primitive Darstellungen eines Menschenantlitzes durch ein paar Kreise mit einem Punkt in der Mitte, einen senkrechten Strich zwischen, einen wagerechten unter denselben, als Augen, Nase, Mund, finden sich nicht selten auf den Utensilien der **Giljaken** und verdanken, glaube ich, ihre Entstehung der Vorstellung, dass durch Anbringung derselben auf einem Gegenstande der Einfluss eines betreffenden bösen Geistes beseitigt und der Gebrauch des Utensils von Erfolg begleitet sein werde, — einer Vorstellung, auf die ich an einem anderen Orte noch zu sprechen kommen werde.

---

[1] S. oben, p. 71.

[2] Steller's Angabe, dass die Kamtschadalen die Stahlnadeln von den Japanern erhalten hätten, und die daran geknüpfte falsche Erklärung ihrer Bezeichnung für die letzteren sind oben (p. 192 ff.) ausführlich besprochen worden.

Je nach dem verschiedenen Stoff der Kleidungsstücke ist auch das Garn, mit dem sie genäht werden, ein verschiedenes. Fischhautröcke z. B. und Birkenrindenhüte werden mit Fischhautgarn, d. h. feinen, aus Fischhaut geschnittenen Fäden genäht, welche die **Giljaken** *mydisk* nennen und je nach der Fischart, von welcher sie entnommen, als *pilengat-mydisk*, *mimk-myd.*, *kych-myd.* u. s. w. unterscheiden[5]), Pelze und ähnliche Kleidungsstücke mit dem Zwirn (gilj. *kuba*), welchen die **Giljaken** aus der gewöhnlichen Brennnessel zu bereiten wissen, und der auch zur Anfertigung von Schnüren und Fischernetzen dient[6]). Die aus Kattun oder Tuch bestehenden Kleidungsstücke werden mit chinesischem Baumwollengarn genäht, und zu den mannigfachen Steppereien und Stickereien gebrauchen die **Giljaken**, je nach der Feinheit und beabsichtigten Eleganz der Arbeit, bald dies letztere, bald das ebenfalls von den Chinesen bezogene Seidengarn. Niemals habe ich die giljakischen Weiber bei ihren Näh- oder Stickarbeiten eine Schere brauchen sehen, obgleich sie dieselbe dank den Chinesen kennen und für sie auch eine besondere Bezeichnung (*chasa*) haben; stets bedienen sie sich dabei nur eines Messers. Zum Glätten des Zeuges dient ihnen ein an einem Ende abgeschrägtes und geglättetes Hölzchen (*pans*), das natürlich auf der Oberseite und am Griff, wie an der Spitze auch mit einigen Verzierungen versehen ist (Taf. XXIX, Fig. 3).

---

[1]) **Dall**, Alaska and its resources, Boston 1870, p. 142, nebst Holzschnitt.

[2]) Durch Hrn. **Poljakof** erhielt unser Museum mehrere orokische, mit den giljakischen vollkommen übereinstimmende Stücke der Art.

[3]) **Маакъ**, Путеш. на Амуръ. Атл., табл. 4, ф. 9.

[4]) Reise in den äuss. *Norden und Osten Sibir.*, Bd. IV, p. 1529.

[5]) *Pilengat* ist *Cyprinus Carpio* L., *Mimk* — *Hypophthalmichthys Dybowskii* **Herz.**; auf welche Fischart der Name *kych* sich bezieht, ist mir unbekannt geblieben.

[6]) Wie es auch von den sibirischen Völkern, den alten **Kamtschadalen** (**Steller**, l. c., p. 83; **Krascheninnikof**, l. c., Bd. I, p. 322) u. a. Völkern bekannt ist. Von der giljakischen Art der Bereitung von Zwirn und Schnüren aus den Nesselfasern wird in einem späteren, über den Fischfang handelnden Abschnitt dieses Werkes die Rede sein.

Sehr auffällig auf den ersten Blick ist die Thatsache, dass die in Handarbeiten und Verrichtungen aller Art so geschickten Giljaken, trotzdem, dass sie aus den Fasern einer bei ihnen einheimischen Pflanze Garn zu gewinnen und aus demselben Schnüre und Fischnetze zu bereiten wissen, dies Material doch keineswegs auch zur Anfertigung eines Kleidungsstoffes zu verwenden verstehen, mit anderen Worten, dass ihnen die Webekunst so ganz und gar unbekannt zu sein scheint. Das muss um so mehr auffallen, als ihre nächsten paläasiatischen Nachbarn, die Aino auf Jesso, Sachalin und den Kurilen, in Stoffen gekleidet gehen, welche sie zum Theil selbst aus den Fasern der Nessel und dem Bast von Bäumen weben[1]), und man diese Kunst, und zwar ebenfalls mit Benutzung der Nesselfasern, auch bei vielen sibirischen Völkern, wie z. B. den Ostjaken, Kirgisen, Baschkiren, Wogulen am Ural u. a., als altbekannt antraf[2]). Zudem wird in China, von wo so mancher Cultureinfluss auf die Giljaken u. a. Amur-Völker ausgegangen ist, eine Nesselart (*Urtica nivea*) sogar auf Feldern gebaut, um zu Geweben verwendet zu werden[3]). Ich vermuthe daher, dass gleich den Aino ehemals auch die Giljaken sich rohe Kleidungsstoffe aus den Fasern der Nessel zu bereiten verstanden, und ein altes, aus Schnüren und dazwischen eingelassenen Fischbeinfasern geflochtenes Stück, eine Art Panzerhemd (Taf. XLIV, Fig. 1), das ich von ihnen im Dorfe Ssabach acquirirte, und von welchem später die Rede sein wird, bestärkt mich in dieser Vermuthung. Während aber die Aino, durch den Druck und die Ausbeutung seitens der Japaner in Handel und Wandel zurückgehalten und geschädigt, aus Noth und Armuth vielfach bei ihren eigengefertigten rohen Kleidungsstücken verblieben, wussten die unabhängig gestellten Giljaken im Verkehr mit den Chinesen sehr bald auch deren feinere Kleidungsstoffe durch Tauschhandel sich zu eigen zu machen, und da es ihnen, zumal bei dem Reichthum ihres Landes an schätzbarem Pelzwerk, an Material für einen solchen Handel nicht fehlen konnte, so gaben sie natürlich die mühsamere Verfertigung eigener und doch nur roher und schlechter Gewebe gänzlich auf.

---

[1]) Müller, Samml. Russ. Gesch., Bd. III, p. 86, 87, 91. La Pérouse, Voyage aut. du monde, T. III, p. 39. Broughton, A Voyage of discov. to the North Pacific Ocean, p. 88, 105. Krusenstern, Reise um die Welt, Bd. II, p. 70. Mamia Rinsô, Tô-tats ki ko (Siebold, Nippon, VII, p. 182, 188, 199, 200). Siebold, Aardr.-en volkenkund. toelicht., 1858, p. 111, Anm. 1. Fr. Schmidt, Reisen im Amur-Lande und auf der Insel Sachalin (Mém. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb., VII Sér., T. XII, № 2, 1868, p. 99, 210 ff.). Добротворскій, Южная часть остр. Сахалина (Извѣстія Сибирск. Отд. Русск. Геогр. Общ., Т. I, 1870, № 2 и 3, стр. 27). Полонскій, Курилы (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., по Отд. Этногр., Т. IV, 1871, стр. 379, 390, 392, 500). Н. Буссе, Остр. Сахалинъ и Экспед. 1853 и 54 гг., С. Петерб. 1872, стр. 70. Мицуль, Очеркъ остр. Сахалина, С. Петерб. 1873, стр. 31, 132. Neuerdings hat Dr. Ssuprunenko unserem Museum mehrere von den Aino auf Sachalin aus Ulmenbast gewebte Kleidungsstücke zugestellt.

[2]) Witsen, Noord en Oost-Tartarye, Tweede Druk, 1705, p. 630, 632. J. B. Müller, Leben und Gewohnheiten der Ostjaken, Berlin 1720, p. 30. Castren, Reiseber. und Briefe aus den J. 1845—49, St. Petersb. 1856, p. 35. Белявскій, Поѣздка къ Ледовит. морю, Москва 1833, стр. 73, 77. Абрамовъ, Опис. Березовск. края (Зап. Русск. Геогр. Общ., Ч. XII, 1857, стр. 406). Archimandrite Platon, Sur les Vogouls (Klaproth, Magasin Asiat., Paris, T. I, 1824, p. 231).

[3]) Barrow, Reise durch China im Gefolge der Grossbrit. Gesandtsch. in den J. 1793 und 1794, aus d. Engl. übersetzt von Hüttner, Wien 1805, Bd. I, p. 88. Bazin, Chine moderne, ou descr. hist., géogr. et littér. de ce vaste Emp., 2e Partie, Paris 1853 (L'Univers), p. 610. Huc, L'Emp. Chinois, Paris 1854, T. I, p. 317. Itier, Journ. d'un voyage en Chine en 1843—1846, Paris 1848, T. III, p. 309. Letzterer hat die *Urtica nivea* zugleich mit anderen, ähnlichen Pflanzen in Frankreich zu acclimatisiren gesucht und giebt ihr darin den Vorzug vor allen, dass sie der geringsten Pflege bedarf. Nach Richthofen (Zeitschr. der Berl. Gesellsch. für Erdkunde, Bd. V, p. 221) haben auch die Koreaner Kleidungsstoffe, welche, nach ihrem Glanz zu urtheilen, aus der Faser einer nesselartigen Pflanze gewebt zu sein scheinen.

Dieselbe Kleidung wie die Giljaken haben im Allgemeinen auch alle übrigen Völker des unteren Amur-Landes. Doch machen sich bei ihnen, nach Maassgabe als die Naturverhältnisse des Landes, die Existenzquellen und Hauptbeschäftigungen des Volkes sich ändern, auch mehr oder minder ansehnliche Differenzen und Besonderheiten geltend, indem andere Kleidungsstoffe mehr und mehr die Oberhand gewinnen, manches, den veränderten Bedürfnissen nicht mehr entsprechende Kleidungsstück abgeändert wird oder verschwindet und dagegen manches neue auftritt, u. s. w.

Die meiste und in der That so gut wie vollkommene Uebereinstimmung in ihrer Kleidung mit den Giljaken zeigen deren nächste Nachbarn am Amur-Strome, die Oltscha, die unter denselben physischen Bedingungen und in gleicher Weise wie jene hauptsächlich vom Fischfang und in der Bai de Castries auch vom Robbenschlag leben und eben so wie die Giljaken zum winterlichen Verkehr und Handel mit den Nachbarvölkern als einziges Hausthier zahlreiche Hunde halten. In dem langen Neben- und zum Theil Durcheinanderleben mit den Giljaken haben sich die Oltscha unter Anderem auch die Kleidung dieser letzteren vollständig angeeignet, und jedes der oben beschriebenen Kleidungsstücke, selbst die so eigenthümliche giljakische Luchsmütze nicht ausgenommen, so wie der zur Anfertigung derselben üblichen Utensilien findet sich ganz ebenso bei den Oltscha wieder und hat seine oltscha-tungusische Bezeichnung. Dennoch stösst man unter den Oltscha, namentlich im oberen Theile ihres Verbreitungsgebietes, näher zur Samagirn- und Golde-Grenze, bisweilen auch auf ein den Giljaken fremdartiges, von den letztgenannten Völkern herübergekommenes Kleidungsstück, wie einen hirsch- oder elennthierledernen Rock, eine Boa, die statt aus Eichhörnchenschwänzen aus Moschusthierfell gemacht ist, u. drgl. m.

Ganz ebenso verhält es sich mit der Kleidung der Negda am Amgunj. Als Middendorff, von den Tugur-Tungusen kommend, dieselben besuchte, machte, trotz ihrer nur dialektisch vom Sibirisch-Tungusischen verschiedenen Sprache, Alles auf ihn den Eindruck, «als sei er unter eine neue Völkerschaft gerathen»: die Form und der Zuschnitt der einzelnen Kleidungsstücke, die auf denselben gestickten Muster und Figuren, der angehängte metallische Zierrath, die zur Herstellung der Kleider üblichen Utensilien und sonstiges kleines Handgeräth, Alles verrieth sich «als Ausfluss eines anderen Modecentrums»[1]. Middendorff erkannte auch ganz richtig, dass dieses Centrum bei den Giljaken am Amur zu suchen sei und unter dem diesen Strom abwärts sich verbreitenden Einflusse der Chinesen sich gebildet habe. In der That sind die in seinem Reisewerk mitgetheilten Abbildungen von Negda- oder «Nigidaler»-Kleidungsstücken und Utensilien, wie ich von einzelnen derselben oben schon erwähnt habe, der Art, als wären sie nach giljakischen Gegenständen gefertigt. Gleichwie in der Kleidung der Oltscha, spricht sich endlich auch in derjenigen der Negda die im Vergleich mit den Giljaken grössere Entfernung ihres Wohngebietes von der Meeresküste darin aus, dass sie statt der bei den letzteren üblichen Seehundsfellröcke welche aus Elennshaut tragen[1]).

---

[1] Middendorff, Reise etc., Bd. IV, p. 1528 ff.

Anders als mit den Amur-Oltscha, welche sich in ihrer Lebensweise, Haltung und Kleidung ganz mit den Giljaken assimilirt haben, verhält es sich mit den nach Sachalin hinübergewanderten Oltscha — den **Oroken.** Diese sind Rennthiernomaden geblieben und haben daher auch in ihrer Kleidung eine wesentliche Differenz conservirt, indem ihnen die Rennthiere auch den Hauptkleidungsstoff liefern. Die Oroken, denen ich auf ihrer winterlichen Wanderung durch das Tymy-Thal und bei Nyi an der Ostküste Sachalin's begegnete, waren ganz in Rennthierfell gekleidet, indem Pelze, Mützen und Stiefel aus demselben bestanden. Die ersteren waren von demselben Schnitt wie die Hundsfellpelze der Giljaken, ohne Kapuze auf dem Rücken, die Stiefel dagegen hatten nicht die oben erwähnte, an die Chinesen erinnernde Form der giljakischen, sondern sahen mehr gleichmässig breit und plumper aus, und die Mützen zeichneten sich von den giljakischen dadurch aus, dass sie stets mit einem Augenschirm versehen waren, der aus einem bisweilen mit Stickereien geschmückten Zeugstück bestand. Letzterer mag ihnen von Nöthen sein, um bei ihrer anhaltenden Wanderung, zumal durch Gebirgsstriche und Gegenden, die minder bewaldet und reicher an dem für ihre Rennthiere nothwendigen Moose sind, dem Auge einen Schutz gegen die Schneeblendung zu gewähren. Ueber dem Pelze trugen die Oroken die bei den Giljaken übliche kurze Rundschürze aus Seehundsfell (*kossjkha*). Die Oroken-Weiber, die ich ebenfalls auf der Wanderung in Begleitung ihrer Männer sah, hatten mit blauem Oberzeuge versehene und von breiten, mit Metall ausgelegten Gürteln zusammengehaltene Pelze an und Mützen, die den gewöhnlichen Wintermützen (*tulv-hak*) der Giljakinnen ganz ähnlich aussahen.

Ausser Rennthierfellen bilden, wie schon Mamia Rinsô berichtete[2]), Seehundsfelle und Fischhäute die Hauptkleidungsstoffe der Oroken, entsprechend ihrer Beschäftigung im Sommer und Herbst mit Robbenschlag und Fischfang an der Ostküste Sachalin's und besonders an der Mündung des fischreichen Tymy-Flusses; daneben endlich auch chinesische Baumwollenzeuge, die sie durch Vermittelung der Giljaken erhalten. Aus letzterer Quelle beziehen sie auch die zur Verzierung der Weiberröcke üblichen chinesischen Kupfermünzen und Plättchen[3]), sowie überhaupt alle Luxusartikel. Kein Wunder daher, wenn die Oroken, von jener oben besprochenen Rennthierfellkleidung abgesehen, im Uebrigen, was den Stoff und Zuschnitt der einzelnen Kleidungsstücke, die Stickereien und sonstigen Verzierungen auf denselben betrifft, ganz vom giljakischen Brauch und Geschmack beherrscht werden, ja sich auch genau derselben Utensilien sowohl bei den Näh-, wie bei anderen Handarbeiten und Verrichtungen bedienen. So

---

1) Middendorff, l. c., p. 1531.

3) Tô-tats ki ko, in Siebold's Nippon, VII, p. 190.

2) Mamia Rinsô, l. c.

zeigt der in **Siebold's Nippon**[1]) dargestellte orokische Fischhautrock ganz ähnliche Stickereien (Fig. 1a—1d), wie wir sie oben bei den **Giljaken** kennen gelernt haben, und ebenda (Fig. 10) ist auch eine genau ebenso wie das originelle giljakische *Mlo* geformte orokische Feuerzeugdose abgebildet. Ebenso lassen sich die Utensilien, welche ich von den **Oroken** bei meiner flüchtigen Begegnung mit ihnen im Tymy-Thale acquirirte (Nadeldose, knöcherne Stocher u. drgl.), oder die uns **Poljakof** von seinem längeren Aufenthalte unter ihnen heimbrachte (Bohrer und andere Instrumente, von denen später die Rede sein wird), weder ihrer Form, noch ihren Verzierungen nach von giljakischen Stücken derselben Art unterscheiden.

Zwar kommen die **Oroken** ausser mit **Giljaken** am Golf der Geduld auch in vielfache Berührung mit den **Aino**, und könnte man daher an ihrer Kleidung und sonstigen Haltung auch manche Ausflüsse eines anderen, in Japan liegenden Modecentrums zu finden erwarten, allein solche machen sich bei ihnen, so viel mir bekannt, keineswegs geltend, offenbar weil die gedrückten und vielfach verarmten und verkommenen **Aino** nicht den Einfluss, wie die freien, verhältnissmässig wohlhabenden, rührigen und kräftigen, in beständigen Handelsverbindungen mit den Chinesen stehenden **Giljaken** auszuüben im Stande sind.

Mit den **Aino** bin ich selbst zu wenig in Berührung gekommen, um zu dem, was von verschiedenen Seiten über ihre Kleidung bekannt gemacht worden, etwas Neues hinzufügen zu können. Es sei daher nur bemerkt, dass wenn ihre Kleidungsstoffe auch vielfach dieselben wie diejenigen ihrer Nachbarn auf Sachalin, der **Giljaken**, sind, namentlich Hunds- und Seehundsfelle, Fischhäute, auch durch die **Giljaken** ihnen zugebrachte chinesische Baumwollenzeuge, an dem Schnitt ihrer Kleidung doch sofort zu erkennen ist, dass sie unter der Herrschaft eines anderen und zwar des japanischen Modecentrums stehen. Hauptsächlich besteht nämlich die Kleidung der **Aino** aus zwei oder mehreren, über einander getragenen Schlafröcken, deren äusserster bisweilen aus dem oben erwähnten, von ihnen selbst aus Nesseln oder Baumbast gemachten Gewebe, oder im Winter aus Hundsfellen besteht. Hosen sind nicht immer im Gebrauch, eine Kopfbekleidung giebt es im Sommer in der Regel auch nicht, oder es dient dazu ein flachkonischer Strohut von japanischer Form. An den Füssen tragen die **Aino** Seehunds- oder Fischhautstiefel mit Schäften aus demselben Material oder aus Hundsfell, und auf Fusstouren aus Stroh oder Gras geflochtene Schuhe und bei kothigem Erdboden in den Dörfern auch Holzschuhe, wie sie weder bei den **Giljaken**, noch bei irgend einem anderen der Amur-Völker im Gebrauch sind[2]).

Kehren wir wieder aufs Festland, zu den am Amur und seinen Zuflüssen wohnenden Völkern zurück. Dass die einzelnen unter den **Oltscha** am Amur oder am Udyl-See in nächster Nähe und beständiger Verbindung mit ihnen lebenden **Samagirn** dieselbe Kleidung wie jene haben, versteht sich von selbst. Am Gorin jedoch, wo sie isolirter, in compakterer Masse und unter wesentlich anderen Bedingungen leben, zeigt auch ihre Kleidung nicht unerhebliche Verschiedenheiten.

---

1) Abth. VII, Tab. XXI, Fig. 1.

2) **Krusenstern**, Reise um die Welt, Bd. II, p. 78 ff. **Busse**, l. c., p. 70. **Dobrotworskij**, l. c., p. 27, 28 u. A.

Statt des Fischfangs spielt hier, in der ausgedehnten Waldwildniss, die Jagd die Hauptrolle und liefert dem Menschen die vornehmsten Mittel zur Nahrung und Kleidung. Gleich bei meiner Ankunft, im März 1855, in Ngagha, dem Hauptorte der Samagirn am Gorin, fiel mir die von den Oltscha und Giljaken abweichende Kleidung derselben auf: statt der Hundspelze und Seehundsröcke, war Alles in Röcke von Elenns- oder Hirschleder gekleidet, ja auch die Weiber hatten an Stelle der Fischhautröcke solche lederne Röcke an, meist mit grün gefärbten Hals- und Schulterstücken, die dem Rock, so lange er noch neu und weiss ist, ein hübsches und elegantes Ansehen verleihen. Darüber wird bei vollem Winteranzuge ein Pelz aus Reh-, Rennthier- oder Moschusthierfell getragen, den man bei den Giljaken niemals und bei den Oltscha nur sehr selten und ausnahmsweise sieht[1]. Wie das Material, so ist auch der Schnitt der Kleidung bei den Samagirn, ihrer Lebensweise entsprechend, von dem der Amur-Anwohner vielfach verschieden. Dem auf Schneeschuhen durch dichtes Unterholz und Gebüsch umherstreifenden Jäger ist ein kurzer Pelz- oder Lederrock mit knapp anschliessenden, gegen die Hand hin sich verengenden Aermeln erforderlich. Die füllige Pelzmütze wird zu einer den Kopf knapp umschliessenden Fellhaube. Die Beine dürfen an der Bewegung nicht gehindert sein, und so gute Dienste der steife Schurzrock aus Seehundsfell, die giljakische *Kossjkha*, dem meist auf seiner hundebespannten Narte hingleitenden Giljaken und Oltscha leistet, so nutzlos, ja hinderlich wäre sie dem auf eigenes, leichtes Fortschreiten durch das Waldesdickicht angewiesenen Jäger. Während man daher die Giljaken und Oltscha im Winter fast nie ohne diesen Schurzrock sieht, ist er mir bei den Samagirn am Gorin keinmal begegnet, womit allerdings nicht gesagt ist, dass sie ihn auf längeren Fahrten, zu den Golde, Oltscha oder chinesischen Händlern am Amur, nicht auch gebrauchen sollten.

So auffallend die in Folge anderer Lebensweise von den Oltscha verschiedene Kleidung der Samagirn am Gorin ist, so wenig merklich ist ein Unterschied in der Kleidung, wenn man von den Oltscha den Amur aufwärts zu den Golde gelangt. Sieht man von ihrer später zu besprechenden Haartracht ab, so glaubt man sich unter demselben Volke zu befinden. Namentlich ist auch bei den Golde, ja vielleicht noch mehr als bei den Oltscha, die Fischhautkleidung bei Weibern und Kindern allgemein im Gebrauch. Dabei sind die Golde-Weiber besonders geschickt, die Fischhäute fein und sauber zu bereiten und die Röcke mit mannigfaltigen und buntfarbigen Stickereien genau von dem oben besprochenen Charakter der Formen und Figuren zu versehen. Die Kinder aber und namentlich die Knaben sieht man im Sommer in der Regel in ganz kunstlosen, hie und da zerrissenen oder geflickten kurzen Fischhautröcken gehen (Taf. XXX). Diese Bedeutung, als Hauptkleidungsstoff, behalten die Fischhäute (stets von *Salmo lagocephalus*) im ganzen Golde-Gebiet am Amur wie am Ussuri, und erst oberhalb der Sungari-Mündung, wo an den Ausläufern des Bureja-Gebirges die von der Jagd lebenden Biraren auftreten, verschwinden dieselben und machen dem Leder der Jagdthiere Platz. Somit sind die Golde das erste in Fischhäute gekleidete Volk, welchem die Chinesen, aus dem Sungari-Lande nord- und ostwärts vordringend, am Amur wie am Ussuri begegneten, und ohne Zweifel sind sie zunächst und hauptsächlich unter dem Volke zu verstehen, das die Chinesen mit dem Namen «*Jupi-tatse*», d. h. Fischhautbarbaren, bezeichneten, und dessen auch die von der Pekinger Regierung nach dem unteren Amur-Lande abgesandten Jesuiten-Missionäre im vorigen Jahrhundert unter diesem Namen erwähnen[1]). Erst bei grösserer Entfernung von den Oltscha den Amur aufwärts tritt Einem der Unterschied in der Gesammterscheinung und Haltung der Kleidung der Golde im Vergleich mit den Oltscha mehr und mehr entgegen. Die grosse, stromaufwärts stets wachsende Entfernung vom Meere setzt das Seehundsfell mehr und mehr ausser Gebrauch[2]): die bei den Oltscha noch ganz allgemeine giljakische *Kossjkha* verschwindet bei den Golde, und die geringere Anzahl von Hunden in ihren Haushaltungen macht auch den Hundsfellpelz weniger allgemein. Dagegen sieht man aber bei ihnen mehr und mehr andere Pelzwerke auftreten, die ihnen theils die eigene Jagd, theils der Verkehr mit ihren jagdtreibenden Nachbarn an den Nebenflüssen des Amur und Ussuri, den Samagirn, Kile am Kur und Orotschen, zahlreich und billig liefern, wie Edelhirsch, Reh, Moschusthier, *Canis procyonoides* u. drgl. Zugleich macht sich je weiter stromaufwärts, um so mehr auch der unmittelbare Einfluss der Chinesen auf die Kleidung der Eingeborenen geltend, indem schlechtweg chinesische Kleidungsstücke in Gebrauch kommen. So habe ich bei den Golde mitunter schwarze chinesiche Schafspelze mit einem Kattunüberzuge angetroffen; mit dem Geong-Gebirge, bei den oberen Golde hört auch der Gebrauch der oben beschriebenen Birkenrindenhüte auf, und werden dagegen breitkrämpige chinesische Strohhüte und mehr noch von eben daher stammende schwarze oder graue Filzhüte (s. Taf. XXX) allgemein gebräuchlich u. s. w. Ueberhaupt wird auch der Zuschnitt der einzelnen Stücke mehr und mehr rein chinesisch, und der auf der letzteren Tafel abgebildete Golde z. B. unterscheidet sich in seiner Kleidung durch nichts von einem chinesischen Arbeiter oder einem daurischen Holzflösser, wie sie mir am oberen Amur häufig begegnet sind. Auch Nadarof[3]) hebt bei Beschreibung der Kleidung der am Ussuri und seinen rechten Zuflüssen lebenden Golde und Orotschen hervor, dass dieselbe sowohl im Ganzen, wie in jedem einzelnen Stück von chinesischem Zuschnitt ist. Endlich lässt sich in der Kleidung der Golde im Vergleich mit derjenigen ihrer nördlichen Nachbarn am Amur-Strome, der Oltscha und zumal der Giljaken, im Allgemeinen auch der Unterschied wahrnehmen, dass sie, in Folge der unmittelbaren Bedrückung und Ausbeutung dieses Volkes durch die Mandshu und Chinesen, in der Regel dürftiger, ärmlicher und vernachlässigter als bei jenen ist.

---

[1] Ein Pelz aus Moschusthierfellen ist mir auch unter den Oltscha nicht begegnet.

Letzteres ist in noch höherem Grade bei den **Orotschen** der Fall, namentlich im südlichen Theile ihres Verbreitungsgebietes, zwischen dem Ussuri und der Meeresküste, wo sie mit Chinesen untermischt leben. Im nördlichen Theile hingegen, wohin die Chinesen nicht hinkommen, und wo die Orotschen mit ihnen nur durch Vermittelung der Golde und Oltscha im Verkehr stehen, schwindet auch der chinesische Einfluss mehr und mehr. In der Bai Hadshi z. B. schienen sie mir in der Kleidung von ihren stammverwandten Nachbarn am Amur nicht wesentlich zu differiren, nur mögen sie als eifrige Jäger verschiedene Thierfelle und als Küstenbewohner auch das Seehundsfell in grösserem Maasse gebrauchen, wie denn die Fuss- und Beinbekleidung bei ihnen fast durchweg aus letzterem bestand.

---

[1]) Vrgl. Du Halde, Descr. de l'Empire de la Chine et de la Tartarie Chinoise, T. IV, p. 10 ff. Grosier, Descr. génér. de la Chine, T. I, p. 142 ff.

[2]) Die äusserste Grenze, bis zu welcher Seehunde den Amur aufwärts steigen, liegt auch noch im Oltscha-Gebiet (bei Tyrr, s. meine Reis. und Forsch. im Amur-Lande, Bd. I, p. 180), noch ein gutes Stück nördlich von der Golde-Grenze.

[3]) L. c., p. 67 und 77.

Ueber die Kleidung der oberen Amur-Völker kann ich füglich hinweg gehen, da ich selbst mit ihnen nur in flüchtige Berührung, während meiner Reise im Sommer 1856 den Amur aufwärts, gekommen bin. Es genüge daher die Bemerkung, dass im gesammten mandshu-chinesisch-daurischen Culturstücke des Amur-Stromes, zwischen dem Bureja-Gebirge und der Dseja-Mündung, mögen die Dörfer nun von Mandshu, Chinesen oder Dauren bewohnt sein, allenthalben ganz und gar dieselbe, chinesische Art und Weise der Kleidung herrscht. Dies ist auch bei den gleich oberhalb des Bureja-Gebirges am Amur sesshaften Biraren der Fall, die gleich jenen von Feld- und Gartenbau leben und sich auch in der Kleidung von ihren nächsten Nachbarn, den Dauren, nicht unterscheiden lassen. Anders verhält es sich mit den Nomadenvölkern des oberen Amur-Landes, den von der Jagd lebenden umherstreifenden **Biraren, Manjägirn** und **Orotschonen.** Hier schwindet nach Maassgabe der Entfernung von jenem Culturtheil des Amur-Stromes auch der chinesische Einfluss mehr und mehr; die Kleidung gewinnt nach Stoff, Zuschnitt und Verzierungen den allgemeinen sibirisch-tungusischen Charakter, und daneben macht sich von Norden her jakutischer und durch Vermittelung der den Nomaden als Händler nachgehenden Jakuten auch russischer Einfluss geltend. Dem letzteren unterliegen ganz besonders die den Russen in Transbaikalien zunächst wohnenden und auch nach dem Nertschinsker Traktat faktisch unter russischer Botmässigkeit verbliebenen Orotschonen[1]). Darin, sowie in dem Umstande, dass die Orotschonen Rennthiernomaden sind, und dass demzufolge das Rennthierfell und Leder in ihrem Haushalt eine hervorragende Rolle spielt, dürfte denn auch der Hauptunterschied in ihrer Kleidung gegenüber derjenigen ihrer zur chinesisch-daurischen Welt gravitirenden Nachbarn, der Manjägirn und Biraren, liegen[2]).

Wie aus den obigen Schilderungen zu ersehen ist, bietet die Kleidung der Amur-Völker zwar manches Prägnante und Originelle dar, aber keineswegs solche durchgehende Besonderheiten und Verschiedenheiten bei den einzelnen Stämmen, dass man nach derselben sofort die

---

[1]) S. oben, p. 44—46, 79.

[2]) Ausführliche Beschreibungen der Kleidung der Manägirn und Orotschonen s. bei Maack (Путеш. на Амуръ, С. Петерб. 1859, стр. 60 и 71—73) und Gerstfeldt (О прибрежн. жит. Амура. — Вѣстн. Русск. Геогр. Общ., Ч. 20, 1857, Отд. Изслѣд. и Матер., стр. 294).

Zugehörigkeit einzelner Individuen zu diesem oder jenem Volke erkennen könnte. Die nach Abstammung und Sprache von allen übrigen Amur-Völkern grundverschiedenen Giljaken z. B. lassen sich in der Kleidung von ihren Nachbarn, den Oltscha, durchaus nicht unterscheiden, diese führen wieder unvermerkt zu den Golde hinüber u. s. w. Gleiche klimatische Verhältnisse, gleiche Nahrungs- und Existenzbedingungen, gleiche Lebensweise, gleiche Cultureinflüsse und ein beständiger, wechselseitiger Verkehr haben im Laufe der Zeit auch auf die Kleidung dieser Völker ausgleichend gewirkt und die früher vermuthlich vorhandenen Differenzen theils gemildert, theils gänzlich verwischt.

Nicht so verhält es sich mit einem anderen Moment ihrer äusseren Haltung, der Haartracht. In dieser haben sich ganz im Gegentheil aus der Gleichförmigkeit, die höchst wahrscheinlich ehemals geherrscht, im Laufe der Zeit, in Folge gewisser politischer Vorgänge, Differenzen herausgebildet, die heutzutage zum Theil sogar ganz nahe stammverwandte Völker des Amur-Landes von einander trennen und die Zugehörigkeit einzelner Individuen zu dem einen, oder dem anderen derselben sogleich erkennen lassen.

Die **Giljaken** tragen langes, in der Mitte gescheiteltes und bei den Männern in einen, bei den Weibern in zwei über den Rücken hinabhängende Zöpfe geflochtenes Haupthaar. Ist es zum Flechten zu kurz oder zu spärlich, so hängt es auch wohl lose vom Kopf herab, was den betreffenden Individuen ein unordentliches und alten Weibern gar ein hexenartiges Ansehen verleiht. Ein üppiger Haarwuchs und langer Zopf werden als Schmuck erachtet, doch habe ich nicht gesehen, dass die Giljaken den Zopf, wie die Chinesen es thun, durch Einflechten von schwarzer Seide künstlich verlängerten. Kahlköpfigkeit hingegen unterliegt dem Spott. Kindern wird, um den Haarwuchs zu fördern, der Kopf von Zeit zu Zeit geschoren, wobei zuweilen, namentlich bei Knaben, irgendwo am Vorderkopf ein Büschel Haare ausgeschont, zusammengebunden oder geflochten und an der Spitze mit einer zur Stirn herabhängenden Perlenrosette versehen wird [1]). Erwachsene lassen jedoch ihr Haupt- oder Barthaar niemals scheren, ja es herrscht bei den Giljaken sogar der Glaube, dass wenn ein Erwachsener unter ihnen sich den Zopf abschneiden und das Haar scheren liesse, dieses ihm Krankheit und Tod zuziehen würde. Nach dem Tode darf aber der Zopf von den Anverwandten des oder der Verstorbenen abgeschnitten und aufbewahrt werden. So zeigte mir der Giljake Kimrkan in Kalm die Zöpfe, welche er seiner ersten Frau und seiner Tochter nach deren Tode abgelöst hatte, und die er in Birkenrinde eingewickelt in dem den Manen der Verstorbenen errichteten Häuschen, dem sogen. *Rakk*, von welchem später die Rede sein wird, sorgfältig aufbewahrte. In der Haltung des Haares sind die Giljaken ebenso unsauber wie in ihrer Kleidung. Daher sieht man sie oft, um dem lästigen Ungeziefer Einhalt zu thun, sich mit der flachen Hand auf den Kopf schlagen, oder auch im Kopf kratzen, was charakteristischerweise stets mit dem Daumen geschieht, während die übrigen

---

[1]) Aehnliches sah ich später bei den Dauren im Dorfe Chormoldin: den Knaben war das Haar rasirt und nur hie und da, ganz unsymmetrisch, bald auf dem Scheitel, bald auf einer Seite ein Haarbüschel stehen lassen worden, was ihnen ein sehr komisches Ansehen gab. Vermuthlich thun es auch die Chinesen.

Finger auf dem Kopfe ruhen. Ja, die **Giljaken** halten sogar das Vorhandensein von Ungeziefer im Haupthaar für ein Zeichen guter Gesundheit. So geschah es zur Zeit meines Aufenthalts im Nikolajef'schen Posten, dass ein giljakischer Knabe von einem Russen zur Erziehung in sein Haus genommen wurde, als aber der Vater nach einiger Zeit den Knaben besuchte und in seinem Haar das Ungeziefer vermisste, erklärte er sich besorgt über dessen Gesundheitszustand und nahm ihn wieder zurück. Dabei herrscht auch bei den **Giljaken**, wie bei so vielen Naturvölkern, die Unsitte, das Kopf-, wie das Kleiderungeziefer im Munde zu knacken. Mein ihnen gelegentlich ausgesprochener Ekel davor erschien ihnen lächerlich, und auf die Frage, warum sie es thäten, da es doch weder ein Nahrungs-, noch ein Genussmittel sein könne, erhielt ich zur Antwort, dass sie den Thierchen ebendamit vergelten, was diese an ihnen thun.

Ganz dieselbe Haartracht wie die **Giljaken** haben auch ihre nächsten Nachbarn, die **Negda**, die **Oltscha**, und deren Stammgenossen — die **Oroken** auf Sachalin[1]). Man darf vermuthen, dass auch die **Aino** ehemals diese oder eine ähnliche, mehr oder minder naturwüchsige Haartracht hatten, bis sie der Herrschaft der Japaner verfielen und unter deren Druck, zum Zeichen der Unterwerfung, ihre jetzige, der japanischen im Wesentlichen ähnliche Haartracht erhielten. Bekanntlich rasiren die Japaner das Haar auf dem Vorderkopf und Scheitel und lassen es auch am Hinterkopf nicht so lang wachsen wie die Chinesen, flechten es auch nicht in einen Zopf, sondern scheren es in einer gewissen Länge rundum und fassen es in einen Strähn, der, mit einem Bändchen zusammengebunden, auf dem Scheitel in der Richtung zur Stirne hin ruht. Mit Ausnahme nun dieses letzteren Punktes, der für ein Naturvolk allzugekünstelt und unbequem wäre und auch einer allzugrossen Sorgfalt und Pflege bedürfte[2]), machen es die **Aino** ihren Beherrschern nach. So berichtete schon der Pater **Hieronymus de Angelis** im Jahre 1622, dass die Eingeborenen von Jesso das Haar am Vorderkopf scheren, so dass die Schläfen kein Haar behalten, hinten aber so lang wie die Japaner (also ohne herabhängenden Zopf) tragen[3]), und **Vries** fügte hinzu, dass die dortigen Weiber es bald wie die Männer rundum scheren, bald lang wachsen lassen und wie die Japanerinnen aufstecken[4]). Nach **Broughton**[5]) tragen die Weiber das Haar, wenn auch rundum verschnitten, doch länger als die Männer. **Krascheninnikof**[6]) zufolge rasiren auch die **Aino** der Kurilischen Inseln das Haar von der Stirn bis auf den Scheitel, die Weiber aber schneiden es vorn nur ab, dass es nicht in die Augen falle. Dass auch die **Aino** von Südsachalin, Männer wie Weiber, die oben erwähnte Haartracht haben, kann man schon aus den oben (Taf. IV) mitgetheilten Photographien derselben sehen. Weiter nordwärts jedoch, wo die japanische Herrschaft aufhört, legen die Aino die ihnen von den Japanern aufgedrungene Haartracht ab und tragen das Haar ebenso wie die Giljaken, d. h. völlig ungeschoren und in einen zum Rücken hinabhängenden Zopf geflochten. Und zwar thun sie dies nicht etwa bloss in den Grenzorten, wo sie mit den Giljaken untermischt leben, wie in Ktheus (Ktausi), Porokotan (giljak. Pilja-wo) an der Westküste Sachalin's [1]), sondern auch an der Ostküste nördlich von Ussuro, bei Esturi u. s. w. [2]), wo es gar keine Giljaken giebt. Es ist eben nicht bloss eine Folge giljakischen Einflusses auf die Aino, wie in manchen Stücken ihrer Kleidung u. A., sondern ein Akt politischer Manifestation: zum Zeichen, dass sie sich von der Herrschaft der Japaner emancipirt haben und von derselben hinfort nichts wissen wollen, nehmen sie die Haartracht an, welche ihre vom japanischen Joch unberührt gebliebenen Nachbarn haben, und welche sie (wie ich vermuthe) — und vielleicht dürfte sich die Tradition davon unter ihnen erhalten haben — auch selbst hatten, bevor sie diesem Joch unterlagen. So gilt den Aino der im Nacken herabhängende Zopf als Zeichen der Freiheit und Unabhängigkeit von den Japanern. Uebrigens beschränkt sich der von diesen letzteren auf die Aino in Betreff der Haartracht ausgeübte Druck auf das Haupthaar, den Bart hingegen brauchen sie nicht zu scheren, und dieser ist bei ihnen bekanntlich von ausnehmender Stärke, wesshalb Manche von ihnen, wie schon die alten Jesuiten-Missionäre erzählen [3]), ein besonderes Stäbchen bei sich tragen, mit welchem sie beim Trinken den Schnurrbart in die Höhe heben, ein Instrument, dessen die übrigen, mit minder starkem oder mit schwachem Bartwuchs begabten Stämme Sachalin's und des Amur-Landes nicht bedürfen.

---

[1]) Von den **Oroken** bemerkte schon **Mamia Rinsô** (Tôtats-ki kô, in **Siebold's** Nippon VII, p. 189), dass sie ihr Haar nicht abschneiden, sondern über die Schultern herabhängen lassen, oder auch im Nacken gleich einem dicken Zopfe zusammengewunden tragen.

[2]) So z. B. bedienen sich die Japaner, um ihre Frisur beim Schlafen nicht in Unordnung zu bringen, an Stelle des Kopfkissens eines hölzernen Bänkchens, das mit einer der Kopfform entsprechenden Aushöhlung versehen ist.

[3]) **Witsen**, Noord en Oost Tartarye. Tweede Druk, Amsterdam 1705, II. Thl., p. 37. **Siebold**, Aardrijks- en volkenkund. toelicht., Amsterd. 1858, p. 94.

[4]) **Siebold**, l. c., p. 100.

[5]) A Voyage of discov. to the North Pacif. Ocean, London 1804, p. 103.

[6]) Опис. земли Камчатки (Полн. собр. учен. путеш. по Россіи, Т. II, стр. 256).

Aehnlich wie es den Aino mit ihrer Haartracht seitens der Japaner, ist es auf dem Festlande den von den Oltscha aufwärts am Amur und seinen Zuflüssen wohnenden Völkern von Seite der Chinesen ergangen. Die **Samagirn** am Gorin und die **Golde** unterscheiden sich von ihren stammverwandten Nachbarn, den Negda und den Oltscha, sehr scharf durch ihre Haartracht: auf dem ganzen Vorderkopf nämlich, von Schläfe zu Schläfe, wird das Haar rasirt oder kurz geschoren und das übrige in einen zum Rücken hinabhängenden Zopf geflochten (s. Taf. III). So allgemein ist bei ihnen diese Haartracht, dass man sie auch an den unter den Oltscha verstreut lebenden Golde findet. Bekanntlich ist dies aber auch die gegenwärtige Haartracht der Chinesen. In alten Zeiten jedoch rasirten auch die Chinesen das Haar auf dem Vorderkopf nicht, sondern liessen es allenthalben wachsen und behandelten es mit grosser Sorgfalt, indem sie es auf dem Scheitel sammelten, mit Hülfe eines Zeugstreifens oder Bandes zusammenknoteten, mit Golddraht verzierten u. s. w. Ja, zur Zeit der Han-Dynastie (179—155 v. Chr.) soll sogar eine Strafe für Verbrechen darin bestanden haben, dass dem Betreffenden das Haupthaar rasirt wurde[1]). Erst als die jetzt regierende Mandshu-Dynastie den chinesischen Thron bestieg, ordnete ein Regierungsedikt die jetzige Haartracht nach Mandshu-Art an, — eine Maassregel, die vielfach auf den heftigsten Widerstand stiess, Aufstände und Empörungen hervorrief und zum Theil nur mit Waffengewalt durchgeführt werden konnte[2]). Dieser Maassregel mussten sich nun auch die unter mandshu-chinesischer Herrschaft stehenden Völker des Amur-Landes fügen, soweit jene Herrschaft eine faktische war. Im unteren Amur-Lande zuvörderst die **Golde**, die am Sungari wie am Ussuri den Mandshu-Chinesen zunächst wohnen und in ihrem Gebiet eine Anzahl beständiger Sitze mandshu-chinesischer Beamten haben. Vielleicht fand die Mandshu-Art, das Haar zu tragen, bei den **Golde** auch um so leichter Aufnahme, als sie schon vor der Eroberung China's durch die Mandshu mit einem Stamme dieser letzteren, den **Djutscheren**, in naher Beziehung gestanden und zum Theil sogar durcheinander gewohnt hatten[3]). Jedenfalls ist sie gegenwärtig unter ihnen ganz eingebürgert. In der Gegend der Sungari-Mündung sah **Maack**[4]) auch die **Golde**-Weiber, trotz dem besonders conservativen Sinne, der ihr Geschlecht auszeichnet, das Haar nach Art der Mandshu-Weiber tragen, d. h. mit oder ohne Scheitel nach hinten gekämmt, in zwei Zöpfe geflochten und diese in einen flachen oder thurmförmigen Haufen gewunden, der durch lange, knöcherne oder silberne, an einem Ende geschnitzte oder mit einem Stein geschmückte Haarnadeln (goldisch *ssopcho*) zusammengehalten wurde. Ja, auch die Sitte der Chinesen, zum Zeichen der Trauer über den Tod eines nahen Anverwandten sich den Zopf abzuschneiden[5]), hat bei den **Golde** Eingang gefunden[6]). Hauptsächlich wohl durch Vermittelung der **Golde** hat dann die mandshu-chinesische Haartracht auch bei den **Samagirn** am Gorin Fuss gefasst, zumal da nahe der Mündung dieses Flusses in den Amur, in Zjanka, eine feste Niederlassung chinesischer Kaufleute und etwas oberhalb am Hauptstrom, in Mylki, auch ein ständiger Sitz mandshu-chinesischer Beamten sich befindet, von welchem aus die **Samagirn** stets an die chinesische Oberhoheit gemahnt werden konnten.

---

[1]) Fr. Schmidt, Histor. Ber. über den Verlauf der physik. Abtheil. der Exped. der Russ. Geogr. Gesellsch. (Beiträge zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. XXV, p. 68).

[2] Мицуль, Очеркъ остр. Сахалина, С. Петерб. 1873, стр. 129.

[3]) So z. B. der Pater Aloisius Froes in einem Brief vom Jahre 1568, s. Siebold, Aardr. en volkenkund. toelicht. etc., p. 93. Vrgl. auch Schmidt, Histor. Bericht etc., p. 93.

---

[1]) **Pauthier**, Chine moderne ou descript. hist., géogr. et littér. de ce vaste emp., II. partie, Paris 1843 (L'Univers), p. 231.

[2]) **Neuhof**, Die Gesandtsch. der Ost-Indisch. Gesellsch. in den verein. Niederland. an den Tartar. Cham u. nunmehr auch Sinisch. Kaiser etc., Amsterdam 1666, p. 123, 289, 403, 419, 422, 429. Vrgl. auch des Chinesen **Dionysius Kao**, Kurze Beschreib. des Kaiserreichs China, in der Beilage zu **Ysbrants Ides'** Driejaar. Reize naar China, Amsterdam 1704, p. 183. Zusätze zu des Joh. Bapt. **Du Halde** ausführl. Beschr. des Chines. Reiches u. der Gross. Tartarei, aus d. Französ. übers., Rostock 1756, p. 91, 101, 110, 157. **Grosier**, Descr. génér. de la Chine, Paris 1787, T. II, p. 290. **Pauthier et Bazin**, Chine mod. etc., I. Part., p. 416, 227, 429. **Davis**, La Chine, trad. de l'Angl., Paris 1837, T. I, p. 183. **Plath**, Die Völker der Mandshurey, Goettingen 1830, Bd. I, p. 270; Bd. II, p. 709. **Pallas** (Reise durch versch. Prov. des Russ. Reiches, Bd. III, p. 120) bemerkt auch von den Chinesen von Kjachta, dass sie selbst mit Unwillen bekennen, dass sie ihr Kopfhaar jetzt nach mandshurischer Art scheren. Wie an verschiedenen Orten China's, so hat das obige Edikt der chinesischen Regierung auch unter den schon zur Zeit des ersten Kaisers der Mandshu-Dynastie den Mandshu zinspflichtigen **Koreanern** eine Empörung hervorgerufen (**Plath**, l. c., Bd. I. p. 397). Und noch heutzutage rasiren die **Koreaner** ihr Haupthaar nicht, sondern sammeln es nach oben und flechten es in einen aufwärts gerichteten Zopf; die Weiber aber schlingen es um den Kopf und binden es zusammen (**Пржевальскій**, Путеш. въ Уссурійск. краѣ, С. Петерб. 1870, стр. 108). Auch das kleine, in der Provinz Kuei-tschou wohnhafte Bergvolk der **Miao-tseu** hat sich, seine Unabhängigkeit während, dem Edikt zu entziehen gewusst (**Davis**, l. c., T. I, p. 130, 188).

[3]) S. oben, p. 130. Leider ist uns über die Haartracht, welche die **Djutscheren** hatten, ehe sie an den Churcha versetzt wurden, nichts bekannt. Dass sie oder ihre Nachkommen jetzt die allgemeine mandshu-chinesiche Haartracht haben, unterliegt keinem Zweifel.

[4]) Путеш. на Амуръ, С. Петерб. 1859, стр. 141.

[5]) **Іакинѳъ**, Китай, его жит., нравы, обычаи, просвѣщ., С. Петерб. 1840, стр. 177. Desgleichen wird bei den Chinesen zum Zeichen der Trauer das Kopf- und Barthaar eine gewisse Zeit lang nicht rasirt (**Pauthier**, Chine mod. etc., II. Partie, p. 300).

[6]) So sah **Wenjukof** (Обозр. р. Уссури и земель къ вост. отъ нея до моря. — Вѣстн. Русск. Геогр. Общ., Ч. 25, 1859, Отд. Изслѣд. и Матер., стр. 199) am Ussuri einen **Golde**, der in dieser Weise nach seiner verstorbenen Mutter trauerte.

Die weiter nord- und stromabwärts wohnenden Völker hingegen, die **Oltscha**, **Negda** und **Giljaken**, unter denen es keine solchen Beamten giebt, und die nur nominell unter chinesischer Herrschaft stehen, haben sich jenem mandshu-chinesischen Regierungsedikt, wenn es überhaupt bis zu ihnen gedrungen, entzogen und ihre alte Haartracht beibehalten. Diese Völker sind es denn auch, welche die Chinesen schlechtweg mit dem Namen der Langhaarigen bezeichnen, — «*Tschang-Mao-tse*» nach **Venault**, im Gegensatz zu den «*Tuang-Mao-tse*» oder Tataren (Barbaren) mit rasirtem Kopfhaar, den **Golde** u. a.[1]). Wie den **Aino** der Zopf, so gilt daher diesen Völkern das unrasirte und ungeschorene Haupthaar als Zeichen der Freiheit. Daher denn auch die obenerwähnte, bis zum Aberglauben gesteigerte Abneigung der auf ihre Freiheit von den Mandshu-Chinesen besonders stolzen **Giljaken**, ihr Kopfhaar zu scheren, oder gar den aus der Gesammtheit desselben geflochtenen Zopf abzuschneiden.

Wie sehr die Verbreitung der mandshu-chinesischen Haartracht unter den Amur-Völkern von der Ausbreitung der faktischen, nicht bloss nominellen Herrschaft des himmlischen Reichs abhing, lässt sich auch an den **Orotschen** ersehen. Im äussersten Süden ihres Wohngebietes, wo sie, mit dem Namen **Ta-dse** bezeichnet, unter starkem Druck der zahlreichen, untermischt mit ihnen lebenden Chinesen (**Mandse**) stehen, tragen sie auch ihr Haar ganz ebenso wie diese letzteren, nur dass es auf dem Vorderkopf, wie übrigens sehr oft auch bei den **Golde** und **Samagirn**, aus Mangel an den erforderlichen Utensilien nicht rasirt, sondern nur ganz kurz geschoren ist[2]). Weiter nordwärts, wie in der Bai Olga oder am oberen Poor, wo die Zahl der Chinesen geringer ist und die **Orotschen** sich schon etwas freier bewegen können, findet man in ihrer Haartracht den Unterschied von jenen, dass sie den Vorderkopf zwar ebenso behandeln, das übrige Haar aber nicht in einen Zopf, sondern, Männer und Weiber gleich, in zwei Zöpfe flechten, die, hinter den Ohren laufend, nach vorn fallen, und deren Enden durch eine Perlenschnur mit einander verbunden werden. Diese Eigenthümlichkeit, dass die Männer auch zwei Zöpfe tragen, ist mir bei keinem der übrigen Amur-Völker begegnet[1]). Noch weiter nordwärts endlich, wo die Orotschen ganz unberührt von den Chinesen leben, wie in der Bai Hadshi, tragen sie das Haar, wie ich es selbst gesehen, ganz ebenso wie die Oltscha und Giljaken, d. h. vollkommen ungeschoren und die Männer in einen, die Weiber in zwei zum Rücken hinabhängende Zöpfe geflochten.

---

[1] **Venault**, Excursion dans les parties intérieures de la Mandchourie, 1850 (Nouv. Annales des voyages, T. XXX, 1852 (II), p. 203, 214). In der That lassen sich auch in den von **Venault** angeführten Dörfern der **Tschang-Mao-tse** «Akis», dem ersten, stromabwärts gegangen, «Pulos» und «Uktu» unschwer die **Oltscha**-Dörfer Adi, Pulo und Uchtr erkennen. Dass die ebenfalls zu den **Tschang-Mao-tse** gehörenden «**Kili-mi**», die durch Ermordung de la **Brunière's** Veranlassung zu **Venault's** Reise gegeben hatten, die **Giljaken** sind, ist oben (p. 103 und 490, Anm. 1) schon erwähnt worden. **Venault** bemerkt auch, dass die **Tschang-Mao-tse** sich in ihrer Physiognomie mehr dem europäischen Typus nähern als die **Tuang-Mao-tse**, was von den **Giljaken** und **Oltscha** den **Golde**, **Orotschen** u. a. gegenüber vollkommen richtig ist. (S. oben, p. 280, ff.).

[2] **Венюковъ**, Обозр. рѣки Уссури (Вѣстн. Русск. Геогр. Общ., Ч. 25, 1859, Отд. Изслѣд. и Матер., стр. 234). Его же, Путеш. по окраин. Русск. Азіи и Зап. о нихъ, С. Петерб. 1868, стр. 83.

Wie den meisten Völkern des unteren Amur-Landes, ist es auch denjenigen des oberen mit ihrer Haartracht ergangen: von den Chinesen unterjocht, mussten sie sich zum Zeichen ihrer Unterwerfung auch deren Haartracht gefallen lassen. Ja, während dort einige entfernter wohnende Stämme sich dem betreffenden Regierungsbefehl zu entziehen gewusst haben, mussten sich ihm im oberen Amur-Lande, in Folge der grösseren Anzahl und Concentration der Mandshu-Chinesen, alle Stämme, bis auf eine unbedeutende Ausnahme, fügen. Dass die gegenwärtig ganz nach Art der Chinesen wohnenden und sich kleidenden Dauren und sesshaften Biraren auch die Haartracht derselben sich ganz zu eigen gemacht haben, versteht sich von selbst. Dieselbe ist aber ferner auch auf die Nomadenstämme, auf die umherstreifenden **Biraren** und die **Manägirn** übertragen worden, und dass sie sich unter ihnen eingebürgert, dazu haben sicherlich zumeist die den Nomaden nachgehenden daurischen Kaufleute, so wie andererseits die alljährlich zur Tributserhebung und zur Revision der Grenzzeichen das Land durchziehenden und das Volk mit der Macht des himmlischen Reiches einschüchternden mandshu-chinesischen Beamten beigetragen. Ja, die Manägirn machen es auch darin den Chinesen nach, dass sie den Zopf, wenn die Mittel es erlauben, durch Einflechten schwarzer Seidenfäden verlängern[2]), so wie dass sie denselben zum Zeichen der Trauer über den Verlust eines Anverwandten abschneiden und das Rasiren oder Scheren des Haars auf dem Vorderkopf eine Zeit lang unterlassen[3]).

Die Manägirn sind übrigens das letzte Volk, den Amur aufwärts gegangen, bei welchem die mandshu-chinesische Haartracht durchweg üblich ist. Weiter westlich, bei den **Orotschonen** begegnen wir derselben Erscheinung, die wir schon bei den Orotschen im äussersten Osten des Amur-Landes kennen gelernt haben: während sie nämlich im Süden ihres Wohngebietes, an den Ostabhängen des grossen Chingan-Gebirges, um die Zuflüsse des Nonni, am Nomin, Ganj, Gujuil u. a., wo sie in völliger Abhängigkeit von den Dauren und mittelbar von den Chinesen leben[4]), sicherlich auch deren Haartracht theilen, schwindet diese, nordwärts gegangen, mehr und mehr, und am oberen Amur und seinen nördlichen Zuflüssen, wo sie trotz des Nertschinsker Traktats faktisch stets unter russischem Einfluss und russischer Herrschaft geblieben sind, haben sie auch ihre ursprüngliche und naturwüchsige Haartracht beibehalten, mit ganz ungeschorenem und entweder schlicht herabhängendem, oder auf dem Scheitel in einen Büschel aufgebundenem Haar [1]).

---

[1]) Ich habe sie an einer Anzahl von Orotschen beobachtet, denen ich am Ussuri begegnete, und die in ihren Böten den Foor abwärts gekommen waren. Frau Wassiljef schildert sie eben so an den Eingeborenen der Bai Olga (Олимпіада Васильева, Гавань Св. Ольги. — Извѣстія Русск. Геогр. Общ., Т. VIII, 1872, Отд. II, стр. 67) u. Berezin (Очеркъ русск. порт. въ Татарск. прол. и Японск. морѣ. — Морск. Сборн. 1861, № 1, Ч. неоф., стр. 163) an den Ta-dse der Meeresküste, ohne nähere Angabe der Lokalität.

[2]) Маакъ, Путеш. на Амуръ, стр. 72.

[3]) Middendorff (Reise in den äuss. Nord. und Ost. Sibir., Bd. IV, p. 1500) beobachtete einen derartigen Fall.

[4]) S. oben, p. 43.

So ist die Art, das Haupthaar zu tragen, bei allen indigenen Völkern des Amur-Landes ein Zeichen ihrer Ab- oder Unabhängigkeit von den Mandshu-Chinesen oder auf Sachalin von den Japanern. Die Grenze, bis wohin bei den Amur-Völkern die chinesische oder auf Sachalin die japanische Haartracht sich erstreckt, bezeichnet zugleich die Grenze der faktischen Herrschaft der Mandshu-Chinesen oder Japaner über diese Völker. Es ist eine politische, nicht eine ethnographische Grenzlinie: sie läuft im Westen, wie im Osten des Amur-Landes und Sachalin's quer durch das Wohngebiet der betreffenden Völker (Orotschonen, Orotschen und Aino), scheidet nur stellenweise naheverwandte Stämme von einander (so die Oltscha von den Samagirn und Golde) und fällt nirgends mit der Grenze so grundverschiedener Völker wie die Giljaken einer- und die Amur-Tungusen oder Aino andererseits zusammen. In sofern jedoch das Maass der Abhängigkeit der Amur-Völker von den Mandshu-Chinesen oder Japanern von der grössten Bedeutung für ihr gesammtes Sein und Leben ist, hat diese Grenzlinie auch ein hohes ethnographisches Interesse.

Wie die Haartracht, so giebt es noch ein anderes Moment der äusseren Haltung, welches zum Theil mehr als die Kleidung einzelne Völker des Amur-Landes kennzeichnet, — es ist der an manchen Körpertheilen getragene Schmuck.

Allen Eingeborenen des Amur-Landes, und darunter auch den Giljaken, ist der Gebrauch von Ohrringen oder richtiger Ohrgehängen gemeinsam. Dieselben bestehen entweder nur aus einem am oberen Ende ringförmig gebogenen, am unteren spiralförmig gewundenen Silber- oder Kupferdrath (kleiner Ohrring, Taf. XXIX, Fig. 7), oder aus einem in Form eines grossen Ringes gebogenen Silberdraths, auf welchen im oberen wie im unteren Theile grosse Glasperlen oder kreisförmige, in der Mitte durchbohrte Scheiben von einem grau- oder grünlichweissem Stein (Jadegit) aufgereiht sind (grosser Ohrring, Taf. XXIX, Fig. 6). Die Männer tragen stets nur je einen Ohrring in jedem Ohrläppchen, die Weiber aber oft je zwei und drei grosse, bisweilen mehrere Zoll lange Gehänge, von deren Last die Ohrläppchen stark abwärts gereckt werden. Bei giljakischen Kindern habe ich zuweilen am Ohrläppchen neben dem metallischen Ringe auch ein Büschel von Fuchshaaren angebracht gesehen, was vielleicht ausser dem Schmuck auch zum Schutz des Ohrläppchens gegen die Kälte dient. Bemerkenswerth ist nun, dass die

---

[1]) Герстфельдъ, О прибрежн. жител. Амура (Вѣстн. Русск. Геогр. Общ., Ч. 20, 1857, Отд. Изслѣд. и Мат., стр. 296). Ө. Буссе, Очеркъ условій землед. въ Амурскомъ краѣ (Зап. для чтенія, издав. Трубниковымъ, Авг.—Дек. 1869, стр. 118).

Giljaken, Oltscha, Oroken und, so viel ich weiss, auch die Negda ausser den Ohrringen keinen anderen Schmuck an einem Kopf- oder Gesichtstheile tragen. Bei den Samagirn am Gorin, den Golde und Orotschen kommt hingegen noch ein zweiter, ähnlicher Schmuck hinzu, der allerdings nur auf das weibliche Geschlecht beschränkt bleibt[1]), bei diesem jedoch niemals fehlt, so dass man an demselben sogleich die Weiber dieser Nationalitäten von denjenigen der Oltscha und Giljaken unterscheiden kann. Es ist dies ein Nasenring, ganz von der Form des oben beschriebenen kleinen Ohrringes, nur noch kleiner, der von der durchbohrten Nasenscheidewand über die Oberlippe herabhängt, — ein höchst absonderlicher, hässlicher und zudem der Sauberkeit, an der es allen diesen Völkern ohnehin so sehr gebricht, im Wege stehender Schmuck. Bei den Orotschen endlich findet hinsichtlich der besprochenen Schmuckarten dasselbe Verhältniss wie hinsichtlich der Haartracht statt: die nördlichen Orotschen, wie z. B. diejenigen des Kaiserhafens (Bai Hadshi), stimmen darin mit den Oltscha und Giljaken überein, die südlichen oder Ta-dse hingegen, an der Meeresküste mindestens von der Bai Olga abwärts[2]) und an den rechten Ussuri-Zuflüssen, mit den Golde und Samagirn, d. h. jene tragen nur Ohr-, diese, im weiblichen Geschlecht, auch Nasenringe. Ferner sieht man bei den Orotschen-Weibern oder Mädchen und bisweilen auch bei denjenigen der Golde am Ussuri und am Amur in der Nähe der Ussuri-Mündung einen eben solchen kleinen Ring in der rechten oder linken Nüster[3]). Aus dem Gesagten ist leicht zu entnehmen, dass die Sitte, Nasenringe zu tragen, bei den Völkern des unteren Amur-Landes merkwürdigerweise nur so weit verbreitet ist, als die mandshu-chinesische Haartracht bei ihnen Eingang gefunden hat; wo diese von ihnen nicht angenommen worden ist, da giebt es auch keine Nasenringe, weder in den Nüstern, noch in der Nasenscheidewand. Doch wüsste ich keine Erklärung für ein solches Zusammenfallen der chinesischen Haartracht und des seltsamen Gebrauches von Nasenringen bei den Eingeborenen des unteren Amur-Landes zu geben, denn bekanntlich tragen die Chinesen keinen solchen Schmuck. Auch findet man dies Zusammenfallen nur im unteren, nicht auch im oberen Amur-Lande. Zwar ist die mandshu-chinesische Haartracht auch in diesem und sogar weit mehr als in jenem verbreitet, und doch trägt keiner der dortigen Stämme Nasenringe, weder die Biraren, noch die Manägirn, noch auch die Orotschonen. So bleibt diese Sitte im Ganzen nur auf einige wenige der zahlreichen Tungusen-Stämme des Amur-Landes beschränkt und dürfte vielleicht nur als Nachbleibsel aus früherer Zeit betrachtet werden, da ihr vermuthlich eine allgemeinere Verbreitung zukam.

Ein gewöhnlicher, bei allen Völkern des Amur-Landes, namentlich beim weiblichen Geschlecht üblicher Schmuck sind silberne oder kupferne Fingerringe, deren bisweilen mehrere auf einem Finger stecken, und aus demselben Material oder auch aus Knochen gemachte Armspangen (gilj. *tyisj*), die oberhalb des Handgelenks getragen werden. Auf Taf. XXIX, Fig. 8 und 9, sind ein paar derartige, kupferne, mit eingelegten Silberplättchen und kleinen Gravirungen versehene Armspangen von giljakischer Arbeit dargestellt.

---

[1]) Nur einmal, ganz ausnahmsweise, sah Maack (Путем. на Амуръ, стр. 224) diesen Schmuck auch an einem männlichen Individuum, einem Golde aus Mylki. Mir ist kein solcher Fall begegnet.

[2]) Olympiada Wassiljewa, l. c., p. 67.

[3]) Nach Przewalski (l. c., p. 105) in der rechten, nach Nadarof (l. c., p. 78) und Maack (l. c., p. 179) in der einen oder der anderen Nüster.

53*

Interessanter ist ein anderes, im Amur-Lande ebenfalls allgemein verbreitetes Stück, — es ist der grosse und starke, nur von Männern und zwar am Daumen der rechten Hand getragene Ring. Bei den **Giljaken**, die ihn *aam* nennen, ist er von der auf Taf. XLV, Fig. 5, angegebenen Form und Grösse, aus Kupfer oder Blei, mit verschiedenen eingravirten oder aus eingelegtem Messing und Silber bestehenden Figuren verziert, im inneren Umkreise auch wohl mit einem nach aussen übergreifenden, fest angelötheten silbernen Reif versehen. Dieser Ring ist übrigens kein blosser Schmuck, sondern hat einen bestimmten praktischen Zweck. **La Pérouse**, der ihn bei den **Orotschen** (oder **Oltscha**) der Bai de Castries sah, meinte, dass er ihnen zum Gegenhalt beim Häuten und Zerschneiden von Fischen diene[1]. Allein dies ist eine nicht den Männern, sondern den Weibern obliegende Arbeit. Wie ich es bei den **Giljaken** selbst gesehen habe und wie es auch von anderen Amur-Völkern (**Oltscha**, **Manägirn**, **Orotschonen**) berichtet wird[2], dient der Daumenring zum Bogenspannen, um die Sehne besser zu fassen und beim starken Anziehen derselben die Haut am Finger vor Verletzung in Folge starker Reibung zu schützen[3]. Neben seiner praktischen Bestimmung giebt aber der Daumenring auch einen besonderen Schmuck ab, da er als Zeichen der Männlichkeit, der Fähigkeit mit Bogen und Pfeil umzugehen, angesehen wird. Keinem halbwegs erwachsenen **Giljaken** fehlt daher der *Aam*, und ebenso ist es bei den anderen Amur-Völkern. Ja, auch wo bei ihnen der Bogen bereits durch Feuergewehre, chinesische Luntenflinten oder russisch-jakutische Büchsen, zum grossen Theil verdrängt worden ist, wie bei den **Manägirn** und **Orotschonen**, wird der Daumenring allgemein noch weiter getragen[4]. Hier wird er daher, von seinem Nutzen bei einem gelegentlichen Faustkampf abgesehen, mehr und mehr zum blossen Schmuck. Und noch mehr ist dies in China der Fall, wo man ihn mitunter von schöner Arbeit aus Elfenbein, Jaspis, Achat u. dgl. an der Hand hochgestellter Beamten und Mandarine sieht[5]. Ohne Zweifel findet eine solche Achtung und Hochschätzung des Daumenringes in der oben besprochenen ursprünglichen Bestimmung desselben ihre Erklärung.

---

[1] **La Pérouse**, Voyage aut. du monde, rédigé par **Milet-Mureau**, Paris, an V (1797), T. III, p. 84.

[2] **Маакъ**, Путеш. на Амуръ, стр. 78, 207. **Горстфельдъ**, О приобрѣт. лит. Амура (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ., Ч. 20, 1857, Отд. Изсл. и Матер., стр. 290).

[3] Nach **Anutschin** (Лукъ и стрѣлы, Археолого-этнограф. очеркъ, Москва 1887, стр. 38) ist dies die für die Völker mongolischer Race besonders charakteristische und darum von **Morse**, in seiner Schrift: Ancient and modern Methods of Arrow-Release (Bullet. of the Essex Instit.), sogen. «Mongolische Art der Bogenspannung».

[4] **Gerstfeldt** und **Maack**, ll. cc.

[5] **Davis**, La Chine, trad. de l'Anglais par **Pichard**, Paris 1837, T. I, p. 333. Nach **Nieuhof** (Die Gesandtschaft der Ost-Indisch.-Gesellsch. in den vereín. Niederländern an den Tartar. Cham und nunmehr auch Sinischen Kaiser, Amsterdam 1666, p. 64) trug der Vicekönig von Kanton zur Zeit, als die Niederländische Gesandtschaft dort war (1655), einen Daumenring aus Elfenbein. **Fleming** (Travels on horseback in Mantchu Tartary, London 1863, p. 303, 317) sah Daumenringe aus grünlichweissem Jaspis an zwei Mandarinen, von denen der eine zum Militär gehörte, in der an der Meeresküste nahe der grossen Mauer gelegenen Stadt Schanhai-Kuan. Freiherr von **Hübner** (Ein Spaziergang um die Welt, 3te Aufl., Leipzig 1875, Bd. III, p. 90) bemerkt, hochgestellte Männer in China trügen stets einen grossen Ring aus weissem oder grünem Jade am Daumen.

Zum Schluss dieses Abschnitts muss ich noch die Frage berühren, ob und in wie weit die Sitte, einzelne Körpertheile zu färben, anzumalen oder zu tätowiren, auch bei den Völkern des Amur-Landes zu finden ist?

Was zunächst die **Giljaken** betrifft, so glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu dürfen, dass bei ihnen heutzutage nichts der Art vorkommt. Wenigstens ist mir trotz mehrjährigem und vielfachem Verkehr mit denselben keine Spur einer solchen Sitte unter ihnen begegnet. Das ist insofern bemerkenswerth, als diese Sitte bei ihren unmittelbaren Nachbarn auf Sachalin, den **Aino**, und mehr oder minder auch bei allen übrigen paläasiatischen Völkern zu finden ist, wenn sie auch mehr und mehr dem Verschwinden entgegengehen mag. Im **Aino**-Gebiet wird das Färben oder Tätowiren bestimmter Körpertheile am meisten auf Jesso ausgeübt. In den japanischen Beschreibungen dieser Insel, den **Jeso-ki's** von **Kannemon** (1652) und **Arai Tsikugo-no-Kami** (1720), wird erzählt, dass die **Aino**-Weiber ihre Lippen mit dem Saft der *Kutsi-gusa* (oder Mundpflanze) färben und rund um den Mund, sowie auch auf der Stirn, dem Gesicht, den Händen und Füssen vermittelst Nadelstichen und Einreibung eines schwärzlichen Stoffes verschiedenartige, blumen- und wolkenähnliche Figuren hervorbringen[1]). Diese Tätowirungen werden an den Mädchen in der Kindheit von ihren Müttern ausgeführt. Auch von den europäischen oder nordamerikanischen Reisenden, welche Jesso besuchten, werden dieselben mehr oder minder besprochen[2]). Unter den **Aino** von Sachalin herrscht zwar dieselbe Sitte[3]), jedoch bemerkte schon der japanische Reisende **Mamia Rinsô** (1808)[4]), dass die dortigen

---

[1]) Descriptions de la terre Jesso, traduites du Japonais par **Titsingh** (Annales des Voyages, T. XXIV, 1814, p. 155, 166). Vergl. auch **Klaproth**, San kokf tsou ran to sets, ou Aperçu génér. des trois royaumes, trad. de l'original japonais-chinois, Paris 1832, p. 231.

[2]) So z. B. schon von **Vries** (Siebold, Aardr. en volkenkund. toelicht., p. 166) und später von **Broughton** (A Voyage of discov. to the North Pacif. Ocean, p. 99, 103), **Krusenstern** (Reise um die Welt, Bd. II, p. 74), **Langsdorff** (Bemerk. auf einer Reise um die Welt, Bd. I, p. 288), **Bickmore** (The Ainos or hairy men of Yesso, Saghalien and the Kurile islands. — Amer. Journ. of Science, Sec. Ser., Vol. XLV, May 1868), **St. John** (The Ainos, Aborigines of Yeso. — Journ. of the Anthropol. Instit. of Great Britain and Ireland, Vol. II, 1873, p. 248) u. A.

[3]) Unter den zahlreichen Nachrichten darüber verdient besonders diejenige von **Dobrotworskij** Beachtung, der über fünf Jahre (1867—1872) als Arzt in Aniwa auf Sachalin zugebracht hat. Ihm zufolge ist die Operation des Tätowirens, wie sie von den **Aino** an den Mädchen, von ihrem zehnten Jahre an, ein — bis viermal jährlich ausgeführt wird, lange nicht so leicht und ungefährlich, wie man sie sich in der Regel denkt. In Folge des Einreibens der durchstochenen oder geritzten Hautstellen mit dem ihren japanischen Kesseln entlehnten Theerruss schwellen die Lippen oft so stark an, dass der Mund nicht geöffnet werden kann und die Patientinnen genöthigt sind, 3—4 Tage nur von flüssiger Nahrung zu leben, die sie durch eine Röhre einsaugen. Die Tätowirung beginnt mit der Mitte der Oberlippe und schreitet von dort allmählich weiter. (**Добротворскій**, Южн. часть остр. Сахалина. — Извѣстія Сибирск. отд. Имп. Русск. Геогр. Общ., Т. I, № 2 и 3, Иркутскъ, 1870, стр. 27. Его же, Аинско-русск. словарь, Прилож. къ Учен. Зап. Имп. Казанск. Унив. 1875 г., стр. 33).

[4]) Tô-tats ki ko (**Siebold**, Nippon, VII, p. 182).

Weiber sich schwächer als diejenigen von Jesso tätowiren, und dass diese Sitte dort überhaupt desto seltener wird, je weiter man ins Land hinein kommt, d. h. je mehr man sich von Aniwa nordwärts entfernt. Dieselbe Sitte herrscht endlich auch bei den **Aino** der Kurilischen Inseln, ja, nach **Krascheninnikof**[1]) erstreckt sie sich dort auf beide Geschlechter, die Männer begnügen sich aber damit die Mitte der Lippen zu schwärzen, während die Weiber dieselben rund um den Mund und ausserdem auch Hände und Arme fast bis zum Ellenbogen hinauf tätowiren.

Sehr bemerkenswerth ist die Thatsache, dass die alten **Itälmenen** auf Kamtschatka, obgleich von Stämmen umgeben, bei denen das Tätowiren gäng und gebe war, selbst dieser Sitte oder Unsitte nicht anhingen, sondern sich nur weiss und roth schminkten, was sie vor Ankunft der Russen allerdings in sehr starkem Maasse, nach **Steller**'s Ausdruck «wie die Affen», später aber «nach Art derer Kosaken-Weiber viel mässiger» betrieben[2]).

Bei den weiter nach Norden und Osten wohnenden Völkern hingegen gehört die Tätowirung wiederum zu den landesüblichen Sitten. Bei den **Korjaken** beschränkt sie sich allerdings nur auf die Weiber und ist auch bei diesen nicht allgemein, da sie jedoch mit der Vermählung beginnt und alle Jahr neue Zeichnungen hinzugefügt werden, so erscheinen manche alte Frauen nach **Ditmar**'s Zeugniss in Folge der Tätowirung über und über bunt[3]). Allgemeiner ist die Sitte des Tätowirens unter den **Tschuktschen** verbreitet, da sie sich bei ihnen auch auf die Mädchen von ihrem 9. oder 10. Lebensjahr an und zum Theil sogar auf die Männer erstreckt. Letztere begnügen sich jedoch in der Regel nur mit einem oder ein paar kurzen Horizontalstrichen über der Nasenwurzel, einem Kreuz auf jedem Kinnbacken oder dergleichen, während die Weiber mehr oder minder das ganze Gesicht und die Arme vom Schulter- bis zum Handgelenk hinab tätowiren. Nach **Nordqvist**[4]), der diesen Gegenstand ausführlicher besprochen und auch einige Muster tschuktschischer Tätowirung mitgetheilt hat, stimmen diese in den Grundzügen mit denjenigen überein, welche Dr. **Stuxberg** von den **Eskimo** der St. Lorenz-Insel entworfen hat[5]), nur sind sie viel einfacher als die letzteren. Die allgemeine Verbreitung der Sitte des Tätowirens unter den **Eskimo**, und zwar ebenfalls vornehmlich unter den Weibern, ist bekannt und lässt sich in ununterbrochener Folge durch alle Stämme derselben vom Berings-Meer und vom Jukon-Gebiet[6]), längs den Küsten des Eismeers über den Mackenzie-,

---

[1]) **Крашенинниковъ**, Описаніе земли Камчатки (Полное собраніе ученыхъ путеш. по Россіи, Т. II, С. Петерб. 1819, стр. 238).

[2]) **Steller**, Beschreib. von dem Lande Kamtschatka, p. 300. **Krascheninnikof**, l. c., p. 69. Zum Weissschminken bedienten sich die **Itälmenen** entweder des faulen Holzes, oder eines in Kamtschatka hie und da vorkommenden, von der Natur calcinirten Marienglases, zum Rothschminken aber eines mit Fisch- oder Seehundsthran verriebenen Seetanges.

[3]) **Ditmar**, Ueber die Korjäken und die ihnen sehr nahe verwandten Tschuktschen (Bull. de la classe hist. phil. de l'Acad. Impér. des sc. de St. Pétersb., T. XIII, p. 103; Mél. russes, T. III, p. 9).

[4]) Bidrag till kännedomen om Tschuktscherna (Ymer, 1883, p. 30).

[5]) **Nordenskjöld**, Die Umsegelung Asiens und Europas, Bd. II, p. 241, 242.

[6]) **Dall**, Alaska and its resources, Boston 1870, p. 140.

Anderson-,[1]) Grossen Fisch-Fluss[2]) u. s. w. bis zur Hudsonsbai[3]), Davis-Strasse[4]) und Grönland[5]) verfolgen. Nicht minder endlich ist die Tätowirung auch eine unter den **Aleuten** heimische Sitte. Als **Ssarytschof** die Insel Unalaschka besuchte (1790), scheint sie dort unter den Weibern noch allgemein üblich gewesen zu sein[6]). **Langsdorff**[7]) fand sie aber im J. 1805 in Folge des russischen Einflusses schon stark zurückgedrängt, so dass meistens nur noch alte Weiber mit Tätowirungen zu sehen waren, und **Weniaminof**[8]) bezeichnet diese Sitte als bereits ganz überwunden. Dennoch gelang es ihm noch (1825—1834), einige aleutische Weiber mit tätowirtem Gesicht zu sehen und Nachrichten über die ehemals reiche und mannigfaltige Tätowirung der **Aleuten** einzusammeln[9]).

In der ganzen Reihe paläasiatischer Völker, von Jesso bis Grönland, begegnen uns somit nur zwei kleine Stämme, denen die Sitte des Tätowirens abgeht, — die **Itälmenen** auf Kamtschatka und die **Giljaken** am Amur und auf Sachalin. Unter solchen Umständen läge der Gedanke nicht fern, dass auch bei diesen beiden Völkern die Sitte des Tätowirens ehedem heimisch gewesen, im Laufe der Zeit aber verschwunden sei. Eine solche Vermuthung ist jedoch nicht zulässig. **Steller's** und **Krascheninnikof's** Nachrichten über die **Itälmenen** stammen aus einer Zeit, da diese ihre nationalen Eigenthümlichkeiten noch keineswegs so weit eingebüsst hatten, dass eine so hervorragende und, wenn sie unter ihnen bestanden, jedenfalls altherkömmliche Sitte wie die Tätowirung bereits vollkommen verschwunden sein konnte, ohne Reste und Spuren, ja selbst ohne Nachrichten in der Tradition hinterlassen zu haben. Und die **Giljaken** vollends habe ich, wie gleich Eingangs dieser Schrift hervorgehoben worden, zu einer Zeit kennen gelernt, da sie noch im Vollbesitz ihrer Eigenart waren. Bei jenen wie bei diesen muss man daher, den anderen paläasiatischen Völkern gegenüber, das gänzliche Fehlen der Tätowirung als zu ihrer Eigenart gehörig betrachten.

Auf den ersten Blick dürfte es übrigens scheinen, als ob diese Eigenart der **Giljaken** im Amur-Lande auch von anderen, namentlich von den den **Giljaken** zunächst wohnenden Völkern getheilt werde, denn auch die **Oltscha**, die **Oroken** auf Sachalin, die **Negda** und **Samagirn** ermangeln der Sitte des Tätowirens. Dennoch verhält es sich mit ihnen wesentlich anders. Dass bei den **Oltscha** das Tätowiren gegenwärtig gar nicht üblich ist, glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu dürfen, da ich sie in ihrem ganzen Wohngebiet auf mehrfachen Reisen kennen gelernt habe. Mit den **Samagirn** am Gorin habe ich nur in Ngagha, allerdings dem grössten ihrer Dörfer, Bekanntschaft gemacht, und von den **Oroken** auf Sachalin und den **Negda** sind mir bloss einzelne Individuen begegnet, allein auch andere Reisende, die mehr mit ihnen zusammengekommen, haben keinerlei Tätowirungen bei ihnen bemerkt; so weder **Middendorff** und **Schmidt** bei den **Negda**, noch **Poljakof**, nach mehrwöchentlichen Aufenthalte an der Ostküste Sachalin's, bei den dortigen **Oroken**. Das ist insofern sehr bemerkenswerth, als diese Völker sämmtlich zum **Tungusen**-Stamm gehören, bei welchem in anderen Theilen seines weiten Verbreitungsgebietes die Sitte des Tätowirens allenthalben bestand und mehr oder weniger noch besteht. Wie man aus den alten Beschreibungen Sibirien's[1]) und den Mittheilungen der Reisenden des vorigen Jahrhunderts[2]) ersehen kann, war das Tätowiren bei keinem der sibirischen Völker so allgemein verbreitet und beliebt wie bei den **Tungusen**, ja es galt darnach fast für eine specifisch tungusische Sitte. Bei den sibirischen Völkern nichttungusischen Stammes, wie **Ostjaken**, **Samojeden**, **Jakuten** (von den oben besprochenen paläasiatischen Stämmen ist hier nicht die Rede), war es seit jeher weniger üblich[3]). Aus den späteren und neueren Nachrichten über diesen Gegenstand, welche jene Vorliebe der **Tungusen** bestätigen, lässt sich jedoch unzweifelhaft entnehmen, dass das Tätowiren auch bei ihnen in allmählicher Abnahme begriffen ist[4]). Beiläufig sei bemerkt, dass ebenso übereinstimmend, wie die bei den paläasiatischen Völkern übliche Tätowirung als Acupunktion bezeichnet wird[5]), alle auf die Tätowirung der **Tungusen** und anderen sibirischen Völker bezüglichen Angaben fast ausnahmslos dahin lauten, dass sie durch Nähen geschieht, indem ein in Russ, zerriebener schwarzer Kreide, Kohle, chinesischer Tusche u. drgl. geschwärzter Zwirnfaden oder eine feine Thiersehne durch die Haut gezogen wird, daher denn auch der russische Ausdruck *wyschiwalj*, d. h. Ausnähen, für Tätowiren entstanden ist[6]).

---

[1]) **Petitot**, Monographie des Esquimaux Tchiglit du Mackenzie et de l'Anderson, Paris 1876, p. 7.

[2]) **Back**, Reise durch Nord-Amerika bis zur Münd. des Grossen Fisch-Flusses und an den Küsten des Polarmeeres in den J. 1833—1835; aus dem Engl. von **Andrée**, Leipzig 1836, p. 320, nebst Abbild.

[3]) **Parry**, Journ. of a second Voyage for the discov. of a North-West Passage, London 1824, p. 498.

[4]) **Hall**, Life with the Esquimaux, London 1864, Vol. II, p. 318.

[5]) **Cranz**, Historie von Grönland, 1770, Bd. I, p. 185.

[6]) **Сарычевъ**, Путеш. по Сѣверовосточн. части Сибири, Ч. II, стр. 17.

[7]) Bemerk. auf ein. Reise um die Welt, Bd. II, p. 38.

[8]) **Веніаминовъ**, Зап. объ остр. *Уналашкинскаго* отдѣла, С. Петерб. 1840, Ч. II, стр. 112.

[9]) Manche ihrer Schönheiten, so wie die Töchter angesehener und reicher Leute suchten z. B. in ihren Tatouirungen die Heldenthaten ihrer Ahnen, Väter, Onkel zu verherrlichen, indem die Zeichnungen auf ihrem Gesicht erkennen liessen, wie viele Feinde Jene im Kriege erschlagen, wie viele mächtige Thiere sie auf der Jagd erlegt u. dergl. **Weniaminof**, l. c.

---

1) Der allerneueste Staat von Siberien, einer grossen und zuvor wenig bekannten Moscowitischen Provinz in Asien etc., Nürnberg 1725, p. 166.

2) **Ysbrants Ides**, Driejaar. Reize naar China, Amsterdam 1704, p. 37. **Messerschmidt**, Wasserreise von Mangasea die Nishnaja Tunguska hinauf, im J. 1723. (Pallas, Neue Nord. Beytr., Bd. III, 1782, p. 109). **Bell d'Antermony**, Voyage depuis St. Pét. en Russie dans diverses contrées de l'Asie, Paris 1766, trad. de l'Anglois par M***, p. 191. **Gmelin**, Reise durch Sibirien, Bd. I, p. 89, 350; Bd. II, p. 209, 645; Bd. III, p. 432.

3) Ueber beobachtete Fälle der Art s. **Gmelin** (l. c., Bd. I, p. 79), **Pallas** (Reise durch versch. Prov. des Russ. Reichs, Bd. III, p. 41), **Erman** (Reise um die Erde, Histor. Ber., Bd. I, p. 637), **Middendorff**, Reise in den äuss. Nord. u. Ost. Sibir., Bd. IV, p. 1437, 1461) u. A.

4) **Middendorff**, l. c., p. 1438. Nach **Kostrof** z. B. (Очерки Туруханск. края. — Зап. Сиб. Отд. Русск. Геогр. Общ., T. IV, 1857, стр. 90) kommt es unter den **Tungusen** des Turuchansker Gebietes noch vor, nach **Kriwoschapkin** (Объ Остякахъ, Тунгусахъ и проч. инородц. Енисейск. окр. — Зап. Сибирск. Отд. Русск. Геогр. Общ., T. VI, 1863, стр. 68) hingegen nicht mehr, — es kann also nur selten und im Verschwinden begriffen sein.

5) **Cranz** (l. c.) beschreibt jedoch die Tätowirung bei den **Grönländern** als eine durch Nähen vor sich gehende Operation.

6) **Erman** (l. c., Bd. II, p. 36) widerspricht dem und führt die Tätowirung der **Tungusen**, **Ostjaken** u. a. ebenfalls auf Acupunktion zurück, allein das ist der ausführlichen Beschreibung **Gmelin's** (l. c., Bd. II, p. 649—652), welcher der Operation selbst beigewohnt hat, sowie den authentischen Nachrichten **Stepanof's** (Енисейская Губернія, С. Петерб. 1835, Ч. II, стр. 80), **Middendorff's** (l. c., desgl. p. 1470) u. A. gegenüber unhaltbar. Mir ist nur eine auf Tätowirung der **Tungusen** und **Ostjaken** durch Acupunktion und Einreibung von Russ lautende Nachricht bekannt: es ist diejenige von **Spasskij** (Сибирск. Вѣстн., 1820, Ч. XII, Отд. 1, стр. 43), doch weiss ich nicht, wie zuverlässig und authentisch sie ist.

Uebrigens spricht, wie ich gelegentlich bemerken muss, schon die Verschiedenheit des Vorgangs der Tätowirung gegen die so verbreitete Ansicht, dass diese Sitte in **einem** Lande der Erde und zwar, wie man gewöhnlich meint[1]), am Stillen Ocean oder in Südasien ihren Ursprung genommen und sich von dort aus überall hin, wo sie nachweislich existirt hat oder noch existirt, — und das umfasst alle Welttheile und so ziemlich die ganze Erde — verbreitet habe. Mag sie nun, wie die bei Naturvölkern ebenfalls sehr verbreitete Hautmalerei, aus dem Bedürfniss der Menschen, den Eindruck der Nacktheit aufzuheben, oder aus seinem natürlichen Hange zum Schmuck entstanden sein, mag sie in genealogischen oder religiösen Zwecken und Motiven ihren Ursprung haben[2]), — und jedes dieser Motive dürfte hier oder da maassgebend gewesen sein — immer müssen wir sie uns, gleich wie die Bekleidung, den Körperschmuck, die Herstellung religiöser Sinnbilder und andere Bethätigungen allgemein menschlicher Regungen, als an verschiedenen Orten autochthon entstanden denken, wobei der Modus ihrer Ausführung immerhin auf ihre Verbreitung aus diesem oder jenem Centrum hinweisen mag.

Von Sibirien lässt sich die Sitte des Tätowirens auch weiter ostwärts unter manchen tungusischen Stämmen des Amur-Landes verfolgen. So beobachtete **Maack**[3]) dieselbe, wenn auch nur selten, unter den **Orotschonen** am oberen Amur. Weiter abwärts, bei den **Manägirn**, bemerkte er keine Tätowirungen. Dagegen trat ihm diese Sitte wieder im unteren Amur-Lande, bei den **Golde** entgegen. Zuerst stiess er auf dieselbe im Dorfe Ssilbi am Amur nahe der Sungari-Mündung, wo fast alle Männer und Weiber tätowirt waren. Doch blieb sie nicht auf dieses Dorf beschränkt, und nach wiederholten Wahrnehmungen hält er dafür, dass sie in diesem Theile des Amur-Stromes, vom Sungari bis zum Ussuri und vielleicht noch etwas unterhalb des letzteren, eine allgemeine Sitte der **Golde** sei. Die Tätowirung war hier nur eine geringe, niemals sah er so buntgezeichnete Gesichter, wie sie ihm am Jenissei begegnet waren. Meist beschränkte sie sich auf ein durch fünf blaue Punkte markirtes Kreuz zwischen den Augen, auf der Nasenwurzel, bisweilen auch auf ein derartiges Kreuz auf der Stirn und eine Reihe von Punkten auf der Nasenwurzel; bei Manchen trugen auch die Hände kleine Zeichnungen. Die Tätowirung soll in der Weise geschehen, dass ein in dem Safte der von den **Golde** *dafaró* genannten Pflanze, welche Hrn. **Maack** jedoch unbekannt blieb, oder auch in chinesischer Tusche gefärbter Zwirnfaden vermittelst einer Nadel an den betreffenden Stellen durch die Haut gezogen wird. Der Modus ist also ganz derselbe wie bei den sibirischen **Tungusen**. Unter den weiter abwärts vom Ussuri wohnenden Golde hat **Maack** keine tätowirten Individuen bemerkt, und ebensowenig sind dort **Maximowicz** oder mir welche begegnet, trotz unserer mehrfachen Reisen in diesem Theile des Amur-Landes. Die angeführten Thatsachen aus dem oberen und unteren Amur-Lande scheinen mir jedoch vollkommen zu genügen, um den Schluss zu ziehen, dass die Sitte des Tätowirens wie bei den sibirischen **Tungusen**, so ehemals auch bei allen

---

1) Vrgl. z. B. **Middendorff**, l. c., p. 1527.

2) **Peschel**, Völkerkunde, Leipzig 1874, p. 180. Franz **Heger**, Ueber die Tätowirung bei den Südsee-Insulanern (Mittheil. der Anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. XV, Febr. 1885).

3) Путеш. по Амуру, стр. 144.

tungusischen Stämmen des Amur-Landes bestand und erst im Laufe der Zeit bei den meisten derselben ausser Gebrauch kam. Wie und unter welchen Einflüssen dies geschah, scheint mir ebenfalls auf der Hand zu liegen. Dass die Orotschonen am oberen Amur und seinen Zuflüssen die Sitte des Tätowirens noch bewahrt haben, ist bei dem unmittelbaren Anschluss derselben an ihre sibirischen Stammgenossen ganz verständlich. Wenn daher bei ihren Nachbarn, den Manägirn und Biraren, diese Sitte in der That verschwunden sein sollte, so dürfte dies nur einer in Folge der chinesischen Herrschaft erfolgten Lockerung jener Beziehungen und dem mandshu-chinesischen und daurischen Einfluss zuzuschreiben sein, dem sie unterworfen worden, und der sich auch in der Kleidung, Haartracht, ja selbst in den Gesichtszügen und der Sprache dieser Völker den Orotschonen gegenüber kundgiebt. Anders muss man sich das allmähliche und fast gänzliche Verschwinden der Sitte des Tätowirens im unteren Amur-Lande denken. Dort besteht sie, wie wir sahen, nur noch bei den Golde und zwar auch nur im obersten Theile ihres Wohngebietes, trotzdem dieser Theil den Sitzen der Mandshu-Chinesen am nächsten gelegen ist. Weiter stromabwärts schwindet sie, und bei den unteren Golde und ihren Nachbarn am Amur, den nach ihrem Gesammthabitus, mit alleiniger Ausnahme der Sprache, zu den Giljaken hinüberführenden Oltscha, ist sie sicher nicht mehr zu finden. Wie bei den Aino auf Sachalin, schwindet sie also auch auf dem Festlande nach Maassgabe der Annäherung an die Giljaken, denen die Sitte des Tätowirens von jeher fremd war. Erwägt man in der That, dass die an den unteren Amur, in die Nachbarschaft der Giljaken herangewanderten tungusischen Stämme, insbesondere die Oltscha, sich im Laufe der Zeit durch beständigen Verkehr, Mischehen u. s. w. so sehr mit den Giljaken assimilirt haben, dass sie im Aeusseren von ihnen meist gar nicht mehr zu unterscheiden sind, so ist es nicht anders denkbar, als dass sie dort auch ihre ursprüngliche, tungusische Sitte des Tätowirens einbüssen mussten. Theils direkt, theils durch Vermittelung der Oltscha drang ferner der Einfluss giljakischen Wesens auch zu den Golde und breitete sich weiter und weiter stromaufwärts aus, so dass bei ihnen endlich nur im entlegentsten Theile ihres Wohngebietes noch einige spärliche Reste des Tätowirens zurückblieben. Ob der nach Sachalin hinübergewanderte Zweig der Oltscha, die Oroken, die Sitte des Tätowirens bereits auf dem Festlande, oder erst auf der Insel einbüsste, lässt sich nicht ermitteln, jedenfalls aber spricht der Mangel derselben bei ihnen für einen grösseren Einfluss auf sie der Giljaken als ihrer anderen Nachbarn, der sich tätowirenden Aino, wie wir es oben auch hinsichtlich ihrer Haartracht und Kleidung hervorgehoben haben und in der Folge noch in manchen anderen Beziehungen zu bemerken Gelegenheit haben werden.

Nach alledem wird man den Schluss gerechtfertigt finden, dass unter den Völkern des Amur-Landes, ihrer gesammten äusseren Haltung nach, die Giljaken die eigenartigste und praegnanteste Erscheinung abgeben, die nicht ohne maassgebenden Einfluss auf die im Umkreise wohnenden tungusischen Stämme bleiben konnte.

[p.425]

6. Abschnitt.

Nahrung. Animalische und vegetabilische Nahrungsmittel. Haus- und Tafelgeräth. Genussmittel: Branntwein, Tabak.

Da die Völker des Amur-Landes sämmtlich Fischer oder Jäger sind und nur ein kleiner, in nächster Nähe von den Mandshu-Chinesen und Dauren wohnhafter Bruchtheil derselben etwas Feld- und Gemüsebau betreibt, so ist auch ihre Nahrung durchweg eine vorherrschend animalische, aus Fisch oder Fleisch bestehende. Vegetabilien spielen nur eine untergeordnete Rolle, indem sie mehr oder weniger nur eine Art Zukost abgeben, und zwar sind es entweder wilde Naturprodukte des Landes, die schlechtweg eingesammelt, oder aber einige Cerealien und Gemüse, die von den angrenzenden Culturvölkern, den Chinesen, Japanern und neuerdings auch Russen erhandelt werden. Die einzelnen Völker des Amur-Landes unterscheiden sich von einander bezüglich der Nahrung vornehmlich nur dadurch, dass je nach ihrer Hauptbeschäftigung bei den einen Fisch, bei den anderen Fleisch die Hauptnahrung bildet, und dass ferner, je nach ihren grösseren oder geringeren Verkehrs- und Handelsbeziehungen mit den Chinesen oder Japanern, auch das Verhältniss der pflanzlichen Kost zur animalischen ein verschiedenes ist.

Die **Giljaken** sind unter allen Völkern des Amur-Landes die ausgesprochensten Ichthyophagen. Ohne Fisch lässt sich ihr Leben nicht wohl denken: er ist die *conditio sine qua non* ihrer eigenen Existenz sowohl, wie derjenigen ihres einzigen, ihnen ausser der Lokomotion und Kleidung auch zur Nahrung dienenden Hausthieres, des Hundes. Es giebt wohl kaum einen Fisch in ihrem Lande, den die Giljaken nöthigenfalls nicht zur Nahrung benutzen sollten. In erster Reihe stehen aber natürlich diejenigen Fische, die ihnen durch ihr zeitweise massenhaftes Auftreten die Möglichkeit bieten, grössere, namentlich zum Ueberdauern des langen, fischarmen Winters erforderliche Vorräthe zu bereiten, also die aus dem Meere in die Flüsse steigenden Lachsarten, unter welchen wiederum *Salmo lagocephalus* Pall. (gilj. *lyghi-* oder, auf Sachalin, *laghi-tscho*) und *Salmo Proteus* Pall. (gilj.

tengi-tscho) die Hauptrolle spielen[1]). Zur Zeit des Aufsteigens dieser Fische im unteren Amur und seinen Zuflüssen, das für *S. Proteus* in den Juni, für *S. lagocephalus* in den August fällt, herrscht reges Leben unter den Giljaken, indem Alles sich mit dem Bereiten von Fischvorräthen für den Winter beschäftigt. Während die Männer in Netzen und Böten zahllose Mengen dieser Lachse, und besonders des letzteren, ans Land fördern, geben sich die Weiber mit dem Abhäuten und Zerkleinern derselben ab: mit der *Tschomauna*, einem Messer mit langer und schmaler Klinge (Taf. XXXI, Fig. 6, und Taf. XXXII, Fig. 1), wird an den Fischen jederseits ein Längsschnitt vom Kopf bis zum Schwanz in der Nähe des Rückgrats und ein anderer an der Bauchseite gemacht, darauf ein Querschnitt von oben bis unten gleich hinter dem Kopf; hierauf wird die Haut von den Flanken mit je einem Ruck abgerissen, das Fleisch von denselben in je einem Stück abgelöst und jedes derselben in zwei Längsstreifen zerschnitten, deren jeder an seinem oberen Ende einen Einschnitt erhält, worauf die Fleischstreifen auf eine Schnur gereiht und auf die oben erwähnten, in der Nähe der Sommerjurten befindlichen Trockengerüste gehängt werden. Dies ist die hauptsächlich für die Menschen und nur zum geringeren Theil auch für die Hunde bestimmte Jukola[2]), die *Ma* der Giljaken, *Makori* der Oltscha und Golde. Der Kopf mit dem Rückgrat und dem daran gebliebenen Fleisch, das längs dem letzteren, um leichter zu trocknen, mit Quereinschnitten versehen wird, giebt die ausschliesslich als Futtervorrath für die Hunde dienende Jukola, das *Chark* der Giljaken, *Dalong* der Oltscha und Golde ab. Aus den besonders fettreichen Bauchstücken wird Thran gekocht, der ebenfalls ein höchst wichtiges Nahrungsmittel abgiebt und in Seehundsblasen und Mägen aufbewahrt wird. Die Eingeweide und die von den Giljaken principiell perhorrescirte Milch fallen den Hunden zu; der Rogen aber wird zwar gegessen und zu verschiedenen Speisen benutzt, jedoch nicht besonders geschätzt. Ausser den beiden genannten Lachsarten wird auch aus anderen Fischen Jukola bereitet, wie z. B. aus dem etwas vor dem Keta-Lachs im Amur aufsteigenden *Salmo Lycaodon* Pall. (gilj. *serll*), *Salmo callaris* Pall. (gilj. *longr(sch)*), *Salmo Leucomaenis* Pall. (gilj. *ssawong*) u. a. Indessen steht die aus diesen und gelegentlich auch manchen anderen Fischen bereitete Jukola derjenigen, die aus den beiden erstgenannten Lachsarten gewonnen wird, sowohl qualitativ, wie insbesondere quantitativ so sehr nach, dass sie neben jener nur wenig in Betracht kommt, und die Giljaken verstehen daher unter «ma» schlechtweg in der Regel nur jene erstere und unterscheiden sie je nach der Fischart, von welcher sie stammt, als *lyghi-* und *tengi-ma*, wobei sie wiederum der ersteren stets den Vorzug vor der letzteren geben. Ma ist nun die Hauptnahrung, gleichsam das Brod der Giljaken[3]), — das Fundament ihres Haushalts und der rothe Faden, der sich durch ihren gesammten Nahrungsprocess zieht. Tritt ein angereister **Giljake** in die Jurte, und hat er auf einer der Schlafbänke Platz genommen, so wird ihm sogleich von einem der Weiber ein kleines Handtischchen (gilj. *chachtschitsch*, Taf. XXXIV, Fig. 4) mit einigen Streifen Ma und einer Schale mit Fischthran (gilj. *tom*), nebst einem kleinen hölzernen Löffel (Taf. XXXIV, Fig. 7) gereicht. Das Tischchen auf dem Schooss, zerkleinert er auf demselben die Jukola mit seinem Gürtelmesser und verzehrt sie in der Art, dass er jedes Stück zuvor in den Thran tunkt, oder diesen abwechselnd hinzulöffelt, oder aber er tunkt das Ende des Jukolastreifens in den Thran, fasst es mit den Zähnen und schneidet den Bissen hart vor dem Munde von unten hinauf ab, mit seinem Messer dicht an den Lippen und der Nasenspitze vorbei fahrend, wie es auch bei so vielen anderen Naturvölkern beobachtet worden ist[1]). Begiebt sich der **Giljake** auf eine weitere Fahrt, so nimmt er, trotzdem er sicher sein kann, in jedem Dorf seiner Landsleute eine gastfreie Aufnahme für sich und seine Hunde zu finden, doch ein Bündel Jukola für den Fall mit, dass ein Unwetter ihn zwingen sollte, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, in welchem Falle die am Nachtlagerfeuer erwärmte oder leicht geröstete Ma ihm treffliche Dienste leistet. Uebrigens wird Jukola nicht bloss *au naturel* gegessen, sondern giebt auch einen wichtigen Bestandtheil mancher Speisen ab, auf deren Zusammensetzung und Bereitung ich später zurückkommen werde. Endlich giebt sie neben dem *Chark* auch das Hauptfutter für die Hunde ab. Bei solcher Bedeutung der Jukola für die **Giljaken** ist es verständlich, dass diese, trotz der allen Naturvölkern mehr oder minder eigenen Trägheit und Sorglosigkeit, doch sehr darauf bedacht sind, sich möglichst grosse Vorräthe von derselben zu bereiten und zu dem Zweck selbst weitere Fahrten und zeitweise Umzüge nicht scheuen. So kommen z. B. zur Zeit des Aufsteigens jener Lachsarten in den Flüssen manche **Liman-Giljaken** an den Amur, um von seinem Ueberfluss zu profitiren; andere, wie manche **Tschomi-Giljaken** und die Bewohner einiger Ortschaften an der Westküste Sachalin's, ziehen an den besonders fischreichen Tymy-Fluss im Innern der Insel, um erst im Winter mit den erlangten Vorräthen wieder zurückzukehren. Dagegen begeben sich aber zu anderen Zeiten, wenn z. B. der *Kangi-tscho* (*Gadus Wachnja* **Pall.**) in grossen Mengen längs der Meeresküste zieht, auch umgekehrt manche **Tymy-Giljaken** zu ihren Landsleuten an der Westküste Sachalin's, um sich zeitweise an jenem Fisch zu laben. Es scheinen sich in diesem Punkt zwischen den Bewohnern einzelner Ortschaften, so z. B. zwischen den Tschomi- und den Tymy-Giljaken oder zwischen diesen letzteren und den Giljaken von Duï, Arkai, Tangi und anderen Orten der Westküste Sachalin's im Laufe der Zeit bestimmte, auf Gegenseitigkeit beruhende Wechselbeziehungen und Uebereinkünfte herausgebildet zu haben.

---

[1]) Die russischen Benennungen dieser beiden Lachsarten in ganz Ostsibirien bis nach Kamtschatka und Nordwestamerika lauten Keta und gorbuscha, weshalb ich sie im Nachstehenden mitunter auch Keta- und Gorbuscha-Lachs nennen werde.

[2]) «Jukola» ist bekanntlich die ursprünglich wohl aus Kamtschatka stammende, bei den Russen durch ganz Sibirien übliche Benennung für zerschnittenen und gedörrten Fisch.

[3]) Steller (Beschr. von dem Lande Kamtschatka, p. 157) bezeichnete schon die Jukola, und zwar ebenfalls hauptsächlich die vom *Salmo lagocephalus* gewonnene, als das eigentliche kamtschadalische Brod.

---

[1]) So z. B. bei den **Eskimo** (**Cranz**, Hist. von Grönland, Bd. I, p. 192. **Parry**, Sec. Voyage etc., p. 308. **Seemann**, Reise um die Welt, Bd. II, p. 66. **Klutschak**, Als Eskimo unter den Eskimos, p. 232), **Burjäten** (**Радде**, Озеро Байкалъ. — Вѣстн. Геогр. Общ., Ч. 21, 1857, Отд. Изслѣд. и Мат., стр. 140. **Раевъ**, Буряты. — Вѣстн. Геогр. Общ., Ч. 24, 1858, Отд. Изслѣд. и Мат., стр. 10), **Ostjaken** (**Pallas**, Reise durch versch. Prov. des Russ. Reichs, Bd. III, p. 40), **Samojeden** (A. G. **Schrenck**, Reise nach dem Nordost. des europ. Russlands, Dorpat 1848, Bd. I, p. 311. **Исленьевъ**, Самоѣды, С. Петерб. 1847, стр. 35. **Абрамовъ**, Опис. Березовск. края. — Зап. Русск. Геогр. Общ., Ч. XII, 1857, стр. 354. **Middendorff**, Reise etc., Bd. IV, p. 1453) u. a. Auch die tungusischen Stämme des Amur-Landes machen es ebenso. Die **Nertscha-Tungusen** nennen es vom Messer essen und behaupten, dass das Fleisch, so genommen, viel schmackhafter sei, als wenn es zuvor in Stücke zerschnitten worden (**Усольцевъ**, Путеш. по [illegible] Нерч. — Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ., 1857, I, стр. 70).

So reichlich jedoch die Jukolavorräthe auch ausfallen mögen, immerhin würden sie nicht genügen, das Leben der Giljaken sicher zu stellen, wenn es nicht ausser jenen Lachsen fast zu jeder Jahreszeit, je nach der Lokalität, noch mehr oder minder viel andere Fischarten gäbe, welche die Giljaken in frischem Zustande verzehren. Die in dieser Beziehung meist begünstigte Lokalität im giljakischen Lande ist natürlich der mächtige Amur-Strom, und an seinen Ufern findet man daher, wie oben schon dargethan, auch die grösste Verdichtung der Bevölkerung und die reichste Entfaltung der giljakischen Eigenart. Den Anwohnern des Amur-Stromes fehlt es kaum je an frischer Fischnahrung. Dass die oben genannten, zur Jukolabereitung dienenden Lachsarten von den Giljaken auch frisch gegessen werden und zur Zeit ihres massenhaften Aufsteigens sogar ihre Hauptnahrung bilden, versteht sich von selbst. Ausserdem aber bietet ihnen der Strom eine Fülle von frischer Nahrung in seinen mehr oder minder ständigen Fischarten, wie Wels (*Silurus asotus* L., gilj. *mub*), Quappe (*Lota vulgaris* Cuv., gilj. *madl[r]sch*), Hecht (*Esox Lucius* L., gilj. *iwys*) und besonders zahlreiche Cyprinoiden, unter denen der *Pilengat* (*Cyprinus carpio* L.) die Hauptrolle spielt[1]). Wichtiger aber und schätzbarer für die Giljaken als alle diese Fische sind die beiden im Amur vorkommenden und bisweilen kolossale Dimensionen erreichenden *Acipenser*-Arten, der *Tukki-tscho* (*Acipenser Schrenckii* Brandt), der Amur-Stör, und der *Patch-tscho* (*Acipenser orientalis* Pall.), der Amur-Hausen[2]). Als ich am 6./18. März 1856, von Sachalin zurückkehrend, das Dorf Tschcharbach an der Amur-Mündung erreichte, waren die dortigen Giljaken mit ihren Fischvorräthen ziemlich zu Ende und sahen mit Ungeduld dem Aufgange des Stromes entgegen, da sich alsdann sogleich auch die Störe zahlreich einzufinden pflegen, um in den Strom zu steigen. Weiter oberhalb im Amur werden aber ziemlich zu jeder Jahreszeit und auch den ganzen Winter hindurch welche gefangen. Den Nikolajefschen Posten versorgten die Giljaken in den Jahren 1855 und 1856 so reichlich mit Störfleisch und Caviar, namentlich von dem im unteren Amur, wie es scheint, häufigeren *Tukki-tscho*, dass es im Winter unsere hauptsächlichste und fast tägliche Nahrung war, deren wir, trotz ihrer anfänglichen Schmackhaftigkeit, mit der Zeit sehr überdrüssig wurden. Besonders gern setzten sie namentlich den Caviar ab, da er ihnen russischerseits gut bezahlt wurde, während sie selbst ihn zwar ebenfalls zur Nahrung benutzen, jedoch nur wenig schätzen. Das Stör- und Hausenfleisch hingegen, das sie stets roh in der oben angegebenen Weise essen, gilt auch bei ihnen für eine der schmackhaftesten Speisen. Kolossale Mengen von Stören und Hausen werden namentlich während der im Winter statthabenden Bärenfestlichkeiten verzehrt. Ganze Reihen mächtig grosser Thiere sah ich bei solcher Gelegenheit auf dem Erdboden der zum Fest geschmückten Jurte liegen, obgleich sie nicht in den Speisezettel der eigentlichen Bärenfestmahlzeiten gehören und nur zwischen denselben, oder aber in den dem Fest vorausgehenden oder ihm folgenden Tagen genossen werden. Wie die Menschen, so erhalten auch die Hunde ihren Antheil an diesen Fischen, indem für dieselben aus den abfallenden, minder guten Stücken und namentlich aus dem Knorpelgerippe mit dem daran hängengebliebenen Fleische eine Suppe gekocht wird, wobei jedoch die Knorpel selbst aus dem Kessel herausgefischt werden, um, gereinigt und getrocknet, an die Chinesen verkauft zu werden.

---

[1]) Beiläufig sei hier, auf Grund der von den Hrn. Herzenstein und Warpachowski (Notizen über die Fischfauna des Amur-Beckens, — in den «Труды С. Петерб. Общ. Естествоисп. по отд. Зоол.», Bd. XVIII, 1887) gemachten Bestimmungen, noch eine Anzahl ständiger Amur-Fische genannt, von welchen die grösseren von den Giljaken allgemein, die kleineren nur im Nothfall und wenn nichts Anderes vorhanden auch zur Nahrung benutzt werden. So die folgenden: *Lering* (*Carassius vulgaris* Nilss.), *Uk* oder *Uk-tscho* (*Barbus Labeo* Pall.), *Koll* (*Pseudaspius leptocephalus* Pall.), *Kunung* (*Parabramis bramula* Val.), *Mink* (*Hypophthalmichthys Dybowskii* Herz.), *Wo* (*Culter erythropterus* Basil.), *Mykyk* (*Idus Waleckii* Dyb.), *Ion-ngoch* (*Pseudogobio amurensis* Dyb.), *Markram* (*Gasterosteus pungitius* L.) u. a.

[2]) Vrgl. J. Fr. Brandt, Einige Worte über die europäisch-asiatischen Störarten (Bull. de l'Acad. imp. des sc. de St. Pétersb., T. XIV, p. 171 ff.

Nächst dem Amur ist der Tymy-Fluss auf Sachalin die fischreichste Lokalität der **Giljaken**. Er ist daher auch die belebende Ader der gesammten, giljakischen Nordhälfte der Insel, und an seinem oberen Laufe zumal, wo er auch im Winter trotz der niedrigen, bis unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers sinkenden Lufttemperaturen nicht gefriert, liegen kleine **Giljaken**-Dörfer so dicht gedrängt wie kaum irgendwo sonst im Amur-Lande. Zwar gehen dem Tymy-Fluss die schmackhaftesten und grössten Fische des Amur-Stromes, die oben erwähnten Störe ab, dagegen ist er aber besonders reich an Lachsen, und zwar nicht bloss an jenen obengenannten, im Amur-Lande allgemein verbreiteten und in Folge ihrer grossen Menge hauptsächlich zur Jukolabereitung dienenden Arten, die alljährlich im Herbst, wie schon erwähnt, auch die Bewohner entfernterer Lokalitäten an seine Ufer heranziehen[1]), sondern auch an verschiedenen anderen Arten, wie die *Nem(a)lja* (*Salmo coregonoides* **Pall.**), der *Longr(sch)* (*S. Callaris* **Pall.**), *Njolych* (vermuthlich *S. sanguinolentus* **Pall.**), *Loimang* (eine Forellenart) u. drgl. Ja, es giebt dort sogar Arten, die dem Amur-Strom fehlen, wie z. B. der *Choi-tscho* (*Salmo orientalis* **Pall.**), die *Tschawytscha* der **Kamtschadalen**, die grösste und geschätzteste Lachsart der Beringş-Meer- und Ochotskischen Gestade[2]). Von Sachalin heimkehrende Festlands-**Giljaken** pflegen daher nicht selten Stücke vom *Choi-tscho* als einen besonderen Leckerbissen an den Amur zu bringen.

Was endlich diejenigen **Giljaken** betrifft, die ihre Wohnsitze unmittelbar an der Meeresküste haben, wo es keine Flussmündungen, oder nur unansehnliche Flüsschen giebt, so sind sie insofern schlimmer situirt, als ihnen die meisten jener oben genannten Fische fehlen und sie auch nur geringere Fischvorräthe bereiten können, doch liefert ihnen das Meer selbst im Winter noch manche frische Fischnahrung. Von grösster Wichtigkeit ist ihnen namentlich ein an sich unansehnlicher und wenig schmackhafter Fisch, der sich aber zu einer Zeit, da ihre Herbstvorräthe zur Neige zu gehen pflegen, in der Nähe der Küste schaarenweis dicht unter dem Eise einfindet und mit den primitivsten Mitteln in Menge gefangen werden kann. Es ist der oben bereits erwähnte *Kangi-tscho*, *Gadus Wachnja* Pall. Im Februar und März 1856 sah ich in Nyi an der Ost- und noch mehr in Dui, Arkai, Tangi und anderen Orten an der Westküste Sachalin's Menschen und Hunde fast ausschliesslich von diesem Fisch leben. Er wird nur roh gegessen, und die Manipulation dabei ist stets dieselbe, indem zuerst längs dem Rücken eine dünne, die drei Rückenflossen enthaltende Scheibe abgeschnitten und bei Seite geworfen und alsdann mit je einem Schnitt das Fleisch von den Seiten abgelöst und verzehrt wird; der zurückbleibende Kopf mit dem Rückgrat giebt das *Kangi-chark* ab, das theils sogleich mit dem übrigen Abfall zusammen zur Suppe für die Hunde verkocht, theils als Futtervorrath für dieselben aufbewahrt wird, dem *Laghi-* und *Tengi-chark* aber natürlicherweise bei Weitem nachsteht. Bei solcher Wichtigkeit des Kangi-Fisches für die Küsten-Giljaken knüpft sich an den Genuss und die Behandlung desselben auch mehr Aberglauben als an den Gebrauch der meisten anderen Fische. So darf er nur ohne alle Zuthaten genossen, auch nur in einem offenen Gefäss, einer Schale oder einem Korbe, auf die Schlafbank der Jurte gelegt werden u. drgl. m. Uebrigens herrschen in diesen und ähnlichen Anschauungen auch manche Lokaldifferenzen unter den Giljaken. So hatten die Tro-Giljaken nichts dagegen, dass die für mich bestimmten Kangi-Fische am Spiess vor dem Herdfeuer geröstet wurden, während diejenigen von Arkai es für *nitsch* und nur an einem im Freien lodernden Feuer ohne Schaden zulässig erklärten. Wie auf Sachalin, so kommt der Kangi-Fisch auch an der Festlandsküste des Ochotskischen Meeres, bei Kulj, Tägl, Hisska (Petrofskische Simowjo) u. s. w. vor. Dem Liman hingegen soll er nach Angabe der Giljaken fehlen, wesshalb die Tschomi-Giljaken alljährlich zum Fange desselben nach der am Nordjapanischen Meere gelegenen Westküste Sachalin's gehen, wo ich im Winter 1856 auch welche von ihnen antraf. Vermuthlich dürfte sich jedoch diese Angabe nur auf den südlichen, geschlosseneren Theil des Limans beziehen, nicht auch auf den nördlichen, wo am breiten Ausgange zum Ochotskischen Meere die Verhältnisse ganz ähnlich wie in diesem letzteren sich gestalten.

---

[1]) Seit einigen Jahren kommen auch die *Japaner* zur Zeit des Aufsteigens von *Salmo lagocephalus* an die Tymy-Mündung, um dort dem Fischfang obzuliegen, und kehren mit reicher Beute heim, wie **Mizzul** (Очеркъ остр. Сахал. 1873, стр. 120) und **Poljákof** (Путеш. на остр. Сахалинъ въ 1881—1882 гг., стр. 78—80) ausführlich berichten.

[2]) Die **Nyi-Giljaken**, bei denen ich im Februar 1856 zwei grosse Exemplare vom *Choi-tscho* sah, meinten übrigens, dass er nur an der Meeresküste Sachalin's vorkomme, ohne in die Flüsse zu steigen.

Nächst den Fischen bilden Seehunde das Hauptnahrungsmittel der Giljaken, ein Nahrungsmittel, das ihnen von der Natur, einzelne, vom Meere entferntere Lokalitäten, wie das Tymy-Thal, abgerechnet, an allen Orten ihres Wohngebietes mehr oder minder reichlich dargeboten wird. Denn ausser den Seeküsten, am Ochotskischen wie am Nordjapanischen Meere, und dem Liman, wo diese Nahrungsquelle natürlich am reichlichsten fliesst, steigen verschiedene Seehundsarten, wie ich an einem anderen Orte dargethan habe[1]), auch den Amur-Strom aufwärts durch das ganze giljakische Gebiet hindurch und weit in dasjenige der Oltscha hinein. Am geringsten schätzen übrigens die **Giljaken** das Seehundsfleisch selbst als Nahrungsmittel. **Sperk** meint sogar, dass sie es selbst gar nicht essen, sondern nur an ihre Hunde verfüttern[1]). Dies ist allerdings der Hauptgebrauch, den sie von demselben machen, doch habe ich sie am Liman auch selbst Seehundsfleisch essen sehen und es bei der Gelegenheit ebenfalls gekostet. Wie alles Säugethierfleisch wird es nur gekocht, nicht roh gegessen, während Letzteres mit Fischen, wie wir schon sahen, oft und zum Theil sogar mit Vorliebe geschieht. Einen allgemeinen, abergläubischen Abscheu hingegen haben die **Giljaken** vor dem Braten von Fisch oder Fleisch, — ein Aberglauben, gegen den ich beim Aufenthalt in ihren Jurten oft anzukämpfen genöthigt war, denn allemal, wenn für mich ein Stück Fleisch gebraten wurde, liess sich beim ersten Aufzischen der Butter oder des Fetts in der Pfanne von allen Seiten das Geschrei: *suĭtsch, nĭtschs* (Unheil) vernehmen, und oft hielt es schwer, die Zubereitung zu Ende zu bringen[2]). So wenig die **Giljaken** das Seehundsfleisch schätzen, so grossen Geschmack finden sie hingegen am Seehundsfett oder Speck, das sie in Scheiben geschnitten essen, und am beliebtesten endlich ist der aus demselben gewonnene Thran, der bei ihnen in allgemeinem Gebrauche steht und in Seehundsmägen und Blasen unter den Vorräthen aufbewahrt wird, um, von seiner Verwendung zur Beleuchtung der Jurten abgesehen, bald zur Bereitung von mancherlei Speisen benutzt, bald auch gleich dem Fischthran schlechtweg zur Jukola gelöffelt oder anderweitig genossen zu werden. Durch dieses Ingrediens, das, je näher zum Amur-Liman und zur Meeresküste, desto wesentlicher und allgemeiner wird, unterscheidet sich die Nahrung der **Giljaken** hauptsächlich von derjenigen der anderen, weiter stromauf- und landeinwärts wohnenden Amur-Völker.

---

[1]) S. dieses Werkes Bd. I, p. 190 ff.

Neben den Seehunden bietet die Natur den **Giljaken** fast in demselben Umfange ein anderes wichtiges und schätzbares Nahrungsmittel dar. Es ist der Weisswal, *Delphinapterus Leucas* Pall. (gilj. *pomi-tscho*), der, mit alleiniger Ausnahme der am Nordjapanischen Meere gelegenen Küste, ebenfalls im ganzen Umkreise des Wohngebiets der **Giljaken** vorkommt und auch im Amur-Strom ebensoweit wie die Seehunde hinaufgeht[3]). So viel ich erfahren, wird er von den **Giljaken** auch ebenso wie diese zur Nahrung für Menschen und Hunde verwendet[4]), doch steht er den Seehunden schon desshalb nach, weil die Jagd auf ihn, von der später die Rede sein wird, viel mühsamer und gefahrvoller ist und auch nur kürzere Zeit im Jahr, nur so lange als der Strom auf ist, betrieben werden kann, sowie ferner weil er auch im Uebrigen lange nicht so nutzbar wie die Seehunde ist, die ausser der Nahrung auch schätzbare Kleidungsstoffe liefern. Nichtsdestoweniger geben die zahlreichen Weisswalschädel, die man an manchen Stellen am Ufer des Amur-Stromes an Baumstämmen und Aesten hängen sieht, Zeugniss davon ab, dass der Weisswal von den Giljaken nicht selten erbeutet und seiner Bedeutung gemäss in herkömmlicher, abergläubischer Weise behandelt wird.

---

[1]) Эд. Шперкъ, Географо-патолог. очеркъ Восточн. Сибири (Медико-топограф. Сборн., С. Петерб. 1870, стр. 13).

[2]) **Steller** (l. c., p. 323) hebt auch von den **Italmenen** und **Korjaken** hervor, dass sie keine Freunde von Gebratenem seien, im Gegensatz zu den **Tungusen** und **Jakuten**.

[3]) S. dieses Werkes Bd. I, p. 191.

[4]) Nach **Steller** (Beschr. von dem Lande Kamtschatka, p. 106) ist das Fett des Weisswals keineswegs thranig und auch das Fleisch von ziemlich gutem Geschmack.

Ganz anders benehmen sich die Giljaken einer anderen Cetacee, dem von ihnen sogen. *Keng* (*Balaenoptera longimana* Rud.) gegenüber, der zuweilen im Bereiche ihrer Wohnsitze an den Küsten des Ochotskischen und des Nordjapanischen Meeres strandet. Zwar beuten sie solche Thiere aus, um mit dem Fett und Fleisch derselben ihre Hunde zu füttern, allein selbst geniessen sie nichts davon. Ja, ihr physischer und moralischer Abscheu davor geht so weit, dass Keng-Fleisch oder Fett nicht einmal in die Jurte gebracht, sondern nur in den Vorrathskammern gehalten werden darf. Worauf dieser Abscheu beruht, konnte ich von ihnen selbst nicht in Erfahrung bringen. Die Thatsache aber ist um so auffallender, als bei allen anderen paläasiatischen Völkern Wallfischfleisch und Speck zu den beliebtesten Nahrungsmitteln gehören. Die Aino z. B. pflegen einen gestrandeten Walfisch nicht eher zu verlassen, als bis alles Fleisch und Fett an demselben verzehrt worden ist[1]). Steller[2]) und Kraschenninnikof[3]) schildern eingehend die kolossale Bedeutung, welche die Walfische für die Nahrung und gesammte Haushaltung der Kurilen, Kamtschadalen, sesshaften Korjaken und Tschuktschen haben. Aehnlich verhält es sich damit bei den Aleuten[4]) und bei den Eskimo in verschiedenen Theilen ihres weiten Verbreitungsgebietes[5]). Dabei hat aber die Erfahrung diese Völker gelehrt, die zur Nahrung tauglichen Walarten von den schädlichen oder «giftigen» zu unterscheiden und vom Meer ausgeworfene todte Thiere nicht eher zur Nahrung zu benutzen, als bis sie sich von der Unschädlichkeit derselben überzeugt haben[6]). Denn oftmals soll ein voreiliger Genuss vom Fleisch oder Speck solcher Thiere verheerende Krankheiten unter der betreffenden Bevölkerung hervorgerufen und das Aussterben ganzer Ortschaften zur Folge gehabt haben[7]). Dergleichen Fälle können sich sehr wohl auch unter den Giljaken und ihren Grenznachbarn an der Meeresküste zugetragen[8]) und, traditionell in der Erinnerung aufbewahrt, jenen Abscheu und jene Furcht vor dem Genuss, ja selbst vor der Anwesenheit von Walfischfleisch oder Speck in ihren Jurten erzeugt haben. Auch stehen die Giljaken in diesem ihrem Abscheu nicht so isolirt da, denn die Koreaner[9])

---

[1]) Nach schriftlichen Mittheilungen von Rudanofskij. Vrgl. auch Dobrotworskij, Аинско-русск. словарь (Прилож. къ Учен. Зап. Каз. Универс., 1875 г., стр. 37).

[2]) L. c., p. 98—105.

[3]) Опис. Камчатки (Полн. собр. учен. путеш. по Россіи, Т. I, стр. 120 и слѣд.).

[4]) Веніаминовъ, Зап. объ остр. Уналашкинск. отдѣла, С. Петерб. 1840, Ч. I, стр. 81, 82.

[5]) So z. B. an den beiden Endpunkten ihres Gebiets, auf Kadjak im Osten (Давыдовъ, Двукратное путеш. въ Америку морск. офицеровъ Хвостова и Дав., С. Петерб. 1812, Ч. II, стр. 72) und in Grönland im Westen (Cranz, Hist. von Grönland, Bd. I, p. 199).

[6]) Und zwar indem sie zuvor beobachten, ob die Vögel und Raubthiere von dem Fleisch derselben fressen u. dgl. (Dawydof, l. c., p. 200. Головнинъ, Замѣчанія о Камчаткѣ и Русской Америкѣ въ 1809—1811 гг. — Матер. для исторіи русск. засел. по берег. Вост. Океана, вып. 2, Прилож. къ Морск. Сборн. № 2, 1861 г., стр. 105).

[7]) Kraschenninikof (l. c., p. 529) ist in Alaun an der Ostküste Kamtschatka's selbst Zeuge solcher Todesfälle gewesen und sucht die Ursache derselben darin, dass viele Wallfische durch vergiftete Pfeile erlegt werden.

[8]) So z. B. berichtete die in Wladiwostok erscheinende Zeitung gleiches Namens von mehrfachen Fällen starker Epizootien auf Sachalin, darunter von einer im J. 1882 im Murawjofschen Posten, die in Folge von Benutzung des Fettes ausgeworfener Wallfische entstanden seien (С. Петерб. Вѣдом. 1883, № 272).

[9]) Witsen, Noord en Oost Tartarye, 1705, p. 47.

z. B. und die **Koljuschen**[1]), mit alleiniger Ausnahme derjenigen von Jakutat, essen ebenfalls kein Walfischfleisch und keinen Walfischspeck oder Thran.

Da die **Giljaken** kein Jägervolk sind und professionsmässig nur den Pelzthieren nachstellen, um deren Felle im Handel zu verwerthen, so geben ihnen die Landsäugethiere im Vergleich mit den Fischen und Robben auch nur ein geringes Contingent zur Nahrung ab. Doch wird Alles, was ihnen davon gelegentlich in die Hände fällt, auch Raubthiere, wie Fuchs, Wolf, Vielfrass u. drgl. nicht ausgenommen, verzehrt. Nur ein Thier wird von ihnen standhaft verabscheut, obwohl sie seiner in nächster Nähe und ohne viel Mühe habhaft werden könnten: es ist die in ihren Jurten in so ausserördentlicher Menge vorhandene Ratte (*Mus decumanus* Pall., gilj. *njagrsch*). Man darf sich darüber um so mehr wundern, als die Ratte im Amur-Lande ohne Zweifel ein Geschenk China's ist[2]) und bekanntlich von den für die Amur-Völker sonst so maassgebenden Chinesen als Nahrungsmittel keineswegs verschmäht wird[3]). Sollten daher die **Giljaken** in diesem Punkt vielleicht durch Erfahrung, in Folge vorgekommener Fälle von schmerzhafter oder gar tödtlicher Trichinose, eines Besseren belehrt worden sein? Unter allen Landsäugethieren giebt es nur zwei, die als Nahrungsmittel für die **Giljaken** von besonderer Bedeutung sind, und zwar sowohl ihres allgemeinen und häufigen Gebrauchs halber, als auch wegen des grossen Gewichts, das sie auf dieselben legen. Es sind dies der Bär und der Hund.

Bärenfleisch und Bärenfett sind die grössten Delikatessen, die es für einen **Giljaken** giebt. Der Bär wird zu dem Zweck, um verspeist zu werden, aus dem Lager gehoben und eine Zeit lang in der Gefangenschaft gehalten und gefüttert. Doch darf seine Verspeisung nach giljakischer Sitte nicht anders als zu gewissen Zeiten und unter Beobachtung vielfacher Ceremonien und Gebräuche geschehen, die in zahlreicher, *ad hoc* stattfindender festlicher Versammlung vorgenommen werden. Ich habe Gelegenheit gehabt, diese Bärenfestlichkeiten, die im Leben der **Giljaken** eine höchst wichtige Rolle spielen, in allen ihren Einzelakten vom Anfang bis zum Ende als Augenzeuge kennen zu lernen und sehe mich daher genöthigt, sie in einem besonderen, späteren Abschnitt dieses Werkes zu besprechen. Daneben gewährten sie mir aber auch manchen Einblick in die Nahrung und Küche der **Giljaken** überhaupt, denn zur Bewirthung der zahlreich versammelten Festgesellschaft mussen auch mancherlei Speisen bereitet werden, wie sie dem Gaumen der **Giljaken** zusagen. Und so ist das von ihren kulinarischen Erzeugnissen weiter unten Angeführte von mir meist bei solcher Gelegenheit beobachtet worden.

---

[1]) **Langsdorff**, Bemerk. auf einer Reise um die Welt, Bd. II, p. 112. **Weniaminof**, l. c., Th. III, p. 60, 99.

[2]) S. dieses Werkes Bd. I, p. 128.

[3]) **Davis**, La Chine etc. trad. de l'Angl. par **Pichard**, Paris 1837, T. I, p. 312. **John Bowring**, Die Chinesen, ihre Sitten und Gebräuche (**Petermann's** Geogr. Mittheil., 1853, p. 319). **Girard**, France et Chine, vie publ. et privée des Chinois anc. et mod., Paris, 1869, T. II, p. 32. Andere, wie der engl. Missionär **Milne** (s. **Petermann's** Geogr. Mittheil., 1857, p. 426) und **Poussielgue** (Voyage en Chine et en Mongolie de Mr. et de Mme de **Bourboulon**, Paris 1866, p. 272) läugnen den Gebrauch von Ratten zur Nahrung bei den Chinesen.

Von ganz anderer, nicht sowohl socialer, als praktischer Bedeutung ist die Benutzung des Hundes zur Nahrung seitens der Giljaken. Begreiflicherweise müssen sie bestrebt sein, ihrem einzigen Hausthier, das sie zudem als Zugthier in grösserer Anzahl zu halten genöthigt sind, einen möglichst grossen Nutzen abzugewinnen. Das wird erreicht, indem sie es auch im Fall seines Unbrauchbarwerdens zur Lokomotion, in Folge von Entkräftung oder Beschädigung, noch dadurch verwerthen, dass sie sein Fell zur Kleidung und sein Fleisch zur Nahrung gebrauchen. Erst durch diese dreifache Nutzbarkeit gewinnt der Hund für die Giljaken dieselbe Bedeutung, welche das Rennthier für die Tungusen und andere Rennthiernomaden hat. Zudem finden die Giljaken am Hundefleisch grossen Wohlgeschmack, was insofern ganz verständlich ist, als dasselbe in Folge der fast ausschliesslichen Fischnahrung, welche die Hunde bei ihnen erhalten, ebenfalls stark nach Fisch schmecken muss, und dies einem giljakischen Gaumen nicht anders als höchst angenehm sein kann[1]). Aus diesem Grunde waren die Giljaken auch stets bereit, mir die auf der Reise unbrauchbar gewordenen Hunde gegen ein Billiges abzunehmen. Ohne zwingenden Grund verzehren jedoch die Giljaken ihre Hunde nicht. Ein solcher Grund kann aber leicht genug durch Beschädigung und Unbrauchbarwerden einzelner Thiere, oder bei allzu grosser Zahl derselben und Mangel an entsprechendem Futtervorrath eintreten, ja selbst manche abergläubische Vorstellungen können Veranlassung dazu geben. So habe ich es z. B. gesehen, dass im Dorfe Tyk auf Sachalin, wo ich im Februar 1856 in Gesellschaft einiger angereister Tschomi- und Tymi-Giljaken mehrere Tage lang durch heftige Schneestürme zurückgehalten wurde, zur Besänftigung des Unwetters, nachdem andere Mittel bereits vergeblich versucht worden, drei junge Hunde erdrosselt und verzehrt wurden, was sich im Falle der Erfolglosigkeit am nächsten Tage wiederholen sollte. Fleisch und Eingeweide der Thiere wurden in den Kessel, ein Theil auch zu der für die Hunde bestimmten Jukola-Suppe gethan, und — charakteristisch genug — sah ich das mit diesen Anrichtungen beschäftigte Weib von dem blutigen Eingeweide zuvor selbst ein Stück abbeissen und ein anderes Päckchen davon einem Kinde reichen, das sich ebenfalls daran zu laben schien. Ein anderes Mal, im Dorfe Duï, war ich Zeuge der Bewirthung einer zahlreichen Giljaken-Gesellschaft mit Hundefleisch. Dieselbe geschah zur Nachfeier eines vor Kurzem dort begangenen Bärenfestes, von welchem noch Spuren in der äusseren und inneren Ausschmückung der Jurte zu sehen waren. Die Hunde, darunter auch ein paar von mir gelieferte Invaliden, wurden vor der Jurte getödtet, abgebalgt, ausgeweidet, das Fleisch und die Knochen zerkleinert und alle zu einem Individuum gehörige Stücke in das Fell desselben eingeschlagen. In der Jurte war die Stelle zwischen der hinteren Schlafbank und dem Herde, wo während des Bärenfestes das Gerüst mit dem Bärenkopf gestanden hatte[1]), durch zwei Stäbe abgegrenzt, zwischen denen ein mit einem Büschel dünner, lockenförmig gekräuselter Holzspäne, dem sogen. *Zach*, über dessen Bedeutung in der Folge noch gehandelt werden soll, versehener Stock auf dem Erdboden lag. Jetzt wurden die das Fleisch und die Knochen der Hunde enthaltenden Bündel in die Jurte gebracht und auf der hinteren Schlafbank in Reih und Glied aufgestellt, worauf die Weiber daran gingen, Feuer unter den Kesseln auf dem Herde anzumachen, um das Fleisch zu kochen und aus den Knochen eine Brühe zu bereiten. Diese Zubereitungen nahmen jedoch soviel Zeit in Anspruch, dass das Mahl erst spät Abends stattfinden konnte. Mittlerweile machten aber die auf dem Herde lodernden Flammen, der aus den Kesseln aufsteigende Dampf und Qualm und die Menge von Menschen, die nicht bloss alle Schlafbänke eingenommen, sondern auch auf dem Erdboden der kleinen Erdjurte sich gelagert hatten, den weiteren Aufenthalt in derselben bald so unerträglich, dass ich mich genöthigt sah, sie noch vor dem eigentlichen Mahle zu verlassen und mir zur Nacht ein anderes Obdach zu suchen.

---

[1]) Selbst vom Hundefleisch, das die Giljaken in meiner Gegenwart assen, zu kosten, habe ich nicht über mich bringen können, die Erfahrung aber, dass das Fleisch eines mit Fisch aufgefütterten Thieres einen penetranten Fischbeigeschmack bekommt, habe ich an einem derartigen Schweinchen gemacht, das Maximowicz und ich von den Golde am Ussuri kauften, und von dessen Genuss wir, trotz lang entbehrter Fleischnahrung, aus dem erwähnten Grunde bald abstanden. Schon bei Strabo findet man die Bemerkung, dass im Lande der Ichthyophagen (an der Küste des jetzigen Beludshistan) das Fleisch der Rinder nach Fisch schmecke (Tyler, Forsch. über die Urgesch. der Menschheit und die Entwickel. der Civilisation, aus dem Englisch. von H. Müller, p. 200). In Kamtschatka weiss man, dass auch die Milch der Kühe, wenn diese eine Zeitlang in Ermangelung von Heu mit Jukola gefüttert worden, stets einen mehr oder minder starken Fischbeigeschmack gewinnt.

Wollte man übrigens der im Süden, an verschiedenen Negerstämmen gemachten Erfahrung, dass der Genuss von Hundefleisch der erste Schritt zur Anthropophagie und ihr Begleiter zu sein pflege[2]), auch für die nordischen Völker vermuthungsweise Raum geben, so dürfte man bei ihnen ganz vergeblich nach Belegen dafür suchen. Unter den so allgemein und ausgesprochen kynophagen **Giljaken** ist mir nie etwas begegnet, was eine derartige Vermuthung auch nur entfernt unterstützen könnte. Hingegen glaube ich für diese Völker in Betreff der Sitte, Hunde zu essen, als allgemeine Regel aussprechen zu können, dass sie nur bei denjenigen unter ihnen gäng und gebe ist, welche den Hund als einziges Haus- und zwar als Zugthier halten, denn nur in diesem Falle kann er als Nahrungsmittel auch quantitativ einigermaassen in Betracht kommen und steht seinem Gebrauch als solches auch von moralischer Seite nichts im Wege, da der Zughund keineswegs in dem nahen, individuellen und gewissermaassen persönlichen Verhältniss zu seinem Besitzer steht, wie der Jagd- oder Haushund, der sich durch Treue, persönliche Anhänglichkeit und andere dem Zughunde abgehende Eigenschaften zum beständigen Gefährten und Freunde des Menschen macht. Dem entsprechend, findet man die Kynophagie gleichwie bei den **Giljaken** auch bei manchen anderen paläasiatischen Völkern. So bei den **Aino** von Sachalin[3]) und von Jesso, welche letzteren sogar Hunde mästen sollen, um sie nachher zu verzehren[4]). Auch die **Eskimo** essen Hunde[5]), doch mag es ihnen damit gegenwärtig an den meisten

---

[1]) Das Nähere hierüber wird in dem betreffenden, diesem Gegenstande speciell gewidmeten Abschnitt zu finden sein.

[2]) **Schweinfurth**, Das Volk der **Monbuttu** in Central-Afrika (Zeitschr. für Ethnologie, Berlin, Bd. V, 1873, p. 10). **Peschel**, Völkerkunde, Leipz. 1874, p. 168.

[3]) **Добротворскій**, Аинско-русскій словарь (Прилож. къ Учен. Зап. Имп. Каз. Универс., 1875 г., стр. 37). Vergl. auch **Siebold**, Nippon, VII, p. 204.

[4]) Nach **Adam Laxmann**, s. **Полонскій**, Курилы (Зап. Русск. Геогр. Общ., Отд. Этногр., Т. IV, 1871, стр. 501).

[5]) **Alois v. Becker**, Arkt. Reise der engl. Yacht «Pandora» im J. 1876, unter dem Commando des Capit. Sir **Allen Young** (Ausland, 1879, p. 433).

Orten, zumal im Norden und Osten ihres Verbreitungsgebietes, kaum besser als auf Grönland gehen, wo nach Rob. **Brown**[1]) das sehr geschätzte Hundefleisch wegen seines natürlich sehr hohen Preises nur noch ein seltener Leckerbissen ist. Eine auffallende und ganz einzeln dastehende Ausnahme aus jener Regel scheinen die alten **Itälmenen** auf Kamtschatka zu bilden, denn obschon sie auch Hunde zum Ziehen der Schlitten und daneben kein anderes Hausthier hatten, so waren doch, wie **Steller** ausdrücklich bemerkt, unter allen Thieren ihres Landes «nur Hunde, Mäuse und Eidechsen von ihrer Tafel ausgeschlossen»[2]). Oder sollten sie vielleicht das Hundeessen, bei ihrer, wie bekannt, überaus eifrigen Nachahmung der Russen[3]), denen es ein besonderer Gräuel war, zu **Steller's** Zeit bereits aufgegeben haben? Umsomehr, als es ihnen bei dem grossen Fischreichthum Kamtschatka's in materieller Beziehung nicht einmal schwer fallen konnte[4]). Solche Völker hingegen, — so möchte ich die obige Regel weiter formuliren — welche den Hund nur zur Jagd oder zur Bewachung von Haus und Hof halten, zum Fahren, Reiten oder Lastentragen aber sich eines anderen Hausthieres, des Rennthiers oder Pferdes bedienen, wie die **Oroken**, die sibirischen Rennthier-**Tungusen**, **Orotschonen**, **Manägirn** u. s. w., essen nicht nur kein Hundefleisch, sondern haben sogar einen mehr oder minder ausgesprochenen Abscheu davor. Von diesem Gesichtspunkte ist es bemerkenswerth, dass die **Oltscha**, die gegenwärtig ganz dieselbe Lebensweise wie die **Giljaken** haben und ebenfalls nur **ein** Hausthier, den Hund, und zwar als Zugthier besitzen, dennoch kein Hundefleisch essen. Als **Pargatschefskij** im Dorfe Pulj sie darum befragte, drückten sie ihm ihren Abscheu vor einer solchen Kost aus und bezeichneten dies sogar als das sie von den **Giljaken** unterscheidende Moment[5]). Man könnte darin auf den ersten Blick eine Widerlegung des ersten Theiles der oben von mir aufgestellten Regel sehen; genauer betrachtet, giebt es aber eine glänzende Bestätigung ihres zweiten Theiles ab. Denn, wie oben dargethan, sind die **Oltscha** ehemals Rennthiernomaden gewesen und erst durch den Verlust ihrer Rennthiere zur Niederlassung am Amur und zu einem Fischerleben gleich den **Giljaken** gedrängt worden[6]). Und wie die Erinnerung an jenen Lebenswechsel in ihren Sagen fortleben soll, so darf es uns nicht wundern, dass auch der aus jener Nomadenzeit datirende Abscheu vor dem Genuss von Hundefleisch sich bei ihnen erhalten hat. Man kann daher auch umgekehrt in diesem ihrem Abscheu einen Beweis mehr für ihr früheres Rennthiernomadenthum sehen. Aehnlich dürfte es sich damit bei den **Negda**, **Samagirn** und **Kile** verhalten[7]). Ja, auch von den **Golde** und **Orotschen** ist mir weder aus eigener Erfahrung, noch durch andere Reisende (**Wenjukof**, **Przewalski**, Nadarof) bekannt, dass sie Hundefleisch ässen. So bleibt die Kynophagie im Amur-Lande, Sachalin mit einbegriffen, auf die beiden paläasiatischen Völker, Giljaken und Aino, beschränkt und muss als eine ihnen seit uralter Zeit eigene Sitte betrachtet werden. Schon der Umstand, dass sie allen im Amur-Lande weiter stromaufwärts, zum Ussuri und Sungari hin wohnenden Völkern abgeht, macht es unzweifelhaft, dass dabei an einen etwaigen Einfluss von Seiten der Chinesen, die bekanntlich alles Mögliche und darunter auch Hunde, Katzen, Ratten u. drgl. essen[1], nicht im Entferntesten zu denken ist. Dahingegen dürfte der in Korea beliebte Genuss von Hundefleisch[2]) vielleicht auf chinesischen Einfluss zurückzuführen sein.

---

[1]) Die Säugethiere Grönlands und der Grönländ. Meere (**Petermann's** Geogr. Mittheil., 1869, p. 464).

[2]) **Steller**, l. c., p. 323. **Krascheninnikof** erwähnt dessen nicht.

[3]) **Steller**, l. c., p. 285 u. a.

[4]) Nach den von der Vega-Expedition gemachten Beobachtungen verschmähten übrigens auch die **Tschuktschen** von Pitlekai und Jinretlen von dem Fleisch eines getödteten Hundes zu essen (**Nordenskiöld**, Die Umsegelung Asiens und Europas, Bd. II, p. 96). Ob dies aber allgemein bei den **Tschuktschen** ist, bleibt noch dahingestellt.

✓[5]) **Паргачевскій**, Поѣздка зимнимъ путемъ вверхъ по р. Амуру (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ., Ч. 21, 1857, Отд. Изсл. и Матер., стр. 162).

[6]) S. oben, p. 132, 144 u. a.

[7]) S. oben, p. 132—134.

Weit weniger Nahrungsmittel als die Säugethiere liefern den Giljaken die Vögel. Schon aus dem Grunde, weil denselben ihres anderweitigen geringen Nutzens wegen nur wenig nachgestellt wird und sie in der Regel auch weit schwerer zu erbeuten sind. Was jedoch davon den Giljaken in die Hände fällt, wird ohne Unterschied verzehrt, und manche Vögel, denen zeitweise leichter beizukommen ist, geben hie und da auch einen etwas grösseren, wenn auch immer nur geringen Beitrag zu ihrer Nahrung ab. So wird von ihnen z. B. an manchen Orten das Schneehuhn (*Lagopus albus* Gm., gilj. *purrä*, auf Sachalin *tschleola-nga*) vermittelst einfacher Schlingen in Menge gefangen. An der Westküste Sachalin's, von Tyk bis Dui, sah ich sie mit vielem Vergnügen die *Phaleris cristatella* Pall. (gilj. *nochla-nga*) verzehren, die ihnen im Winter dadurch leicht zur Beute fällt, dass sie sich in der Nähe offener Meeresstellen bald einzeln, bald in kleinen Schwärmen aufs Eis niederlässt und an dasselbe anfriert. Auch das Fleisch des Seeadlers, den die Giljaken aus dem Horst heben und mit Fisch auffüttern, um den Schwanz an die Japaner zu verhandeln, wird, wenn seine Todesstunde geschlagen, von ihnen verzehrt. Nur die Krähe (*Corvus Corone* L., gilj. *karr*) scheinen die Giljaken principiell nicht zu essen, obgleich oder vielleicht weil sie meistentheils von derselben Nahrung wie sie selbst lebt, denn sie hält sich gern und zahlreich in der Nähe ihrer Dörfer und Hütten auf, um vom Abfall des Fischfanges und der Jukolabereitung zu profitiren, und stellt sich auf dem Mittags- oder Nachtlagerplatze reisender Giljaken, noch ehe das Feuer auf demselben erloschen, ein, um die etwaigen Mahlzeitsreste zu verzehren; ja, sie kommt ihnen nicht selten mit dem Verspeisen

---

1) Und zwar wird Hundefleisch in China nicht etwa bloss vom niederen Volk, aus Mangel an anderweitiger Nahrung, sondern allgemein und selbst an den besten und elegantesten Tafeln gegessen. Unter den vielen älteren und neueren Nachrichten darüber möge hier nur auf folgende verwiesen werden: Neuhof, Die Gesandtsch. der Ost-Ind. Gesellsch. in den verein. Niederländ. an den Tart. Cham, Amsterd. 1666, p. 275. Ysbrants Ides, Driejaar. Reize naar China, Amsterd. 1704, p. 103. Du Halde, Descr. de l'Emp. de la Chine, Paris 1735, T. II, p. 138. Bell d'Antermony, Voyage dans div. contrées de l'Asie, trad. de l'Angl. par M***, Paris 1746, p. 343. Staunton, Des Graf. Macartney Gesandtsch. nach China, aus dem Engl., Frankf. und Leipz. 1798, Bd. II, p. 173. Davis, La Chine etc. T. I, p. 312; T. II, p. 236. Іакинѳъ, Китай и пр., С. Петерб. 1840, стр. 262, 360, 377. Itier, Journ. d'un Voyage en Chine, Paris 1848, T. I, p. 302; T. II, p. 80. Ferrière-le-Vayer, Une Ambass. Franç. en Chine, Paris 1854, p. 197. Bowring, Die Chinesen (Petermann's Geogr. Mittheil., 1858, p. 319). Fleming, Travels on horseback in Mantchu Tartary, London 1863, p. 219. Girard, France et Chine, Paris 1869, T. II, p. 32.

2) Witsen, Noord en Oost Tartarye, 1785, p. 57. O. Genest, Capit. Jacobsen's Besuch bei den Koreanern (Globus, Bd. LII, p. 61).

einer ans Meereseis festgefrorenen *Nochla-nga* oder eines in die Falle gerathenen Thieres noch zuvor. Vielleicht werden die **Giljaken** dabei auch noch von irgend welcher auf diesen Vogel bezüglichen abergläubischen Vorstellung beherrscht, wie etwa die **Tschuktschen**[1]) und die **Eskimo** (vom Kotzebue-Sunde), welche die Rabenkrähe für die Urheberin der Welt halten[2]). Jedenfalls sah ich sie auf Reisen bisweilen oben auf der mit Provision und Handelsgegenständen beladenen Narte einen Krähenkopf mit sich führen, wie sie mir selbst sagten, als ein Glück bringendes Mittel. Ganz ähnliche Vorstellungen wie über die Krähe herrschen übrigens bei den oben genannten Völkern, den **Tschuktschen**, den **Eskimo** von Kadjak, den **Kenaiern** und den **Koljuschen** auch in Beziehung auf den Raben, und die Letzteren essen diesen daher auch nicht[3]). Bei der grossen Aehnlichkeit beider Vögel im Aeusseren wie in der Lebensweise, ist es sehr wohl möglich, dass auch die **Giljaken** sich gegen beide gleich verhalten und den Raben somit ebenfalls nicht essen.

Unter den Reptilien und Amphibien giebt es kein einziges Thier, das die **Giljaken** ässen, da sie vor allen, insbesondere aber vor Schlangen und Kröten eine in abergläubischen Vorstellungen wurzelnde Furcht haben, von welcher in der Folge noch mehrfach die Rede sein wird[4]).

Endlich muss unter den animalischen Nahrungsmitteln der **Giljaken** auch einiger wirbellosen Thiere Erwähnung geschehen, denn die Küsten-**Giljaken** verschmähen es nicht, manche von der See ausgeworfene oder von der Ebbe hinterlassene Crustaceen und Weichthiere aufzulesen und zu verzehren. So bezeichneten sie mir z. B. an der Westküste Sachalin's die *Tellina venulosa* (gilj. *kär wub*)[5]), die *Mac*[illegible]*achalinensis* (gilj. *moghomi-wellach*)[6]), noch eine dritte Muschel, die sie *jotang-wellach* nannten, und die mir unbekannt blieb, als solche Arten, deren Thier sie ässen, und rühmten ihnen zugleich nach, dass sie «süss wie Zucker» seien.

Der animalischen Nahrung gegenüber tritt die vegetabilische bei den **Giljaken** stark zurück. In erster Reihe stehen hier, weil allgemein zugänglich und umsonst zu haben, die einheimischen wilden Naturprodukte, mancherlei Beeren, kleine Baumfrüchte, Wurzelknollen, Kräuter, Algen und Seetange. Alle diese Vegetabilien werden nur als Zukost zur animalischen Nahrung oder mit dieser gemischt und zu verschiedenartigen Speisen bereitet genossen. Obenan unter ihnen steht namentlich die Preisselbeere, *Vaccinium Vitis idaea* L. (gilj. *myghr*[illegible]*ils*[7]) oder auch

---

[1]) **Кіберъ**, Чукчи (Сибирск. Вѣстн., 1824, Ч. II, Этнографія, стр. 119.

[2]) Berth. **Seemann**, Reise um die Welt, Bd. II, p. 30, 72.

[3]) **Lütké**, Voyage autour du monde, Paris 1835, T. I, p. 189, 214. Nach **Nordenskiöld** (Die Umsegelung Asiens und Europas, Bd. II, p. 96) hingegen hatten die **Tschuktschen** von Pitlekai und Jinretlen gegen den Genuss eines geschossenen Raben nichts einzuwenden.

[4]) In China werden auch Frösche, Schildkröten und selbst Schlangen gegessen. **Jakinf**, l. c., p. 202, John **Bowring**, l. c.

[5]) S. dieses Werkes Bd. II, p. 356—358.

[6]) Ebenda, p. 375—378. Wie a. a. O. bereits erwähnt, heisst *wellach* eine Schnecken- oder Muschelschale überhaupt; das Thier der *Moghomi-wellach* aber soll nach **Glehn** *pubk* heissen.

[7]) Das *s* ist in diesem Worte weich auszusprechen, gleich dem französischen *z*.

als, d. h. «Beere» schlechtweg genannt)[1], sowohl was die Quantität ihrer Consumtion, als auch ihre vielfältige Verwendung und den Wohlgeschmack betrifft, den die Giljaken am Genuss derselben finden. Alljährlich im Herbst werden daher grosse Vorräthe von dieser Beere für den Winter gemacht. Zu dem Zweck begeben sich ganze Familien, namentlich aber die Weiber und Kinder in den Wald, besonders die kleinen, zum Amur oder Liman mündenden Flüsse aufwärts. Dort wird an gelegener Stelle ein Zelt oder auch nur ein schräges, von vier Stangen getragenes Schutzdach errichtet, vor welchem ein Feuer lodert, und die ganze Zeit dem Sammeln von Beeren gewidmet. In der Umgegend des Nikolajefschen Postens bin ich am Kamr- und Litsch-Flusse wiederholt auf solche beerensammelnde Familien gestossen. Die Beeren werden in grosse, aus Birkenrinde gefertigte Taschen und Körbe geschüttet und zu Boot nach Hause gebracht, wo sie in den Vorrathskammern, mit Gras bedeckt, den Winter über in gefrorenem Zustande aufbewahrt werden. Die Giljaken um Nikolajefsk hatten davon so viel, dass sie ausser dem eigenen Bedarf den ganzen Winter hindurch auch die dortigen Russen damit versorgten. Preisselbeeren, mit Fisch- oder Seehundsthran übergossen und umgerührt, bilden die ganz gewöhnliche Zukost zur Fisch-, namentlich Jukolanahrung der Giljaken. Ausserdem geben sie aber auch eine beliebte Zuthat für viele Speisen der Giljaken ab, so unter Anderem für eine der wichtigsten derselben, das sogen. *Mossj*. Dies ist ein Gemisch von zerriebenen Fischhäuten oder in Ermangelung solcher auch von zerkleinerter Jukola mit Fischthran und Beeren. Die Fischhäute, vom Lyghi- oder vom Tengi-tscho, werden zur Bereitung von Mossj in kleine Stückchen zerschnitten, stark gekocht, zerrieben und mit Fischthran zu einem Brei von weisser Farbe zusammengemischt, in welchen zuletzt noch Preisselbeeren hineingerührt werden[2]. Das giebt eine dickflüssige Masse, gleich dicker Milchsahne (saurem Schmand). So habe ich das Mossj zum Bärenfest in Tebach bereiten sehen, da es nothwendig zu einem solchen gehört und sowohl von den Festtheilnehmern gegessen, als auch dem Bären gereicht wird. Zu anderen Zeiten habe ich es aber auch aus feinzerschnittener, gekochter und mit Fischthran und Preisselbeeren zusammengerührter Jukola herstellen sehen. Kühlt sich die Masse hinlänglich ab, oder gefriert sie ein wenig, so lässt sie sich mit dem Messer in Scheiben schneiden. Je nach der benutzten Fischart unterscheiden die Giljaken *Lyghi-* und *Tengi-mossj*, von welchen sie dem ersteren den Vorzug geben. Ein kleiner Vorrath davon wird von ihnen gern auch auf Winterreisen mitgenommen. Zum Mittagsmahl am lodernden Feuer habe ich sie dann mit ein paar Streifen an der Flamme erwärmter oder leicht gerösteter Jukola, einigen Scheiben Mossj und einem Trunk Schneewassers vollkommen Vorlieb nehmen sehen. Nächst der Preisselbeere ist *Empetrum nigrum* L. (gilj. *yghych*) die gebräuchlichste und beliebteste Beere bei den Giljaken. Sie wird ganz ebenso wie jene, ja oft an Stelle derselben sowohl als Zukost, wie als Zusatz zum Mossj und anderen Speisen benutzt und auch ebenso in Menge gesammelt und aufbewahrt. Im Tymy-Thale auf Sachalin ist sie sogar häufiger und gebräuchlicher als die Preisselbeere. An anderen Orten, wie z. B. bei Tymi am Liman, wird die Kransbeere, *Vaccinium Oxycoccus* L. (gilj. *tym-als*) mit Vorliebe und in Menge gegessen, doch ohne jene beiden ersteren auch im Mossj zu ersetzen. Auch andere Beeren, wie *Rubus Idaeus* L. (gilj. *kclam*), *R. Chamaemorus* L. (gilj. *cdeni-als*) u. a. werden gelegentlich gegessen, ohne jedoch von Bedeutung zu sein.

---

[1] Die Giljaken von Tymy und der Ostküste Sachalin's nennen die Preisselbeere *ikf* oder *pogkla(n)-als*, d. h. rothe Beere.

[2] Eine ganz ähnliche Speise, aus gekochten und zerriebenen Fischhäuten mit Beimischung von zerstampften Cedernüssen, war nach Steller (l. c., p. 328) auch bei den Kurilen auf der Südspitze Kamtschatka's gebräuchlich.

Eine schmackhafte Speise liefert den Giljaken die Frucht der wilden Rose, *Rosa cinnamomea* L., giljakisch auf dem Festlande *tilyrsch* und *tschi*, auf Sachalin *pilj-als*, d. h. grosse Beere, genannt [1]). Die im Herbst vorräthig eingesammelten Hagebutten werden, wie ich es in Tyk an der Westküste Sachalin's wiederholentlich gesehen, noch gefroren in den Kessel gethan, erwärmt, zerrieben und mit Seehundsthran zu einem Brei gerührt, der mit Löffeln gegessen wird.

Charakteristisch für das vorzügliche Gebiss und die kräftigen Kauwerkzeuge der Giljaken ist der Gebrauch, den sie von den Früchten von *Prunus Padus* L. und von den Ceder- oder Zirbelnüssen (gilj. *tohrs*), einem vornehmlichen Produkt Sachalin's, machen [2]). Beide habe ich sie handvollweise wie die weichsten Beeren verzehren sehen, ohne dass die Kerne oder die Nüsse zuvor zerstampft und die Schalen entfernt worden wären. Letzteres geschieht auch nicht, wenn aus ihnen eine Art Kuchen bereitet wird. Die Faulbaumfrüchte werden dabei nur zerstampft und mit Hülfe von etwas Mehl und Thran zu einem Kuchen geformt, der bei den Giljaken auf dem Festlande *kyp*, auf Sachalin *kop* heisst. Die Zirbelnusskerne und Schalen aber werden in eine aus der zerriebenen Rinde des Faulbaumes mit Hülfe von Seehundsthran gewonnene teigartige Masse von rothbrauner Farbe eingeknetet, welcher man die Form etwa spannenlanger und ebenso breiter, auf der Oberseite mit einigen Figuren verzierter Kuchen oder Brödchen giebt.

Nicht unansehnlich ist die Zahl der Wurzeln, welche die Giljaken als Nahrungsmittel gebrauchen. Leider bin ich von vielen nicht im Stande, den systematischen Namen der Pflanze anzugeben, zu welcher sie gehören [3]). Die meisten Wurzeln, namentlich diejenigen verschiedener Zwiebelgewächse, werden in Fisch- oder Seehundsthran gekocht genossen. So insbesondere die Zwiebeln von *Fritillaria kamtschatkensis* Gawl. (gilj. *kark*) und von *Lilium spectabile* Link. (gilj. *nork*), welche man auf Fäden aufgereiht in ihren Vorrathskammern hängen sieht; desgleichen die Wurzeln von *Corydalis ambigua* Cham. (gilj. *tschjurk*), *Heracleum dissectum* Led. (gilj. *ryghr*) und manche andere, mir unbekannt gebliebene Wurzeln, wie *tuksj*, *udalak*,

---

[1]) Desgleichen auf Sachalin die Frucht der *Rosa rugosa* Thbg., bei den dortigen Giljaken nach Glehn *piljalatsch* genannt; s. Schmidt, Reisen im Amur-Lande und auf der Insel Sachalin (*Mém. de l'Acad. des sc. de St. Pétersb.*, VII^e Sér., T. XII, № 2, p. 213, 218).

[2]) Die entsprechenden Bäume heissen bei den Giljaken *tassj* (*Prunus Padus*) und *chim* (*Pinus Cembra, pumila*).

[3]) Die nachstehend mitgetheilten Namen beruhen auf den Bestimmungen, welche Maximowicz bei Ausarbeitung seiner «Primitiae florae amurensis», St. Petersb. 1859 (*Mém. prés. à l'Acad. Imp. des sc. par divers savants*, T. IX) und Fr. Schmidt für den botanischen Theil seiner «Reisen im Amur-Lande und auf der Insel Sachalin», 1868 (*Mém. de l'Acad. Imp. des Sc. de St. Pét.*, VII^e Sér., T. XII, № 2, p. 212) nach den von ihm und Glehn gesammelten Materialien gemacht haben.

mryu, *plim*, *a(r)sj* u. drgl. m. Manche Zwiebeln, wie die von den Giljaken *ngyfki* genannte, welche vermuthlich einer *Allium*-Art angehört, werden in frischem Zustande zerschnitten und den Speisen als Würze beigefügt, und ebenso wird auch das zerschnittene und getrocknete Kraut mancher Laucharten, (gilj. *hagi*), auf dem Festlande wohl meist von *Allium schoenoprasum* L., auf Sachalin von *Allium victoriale* L., in die Brühen gethan, um sie schmackhafter zu machen, wesshalb die Giljaken sich zum Winter mit einem ansehnlichen Vorrath desselben versorgen [1]).

Von manchen anderen Pflanzen werden die jungen Blätter und geschälten Blattstiele und Stengel zur Nahrung benutzt, indem man sie mit Fisch- oder Seehundsthran zu einer Suppe verkocht: so von *Cacalia hastata* L. (gilj. *pytk*), *Epilobium angustifolium* L. (gilj. *tschola*), nach Glehn auch von *Polygonum Weyrichii* Schm. (gilj. *haps*), *Heracleum barbatum* Led. (gilj. *nukr*), *Senecio pseudo-arnica* Less. (gilj. *kengs*) und *Petasites japonicus* S. et Z. (gilj. *löllu* und *tol-achs*) [2]). Die erstere Pflanze namentlich scheint sehr gebräuchlich zu sein. Ich habe sie von den Giljaken im Dorfe Tyk auch im Winter essen sehen, nach einer sehr langwierigen und complicirten Zubereitung. Zunächst wurden von der trockenen, im Sommer vorräthig eingesammelten Pflanze die Blätter abgerupft und in einem Kessel in Wasser gekocht. Alsdann wurde der Inhalt in einen hölzernen Trog geschüttet und abgekühlt, worauf das Wasser aus den Blättern wie aus einem Stück Wäsche ausgerungen wurde. Die so entstandenen länglichen Blätterballen wurden nun mit dem grossen Fischmesser in sehr kleine Stückchen zerschnitten, mit Lyghi-tscho-Rogen durcheinander gerührt und das Ganze nochmals in Wasser zu einer dickflüssigen Suppe gekocht, welche aus hölzernen Schalen halb gelöffelt und halb getrunken wurde. Ein paar Tage später sah ich dieselbe Speise nur mit dem Unterschiede bereiten, dass an Stelle des Fischrogens fein zerschnittener Seehundsspeck den Blättern beigemischt wurde. In ganz ähnlicher Weise verwenden die Giljaken auch verschiedene Flechten, namentlich die Rennthierflechte, *Cetraria islandica* L. (gilj. *chitwyrk*) [3]), und eine Baumflechte, *Usnea* (gilj. *tschwalch*, und zwar als *kana* (weisser)- und *piula* (blauer) -*tschwalch* unterschieden), zur Nahrung, indem sie aus ihnen mit Hinzufügung von Fischrogen oder Seehundsthran Suppen bereiten.

Wie der Wald, so liefert den Giljaken endlich auch das Meer einige vegetabilische Nahrungsmittel, darunter namentlich eine essbare Alge, welche sie *tschollach* nennen [4]), und die *Laminaria esculenta* (gilj. *putsch*). Letztere habe ich im Dorfe Tyk in ganz ähnlicher Weise wie die obenerwähnten Baumalgen und andere Pflanzen verzehren sehen, indem sie mit zerkleinerter Jukola vermischt in Wasser gekocht wurde, wobei sie, wenn ganz zerkocht, in der Suppe eine kleistrige, zähe Masse von weisser Farbe abgab. Die Giljaken sammeln und trocknen die *Laminaria* in kleinen Vorräthen für den Winter, was sie vielleicht den Aino abgesehen haben, die es nach **Schmidt**[1]) ihrerseits von den Japanern gelernt haben, welche die **Aino** dazu anhalten und alljährlich ganze Schiffsladungen von getrockneter und künstlich aufgerollter *Laminaria* von Sachalin nach Hakodate und Matsmai senden.

---

[1]) Vermuthlich von der Menge dieses Naturproduktes hat eine der kleinen, im südlichen Theile des Amur-Limanes gelegenen Inseln von den Giljaken den Namen Hagi-mif (*mif* heisst Land überhaupt) erhalten, eine Bezeichnung, welche die Russen auf den ganzen, acht kleine Inseln umfassenden Archipel ausgedehnt haben.

[2]) Glehn, l. c., p. 212—214.

[3]) Bei den Oltscha: *chity*.

[4]) Glehn, l. c., p. 214.

Sind die oben besprochenen vegetabilischen Naturprodukte den **Giljaken** insofern von grosser Bedeutung, als sie bei einiger Mühe und Vorsorge Allen zugänglich sind und, wenn auch an sich nur wenig nahrhaft, doch wesentlich zur grösseren Schmackhaftigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Nahrung beitragen und sie in kargen Zeiten, wenn kein Fisch- und Thierfang stattfindet und die animalischen Vorräthe stark zur Neige gegangen, sogar vor Hungersnoth bewahren, so verhält es sich ganz anders mit denjenigen Vegetabilien, welche das Land selbst nicht producirt, und welche die **Giljaken** nur im Handel mit den angrenzenden Culturvölkern, Chinesen, Japanern und Russen, sich verschaffen können. Diese Nahrungsmittel, einige Cerealien und Leguminosen, sind zwar weit nahrhafter, haben aber für sie im Ganzen eine geringere Bedeutung, ja können gewissermaassen als Luxusartikel bezeichnet werden, indem sie direkt nur den Bemittelteren unter ihnen zukommen und auch von diesen nicht beständig, sondern nur bei gewissen Gelegenheiten genossen werden. Im alltäglichen Leben werden sie von den **Giljaken** nur selten oder fast gar nicht gebraucht. Während der Bärenfestlichkeiten hingegen werden grosse Mengen derselben verzehrt, und da solche Feste nicht eben selten statthaben und beim communistischen Sinne der **Giljaken** zahlreiche Theilnehmer finden, so kommen allerdings die im Besitz eines Einzelnen angehäuften Nahrungsmittel der Art, sobald er als Gastgeber auftritt, stets auch einer mehr oder minder grossen Anzahl anderer und minder bemittelter **Giljaken** zu gute. Bei solchen Gelegenheiten habe ich denn auch die verschiedenen, bei den **Giljaken** üblichen Nahrungsmittel der Art und die Form, in welcher sie von ihnen genossen werden, näher kennen gelernt. Es sind ihrer, wie gesagt, nicht viele. In erster Reihe stehen die von den Chinesen bezogenen Cerealien. Am häufigsten und beliebtesten bei den **Giljaken** ist chinesische oder, wie sie stets sagen, mandshurische Hirse, *Setaria italica* (gilj. *budá*), und nächstdem chinesische Gerste (gilj. *mudi*). Weit seltener und auch weniger beliebt ist *Sorghum vulgare* L. (gilj. *sajuasj*)[2]). Sehr hoch geschätzt dagegen ist bei den **Giljaken** japanischer Reis doch ist er nur sehr selten bei ihnen zu finden. **Judin**, ein sehr angesehener **Giljake**, der Gastgeber des Bärenfestes, dem ich im Winter 1856 im Dorfe Tebach beiwohnte, besass noch den Rest eines Vorraths, den er sich vor Jahren von den Japanern (**Sisam**) auf Sachalin geholt hatte, doch war dieser zu klein, um den zahlreichen Gästen vorgesetzt zu werden. Sobald die Russen sich im unteren Amur-Lande, in Petrofskoje Simowjo, Nikolajefsk und Marjinsk niedergelassen hatten, begannen die **Giljaken** sich auch bei ihnen mit kleinen Quantitäten verschiedener Cerealien zu versorgen. Namentlich fanden Buchweizengraupen bei ihnen den grössten Beifall, so dass ich diese auf dem erwähnten Bärenfeste 1856 schon in grosser Menge auftischen sah. Desgleichen sagte ihnen das billige russische (b) Roggenmehl (gilj. *owa*) sehr zu, da sie von den Chinesen für einen hohen Preis nur geringe Quantitäten von Weizenmehl (gilj. *rhak*) beziehen konnten. Alle oben erwähnten Cerealien werden von den **Giljaken** zu einem dicken, trockenen Brei gekocht und mit Fischthran genossen, der, wie bei uns die geschmolzene Butter, in eine vermittelst des Löffels oder eines Stäbchens in die Grütze gemachte Vertiefung gegossen wird. Das Mehl findet bei ihnen eine verschiedene Verwendung. Die hauptsächlichste besteht in der Bereitung einer Art Kuchen oder Brödchen. Zu dem Zweck wird es mit Fischthran übergossen und zu einem Teig geknetet, — eine Arbeit, welche die Weiber in der Art ausführen, dass sie den Mund voll Wasser nehmen und davon beim Kneten des Teiges so viel als nöthig in denselben herabfliessen lassen. Aus diesem Teige werden flache, längliche und runde Brödchen geformt, im grossen Kessel des Herdes in Wasser gekocht und schliesslich hin und her zerbrochen und mit Fischthran übergossen. Eine andere, dem Gaumen der **Giljaken** sehr zusagende Speise erhalten sie dadurch, dass das Mehl mit halbzerquetschten Preissel- oder Rauschbeeren (*Empetrum nigrum*) und Fischthran vermischt und zu einem Brei umgerührt wird. Von Gemüsen ist bei ihnen nur eines und auch dieses fast nur bei festlichen Gelegenheiten im Gebrauch. Es sind dies gewöhnliche, weisse oder gelbliche Bohnen (*Phaseolus vulgaris* L., gilj. *tursch*), die sie von den weiter oberhalb am Amur und am Sungari wohnenden Chinesen beziehen. Diese werden zunächst gekocht und alsdann mit Fischthran, zerkleinertem Kyp (s. oben) und fein geschnittenem trockenen Lauch (*hogi*), ja bisweilen auch noch mit Beeren von *Empetrum nigrum* durchgerührt, — eine durch ihre seltsamen Zusammenstellungen in der That eigenthümliche kulinarische Leistung.

---

[1]) L. c., p. [illegible].

[2]) Die beiden ersteren haben auch bei den **Oltscha** dieselbe Bezeichnung, das letztere heisst bei ihnen und bei den **Golde** *sejussu*.

So werden nicht bloss die mancherlei einheimischen, mehr als Zukost dienlichen, sondern auch die wenigen, wirklich nahrhaften exotischen Vegetabilien, welche die **Giljaken** als Nahrungsmittel gebrauchen, von ihnen nicht anders als mit einem mehr oder minder starken Zusatz von Fischthran genossen. Die ichthyophage Natur der **Giljaken** bleibt sich eben auch hiebei treu. Und somit bildet, trotz der nicht wenigen oben aufgezählten vegetabilischen Nahrungsmittel, die animalische und speciell Fischnahrung im Grossen und Ganzen doch die Basis und Grundbedingung der Existenz der **Giljaken**.

Eines hinsichtlich der Nahrung der **Giljaken** beachtenswerthen Umstandes muss hier noch gedacht werden. Es ist die Thatsache, dass sie bei ihrer Nahrung gar kein Salz gebrauchen, ja sogar einen gewissen Abscheu vor demselben haben. Ich erlaube mir hier zunächst zu wiederholen, was ich darüber bereits vor einigen Jahren dem Hrn. Dr. Gustav **Bunge**[1]) brieflich mitgetheilt habe, und was von ihm auch gedruckt wiedergegeben worden ist[2]). Trotz meines längeren Aufenthaltes unter den **Giljaken** und manches Einblickes in ihre Nahrung und Speisebereitung, habe ich nie gesehen, dass sie zu irgend welcher Speise Salz hinzufügten, oder es sonst wie genössen. Ich bin auch nie von ihnen um welches angegangen worden und wüsste nicht, dass sie in Nikolajefsk, wo es käuflich zu haben war, je darnach gefragt hätten. Einen sprechenden Beleg dafür, wie wenig es zu ihren Bedürfnissen gehört, lieferte mir ferner folgendes Erlebniss: da mir gegen Ende meiner Reise im Winter 1856 das Salz ausgegangen war, erkundigte ich mich darnach in jedem Giljaken-Dorfe der Westküste Sachalin's und des Amur-Liman's, das ich passirte, jedoch stets vergeblich, bis mir endlich im Pronge an der Amur-Mündung ein haselnussgrosses, in ein schmutziges Läppchen eingewickeltes Klümpchen davon gebracht wurde, das der Besitzer einmal zufällig erhalten hatte und als werthloses Curiosum aufbewahrte. Wiederholt äusserten mir auch die Giljaken, wenn sie mich Salz essen sahen, ihren Widerwillen dagegen. Aus zahlreichen ähnlichen Aufzeichnungen über den Gebrauch oder Nichtgebrauch des Salzes bei verschiedenen Völkern zieht Dr. Bunge den gewiss ganz richtigen Schluss, «das alle diejenigen Völker, welche fast ausschliesslich von animalischer Nahrung leben, — Jäger, Fischer, Nomaden (und dazu gehören auch die Giljaken) — das Salz entweder gar nicht kennen, oder, wo sie es kennen lernen, verabscheuen, während die vorherrschend von Vegetabilien sich nährenden Völker ein unwiderstehliches Verlangen darnach tragen und es als unentbehrliches Lebensmittel betrachten», — ein Verhalten, das sich nach seinen trefflichen Auseinandersetzungen vom chemisch-physiologischen Gesichtspunkte als ganz begründet erweist[1]). Hinsichtlich der Giljaken aber sehe ich mich durch die erwähnten Auseinandersetzungen Dr. Bunge's zu einigen ferneren Bemerkungen über den Gebrauch oder vielmehr Nichtgebrauch des Salzes bei ihnen veranlasst. Die einzige Gelegenheit nämlich, bei welcher die Giljaken, wie aus den obigen Mittheilungen zu ersehen ist, pflanzliche Nahrungsmittel und zwar Cerealien und Leguminosen in grösseren Quantitäten zu sich nehmen, sind die Bärenfeste. Ist es daher nicht auffallend, dass der Abscheu der Giljaken vor dem Salz alsdann nicht nur nicht schwindet, sondern im Gegentheil ganz besonders praegnant zu Tage tritt, indem es beim Bärenfest sogar für *nütsch* (unheilbringend) gilt, Salz zu den Speisen hinzuzufügen? Dennoch scheint mir dies jener Schlussfolgerung Dr. Bunge's und ihrer chemisch-physiologischen Begründung nicht zu widerstreiten. Denn einmal finden die Bärenfeste doch nur zeitweise hier oder da statt, was den im Ganzen sehr vorwiegend animalischen Charakter der giljakischen Nahrung nicht alterirt; zweitens sind die auf denselben zur Verspeisung kommenden Mengen pflanzlicher Nahrung auch nur in dem Falle erheblich, wenn der Gastgeber ein sehr bemittelter, im Handel mit Chinesen, Russen oder Japanern stehender Mann ist, während sie sonst und für gewöhnlich der Menge animalischer Nahrung, namentlich an Bärenfleisch und Fett, doch nachstehen dürften; und drittens endlich sind die Bärenfeste eine altnationale, wie wir sehen werden, mit manchem tiefwurzelnden Aberglauben durchdrungene Sitte der Giljaken, bei welcher eine jede Neuerung auf besonders hartnäckigen Widerstand stossen musste. Sie hat sicherlich bei ihnen bestanden, lange bevor sie das Salz kennen gelernt hatten, wie man schon aus dem Umstande schliessen möchte, dass sie für dieses letztere keine selbständige, sondern nur eine etwas modificirte fremdländische Bezeichnung haben. Denn die giljakische Bezeichnung *taftsch* für das Salz dürfte doch wohl aus dem mandshurischen *dabssun* (mongolisch: *dabussu*)[1]) entnommen sein. Auf diese Etymologie gestützt, möchte ich auch vermuthen, dass die **Giljaken** das Salz zuerst in der Zeit kennen lernten, als ein Mandshu-Stamm, die **Djutscheren**, mit Ackerbau, Viehzucht u. drgl. beschäftigt, am unteren Amur von der Sungari- bis unterhalb der Ussuri-Mündung wohnten, von wo sie um die Mitte des XVII. Jahrhunderts auf Geheiss der chinesischen Regierung an den Churcha versetzt wurden[2]). In den zwei seitdem vergangenen Jahrhunderten hat also das Salz keinen Eingang bei den **Giljaken** finden können, — gewiss ein sprechender Beweis dafür, dass kein physiologisches Bedürfniss darnach vorlag.

---

[1]) Damals Docent in Dorpat, gegenwärtig Professor in Basel.

[2]) In seinem Artikel «Ethnologischer Nachtrag zur Abhandlung über die Bedeutung des Kochsalzes und das Verhalten der Kalisalze im menschlichen Organismus» (Zeitschrift für Biologie, Bd. X, München 1874, p. 111).

---

[1]) Vrgl. auch sein Lehrbuch der physiolog. und patholog. Chemie, Leipzig 1887, p. 100 ff.

So ausgesprochen und allgemein die Abneigung der **Giljaken** gegen das Salz ist, so grossen Beifall findet bei ihnen hingegen der Zucker (gilj. *sadla*), und zwar in der Form, wie sie ihn von den Russen kennen gelernt haben[3]). Der ihnen schon früher bekannte chinesische Zucker von brauner Farbe und nur schwach süssem Geschmack hat für sie keine Attraction, und da er zudem nur für einen hohen Preis und auch nur ausnahmsweise von den chinesischen Händlern am Amur, die meist nur kleine Quantitäten davon zum eigenen Bedarf bei sich führen, zu haben ist, so kennen ihn die wenigsten **Giljaken**[4]). Nach russischem Zucker sind sie hingegen sehr begierig: er bildete zur Zeit meines Aufenthaltes unter ihnen nächst dem Tabak den Hauptgegenstand ihrer häufigen und sehr zudringlichen Betteleien, bei welchen sie in der Regel Kinder vorschoben und an denselben, um Mitleid zu erregen, Augenkrankheiten vorschützten, mit der Behauptung, dass gegen diese nur Zucker zu helfen im Stande sei. Nicht selten kauften sie sich auch welchen in Nikolajefsk, um denselben ihren Speisen, namentlich den oben erwähnten Mehlkuchen und solchen, zu deren Bereitung Preissel- oder Rauschbeeren u. drgl. gehörten, beizufügen. Ja, sie erklärten sich nicht abgeneigt, dies auch mit den zum Bärenfest bereiteten Speisen zu thun, falls er in genügender Menge vorhanden wäre, was ihre ganz verschiedene Stellung dem Zucker und dem Salz gegenüber kennzeichnet.

Zum Schluss unserer Mittheilungen über die Nahrung der **Giljaken** möge hier eine kurze Besprechung ihrer wichtigsten, zur Aufnahme der Nahrungsmittel, wie zur Bereitung und Verzehrung der Speisen dienlichen Geräthschaften und Utensilien folgen. Es sollen zunächst nur die gewöhnlichen, im alltäglichen Leben gebrauchten Gegenstände der Art Erwähnung finden, während das besondere, beim Bärenfest übliche Geräth später, am betreffenden Ort besprochen werden wird. Wie oben schon angegeben, steht in der Jurte gleich am Eingange ein mit Wasser gefüllter, aus Birkenrinde gemachter Kübel, an welchem ein paar zum Schöpfen und Trinken bestimmte Schalen hängen. Das Wasser für denselben wie für den übrigen Hausbedarf wird von den Weibern in ebenfalls aus Birkenrinde gemachten, an ein Schulterjoch gehängten Eimern (Taf. XXXIII, Fig. 1 und 2, gilj. *kormulk*, resp. *dshamda*) aus dem Fluss gebracht. Desgleichen ist oben des grossen eisernen Kessels (gilj. *ormotsch-wunj*) gedacht worden, der im Winterhause in jeden der beiden, rechts und links vom Eingange befindlichen Herde eingemauert, in der Erd- und in der Sommerjurte aber auf der Plattform des Herdes über drei Steinen aufgestellt ist. Er ist stets von chinesischer Provenienz und dient zum Bereiten der Fischbrühe für die Hunde und auch mancher Speisen für die Menschen. Daneben haben aber die Giljaken auch kleinere Kessel, die sie je nach Umständen, sei es in der Erd- oder Sommerjurte, im Jagdzelt oder beim Campiren im Freien brauchen, und die theils ebenfalls chinesischen, theils japanischen Ursprungs sind, wie die auf Taf. XXXIII, Fig. 4 und 3, abgebildeten: *matsch-wunj* (d. h. kleiner Kessel) und *kughi-wunj* (d. h. Aino-Kessel). Zum Umrühren und Schöpfen der im grossen Kessel bereiteten Brühe dienen grosse hölzerne Löffel (Taf. XXXIV, Fig. 5 und 6, gilj. *myich* und *mityr*) und bei kleineren Kesseln auch kleinere Schöpflöffel von Eisen (Taf. XXXIII, Fig. 5, gilj. *komb*). Zum Bereiten und Auftragen breiartiger Speisen, wie die oben erwähnten Grützen u. dgl., bedienen sich die Giljaken je nach Bedürfniss grösserer oder kleinerer hölzerner Tröge (gilj. *odong* und *orong*), die denjenigen, aus welchen die Hunde gefüttert werden, in der Form ganz ähnlich sind und bisweilen auch dazu gebraucht werden. Ein an den Enden mit eingeschnitzten Arabesken verziertes Stück der Art aus dem Dorfe Tebach ist auf Taf. XXXIV, Fig. 1, abgebildet. Andere Nahrungsmittel und Speisen, wie die oben beschriebenen Mehlkuchen, Bohnen, verschiedene Beeren u. drgl., sah ich in niedrigen, ungefähr quadratischen Schalen aus Birkenrinde auftischen, deren Boden und Ränder mit verschiedenartigen Arabesken verziert waren; es sind dies die giljakisch sogen. *Tollangr* (Taf. XXXIII, Fig. 8). Wie diese Gefässe, die man ihrer Bestimmung nach als die Schüsseln des giljakischen Services bezeichnen könnte, so sind auch die für den Gebrauch des Einzelnen bestimmten, als Tassen und Teller dienenden Gefässe je nach der Natur der einzunehmenden Speise von verschiedener Beschaffenheit. Handelt es sich nur um einige Streifen Jukola, so genügt, wie schon erwähnt[1]), ein kleines, hölzernes Handtischchen (*chachtschitsch*), auf welchem sie zerschnitten wird, um, in Fischthran getunkt, verzehrt zu werden. Flüssige Speisen, wie die oben erwähnten Brühen, werden aus hölzernen Schalen, gilj. *mumk-ngir*[2]) (Taf. XXXIII, Fig. 6), genossen, und zwar mehr geschlürft als gelöffelt. Zum Genuss fester Speisen, Fisch, Fleisch, Speck u. drgl., bedient man sich länglich viereckiger, wenig tiefer Schalen, gilj. *cs-ngir*[3]) (ebenda, Fig. 7). Demselben Zweck dienen auch hölzerne, kreisrunde, ziemlich flache Schalen oder Teller (Taf. XXXIV, Fig. 2 und 3) von etwa einem Fuss im Durchmesser, die bei den Giljaken, offenbar wegen ihrer runden, dem oben besprochenen Daumenringe (*aam*) ähnlichen Form, den bezeichnenden Namen *aam-ngir*, Ring- oder Daumenringschalen tragen[4]). Die Giljaken machen sie jedoch nicht selbst, sondern beziehen sie von den Golde, welche sich mit dem Drechseln derselben beschäftigen. Auf den Bärenfesten sowohl bei den Giljaken, wie bei den Oltscha werden sie in grosser Zahl, namentlich zum Verspeisen der oben erwähnten Grützarten benutzt, doch gehören sie keineswegs zu den ausschliesslich bei diesen Festlichkeiten gebrauchten Geräthen, wie man schon aus ihrem exotischen Ursprunge und dem vollkommenen Mangel an irgend welchen Ornamenten und Schnitzereien schliessen darf. Auch habe ich sie von den Giljaken im Alltagsleben oft genug benutzen sehen. Diesen schmucklosen, von den Golde fabrikmässig gedrechselten Schalen gegenüber heben sich alle anderen oben besprochenen, von den Giljaken selbst aus freier Hand gemachten Gefässe stets durch allerlei an denselben angebrachte Verzierungen ab, welche jedoch weit hinter den kunstvollen Schnitzereien zurückbleiben, die wir an den ausschliesslich bei Bärenfesten gebräuchlichen Geräthschaften kennen lernen werden. Zum Verfertigen aller oben angeführten Gefässe, Schalen, Löffel u. drgl., sowie zum Ausführen der Schnitzereien an denselben, wie an anderen Utensilien bedienen sich die Giljaken ausser dem schon erwähnten *Yi-dshakko* noch einiger besonders geformten Messer. So dient zum Aushöhlen von Holz ein Messer mit rinnenförmig gebogener Klinge von verschiedener Grösse, das *Us*(*i*)*r-wossj* der Giljaken (Taf. XXXII, Fig. 4), zum feineren Schnitzen das *Kydr-dshakko*, ein Messer mit sehr schmaler und spitzer Klinge (ebenda, Fig. 3) u. drgl. m. Endlich müssen unter den Tafelutensilien der Giljaken auch die den chinesischen nachgebildeten Gabelstäbchen (gilj. *tschawkr*)[1]) erwähnt werden, davon auf Taf. XXXIII, Fig. 6, ein aus dem Dorfe Wassj herstammendes Exemplar abgebildet ist. Doch verdanken diese ihre Entstehung bei den Giljaken mehr dem Nachahmungstriebe, der sich namentlich allem Chinesischen gegenüber gern geltend macht, als einem wirklichen Bedürfniss, denn im Gebrauch findet man sie bei ihnen so gut wie gar nicht.

---

[1]) **Klaproth**, Asia polyglotta, p. 298; Sprachatlas, p. XXXXVI.

[2]) S. oben, p. 150.

[3]) Sollte nicht auch die angeführte giljakische Bezeichnung desselben aus der russischen («*ssachar*») entlehnt sein?

[4]) **Mamia Rinsô** (**Siebold**, Nippon, VII, p. 193) erzählt, dass die **Giljaken** (**Smerenkur**) auf Sachalin den japanischen Zucker, von welchem er ihnen zu kosten gab, zwar sehr schmackhaft fanden, jedoch nicht mehr davon verlangten.

---

[1]) S. oben, p. 427.

[2]) *Ngir* heisst Schale überhaupt.

[3]) Das *s* ist in diesem Wort weich, gleich dem französischen *s* auszusprechen.

[4]) Bei den Oltscha heissen sie *kola*.

Wie man aus dem Obigen ersieht, ist alles von den Giljaken selbst gemachte Haus- und Tafelgeräth ausschliesslich aus Holz oder Birkenrinde. Irdenes Geschirr findet man bei ihnen gar nicht, ja, weder machen sie selbst welches, noch steht bei ihnen, trotz ihres Verkehrs mit den Chinesen und Japanern, das von diesen Völkern fabrizirte Porzellan im Gebrauch, denn höchstens wird davon hie und da von einem bemittelten Giljaken ein einzelnes Stück, meist eines oder ein paar jener kleinen von den Chinesen zum Branntweintrinken gebrauchten Porzellanschälchen, sei es als Werthobjekt, oder als Curiosum aufbewahrt. Diese Thatsache, dass den Giljaken, trotzdem sie in anderen Dingen, so im Holzschnitzen und, wie wir später sehen werden, auch im Schmiedehandwerk äusserst geschickt sind, die Töpferei selbst in ihren Anfängen ganz und gar fremd ist, verdient gewiss alle Beachtung, und ich erlaube mir daher noch einige darauf bezügliche Bemerkungen. Um zunächst die Thatsache selbst noch mehr ausser Zweifel zu stellen, muss ich ausdrücklich hervorheben, dass ich trotz des langen und vielfältigen Aufenthalts unter ihnen, nie ein Thongeschirr irgend welcher Art in ihrem Haushalte gesehen, noch auch durch Andere von einem solchen gehört habe. Um so auffallender mussten mir daher einige ganz anders lautende Angaben in Mamia Rinsô's Bericht über seine Reisen auf Sachalin (Krafto) und im Amur-Lande sein. Er fand, dass das irdene Geschirr und Porzellan der Giljaken (Smerenkur) auf Sachalin in seiner Form mit dem chinesischen und japanischen Aehnlichkeit hatte[2]).

---

[1]) Vermuthlich aus dem mandshurischen *tschabcha* entnommen. Bei den Oltscha: *sako*.

[2]) Mamia Rinsô, Tôtats kiko (Siebold, Nippon, VII, p. 194).

Man könnte meinen, der Reisende habe es nicht mit ursprünglich giljakischem, sondern nur mit importirtem chinesischen und japanischen Thongeschirr, das er bei den **Giljaken** gesehen, zu thun gehabt, allein damit würde der Widerspruch mit meinen obigen Angaben doch nicht gehoben sein, denn weiterhin erzählt **Mamia Rinsô**, dass es am Amur (Mankô) bei Kidsi besonders viel Porzellanfabriken gebe[1]). Dies bezieht sich nun allerdings nicht mehr auf die **Giljaken**, deren Gebiet erst eine Strecke stromabwärts von Kidsi beginnt, allein auch bei den **Oltscha**, auf die es Bezug haben müsste, und noch weiter aufwärts bei den **Golde**, wenigstens bis zum Ussuri hinauf, ist mir weder von solchen Fabriken, noch von deren Erzeugnissen irgend etwas zu Gesicht gekommen. Ebenso ist es auch **Maack** gegangen. Nur in dem **Golde**-Dorfe Ssilbi sah er unter dem Hausgeräth der Eingeborenen auch irdene Töpfe[2]). Dieses Dorf liegt jedoch schon ganz in der Nähe des Sungari, an welchem, wie wir sogleich sehen werden, auch in dieser Beziehung ganz andere Verhältnisse herrschen. Will man daher den Angaben **Mamia Rinsô**'s Glauben schenken, und das verdienen sie nach meinen Erfahrungen vollkommen, so ist man genöthigt anzunehmen, dass die **Oltscha** und vermuthlich auch die unteren **Golde** noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Thongeschirr- und Porzellanfabrikation betrieben und die Erzeugnisse derselben auch unter den **Giljaken** bis nach Sachalin hin absetzten, ja, dass diese letzteren jene Industrie ebenfalls kannten, — eine Industrie, die ihnen fünfzig Jahre später, als ich das Amur-Land kennen lernte, völlig abhanden gekommen war. Wie und wodurch dies geschehen konnte, soll in einem der nächsten Capitel, bei Besprechung der Handelsbeziehungen der Amur-Völker und insbesondere der **Giljaken** mit den angrenzenden Culturvölkern, soweit möglich, beleuchtet werden. Hier genüge vorerst die allgemeine Bemerkung, dass es höchst wahrscheinlich durch gewaltsame Eingriffe und Verwüstungen zu Wege gebracht worden ist, die aus politischen Gründen von der mandshu-chinesischen Regierung selbst ausgingen, und zu welchen jene Reise **Mamia Rinsô**'s mit Veranlassung gegeben haben kann. Durch den zerstörenden Schlag, den die von den Eingeborenen gefürchtete Regierung unter Anderem auch gegen die Thon- und Porzellanfabrikation der **Oltscha** am Amur ausführte, wurden diese, wie ihre Nachbarn stromauf- und abwärts, die unteren **Golde** und **Giljaken**, auf ihre althergebrachte Holzindustrie zurückverwiesen und gegen alles Thon- und Porzellangeräth so stark und nachhaltig eingenommen, dass fernerhin auch die in China oder Japan verfertigten Gegenstände der Art keinen Beifall und Eingang bei ihnen finden konnten. Andererseits hat vielleicht diese Zerstörung der Thongeräthfabrikation im unteren Amur-Lande den **Golde** zur fabrikmässigen Herstellung von Holzgeräth Veranlassung gegeben, zum Drechseln jener grossen Schalen und Teller, welche bis heutzutage bei den **Giljaken** und **Oltscha**, unter den resp. Bezeichnungen *aamsgir* und *kola*, in allgemeinem Gebrauch stehen.

Während die Thon- und Porzellangeschirr-Industrie am unteren Amur von den **Mandshu** vernichtet wurde, nahm sie in der südlichen Mandshurei, sowie am Sungari und seinen Zuflüssen einen ungestörten und raschen Fortgang. Nach den Aufzeichnungen des Chinesen U-tschen im Jahre 1722 hatten die Mandshu damals noch kein Thongeschirr, sondern nur hölzerne Schüsseln, Schalen und Teller [1]). Mit der wachsenden Kolonisation des Landes durch die Chinesen entstanden aber in demselben auch zahlreiche Thon- und Porzellangeschirrfabriken. Williamson [2]) sah bei Sur-mu-tsching in Liao-tong viel derartige Fabriken und verschiedenes, dort producirtes Geräth, darunter welches von sehr guter Qualität, das weithin versandt wird, und nach Barabasch [3]) giebt es deren je eine oder mehrere in allen Sungari-Städten. Vom Sungari stammte wohl auch das Thongeräth her, welches Maack in Ssilbi am Amur antraf. Dass es aber nicht auch weiter den Amur abwärts, zu den unteren Golde, Oltscha und Giljaken gelangt, trotz ihrer alljährlichen Handelsfahrten nach dem Sungari, zeugt nur allzudeutlich von der Abneigung, welche sie gegen ein solches Geräth hegen.

---

[1]) L. c., p. 172.

[2]) Маакъ, Путеш. на Амуръ, стр. 143.

Muss man aus den oben angeführten Angaben Mamia Rinsô's den Schluss ziehen, dass die Giljaken und Oltscha, trotzdem sie heutzutage kein Thongeschirr in ihrem Haushalte gebrauchen, doch ehemals und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts welches hatten und sogar selbst verfertigten, so lässt sich aus denselben andererseits auch entnehmen, dass dies bei ihnen keineswegs eine seit uralter Zeit geübte Kunst war, sondern dass sie dieselbe erst in verhältnissmässig neuer Zeit durch die Chinesen und Japaner kennen gelernt hatten. Die auf Sachalin von ihm gesehenen Stücke fand er, wie gesagt, den chinesischen und japanischen ähnlich, und dass die zahlreichen bei Kidsi gelegenen Porzellanfabriken, deren er erwähnt, unter chinesischem Einfluss und chinesischer Mitwirkung entstanden waren, ist im höchsten Grade wahrscheinlich. Und weil neu und fremdartig, konnte diese Kunst bei den Giljaken und Oltscha unter den in der Folge eingetretenen ungünstigen Verhältnissen auch so leicht wieder ganz und gar verschwinden, ohne eine andere Spur als die Abneigung gegen ihre Erzeugnisse hinterlassen zu haben. In dieser Ansicht, dass die Anfertigung von Thongeräthen den Giljaken ursprünglich fremd war und ihnen nur in neuerer Zeit durch die Chinesen vorübergehend beigebracht worden, werde ich endlich auch durch die Thatsache unterstützt, dass diese Kunst, gleich wie den Giljaken, auch allen anderen paläasiatischen Völkern, mit einer einzigen Ausnahme, abgeht oder noch vor Kurzem abging. Allerdings berichtet Mamia Rinsô [4]) von den Aino auf Südsachalin, dass sie Thongefässe und zwar von zweierlei Art verfertigen, die einen von etwa 6—7 Zoll im Durchmesser mit Ohren an zwei Seiten, *lojes'ju*, d. h. irdene Pfannen, die anderen *kamui'aju*, d. h. göttliche Pfannen genannt, doch wird man den recenten, japanischen Ursprung dieser ihrer Kunst nicht verkennen. Als Vries und seine Begleiter im XVII. Jahrhundert Jesso und die anliegenden Kurilen entdeckten, sahen sie die Bewohner derselben aus lackirten hölzernen Schalen und vierkantigen Trögen essen[1]), und eben solche Schalen, aber keinerlei Thongefässe finden sich unter den Gegenständen, welche **Poljakof** nebst Schädeln und Knochen in alten **Aino**-Gräbern auf Sachalin gefunden und unserem Museum zugestellt hat. Bezüglich der alten **Kamtschadalen** findet man zwar in dem von **Witsen**[2]) veröffentlichten Berichte des Kosaken **Atlassof** die Nachricht, dass sie zu ihrem Gebrauch irdene und hölzerne Gefässe verfertigen, allein die ersteren sind mehr als fraglich. **Steller** und **Krascheninnikof** sahen bei ihnen nur hölzerne Gefässe, und **Ditmar**[3]) stiess bei seinen Nachgrabungen an den Stellen, wo einst ihre Jurten gestanden, unter zahlreichen Steinwerkzeugen nur einmal auf ein kleines Thongeschirr, das ihm unter den Händen zerfiel, weil es nicht oder höchstens nur ganz schwach gebrannt worden war, und das er für eine mit der Hand geformte Thranlampe hält. Auch hinsichtlich der **Korjaken** und **Tschuktschen** wissen sowohl die genannten Reisenden, als auch **Nordenskjöld** u. A. nur über Anfertigung von Ess- und Trinkgefässen aus Holz, Knochen u. drgl., nicht aber von welchen aus gebranntem Thon zu berichten. Die irdenen Töpfe, welche die Mitglieder der Vega-Expedition bei den **Tschuktschen** sahen, waren von amerikanischem oder europäischem Ursprunge[4]). Ebenso bemerkt **Weniaminof** von den **Aleuten**, dass sie an irdenem Geschirr nur solche Stücke, Tassen, Teller u. drgl., besitzen, die sie gelegentlich von den Russen erhalten haben[5]). Nur von einem paläasiatischen Volke, den **Eskimo** Nordwestamerika's, wird die Anfertigung von Thongeschirr wie eine althergebrachte Kunst betrieben; so auf der Insel Kadjak[6]), am Kuskokwim und Kwichpak[7]), am Norton- und Kotzebue-Sunde[8]) u. a. O. **Dall** bemerkt, dass unter den von **Eskimo** gemachten Thongefässen, die er am Jukon (Kwichpak) sah, und deren einige in seinem Werke über Alaska auch abgebildet sind, eines offenbar nach einem russischen Modell geformt worden war. Das mag sein, denn seit der Ansiedelung der Russen in diesem Lande ist ohne Zweifel auch manches russische Ess- und Trinkgefäss zu den dortigen Eingeborenen gelangt. Dennoch rührt die Thongeräthfabrikation der amerikanischen **Eskimo** keineswegs von den Russen her. Diese fanden sie dort vielmehr schon vor, und sowohl **Dawydof**, wie **Sagoskin** bemerken, dass die Bekanntschaft, welche die **Eskimo** dank den Russen mit eisernen und kupfernen Kesseln und sonstigen Geräthen machten, der ehemals allgemeinen Verbreitung von Thongefässen eigener Fabrikation unter ihnen manchen Abbruch that, womit auch **Dall** übereinstimmt. Für das hohe Alter der Töpferkunst bei den **Eskimo** Nordwestamerika's spricht endlich auch die einfache und primitive Art, in welcher sie ausgeübt wird: die Gefässe werden nämlich aus freier Hand geformt, wesshalb sie nicht ganz kreisrund oder symmetrisch sind[1]), und alsdann vermittelst eigenartiger und ebenfalls sehr einfacher Instrumente geglättet und mit Verzierungen versehen[2]). Ohne daher den Zeitpunkt und die Art und Weise der Entstehung der Töpferkunst unter den **Eskimo** näher bestimmen zu wollen, glaube ich aus den obigen Betrachtungen über die paläasiatischen Völker den Schluss ziehen zu dürfen, dass die **Eskimo** ihre asiatische Heimath noch ohne Kenntniss der Töpferkunst verliessen und diese erst in Amerika, vermuthlich in Folge von Süden her an sie herangetretener Einflüsse kennen lernten.

---

[1]) Васильевъ, Записки о Нингутѣ (Зап. Имп. русск. Геогр. Общ., Т. XII, 1857, стр. 96).

[2]) Journeys in North China, Manchuria and Eastern Mongolia, London 1870, Vol. II, p. 187.

[3]) Барабашъ, Сунгар. экспедиція 1872 г. (Военный Сборн., 1874, № 2, стр. 351).

[4]) L. c., p. 184.

---

[1]) **Siebold**, Aardr. en volkenkund. toelicht. tot de ontdekk. van **Vries**, p. 168.

[2]) Noord en Oost Tartarye, Ausg. von 1705, p. 673.

[3]) Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka in den Jahren 1851—1855 (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, 3te Folge, Bd. VII, p. 246).

[4]) **Nordenskiöld**, Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega, Leipzig 1882, Bd. II, p. 122.

✓ [5]) **Веніаминовъ**, Зап. объ остров. Уналашкинскаго отдѣла, Ч. II, стр. 238.

✓ [6]) Двукратн. путеш. въ Америку морск. офицер. **Хвостова** и **Давыдова**, С. Петерб. 1812, Ч. II, стр. 101.

[7]) **Wrangell**, Statist. und ethnogr. Nachrichten über die Russ. Besitz. an der Nordwestküste von Amerika (Beitr. zur Kennt. des Russ. Reichs, herausg. von **Baer** und **Helmersen**, Bd. I, p. 147). **Загоскинъ**, Пешеходная опись части русск. влад. въ Америкѣ, С. Петерб. 1847, Ч. I, стр. 58. **Dall**, Alaska and its resources, Boston 1870, p. 218.

[8]) **Woldt**, Cap. **Jacobsen**'s Reise an der Nordwestküste Amerika's, Leipzig 1884, p. 214, 215, 290.

Um auf das Amur-Land zurückzukommen, wiederhole ich, dass die Töpferkunst der **Giljaken**, **Oltscha** und **Aino**, von welcher **Mamia Rinsô** spricht, nur von modernem Ursprunge war, resp. ist und bei den beiden ersteren Völkern nach kurzem Bestehen in Folge später zu erörternder gewaltsamer Vorgänge der Mandshu-Chinesen wieder verschwand. Sollte man sie aber, meiner Ansicht entgegen, auch weiter zurückdatiren wollen, so hat sie doch jedenfalls nichts mit den Thonscherben zu thun, welche man neuerdings an verschiedenen Punkten des Amur-Landes und Sachalin's, namentlich am Patchä-Flusse und in Taraika, mit Steinwerkzeugen zusammen im Erdboden gefunden hat[3]). Diese Gefässscherben, deren mir auch welche vorgelegen haben[4]), und die mit den in anderen Ländern unter ähnlichen Verhältnissen gefundenen Stücken der Art im Wesentlichen ganz übereinstimmen, gehören auch hier einer Vorzeit an, die so weit zurückliegt, dass sie mit der Jetztzeit in keinen ethnologischen Zusammenhang gebracht werden kann. Dennoch muss ich hier hinzufügen, dass man die am Patchä-Fluss gefundenen Gegenstände (s. die

---

[1]) Wie man dies auch an den in **Jacobson**'s Reisebeschreibung (p. 214 und 215) mitgetheilten Abbildungen sehen kann.

[2]) Diese Instrumente sind bei **Jacobsen** (l. c., p. 290) ebenfalls abgebildet.

[3]) Im Jahre 1865 wurden an dem etwa 10 Werst von Nikolajefsk entfernten, nur wenig oberhalb des Caps Tschchyrkrach oder Tschnyrrach (wie die Russen es zu nennen pflegen) in den Amur mündenden Patcha-Flusse beim Aufgraben der Erde auf dem Boden einiger Gruben, welche Reste ehemaliger Erdwohnungen zu sein schienen, in der Tiefe von drei Fuss Thonscherben nebst Spuren von Holzkohle und an einer anderen Stelle in 6 Fuss Tiefe verschiedene Steinwerkzeuge gefunden (Восточное Поморье, 1866 г., 1. Imas, стр. 58). Dank der Vermittelung des Dr. **Pfeiffer** in Nikolajefsk sind die meisten dieser Gegenstände der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zugeschickt worden und befinden sich in unserem Museum. Drei Jahre später fand **Lopatin** beim Dorfe Taraika auf Sachalin ebenfalls auf dem Boden von Gruben, welche das Ansehen von Erdhüttenresten hatten, zahlreiche steinerne Werkzeuge und Bruchstücke von Thongefässen (**Kropotkin**, nach Mittheilungen von **Lopatin** in den Извѣст. Имп. Русск. Геогр. Общ., Т. V, 1869, Отд. II, стр. 307, 308). Aehnliche Funde wurden in der Folge mehrfach an der Südspitze Sachalin's gemacht. Im Jahre 1881 endlich gelang es **Poljakof**, an der Stelle des russischen Postens bei Dui an der Westküste Sachalin's eine reiche Ausbeute von Steinwerkzeugen und alten Topfscherben zu machen. Die letzteren waren nicht selten mit Mustern gezeichnet, welche an diejenigen erinnerten, die er im Olonez'schen Gouvernement und im Oka-Thale im europäischen Russland gefunden hatte (Поляковъ, Путеш. на остр. Сахалинъ въ 1881—1882 гг. Прилож. къ XIX тому Изв. Русск. Геогр. Общ., стр. 19).

[4]) Die theils vom Patchä-Fluss und theils von Naiputschi auf Südsachalin stammenden Topfscherben, die ich in Händen gehabt, bestanden aus einem groben, röthlich-gelben bis schwärzlichen Thon, der stellenweise feinen Kies, kleine Quarzkörnchen und mitunter erbsengrosse Geröllstückchen enthielt. Sie waren bald mit reihenförmig zusammenstehenden feinen Eindrücken, bald mit geraden, wellen- oder zickzackförmigen, bald auch in Art eines Geflechts sich durchkreuzenden Streifen und Bändern versehen.

Anmerk. 3, auf der vorigen Seite) vielen **Giljaken** zeigte[1], um von ihnen in Erfahrung zu bringen, ob sie nicht noch dergleichen Werkzeuge, oder aber irgend welche auf dieselben bezügliche Traditionen hätten, — sie waren ihnen aber ganz unbekannt. Ueber die in Taraika gefundenen Steinwerkzeuge und Topfscherben befragte **Lopatin** die dortigen **Aino** und **Oroken**. Die letzteren meinten zwar, dass in den ehemals an Stelle der Gruben gewesenen Erdhütten die **Aino** sich während der Kriege verborgen gehalten hätten, allein den **Aino** selbst waren die Steinwerkzeuge ganz unbekannt. Hingegen erzählten ihm diese von einer Sage, welche jene Gegenstände einem Volke Namens **Toissi** zuschreibt, das ehemals diese Gegenden bewohnt, später aber sich nach Norden zurückgezogen habe. Ihm werden auch die bei Mogunkotan am Golfe der Geduld, beim Cap Ssiraroro und an anderen Orten Sachalin's befindlichen Reste von Erdhütten zugeschrieben. Diese Sage fand **Lopatin** über den ganzen von ihm bereisten Theil Südsachalin's verbreitet[2].

Indem ich nach dieser Abschweifung zur Besprechung der Nahrung der Amur-Völker zurückkehre und von den **Giljaken** zu ihren näheren und ferneren Nachbarn übergehe, muss ich vorausschicken, dass ich mich bezüglich derselben hauptsächlich darauf beschränken werde, auf die bei ihnen in der Nahrung den **Giljaken** gegenüber statthabenden Abweichungen und Verschiedenheiten hinzuweisen, wie solche durch andere Naturverhältnisse, eine andere Lebensweise und andere Beziehungen zu den angrenzenden Culturvölkern bedingt werden.

Die nächsten Nachbarn der **Giljaken** auf Sachalin, die **Aino**, sind im Allgemeinen nicht minder ausgesprochene Ichthyophagen wie jene, doch macht sich dabei der durch die Natur ihres Landes bedingte, für die Nahrung bedeutsame Umstand geltend, dass sie in ihrem Gebiet keinen einzigen grösseren Fluss haben, an welchem die Bevölkerung sich im Innern des Landes concentriren könnte, sondern allenthalben nur mehr oder minder unmittelbare Küstenbewohner sind. In der That gehört von den beiden grössten Flüssen Sachalin's der eine, der oft genannte fischreiche Tymy-Fluss, ganz den **Giljaken** an, und von dem anderen, dem Plyi oder Poronai (d. h. auf Ainisch grosser Fluss), haben die **Aino** nur die Mündung und auch diese nur in Gemeinschaft mit den **Oroken** und **Giljaken** inne. Sieht man ferner von ein paar etwas ansehnlicheren, in den Golf von Aniwa sich ergiessenden Flüssen, wie Ssussuja und Truotaga, ab, so giebt es im gesammten **Aino**-Gebiet Sachalin's nur kleine Küstenflüsse. So besteht das eigentliche Wohngebiet der Aino auf Sachalin nur aus einer doppelten, im Westen und im Osten der Insel sich hinziehenden und am Südende durch die Zweitheilung derselben noch um ein ansehnliches Stück verlängerten Küstenstrecke. Ueberall am Meere wohnend, schöpfen die Aino aus demselben auch ihre Hauptnahrung. Diese besteht wie bei den **Giljaken** aus Fisch, und zwar sind es wiederum die Salmoniden und zum Theil sogar dieselben Arten, *Salmo lagocephalus* und *S. Proteus*, welche dabei die Hauptrolle spielen, indem sie, selbst in die kleinen Küstenflüsse in Menge eintretend, das Material zur Bereitung von Wintervorräthen an Jukola und Thran bieten. Nicht minder sind auch die zu Zeiten in grossen Schaaren längs der Küste hinziehenden und in die Buchten und Baien eintretenden Häringe von grösster Bedeutung. Der ausserordentliche Fischreichthum dieser Küsten wird übrigens auch von den Japanern ausgenutzt, und zwar geschah dies zur Zeit meiner Reisen im Amur-Lande, als Südsachalin noch unter japanischer Herrschaft stand, insofern sehr zum Nachtheil der **Aino**, als diese genöthigt waren, den Fischfang für die Japaner zu betreiben, und während die letzteren, ausser dem gleich am Ort des Fanges bereiteten Thran, ganze Schiffsladungen von Fischen nach ihrer Heimath sandten, wo sie hauptsächlich zur Düngung des Bodens benutzt wurden, sahen die **Aino** sich ausser Stande, für ihre eigenen Bedürfnisse durch Bereitung von entsprechenden Wintervorräthen zu sorgen[1]. Nächst den Fischen geben auch den **Aino** die grossen Seesäugethiere das Hauptnahrungsmittel ab, und zwar spielen hier neben den Seehunden auch die Seebären (*Otaria ursina* L.) und Seelöwen (*O. Stelleri* Schleg.)[2], deren Fleisch und Fett von den **Aino** nicht minder wie das der Seehunde geschätzt wird, eine Hauptrolle. Ausserdem liefern endlich vom Meere ausgeworfene Walfische, die von den **Giljaken** verschmäht werden, den **Aino** stets einen erwünschten Beitrag zu ihren Nahrungsmitteln[3]. Ist namentlich hinsichtlich der letztgenannten Pinnipedien und, wie es scheint, auch der Cetaceen der äusserste Süden Sachalin's besonders bevorzugt, so findet dagegen der reichste Robbenschlag seitens der **Aino** im nördlichen Theile ihres Gebiets, im Golfe der Geduld statt. Nach Taraika kommen daher nicht selten auch Tymy-**Giljaken**, um sich bei den **Aino** mit Seehundsthran zu versorgen[4]. Minder wesentlich, aber doch auch sehr wichtig für die **Aino** sind die ihnen an niederen Thieren und Seetangen vom Meere zufliessenden Nahrungsmittel. In Folge der südlicheren Breiten, welche die in Meridianrichtung langgestreckte Insel mit ihrer Südhälfte erreicht, sowie des mit der Entfernung vom Amur-Liman rasch wachsenden Salzgehalts der See und der von der Korea-Strasse zum Südende Sachalin's verlaufenden warmen Tsu-sima-Strömung (eines Zweiges des Kuro-siwo)[1] ist der Süden der Insel weit reicher an verschiedenartigen wirbellosen Seethieren und an Seetangen als der Norden. Und dem entsprechend, spielen diese wie jene unter den Nahrungsmitteln der Aino eine weit grössere Rolle als unter denjenigen der Giljaken. Alles, was die See an derartigen Produkten liefert und gelegentlich auch in Menge an der Küste auswirft, wird von den Aino zur Nahrung verwendet, insbesondere die grossen Austern und Kammmuscheln, ein *Octopus* von ansehnlicher Grösse (bei den Aino *achkoipa* genannt), dessen Arme für einen besonderen Leckerbissen gelten, Seeigel und Seesterne, Actinien und Holothurien, der sogen. Trepang, u. drgl. m.[2]). Um den Trepang und ähnliche Thiere vom Meeresgrunde zu heben, sollen die Aino von Jesso, wie der Japaner Rinsifée im Jahre 1786 berichtete, von ihrem zehnten Jahre an im Tauchen geübt werden[3]). In der Folge haben sie aber, ebenso wie für die Seetangfischerei[4]), auch für den Fang des Trepangs zweckmässigere Methoden von den Japanern kennen gelernt, welche diesen Erwerbsquellen in den Gewässern Sachalin's und Jesso's mit demselben Eifer wie die Chinesen (Man-dse) an der gegenüberliegenden mandshurischen Küste, etwa von der Bai Wladimir bis zur koreanischen Grenze, nachgehen[5]). So sehr aber das Meer auch die Hauptnahrungsquelle der Aino ist, so sind doch auch manche Erzeugnisse des festen Landes für sie von grösster Bedeutung. So schenken sie, gleich den Giljaken, unter allen Landthieren die grösste Beachtung dem auf Sachalin wie auf Jesso häufig vorkommenden Bären, dessen Fleisch und Fett von ihnen hochgeschätzt und nicht anders als in festlichen Versammlungen verzehrt werden, auf welche ich in der Folge, bei Besprechung des Bärenfestes der Giljaken, noch zurückkommen werde. Dass die Aino auch Hunde, ihr einziges, zum Schlittenziehen dienendes Hausthier, essen, ist oben schon erwähnt worden. Wie in dem Obigen, so stimmen endlich die Aino hinsichtlich ihrer Nahrung auch darin mit den Giljaken überein, dass sie zahlreiche Vegetabilien ihres Landes, Beeren, Wurzeln, Kräuter — zum grössten Theil sogar dieselben Arten[1]) — und ebenfalls stets mit einem Zusatz von Seehundsthran verzehren[2]). Dahingegen spricht sich in der Thatsache, dass den **Aino** die oben genannten, den **Giljaken** vielfach zum Bedürfniss gewordenen mandshu-chinesischen Cerealien so gut wie gänzlich fehlen und anstatt derselben japanischer Reis ein häufiges, ja bei den im Dienste der Japaner stehenden Arbeitern zeitweise sogar das vornehmste und nebst etwas Fisch und Thran fast ausschliessliche Nahrungsmittel bildet[3]), deutlich aus, dass die **Aino** sich unter dem Einfluss einer anderen Cultur als die **Giljaken** befinden.

---

[1] Wie in der oben erwähnten Zeitung (Восточное Поморье) a. a. O. ausdrücklich berichtet wird.

[2] Da der angebliche Name des Volkes, von welchem der Sage nach jene Steinwerkzeuge und alten Topfscherben herrühren sollen, wie man sich aus der oben erwähnten Angabe **Mamia Rinsô's** über die Töpferarbeiten der **Aino** (*tojes'fu*, d. h. irdene Pfannen) und aus den Wörterverzeichnissen und Wörterbüchern der **Aino**-Sprache (**Klaproth**, Asia polyglotta, p. 305, 313; **Dobrotworskij**, l. c., p. 326, 327) überzeugen kann, nur so viel wie Thongeschirr bedeutet, so scheint mir die Möglichkeit eines durch mangelhafte Kenntniss der **Aino**-Sprache veranlassten Missverständnisses in der obigen Mittheilung **Lopatin's** nicht ausgeschlossen zu sein.

---

[1] Ueber diese Ausbeutung der **Aino** durch die Japaner s. oben p. 74—77. Nachdem die Japaner im Traktat von 1875 auf Sachalin verzichtet hatten, wurde sie in dem Maasse nicht mehr möglich. Indess hörte ihr Fischfang an den Küsten Sachalin's damit noch nicht auf, ja sie dehnten ihn noch weiter nordwärts, bis nach Nyi an der Tymy-Mündung aus, wo **Poljakof** sie im Jahre 1881 antraf; doch bedienten sie sich jetzt nicht mehr der **Aino**, sondern japanischer Arbeiter beim Fischfang (**Поляковъ**, Путеш. на остр. Сахалинъ въ 1881—1882 гг. Прилож. къ XIX Т. Изв. Имп. Русск. Геогр. Общ., стр. 60 и слѣд.).

[2] **Fr. Schmidt**, Histor. Ber. über den Verlauf der physik. Abtheil. der Sibir. Exped. der Kais.-Russ. Geogr. Gesellsch. (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. XXV, p. 83). **Невельской**, Подв. русск. морск. офиц. на крайн. вост. Россіи, С. Петерб. 1878, стр. 290. (Nach **Rudanofskij**).

[3] S. oben, p. 432.

[4] **Schmidt**, l. c., p. 115.

---

[1] Vrgl. meine Schrift: «Strömungsverhältn. im Ochotskischen und Japanischen Meere» (Mém. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb., VII^e Sér., T. XXI, № 3, p. 25 ff., nebst Karte, Taf. XII).

[2] Schmidt, l. c., p. 97. Dobrotworskij, in der Vorrede zum Aino-Wörterbuch, l. c., p. 37.

[3] San kokf tsou ran to sets, ou Aperçu génér. des trois royaumes, trad. de l'original japonais-chinois par Klaproth, Paris 1832, p. 229.

[4] S. oben, p. 441.

[5] Das Centrum der Seetangfischerei an der mandshurischen Küste ist die Bai Nachodka (Восточное Поморье, 1866, стр. 16). Zwischen ihr und der Bai Olga wird der meiste und beste Seetang gefischt. Der aus der Umgegend der Bai Possjet stammende ist schlechter als jener, geschweige denn als der japanische (l. c., p. 79, Anmerk., u. p. 89). Wladiwostok ist bei den Man-dse wegen des in seiner Umgegend stattfindenden Trepangfanges berühmt (l. c., p. 16). Näheres über die Art und Weise der Seetang- und Trepangfischerei der Man-dse, über den Umfang und Absatz der Ausbeute u. drgl. m. ist ausser der genannten Zeitschrift bei Lopatin (Обзоръ южн. части приморск. области вост. Сиб. зап. Суйфуномъ. — Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ., кн. VII, 1864, стр. 191), Busse (Очеркъ услов. земледѣл. въ Амурск. краѣ. — Зап. для чтенія, издав. Трубниковымъ, Авг.—Дек. 1869, стр. 124. Desgl. in Petermann's Geogr. Mittheil., 1871, p. 91), Przewalski (Путеш. въ Уссурійск. краѣ, стр. 86 и слѣд.) u. A. zu finden.

Das dritte Volk Sachalin's, die **Oroken**, ist zwar auch hauptsächlich ichthyophag und in Folge der Lage seines Wohngebietes an der Meeresküste darauf angewiesen, seine Hauptnahrung aus der See zu schöpfen, allein der Umstand, dass es ausser dem Hunde noch ein anderes Haus- und Zugthier, das Renn, hält und vermittelst desselben ein halbnomadisches Leben führt, ruft auch in seinen Nahrungsverhältnissen den **Aino** und **Giljaken** gegenüber nicht unwesentliche Modifikationen hervor. Im Sommer und Herbst, den Jahreszeiten, welche die **Oroken** an der Meeresküste zubringen, um dem Fischfange und der Seehundsjagd nachzugehen und Vorräthe für den Winter, hauptsächlich wiederum an Jukola, Seehundsthran und verschiedenartigen Beeren und Wurzeln, zu bereiten, besteht ihre Nahrung fast ausschliesslich aus Fisch. **Poljakof**, der im Sommer 1881 einige Wochen unter den **Oroken** in der Gegend der Tymy-Mündung zubrachte, welche sie ihres Fischreichthums wegen alljährlich aufsuchen, schildert ihre tägliche Nahrung zu dieser Zeit des regsten Fischfanges in folgender Weise: die erste, früh Morgens eingenommene Mahlzeit besteht aus je einem fetten Lachskopf (von *Salmo lagocephalus*); alsdann folgen im Laufe des Tages: am Feuer geröstete Jukola mit Seehundsthran und Fisch mit verschiedenen pflanzlichen Zuthaten, wie Wurzeln, Cedernüsse und insbesondere Beeren, welche mit dem feinzerstückelten oder gar vorläufig zerkauten (!) Fisch durcheinander gerührt werden, und den Schluss des Tages bildet wieder ein Lachskopf[4]). Das Wanderleben der **Oroken** und die ihnen genügende geringere Anzahl von Hunden mindern übrigens ihren Bedarf an Wintervorräthen sehr ansehnlich, und zwar um so mehr, als ihnen andererseits ihr zweites und eigentliches Zugthier, das Renn, trotzdem sie es nur in verhältnissmässig geringer Zahl zu halten im Stande sind, doch immerhin auch einen Beitrag an Nahrungsmitteln liefert und der mit Jagd verbundene Aufenthalt in den Waldungen, durch welche ihre winterlichen Wanderungen vor sich gehen, sie mit mancherlei Fleischnahrung versorgen muss. Zudem endlich können die **Oroken** ihre Wanderungen, auf deren ganz eigenartigen Charakter ich im folgenden Abschnitt näher eingehen werde, nicht anders ausführen, als indem sie mit den Giljaken, deren Gebiet sie durchstreifen, in stetem Connex bleiben und sich durch Tauschhandel einen Theil ihrer Nahrungsvorräthe zu eigen machen.

---

[1]) Vrgl. **Schmidt**, Reisen im Amur-Lande und auf der Insel Sachalin, Botanischer Theil (Mém. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb., VII^e Sér., T. XII, № 2, p. 98, 210 ff.). Unter Anderem bemerkten z. B. schon die alten holländischen Seefahrer (**Siebold**, Aardr. en volkenk. toelich., p. 100), dass die **Aino** auf Jesso Vorräthe von Hagebutten für den Winter machen, wie wir es oben auch bei den **Giljaken**, besonders auf Sachalin, gesehen haben.

[2]) **Mamia Rinsô** (l. c., p. 183) sagt: die **Aino** »fügen überall Thran hinzu, in der Meinung, dass sie dann von allen Leibschmerzen befreit bleiben, selbst wenn sie etwas Giftiges genossen hätten«.

[3]) Indem sie für ihre Arbeit von den Japanern mit ein paar Handvoll Reis täglich bezahlt werden.

[4]) **Поляковъ**, Путеш. на остр. Сахалинъ (Прилож. къ XIX тому Изв. Имп. Русск. Геогр. Общ., стр. 89).

Die nächsten Stammgenossen der Oroken auf dem Festlande, die **Oltscha**, stimmen hinsichtlich ihrer Nahrung vollkommen mit den Amur-Giljaken überein. Aus vielfacher eigener Erfahrung kann ich bezeugen, dass sie sowohl im Alltagsleben, wie bei festlichen Gelegenheiten, so z. B. auf dem Bärenfeste, welchem ich auch bei ihnen beizuwohnen Gelegenheit gehabt, ganz ebenso zusammengesetzte und bereitete Speisen geniessen und sich dabei auch ganz eben solcher Geräthschaften wie die Giljaken bedienen. Der einzige Unterschied, den ich hinsichtlich der Nahrung der Oltscha den Giljaken gegenüber habe wahrnehmen können, besteht, von jenem schon erwähnten Abscheu vor Hundefleisch, der aber als negatives Verhalten nicht eben augenfällig ist, abgesehen, darin, dass bei ihnen, zumal im oberen Theile ihres Verbreitungsgebietes (oberhalb Kidsi), die Jagd eine hervorragende Rolle auch zur unmittelbaren Beschaffung der Nahrung zu spielen beginnt, indem sie sich nicht bloss auf die Pelzthiere, wie bei den Giljaken, beschränkt, sondern auch gegen solche Thiere richtet, deren Hauptwerth in ihrem Fleische liegt. Manche dieser Thiere, wie Edelhirsch und Wildschwein, kommen auch bei den Giljaken gar nicht vor, sondern stellen sich, stromaufwärts gegangen, erst im Oltscha-Gebiet ein[1], andere, wie Reh, Moschusthier, Elenn, nehmen in derselben Richtung an Häufigkeit zu[2]. So bricht sich bei den Oltscha, von den Naturverhältnissen begünstigt, die tungusische Neigung zur Jagd wieder Bahn und bewirkt, dass sie, wenn auch vornehmlich ebenfalls ichthyophag, es doch lange nicht in dem hohen und fast ausschliesslichen Grade wie die Giljaken sind, sondern auch ein gut Theil Fleischnahrung zu sich nehmen.

Dieses bei den Oltscha im oberen Theile ihres Wohngebietes durchbrechende Verhältniss der Fisch- und der Fleischnahrung steigert sich nun bei den Anwohnern der linken Zuflüsse des unteren Amur-Stromes, den **Negda**, **Samagirn** und **Kile** am Kur, in raschen Zügen zu Gunsten der letzteren. Werden jene durch den Umstand, dass sie unmittelbar an den Ufern eines mächtigen, fischreichen Stromes wohnen, der ihr Gebiet seiner ganzen Länge nach durchzieht, und mit einem Fuss, in der Bai de Castries, an der Meeresküste stehen, gleich ihren Nachbarn, den Giljaken, unwillkürlich zur Ichthyophagie gedrängt, so verhält es sich mit den letztgenannten Völkern anders. Die Flüsse, an denen diese wohnen, sind zwar nicht fischarm, können sich aber doch mit dem Amur an Fischreichthum lange nicht messen; namentlich fehlen ihnen die grössten und schönsten Fische des letzteren, die grossen Störe und Hausen, desgleichen die Karpfen und wohl noch manche andere Cyprinoiden u. s. w. Dahingegen breiten sich an denselben ausgedehnte Waldwildnisse aus, die, von den Pelzthieren abgesehen, einen unerschöpflichen Reichthum an Wildpret aller Art bergen und dem Jäger eine reichliche Fleischnahrung gewähren. Bei den Samagirn, welche ich inmitten ihrer Jagdgründe am Gorin kennen gelernt habe, verräth schon die Kleidung, die hirsch- und elennsledernen Röcke, die Reh- und Moschusthierpelze u. drgl., dass jene Jagdthiere und insbesondere das grösste und häufigste derselben, das Elenn, von ihnen *buju*, d. h. das Thier schlechtweg, genannt, für ihre Existenz von wesentlicher Bedeutung sind.

---

[1] S. dieses Werkes Bd. I, p. 154, 173.

[2] S. ebenda, p. 103 — 108, 174.

Weiter stromaufwärts von den Oltscha, bei den **Golde**, als Amur-Anwohnern, steht zwar die Fischnahrung wieder obenan, jedoch lange nicht in der exclusiven Weise wie bei jenen, geschweige denn bei den Giljaken. Vielmehr gesellt sich zu derselben ein nicht geringes und je weiter nach Süden, desto mehr wachsendes Maass von Fleischnahrung hinzu. Das erklärt sich schon aus dem Umstande, dass manche und mit die ansehnlichsten der obenerwähnten jagdbaren Thiere, wie der Edelhirsch und das Wildschwein, je weiter südwärts am Amur-Strom, um so häufiger werden und in den üppigen Laubholzwaldungen, auf den zahlreichen niedrigen, mit Weiden und hohem Grase bewachsenen Inseln des Stromes, sowie in den sumpfreichen, oft mit Schilfdickichten bestandenen Prairien nahe der Ussuri- und Sungari-Mündungen das Maximum ihrer Häufigkeit im unteren Amur-Lande erreichen. Zudem erstreckt sich die Golde-Bevölkerung auch in die Thäler der rechten Zuflüsse des Amur-Stromes, des Pächssa, Naiche, Chongar hinein, wo es sicherlich nicht an ergiebigen Jagdgründen fehlt, welche gelegentlich wohl auch von den Amur-Anwohnern besucht werden. Bin ich doch auch am Gorin mehrfach Golde begegnet, die der Jagd wegen von Zollazi und anderen am Amur gelegenen Orten hingekommen waren und jetzt ihre mit Elennfleisch beladenen Narten heimwärts lenkten. Ausser dem Fleisch bildet natürlich auch das Fett der grossen Jagdthiere ein wichtiges Nahrungsmittel der Golde und ersetzt ihnen den den Giljaken und Aino so unentbehrlichen und auch bei den Oltscha zum grossen Theil noch gebräuchlichen Seehundsthran. Bei Gelegenheit der Fleischnahrung der Golde sei hier ferner erwähnt, dass ihnen in Folge der südlicheren Lage ihres Wohngebiets auch der Amur-Strom ein Nahrungsmittel liefert, welches den vorgenannten, nördlicher wohnenden Völkern abgeht, und das an sich zwar unbedeutend, aber seiner Einzigartigkeit wegen doch bemerkenswerth ist. Es ist die Amur-Schildkröte, *Trionyx Maackii* Brandt, deren Fleisch und Eier die Golde essen, — wohl das einzige im Amur-Lande zur Nahrung verwendete Reptil[1]). Ein in Beziehung auf die Nahrung sehr wichtiges und für die Golde den vorgenannten Völkern gegenüber besonders charakteristisches Moment besteht endlich darin, dass sich bei ihnen, stromaufwärts gegangen, die ersten eigens zur Nahrung gehaltenen Hausthiere und desgleichen die ersten Anfänge von Gemüse- und Cerealienbau finden. Beides ist ohne Zweifel eine Folge ihrer näheren Beziehungen zum Sungari-Lande und zu den Chinesen, welche sich unter den Golde am Amur und insbesondere am [illegible] an verschiedenen Punkten des Handels wegen ständig aufhalten und dabei kleine Garten- und Feldwirthschaften haben. Sieht man von dem Hunde und der bei den Golde, Oltscha und Giljaken ab und zu vorkommenden und nur als Luxusartikel behandelten Hauskatze ab[1]), so ist das erste Hausthier, welchem man bei den Amur-Völkern, stromaufwärts gegangen, begegnet, das Schwein. Wie im ersten Bande dieses Werkes (p. 155) ausführlich dargethan, trifft man einzelne Exemplare desselben schon bei den Oltscha an[2]); eine ständige Schweinezucht aber findet erst bei den Golde, etwa von Ssargu und Naiche an aufwärts am Amur wie am Ussuri statt. Die mit Fisch aufgefütterten Thiere werden von den Golde ihren Landsleuten oder chinesischen Händlern verkauft, durch deren Vermittelung sie weiter stromabwärts, zu den Oltscha gelangen. Die Zuchtthiere aber beziehen die Golde theils von den Man-dse (Chinesen) am oberen Ussuri[3]), theils und zumeist aus dem Sungari-Lande, wo das Schwein allenthalben von Chinesen und Mandshu in grosser Zahl gezüchtet wird[4]) und gleichwie in China die hauptsächlichste Fleischnahrung der Bevölkerung bildet[5]). Ist doch das Schwein nach Wassiljef[6]) das älteste aller Hausthiere in der Mandshurei und dieses Land, nach Palladij, selbst in China seit jeher durch seine Schweinezucht berühmt[7]). Ausser dem Hausschwein findet man bei den Golde auch das erste zahme Geflügel, und zwar zunächst Hühner (goldisch *tschcko*), welche ebenfalls aus dem Sungari-Lande stammen. Maack[8]) traf welche in Chula am Amur, etwas oberhalb Da an, und ich selbst habe die Golde in Chaizo am Ussuri ganz ebenso wie die neben ihnen wohnenden Chinesen Hühner züchten sehen[9]). Von den Chinesen endlich haben die Golde auch den bei ihnen allerdings erst ganz im Anfange begriffenen Gemüse- und Cerealienbau gelernt. Der nördlichste Punkt am Amur-Strome, wo es zur Zeit meiner Reise noch einen kleinen, von Chinesen bestellten Gemüsegarten gab, war das auf einer Insel in der Nähe der Gorin-Mündung gelegene, aus einem chinesischen und zwei Golde-Häusern bestehende Dorf Zjanka, wie es die Chinesen, oder Otza, wie es die Golde nannten. An solchen Orten, deren Zahl stromaufwärts und den Ussuri hinauf wächst, konnten und mussten die Golde die Pflege mancher Gemüse und Cerealien aus erster Hand lernen, und bereits in der Nähe der Ussuri-Mündung, in Messur, Turme und noch mehr an diesem letzteren Strome sahen wir sie in eigenen Gärten Bohnen, Kürbisse, Gurken, Kohl, Zwiebeln u. drgl., ja auch Mais bauen. Natürlich wächst bei den Golde zugleich, in Folge grösserer Nähe zu den ackerbauenden Chinesen am Ussuri und Sungari und eines regeren Verkehres mit denselben, auch der Gebrauch der von diesen im Handel vertriebenen Cerealien, wie Hirse, Gerste, Sorghum, Weizen u. drgl. So gestaltet sich die Nahrung der im Grunde ebenfalls ichthyophagen Golde, dank dem Wildreichthum ihres Landes und dem Einflusse eines näher benachbarten Culturvolkes, zu einer weit mannigfaltigeren und gemischteren als bei den weiter stromabwärts wohnenden Amur-Völkern.

---

[1]) Die Schildkröte wird von den Golde am Amur *aja*, am Ussuri *kaila* genannt.

---

[1] Ueber die Verbreitung der Hauskatze im Amur-Lande und ihre Stellung bei den Amur-Völkern s. das im I. Bande dieses Werkes, p. 98—100, Gesagte.

[2] Bei den Giljaken gab es zu meiner Zeit noch keine. Später, als es in Nikolajefsk schon von den Russen gezüchtete Schweine gab, kauften auch die Giljaken sich ab und zu welche, um sie in festlicher Weise zu verzehren (Восточное Поморье, 1866, стр. 59).

[3] Ф. Буссе, Очеркъ услов. землед. въ Амурск. краѣ (Зап. для чтенія, издав. Трубниковымъ, Авг.—Дек. 1869 г., стр. 122).

[4] Williamson, Journ. in North China, Manchuria and East. Mongolia, London 1870, Vol. II, p. 89. Барабашъ, Сунгар. Экcп. 1872 г. (Воен. Сборн., 1874, №2, стр. 343).

[5] Schon bei Witsen (Noord en Oost Tartarye, 1705, p. 39, 92) findet man die Nachricht, dass die Njutschi am Songari und Nonni (Mandshu und Dauren) gern und viel Schweinefleisch und Speck essen.

[6] Описаніе Маньчжуріи (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., XII, 1857, стр. 52).

[7] Палладій, Дорожн. зам. на пути отъ Пекина до Благовѣщенска, чрезъ Маньчжурію въ 1870 г. (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., Т. IV, 1871, стр. 331). Auch Wassiljef bemerkt a. a. O., dass Peking seine besten Schweine aus der Mandshurei bezieht, und dass fast ganz Nordchina mit mandshurischem Schweinefleisch versorgt wird.

[8] L. c., p. 230.

[9] Diese in meinem Reisetagebuch verzeichnete Thatsache ist von mir bei Besprechung des Haushuhns im ersten Bande dieses Werkes (p. 404) übersehen worden; dagegen ist dort erwähnt, dass das Huhn den Golde, Oltscha und Giljaken von den Chinesen her dem Ansehen nach bekannt ist und von ihnen in Holzschnitzereien oder metallischen Arbeiten gern dargestellt wird.

Was endlich die mit den Oltscha und Golde auf der ganzen Strecke von der Bai de Castries bis zu den Ussuri-Quellen nach Osten, zum Meere hin benachbarten **Orotschen** betrifft, so stimmen diese hinsichtlich ihrer Nahrung im nördlichen Theile ihres langgestreckten Verbreitungsgebietes mehr mit den ersteren, im südlichen mit den letzteren überein. Allenthalben bildet Fisch, namentlich die aus dem Meere in die Küstenflüsse und aus dem Amur und Ussuri in die rechten Zuflüsse derselben aufsteigenden Lachsarten, unter denen *Salmo lagocephalus* und *S. Proteus* wiederum die Hauptrolle spielen, den Grundbestandtheil ihrer Nahrung und ermöglicht ihnen auch die Erhaltung ihres einzigen Hausthieres, des Hundes. Daneben liefert ihnen jedoch die stets mit Vorliebe betriebene Jagd auch ein erkleckliches, ja nach Süden, mit dem zunehmenden Wild- und abnehmenden Fischreichthum, im Verhältniss zum Fisch mehr und mehr wachsendes Quantum an Fleischnahrung. Die pflanzliche Nahrung der Orotschen ist hingegen allenthalben gering und beschränkt sich im Norden ihres Verbreitungsgebietes fast ganz auf die Naturprodukte ihres Landes, einige auch bei ihren Nachbarn gebräuchliche, oben angeführte Beeren, Wurzeln u. drgl. Von allen Völkern des unteren Amur-Landes am meisten abgelegen vom Amur, der Hauptstrasse ihres Handelsverkehrs mit den Chinesen, bekommen die nördlichen Orotschen am wenigsten von den vegetabilischen Nahrungsmitteln, den verschiedenen Cerealien, Leguminosen u. drgl., welche aus den chinesischen Ackerbaukolonien am Sungari den Amur abwärts exportirt werden. Im südlichen Theile ihres Wohngebietes, an den rechten Zuflüssen des Ussuri und an der entsprechenden Meeresküste, ändert sich dies, indem die Orotschen dort mit Chinesen, den sogen. Ussuri-Man-dse, untermischt wohnen, die sich mit dem Anbau verschiedener Gemüse und Cerealien beschäftigen, von welchen ein Theil im Tauschhandel oder als Zahlung für Arbeitsleistungen den Orotschen zufliesst. Ja, Manche dieser letzteren haben auch ihre eigenen kleinen Gemüsegärten[1]). Dennoch bleibt auch bei den südlichen Orotschen die vegetabilische Nahrung im Vergleich mit der animalischen nur sehr gering und viel geringer als bei den ihnen benachbarten Ussuri-Golde[2]). Im Ganzen verändert sich also die Nahrung in ihren Hauptbestandtheilen bei den Orotschen von Nord nach Süd, wenn auch in engeren Grenzen, doch ganz ähnlich wie bei den Amur-Anwohnern von der Mündung des Stromes zum Ussuri und Sungari hinauf.

---

[1]) Надаровъ, Сѣверно-Уссур. край (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., по общ. геогр., Т. XVII, 1887, № 1, стр. 80).

[2]) Nadarof (l. c., p. 79) zieht aus seinen Erfahrungen den Schluss, dass die Orotschen etwa dreimal weniger Cerealiennahrung als die Golde gebrauchen.

Sahen wir schon bei den Anwohnern der linken Zuflüsse des unteren Amur-Stromes, den Negda, Samagirn und Kile am Kur, die Jagd und mit ihr die Fleischnahrung dem Fischfang und der Fischnahrung gegenüber eine wichtigere Rolle als bei den Anwohnern des Hauptstromes spielen, so steigert sich dieses Verhältniss weiter west- und landeinwärts noch mehr, und die an den West- und Südabfällen des Bureja- und Stanowoi-Gebirges und an den linken Zuflüssen des oberen Amur-Stromes wohnenden **Biraren, Manägirn** und **Orotschonen** treten uns ihrer Hauptexistenzquelle nach nicht mehr, wie die Völker des unteren Amur-Landes, als mehr oder minder sesshafte Fischer, sondern als umherstreifende Jäger entgegen. Auf dieses oben[1]) bereits besprochene Verhältniss muss hier wiederum hingewiesen werden, da es nicht minder als für die Wohnung auch für die Nahrung der betreffenden Völker von maassgebender Bedeutung ist. In Folge desselben werden die Rollen, welche Fisch und Fleisch unter ihren Nahrungsbestandtheilen hier und dort spielen, direkt ausgetauscht: wie bei den unteren Amur-Völkern die Fisch-, so steht bei den oberen die Fleischnahrung obenan, und wie jenen die Jagd, so giebt diesen der Fischfang nur eine untergeordnete, zeitweise etwas stärker fliessende Hülfsquelle der Ernährung ab. Zu diesem verschiedenen Verhältniss der Hauptnahrungsbestandtheile bei den Völkern des unteren und des oberen Amur-Landes tragen nicht wenig auch die sie begleitenden, ihrer Natur und Dienstleistung nach grundverschiedenen Hausthiere bei: dort der Hund, zu dessen Unterhalt in grösserer Anzahl, als Zugthier, ansehnliche Fischvorräthe erforderlich sind, und der seinem Ernährer — wenn man von den kynophagen Giljaken und Aino absieht — kein Nahrungsmittel entgegenbringt; hier, bei den Biraren, Manägirn und Orotschonen, Pferd und Rennthier, die jener Vorräthe nicht bedürfen und dagegen selbst ihren Besitzern Nahrungsmittel liefern. Denn nicht nur werden die in Folge von Verletzungen zur Ortsveränderung unbrauchbar gewordenen und im Falle der Noth oder bei besonderen Gelegenheiten auch ganz kräftige und gesunde Thiere verzehrt, sondern die Orotschonen geniessen mit Vorliebe auch die Rennthiermilch[2]), was insofern besonders beachtenswerth ist, als es bei keinem anderen Rennthiervolke Sibirien's und nur noch im äussersten Nordwesten Europa's, bei den Lappen geschieht[3]).

Hinsichtlich der im Verhältniss zur animalischen wie dort, so auch hier nur geringen vegetabilischen Nahrung scheint mir zwischen den Völkern des unteren und des oberen Amur-Landes ebenfalls ein nicht unwesentlicher und jenem gewissermaassen analoger Unterschied zu bestehen. Denn wie bei ihnen unter den animalischen Nahrungsmitteln Fisch und Fleisch ihre Rollen wechseln, so thun es unter den vegetabilischen die einheimischen

---

[1]) S. 383.

[2]) Усольцевъ, Путеш. по долинѣ рѣки Нерчи (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ., Ч. XX, 1857, Отд. II, стр. 91). Nach Tscherkassof (Зап. охотника Восточ. Сибири, С. Петерб. 1867, стр. 388) saugen die Orotschonen zuweilen die Rennthiermilch sogar direkt aus den Eutern des Thieres.

[3]) Pallas, Zoogr. Rosso-asiat., Vol. I, p. 209. A. G. Schrenck, Reise nach dem Nordosten des europ. Russlands, Dorpat 1854, Bd. II, p. 387.

Naturprodukte einer- und die von den angrenzenden Culturvölkern bezogenen Vegetabilien andererseits. Während für den Haushalt der unteren Amur-Völker die ersteren Nahrungsmittel ihrer allgemeinen Verbreitung und Zugänglichkeit wegen im Ganzen von grösserer Wichtigkeit als die letzteren sind, kehrt sich dies bei den Völkern des oberen Amur-Landes um: die einheimischen vegetabilischen Naturprodukte haben für sie, jenen Völkern gegenüber, an Bedeutung verloren, die importirten Culturprodukte, insbesondere Cerealien, Mehl, Graupen u. drgl., dagegen ansehnlich gewonnen. Ersteres hängt wohl mit ihrem Nomadenleben zusammen, welches zum Sammeln und Anlegen von Vorräthen, zumal wenig nahrhafter und also in grösserer Menge erforderlicher Pflanzenprodukte, Beeren, Wurzeln u. drgl., überhaupt nicht geeignet ist, und das sie ausserdem gerade in der dazu günstigsten Jahreszeit in solchen Lokalitäten verweilen lässt, welche, wie die unmittelbaren Ufer des Amur-Stromes, von jenen Nutzpflanzen nur sehr wenig bieten, und wo sie dagegen ihre gesammte Zeit einer wichtigeren Beschäftigung, dem Fischfange, widmen müssen. Nebenbei bemerkt, sind es übrigens zum Theil auch andere Pflanzenarten, denen sie ihre grösste Vorliebe zuwenden: während die Eingeborenen des unteren Amur-Landes verschiedene nahe dem Boden wachsende Beeren, namentlich die Preissel- und die Rauschbeere besonders gern mögen und in grossen Vorräthen für den Winter einsammeln, erfreuen sich bei allen Nomadenstämmen des oberen Amur-Landes, Biraren, Manägirn und Orotschonen, die mit geringerer Mühe zu erlangenden Trauben- oder Vogelkirschen (*Prunus Padus*) der grössten Beliebtheit[1]. Der Grund hingegen, wesshalb bei diesen Völkern umgekehrt die vegetabilischen Culturprodukte, wie Mehl, Graupen verschiedener Art u. drgl., eine grössere Bedeutung als bei den Eingeborenen des unteren Amur-Landes haben, liegt ohne Zweifel darin, dass ihnen diese Nahrungsmittel von verschiedenen Seiten, aus zahlreicheren, näher gelegenen Quellen und darum im Ganzen wohl auch in reichlicherem Maasse als den unteren Amur-Völkern zufliessen. Die letzteren konnten solche Culturprodukte, bevor die russische Kolonisirung ihres Landes (in den 50-er Jahren) begann[2], nur vom Sungari oder oberen Ussuri beziehen, sei es durch Vermittelung chinesischer Kaufleute, sei es auf eigens zu Handelszwecken unternommenen, immerhin weiten und beschwerlichen Reisen. Im oberen Amur-Lande hingegen spielt gewissermaassen die Rolle des Sungari das sog. Culturstück des Amur-Stromes, wo im Angesicht der Bureja- und Dseja-Mündungen und in der unmittelbaren

---

[1] Ich habe gesehen, wie die Biraren grosse Mengen von Traubenkirschen auf Schilfmatten über einem kleinen Feuer trockneten, um sie aufbewahren zu können. Dieselben werden von ihnen später, ebenso wie von den Manägirn (Маакъ, Путеш. на Амуръ, стр. 78), theils einfach verzehrt, theils mit einem Mehlteig und etwas Oel oder Fett zu Kuchen verbacken, theils endlich zu einem Pulver zerstampft, das als Zuthat zu verschiedenen Speisen dient. Dabei werden die Kerne und deren Schalen stets mitgenossen, wie ich es auch bei den Giljaken gesehen habe (s. oben, p. 440), und wie es bei ähnlicher Verwendung dieser Früchte auch bei den Negda am Amgunj (Middendorff, Reise etc., Bd. IV, p. 1333), nach Erman (Reise um die Erde, 1. Abtheil., Histor. Ber., III, p. 415) auf Kamtschatka, nach Pallas (Reise durch versch. Prov. des Russ. Reichs, Bd. III, p. 330) bei den Ssagaiischen Tataren, welche das durch Zerstampfen der Traubenkirschen gewonnene grobe Pulver unter die Milch mengen, und anderen sibirischen Völkern geschieht.

[2] Und — ich wiederhole es — nur diese Zeit kommt hier in Betracht.

Nachbarschaft der Wohn- und Wandergebiete der **Biraren** und **Manägirn** grosse, mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigte Dörfer von Mandshu, Chinesen, **Dauren**, ja sogar von sesshaften **Biraren** liegen, in denen jene Nomaden sich leicht mit mancherlei Cerealien und Gemüse versorgen können. Von dort sowohl, als auch vom Nonni und Komar werden ihnen diese Artikel durch die betriebsamen daurischen Kaufleute auch bis weit in die Gebirgsthäler ihrer Heimath hinein zugetragen. Ferner erhalten diese Völker, und insbesondere die **Orotschonen** und **Manägirn** am oberen Amur und seinen Nebenflüssen einen, beständigen Zufluss an Cerealien durch ihren Verkehr mit den vom Argunj und von der Schilka herabkommenden russischen Kosaken und sonstigen Jagd und Handel treibenden Leuten. Endlich dringen von Nordwesten auch jakutische Händler zu den Nomadenvölkern des oberen Amur-Landes vor und tragen ihnen unter anderen Waaren auch russische Cerealien, Mehl, Graupen u. drgl. zu. Sollte es daher bei diesen Völkern auch nicht vorkommen, dass mit einem Male so grosse Mengen dieser Nahrungsmittel wie bei den **Oltscha** oder **Giljaken** zur Zeit ihrer Bärenfestlichkeiten verzehrt werden, so ist der Gebrauch derselben bei ihnen doch weit mehr verbreitet und allgemeiner und somit auch der Gesammtverbrauch grösser. Erwägt man nun auch die weit grössere Nahrhaftigkeit dieser Vegetabilien im Vergleich mit den besonders bei den Eingeborenen des unteren Amur-Landes zur Nahrung gebräuchlichen wildwachsenden Pflanzen, so gelangt man nothwendig zu dem Schlusse, dass die Nahrung der oberen Amur-Völker sich in einem höheren Grade als diejenige der unteren Amur-Völker neben den animalischen auch aus vegetabilischen Bestandtheilen zusammensetzt. Und damit steht auch die Thatsache im Einklange, dass die oberen Amur-Völker zu ihrer Nahrung weit mehr Salz als die unteren gebrauchen. Bei den **Giljaken** fanden wir einen ausgesprochenen Abscheu vor demselben. Die **Golde** und **Orotschen** gebrauchen es nur sehr wenig [1]). Von den **Manägirn** hingegen berichtet **Maack** [2]), dass jeder Bemitteltere unter ihnen in seinem Haushalte auch Salz hat. Sie kaufen es von den **Dauren** und haben für dasselbe eine aus dem Daurischen (*«katà»*) entlehnte Bezeichnung: *katachàn*. Vermuthlich haben sie es daher auch durch die **Dauren** zuerst kennen gelernt, und zwar zur Zeit, als diese, noch vor der russischen Invasion, am ganzen oberen Amur und seinen Quellflüssen, Schilka und Argunj, mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt, wohnten und mit den von der Jagd lebenden Stämmen im Norden in Tauschhandelsbeziehungen standen [3]). Schon damals mögen also die Stämme des oberen Amur-Landes von den **Dauren** mancherlei Cerealien zu ihrer Nahrung bezogen haben.

---

[1]) Надаровъ, Сѣв.-Уссур. край (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., по общ. Геогр., Т. XVII, № 1, стр. 60).

[2]) L. c., p. 79.

[3]) S. oben, p. 100.

An die Betrachtung der Nahrung der Amur-Völker mögen sich einige Bemerkungen über die bei ihnen gebräuchlichen **Genussmittel**, insbesondere **Branntwein** und **Tabak**, schliessen.

Die **Giljaken** verstehen es nicht, sei es durch Aufguss von Wasser auf die Blätter, Stengel, Rinden oder andere Theile bestimmter Pflanzenarten, sei es aus dem Safte von Beeren und anderweitigen Früchten ihres Landes sich irgend welche dem Genuss dienende Getränke zu bereiten, wie es nach **Steller's**[1]) und **Krascheninnikof's**[2]) Zeugniss die **Itälmenen** auf Kamtschatka in so hohem Grade verstanden. Ebenso wenig ist mir bei den **Oltscha** und **Golde** etwas Derartiges begegnet[3]). Auch der Thee, den diese Völker durch ihren Verkehr mit den Chinesen seit langer Zeit kennen müssen[4]), und den sie seit der russischen Besitznahme des Landes (in den 50-er Jahren) in Nikolajefsk wie in Mariinsk beziehen konnten, hatte bei ihnen zur Zeit meines Aufenthalts im Amur-Lande noch gar keine Aufnahme gefunden[5]). Den Kaffee kannten sie gar nicht und hielten ihn, als sie mich welchen trinken sahen, für «sehr starken Thee». Dahingegen war der **Branntwein** im Amur-Lande natürlich allgemein bekannt, und zwar den **Giljaken** sowohl, wie den übrigen Völkern des Festlandes unter dem auch bei den **Mandshu** und bei allen tungusischen, mongolischen und türk-tatärischen Völkern Sibiriens üblichen Namen (von malayisch-chinesischem Ursprunge) *araki* oder *arki*[6]). Ohne Zweifel datirt die Kenntniss des Branntweins bei den Amur-Völkern aus der Zeit ihrer frühesten Berührung mit den Chinesen her und hat sich seitdem rasch verbreitet. Durch die Handelsfahrten der **Golde**, **Oltscha** und insbesondere der **Amur-Giljaken** nach Sachalin musste der chinesische Branntwein alsbald auch bei den dortigen **Giljaken** Eingang finden. Diese hatten allerdings Gelegenheit, den Branntwein auch von einer anderen Seite, und zwar von den Japanern kennen zu lernen, von welchen die **Aino** ihren Branntwein, den sogen. *Ssaki*, beziehen und auch selbst einen schwachen *Ssaki* zu bereiten gelernt haben[7]); allein der bei ihnen bereits eingebürgerte stärkere und vermuthlich auch billigere chinesische Branntwein gab der Verbreitung des japanischen Getränkes unter ihnen keinen Raum. **Mamia Rinsô**[8]) berichtete im J. 1808, dass die **Smerenkur** (Giljaken) auf Sachalin den japanischen *Ssaki* fast gar nicht kennen, geschweige denn selbst welchen bereiten, dagegen aber «eine Art desselben, *arka* genannt, von den Mankôs (Amur-Anwohnern) erhalten, der im Geschmack sehr viel Aehnlichkeit mit japan. *Sôtsu* hat». Wie alle Culturprodukte, so fliesst auch der Branntwein den Giljaken und allen übrigen Völkern des unteren Amur-Stromes hauptsächlich aus dem Sungari-Lande zu, wo es zahlreiche und darunter sehr grosse, von Chinesen angelegte und geleitete Brennereien giebt[1], und zum Theil auch vom Ussuri, wo die Branntweinsproduction ebenfalls von den Chinesen und zwar ausschliesslich des Handels wegen betrieben wird. Der von ihnen bereitete Branntwein ist von verschiedener Qualität, je nach dem, aus welchem Getreide er gewonnen wird, ob aus dem Kao-ljan, *Sorghum vulgare*, das besonders zu diesem Zweck gebraucht wird[2], oder aus einer der von den Chinesen angebauten Hirsearten (*Setaria italica, Panicum miliaceum* u. a.), oder auch aus einem Gemisch der letzteren unter einander und mit Gerste[3]. Der Branntwein wird von den Chinesen je nach der Quantität und dem Ort seiner Bestimmung theils in grossen, aus Weidenruthen geflochtenen und von innen mit dickem Papier ausgekleideten Korbflaschen, theils in viereckigen, aus 6 Brettern gemachten und inwendig ebenfalls mit Papier beklebten Kasten verkauft, an welchen sich oben an einem der Ränder eine durch einen Schieber verschliessbare Oeffnung befindet[4]. Solch' einen Kasten (gilj. *kylmr-wakke*[5]) mit *araki* zu kaufen, gehört mit zu den Zwecken einer Sungari-Fahrt der Giljaken, Oltscha oder Golde, denn am Ort seiner Produktion ist der Branntwein natürlich viel billiger als bei den chinesischen Kleinhändlern am Amur.

---

[1]) Beschreib. von dem Lande Kamtschatka, p. 76—89.

[2]) Опис. Камчатки (Полн. собр. учен. путеш. по России, Т. I, стр. 308 и слѣд.).

[3]) Ich habe dabei nur die zum Genuss, nicht aber als Arzneimittel dienenden Getränke im Auge. Die **Mandžirn** am oberen Amur sah ich eine Flechte, die sie im Walde sammeln und *mogo* nennen, auf Birkenrindenmatten an der Sonne trocknen. So viel ich von ihnen erfuhr, bringen sie dieselbe nach der Stadt Aigun, wo sie von den Bewohnern theuer bezahlt wird, um in einem Aufguss, wie Thee, genossen zu werden. Vermuthlich dient jedoch dieser Aufguss nur als Arznei bei irgend welchen Gebrechen.

[4]) Die **Giljaken** haben für denselben die Bezeichnung *pyncht*.

[5]) **Poljakof** (Путеш. на остр. Сахалинъ, p. 88—90) berichtete vom Jahre 1881, dass die **Oroken** auf Sachalin den Thee in hohem Grade schätzen und, wenn nur welcher vorhanden, regelmässig gegen Abend geniessen. Allein das kann nur seit der russischen Kolonisirung der Insel, also erst ganz neuerdings eingetreten sein, — zur Zeit meiner, sowie **Schmidt's** und **Glehn's** Reisen auf derselben war es noch keineswegs der Fall.

[6]) S. die Wörterverzeichnisse der genannten Völker in **Klaproth's** Asia polyglotta. Dabei kommen natürlich vielfache Modificationen dieser allgemeinen, für Korn- wie für Milchbranntwein geltenden Bezeichnung, wie *araka*, *araku*, *airaki* u. s. w., vor.

[7]) **Мицуль**, Очеркъ остр. Сахалина, стр. 132. **Добротворскій**, Аинско-русск. словарь., прилож., стр. 38.

[8]) Tô-tats kiko (**Siebold**, Nippon, VII, p. 192).

Mit dem Branntwein haben die Giljaken und die übrigen Völker des unteren Amur-Landes auch die Art und Weise ihn zu trinken von den Chinesen entnommen. Denn gleich wie diese trinken sie ihn stets warm[6], aus ganz kleinen Porzellanschälchen, welche sie sich zu dem Zweck ebenfalls von den Chinesen kaufen, gleichwie auch die metallische Kanne, in welcher der Branntwein zuvor dadurch erwärmt wird, dass man die Kanne in heisses Wasser oder in die heisse Asche eines zu dem Zweck wie auch zum Anzünden der Pfeife stets zur Hand stehenden, mit glühenden Kohlen gefüllten Beckens stellt[7]. So macht es der chinesische Kaufmann am Amur, indem er mit seinen Kunden verhandelt und ihnen ab und zu einen Schluck aus seinem Schälchen zukommen lässt; so machen es ihm alle bemittelteren Golde, Ssamagirn, Oltscha oder Giljaken nach, die sich mit dem geschätzten Trank und den zum Genuss desselben erforderlichen Utensilien zu versorgen vermochten, und genau so schildert Mamia Rinsô auch die Art und Weise, wie die Smerenkur auf

---

[1] Williamson, Journ. in North China, Manchuria and East. Mongolia, Vol. II, p. 67. Барабашъ, Сунгар. Экспед. 1872 г. (Военн. Сборн., 1874, № 2, стр. 351).

[2] Ausgedehnte mit Kao-ljan bestandene Felder am unteren Sungari, sagt Barabasch (l. c.), deuten immer auf in der Nähe befindliche Brennereien.

[3] Genaueres über den chinesischen Branntwein und seine Bereitung speciell im Ussuri-Gebiet s. bei Nadarof, Сѣверно-Уссур. край, p. 105 ff.

[4] Williamson, l. c., p. 68. Nadarof, l. c., p. 113. Maack, l. c., p. 196.

[5] *Wakke* heisst Kasten oder Kiste überhaupt.

[6] Marco Polo bemerkt bereits, dass die Chinesen den «Rak» (Arak) nicht anders trinken, als nachdem sie ihn zuvor heiss gemacht haben (Marco Polo's Reisen, deutsch von Bürck, p. 341, Anm. 284).

[7] Die ganze Art und Weise, wie die Chinesen den Branntwein trinken, ist oft geschildert worden, so z. B. von Huc (L'Empire Chinois, Paris 1854, T. II, p. 390) u. A.

Sachalin ihren vom Amur gebrachten «*Arka*» zu trinken pflegen. Auch die dem Trunk vorausgehende Libation, die darin besteht, dass zuvor die Spitzen des Daumens und Zeigefingers mit Branntwein benetzt und einige Tropfen nach rechts und links, nach oben und unten und zur eigenen Brust hin gespritzt werden, habe ich, ebenso wie von den Mandshu und Chinesen am Amur, auch von Giljaken, Oltscha, Golde und selbst Orotschen in der Bai Hadshi mehr oder minder sorgfältig ausführen sehen. So geschieht der Genuss des Branntweins bei diesen Völkern in bestimmter, durch den Usus sanctionirter Weise, aus eigens dazu erforderlichem, fremdländischem Geräth und unter Beobachtung gewisser, durch den Aberglauben eingegebener Formalitäten. Ohne Zweifel musste auch dieser Umstand, neben den anderen, oben erwähnten, der Beschaffung des Branntweins aus weiter Ferne und seinem hohen Preise im Detailhandel der chinesischen Kaufleute am Amur, auf den Consum des Branntweins bei den Amur-Völkern in wohlthätig erschwerender und beschränkender Weise wirken und sie zur Mässigkeit im Genusse desselben erziehen. Und in der That muss ich ihnen und speciell den mir am meisten bekannten Giljaken für die Zeit meines Aufenthalts im Amur-Lande das Zeugniss solcher Mässigkeit ausstellen. Trotzdem sich ihnen mit der Niederlassung der Russen am unteren Amur, in Nikolajefsk und Mariinsk, eine neue, in nächster Nähe gelegene Quelle für dieses geschätzte und beliebte Getränk eröffnete, gab es doch in den ersten Jahren darnach so wenig Trunkenheit unter den Giljaken, dass mir ungeachtet meines vielfachen Verkehrs mit ihnen kein einziger Fall der Art begegnet ist, und zwar nicht einmal auf den mehrfachen Bärenfestlichkeiten, denen ich beigewohnt habe. Letzteres erschien mir besonders auffallend, erklärt sich aber daraus, dass ihren eigenen Mittheilungen zufolge das Branntweintrinken während des Bärenfestes bei ihnen für *uitsch* (unheilbringend) gilt, — eine Vorstellung, die ihre Entstehung vielleicht auch dem den Giljaken in hohem Grade eigenen Sinn für Wahrung und Mehrung ihres Eigenthums verdanken mag; denn bei der grossen Zahl von Theilnehmern an solchen Festen wäre, von sonstigen Fährlichkeiten abgesehen, der theuer erkaufte Vorrath des Gastgebers an *araki* in kurzer Zeit der Vernichtung preisgegeben. Dank ferner jener Eigenschaft der Giljaken und einer immerhin seltenen Energie ihres Charakters trat gleich zu Anfang ihres Verkehrs mit den Russen eine Erscheinung ein, die in der Geschichte der Beziehungen zwischen Natur- und Culturvölkern kaum ihres gleichen haben dürfte: statt sich von den Russen vermittelst des Branntweins ausnutzen und um Hab' und Gut bringen zu lassen, verstanden sie es, im Gegentheil mit ihren kleinen Vorräthen an chinesischem Branntwein den russischen Matrosen und Kosaken manchen Vortheil abzugewinnen. Allerdings kam ihrer Mässigkeit und Widerstandskraft auch der Umstand wesentlich zu Hülfe, dass in den ersten Jahren der russischen Occupation des Amur-Landes nur sehr wenig Branntwein importirt wurde, während die Zahl der russischen Consumenten desselben ansehnlich wuchs¹). Später jedoch, als nach Beendigung des Krimkrieges der durch zahlreiche, insbesondere nordamerikanische und Hamburger Handelsschiffe

---

1) So kamen im J. 1855 zur früheren Besatzung des unteren Amur-Landes noch die Mannschaften mehrerer aus Kamtschatka angelangter Kriegsschiffe und einige Detachements von Kosaken aus Transbaikalien hinzu.

vermittelte Branntweinimport in Nikolajeffk stark zunahm, und gleichzeitig, unter dem Andrange der russischen Einwanderung und Kolonisation, die alten, ursprünglichen Lebensformen und Anschauungen der Giljaken mehr und mehr erschüttert wurden und hinschwanden, war es auch mit ihrer Mässigkeit und Widerstandskraft dem Branntwein gegenüber zu Ende, und bereits in den 60-er Jahren konnte man in der Lokalpresse, wie in den Berichten zurückgekehrter Reisenden und sonstiger Augenzeugen von der unter den Giljaken mehr und mehr zunehmenden und zumal auf ihren Bären- und sonstigen Festlichkeiten zu Tage tretenden Trunkenheit und Völlerei lesen[1]).

Bei allen Völkern des Amur-Landes ist das Tabakrauchen gäng und gebe, und zwar rauchen sowohl Männer wie Weiber, und den Kindern wird schon frühzeitig Gelegenheit gegeben, sich ebenfalls daran zu gewöhnen. Von woher diese Völker zuerst das Tabakskraut und dessen Gebrauch kennen gelernt haben, scheint mir auf der Hand zu liegen. Bekanntlich ist die Mandshurei das Land, aus welchem China, zum wenigsten das nördliche, die Tabakspflanze und die Sitte des Tabakrauchens erhalten hat, und zwar soll dies erst vor etwa 2½ Jahrhunderten geschehen sein, als die jetzt regierende Mandshu-Dynastie den Thron bestieg (1644), auf deren Befehl die Einführung des Tabaks in China stattfand[2]), und unter deren Schutz der Tabaksbau sich rasch im ganzen Lande verbreitete[3]). Nach der Mandshurei gelangte der Tabak aus Korea und nach Korea aus Japan[4]), wohin er zu Anfang des XVII. Jahrhunderts von den Portugiesen gebracht worden war, und wo er ebenfalls in kurzer Zeit eine allgemeine Verbreitung fand[5]). In Korea wie in der Mandshurei fand der Tabak den günstigsten Boden und wurde bald ein Gegenstand allgemeinen und eifrigen Anbaues. Noch heute liefern diese Länder, und insbesondere die Mandshurei, den renommirtesten Tabak nach China, der dem chinesischen vorgezogen und auch theurer als der letztere bezahlt wird[6]). Namentlich gilt der im Girin-Gebiet gebaute Tabak für den besten nicht bloss in China, sondern auch in der ganzen Mandshurei, und in der Stadt Girin am Sungari versammeln sich im Winter die chinesischen Kaufleute, um Engros-Einkäufe von Tabak zu machen: «alle Gasthäuser der Stadt», sagt ein Augenzeuge, der

---

[1]) Vrgl. z. B. Arth. Nordmann, Ueber den Fischfang und die Jagd der am Amur wohnenden Giljaken (Bullet. de la Soc. Imp. des Natural. de Moscou, T. XXXIV, 2. Part., 1861, p. 314); desgl. Восточное Поморье, 1866, стр. 59, u. A.

[2]) Huc, L'Empire Chinois, Paris 1854, T. I, p. 222—224. Poussielgue, Voyage en Chine et en Mongolie de Mr. et de Mme. de Bourboulon, Paris 1866, p. 198. Williamson, Journeys in North China, Manchuria and East. Mongolia, London 1870, Vol. II, p. 66. Wassiljef (Описание Маньчжурии. — Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., Кн. XII, 1857, стр. 52, 53) sagt: darf man einem chinesischen Drama Glauben schenken, so kannten die Chinesen bis zur Mandshu-Dynastie das Tabakrauchen nicht.

[3]) Unter dem Kaiser Kia-king (1796—1820) wurde zwar der Versuch gemacht, den Gebrauch des Tabaks (gleichwie auch des Opiums) in China zu verbieten, allein das Verbot blieb erfolglos, da der Tabak bereits ein unentbehrlicher Artikel für die Chinesen geworden war (Plath, Die Völker der Mandshurey, Bd. II, p. 948).

[4]) Klaproth (Asia polygl. p. 341) giebt nach Witsen an, dass der Tabak bei den Koreanern *pranggoink-sio* heisst, d. i. Kraut, das aus Süden kommt; weil sie es von den Japanern erhalten haben.

[5]) Schouw, Die Erde, die Pflanzen und der Mensch, aus dem Dänischen von Zeise, Leipzig 1851, p. 201.

[6]) Huc, Wassiljef, Williamson, ll. cc. Ueber die Beliebtheit des koreanischen Tabaks in China sprach sich schon Lange (Journal de la résid. du Sieur Lange de S. M. I. de la grande Russie à la cour de la Chine, dans les ann. 1721 et 1722, Leyde 1726, p. 65) aus.

Archimandrit Palladij, «sind alsdann von solchen Kaufleuten überfüllt und ihre geräumigen Höfe von Tabakcollis eingenommen. «Dieses Kraut», fährt derselbe Reisende fort, «das nach den Worten chinesischer Aerzte einen Trunkenen nüchtern und einen Nüchternen trunken, einen Hungrigen satt und einen Satten hungrig macht, findet Absatz in ganz China unter dem Namen *guanj-dun-üdsy*, d. h. Blätter der Mandshurei»[1]. Wie südwärts, nach China, so hat sich der Tabak aus der Mandshurei auch nord- und ostwärts, zu allen Völkern des Amur-Landes verbreitet. Und zwar muss dies ziemlich um dieselbe Zeit, oder doch auch schon im XVII. Jahrhundert stattgefunden haben. Als Ysbrants Ides im J. 1693 nach Tsitsikar (bei ihm Naunkoton) am Nonni kam, sah er die Dauren der Umgegend allerhand Feldfrüchte und viel Tabak bauen, den sie, neben anderen Waaren, blauem Kattun u. drgl., zum Tauschhandel mit den nordwärts wohnenden Tungusen-Stämmen gebrauchten[2], einem Handel, den sie später noch mehr und mehr ausdehnten und bis heutzutage forttreiben[3]. Man darf ferner mit Sicherheit annehmen, dass, gleichwie die Dauren und Mandshu im Sungari-Lande, auch die ehemals vom Sungari aus längs dem südlichen Amur-Strome bis weit unterhalb der Ussuri-Mündung, etwa bis zum jetzigen Golde-Dorfe Dondon verbreiteten Stammgenossen der Mandshu, die Djutscheren, die in grossen, mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigten Dörfern wohnten[4], unter Anderem auch Tabaksbau betrieben. Endlich musste sich letzterer vom Sungari und von Korea aus auch an den oberen Ussuri und diesen Strom abwärts zum Amur verbreiten. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, dass die Golde bereits vor den russischen Kriegszügen im XVII. Jahrhundert von den ihnen benachbarten, ja zum Theil sogar mit ihnen untermischt lebenden Mandshu (Djutscheren) den Tabak und dessen Anbau kennen gelernt hatten. Auch gegenwärtig wird der Tabaksbau nicht bloss von einzelnen, in ihrem Gebiet ansässigen Chinesen, sondern auch von ihnen selbst am Ussuri wie am Amur betrieben, und zwar am letzteren merkwürdigerweise genau so weit, als ehemals die Wohnsitze der Djutscheren sich erstreckten. Denn, stromaufwärts gegangen, trafen wir den ersten Tabaksbau der Golde im Dorfe Da, welches dem oben erwähnten, auf einer Insel gelegenen Dondon gegenüber am rechten Amur-Ufer liegt. Gleichwie die Golde, erhielten den Tabak auf diesem Wege auch die an den Ussuri-Quellen und Zuflüssen wohnenden Orotschen. Im Verkehr mit den Golde sowohl, wie mit den Mandshu und Chinesen am Amur und Sungari mussten ferner auch die übrigen Völker des unteren Amur-Landes, die Oltscha, Samagirn, Negda und Giljaken schon im XVII. Jahrhundert den Gebrauch des Tabaks kennen lernen, wenn auch der Anbau der Tabakspflanze sich bei ihnen schon aus klimatischen und anderen Gründen verbot. Durch die Giljaken und Oltscha des Festlandes gelangte endlich der Tabak auch zu ihren Landsleuten, den Giljaken und Oroken von Sachalin, während das dritte Volk der Insel, die Aino, ihn wohl aus einer anderen Quelle, direkt von den Japanern erhielt[1]). Später, nachdem der mandshurische Tabak sich bereits unter allen Amur-Völkern verbreitet hatte und ihnen zum unentbehrlichen Bedürfniss geworden war, drang von Westen und Norden auch russischer Tabak in das Amur-Land ein, sowohl in Folge des beständigen Verkehrs, den russische Kosaken, Jäger und Händler mit den Orotschonen, Manägirn und anderen Stämmen des oberen Amur-Landes unterhielten, als auch durch Vermittelung jakutischer Kaufleute, welche theils jenen Nomaden nachzogen, theils bestimmte Handelspunkte besuchten, an denen sie mit ihnen, sowie mit manchen Völkern des unteren Amur-Landes in Verkehr traten[2]). Nichtsdestoweniger herrschte bis zur russischen Occupation des Amur-Landes in den 50-er Jahren bei allen Völkern desselben der mandshurische Tabak entschieden vor, und erst seit diesem Ereigniss begann der russische (tscherkasskische) Tabak rasch an die Stelle jenes ersteren zu treten, zunächst und besonders natürlich bei denjenigen Völkern, die selbst keinen Tabak bauen, also bei den Giljaken, Oltscha u. s. w. Was ihn bei denselben besonders beliebt macht, ist seine im Vergleich mit dem mandshurischen Tabak viel grössere Stärke oder Herbigkeit, sowie auch seine weit grössere Billigkeit. Die grosse Beliebtheit des russischen Tabaks und die allgemeine und starke Nachfrage nach demselben unter den genannten Völkern machten ihn bald zum allerwichtigsten und nothwendigsten Handelsartikel im Verkehr mit ihnen.

---

[1] Архимандритъ Палладій, *Дорожн.* замѣтки на пути отъ Пекина до Благовѣщенска, чрезъ Маньчжурію, въ 1870 г. (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., по общ. Геогр., Т. IV, 1871, стр. 396).

[2] Ysbrants Ides, Driejaarige Reize naar China, p. 70, 129.

[3] S. oben, p. 30.

[4] S. oben, p. 149 ff.

Wie den Tabak, so haben die Giljaken und die übrigen Völker des Amur-Landes von den Mandshu auch die übrigens auch in ganz China verbreitete Form der Pfeife (gilj. *tai*) angenommen, die aus zwei durch ein dünnes, schwarz gefärbtes hölzernes Stück mit einander verbundenen metallischen Stücken besteht. Das untere Stück läuft bogenförmig in einen kleinen, nach oben gekehrten, schalenförmigen Kopf aus. Das obere oder Mundstück ist nur beim gemeinen Manne aus Metall (Messing); jeder Bemitteltere Giljake sucht es den Chinesen nachzumachen und sich für seine Pfeife ein steinernes Mundstück, aus Jadegit oder gar aus Chalcedon, Carneol oder Nephrit, wie solche im Sungari-Lande, namentlich in Tsitsikar u. a. Orten fabricirt werden[3]), zu verschaffen[4]). In der Form der Pfeife herrscht bei allen Völkern des Amur-Landes die grösste Uebereinstimmung, da die sie zusammensetzenden Stücke stets aus dem Sungari-Lande stammen, wo sie fabrikmässig gemacht werden. Nur die Aino auf Sachalin haben andersgeformte Pfeifen, weil sie dieselben aus einer anderen Quelle, von den Japanern beziehen. Ich habe bei ihnen Pfeifen von zweierlei Form gesehen: einmal mit ganz kleinem, rechtwinklig nach oben abgesetztem Köpfchen, in welches kaum die Spitze des kleinen Fingers hineinpasst, und dann auch welche mit grösserem, schalenförmigem Kopfe. Ausserdem aber machen sie sich auch selbst Pfeifenköpfe, und zwar aus dem Holz der *Hydrangea paniculata* Sieb. et Zucc., welche namentlich bei den Weibern im Gebrauch sind[1]).

---

[1]) Die Bezeichnung für den Tabak ist, wie bei den Mandshu (*dambagu*) und Mongolen (*tamachi*), so auch bei allen Amur-Völkern mit ganz geringen Modifikationen stets dieselbe; so bei den Golde und Oltscha: *damche*, *tamche* und *tamache*, bei den Giljaken: *tam(a)ch*, bei den Aino: *tambaku* u. s. w.

[2]) S. oben, p. 79—82.

[3]) Барабашъ, Сунгарск. эксп. (Военн. Сборн., 1871, № 2, стр. 351).

[4]) Das untere metallische Stück, mit dem Pfeifenkopf, heisst giljakisch *kott*, das Mundstück *tlmf*, das sie verbindende hölzerne Mittelstück *tamdasir*.

Der auf einem besonderen Brett (Taf. XXXIV, Fig. 8) fein zerschnittene und, wenn trocken, fast zu Pulver zerfallende Tabak wird bei den Giljaken in einem Beutel gehalten, der ebenfalls immer von einer und derselben, überall im Amur-Lande angenommenen, mandshu-chinesischen Form zu sein scheint, lang und schmal und in der Nähe seines oberen Endes mit einem seitlichen Schlitz versehen, durch welchen die Pfeife hineingesteckt wird, um innerhalb des Beutels mit Tabak gestopft zu werden. In dieser Lage wird sie stets auch mit dem Beutel zusammen getragen, der in der Regel an einen der obersten Pelz- oder Hemdknöpfe befestigt wird und von dort in den Busen herabhängt. Meist ist er aus Fischhaut, Leder oder einem Fellstück gemacht, an den Rändern mit chinesischem Kattun oder Seide eingekantet, oben mit einigen gestickten oder gemalten Arabesken verziert und bisweilen auch ganz aus einem jener Stoffe verfertigt.

Gern theilt der Giljake den Genuss des Tabakrauchens mit Anderen. Doch findet das nie in der Weise statt, dass die Pfeife unter allen um den Herd oder um ein im Freien loderndes Feuer Herumsitzenden von Hand zu Hand in die Runde geht. Das verbietet sich schon durch das geringe Maass der Pfeife, so wie auch durch meist vorhandene sociale oder moralische Differenzen zwischen den Anwesenden. In der Regel sieht man aber die Pfeife zwischen zwei Nebeneinandersitzenden hin und her gehen. Tritt namentlich ein Angereister in die Jurte, so reicht ihm der Wirth, nachdem er neben ihm Platz genommen, seine eben angerauchte Pfeife, welche dieser, nachdem er einen Zug aus derselben gethan, wieder dem ersteren zurückgiebt, um sie nochmals von ihm zu erhalten, und so fort, bis die Pfeife zu Ende ist, worauf der Gast seinerseits mit Gleichem erwidert. Immer ist dies ein Zeichen freundlichen Willkommens und guten Einvernehmens oder einer gewissen Achtung und Gleichstellung. Ich habe die chinesischen Kaufleute am Amur es oft ebenso mit den in die Jurte ein- und an sie herantretenden Eingeborenen thun sehen, was ohne Zweifel den Zweck hatte, sie durch ein solches, für sie sehr schmeichelhaftes Entgegenkommen zu gewinnen und für den Handel günstiger zu stimmen.

Geht den Giljaken der Tabak aus, so greifen sie zu verschiedenen Ersatzmitteln für denselben. Das gewöhnlichste dieser Surrogate ist ein feines und trockenes Holzschabsel, gleichviel von welcher, immer aber von einer weichen Holzart, vermuthlich vorzugsweise von Weidenholz. Solch ein Holzschabsel wird schon dem Tabak beigemischt, wenn er auf die Neige zu gehen beginnt. Ist er zu Ende gegangen, so wird an Stelle desselben das mit Tabaksoel vermischte Holzschabsel geraucht. Zu dem Zweck wird das Tabaksoel von Zeit zu Zeit aus den Pfeifen gekratzt und in einem besonderen Täschchen (gilj. *niryghsis*) aufbewahrt, das aus ein paar zwischen zwei Seehundsfellstücken befestigten Lederläppchen besteht (Taf. XXVIII, Fig. 6), auf welche das Tabaksoel geschmiert wird, um, wenn nöthig, abgekratzt zu werden und, mit dem Holzschabsel vermischt, wieder in die Pfeife zu wandern[1]). Ausserdem benutzen die **Giljaken** auch manches ihrer einheimischen Kräuter als Tabakssurrogat; so z. B. ein Kraut, das sie mir in Allof am Amur *tschomr*, in Tyk auf Sachalin *wurpi* nannten, und das, nach den mir zu Gesicht gekommenen trockenen Bruchstücken zu urtheilen, ein Farrenkraut zu sein scheint. Bei den **Golde**, in Köurmi am Amur, sah ich ebenfalls Bündel eines Krautes hängen, das sie *toina* nennen und als Surrogat für Tabak gebrauchen. Die systematischen Namen dieser Pflanzen müssen zunächst unbekannt bleiben.

---

[1]) Fr. Schmidt, dem ich diese Angabe entnehme, fügt hinzu, dass er diese Pfeifenköpfe, trotzdem, dass die *Hydrangea paniculata* nur in der Aniwa-Bai und an der Westküste Sachalin's südlich von Notosama vorkommt, doch noch in Kussunai und Manue im Gebrauch gesehen habe. S. dessen Reisen im Amur-Lande und auf der Insel Sachalin (Mém. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb., VII° Sér., T. XII, № 2, p. 99).

Das Tabakschnupfen und Tabakkauen findet man bei den Amur-Völkern, zum wenigsten im unteren Amur-Lande, gar nicht[2]). Beides liegt auch nicht in den Sitten der Chinesen. Das Tabakschnupfen findet sich zwar bei diesen[3]), soll aber auch nur in den höheren Ständen, unter den gelehrten Mandarinen und hohen Beamten gebräuchlich sein und von den alten französischen Jesuitenmissionären her datiren, die ihm durch ihr Beispiel Eingang am Hof und in der Aristokratie von Peking verschafften, an welchem Orte man auch heutzutage noch den meisten Tabakschnupfern in China begegnen soll[4]). Bei so geringer Verbreitung dieser Sitte in China ist es vollkommen begreiflich, dass sie sich bisher auch nicht von dort aus nach dem Sungari-Lande und so zu den Amur-Völkern hat verbreiten können.

Dahingegen darf man sich wundern, dass die Amur-Völker bisher noch nicht von einem anderen, auf dem erwähnten Wege zu ihnen vordringenden Narcoticum heimgesucht worden sind, — ich meine vom **Opium**. Zur Zeit meines Aufenthalts im Amur-Lande war das Opium dort noch völlig unbekannt und auch nichts von einem etwaigen Anbau desselben bei den **Mandshu** oder Chinesen am Sungari zu hören[5]). Im J. 1866, als **Williamson** die Mandshurei bereiste, wurde ihm dort versichert, dass vor wenigen Jahren noch das Opium dem Lande ganz fremd war; jetzt sah er es aber allenthalben in Anbau. Beim Dorfe Fata-mun z. B., etwas nördlich von Girin, wo es nach Angabe der Eingeborenen vor 3—5 Jahren noch gar kein

---

[1]) Ganz dasselbe Tabakssurrogat ist auch bei den **Tschuktschen** im Gebrauch, die es aber in der Weise gewinnen, dass sie das Holzschabsel in das an ihren Pfeifen viel dickere Rohr oberhalb des Pfeifenkopfs stecken, wo es vom durchziehenden Tabaksrauch allmählich mit Nicotin durchtränkt wird (**Bush**, Reindeer, dogs and snow-shoes, London 1872, p. 439. **Dall**, Alaska and its resources, Boston 1870, p. 81).

[2]) Bei den **Aleuten**, die den Tabak von den Russen kennen gelernt haben, wird er am allermeisten gekaut, geschnupft nur wenig und geraucht gar nicht (**Веніаминовъ**, Зап. объ остр. *Уналашк.* отд., Ч. II, 1840, стр. 230). Die **Tschuktschen** sollen ihn oft erst kauen, dann hinter dem Ohre trocknen und in einem besonderen Beutel aufbewahren, um ihn später noch zu rauchen (**Nordenskiöld**, Die Umsegel. Asiens und Europas auf der Vega, Bd. II, p. 114).

[3]) **Staunton**, Des Grafen **Macartney** Gesandtschaftsreise nach China, aus dem Englisch., Frankf. und Leipzig 1798, Bd. II, p. 71.

[4]) **Huc** (L'Empire Chinois, l. c.) erzählt ferner, dass die Missionäre sich zu ihrem Gebrauch französischen Tabak aus Europa bringen liessen, und da dieser damals als Stempel ein Wappen mit drei Lilien trug, so wurde letzteres Zeichen zum einzigen Schilde für Schnupftabakverkauf in Peking und ist es noch heutzutage.

[5]) **Maack** (Путеш. на Амуръ, стр. 243) sah übrigens am Amur, in der Nähe der Sungari-Mündung, einen Mandshu-Beamten einen Stoff rauchen, den er für Opium halten zu dürfen glaubt.

Opium gegeben, standen 130—160 Acres Landes unter der Mohnpflanze. Der Opiumbau, hiess es, sei viel vortheilhafter als der Anbau irgend eines Getreides; zwar sei er gesetzlich verboten, allein die betreffenden Regierungsbeamten liessen sich durch Geld oder eine Abgabe an Opium erkaufen. Ansehnliche Quantitäten von Opium wurden bereits aus der Mandshurei nach Peking verführt, und auch im Lande selbst hatte das Opiumrauchen schon bedauerliche Dimensionen erreicht, indem die Mehrzahl der männlichen Jugend ihm ergeben war[1]. Dass unter solchen Umständen und dank den chinesischen Kaufleuten auch die Amur-Völker in Zukunft davon nicht verschont bleiben werden, ist gewiss zu befürchten.

---

[1] Williamson, Journeys etc. Vol. II, p. 63, 330 u. a.

[P.402]

7. Abschnitt.

Mittel der Bewegung und Ortsveränderung zu Lande und zu Wasser: Schneeschuhe, Schlitten, Zug-, Reit- und Lastthiere, — Hund, Rennthier, Pferd; Böte und Kähne.

Wie schon mehrfach erwähnt, sind die drei Hauptbeschäftigungen, welche den Amur-Völkern sowohl Kleidung und Nahrung, als auch die zum Bedürfniss gewordenen Genussmittel gewähren, Fischfang, Jagd und Handel, — Beschäftigungen, die nicht anders als unter mancherlei, mehr oder minder ansehnlichen Ortsveränderungen stattfinden können. Bevor ich daher an die Betrachtung dieser ihrer Hauptbeschäftigungen gehe, halte ich es für geboten, die Art und Weise der Ortsveränderung bei den Amur-Völkern und die ihr dienenden Mittel einer besonderen Besprechung zu unterwerfen. Diese wird naturgemäss in zwei Theile zerfallen, indem sie sich einerseits der zu Lande oder auf der Eisdecke der Gewässer und andererseits der zu Wasser vor sich gehenden Ortsveränderung zuzuwenden hat.

Ein Fischervolk wie die **Giljaken**, das seine Wohnsitze stets in nächster Nähe von dem es fast ausschliesslich ernährenden Wasser aufschlägt, und vor welchem ferner auf dem Amur-Strom wie längs der Westküste Sachalin's direkte Wasserstrassen zum Handel und Verkehr mit den Nachbarstämmen und mit den nächsten Culturvölkern, den Mandshu-Chinesen am Sungari und den Japanern auf Südsachalin, sich ausbreiten, ein solches Volk muss natürlich einen grossen Theil seines Lebens in Bewegung und Ortsveränderung auf dem Wasser zubringen. Indessen sind die klimatischen Verhältnisse des Amur-Landes der Art, dass die Ortsveränderung zu Wasser nur während etwa fünf Monaten, vom Mai bis zum September möglich ist, — die übrige und längste Zeit des Jahres muss sie zu Lande geschehen. Und indem der Winter die Gewässer in Fesseln schlägt und die Erdoberfläche mit einer dicken Schneeschicht überkleidet, ermöglicht er den Giljaken die Bewegung und Ortsveränderung zu Lande, resp. auf der Eisdecke der Gewässer und eröffnet ihnen neue Gebiete und Verkehrsstrassen. Der im

Sommer in Folge seines dichten Unterholzes, der vielen umgestürzten, halbvermoderten und übermoosten Bäume ungangbare nordische Urwald wird dank der hohen, alle Unebenheiten seines Bodens ausgleichenden Schneelage unter gewissen Bedingungen für Fussgänger wie für leichte Gefährte zugänglich, gerade zu der Zeit, da er die Pelzthiere in ihrem kostbaren Winterhaar birgt. In Folge dessen wird der im Sommer menschenöde, höchstens nur hie und da, an seinem Rande von Beeren- und Wurzelnsammelnden Weibern und Kindern besuchte Wald im Winter zum Tummelplatz der Jäger. Von Jägern und Händlern werden durch ungangbare Wald- und Gebirgswildnisse Pfade und Wege gebahnt, die sonst entlegene Ortschaften zeitweise mit einander verbinden. Das Eis des Amur-Limanes ferner hebt auf Monate die insulare Lage Sachalin's auf, und insonderheit endlich bietet die ebene Eisdecke des Amur-Stromes den Giljaken eine Hauptverkehrsstrasse vom Liman bis zum Sungari hinauf.

Betrachten wir nun genauer die Mittel, welche den Giljaken zur winterlichen Lokomotion dienen. Bei aller Aehnlichkeit, ja theilweisen Uebereinstimmung mit denjenigen anderer nordischen Völker bieten sie des Abweichenden und Eigenartigen genug dar. Der grosse Schneereichthum des unteren Amur-Landes nöthigt die Giljaken, sich auf Schritt und Tritt der Schneeschuhe zu bedienen. Gilt es auch nur einen kleinen Gang vom Hause, ja sogar nur einige Schritte vom eingetrampelten oder eingefahrenen Pfade abseits zu machen, so sind Schneeschuhe erforderlich, wenn man nicht bis zum Gürtel und tiefer in den Schnee einsinken will. Noch unumgänglicher sind sie natürlich auf weiteren Gängen durch den Wald, wo der Schnee besonders hoch und locker liegt, oder aber nach Schneestürmen, da er, vom Winde getrieben, sich stellenweise und zumal an Bergabhängen, in Thälern und Schluchten in so kolossalen Mengen anhäuft, dass an ein Ueberschreiten derselben ohne Schneeschuhe gar nicht zu denken ist. Für solche Gänge, wie sie der Giljake zum Aufstellen oder Besichtigen seiner Thierfallen und zu anderen Jagdzwecken, oder auf Reisen, wenn ihn Schneestürme überraschen, oft genug zu machen hat, ist es aber zum leichteren und rascheren Vorwärtskommen erforderlich, dass die Schneeschuhe nicht bloss das Einsinken in den Schnee möglichst verhindern, sondern auch ein gewisses Fortgleiten über denselben gestatten. Um nun diesen verschiedenen Bedürfnissen nachzukommen, haben die Giljaken zwei Arten von Schneeschuhen: kleine — *lakk* und grosse — *enj*.

Die kleinen Schneeschuhe der Giljaken bestehen aus zwei dünnen Brettchen, ohne Fellüberzug. Sie sind etwa 4½ Fuss lang und 5—6 Zoll breit, dabei mit Ausnahme des vorderen, sanft aufwärts gekrümmten und mehr oder minder rasch zugespitzten Endes vollkommen flach und eben. Je nach dem Maass dieser Zuspitzung des vorderen Endes lassen sich mehrere, in gewissen Gegenden bei den Giljaken übliche Formen der kleinen Schneeschuhe unterscheiden. So herrscht am Amur-Strome bis nach Wair hinab die auf Taf. XXXV, Fig. 1 und 2, abgebildete Form, mit langsamerer Verjüngung der Spitze. Unterhalb Wair's, an der Amur-Mündung, am Liman und auf der gegenüberliegenden Küste Sachalin's haben die Schneeschuhe die in Fig. 3 wiedergegebene Form, mit rascherer Zuspitzung, und auf Sachalin endlich giebt es eine dritte Form, mit noch rascherer Verjüngung des Vorderendes, zu deren Abbildung ich leider keine Gelegenheit fand. Diese kleinen Schneeschuhe sind dem Giljaken ein ganz unentbehrliches Stück, ohne welches man ihn im Winter fast nur in der Jurte sieht. Denn er braucht sie nicht bloss zu jedem noch so kleinen Gange, sondern behält sie auch beim Fahren, rittlings auf der Narte sitzend, an den Füssen bei, sowohl um nöthigenfalls, wenn es z. B. am Anspann der Hunde etwas zu ordnen giebt, absteigen und einige Schritte durch den Schnee machen zu können, als auch um die Fortbewegung des Schlittens zu erleichtern, worauf ich später noch zurückkommen werde. Ist der Ort, wo im Freien genächtigt werden soll, erreicht, so dient ihm der Schneeschuh mit seinem ebenen hinteren Ende als Schaufel, um den Nachtlagerplatz wie erforderlich zu bereiten[1]) und den übers Feuer gehängten Kessel mit Schnee zu füllen, und hat er sich endlich auf dem Tannenreisig vor dem lodernden Feuer niedergelassen, die Beine kreuzweise untergeschlagen, so giebt ihm ein quer über die Kniee gelegter Schneeschuh das an Stelle des *Chachtschitsch* in der Jurte[2]) dienende Tischchen zur Einnahme des Abendessens ab.

So wesentliche Dienste aber die kleinen Schneeschuhe den **Giljaken** auch leisten, so sind sie doch für weitere Gänge über tiefen und lockeren Schnee auf unebenem Waldesboden wenig geeignet. Denn bei ihrer geringen Grösse heben sie das Einsinken nur in einer sehr unvollkommenen Weise auf, sind auch nur wenig elastisch und in Folge des fehlenden Fellüberzuges nur sehr wenig glatt; ja, bei nassem Wetter macht der anhaftende Schnee das Gehen auf denselben sogar recht beschwerlich. Zu ihren Jagdexcursionen und sonstigen weiteren Gängen bedienen sich daher die **Giljaken** nicht der kleinen, sondern der grossen Schneeschuhe, — *enj* (Taf. XXXV, Fig. 4—6). Diese werden, gleichwie die kleinen Schneeschuhe, in der Regel aus Lärchenholz (gilj. *koi*) gemacht, welches die **Giljaken** daher auch als *lakk-tschchar*, d. h. Schneeschuhholz, bezeichnen[3]), sind aber erheblich länger und breiter und mit einem Fellüberzuge versehen, im Uebrigen jedoch ziemlich von derselben Form wie jene, namentlich ebenfalls bis auf das sanft aufwärts gekrümmte Vorderende in ihrer ganzen Länge flach und eben. Der Ueberzug ist von Seehundsfell, das, mit dem Haar nach hinten gerichtet, vermittelst Fischleims möglichst glatt über die ganze untere Seite des Schneeschuhes geklebt und an den beiden Rändern nach oben umgeschlagen wird. Ausserdem dienen zur Befestigung desselben zwei lange, schienenartig längs den Rändern des Schneeschuhes verlaufende, durch hölzerne Stifte an das Schneeschuhbrett befestigte Streifen von Fischbein oder von sorgfältig geglättetem Holz. Das zur Aufnahme des Fusses dienende Riemenwerk ist ebenso wie bei den kleinen Schneeschuhen beschaffen, nur durchweg breiter und kräftiger: unter die vordere, an zwei durch den Schneeschuh und dessen Ueberzug gehende Riemen befestigte Schlinge wird die Fussspitze bis über die Zehen gesteckt; die hintere Schlinge kommt über dem Hacken zu liegen, und dort werden auch die beiden seitlichen, mit mehreren Löchern versehenen Riemen zusammengeknüpft, und zwar indem ein

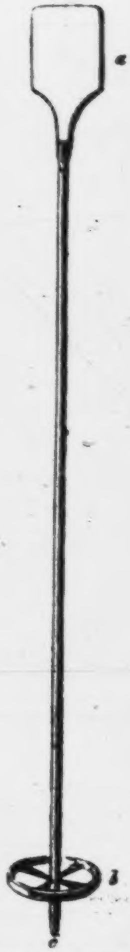
---

[1]) S. oben, p. 377.

[2]) S. oben, p. 427 und 448.

[3]) Die **Aino** auf Sachalin machen ihre Schneeschuhe am liebsten aus dem Holze von *Sorbus aucuparia* (**Schmidt**, Reisen im Amur-Lande und auf der Insel Sachalin. — Mém. de l'Acad. des sc. de St. Pét., VII^e Sér. T. XII, № 2, p. 99. **Мицуль**, Очеркъ остр. Сахалина, стр. 33), die **Golde** aus Eschenholz (**Будищевъ**, Опис. лѣс. части Приморск. обл. — Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ., Кн. IX, X, стр. 120).

Riemen durch den anderen gezogen und ein Holzpflöckchen gegen das Abrutschen vorgesteckt wird. Bei solcher Anheftung des Schneeschuhes an den Fuss behält der Hacken seine volle freie Beweglichkeit nach auf- und abwärts, wie nach rechts und links, und die Fortbewegung geschieht lediglich durch ein Vorwärtsschieben des Schneeschuhes mit der Fusspitze. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Bewegung hängt somit wesentlich von dem leichten Fortgleiten der Schneeschuhe über die Schneefläche ab, und dies wird an den giljakischen Schneeschuhen in hohem Grade durch den Ueberzug mit dem kurzhaarigen und glatten Seehundsfell und die Fischbein-, resp. die nach aussen abgerundeten und geglätteten Holzschienen bewirkt. In dieser ausnehmenden Glätte liegt der Hauptvorzug der giljakischen Schneeschuhe. Die Schienen, ob aus Fischbein oder Holz, dienen zugleich dazu, ein Ausgleiten nach der einen oder der anderen Seite zu verhüten. Je leichter aber die giljakischen Schneeschuhe aus den erwähnten Gründen über den Schnee fortgleiten, um so weniger sind sie zum Bergansteigen geeignet, denn das nur wenig widerhaarige Seehundsfell kann dem Zurückrutschen schon an sich einen nur allzu geringen Widerstand leisten, und dieser Widerstand wird noch durch die glatten, über das Fell vorragenden Fischbein- oder Holzschienen paralysirt. Wie bei den grossen Terrainunebenheiten, so tritt ferner ein wesentlicher Mangel der giljakischen Schneeschuhe auch den kleinen Bodenunebenheiten gegenüber, wie sie der nordische Urwald allenthalben aufweist, zu Tage. Dieser Mangel besteht in ihrer geringen Elasticität. Denn die Giljaken nehmen zu ihren Schneeschuhen, vielleicht der grösseren Dauerhaftigkeit wegen und indem sie auf die ihnen durch den Fellüberzug und die Schienen zu verleihende Glätte rechnen, kein besonders dünnes Brett und machen sie zudem, wie bereits erwähnt, so flach und eben, dass sie, unbeschwert auf den Boden gelegt, denselben, von dem vorderen, aufwärts gekrümmten Ende abgesehen, mit ihrer gesammten unteren Fläche berühren. In Folge ihrer geringen Elasticität können sie sich aber den Unebenheiten des Bodens nicht genügend fügen und sinken daher tiefer ein, was den Gang auf solchem Boden begreiflicherweise sehr erschwert und verlangsamt. Alles zusammengenommen, sind die Schneeschuhe der Giljaken ihrem Bau und ihrer gesammten Beschaffenheit nach weniger zum Durchstreifen unebener Berg- und Waldwildnisse, als zum raschen Dahingleiten über weite, tief verschneite Flächen geeignet, wie sie die Eisdecke des Amur-Stromes, des Amur-Limanes, der vielen Meeresbuchten und Baien und manche sonstige ebene Strecken ihrer Heimath darbieten. Zum Schluss muss hier noch des Stockes Erwähnung geschehen, dessen sich, gleich anderen nordischen Völkern, auch die Giljaken beim Gehen auf Schneeschuhen bedienen, und der sowohl als Steuer beim Bergabrutschen, wie als Stütze bei gewöhnlicher Fortbewegung dient. Letzteres wird namentlich dadurch ermöglicht, dass an den Stock etwas oberhalb seines unteren, in eine gerade oder gekrümmte Spitze auslaufenden Endes ein hölzerner Reif angebracht ist, der mit ihm durch mehrere von seiner Peripherie speichenartig zum Stock und durch denselben gezogene Riemen in etwas beweglicher Verbindung steht. Dank demselben findet der Stock im Schnee einen hinreichenden Widerstand, um einen gewissen Halt zu bieten, während seine Beweglichkeit das Wiederherausziehen des Stockes aus dem Schnee erleichtert und somit auch dabei einen unnützen Kraftaufwand verhindert. Das obere, etwas schauffelförmig erweiterte Ende des Stockes endlich dient dazu, den unter



Schneeschuhstock, gilj. *kyssj*: *a*—oberes, schaufelförmiges Ende, *b*—beweglicher Reif, gilj. *tschrop*, *c*—untere Endspitze, gilj. *itssp*.

dem Fusse sich ansammelnden und zusammenballenden Schnee zu entfernen.

Beide Arten von Schneeschuhen, die kleinen wie die grossen, sind auch bei den den **Giljaken** benachbarten tungusischen Völkern des Amur-Landes im Gebrauch. Die kleinen Schneeschuhe, von den **Oltscha** und **Golde** *kinguita* genannt, behalten auch bei ihnen dieselbe Form und Beschaffenheit wie bei den **Giljaken**. Die grossen Schneeschuhe hingegen (oltschaisch und goldisch *ssulta* oder auch *ssoch-ssulta*) zeigen bei ihnen den giljakischen gegenüber sehr erhebliche und charakteristische Differenzen, auf welche ich hier etwas näher eingehen muss. Im Ganzen stimmen sie mit den von **Middendorff** ausführlich besprochenen Schneeschuhen «der nomadischen Jäger Sibiriens» überein, unter welcher allgemeinen Bezeichnung in diesem Falle, wie ich aus der betreffenden Beschreibung und Abbildung[1]) mit Bestimmtheit schliessen zu dürfen glaube, sibirische **Rennthier-Tungusen** gemeint sind, in deren Gesellschaft **Middendorff** seine Reise längs dem Südabhange des Stanowoi-Gebirges vom Ochotskischen Meer bis zum oberen Amur ausführte, und auf die jene allgemeine Bezeichnung unter allen Völkern Sibiriens am meisten passt. Entsprechend jedoch dem höheren Wohlstande und Schliffe der tungusischen Völker des unteren Amur-Landes jenen ihren sibirischen Stammgenossen gegenüber, sind auch ihre Schneeschuhe, insbesondere diejenigen der **Golde** und **Samagirn**, noch feiner, geschickter und kunstvoller gemacht, so dass sie wohl den höchsten Grad der Vollendung dieses Utensils, der überhaupt erreicht worden ist, darstellen. Sie sind länger und im Verhältniss auch breiter als die grossen giljakischen Schneeschuhe. Die Länge lässt sich jedoch nur im Allgemeinen auf etwa 5—6 Fuss angeben, denn als Regel gilt, dass sie stets von der Länge desjenigen Individuums sein müssen, für welches sie bestimmt sind, — eine Regel, an die man sich natürlich nicht immer hält. Trotz ihrer ansehnlicheren Dimensionen sind die amur-tungusischen Schneeschuhe, wie ich sie schlechtweg nennen will, — von den **Giljaken** werden sie *Rdhy-enj*, d. h. **Samagir**-Schneeschuhe, genannt — doch viel leichter als die giljakischen, in Folge der ausnehmenden Dünnheit des Brettes. Diese Dünnheit des Brettes und die eigenartige, leicht gewellte Form, die ihm beim Trocknen gegeben wird, bedingen die ausserordentliche Elasticität dieser Schneeschuhe. Wie man aus den auf Taf. XXXV, Fig. 7—9, gegebenen Abbildungen ersehen kann, welche nach einem Paar goldischer Schneeschuhe entworfen sind, das ich im Dorfe Ssamahagda am Amur acquirirte und, gleich wie auch

---

1) **Middendorff**, Reise in den Nord. und Ost. Sibir., Bd. IV, p. 1349.

die daneben abgebildeten giljakischen, während meines Aufenthalts im Amur-Lande selbst gebraucht habe, verläuft das Brett der amur-tungusischen Schneeschuhe in einer doppelten Wellenlinie. An der Stelle nämlich, wo der Fuss zu stehen kommt, und die nicht etwa genau in der Mitte des Schneeschuhes, sondern im Anfang seiner hinteren Hälfte liegt, ist das Brett sanft aufwärts gewölbt und fällt von dort nach vorn wie nach hinten ab, um an beiden Enden, und zwar am hinteren nur schwach, am vorderen aber recht stark wieder anzusteigen. Legt man daher diesen Schneeschuh ohne Belastung auf einen ebenen Boden, so berührt er ihn nicht, wie der giljakische, mit seiner ganzen unteren Fläche, sondern nur an den beiden Stellen derselben, wo sie nach den Enden hin anzusteigen beginnt. Erst wenn der Fuss auftritt, kommt auch der zwischenliegende, mittlere Theil der Schneeschuhsohle in Berührung mit dem Boden. In Folge der erwähnten Eigenschaften fügen sich diese Schneeschuhe weit mehr den kleinen Unebenheiten des Bodens an und verhindern das Einsinken in den Schnee viel vollständiger als die giljakischen Schneeschuhe. Zur Bekleidung der amur-tungusischen Schneeschuhe werden Beinfelle vom Elenn oder vom Rennthier genommen; bisweilen besteht auch der Mittelstreifen aus den ersteren, das Uebrige aus den letzteren. Die Felle werden längs den Rändern nach oben umgeschlagen und hier ausser durch Fischleim noch vermittelst einiger, durchs Brett genähter, flacher Riemen befestigt. Schienen, sei es aus Fischbein oder aus Holz, haben die amur-tungusischen Schneeschuhe niemals; dagegen ist aber bei ihnen der Mittelstreifen der Fellbekleidung stets von den Seitenstücken etwas abgesetzt, wodurch das seitliche Ausgleiten der Schuhe hinlänglich verhindert wird. In Folge einer solchen Bekleidung sind die amur-tungusischen Schneeschuhe zwar minder glatt als die giljakischen, leisten aber, dank der grösseren Widerhaarigkeit der genannten Felle, einen weit stärkeren Widerstand beim Bergansteigen. Um ferner das dünne, an der Fussstelle etwas nach oben gewölbte Brett vor Beschädigung durch den Druck des Fusses zu schützen, ist es an dieser Stelle noch mit einem zweiten dünnen Brettchen, oder auch mit einer Rinden- oder feinen Knochenplatte bekleidet, auf welche der Fuss zu stehen kommt. Was endlich das Riemenwerk betrifft, so ist es zwar, wie man sich aus den Abbildungen überzeugen kann, demjenigen der giljakischen Schneeschuhe sehr ähnlich, allein insofern auch zweckmässiger, als das An- und Abthun der Schuhe vermittelst desselben kein jedesmaliges Bücken und Nachhelfen mit der Hand erfordert: ist nämlich der hintere, längs den Seitenriemen verschiebbare Riemen einmal an der richtigen Stelle, je nach der Grösse des Fusses, befestigt, so braucht man, um die Schneeschuhe anzuthun, den Fuss nur derart ins Riemenwerk zu stecken, dass der hintere Riemen über dem Hacken zu liegen kommt, und alsdann durch eine seitliche Bewegung des Fusses die Spitze desselben unter den breiten vorderen Riemen zu bringen. Das Abthun der Schneeschuhe geschieht nicht minder leicht, indem man nur mit dem Schneeschuhstock den hinteren Riemen über den Hacken hinabzuschieben braucht.

Aus dem Obigen ist ersichtlich, wie grosse Vorzüge die Schneeschuhe der tungusischen Völker des unteren Amur-Landes, der Oltscha, Golde, Samagirn, vor den giljakischen haben, und wie viel geeigneter sie namentlich zum winterlichen Durchstreifen von Wald- und Gebirgswildnissen sind. Wie die Kleidung und Nahrung, so beweist mithin auch die Beschaffenheit dieses wichtigen Lokomotionsmittels, dass bei diesen Völkern, trotzdem sie heutzutage im Allgemeinen ebenfalls sesshafte Fischer sind, die Jagd doch eine weit grössere Rolle als bei den Giljaken spielt. Und insbesondere bemerkenswerth ist der Umstand, dass die Oltscha, die sich im Uebrigen so viel vom giljakischen Wesen zu eigen gemacht haben, dass man sie in ihrer äusseren Haltung von den Giljaken nicht zu unterscheiden vermag, hinsichtlich der Schneeschuhe doch bei ihrem althergebrachten, im Amur-Lande allerdings noch vervollkommneten, tungusischen Typus geblieben sind.

Der Schneereichthum des unteren Amur-Landes macht den Gebrauch der Schneeschuhe in seinem ganzen Bereich bis zur Südgrenze nothwendig. So erwähnt z. B. der Missionär de la Brunière[1]) der Schnelligkeit und Gewandtheit, mit welcher sich die Golde («Jupi-tatse») am Ussuri auf ihren Schneeschuhen bewegen. Ja, sie sind auch noch südlich vom unteren Amur-Lande im Gebrauch. Denn schon der alte Witsen[2]) berichtete nach Erzählungen der um die Mitte des XVII. Jahrhunderts in Korea gefangen gewesenen Holländer, dass man sich dort im Winter kleine Bretter unter die Füsse binde, um über den Schnee weggehen zu können, ohne in denselben einzusinken.

Von höchster Bedeutung für den Haushalt und das gesammte Leben und Treiben der Naturvölker ist die Art und Weise, wie sie ihre grösseren Ortsveränderungen zu Lande ausführen, und in dieser Beziehung treten uns im Amur-Lande sehr verschiedene und für die einzelnen Völker charakteristische Erscheinungen entgegen.

Die Giljaken sind unter allen Völkern des Amur-Landes dasjenige, welches sich im ausgedehntesten Maasse der Hunde zum Fahren bedient, und bei welchem überhaupt der Hund eine so wichtige Rolle im Haushalte und gesammten Leben wie bei keinem anderen dieser Völker spielt. Denn neben seiner Hauptbestimmung als Zugthier liefert er, wie wir sahen, den Giljaken das allgemein beliebteste und gebräuchlichste Pelzwerk zur Kleidung und dient ihnen sogar zur Nahrung, was sich, von den Aino abgesehen, bei keinem anderen Volk im Amur-Lande wiederholt. Nirgend ist auch das Halten von Hunden für winterliche Fahrten durch die Naturverhältnisse, wie durch die Lebensweise und die Bedürfnisse des Volkes in solchem Maasse geboten, wie bei den Giljaken. Soll der Hund als Zugthier dienen, so muss er, bei seiner geringen Körperkraft, in grösserer Anzahl gehalten werden, und dazu sind bei seiner Raubthiernatur ansehnliche, nie ausbleibende Vorräthe animalischer Nahrung erforderlich, wie sie nicht der umherschweifende Jäger, wohl aber der an einem fischreichen Flusse oder an der Meeresküste sesshafte Fischer zu beschaffen im Stande ist. Diese Erfordernisse treffen, wie oben[3]) schon dargethan, am meisten bei den Giljaken zusammen, die den fischreichsten Theil des Amur-Landes inne haben und das sesshafteste, dem Fischfang am meisten ergebene seiner Völker sind, und die zudem durch ihren regen Handelsgeist mehr als andere zu winterlichen Fahrten und Reisen gedrängt werden.

---

[1]) Excurs. en Mandchourie en 1845 (Nouv. Annales des Voyages, Ve Série, T. XVI, 1848 (T. IV), p. 110).

[2]) Noord en Oost Tartarye, 1705, p. 46.

[3]) S. p. 426 ff.

Die Hunde der **Giljaken** sind von derselben Race wie die durch ganz Sibirien und mit den **Eskimo** auch nach Nordamerika hinüber verbreiteten Zughunde: wolfsähnlich, langhaarig, mit kurzen, aufgerichteten Ohren und von allen möglichen Färbungen, schwarz, weiss, braun, fuchsroth, scheckig und besonders oft von auffallend wolfsähnlicher, gelblichgrauer Farbe. Im Vergleich mit den Hunden der Polargegenden Ostsibirien's, des Jana-, Indigirka-Landes, oder auch mit denjenigen Kamtschatka's, wie sie ehemals waren und in einzelnen Exemplaren noch vorkommen[1]), sind die giljakischen Hunde nur klein. Es geschieht bei den **Giljaken** auch nichts, um die Race zu heben: weder werden besonders grosswüchsige und starke Individuen als Zuchtthiere verwandt, noch die Welpen daraufhin gesichtet und gepflegt. **Ein** Umstand zumal trägt wesentlich zur Deteriorirung der Hunderace bei ihnen bei: es ist die schlechte Behandlung, welche sie den Hündinnen zu Theil kommen lassen. Denn da sie dieselben nicht zum Anspann benutzen, so gönnen sie ihnen in kurzsichtiger Weise auch nicht dasselbe Quantum von Nahrung wie den männlichen Hunden. Während diese, sofern die Umstände es gestatten, mit grosser Regelmässigkeit im Winter täglich, im Sommer all' anderen Tag gefüttert werden, bleiben jene von diesen Mahlzeiten ausgeschlossen und erhalten im Winter nur von Zeit zu Zeit einiges Futter, und auch nur so viel, dass sie nicht verhungern, im Sommer aber kümmert man sich um dieselben gar nicht und überlässt es ihnen ganz, sich ihre Nahrung selbst zu suchen. Elend und abgezehrt sieht man sie daher um die Jurten und auch in denselben umherschleichen und heisshungrig nach jedem Abfall schnappen.

Die Nahrung der giljakischen Hunde besteht, wie diejenige ihrer Herren, fast ausschliesslich aus Fisch. Das Hauptfutter für dieselben liefern namentlich dieselben, an den Küsten und in den Flüssen zu gewissen Zeiten schaarenweise auftretenden Fische, auf denen auch die Existenz der **Giljaken** hauptsächlich beruht, also die verschiedenen Lachsarten, insbesondere der Lyghi- und Tengi-tscho (*Salmo lagocephalus* und *S. Proteus*) und an der Meeresküste im Winter der Kangi-Fisch (*Gadus Wachnja*), der jedoch schon seiner Kleinheit wegen auch als Hundefutter weit hinter jenen ersteren zurücksteht. Der speciell und ausschliesslich für die Hunde bestimmte Theil jener Fische ist das oben erwähnte[2]), gilj. sogen. *Chark*, das aus dem Kopf und Rückgrat nebst einigem daranhängenden Fleisch bestehende Stück[3]). Nur wenn davon nichts mehr vorhanden, wird auch die für die Menschen bestimmte Jukola als Hundefutter gebraucht. Nächstdem dienen Seehunds- und Weisswalfleisch und an der Meeresküste nicht selten auch Fleisch und Speck gestrandeter Walfische zu demselben Zweck. Mit Ausnahme der letzteren, welche, wie schon erwähnt, giljakischem Aberglauben gemäss nicht in die Jurte gebracht werden dürfen, wird alles Futter den Hunden nicht in rohem Zustande verabfolgt, wie es die Russen thun, sondern zu einer Brühe verkocht. Auch findet die Fütterung nicht draussen, sondern stets in der Jurte statt. Wie alle Hausarbeit, fällt auch sie den Weibern anheim. Im Tschadryf dient dazu der in der Mitte oder in der Ecke befindliche Tisch (gilj. *kyll*)[1], im Toryf die Platform des Herdes. Ist die in einem der grossen Herdkessel aus den erwähnten Materialien gekochte Suppe bereitet, was stets eine der ersten Tagesarbeiten der Weiber ist, so werden ein paar lange Tröge längs dem Rande des Hundetisches, resp. der Herdesplatform aufgestellt, die Thür der Jurte geöffnet und die draussen an Riemen oder Ketten liegenden Hunde losgeknüpft. Sobald dies geschehen, stürzen die bereits ungeduldigen Thiere spornstracks, oft an und über einander wegsetzend, in die Jurte und stellen sich auf dem Kyll, resp. auf dem Erdboden vor den Trögen auf. Die Weiber haben inzwischen vermittelst grosser Schöpflöffel[2] mehrere Eimer mit der im Kessel brodelnden und dampfenden Suppe gefüllt und giessen sie nun in die Tröge. Heisshungrig und gierig stürzt sich im Moment die ganze Meute übers Essen her, und indem jedes Thier dem anderen zuvorzukommen und Alles für sich zu erhaschen bestrebt ist, entsteht meist zwischen den Nachbarn ein wüthender Zank und Kampf, der von Seiten der davorstehenden und die Hunde an Riemen oder Ketten haltenden Weiber und Kinder durch Stockschläge auf den Kopf der Thiere beschwichtigt wird. Auf Taf. XII ist die in einer grossen chinesischen Winterjurte der Giljaken vor sich gehende Hundefütterung dargestellt. In der Erdjurte, wo die niedrigen Sitz- und Schlafbänke nur durch einen schmalen Gang von der Platform des Herdes getrennt sind, findet dieselbe in so unmittelbarer Nähe vor Einem statt, dass man sich von der wilden Meute fast umringt sieht. Denkt man sich dazu die durch die geöffnete Thür am Fussboden einströmende Kälte und den von der heissen Fischbrühe aufsteigenden Dampf und Qualm, so wird man leicht begreifen, dass die ganze Prozedur nicht gerade zum Comfort des Aufenthaltes in den Erdjurten beiträgt. Ausser dieser Mahlzeit bekommen die giljakischen Hunde, wenn sie sich in Ruhe zu Hause befinden, nichts zu fressen. In kargen Zeiten fällt aber auch diese Mahlzeit sehr mager aus; so habe ich es z. B. im Dorfe Tyk auf Sachalin gesehen, dass die Hunde nur eine aus etwas Jukola, Rennthiermoos und einem geringen Zusatz von Seehundsthran gekochte Suppe erhielten, und werden die Zeiten noch schwerer, so erfolgt auch die Fütterung noch seltener, nur etwa all' anderen Tag. Auf längeren Fahrten hingegen, pflegen die Giljaken, wenn sie nicht etwa um Mittagszeit ein Dorf erreichen, in welchem die Hunde ihr gewohntes Mahl erhalten, denselben zweimal etwas Chark oder Ma vorzuwerfen, um Mittag und zur Nacht, während die Russen ihre Hunde auch dann nur einmal, und zwar nur auf dem Nachtlagerplatz und immer nur mit trockener Jukola füttern. Die russischen Hunde sind daher vielleicht noch ausschliesslicher ichthyophag als die giljakischen. Ich habe ihnen einmal in Ermangelung von Jukola Elennsfleisch geben lassen, und sie liessen es unberührt liegen. Erst stärkerer Hunger macht die Hunde omnivor, wie man denn im Sommer am Amur seine Effekten vor den hungernden und darum Alles, was von animalischer Natur ist, wie Fischhaut- und Felldecken, Stiefel u. drgl., angreifenden Hunden der Eingeborenen nicht genug schützen kann.

---

[1]) Ich sah im Sommer 1854 im Peterpaulshafen noch zwei ausnehmend grosse Hunde, die dem Gouverneur aus dem Innern der Halbinsel gebracht worden waren. Ein ebenfalls zum grossen, altkamtschatskischen Schlage gehöriges, jedoch noch junges, nicht ganz voll erwachsenes Thier, das ich vermass, war von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel 11 Decim. lang, davon 4 auf den Kopf und Hals bis zum Widerrist kamen, und an diesem letzteren $7^1/_2$—8 Decim. hoch.

[2]) S. p. 428.

[3]) Die Russen im Amur-Lande und in ganz Sibirien nennen es sehr bezeichnend *kostj*, d. h. Knochen, was es auch in der That nur ist.

---

[1] S. oben, p. 326, 328, 369.

[2] S. oben, p. 446, nebst Abbildung.

Wie die erwachsenen Thiere, so werden auch die Welpen in der Jurte gefüttert. Ja, auf Sachalin werden diese oft auch sonst im Hause gehalten und zwar ganz hinten auf den Schlafbänken, wo diese an das Dach stossen. In dieser grösseren Pflege der Welpen auf Sachalin liegt vielleicht auch der Grund, wesshalb die dortigen Hunde, und namentlich diejenigen der Tymy-Giljaken, die grössten und besten im ganzen Lande sein sollen.

Da der eigentliche Herr und Besitzer der Hunde, sobald er von einer Fahrt zurückgekommen, sich gar nicht mehr um sie kümmert und die ganze Verpflegung und Fütterung derselben von den weiblichen Insassen der Jurte, unter Assistenz der Kinder, besorgt wird, so sind sie eigentlich so gut wie herrenlos, und die den Hund sonst, wenn er mehr oder minder einzeln als Begleiter und Gefährte des Menschen gehalten wird, charakterisirenden Eigenschaften, persönliche Anhänglichkeit, Treue und Wachsamkeit, gehen ihnen ab oder kommen bei ihnen nicht zur Entfaltung. Nicht anders verhält es sich übrigens auch mit den russisch-sibirischen Zughunden, so dass man von den zum Anspann in Menge gehaltenen und mehr oder minder stets in Bausch und Bogen behandelten Hunden wohl ziemlich im Allgemeinen sagen darf, sie seien im Vergleich mit dem Jagd- oder Wächterhunde gleichsam auf einer niedrigeren Culturstufe stehen geblieben oder zu einer solchen wieder herabgesunken. Nur eine gewisse Anhänglichkeit an den Ort und das Haus, wo sie ihre Nahrung erhalten, dürfte sich auch bei ihnen finden, so dass sie, auch losgeknüpft, demselben nicht leicht entlaufen, und wenn sie sich im Anspann einmal in Folge Umfallens des Schlittens ihres Lenkers entledigt haben, ihren Weg in der Regel heimwärts oder auch nach dem nächsten Dorfe nehmen[1]). Die zwar von den Giljaken gekauften, aber, wie oben erwähnt, anders gehaltenen und namentlich nur draussen gefütterten Hunde der Russen am Amur dürften den giljakischen in dieser Beziehung noch nachstehen.

Von eigenthümlicher Form und Beschaffenheit ist der giljakische Schlitten (*tu*). Im Vergleich mit der russisch-sibirischen Narte, wie der zum Fahren mit Hunden dienliche Schlitten von den Russen genannt wird, ist der giljakische Schlitten sehr leicht, fein und zierlich gebaut, dabei jedoch in Folge seiner Elasticität nicht minder dauerhaft. Seine Form und Construction ist immer dieselbe, wenn auch die Grösse schwankt, so dass bei Anfertigung desselben ein gewisses Verhältniss der einzelnen Dimensionen und Theile stets eingehalten zu werden scheint. Da die Giljaken mein Haus in Nikolajefsk als Absteigequartier benutzten und sogar die Erlaubniss hatten, ihre Schlitten, nachdem die Hunde abgespannt worden, in einem Corridor desselben abzustellen, so lange sie ihre Angelegenheiten im Ort besorgten, so hatte ich vielfache Gelegenheit, mich mit dem Bau und den Maassverhältnissen dieser Gefährte näher bekannt zu machen. Ein gewöhnlicher, auf Taf. XXXVI, Fig. 1, abgebildeter Schlitten, den ich vermessen, hatte folgende

---

[1]) Nach Sujef (s. Pallas, Reise durch versch. Prov. des Russ. Reichs, Bd. III, p. 44) pflegen auch die Ostjaken am unteren Obj ihre Zughunde zwar draussen zu halten, aber stets in der Jurte zu füttern.

Grössenverhältnisse: die Länge, von einem Ende zum anderen, betrug 14 Fuss, 8 Zoll (russ. oder engl.), die Breite 1′ 4″, die Höhe, in der Mitte (mit den gleich zu besprechenden Schutzsohlen), 11″. Der Schlitten war also genau 11 mal so lang als breit und 16 mal so lang als hoch. Sein Bau ist, im Ganzen und in den einzelnen Theilen betrachtet, folgender: die schmalen und dünnen Sohlen (gilj. *tusskrj*, *a* der Abbild.) sind nur in ihrem mittleren Theile horizontal, nach den Enden hin aber stetig und sanft aufwärts gerichtet. Bei ihrer Dünnheit würden sie sich leicht abnutzen; um sie davor zu schützen und ihnen zugleich die richtige Aufwärtskrümmung nach den Enden zu geben, werden sie daher unten im ganzen horizontalen Mittelstück mit Beschlägen oder, wenn man die ansehnliche Länge dieser letzteren in Betracht zieht, gewissermaassen mit einem zweiten Sohlenpaar, den Schutzsohlen (gilj. *motassj*, *b* der Abbild.) versehen, welche vermittelst hölzerner Stifte und an ihren stark verdünnten Enden auch durch Riemen an die Hauptsohlen befestigt werden. Die Sohlenbeschläge sind gewöhnlich ebenfalls aus Holz und können, wenn abgenutzt, leicht gewechselt werden. Im Frühling aber, wenn der an der Sonne schmelzende Schnee an der hölzernen Sohle haftet und dadurch die Fahrt sehr erschwert, werden statt der hölzernen Beschläge auch welche aus Walfischknochen an die Schlitten befestigt, oder aber die hölzernen Schutzsohlen noch mit einer Fischbeinplatte bekleidet, wie ich es namentlich auf Sachalin mehrfach gesehen habe, wo dieses Material leichter zu haben ist[1]. Ein sehr charakteristischer Zug des giljakischen Schlittens besteht darin, dass derselbe, wenn er, mit den Schutzsohlen versehen, auf ebenen festen Erdboden gestellt wird, diesen nur mit einem geringen, etwa einem Viertel der ganzen Schlittenlänge gleichkommenden Stücke der Sohlen berührt, während die beiden Enden ganz ansehnlich hoch über denselben emporragen. An dem von mir vermessenen Exemplar z. B. betrug ihr Abstand vom Erdboden 1 Fuss, 10 Zoll. Zwischen den beiden Enden der solchergestalt flach bogenförmigen Sohlen verlaufen als Sehnen die beiden Längsseitenstäbe des Schlittens (gilj. *kigi*, *c* der Abbild.), welche den Rahmen des zum Sitz und zur Aufnahme von Effekten dienenden, allerdings nur sehr flachen Schlittenkorbes bilden. Sie ruhen auf einigen, in die Sohlen von oben eingelassenen flachen Säulchen (gilj. *ich*, *d* der Abbild.) und sind ausserdem an ihren Enden durch je ein perforirendes Querholz (gilj. *kernghi*, *h* der Abbild.) mit den Sohlen verbunden. Die *Ichs*, deren ein giljakischer Schlitten von gewöhnlicher Grösse, wie der abgebildete, jederseits 5, ein kleinerer auch nur 4 zählt, sind an ihren Enden recht breit und solid, zur Mitte hin etwas verdünnt, und ihre Stellung und Entfernung von einander und von den Schlittenenden scheinen ebenfalls durch ein ganz bestimmtes Grössenverhältniss normirt zu sein. Sind ihrer nämlich 5, so steht das mittlere genau in der Mitte der ganzen Schlittenlänge, die übrigen befinden sich alle in einem Abstande von je 1′ 10″, also genau einem Achtel der Schlittenlänge von einander, und die Entfernung der beiden äussersten (des vorderen und des hinteren *Ich's*) jederseits vom Schlittenende beträgt das Doppelte davon, also 3′ 8″ oder je $^2/_8$ der Schlittenlänge. Nur mit dem Theile der Sohlen, der sich zwischen den beiden dem mittleren *Ich* zunächst stehenden Säulchen befindet, d. i. also nur mit einem Viertel seiner Gesammtlänge, berührt der Schlitten einen ebenen und festen Erdboden, die übrigen drei Viertel ragen, unbelastet, mehr oder weniger über denselben empor, und erst in Folge der Belastung kommen die Sohlen auch weiter nach vorn und nach hinten hin mit dem Erdboden in Berührung. Die ihnen zum Schutz dienenden Beschläge erstrecken sich wenigstens bis über die äussersten *Ichs* hinaus, sehr oft aber auch fast bis zum Ende der Sohlen. Die einander gegenüberstehenden *Ichs* sind oben durch Querhölzer (gilj. *tynysaj*, *e* der Abbild.) verbunden. Auf diesen ruhen die langen Ruthen (gilj. *turssj*, *f* der Abbild.), welche den Boden des Schlittens bilden; sie werden an jedes der Querhölzer mit Riemen festgebunden, im vorderen und hinteren Schlittenviertel, wo es kein solches Querholz giebt, auch mit einem Paar durch die Längsseitenhölzer gesteckter Riemen quer durchflochten, und ihre Spitzen endlich durch ein zu dem Zweck durchbohrtes Querholz gesteckt (gilj. *warro's*, *g* der Abbild.), das kurz vor dem oben besprochenen *Kernghi* die beiden Längsseitenhölzer des Schlittens mit einander verbindet. An jedem Ende des Schlittens befindet sich endlich ein Krummholz (gilj. *mich*, *i* der Abb.), das in sanft aufgerichteter Lage sowohl an die Längsseitenstäbe, als auch an die über das letzte Querholz vorragenden Enden der Sohlen gebunden ist. An diese letzteren, dicht unter dem am vorderen Ende befindlichen Krummholz, wird auch die zum Anspannen der Hunde dienende Zugleine befestigt. Das Krummholz am hinteren Ende dient dazu, um einen Riemen daran zu knüpfen, den der Giljake in dem Falle, wenn er seinem Schlitten auf Schneeschuhen folgt, in die Hand nimmt oder an seinen Gürtel befestigt, um sich so von den Hunden mit fortziehen zu lassen und zu verhindern, dass sie ohne ihn fortlaufen. Bisweilen jedoch fehlt dieses hintere Krummholz, und dann sind vorderes und hinteres Ende des Schlittens verschieden, während sie sonst keinen Unterschied darbieten. Alle Stücke des Schlittens verfertigen die Giljaken aus Birkenholz (sowohl von der *Betula alba* L., gilj. *chiws*, wie von der *B. Ermani* Cham., gilj. *kedras*[1]), welches sie mir daher auf Sachalin insonderheit als das «*tulytynt-tschchar*», d. h. «Schlittenbauholz», bezeichneten, mit alleiniger Ausnahme der Krummhölzer an den beiden Enden des Schlittens, die aus dem besonders elastischen Holze des Faulbaums gemacht werden, und des zum Sitzen dienenden Schlittenbodens, der entweder ebenfalls aus Faulbaum-, oder auch aus Weidenruthen besteht.

---

[1] Wie im ersten Bande dieses Werkes (p. 193) dargethan, rühren solche, ansehnlich lange Fischbeinplatten von einer Walfischart her, welche die Giljaken *keim* nennen, und in der man *Balaena australis* Desmoul. vermuthen darf, die Knochenplatten aber werden wohl in der Regel dem Unterkiefer oder den Rippen der am häufigsten an den Küsten des Ochotskischen Meeres strandenden *Balaenoptera longimana* Rud. (gilj. *keng*) entnommen. Auch bei den Russen in Sibirien sind Knochen- oder Fischbeinbeschläge an den Narten vielfach im Gebrauch, zumal bei Fahrten über Meereseis, das mit ausgeschiedenen Salzkrystallen bedeckt ist (Врангель, Путеш. по сѣв. бер. Сиб. и по Ледов. морю, Т. II, стр. 238). Nach Mittheilungen von A. Schroot, im «Leipziger Tageblatt», sind knöcherne Schlittenbeschläge (Schlittenlaufe), gleichwie auch knöcherne Schlittschuhe, ehemals in vielen Gegenden Deutschlands, z. B. in der Provinz Brandenburg, in einzelnen bayerischen See-Distrikten, im Salzkammergut u. a. O. im Gebrauch gewesen, und durch Ausgrabungen sind dergleichen Knochen in Skandinavien, auf Island, den Seeländischen Inseln, in Friesland, Pommern, in der Mark, in Mähren, ja selbst in den Pfahlbauten der Schweizer Seen vielfach zu Tage gefördert worden (St. Petersb. Zeitg., 1880, № 80).

---

[1] In beiden giljakischen Worten ist das *s* am Ende weich, gleich dem französischen *z* auszusprechen.

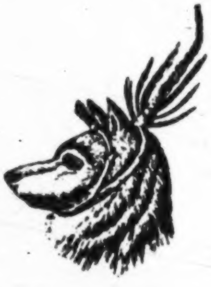
Wie aus der obigen Beschreibung zu ersehen, ist Leichtigkeit der Grundzug des giljakischen Schlittens: er ist ohne alles Eisen, durchweg nur aus dünnen, sorgfältig gewählten und aneinander gefügten, zum Theil auch durch Riemen zusammengebundenen Holzstücken gemacht. Der daraus folgenden Elasticität verdankt er seine Widerstandskraft auch bei unebenem Wege, wie ihn der Wald oder das Fluss- und Meereseis nur allzu oft darbieten. Viel Gepäck und schwere Lasten aufzunehmen, ist er jedoch nicht geeignet. Darin steht er der russisch-sibirischen Narte bei Weitem nach. Diese, überhaupt von grösseren Dimensionen und mit breiten Sohlen versehen, beruht auf demselben Princip wie die Schneeschuhe, der Vertheilung der Last auf eine möglichst grosse Fläche und einer möglichst vollen Beseitigung des Reibungswiderstandes bei der Bewegung, zu welchem letzteren Zweck die Sohlen vor einer Fahrt durch Bestreichen mit einem nassen Tuch mit einer dünnen Eisschicht versehen werden, welche gewissermaassen den Fellüberzug der Schneeschuhe ersetzt[1]). Die schmalen Sohlen der giljakischen Schlitten stossen auf einen geringeren Reibungswiderstand und bedürfen daher nicht des Eisüberzuges; dagegen bewirken sie aber auch nicht eine Vertheilung der Last über eine grössere Fläche und schneiden daher schon bei geringerer Belastung allzutief in den Schnee ein, um leicht fortgleiten zu können. Seiner Leichtigkeit und immerhin nur geringen Grösse entsprechend, hat der giljakische Schlitten auch nur wenig Raum für Gepäck, denn der dazu bestimmte Korb ist, wie bereits erwähnt, sehr flach, nur so tief, als die Längsseitenhölzer über die den Schlittenboden bildenden Ruthen emporragen, und das ist sehr wenig. Damit das Gepäck nicht herausfalle, wird daher zunächst eine aus Fischhäuten gemachte Decke (gilj. *mytsch*) über den Schlittenboden gebreitet, das Gepäck darauf gelegt, eingehüllt und vermittelst eines langen Riemens mehrfach ins Kreuz zusammen und an den Schlitten geschnürt. Darüber werden, wenn eine längere Fahrt unternommen wird, ein paar der nothwendigsten Waffen, eine Lanze oder ein Bärenspiess unter die Riemen gesteckt. Vorn, etwa über dem äussersten *Ich*, wird beim Aufladen des Gepäcks eine sattelförmige Vertiefung hinterlassen, welche, mit einem ebenfalls an den Schlitten befestigten Fellstück (gilj. *tyws*)[2]), und zwar entweder einem Bären-, oder einem Elennskopffellstück (gilj. *kotr-ngar-tyws*, resp. *toch-tschongr-tyws*) bedeckt, zum Sitz für den auf die Fahrt sich begebenden Giljaken dient, der, mit kleinen Schneeschuhen an den Füssen, sich rittlings hinein setzt (s. Taf. XXXVII).

Der giljakische Hunde-Anspann ist sehr einfach und primitiv: an die oben erwähnte lange, aus Seehundsriemen zusammengeflochtene Zugschnur (gilj. *nygtsch*, Taf. XXXVI, Fig. 2) werden in gleichen Intervallen und alternirend nach der einen und der anderen Seite seehundslederne Halsbänder oder Kummets (gilj. *chall*), von der Form, wie in Fig. 3 der letzterwähnten Tafel dargestellt, und ein eben solches, nur ohne den beweglichen eisernen Ring, auch an das Ende des zur Verlängerung der Zugschnur dienenden Riemens (gilj. *lat*) befestigt. Dieses letztere Halsband wird dem Leithunde, die anderen werden den übrigen Hunden über den Kopf gezogen, und das Gefährt steht fertig bespannt da. Das Anspannen der Hunde ist daher bei den **Giljaken** das Werk nur weniger Minuten. Bei feierlichen und festlichen Gelegenheiten, wie Brautwerbungsfahrten oder die während des Bärenfestes veranstalteten Hunderennen u. drgl., werden den Hunden auch statt der gewöhnlichen elegante Kummets, mit aufwärts gerichteten chinesischen Rosshaarflechten und Quasten aus rothgefärbter Schafs- oder Ziegenwolle, angelegt, gilj. sogen. *rüssk's*, wie deren auf Taf. XXXVI, Fig. 4 und 5, welche abgebildet sind. Um die Art, wie ein solches Kummet dem Hunde angelegt wird, zu veranschaulichen, diene der hier beifolgende Holzschnitt. Der Hauptmangel des giljakischen Anspanns besteht darin, dass die Hunde mit dem Halse ziehen müssen und sich daher bei grösserer Anstrengung und in leidenschaftlicher Aufregung allzu leicht die Kehle zuschnüren. Darin steht er dem bei den Russen, wie in ganz Ostsibirien, so auch am Amur gebräuchlichen Anspanne, der die Hunde mit der Brust zu ziehen nöthigt, sehr nach, und vielleicht liegt darin auch mit ein Grund, wesshalb die giljakischen Hunde leichter als die russischen ermüden und sich erschöpfen. Dagegen hat er vor dem letzteren den Vorzug, dass er nicht so leicht in Unordnung geräth und, wenn dies geschehen, sogleich wieder zurecht gestellt werden kann. Beim russischen Anspann laufen die Hunde, mit Ausnahme des vordersten, nicht einzeln, sondern paarweise und ist jedes Thier durch zwei Riemen an die zwischenlaufende lange Zugschnur befestigt: vermittelst des hinteren Riemens zieht der Hund am Schlitten, der vordere aber soll ihn daran verhindern, seitwärts zu laufen. Bei so complicirtem Anspann entsteht in Folge der Leidenschaftlichkeit der Hunde nur gar zu leicht eine Unordnung in demselben: bald begeben sich beide Hunde eines Paares nach derselben Seite, bald springt hie und da ein Thier über seinen Anspannriemen, der ihm zwischen den Beinen stecken bleibt, u. s. w. Begegnen sich gar zwei Schlitten, besonders ein russischer und ein giljakischer, ohne rechtzeitig Halt zu machen, so stürzen sich die Hunde beider Gefährte wüthend über einander, und es entsteht ein Knäuel von etlichen zwanzig und mehr sich beissenden Hunden, der nur durch heftiges Auseinanderzerren und Reissen der streitenden Parteien, unter beiderseits herabregnenden Stockschlägen, entwirrt werden kann und eine arge Verwirrung und Verwüstung im Anspann, namentlich der russischen Hunde, verursacht. **Giljaken** wie Russen suchen daher sorgsam, solchen Begegnungen durch rechtzeitiges Ausweichen, Hemmen und Fixiren des Schlittens und Festhalten der Meute und namentlich des Leithundes zu entgehen.

---

[1]) Demselben Zweck dient auch das oben besprochene Bekleiden der Schlittensohlen mit Knochen- oder Fischbeinplatten.

[2]) Das *s* wird hier weich, wie das französische *z* ausgesprochen.



Ein mit dem *Rüssk* geschmückter Hundekopf.

Das Hemmen und Fixiren des Schlittens geschieht bei den **Giljaken** nicht durch einen, sondern durch zwei einfache, mit einer eisernen Spitze versehene Stöcke (gilj. *kaur*, russisch-sibirisch *oschtoll*), die jederseits vor den Schlitten in den Schnee gestossen werden. Schellen an das obere Ende eines solchen Stockes anzubringen, wie es die Russen in Kamtschatka und in anderen

Theilen Sibirien's thun, ist bei ihnen durchaus nicht üblich, und ihren Hunden bleibt daher die Anspornung durch Schellengeklingel unbekannt, wesshalb es im Amur-Lande auch die ihre Hunde von den Giljaken und anderen Eingeborenen beziehenden Russen zu thun unterlassen. Die Letzteren pflegen aber ihre Hunde bei beginnender Ermüdung in mancherlei anderer Art anzuspornen, welche den Giljaken ebenfalls fremd ist. So schleudern sie bisweilen den Hemmstab nach einem oder dem anderen der ihnen allzuträg erscheinenden Thiere, was der Giljake schon aus dem Grunde nicht thun kann, weil er, rittlings auf dem Schlitten sitzend, nicht wie jene während der Fahrt abspringen, den weggeschleuderten Stock aufnehmen und sich wieder auf den Schlitten schwingen kann[1]). Ebenso wenig macht er die russische Art, die Hunde bei sehr starker Ermüdung durch Vorausschleudern kleiner Jukolastücke anzuspornen, nach. Er ist zu sehr um seine Hunde besorgt, um sie über die Maassen anzustrengen. Genügen die Zurufe (*«tach, tach»*) nicht mehr, um sie zum Laufen zu bewegen, so steigt er ab, setzt seinen Weg auf Schneeschuhen fort und zieht die Hunde mit dem Schlitten hinter sich her. Dank übrigens dem Umstande, dass er rittlings sitzt und Schneeschuhe an hat, vermag er ihnen auch während der Fahrt mehr oder minder behülflich zu sein: stockt nämlich die Bewegung, indem die Schlittensohlen allzutief in den Schnee einschneiden oder sonst auf ein Hinderniss stossen, so richtet er sich auf den Schneeschuhen auf, um sich erst, wenn die Hunde den dadurch von seiner Hauptbürde entlasteten Schlitten von Neuem in Bewegung gebracht haben, wieder auf denselben herabzulassen. Bei allzu tiefem und lockerem Schnee, in welchen die Hunde einsinken, kommt der Giljake ihnen dadurch zu Hülfe, dass er auf Schneeschuhen vorausgeht und ihnen einen festeren Weg bahnt[2]). Ist aber der Schlitten dabei noch ansehnlich beladen und der Weg uneben und bald nach der einen, bald nach der anderen Seite geneigt, so spannt er sich wohl auch selbst mit vor den Schlitten, um ihn theils ziehen zu helfen und theils vor dem Umstürzen in den tiefen Schnee zu bewahren. Und zwar geschieht dies in folgender Weise: quer über das vordere Ende des Schlittens wird ein Hemmstab oder ein ähnlicher Stock gebunden und vermittelst desselben zwei lange, sanft aufwärts gerichtete Stangen an den Schlitten befestigt. Zwischen diesen Pfiemerstangen (gilj. *tädf*) steht der Giljake auf Schneeschuhen, die Stangen mit den Armen umfassend, um durch rechtzeitiges Heben der einen oder der anderen derselben dem Umwerfen des Schlittens zu wehren und ihn zugleich mit ziehen zu helfen, während die Zugschnur, an welcher die Hunde gespannt sind, ihm zwischen den Beinen läuft oder, wie ich es ebenfalls gesehen habe, an seinen Gürtel geknüpft ist.

---

[1]) Die russischen Hundelenker oder «Kajuren», wie sie am Amur, in Kamtschatka und auch anderwärts in Sibirien genannt werden, sitzen bekanntlich stets seitwärts (rechts) auf ihren Narten und können leicht abspringen, was sie schon darum öfters zu thun genöthigt sind, um den Schlitten durch einen Ruck nach der einen oder der anderen Seite davor zu bewahren, dass die Sohlen über die frischen Excremente der Hunde weggehen und dadurch ihre Glätte verlieren. Ist dies einmal versäumt worden, so muss man nach kurzer Zeit halten und die Narte nach einer Seite umstürzen, um die Sohlen abzuschaben und wo möglich auch mit einem neuen Eisüberzuge zu versehen.

[2]) Dasselbe muss oft genug auch bei den breitsohligen russischen Narten geschehen, und auf Sachalin bin ich selbst in der Lage gewesen, meiner Narte auf Schneeschuhen vorausgehen zu müssen, um den durch Schneestürme verwehten Weg mit einem langen Stock herauszusondiren und neu zu bahnen.

In ähnlicher Weise lässt sich übrigens der **Giljake** bisweilen auch ohne Schlitten, auf Schneeschuhen stehend, durch ein paar Hunde, die er an einer Leine in der Hand hält und zum Laufen anspornt, über eine ebene Eis- oder Schneefläche fortziehen, wobei er zumal in dem Falle, wenn es heimwärts geht, äusserst rasch vorwärts kommt. Wie der **Giljake** auf Reisen seinen Hunden die Arbeit während der Fahrt zu erleichtern sucht, so ist er endlich auch stets bedacht, ihnen Nachts die nöthige Erholung und Ruhe zu schaffen. Lässt sich zur Nacht kein Dorf erreichen, und muss unter freiem Himmel genächtigt werden, so bereitet er den Hunden ein ähnliches Nachtlager wie für sich selbst. Die vom Schlitten abgelöste Zugleine wird an einen Baumstamm befestigt und für jeden der Hunde in entsprechender Entfernung von einander eine Vertiefung in den Schnee gemacht und mit Tannenreisig ausgekleidet. Aus diesen Spuren kann man daher sogleich ersehen, wie viel giljakische Schlitten an einem Nachtlagerplatz gehalten und mit wie viel Hunden ein jeder von ihnen bespannt war.

Ohne Zweifel ist das gegenwärtig so tief in das Leben der **Giljaken** eingreifende Halten von Hunden zum Anspann vor dem Schlitten nicht etwa eine verhältnissmässig neue, von einem der anderen Amur-Völker entlehnte, sondern im Gegentheil eine ihnen den letzteren gegenüber ursprünglich eigene, in die entferntesten Zeiten zurückreichende Sitte. Aehnlich verhält es sich auch mit den anderen paläasiatischen Völkern ihren respectiven Nachbarstämmen gegenüber: alle sind oder waren sie seit Alters her Fischer, die ihr einziges Hausthier, den Hund, hauptsächlich zur Ortsveränderung gebrauchen, ohne dass eine Entlehnung dieser ihrer Sitte von einem der Nachbarvölker nachzuweisen oder auch nur aus irgend welchen Gründen als wahrscheinlich anzunehmen wäre.

Bei den **Aino** auf Sachalin spielt der Hund im Allgemeinen ganz dieselbe Rolle wie bei den **Giljaken**; auch der Bau des Schlittens, der Anspann der Hunde und die Art und Weise ihrer Behandlung und Lenkung sollen dieselben sein[1]). Nur machen die **Aino** lange keinen so weiten und ausgiebigen Gebrauch von diesem Mittel der Ortsveränderung wie die **Giljaken**, was, wie wir in der Folge sehen werden, nicht bloss in der für Schlittenfahrten und Reisen minder günstigen Lage ihres Landes, sondern ganz besonders auch in dem auf ihnen lastenden, Handel und Wandel des Volkes lähmenden Druck der japanischen Herrschaft seinen Grund hat.

Dass die **Itälmenen** auf Kamtschatka seit unnachweislich alter Zeit sich der Hunde zum Fahren bedienten, wobei sie die grössten und stärksten zu dem Zweck aussuchten und abrichteten und Schlitten von eigenartiger Form und Construction bauten, ist aus den eingehenden Schilderungen **Steller's**[2]) und **Krascheninnikof's** bekannt. Gleich den giljakischen Schlitten zeichneten sich auch die kamtschadalischen durch grosse Leichtigkeit, Elasticität und Dauerhaftigkeit aus; während aber jene flach und niedrig sind, hatten diese einen verhältnissmässig hochgestellten und tiefen Schlittenkorb, auf welchem der Hundelenker meist seitwärts und nur bisweilen auch rittlings aufsass. Nachmals eigneten sich auch die Russen in Kamtschatka diese Art von Schlitten an und haben sie noch heutzutage[1]). Daneben bedienten sie sich aber, namentlich zum Transport grösserer Lasten, schon zu Steller's Zeiten auch der oben erwähnten langen und breitsohligen Hundeschlitten oder Narten[2]), wie sie auch im übrigen Sibirien üblich sind. Diese dürften ihnen daher wohl schon vor ihrer Ankunft in Kamtschatka bekannt gewesen sein. Ueberhaupt liegt kein Grund vor mit Matjuschkin[3]) anzunehmen, dass die Russen den Gebrauch der Hunde zum Anspann erst durch die Kamtschadalen kennen gelernt hätten. Denn bevor sie Kamtschatka erreichten, kamen sie schon mit manchen anderen Völkern in Berührung, bei welchen jener Gebrauch, sei es in althergebrachter, sei es in einer später von einem der Nachbarstämme überkommenen Weise herrschte. Ohne die Frage, von welchem Volk die Russen den Gebrauch der Hunde zum Anspann kennen gelernt haben entscheiden zu wollen, muss ich hier darauf hinweisen, dass sie im XVII. Jahrhundert an der Jana, Indigirka und Kolyma auf die Jukagirn stiessen, ein paläasiatisches Volk, dass sich ebenfalls seit Alters her der Hunde zum Fahren bediente und zu dem Zweck Schlitten von eigenartiger Form construirte, wie man aus einem auf der Insel Kotelnyi gefundenen Stücke der Art, über welches ich mich an einem anderen Orte[4]) ausführlicher ausgelassen habe, schliessen darf[5]). Dort, an der Jana und Indigirka finden sich auch später, gleich wie in Kamtschatka, die grössten und stärksten Zughunde[6]) und entfaltet sich auch bei den Russen der grösste und ausgiebigste Gebrauch derselben, zu den weitesten Fahrten, wie z. B. nach den Neusibirischen Inseln u. s. w.

---

[1]) Н. **Буссе**, Остр. Сахалинъ и экспед. 1853 и 1854 гг., С. Петерб. 1872, стр. 54. Wie ich aus Hrn. **Rudanofskij's** handschriftlichem Reisejournal ersehe, ist bei den **Aino** auf Sachalin auch die oben beschriebene Anwendung von Pflemerstangen bei besonders beschwerlichem Wege ganz gebräuchlich.

[2]) Beschr. von dem Lande Kamtschatka, p. 133 ff., 370 ff.

Nordwärts von Kamtschatka finden wir ferner ein anderes paläasiatisches Volk, die am Penshinsker Meerbusen und am Berings-Meer in festen Sitzen wohnenden Korjaken, die ebenfalls nur den Hund als Haus- und zugleich Zugthier haben. Oben[7]) glaube ich bereits dargethan zu haben, dass ehemals auch die Vorfahren der gegenwärtig umherwandernden Korjaken und der mit ihnen nahe verwandten Tschuktschen (die Onkilon) feste Wohnsitze und zwar Erdjurten wie jene hatten, und dem entsprechend können sie gleich jenen, als Fischer, Robbenschläger und drgl., auch nur den Hund zum Gefährten gehabt haben, bis sie, vermuthlich durch die von Süden und Westen auf sie herandrängenden Tungusen, das domesticirte Rennthier kennen lernten und mit demselben ihr gegenwärtiges Nomadenleben annahmen.

---

1) Im Anthropologisch-ethnographischen Museum der Akademie werden mehrere noch im vorigen Jahrhundert aus Kamtschatka gebrachte Schlitten der Art aufbewahrt.

2) Steller (l. c., p. 370) nennt sie «Narden».

3) Врангель, Путеш. по сѣв. бер. Сибири и по Ледов. морю, Ч. II, стр. 110, примѣч. *.

4) Zur Vorgesch. der von der Akad. der Wiss. ausgerüsteten Exped. nach den Neusib. Ins. und dem Jana-Lande (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, 3. Folge, Bd. III, p. 11—13).

5) Auch Sarytschef (Путеш. по Сѣверовост. части Сибири, Т. I, стр. 65) erwähnt des Gebrauches von Hunden zum Fahren bei den Jukagirn.

6) Middendorff, Reise etc., Bd. IV, p. 1296. Am besten sollen namentlich die Hunde von der Jana, nächstdem diejenigen von der Indigirka und dann erst diejenigen von der Kolyma sein. Геденштромъ, Сиб. Вѣстн., 1822, Ч. 19, Отд. III, стр. 156. Vrgl. auch meine oben erwähnte Schrift (Beitr. l. c., p. 29).

7) S. 337 ff.

So müssen wir den Hund, dieses älteste aller vom Menschen domesticirten Thiere, als einziges Hausthier und darum, namentlich in seiner Eigenschaft als Zugthier, gewissermaassen als Charakterform der paläasiatischen Völker, dieser ältesten Völkerformation Nordostasien's, bezeichnen. Wo sich bei ihnen in der Folge ein anderes Hausthier einfindet, wie z. B. im oben erwähnten Fall, bei den wandernden Korjaken und Tschuktschen das Rennthier, da ist es stets ein ihnen in späterer Zeit von einer jüngeren Völkerfamilie, mit der sie in Berührung getreten, zugetragenes Geschenk.

Ohne Zweifel darf man annehmen, dass gleich anderen paläasiatischen Völkern auch die Eskimo, als sie noch auf ihrem ursprünglichen, asiatischen Boden weilten, den Hund als einziges Hausthier besassen und zum Anspann gebrauchten. Mit diesem ihrem Hausthier sind sie nach Amerika hinübergegangen, und da sie sich dort, in derselben Weise von Fischfang, Robbenschlag u. drgl. weiter lebend, quer über den ganzen Norden des Welttheils, vom Berings-Meer bis nach Grönland ausbreiteten, so erklärt sich daraus die auf den ersten Blick auffallende Thatsache, dass es in Amerika gar keine mit dem Halten zahmer Rennthiere sich abgebenden Völker, wie in der alten Welt, giebt, obgleich es an den physischen Bedingungen dazu auch dort nicht fehlt, und das Rennthier im wilden Zustande dort vielfach und häufig genug vorkommt und auch von den Eskimo der Nahrung und Kleidung wegen gejagd wird. Amerika erhielt eben seine gesammte Bevölkerung in der Rennthierzone aus einer Völkergruppe Asien's, welche das domesticirte Rennthier noch nicht kannte und nur den Hund als Hausthier besass, und zwar zum Zweck des Anspanns, also nothwendig in grösserer Zahl gehalten und in einem Stadium der Domesticirung, bei welchem ihm die edleren Eigenschaften der persönlichen Anhänglichkeit, Treue und Wachsamkeit noch abgehen und hingegen seine Raubthiernatur bei jeder Gelegenheit wieder zu Tage tritt. Schon dieser letztere Umstand macht eine selbständige Domesticirung eines anderen, dem Hunde gegenüber wehrlosen Thieres, wie das Rennthier, durch solche Völker ganz undenkbar [1]. Und wie sollte ferner auch ein Fischervolk, wie die Eskimo und alle Paläasiaten, darauf kommen ein Thier zu zähmen, für welches es keine Nahrung hat, und dessentwegen es seine festen Wohnsitze aufgeben und seine gesammte Lebensweise ändern müsste? Die Vorfahren der wandernden Tschuktschen und Korjaken haben sicherlich das Rennthier auch nicht selbst gezähmt, sondern es bereits im domesticirten Zustande von einem zu ihnen herangewanderten Nomadenstamme — wie oben erwähnt, vermuthlich von den Tungusen — erhalten. Ob und wie diese letzteren es gethan, lässt sich nicht feststellen, doch erscheint es insofern denkbarer, als sie, ihrem ursprünglichen und eigensten Charakter als umherstreifende Jäger gemäss, den Hund nicht wie die paläasiatischen Völker in grosser Zahl, zum Anspann, sondern nur je einzeln, als treuen Begleiter und Jagdgehülfen um sich hatten, der sich sehr wohl auch zum Wächter und Beschützer der Rennthierheerde seines Herrn eignete. Als unstäten Jägern, musste es ihnen ferner von grösstem Nutzen sein, sich der Lokomotion wegen ein Thier dienstbar zu machen, das gleich ihnen selbst zu seiner Erhaltung eines häufigen Ortswechsels bedarf. Vielleicht hat endlich zur Domesticirung des Rennthiers durch die **Tungusen** auch der Umstand beigetragen, dass sie an dem Nord- und Ostrande Hochasien's in Berührung und Verkehr mit den nomadischen Hirtenvölkern des letzteren standen, denen Pferd oder Kameel zur Ortsveränderung dienen. Das erstere haben sich bekanntlich, und zwar vermuthlich auf diesem Wege, auch manche tungusische Stämme angeeignet, wie man denn auch im oberen Amur-Lande einem solchen Stamme, den **Manägirn**, begegnet. Und das konnte wiederum andere ihrer Stammgenossen, die weiter nordwärts oder höher nach dem Gebirge zu wohnten, dazu bewegen, anstatt des Pferdes ein anderes, in ihrem Lande einheimisches und seiner Natur gewachsenes Thier, das Rennthier, und zwar zunächst ganz in derselben Weise, als Reit- und Lastthier zu gebrauchen. Uebrigens, wie dem auch sei, jedenfalls kann man das Rennthier als das eigenste Hausthier, die Charakterform der **Tungusen** und diese als das Rennthiervolk insonderheit bezeichnen, das durch seine ausserordentliche Ausbreitung nach allen Weltgegenden dem Rennthier eine entsprechend weite Culturheimath bereitete und auch die Einbürgerung desselben bei seinen Nachbarstämmen bis zu den **Korjaken** und **Tschuktschen** einer- und den **Samojeden** und **Lappen** andererseits vermittelte. Wie oben erwähnt[1]) und in der Folge zum Theil noch näher besprochen werden soll, drangen einzelne Wellen dieser Rennthiernomaden-Bewegung auch bis nach Sachalin und Kamtschatka; Amerika aber war und blieb ihnen unerreichbar. So scheint mir die Thatsache, dass dieser Welttheil, trotz weiter Verbreitung des wilden Rennthiers in demselben, doch keine Rennthiernomaden unter seinen Völkern hat, in den oben besprochenen, im Vergleich zur alten Welt wesentlich verschiedenen geographischen und ethnographischen Verhältnissen eine genügende Erklärung zu finden.

---

[1] Middendorff (Reise, Bd. IV, p. 1302) bemerkt, dass an den Orten in Sibirien, wo die Anspannhunde herrschen, weder Schafe, noch Federvieh Fuss zu fassen vermögen und auch den Kälbern beständige Gefahr droht. In Kamtschatka gaben die Angriffe, denen nicht bloss das Hausgeflügel, sondern auch Schweine und Kühe seitens der Hunde ausgesetzt sind, mit Veranlassung dazu, die letzteren, wie es jetzt geschieht, für den Sommer aus dem Peterpaulshafen zu entfernen und an einem anderen Orte zu halten.

Bevor ich weiter gehe, sei es mir gestattet, noch eine Bemerkung in Bezug auf die hundehaltenden Paläasiaten Amerika's, die **Eskimo**, einzuschalten. Von so wesentlichem Nutzen ihnen der Hund im gesammten Bereich ihrer Verbreitung ist[2]), so hat doch sein Gebrauch zum Anspann sich nirgends bei ihnen zu der Höhe wie in der alten Welt entwickelt[3]). Am meisten ist dies noch an dem ihrer ursprünglichen Heimath zunächst gelegenen amerikanischen Gestade des Bering-Meeres, in den fischreichen Stromgebieten des Kwichpack und Kuskokwim der Fall[4]), wo die **Eskimo** überhaupt zur reichsten Entfaltung ihrer Eigenart gelangten. Je kärglicher und schwerer, unter der Ungunst der Naturverhältnisse, ihr Leben im Westen und

---

[1]) S. p. 248.

[2]) Sehr bezeichnend sagt z. B. R. **Brown** (Petermann's Geogr. Mittheil., 1869, p. 463): «Wenn der grönländische Hund ausstirbt, muss der Grönländer zu Grunde gehen, sicherer, als dies bei dem Prairie-Indianer der Fall sein wird, wenn der letzte Büffel weggeschossen sein wird».

[3]) **Загоскинъ**, Пѣшеход. опись части русск. влад. въ Амер., 1847, Ч. I, стр. 59. **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 1266.

[4]) Vrgl. **Wrangell** (Statist. u. ethnogr. Nachr. über die Russ. Besitz. an der Nordwestküste von Amerika. — Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs, Bd. I, p. 130, 147 u. a.), **Whymper** (Travel and Adventure in the territory of Alaska) und **Dall** (Alaska and its resources, passim).

Norden ihres Wohngebietes sich gestaltet, um so mehr muss der Mensch sich auch selbst an den Mühen betheiligen, die dem Hunde als Zugthier zufallen. Mitunter wird dort, wenn der Gebrauch von Schlitten allzu beschwerlich oder unmöglich wird[1]), der Hund auch als Lastthier benutzt, wie es z. B. **Klutschak** auf seiner Reise mit **Schwatka** nach dem King-Williamslande erfahren hat[2]), — eine Verwendung, die der Natur des Thieres gewiss nicht entspricht und in der alten Welt weder bei den **Giljaken**, noch, soviel ich weiss, bei irgend welchem anderen Volke vorkommt.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zum Amur-Lande zurück, so muss zunächst auf den Gegensatz hingewiesen werden, der uns in Betreff des Gebräuches des Hundes zum Anspann zwischen den beiden paläasiatischen Stämmen, **Aino** und **Giljaken**, und den übrigen, sämmtlich zum tungusischen Stamme gehörigen Völkern des unteren Amur-Landes entgegentritt: während er bei jenen in die entfernteste Zeit zurückreicht, ihnen gewissermaassen ursprünglich angehört, haben diese sich denselben erst in späterer, verhältnissmässig neuer Zeit, und zwar erst durch direkte oder indirekte Vermittelung der **Giljaken** zu eigen gemacht.

Eines dieser Völker, die **Oroken** auf Sachalin, ist noch heutzutage ein Zwittergebilde von Rennthiernomaden und sesshaften, Hunde haltenden Fischern, eine seltsame, aus dem Contakt verschiedenartiger Völker auf dieser Insel resultirende Erscheinung. Wie oben bereits erwähnt, giebt schon die älteste, aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts datirende Nachricht über die **Oroken** davon Kunde, dass sie statt der Pferde «eine Art zahmer Hirsche halten, die sie zum Ziehen der Schlitten gebrauchen»[3]). Ein Jahrhundert später (1808) berichtete der japanische Reisende **Mamia Rinsô**[4]), dass die **Orotsko** auf Krafto (**Oroken** von Sachalin) statt der Hunde andere Thiere, genannt *Tonakai* (die **Aino**-Bezeichnung für Rennthier), mit sich führen und auf ihren Wanderungen mit ihrem Hausgeräth, Lebensmitteln u. drgl. beladen, und in solcher Gestalt, als Saumthiere, giebt sie auch die von **Siebold** nach Zeichnungen des Reisenden zusammengestellte Tafel (XX) wieder. Demnach dürften die **Oroken** das Rennthier in zwiefacher Weise, als Saum- oder Last-und als Anspannthier gebrauchen. Das Erstere namentlich erscheint durch das Zeugniss **Mamia Rinsô's** als sicher verbürgt und sowohl den Naturverhältnissen, dem gebirgigen und waldreichen Charakter der Insel, als auch den Sitten und Gewohnheiten des tungusischen Stammes angemessen, denn auch auf dem Festlande Asien's bedienen sich die tungusischen Völker, wie die **Orotschonen** und alle sonstigen **Rennthier-Tungusen**, des Rennthiers zum Reiten und Lastentragen. Ja, angesichts dieser Thatsachen und Erwägungen könnte man fast geneigt sein, die Glaubwürdigkeit jener älteren, von den **Mandshu** herrührenden Angabe über den Gebrauch des Rennthiers bei den **Oroken** zum Anspann in

---

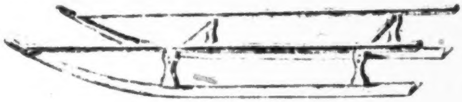
[1]) In Grönland geht der Hund zwar ebenso weit nördlich wie der Mensch, wird aber von den **Eskimo** nicht südlicher als Holsteinborg zum Fahren verwendet, da das Meer im Winter nicht genug gefriert, um darauf in Schlitten fahren zu können (**R. Brown**, l. c. p. 463).

[2]) H. W. **Klutschak**, Als Eskimo unter den Eskimos, Wien, Pest, Leipzig 1881, p. 22, nebst Abbildungen auf p. 22 und 109.

[3]) S. oben, p. 130.

[4]) Tô-tats kiko, in **Siebold's** Nippon, VII, p. 190.

Zweifel zu ziehen. Dennoch habe ich selbst gerade diesen Gebrauch des Rennthiers bei ihnen beobachtet. Auf meiner Reise im Winter 1856 durch Sachalin begegnete ich am 17./29. Februar im Tymy-Thale einem Zuge der Oroken. Als wir beim giljakischen Dorfe Plub-wo den Fluss überschritten, sahen wir im Weidengestrüpp an seinem Ufer drei mit Hunden bespannte Schlitten stehen, deren Lenker abgestiegen waren und ihre Hunde hielten. Sie theilten uns sogleich mit, dass ein orokischer Rennthierzug sich nähere und wir daher unsere Hunde ebenfalls festhalten müssten. Zwei dieser Männer waren schon an ihrer Kleidung, den Rennthierpelzen, Mützen und Stiefeln, als Oroken zu erkennen; der dritte war ganz giljakisch gekleidet, in einem Pelz aus Hundsfellen, mit Seehundsfellstiefeln und Schürzrock (*kossjkcha*), welcher letztere übrigens auch den beiden anderen nicht fehlte. Nicht minder verschieden als die Kleidung waren auch ihre Schlitten: zwei derselben waren von den giljakischen nicht zu unterscheiden, der dritte aber, ein national-orokischer Rennthierschlitten, hatte eine ganz andere Beschaffenheit. Die beifolgende Abbildung, die nach einer in meinem Tagebuch flüchtig entworfenen Skizze gemacht worden ist, mag eine annähernde Vorstellung von demselben geben. Im Vergleich mit den giljakischen war er, bei gleich geringer Höhe, weit kürzer und etwas breiter: die Sohlen waren ebenfalls breiter als bei jenen, im Durchschnitt dreieckig, nach oben mit einer scharfen Kante versehen. Nach hinten verliefen sie bis zum abgestumpften Ende ganz horizontal, vorn waren sie sanft aufwärts gekrümmt, um sich mit den Längsseitenstäben des Schlittens in spitzem Winkel zu vereinigen; doch fehlte ein die beiderseitigen Sohlen und Längsstäbe verbindendes Krummholz, so dass der Schlitten vorn gleichsam klaffend erschien. Zwei der haltenden Schlitten waren mit Rennthiermoos beladen, der dritte enthielt einiges Hausgeräth, Schneeschuhe, Lanzen, Bögen u. drgl. Es dauerte nicht lange, so liess sich auch der Rennthierzug der Oroken sehen und bewegte sich in einem Bogen an uns vorüber. Er bestand aus 5—7 Schlitten genau von der Art wie der oben beschriebene. Jeder derselben war mit einem Rennthier bespannt, das an einem einzigen Riemen den Schlitten zog. Der Zugriemen lief vom Geweih des Thieres ihm unter Hals und Brust hinab und zwischen den Beinen durch und war etwa in der Mitte des Schlittens an ein Querholz desselben befestigt. Ein Mann sass in jedem Schlitten, ziemlich weit nach hinten, eine lange Ruthe in der Hand, mit welcher er das Thier antrieb. Da der Zugriemen in der Nähe seines Sitzes an den Schlitten befestigt ist, so kann er vermittelst desselben ohne aufzustehen das Thier zurückhalten und das Gefährt zum Stehen bringen. Hinter jedem Schlitten gingen ein oder ein paar Rennthiere, bald an denselben gebunden, bald ganz frei und sämmtlich unbelastet. Sobald der Zug verschwunden war, setzten sich auch die mit Hunden bespannten Schlitten hinter ihm her in Bewegung. Auch wir machten uns wieder auf, und da wir desselben Weges fahren mussten, auf welchem die Oroken eben gekommen waren, so liefen unsere Hunde, beständig die Rennthierspuren witternd, trotzdem sie nicht mehr bei frischen Kräften waren, doch in ununterbroche-



Oroken-Schlitten.

ner rasender Eile, bis wir zur Nacht hielten, fort, durch ihre Leidenschaftlichkeit in uns eine Vorstellung davon erweckend, was wohl bei einem plötzlichen und unerwarteten Zusammenstossen derselben mit einem orokischen Rennthierzuge erfolgt wäre.

Es unterliegt also keinem Zweifel, dass die Oroken das Rennthier zum Fahren gebrauchen, gleich den Polarvölkern, Tschuktschen, Korjaken, Samojeden. Das verleiht Sachalin einen Zug polaren Charakters, wie ihn auch die Natur der weit ins Ochotskische Meer vorgeschobenen Nordhälfte der Insel trägt. Während jedoch jene Polarvölker mehrere Rennthiere neben einander vor ihre grossen und hochgestellten Schlitten spannen, nöthigen Wald und Gebirge seiner Heimath den Oroken, gleich dem Lappen am entgegengesetzten Ende des asiatisch-europäischen Welttheils, das Thier nur einspännig vor einem kleinen und niedrigen Gefährte zu verwenden. So verschieden der plumpe Schlittentrog des Lappen von dem leichtgezimmerten, vorn nicht einmal durch ein Krummholz geschlossenen Schlitten des Oroken ist, die Analogie dieser Erscheinungen im Völkerbilde des äussersten Ostens und Westens von Asien-Europa ist augenfällig. Und sie ist um so bemerkenswerther, als die Oroken unter allen, so sehr zahlreichen und weit verbreiteten tungusischen Stämmen die einzigen sind, die das Rennthier zum Fahren gebrauchen.

Wie verhält es sich jedoch dieser Thatsache gegenüber mit der obenerwähnten Angabe Mamia Rinsô's, dass das Rennthier bei den Oroken als Saumthier zum Lastentragen dient? Ich habe es zwar selbst nicht gesehen und kenne auch keine neuere Nachricht, welche es bestätigte, dennoch glaube ich jene Angabe nicht schlechtweg ablehnen zu dürfen, sowohl aus den oben bereits angeführten inneren Wahrscheinlichkeitsgründen, als auch weil Mamia Rinsô selbst auf Sachalin gewesen und dort vielleicht auch mit Oroken zusammengetroffen ist, jedenfalls aber von den dortigen Aino und Giljaken zuverlässige Nachrichten über dieselben hat sammeln können. Andererseits erscheint es mir aber auch unzulässig, aus dem Gegeneinanderhalten jener Angabe und dessen, was ich selbst gesehen, etwa folgern zu wollen, dass nach Mamia Rinsô bei den Oroken eine Veränderung im Gebrauch des Rennthiers stattgefunden habe, denn dazu dürfte der Zeitraum von nicht voll 50 Jahren, der zwischen Rinsô's und meiner Reise liegt, doch wohl zu kurz sein. Und so bleibt mir kein anderer Schluss übrig, als der, dass die Oroken bei ihren Wanderungen sich des Rennthiers sowohl zum Fahren, wie zum Lastentragen und Reiten bedienen, so vereinzelt ein derartiger zwiefacher Gebrauch eines Hausthiers zur Ortsveränderung unter den Naturvölkern auch stehen mag. Und zwar dürften die Oroken sich des einen, oder des anderen Modus der Lokomotion bedienen, je nach dem, welche Gegenden und Lokalitäten der Insel sie durchwandern. Wenn sie, der Jagd auf Pelzthiere nachgehend, die öden, von ihnen allein betretenen Gebirgswildnisse im Osten und Westen vom Tymy-Thale durchstreifen, so dürfte sie dort, gleichwie unter ähnlichen Verhältnissen auch ihre Stammgenossen auf dem Festlande, das Rennthier als unentbehrliches, zum Lastentragen und Reiten dienendes Saumthier begleiten. Auf diese Wanderungen der Oroken beziehen sich offenbar die Angaben Mamia Rinso's, wenn er vom Gebrauch des Rennthiers bei denselben spricht. Das geht auch aus seiner ferneren Bemerkung hervor, «das *Tonakai* sei von Natur äusserst sanft und zahm, doch sehr angst vor den Hunden, wesshalb man es auf keine Weise in Ortschaften hineinbringen könne, in denen sich solche in Menge aufhalten»[1]. Von den Wanderungen der **Oroken** durch das mit giljakischen Dörfern, in denen es zahlreiche Hunde giebt, besetzte Tymy-Thal hatte er keine Kunde. Und auf diesen nach ihrer Richtung und ihren Endzielen oben bereits besprochenen[2], zum Zweck des Handels mit den **Giljaken**, **Aino**, **Chinesen** und **Japanern** allwinterlich stattfindenden Wanderungen bedienen sich die **Oroken**, wie soeben ausführlich geschildert worden, des Rennthiers zum Anspann vor dem Schlitten.

Wenn ich vorhin den Gedanken, dass seit **Mamia Rinsô's** Reise auf Sachalin bei den **Oroken** eine Veränderung in der Art und Weise, das Rennthier zu gebrauchen, stattgefunden haben könnte, zurückweisen musste, so scheint mir hingegen eine solche für weiter zurückliegende Zeiten ganz unleugbar zu sein. Denn ohne Zweifel haben die **Oroken** ehemals, als sie noch mit ihren Stammgenossen, den **Oltscha**, zusammen auf dem Festlande nomadisirten, das Rennthier gleich anderen tungusischen Stämmen nur zum Lastentragen und Reiten benutzt. Erst nachdem sie nach Sachalin hinübergegangen, lernten sie es daneben auch als Anspannthier vor dem Schlitten zu verwenden. Wie und wodurch kann dies aber gekommen sein? Ich glaube es nur dem Einfluss dieser ihrer neuen Heimath, namentlich dem unvermeidlichen Verkehr mit den sie dort allenthalben umgebenden **Giljaken** zuschreiben zu müssen. Fanden die **Oroken**, als sie mit ihren Rennthieren vom Festlande nach Nordsachalin hinüberwanderten, in den an Flechten und Moosen reichen Nadelholzwaldungen desselben auch günstige Naturbedingungen zum Fortführen ihres Nomadenlebens, so konnten sie doch nur dann für die Dauer festen Fuss auf der Insel fassen, wenn sie in freundnachbarlichen Verkehr mit den dortigen Völkern traten, und diese auch ihren Vortheil von den neuen Ankömmlingen erhielten. Namentlich war dies den **Giljaken** gegenüber unbedingt nothwendig, da diese beide Küsten im Norden der Insel und das ganze Tymy-Thal inne hatten, und es bei ihrer grösseren Zahl und Energie stets in ihrer Macht lag, die von ihnen umschlossenen Eindringlinge aller Existenzmittel zu berauben und zu vernichten. Zum Glück für die **Oroken** liess jedoch der weniger auf Krieg als auf Gewinn und Bereicherung gerichtete Sinn der **Giljaken** diese bald erkennen, dass sie von den eingewanderten Nomaden keine Schmälerung ihrer Interessen zu befürchten hätten, sondern im Gegentheil beträchtlichen Nutzen ziehen könnten. Denn die Schätze an kostbarem Pelzwerk, welche jene als geübte Jäger auf ihren Wanderungen in den entlegenen Gebirgswaldungen der Insel zu Tage fördern, mussten, und sogar zum grössten Theil, auch ihnen als den ersten Abnehmern und unvermeidlichen Vermittlern des Handels mit den Chinesen und Japanern zu gute kommen. Ich werde auf diesen Handel später noch zurückkommen. Der Vortheil, den die **Giljaken** durch denselben von den **Oroken** beziehen, erklärt hinlänglich die Duldung und Schonung, welche sie diesen letzteren zu Theil kommen lassen, wenn sie dieselben, trotz mancher Ungelegenheit, die es ihnen selbst bereitet, unbehindert mit ihren Rennthieren auf dem von ihren Hundeschlitten gebahnten Wege durch das Tymy-Thal ziehen lassen. Die solchergestalt den Oroken aus ihrem guten Einvernehmen mit den Giljaken erwachsende Möglichkeit, durchs ganze Tymy-Thal und weiter übers Gebirge und den Liman bis zum Amur, sowie dem Poronai entlang bis zum Golf der Geduld die von den giljakischen Schlitten gebahnten Pfade benutzen zu können, mag sie dazu bewogen haben, sich auf diesen ihren Wanderungen ihrer Rennthiere in derselben Weise zu bedienen, wie die Giljaken und Aino es mit ihren Hunden thun, d. h. zum Anspann vor entsprechend construirten Schlitten. Ja, sie mussten um so mehr darauf gebracht werden, als sie des Verkehrs mit den Giljaken wegen genöthigt waren, bisweilen, wenn sie z. B. des Handels halber in die Dörfer der letzteren kamen, sich auch der Hunde zum Fahren zu bedienen. Einige mit Hunden bespannte Schlitten sind ihnen ferner auch bei jenen ihren Wanderungen unumgänglich, um dem Rennthierzuge vorauszueilen und plötzlichen Begegnungen mit giljakischen oder anderen Hundegespannen vorzubeugen. Der Art waren die Schlitten, denen ich bei Plub-wo begegnete. Später habe ich bei Nyi und in der Gegend der Tymy-Mündung noch wiederholt Oroken auf hundebespannten Schlitten fahren sehen. So bieten uns die Oroken auf Sachalin, dank ihrem Contakt und Verkehr mit den Giljaken, den gewiss sehr seltenen, wenn nicht ganz vereinzelt dastehenden Fall eines Naturvolkes dar, das nicht weniger als dreierlei Arten von Ortsveränderung zu Lande hat, indem es einmal auf Rennthieren reitet und fährt und daneben sich auch der Hunde zum Fahren bedient. Letzteres haben sie schlechtweg von den Giljaken entlehnt, und darum sind bei dieser Art der Lokomotion auch Schlitten und Anspann bei ihnen ganz dieselben wie bei jenen. Vermuthlich dürften jedoch ihre von klein auf neben den Rennthieren gehaltenen Hunde sich soweit an dieselben gewöhnt haben, dass sie ihnen nicht so gefährlich wie die giljakischen Hunde sind und daher zum Eskortiren der Rennthierzüge gebraucht werden können. Um die ihnen kaum minder als die Rennthiere nothwendigen Hunde ernähren zu können, sind aber die Oroken genöthigt, während eines Theiles des Jahres, und zwar, wie oben schon erwähnt worden, im Sommer und Herbst, ein sesshaftes Fischerleben an der Ostküste Sachalin's zu führen, um erst, wenn die Pelzthiere ihr kostbares Winterkleid angethan haben, ihre der Jagd und dem Handel dienenden Wanderungen mit Hülfe der Rennthiere wieder anzutreten.

---

[1] **Mamia Rinsô**, l. c., p. 192.

[2] S. oben, p. 20; desgl. dieses Werkes Bd. I, p. 169 und 170.

Wie übrigens der Raum, den die Oroken durchwandern, nur ein sehr beschränkter ist und sich mit den Wandergebieten der Festlandsnomaden nicht im Entferntesten messen kann, so ist auch die Zahl der ihnen zu Gebote stehenden Rennthiere nur gering. Mamia Rinsô berichtete im Jahre 1808, dass ein reicher Oroke deren oft 12 und darüber habe. Boschnjak, der dies Volk 1852 in der Gegend von Nyi und der Tymy-Mündung kennen lernte, meint, dass die Zahl der Rennthiere beim reichsten Oroken nicht mehr wie 30 betrage[1]). Etwa dreissig Jahre später (1881) besuchte sie Poljakof in derselben Gegend, und seine Schätzung bleibt noch hinter derjenigen seines Vorgängers zurück, denn nach ihm besitzt ein Oroke von mittlerem Wohlstande etwa 10-15 Rennthiere, nur sehr Wenige haben deren über 20, arme Leute aber auch nur zwei oder drei Thiere[1]). In der Umgegend von Taraika am Golfe der Geduld wurden zur Zeit von Schmidt's Reise (1861) nur noch im Dorfe Walendsä einige Rennthiere gehalten, an allen anderen Orten waren sie in Folge von Futtermangel umgekommen, da der tiefe Schnee jener Gegenden die Erhaltung dieser Thiere sehr erschwert[2]). Bei so schwachem Bestande der orokischen Rennthierheerden erscheint ihre Zukunft wenig gesichert und liegt die Befürchtung nahe, dass sie unter ungünstigen Verhältnissen, wie Seuchen, Verwüstungen durch Wölfe u. drgl., leicht ganz hinschwinden könnten. Mit dem Verluste ihrer Rennthiere werden aber die Oroken, ihres vornehmlichsten Existenzmittels beraubt, entweder ebenfalls zu Grunde gehen, oder aber im besten Falle, wenn ferner noch von den Giljaken geduldet, demselben Schicksale wie ihre Stammgenossen auf dem Festlande, die Oltscha, anheimfallen, d. h. alle Eigenart ihres Lebens und Treibens einbüssen und sich ganz und gar der Lebensweise und den Sitten ihrer mächtigeren Nachbarn, der Giljaken, anbequemen müssen.

---

[1]) Бошнякъ, Эксп. въ При-Амурск. краѣ (Морск. Сборн., 1858, № 11, Ч. неоф., стр. 189).

Wie weit Letzteres bei den Amur-**Oltscha** sich vollzogen hat, haben wir bereits mehrmals, bei Besprechung ihrer Nahrung, Kleidung, Haltung, hervorzuheben Gelegenheit gehabt. Ein Gleiches lässt sich nun auch in Betreff der bei ihnen üblichen Art und Weise der Ortsveränderung bemerken. Die Benutzung des Hundes als Zugthier, die Behandlung desselben, die Art und Weise des Anspanns, die Form und Beschaffenheit des Schlittens, Alles ist genau wie bei den Giljaken. Ohne Zweifel aber haben die Oltscha es von den Giljaken entlehnt, und nicht umgekehrt, denn, wie oben ausführlich dargethan[3]), haben die Oltscha ehedem als Rennthiernomaden gelebt und sind erst nach Verlust ihrer Rennthiere zu sesshaften Fischern am Amur-Strome in unmittelbarer Nachbarschaft der seit Alters her Hunde haltenden Giljaken geworden.

Eine ebensolche Lebenswandelung haben höchst wahrscheinlich auch die übrigen tungusischen Völker des unteren Amur-Landes, namentlich die **Negda, Samagirn** und **Golde** durchzumachen gehabt, wenn sie bei ihnen auch minder nachweisbar als bei den Oltscha ist, die an den Oroken einen noch heutzutage sein Nomadenleben fortsetzenden Zweig besitzen. Gleich den Oltscha und vermuthlich zum Theil durch Vermittelung derselben haben sie denn auch die giljakische Art und Weise der winterlichen Ortsveränderung, mit allen, auch bei ihnen sich wiederholenden, auf den Hundeanspann, die Schlittenform u. s. w. bezüglichen Eigenheiten derselben, angenommen[4]). Indessen lässt sich nicht verkennen, dass bei allen diesen Völkern, nach Maassgabe als sie im Vergleich mit den Giljaken mehr Jäger als Fischer sind und keine so ausgedehnten Handelsbeziehungen wie die letzteren haben, das Hunde-Halten und Benutzen weniger im Vordergrunde des Lebens steht, indem die Zahl der Thiere, die Sorge um dieselben und damit auch ihre Güte und Leistungsfähigkeit weit geringer als bei den **Giljaken** sind. Doch ist das Fahren mit Hunden auch bei den **Golde** noch in ihrem gesammten Verbreitungsgebiet, den Amur, wie den Ussuri und Sungari hinauf, im Gebrauch[1]). Daneben sieht man aber bei ihnen am Amur oberhalb der Ussuri-Mündung und an diesem letzteren Fluss bisweilen auch Pferde. Auf meiner Reise im Sommer 1855 hörte ich von den **Golde** in Turme an der Ussuri-Mündung, dass es bei ihnen Pferde gegeben habe, welche jedoch kurz zuvor von Tigern vernichtet worden seien[2]). Ich begegnete, stromaufwärts gegangen, den ersten Pferden im Dorfe Sselgako am Amur. Nach Angabe der **Golde** werden sie ihnen von einem weit oberhalb wohnenden Volke zugeführt, in welchem ich später die **Manägirn** erkannte[3]). Dort sah ich auch die zum Reiten auf den Pferden dienlichen, vermuthlich aus derselben Quelle stammenden, plumpen, hölzernen Sättel. Daneben standen aber auch die zum Fahren im Winter landesüblichen Hundeschlitten, die ganz wie die giljakischen beschaffen waren. Denn die Pferde dienen, hier wie bei den **Manägirn**, nur zum Reiten. So konnte man bei den **Golde** von Sselgako nebeneinander Lokomotionsmittel sehen, die zwei grundverschiedenen und so weit von einander wohnenden Völkern, wie die **Giljaken** und **Manägirn**, entlehnt worden sind. Zu den Ussuri-**Golde** gelangen die Pferde aus dem Sungari-Lande durch Vermittelung der unter ihnen wohnenden Chinesen, welche dieselben, zum Theil unter Mitwirkung der in ihrem Dienste stehenden oder von ihnen abhängigen **Golde**, hauptsächlich zum Waarentransport von und nach den Sungari-Städten auf der vom Ussuri nach Ssan-ssin führenden Strasse gebrauchen, wobei die Pferde im Sommer als Saumthiere unmittelbar belastet, im Winter aber vor Schlitten gespannt werden[4]), — ein Gebrauch, auf den ich in der Folge nochmals zurückkommen werde. Ausserdem aber benutzen die **Golde** ihre Pferde im Frühjahr, nachdem der Schnee geschmolzen, zuweilen auch dazu, um in Jagdzwecken längs dem Ima, Waku und anderen rechten Nebenflüssen des Ussuri aufwärts zu gehen.

---

[1]) Поляковъ, Путеш. на остр. Сахалинъ (Прилож. къ XIX. Т. Изв. Имп. Русск. Геогр. Общ., стр. 82).

[2]) Fr. Schmidt, Histor. Ber. etc., l. c., p. 115.

[3]) S. oben, p. 133—144.

[4]) Wenn Maack (Путеш. на р. Амуръ, стр. 202), von den Golde ausgehend, angiebt, der Hundeanspann bei den Eingeborenen des Amur-Landes sei der Art, dass die Thiere paarweise laufen, so ist das ganz und gar falsch, und darf darin kein etwaiger Unterschied zwischen den Golde und Giljaken erblickt werden: bei allen werden vielmehr die Hunde ganz gleich und zwar alternirend angespannt, wie oben ausführlich geschildert worden ist.

Nimmt die Bedeutung des Hundes als Zugthier bei den tungusischen Völkern des Amur-Landes nach Maassgabe der Entfernung von den **Giljaken** ab, so stellt sich bei ihnen dagegen ein anderer, den **Giljaken** fremder Gebrauch desselben, derjenige als Begleiter und Gehülfe des Menschen auf der Jagd ein. So halten die Ussuri-**Golde** nicht selten neben Zughunden auch Jagdhunde, die zwar von derselben Race wie jene sind, aber nur zur Jagd, nicht zum Fahren gebraucht werden[5]). In höherem Grade noch findet dasselbe bei den **Orotschen** statt. Diese gebrauchen im nördlichen Theile ihres Wohngebietes, in der Bai Hadshi und an den rechten Amur-Zuflüssen, ganz in der Art ihrer Nachbarn, der **Oltscha** und **Golde**, Hunde zum Fahren; im Süden ihres Gebiets hingegen, an den rechten Zuflüssen des Ussuri, wo sie fast ganz von der Jagd leben, sind sie schon aus Fischmangel meist nicht im Stande Zughunde zu halten, die ihnen übrigens in den Gebirgswildnissen ihrer Heimath auch kaum von Nutzen wären, und beschränken sich daher auf das Halten von Jagdhunden, welche sie mit dem Abfall von den erlegten Thieren, insbesondere mit einer aus den Knochen derselben bereiteten Brühe füttern, die Communication aber unter ihnen findet im Winter nur zu Fuss, auf Schneeschuhen statt[1]). Gleichwohl lässt es sich noch als Reflex des auch dort im Allgemeinen herrschenden Landesbrauchs ansehen, dass die unter den **Orotschen** und **Golde** wohnenden, sesshaften und bemittelteren Chinesen Hunde zum Fahren halten[2]).

---

[1]) De la Brunière, Excursion en Mandchourie, en 1845 (Nouv. Ann. des Voyages, Année 1848 [T. IV], p. 114). Vrgl. auch **Wenjukof** (Обозр. р. Уссури. — Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ., Ч. 25, 1859, Отд. Изсл. и Мат., стр. 230, 237; его же Путеш. по окраин. Русск. Азіи, 1868, стр. 81), **Przewalski** (Путеш. въ Уссур. краѣ, стр. 100) u. A. Ich habe auch selbst bei den Ussuri-**Golde** im Sommer 1855 abgestellte Hundeschlitten gesehen, die mit den giljakischen vollkommen übereinstimmten.

[2]) S. dieses Werkes Bd. I, p. 177. Dasselbe wurde auch **Maack** erzählt (s. dessen Путеш. на Амуръ, стр. 170).

[3]) S. oben, p. 48.

[4]) **Korsun**, u. **Будищевъ**, Опис. лѣс. части Приморск. обл. (Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ., Кн. IX и X, 1867, стр. 374).

[5]) **Венюковъ**, Обозр. р. Уссури (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ., Ч. 25, 1859, Отд. Изсл. и Мат., стр. 237).

Mit der Südgrenze der **Orotschen** im Ussuri-Gebiet und der **Golde** am Sungari hört der Gebrauch von Hunden zum Anspann gänzlich auf, und im Sungari-Lande, bei den Ackerbau und Viehzucht treibenden **Mandshu**, Chinesen und **Dauren** giebt es eine ganze Anzahl den Eingeborenen des unteren Amur-Landes fremder, zur Ortsveränderung dienender Hausthiere, wie Pferd, Maulthier, Esel, Rind, auf deren Besprechung wir hier nicht weiter einzugehen haben. Indem ich bezüglich derselben auf die Mittheilungen, die im zoologischen Theile dieses Werkes gemacht worden, verweise[3]), füge ich in Betreff ihres Gebrauches zur Ortsveränderung nur hinzu, dass die drei ersteren bei den genannten Völkern sowohl im Sungari-Lande, als auch in ihren Kolonien im sogen. Culturstück des Amur-Stromes zwar meist zum Reiten und Lastentragen gebraucht werden, das Pferd aber auch im Sommer vor Karren und im Winter vor Schlitten gespannt wird, gleichwie auch das Rind[4]). Der mehrfach erwähnte, im Sungari-Lande geborene und aufgewachsene Chinese **U-tschen** fügt, indem er in seiner Schrift über Ninguta des im Lande üblichen Fahrens in Schlitten erwähnt, erläuternd hinzu, der Schlitten (*pa-li*) sei ein dem Karren ähnliches Fuhrwerk, aber ohne Räder, und der Uebersetzer seiner Schrift, der Sinolog **Wassiljef**, bemerkt dazu, eine solche Erläuterung sei den Chinesen gegenüber nothwendig, da diese in ihrer Heimath keinen Begriff von Schlitten hätten[5]). Wenn daher die Chinesen und **Mandshu** im Sungari-Lande sich der Schlitten zum Fahren bedienen, so darf man darin eine Folge ihres alten und vielfachen Verkehrs mit den **Golde** und anderen Eingeborenen des unteren Amur-Landes sehen, obgleich das Anspannthier bei diesen ein anderes ist.

---

[1]) Nach **Korsun**, s. **Budistschef**, l. c., p. 335.

[2]) **Будищевъ**, тамъ же, стр. 414. **Пржевальскій**, Путеш. въ Уссур. краѣ, стр. 139.

[3]) Bd. I, p. 160 und 175—179.

[4]) So reiste z. B. der Missionar **Kimai-Kim** 1846 von Kuang-tschen-dsy über Girin und Ninguta nach Huntschun in einem von Pferden gezogenen Schlitten (Nouv. Ann. des Voyages, Ann. 1847, T. I, p. 66 seq.), und in derselben Weise trat **Venault** 1850 in San-ssin seine Reise zum Ussuri an (Nouv. Ann. des Voyages, Ann. 1852, T. I, p. 209). **Pargatschefskij** (Поѣздка зимн. путемъ вверхъ по р. Амуру. — Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ., Ч. 21, 1857, Отд. Изсл. и Мат., стр. 178) kam, von **Mandshu** geleitet, in einem von Ochsen gezogenen Schlitten nach der Stadt Aigun. Nach seiner wie nach **Maack's** Beschreibung (Путеш. на Амуръ, стр. 303) sind diese Schlitten der Art, dass die dicken Sohlen sich nach vorn unmittelbar in die Pflomerstangen verlängern, was sie sehr plump und unbeholfen macht.

[5]) **Васильевъ**, Записка о Нингутѣ (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., T. XII, 1857, стр. 96). Beiläufig sei bemerkt, dass schon John **Barrow** (Reise durch China von Peking nach Canton im Gefolge der Grossbritann. Gesandtschaft in den J. 1793 und 1794, aus dem Engl. von **Hüttner**, Wien 1805, Bd. II, p. 160) sein Verwundern darüber aussprach, dass der Scharfsinn der Chinesen sich nicht bis zur

Dem unteren Amur-Lande gegenüber steht das obere, von der Sungari-Mündung aufwärts, hinsichtlich der Art der zu Lande stattfindenden Ortsveränderung seiner indigenen Stämme im Allgemeinen in einem schroffen Gegensatze: denn während alle Völker des ersteren, von Sachalin, der Küste des Ochotskischen Meeres und der Amur-Mündung bis zum Sungari hinauf, sich der Hunde zum Fahren bedienen, ist diese Art der Ortsveränderung bei keinem einzigen Volke des letzteren im Gebrauch, — eine Thatsache, die besser als alles Andere den gegensätzlichen Charakter sesshafter Fischerbevölkerung in dem einen und nomadischer Jägerbevölkerung in dem anderen kennzeichnet. Mit Ausnahme der wenigen, gleich oberhalb des Bureja-Gebirges wohnenden sesshaften **Biraren**, die sich in ihrer gesammten Lebensweise und somit auch in der Art der Ortsveränderung mit ihren Nachbarn, den **Dauren**, **Mandshu** und **Chinesen**, völlig assimilirt haben, giebt es in der That im oberen Amur-Lande nur Jagdnomaden, die entweder, wie die **Manägirn** und wandernden **Biraren**, auf Pferden, oder, wie die meisten **Orotschonen**, auf Rennthieren umherziehen, den Hund aber nur in einzelnen Individuen zu Jagdzwecken halten[1]). Pferd wie Rennthier werden dabei nur als Reit- und Lastthiere gebraucht. Die **Manägirn**-Pferde stimmen mit den transbaikalischen wie mit den mandshurischen ganz und gar überein, sind nicht gross, aber stark und von ausnehmender Ausdauer. Beständig unter freiem Himmel gehalten, sind sie jeder Unbill des Klimas gewachsen und müssen sich im Winter mit dem Futter begnügen, das sie sich unter dem Schnee aufscharren, — ein Umstand, der allein schon genügen würde ihre Existenz im schneereichen unteren Amur-Lande unter gleichen Bedingungen unmöglich zu machen. Auch wären sie bei dem grossen Schneereichthum des letzteren den dortigen Eingeborenen lange nicht so brauchbar wie die Hunde, die zu allem Uebrigen noch den Vortheil gleicher Nahrung mit ihren ichthyophagen Herren gewähren. Wie die bei allen tungusischen Stämmen nahe gleichlautende, aus dem Mongolischen entlehnte Bezeichnung für das Pferd beweist[2]), verdanken sie übrigens die erste Kenntniss dieses Thieres und seines Gebrauches ihren nach Centralasien hin anstossenden Nachbarn, den **Mongolen**, — eine Thatsache, die in dem von **Maack**[3]) hervorgehobenen Umstande, dass auch die auf die Färbung, Gangart und andere Eigenschaften des Pferdes und auf die einzelnen Stücke des Pferdegeschirrs bezüglichen Bezeichnungen bei den **Manägirn** wie bei den **Mandshu** von mongolischem Ursprunge sind, eine weitere Bestätigung findet. Die eigentliche Charakterform der Tun-

---

Erfindung von Schlitten oder anderen zum Reisen über Eis und Schnee tauglichen Fuhrwerken erstreckt hat. Doch sah die Gesandtschaft der indisch-holländischen Gesellschaft an den Pekinger Hof in den Jahren 1794 und 1795, dass auf Schlittensohlen gestellte Sessel von Menschen über das Eis der Teiche geschoben oder gezogen wurden (**van-Braam**, Voyage de l'Ambass. de la Comp. des Indes orient. Holland. vers l'Emper. de la Chine, publ. par **Moreau de St. Mery**, Paris, an VI (1798), T. I, p. 187—189; T. II, p. 271—277).

[1]) **Маакъ**, Путеш. на Амуръ, стр. 310.

[2]) Vrgl. **Klaproth** (Asia polyglotta, p. 267, 287), (**Pallas** (Zoogr. rosso-asiat., Vol. I, p. 256) und meine Reisen und Forsch. im Amur-Lande, Bd. I, p. 175.

[3]) Путеш. на Амуръ, стр. 77.

gusen ist und bleibt aber, wie schon erwähnt[1]), das Rennthier, und auch die Manägirn machen davon insofern keine Ausnahme, als sie, wie oben ausführlich dargethan[2]), ehemals ebenfalls Rennthiernomaden waren und erst später, nach Maassgabe als sie aus dem Gebirge in die Prairien am Amur und an der Dseja vordrangen, das Rennthier gegen das Pferd vertauschten, gleichwie es auch diejenigen Orotschonen machten, die aus dem Chingan-Gebirge süd- und ostwärts in die zum Nonni führenden Flussthäler hinabstiegen. Nord- und ostwärts aber schliessen sich an die Orotschonen des oberen Amur-Stromes und seiner Zuflüsse die in ganz gleicher Weise lebenden russischen Rennthier-Tungusen an, die sich längs dem Stanowoi-Gebirge und seinen nördlichen Abzweigungen bis zum Ochotskischen Meere hinziehen. Im Allgemeinen lassen sich also in Betreff der Lokomotionsmittel der Amur-Völker Hund und Pferd in recht scharfer Abgrenzung als die Charakterformen jener des unteren und dieses des oberen Amur-Landes bezeichnen. Der Gebrauch des Rennthiers aber zieht sich im gesammten nördlichen Umkreise des Amur-Landes längs dem Chingan- und Stanowoi-Gebirge bis zum Ochotskischen Meere und von dort nach dem nördlichen und östlichen Sachalin bis zum Golf der Geduld fort, wobei jedoch zwischen dem Festlande und der Insel Sachalin der oben besprochene Unterschied besteht, dass dort, bei den Orotschonen und Rennthier-Tungusen, das Rennthier nur als Reit- und Lastthier, hier aber, bei den Oroken, dasselbe auch als Anspannthier dient und in dieser seiner Verwendung mit dem Hunde zusammenstösst.

Als Anwohner eines grossen Stromes und seiner Zuflüsse oder auch des Meeres und seiner Küstenflüsse sind alle Völker des Amur-Landes des Fischfangs und der Jagd, des Handels und Verkehrs wegen mehr oder weniger auch auf Bewegung und Ortsveränderung zu Wasser angewiesen. Die verschiedene Beschaffenheit der Gewässer, an denen sie wohnen, bedingt aber nothwendig auch eine Mannigfaltigkeit der zum Aufenthalt und zur Bewegung auf denselben dienlichen Fahrzeuge. Im Vergleich mit den stets nach einem und demselben Muster gebauten Hundeschlitten sind die bei den Amur-Völkern gebräuchlichen Böte von sehr verschiedener Form und Beschaffenheit; doch muss von vornherein bemerkt werden, dass die jeweiligen, dem Charakter der Gewässer angemessenen Formen mit geringen Modifikationen sich bei allen diesen Völkern wiederholen und nur wenige von ihnen ein national eigenthümliches Gepräge tragen.

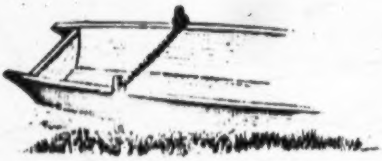
Keines der Amur-Völker hält sich so viel auf dem Wasser auf, wie die am meisten vom Fischfang lebenden und durch ihren Handelsgeist zum Unternehmen weiter Fluss- und Seefahrten geneigten **Giljaken.** Doch sind sie, trotzdem sie zum grossen Theil am Meere leben und aus demselben ihre Nahrung beziehen, keineswegs kühne und gewandte Seeleute und Seethierjäger, die in kleinem, leicht beweglichem Fahrzeuge, etwa wie die Aleuten in ihren Baidarken, den Kampf mit den hohen Meereswogen aufzunehmen geneigt und geschickt wären. Hauptsächlich um den unteren Lauf des Amur-Stromes concentrirt, der ihnen neben ausserordentlichem Fischreichthum auch einen natürlichen und leichten Verkehrsweg mit ihren näheren und ferneren Nachbarn bis zu den Mandshu-Chinesen am Sungari bietet, und andererseits durch die Nähe einer grossen, der Amur-Mündung unmittelbar vorgelagerten Insel begünstigt, die sie vom offenen Meere abscheidet und in ihrer langen Meridianerstreckung ihnen gewissermaassen eine Brücke bis nach Japan hinüber schlägt, sind die Giljaken im Gegentheil ihrem gesammten, zur Existenz dienlichen Betriebe, wie ihrem Wesen und Charakter nach nur ängstliche, um- und vorsichtige Fluss- und Küstenfahrer. Und dem entspricht auch das einzige, den Amur- wie den Küsten-Giljaken zum Fischfang wie zu ihren Verkehrs- und Handelsreisen dienende Fahrzeug. Es ist dies ein den hohen Meereswogen durchaus nicht gewachsenes, kielloses und flachgehendes Boot, das im Wesentlichen nur aus drei langen, den Boden und die beiden Seitenwände bildenden Brettern besteht, an welche sich zum Abschluss des vorderen wie des hinteren Endes mehrere kleine Brettchen anschliessen. Der prägnanteste und eigenthümlichste Zug desselben besteht darin, dass das Bodenbrett nach vorn noch um ein gutes Stück über den Bootsschnabel hinausragt (s. Taf. XXXVIII, Fig. 1). Dabei ist es nicht eben, sondern derartig gekrümmt, dass es in der Mitte am tiefsten hinabreicht, nach beiden Enden hin aber langsam ansteigt.

---

[1]) S. oben, p. 490.

[2]) S. oben, p. 177 ff.

Um den Bau des Bootes näher kennen zu lernen, wollen wir es in seiner Entstehung unter den Händen der Giljaken verfolgen. Sind die drei langen, nothwendig aus je einem Stück bestehenden Bretter, aus denen das Boot zusammengefügt werden soll, vermittelst des Beiles aus Stämmen der *Picea ajanensis* Fisch. (gilj. *twissjk*) oder auch der Lärche (gilj. *koi*) gefertigt und ihre Oberflächen mit dem Messer gehörig geglättet, so geht man daran, dem etwa 3—5 Faden langen und einen bis anderthalb Fuss breiten Bodenbrett (gilj. *moch*) die oben erwähnte, durchaus erforderliche Krümmung zu geben. Zu dem Zweck wird es mit seinen Enden auf zwei niedrige, auf ebenem Boden errichtete Böcke gelegt, welche aus je zwei in schräger Richtung gekreuzt in die Erde eingeschlagenen Stangen bestehen. Die nicht unterstützte Mitte des Brettes sinkt nieder, muss aber, damit die richtige Krümmung erlangt werde, noch so weit heruntergedrückt werden, dass sie den Boden berührt, was entweder durch Beschweren mit Steinen, oder noch einfacher dadurch geschieht, dass ein oder ein paar Menschen sich aufs Brett setzen. In dieser Lage wird es durch ein paar jederseits in die Erde eingeschlagene, das Brett von oben umfassende Kniehölzer befestigt. Jetzt müssen die beiden, je etwa zwei Fuss breiten Seitenbretter (gilj. *arp*) mit ihren unteren, dem Bodenbrett entsprechend abgeschrägten Rändern diesem letzteren unter einem bestimmten stumpfen Winkel genau angepasst und in dieser Stellung provisorisch fixirt werden. Dazu werden jederseits mehrere, einander gegenüber stehende Stäbe in die Erde geschlagen, welche den Brettern zur Stütze dienen, worauf um die oberen Enden je zweier, einander gegenüberstehender Stäbe ein Riemen oder eine Schnur geschlungen wird (s. den umstehenden Holzschnitt), durch deren stärkeres oder schwächeres Anziehen, die Seitenbretter genau in die Stellung gebracht werden können, bei welcher ihre unteren Ränder sich mit denjenigen des Bodenbrettes decken. Steht das Boot so fertig zusammengebunden da, so kann an seine definitive Verfestigung geschritten werden. Zunächst werden zwischen den Seitenbrettern mehrere, dieselben mit einander verbindende Querhölzer (gilj. *tschylch*) angebracht. Ein solcher Verbindungsstab befindet sich im hinteren Ende des Bootes, ein anderer in der Mitte und ein dritter kurz vor dem Schnabel desselben. Die Befestigung der Seitenbretter an das Bodenbrett und ebenso aller übrigen Bretter unter einander geschieht durch Holzstifte, welche mit Hülfe eines eigens dazu dienlichen eisernen Stäbchens (gilj. *ottauws*, Taf. XXXII, Fig. 7) in die zuvor mit dem grossen Bohrer (gilj. *lung*, ebenda, Fig. 6) längs den betreffenden Bretträndern bereiteten Löcher hineingetrieben werden.



Giljakischer Bootsbau.

Beiläufig bemerkt, sind diese nicht bloss bei Anfertigung von Böten, sondern auch bei anderen Gelegenheiten, so z. B. zur Befestigung der oben besprochenen Sohlenbeschläge an den Schlitten u. drgl., gebräuchlichen Instrumente, nach giljakischer Art stets sauber gearbeitet und ebenfalls mit vielen Ornamenten, das eiserne Stäbchen mit feinen Streifen von eingelegtem Kupfer und Silber, der hölzerne Stiel des Bohrers mit zahlreichen, zierlichen Schnitzereien versehen. Zum Arbeiten mit diesem Bohrer gehören sich übrigens zwei Menschen, indem der Eine ihn vermittelst eines Holzstückes von oben, wo sich ein in den Stiel eingesetztes eisernes Stiftchen befindet, gegen den Punkt, wo das Loch kommen soll, andrückt und der Andere ihn durch rasches Anziehen eines um den Stiel desselben mehrfach geschlungenen Riemens in rotirende Bewegung versetzt, — ein Verfahren, das ich auch bei dem später und bei anderer Gelegenheit zu besprechenden giljakischen Modus, Feuer durch Reibung zu erzeugen, beobachtet habe. Aus diesem Grunde möchte ich den *Lung*, sowie einen zweiten, ganz ähnlichen und auch ebenso gehandhabten, nur etwas schlankeren Bohrer, den die Giljaken *pisk* nennen, für althergebrachte, vielleicht von ihnen selbst erfundene Instrumente halten, während der für feinere Arbeiten dienliche, unseren Instrumenten der Art ganz ähnliche kleine Bohrer (ebenda, Fig. 8), dessen giljakische Bezeichnung mir unbekannt geblieben ist, und der ganz aus Eisen besteht, jedenfalls von späterem und fremdem Ursprunge sein dürfte[1]). Letzteres gilt ohne Zweifel auch für ein anderes Instrument, die Säge. Dieser bin ich selbst bei den Giljaken nie begegnet; Hr. Maximowicz aber sah ein Exemplar derselben im Dorfe Tylm, das mit unserer gewöhnlichen Tischlersäge vollkommen übereinstimmte und von den Giljaken *puf*, von den Oltscha *pófo* genannt wurde, — eine Uebereinstimmung der Bezeichnungen, welche ebenfalls auf eine beiden Völkern gemeinsame, fremdländische Entlehnung des betreffenden Objects hinweist.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zum Bau des Bootes zurück. Das hintere Ende desselben wird durch ein senkrechtes Spiegelbrett abgeschlossen und darüber und zwischen den beiden Bordbrettern ein horizontales, nach hinten etwas vorragendes, zum Sitz für den Steuermann bestimmtes Brett (gilj. *ott(ɷ)ms*) angebracht. Vorn wird das Boot durch zwei schräg gestellte Bretter (gilj. *alp*) geschlossen, von denen das linke stets ein wenig über das rechte emporragt, wodurch der Bootsschnabel eine spitze Form erhält. Alle Fugen und insbesondere die beiden längsten, zwischen dem Boden und den beiden Seitenbrettern des Bootes, werden kalfaltert; doch muss dies sehr zart und vorsichtig geschehen, um die nur durch Holzstifte zusammengehaltenen Bretter nicht auseinanderzutreiben. Es wird daher nur mit Hülfe eines Messers von innen aus etwas Moos in die Fugen gestopft, wo diese es zulassen, und dann, ebenfalls vermittelst kleiner Holzstifte, eine schmale Holzleiste über denselben befestigt. Ueber den beiden Längsfugen werden aber ausserdem auch von aussen, und zwar stärkere und breitere, durch Spalten dicker Weidenruthen gewonnene Leisten angeschlagen, so dass das Boot auf dem Lande gewissermaassen auf zwei nach aussen convexen Sohlen ruht, welche ausser dem Schutz der Fugen noch den Nutzen gewähren, dass sie beim Hineinziehen des Bootes ins Wasser oder Herausziehen aus demselben die Reibung des Bodenbretts am Ufersand und Kies vermindern und es somit gegen Beschädigung schützen. Die Analogie dieser äusseren Bootsbeschläge mit den Sohlen oder mehr noch mit den Sohlenbeschlägen der Schlitten fällt so sehr in die Augen, dass sogar die Giljaken, trotz des Mangels an Generalisirung in ihrer Sprache, sie mit demselben Wort wie diese letzteren (*motassj*) bezeichnen, während sie für die im Innern des Bootes über den Fugen angebrachten Leisten ein eigenes Wort (*tcy*) haben. Zum Schluss werden im vorderen Theile des Bootes an den Bordrändern zwei oder an grösseren Böten auch drei Paar Ruderpinnen (gilj. *misgyr*), d. h. kleiner, mit je einer emporragenden Zinke versehener Brettchen angebracht. Die Befestigung derselben an die Bordbretter geschieht ebenfalls durch Holzstifte, so dass am gesammten Boot der Giljaken, gleichwie auch an ihrem Schlitten, kein einziger Nagel, überhaupt kein Eisenstück irgend welcher Art zur Verwendung kommt. Natürlich ermangeln die Giljaken nicht, auch ihre Böte mit einigem Zierrath zu schmücken. So läuft die Spitze des unter dem Bootsschnabel vorragenden Bodenbrettes gewöhnlich in einen grob gemeisselten Schlangen-, Vogel- oder sonstigen Thierkopf aus, die beiden Schnabelbretter tragen stets auf ihrer Innenfläche einige geschnitzte Arabesken, und auf der Rückseite des Spiegelbretts befindet sich in der Regel ebenfalls eine eingeschnitzte, schwarz oder bunt bemalte Figur, ein Viereck, Stern oder drgl. Bevor man das Boot ins Wasser bringt, wird es endlich, zum Schutz gegen Fäulniss, am Boden und unteren Theile der Seitenbretter von aussen leicht verkohlt, was in der Weise geschieht, dass es auf ein paar höhere Böcke gehoben und das darunter gebreitete Strauchwerk angezündet wird.

---

[1]) Die Oltscha-tungusische Bezeichnung für diesen kleinen Bohrer lautet nach Hrn. Maximowicz *sselgefö* und *ssidschefö*.

Die Ruder (gilj. *yωnj*) sind mit einer breiten, abgerundeten, zur Spitze hin sich verjüngenden Schaufel und an einer verdickten Stelle ihres Griffs mit einem Loch zum Aufsetzen auf die Ruderpinne versehen (Taf. XXXVIII, Fig. 2)[1]. Feste, an die Seitenwände des Bootes gelehnte Ruderbänke hat das giljakische Boot nicht, da diese durch ihren Druck die Seitenbretter vom Bodenbrett abtreiben würden. Anstatt derselben bedienen sich die Giljaken kleiner, abhebbarer Schemel, die nur auf dem Bodenbrett ruhen, ohne die Seitenbretter zu berühren. Aus demselben Grunde wird auch bei Belastung des Bootes sorgfältig darauf geachtet, dass die ganze Last auf dem Bodenbrett ruhe und keinen Druck auf die Seitenbretter ausübe. Zu dem Zweck werden quer über das erstere zuvor einige seiner Breite ansehnlich nachstehende Holzstücke gelegt und auf diese der Länge des Bootes nach mehrere Bretter gebreitet, welche die Lasten zu tragen bestimmt sind, — eine Maassregel, die nebenbei auch dazu dient, die zu transportirenden Gegenstände vor Durchnässung im Boden des Bootes zu bewahren. Wie sehr eine solche zarte und vorsichtige Behandlung des giljakischen Bootes nothwendig ist, davon habe ich mich aus eigener Erfahrung überzeugen können. Als ich im Frühjahr 1855 meine erste Sommerreise, den Amur und Ussuri aufwärts, antreten sollte, erstand ich von den Giljaken zwei anscheinend nur wenig gebrauchte Böte. Mit ihrem Bau noch unbekannt, glaubte ich am besten zu fahren, wenn ich sie zuvor einer Durchsicht und zweckdienlichen Zurichtung im Hafen von Nikolajefsk unterwürfe. Durch Vermittelung eines Marineofficiers wurden sie nun von einem der besten Bootsleute des Hafens in der Weise wie gewöhnliche Schaluppen kalfatert und mit Ruderbänken und einer zur Aufrichtung eines Mastes dienenden Bank versehen. Als ich mich aber einschiffen wollte und die Böte ins Wasser gebracht wurden, erwiesen sich beide als ganz und gar leck, und alle Bemühungen der Leute, sie noch in Stand zu setzen, blieben erfolglos. Die Seitenbretter waren, wie ich jetzt sah, durch die rohe und falsche Behandlung ihrer ganzen Länge nach vom Bodenbrett mehr oder minder abgetrieben und abgelöst, alles Zuhämmern, Verstopfen und Verschmieren der Fugen half nun nichts mehr, — eines der Böte musste völlig aufgegeben werden, und auf dem anderen gelangte ich nur mit vieler Mühe und unter beständigem angestrengten Ausschöpfen bis zum nächsten giljakischen Dorf. Dort, in Ssabach, kaufte ich ein neues, etwas grösseres Boot, das ich hinfort seinem Baue gemäss behandelte und betreffendenfalls nur giljakischen Händen zur Reparatur anvertraute. Und dieses that mir die besten Dienste, denn mit ihm bin ich nicht bloss im genannten Jahr den Amur und Ussuri hinauf und wieder zurück nach Nikolajefsk, sondern im Jahre darauf auch den ganzen Amur und einen grossen Theil des Argunj aufwärts gegangen, bis ich durch Eisgang und Frost genöthigt ward, es beim Dorfe Mulatscha im Argunj zu verlassen.

---

[1] Diese Abbildung hat den wesentlichen Fehler, dass man sich die Richtung, in welcher der Rudergriff durchbohrt ist, um einen Winkel von 90° verschoben, d. h. nicht senkrecht auf die Schaufel, sondern in derselben Ebene mit dieser denken muss.

Ganz abweichend von den Rudern, ist das giljakische Steuerruder (gilj. *menj*) mit einer länglichen, schmalen Schaufel und am oberen Ende mit einem kurzen Quergriff versehen (ebenda Fig. 3). In der Regel steuern die Giljaken aus freier Hand. Um jedoch dem Steuer bei hohem Wellengange oder starker Strömung mehr Halt zu geben, befindet sich am Hinterrande des Bretts, das dem Steuermann zum Sitz dient, eine kurze Schnurschlinge oder auch eine aufrechtstehende halbkreisförmige Leiste, durch welche das Steuerruder gesteckt werden kann.

Einen Mast hat das giljakische Boot nicht. Anstatt desselben bedienen sich die Giljaken, wenn gesegelt werden soll, was nur selten geschieht, zweier schräg ins Kreuz zusammengebundener Stangen (gilj. *kyrsh*), welche mit ihren unteren Enden in entsprechende

Löcher der Seitenbretter des Bootes gesteckt werden, während von den oberen Enden zwei lange Schnüre auslaufen, die man um das hinterste Querholz im Boote schlingt. Das Segel (gilj. *tulatsch*) besteht aus einem aus Fischhäuten zusammengestickten, viereckigen Stück, das mit seinen beiden oberen Ecken an die oberen Enden des erwähnten Kreuzmastes befestigt wird, an den unteren aber mit je einer Schote zum Anholen und beliebigen Spannen oder Lockern des Segels versehen ist. Bei so mangelhafter Vorrichtung ist es verständlich, dass die Giljaken keine Meister und Helden im Segeln sind und es sorgsam vermeiden, bei einigermaassen frischem oder ungleichmässigem Winde das Segel zu gebrauchen. Auch sah ich die Giljaken und ebenso die Oltscha und Golde, die mich als Führer oder Ruderer auf meinem Boot begleiteten, stets in Todesangst gerathen, wenn bei frischem Winde gesegelt wurde: trotzdem mein Boot einen Mast[1]) und ein ordentliches Segel hatte, sassen sie meist leichenblass da und flehten nur um Einziehen des Segels und baldmöglichstes Landen. Dass das kiellose Boot, zumal wenn es stark belastet ist, bei hohem Wellengange und ungeschicktem Steuern leicht Wasser schöpfen und sogar umschlagen kann, unterliegt allerdings keinem Zweifel. Um dem seitlichen Wasserschöpfen des Bootes vorzubeugen, wird übrigens der Bord desselben bisweilen jederseits durch ein an die Seitenwand befestigtes Brett erhöht. Namentlich versehen die Giljaken ihre Böte mit einem solchen Falschbort (gilj. *ardsch*), wenn sie Seefahrten, wie z. B. längs der Küste Sachalin's zu den Japanern u. drgl., unternehmen.

Von vorzüglichem Nutzen am giljakischem Boot ist der unter dem Schnabel desselben sich erstreckende Fortsatz des Bodenbrettes, denn nicht nur schützt er jenen vor dem unmittelbaren Anprall der Wellen und eventuell auch vor starkem Anstoss an steile Uferfelsen, an andere Fahrzeuge u. drgl., sondern er lässt das Boot auch leichter die Wellen hinan gleiten. In Folge des Aufsitzens der Ruder auf festen Zinken bedarf das giljakische Boot nur geringer Kraftanstrengung zur Fortbewegung, wenn es nicht eine starke Strömung und einen hohen Wellengang wider sich hat. Gegen diese anzukämpfen, ist es aber wenig geeignet und verlangt eine geschickte und kräftige Handhabung des Steuerruders. Es ist mir beim Umfahren vorspringender Felsen und Caps im Amur-Strome mehr als einmal passirt, dass das Boot, von der starken Gegenströmung erfasst, plötzlich umgewendet und unaufhaltsam zurückgetrieben wurde. Ohne Zweifel trägt zur schwerfälligen Bewegung des giljakischen Bootes gegen die Strömung nicht wenig auch der obenerwähnte, in anderen Beziehungen so sehr nützliche vordere Fortsatz seines Bodenbrettes bei. Durch denselben wird endlich auch die bei den Giljaken, Oltscha, Golde und überhaupt bei allen dasselbe Boot besitzenden Amur-Völkern übliche Art des Landens bedingt: dieses geschieht nämlich stets mit dem Hinterende des Bootes, was bei hohen, ans Ufer schlagenden Wellen nicht ganz leicht ist, indem das Boot alsdann erst mit dem Bug gegen die Wellen gestellt werden muss, um von diesen ans Ufer getragen und gehoben zu werden. Der Giljake, resp.

---

[1] Für diesen liess ich natürlich, nach meinen oben erwähnten Erfahrungen am giljakischen Boote, hinlängliche Mastwangen am Bodenbrett selbst anbringen.

Oltscha etc., landet also in der Weise, dass er sich gewissermaassen buchstäblich mit seinem Boot aufs Land setzt.

Zum Schluss dieser Betrachtungen theile ich die Maasse eines gewöhnlichen, mittelgrossen giljakischen Bootes mit, wie ich sie einem Exemplar im Dorfe Kalgho entnahm, nach welchem auch die obenerwähnte Abbildung gefertigt wurde:

Länge von der Spitze bis zum hinteren Rande des Steuermannssitzes	25' —
Breite am Steuermannssitz	3' 4"
» von Bord zu Bord in der Mitte	3' 2"
» » » » » am Bug, unmittelbar vor den Schnabelbrettern	2' 2"
Breite des Bodenbrettes	1' —
» » Steuermannssitzes	1' —
Tiefe des Boots in der Mitte, wo sie am grössten	1' 6"

Die Länge eines mittelgrossen Ruders beträgt etwa 7 Fuss, diejenige des Steuerruders 6¼ Fuss, die Breite der Schaufel am letzteren 4 Zoll.

Böte von anderer Art als die geschilderte habe ich bei den Giljaken weder am Amur-Strom und Liman, noch an der Westküste Sachalin's gesehen, und ebensowenig erwähnt Middendorff welcher von der Küste des Ochotskischen Meeres. Im Innern Sachalin's hingegen, am reissenden, stellenweise seichten Tymy-Fluss ist ein ganz anderes Fahrzeug, und zwar ein aus einem einzelnen Baumstamm ausgehöhltes Boot im Gebrauch. Ich sah ein solches Boot (gilj. *mlo-mu*)[1] im Winter im Dorfe Ytkyrn, vom Schnee sorgfältig gereinigt, auf einem Gerüst neben der Jurte stehen. Es war etwa 20 Fuss lang, in der Mitte am breitesten, nach beiden Enden hin verschmälert, — das Hinterende zuletzt senkrecht, brettförmig abgestumpft, das vordere mit einer kleinen Spitze versehen. Auf den Bordrand war jederseits eine mit der Seitenwand gleich dicke Leiste geschlagen, an welche von Bord zu Bord in der Entfernung von etwa zwei Fuss von einander Querleisten befestigt waren, welche ohne Zweifel, ebenso wie die im Innern des Bootes zwischen dem Boden und den Seitenwänden an mehreren Stellen befindlichen Kniehölzer, dazu dienten, den Seitenwänden mehr Halt und Widerstandskraft zu geben. Vielleicht war das Boot auch nicht mehr ganz neu und bedurfte daher einer solchen nachträglichen Festigung. Ruderzinken an den Bordrändern, wie die Amur-Böte, hatte es nicht, und dem entsprechend fehlte auch den dabei liegenden Rudern das zum Aufsetzen derselben dienliche Loch; sonst waren sie aber von ganz ähnlicher Form wie am Amur, nur mit einer minder breiten Schaufel. Sicherlich werden diese Böte mitunter, namentlich über seichte Stellen des Flusses, auch nur mit Hülfe von Stangen fortgestossen, wie es die Kamtschadalen mit ihren ganz ähnlich geformten, sogen. Batt's thun, und wie es auch bei den tungusischen Völkern des Amur-Landes mit dergleichen Fahrzeugen geschieht. Gleichwie dort, werden endlich auch hier zum Anfertigen solcher Böte nur Baumarten mit weichem Holz, und zwar Pappeln benutzt[1]). Die Tymy-Giljaken bedienen sich dazu namentlich der Balsampappel (*Populus suaveolens* Fisch., gilj. *musskrj*), welche sie mir daher auch speciell als «*mu-tschchar*», d. h. Boots-Holz, bezeichneten. Aus Stämmen desselben Baumes höhlen sich, nach Schmidt, auch die Aino von Sachalin Canoes aus, die sie zur Communikation auf den Flüssen und kleinen Fahrten an der Meeresküste gebrauchen, während sie zu grösseren Fahrten gewöhnlich gezimmerte japanische Böte benutzen[2]).

---

[1] *Mu* heisst im Giljakischen »Boot« überhaupt.

Ganz dasselbe Boot wie bei den Giljaken ist auch bei ihren nächsten Nachbarn am Amur-Strome, den **Oltscha** und **Golde** in allgemeinem Gebrauch. Dem Ansehen nach bietet es in seiner Form und Construktion keinerlei Differenzen von jenem ersteren. Die Giljaken behaupteten jedoch, ihre Böte seien zum Schnabelende hin weniger aufwärts gekrümmt und darum zur Fahrt gegen die Strömung geeigneter als diejenigen ihrer Nachbarn, — eine Behauptung, deren Richtigkeit ich dahingestellt lassen muss, obgleich sie mit manchen meiner eigenen Erfahrungen übereinstimmt. Durchgehends verschieden von einander sind sie aber nach der Holzart, aus welcher sie angefertigt werden. Denn während die Giljaken ihre Böte aus dem Holz der Tanne (*Picea ajanensis*, gilj. *twissjk*, oltsch. und gold. *chassjchta*) machen, gebrauchen die Oltscha und Golde dazu stets die Ceder (*Pinus Cembra*, var. *excelsa*, *Pinus mandshurica* Rupr., bei den Oltscha und Golde *koldong*). Als wir daher auf unserer Sommerreise 1855 beim Oltscha-Dorfe Adi landeten, erkannten die herangekommenen Bewohner des Orts, die sich u. A. hauptsächlich auch mit dem Bau von Böten beschäftigen und die unsrigen daher aufmerksam musterten, am Holz derselben sogleich, dass das eine von ihnen (das meinige) von giljakischem, das andere (des Hrn. Maximowicz) von oltschaischem Ursprunge sei, wie es auch in der That der Fall war. Während man aber bei den Giljaken am Amur nur Böte von dieser einen Art sieht, haben die Oltscha und Golde auch welche von ganz anderer Form und Construktion. Das wird schon durch den Umstand bedingt, dass sie ausser dem Amur auch viele seiner reissenden und stellenweise seichten Nebenflüsse befahren, an denen sie theils der Jagd nachgehen und theils auch ständige Wohnsitze haben. Für solche Gewässer eignet sich aber, wie wir sahen, jenes Amur-Boot nicht. So besitzen sie verschiedenartige aus Baumstämmen ausgehöhlte Böte. Diese werden stets aus Stämmen einer in den Nebenthälern des unteren Amur-Stromes, sowie an der Meeresküste wachsenden Weidenart, der *Salix praecox* Hoppe (oltsch. und gold. *hámmagda*)[3]), gemacht. Das eigenartigste und interessanteste unter ihnen ist dasjenige, welches die Oltscha *unj*- oder *unni-magda*, die unteren Golde ebenfalls *onni-magda*[4]) und die oberen Golde *awarpe* nennen (Tab. XXXVIII, Fig. 4).

---

[1]) Vrgl. Steller, l. c., p. 56, 73; Krascheninnikof, l. c., Bd. I, p. 237.

[2]) Fr. Schmidt, Reisen im Amur-Lande und auf der Insel Sachalin (Mém de l'Acad. Imp. des sc., VII^e^ Sér, T. XII, № 2, p. 99).

[3]) Maximowicz, Prim. florae amurensis (Mém. prés. à l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb. par divers sav., T. IX, p. 242).

[4]) *Unj* oder *unni* bei den Oltscha und *onni* bei den Golde heisst «Fluss» überhaupt, namentlich ein kleinerer oder Nebenfluss des Amur-Stromes.

Es scheint dem Amur-Boot nachgebildet zu sein; zum wenigsten hat es ebenfalls den am meisten charakteristischen Zug dieses letzteren, den am Schnabelende vorspringenden Bodenfortsatz. Im Uebrigen aber sind beide Enden des Boots stumpf abgestutzt. Mehrere Querstäbe dienen dazu, den dünnen Bordwänden mehr Halt zu geben. Gegen die Strömung wird es durch Stangen fortgestossen, flussabwärts auch gerudert. Die Maasse eines solchen Bootes, das ich in Dshare bei den oberen Golde sah, und das in seiner Form vollständig mit demjenigen übereinstimmte, auf welchem ich mit den Oltscha von Pädanj den reissenden Pä-Fluss eine Strecke lang aufwärts gegangen bin, waren folgende:

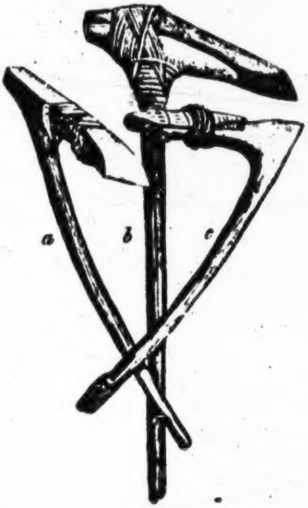
Länge	24½	Fuss,		davon 2½ auf den vorderen Bodenvorsprung.
Breite	1	»	8 Zoll.	
Höhe.	1	»	4 »	

Ruder und Steuerruder waren nur von geringer Grösse, je 4′ 8″.

Viel einfacher und primitiver sind die kleinen, ebenfalls aus dem Hammagda-Baum ausgehöhlten, vorn und hinten spitz auslaufenden Kähne, die nach kleinen Differenzen in den Maassverhältnissen von den Oltscha und Golde als *otongo* und *gulba* unterschieden werden. Beide sind im Allgemeinen von derselben, vorn und hinten gleich zugespitzten Form, die *Gulba* aber im Verhältniss zur Länge weniger breit und dagegen tiefer ausgehöhlt und mit dickeren Wänden als das *Otongo*, daher besser als dieses geeignet, auch bei hohem Wellengange oder in stein- und klippenreichem Wasser gebraucht zu werden. Diese Kähne werden vermittelst eines abwechselnd nach der einen und nach der anderen Seite geschwungenen, lang- und schmalschaufeligen Doppelruders (gold. *ssoje*), stellenweise, über flaches und stilles Wasser, auch nur durch ein Paar kleine, mit kurzen Stielen versehene Ruderschaufeln (gold. *mylpku*) fortbewegt, und über ganz seichte Stellen schiebt man sich mit Hülfe zweier kurzen Stöcke (gold. *gua*) vorwärts, die jederseits gegen den Grund gestemmt werden.

Hauptsächlich sind die aus Stämmen des Hammagda-Baumes ausgehöhlten Böte verschiedener Art bei den **Orotschen** der Meeresküste und der vom Küstengebirge zum Meer oder zum unteren Amur oder Ussuri strömenden Flüsse im Gebrauch und gelangen diese letzteren Flüsse abwärts auch zu den Golde und Oltscha am Hauptstrome. So war auch die oben beschriebene und abgebildete *Awarpe* von den Orotschen am oberen Munamu-Flusse gemacht und diesen abwärts in den Amur gebracht worden. Umgekehrt findet bisweilen, wenn auch des langen Weges halber nur selten, ein am Amur von Golde, Oltscha oder Giljaken aus Brettern gezimmertes Boot seinen Weg zu den Orotschen an der Meeresküste. Doch fertigen sich diese zu ihren Fahrten längs der Meeresküste auch selbst genau eben solche Böte, wie sie bei den Golde, Oltscha und Giljaken im Gebrauch sind. Zum Fischfang in den Flüssen dienen ihnen aber jene ausgehöhlten Böte. Während meines Besuches des Kaiserhafens sah ich vor dem Orotschen-Zelt an der Mündung des Hadshi-Flusses zwei *Unj-magda's* von etwas verschiedener Grösse liegen (Taf. XVI). Von den beiderseits zugespitzten Holzkähnen ist bei ihnen namentlich die solidere *Gulba*, von ihnen *momd* genannt, im Gebrauch.

Das Aushöhlen von Baumstämmen zu Böten geschieht bei allen Völkern des unteren Amur-Landes, **Giljaken**, **Oroken**, **Oltscha** etc., vermittelst einer eigens dazu dienlichen Hohlaxt, die im beistehenden Holzschnitt (Fig. *a*) nach einem der Exemplare, welche Hr. **Poljakof** von den **Oroken** Sachalin's für unser Museum erstand, abgebildet ist, und die in folgender Weise hergestellt wird. An das obere Ende einer mehr oder weniger spitzwinkligen Astgabel wird an Stelle der einen Zinke und vermittelst ihres allein stehen gebliebenen oberen Theiles ein scharf geschliffenes eisernes Blatt befestigt, während die andere Zinke den zum Handhaben der Axt dienlichen Stiel abgiebt. Diese Hohlaxt ist im Wesentlichen von derselben Form und Construktion wie diejenigen, welche die Bewohner verschiedener Südsee-Inseln zu ähnlichen Zwecken ehemals gebrauchten und zum Theil noch gebrauchen. Vergleichs halber sind hier zwei der interessantesten Stücke der Art aus unserem Museum neben jenem orokischen abgebildet: Fig. *b* — eine Hohlaxt der Otaheiti-Insulaner, die noch aus **Cook's** dritter Reise stammt[1]), und Fig. *c* — eine durch **Miklucho-Maklai** von den Admiralitäts-Inseln gebrachte **Papua**-Hohlaxt. Beide gehören aber noch der Steinzeit an, denn jene hat ein steinernes und diese ein aus der Schale einer Meeresschnecke (vermuthlich der *Terebra maculata*) gefertigtes Blatt. Und von ähnlicher Beschaffenheit darf man sich natürlicherweise auch die Hohläxte denken, welche in der weiter zurückliegenden Steinzeit anderer Länder üblich waren.



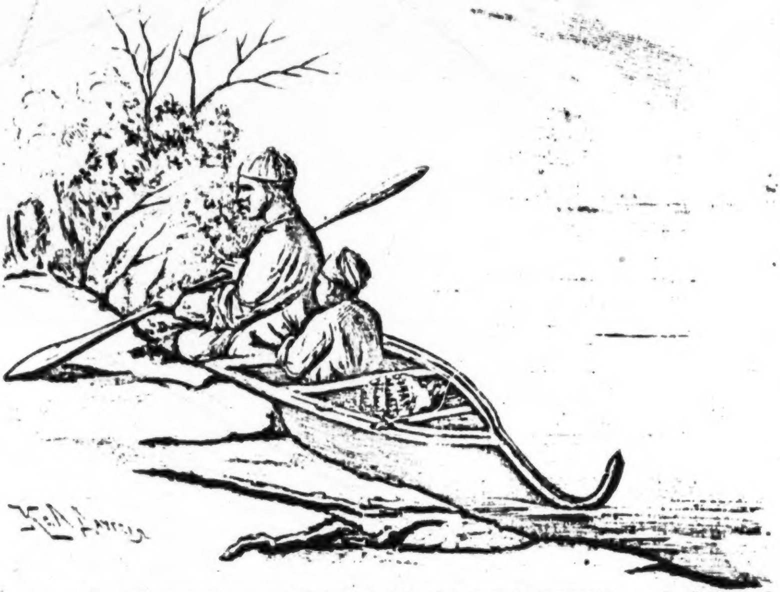
Hohläxte: *a* — der **Oroken** von Sachalin, *b* — der Otaheiti-Insulaner, *c* — der **Papus** auf den Admiralitäts-Inseln.

Weit mehr und allgemeiner als die Holzkähne werden von den **Oltscha** und **Golde** die auch bei anderen tungusischen Stämmen sowohl an den Amur-Zuflüssen, als auch im Stanowoi-

---

[1]) Beiläufig mag hier erwähnt sein, wie dieses Stück, nebst manchen anderen auf derselben Reise gesammelten Gegenständen, in den Besitz unseres Museums gelangte. Bekanntlich ging Capit. **Clerke**, der nach **Cook's** Tode an die Spitze der Expedition trat, von den Sandwich-Inseln nach dem Peterpaulshafen in Kamtschatka und fand dort eine sehr gastliche und freundliche Aufnahme. Zum Dank dafür schenkte er dem damaligen Befehlshaber Kamtschatka's, Major **Bohm**, einen Theil der «Merkwürdigkeiten», welche die Expedition auf verschiedenen Inseln der Südsee gesammelt hatte (vrgl. Tagebuch einer Entdeckungs-Reise nach der Südsee in den J. 1776—1780 unter Anführ. der Cap. **Cook**, **Clerke**, **Gore** und **King**, übersetzt v. J. R. **Forster**, Berlin 1781, p. 321). Diese Gegenstände wurden von **Bohm**, mit Etiquetten von seiner Hand versehen, der Russischen Regierung in St. Petersburg zugestellt, welche sie der Akademie der Wissenschaften übermittelte.

Gebirge[1]) und andererorten üblichen Birkenrindenkähne gebraucht, die nur aus einem dünnen, mit Birkenrinde überzogenen Holzgerüste bestehen. Im Allgemeinen allenthalben von gleicher Beschaffenheit und von derselben, beiderseits zugespitzten Form, bieten diese von den **Oltscha** und **Golde** *dsaï* genannten Kähne in den Form- und Maassverhältnissen, wie in einzelnen Zügen doch manche Verschiedenheiten dar. So giebt es, ungefähr der *Gulba* und dem *Otongo* entsprechend, eine im Verhältniss zur Länge schmälere und tiefere Form, meist mit ebenfalls durch Birkenrinde von oben verdecktem Vorder- und Hintertheil und mit nur wenig gekrümmten Spitzen, und eine breitere, flachere, dabei ganz oder fast ganz offene Form, mit stark aufwärts gekrümmten Spitzen. Von jener giebt die auf Taf. XXXVIII, Fig. 5, nach einem Exemplar aus dem **Oltscha**-Dorf Mongole gefertigte Zeichnung, von dieser der beifolgende, einen Amur-Golde von oberhalb der Ussuri-Mündung in seinem Dsaï darstellende Holzschnitt einen Begriff.



Breitere u. flachere, dabei ganz offene Form des Birkenrindenkahns (*dsaï*) der **Golde** (Originalskizze von Hrn. **Poliwanof**).

Jene ist durch ihre gesammte Form, wie durch das gegen das Einschlagen des Wassers schützende Verdeck an den Enden geeigneter zum Gebrauch auch bei hohem Wellengange, diese bietet dagegen mehr Raum zum Unterbringen der Fischerei- oder Jagdgeräthe und der betreffenden Ausbeute. Stets ist längs der Aussenseite des Dsaĭ auch eine langstielige Harpune eingehängt. Die Handhabung dieser Rindenkähne ist genau dieselbe wie diejenige der oben erwähnten Holzkähne, des Otongo oder der Gulba. Die Maasse des oben abgebildeten Dsaĭ aus Mongole waren folgende:

---

[1]) Vrgl. **Middendorff**, Sib. Reise, Bd. IV, p. 1357 (nebst Abbild.) u. A.

Länge von einer Spitze bis zur anderen.	18½	Fuss.
Breite in der Mitte, wo sie am grössten	2¼	»
Höhe oder Tiefe, ebenda.	11	Zoll.

Auf diesen schwanken und leichten Rindenkähnen entwickeln nun die Amur-Tungusen, Oltscha, Golde u. a., gleich ihren sibirischen Stammgenossen, eine Geschicklichkeit und Gewandtheit, die, zumal bei hohem Wellengange des Riesenstromes, nicht selten an die Kühnheit und Fertigkeit der Aleuten in ihren Baidaren erinnert und sehr im Contrast zur Schwerfälligkeit und bedächtigen Vorsicht der Giljaken steht. Was die Schneeschuhe im Winter, das sind den Tungusen diese Birkenrindenkähne, sobald die Gewässer ihre Eisdecke abgeworfen haben. Ihr geringes Gewicht gestattet zudem, sie nöthigenfalls mit Leichtigkeit auch eine Strecke weit über Land zu tragen, um nach einem anderen Gewässer zu gelangen, was sie zu Jagdstreifzügen, zeitweisen Umzügen u. drgl. noch zweckdienlicher macht. So giebt der Birkenrindenkahn das eigenste, typische und charakteristische Fahrzeug des leicht beweglichen, auch als Fischer noch stets jagd- und wanderlustigen Tungusen ab.

Die oben geschilderten, aus einem Baumstamm ausgehöhlten und beiderseits zugespitzten Böte, sowie die Birkenrindenkähne finden sich auch bei allen eingeborenen Stämmen des oberen Amur-Landes. Da diese hauptsächlich von der Jagd lebende Nomaden sind, die nur zeitweise aus ihren Jagdgründen und von den Amur-Zuflüssen an den Hauptstrom herabsteigen, um hier dem Fischfang nachzugehen, so genügen jene einfachen, leicht herstellbaren und zum Theil auch leicht transportablen Fahrzeuge, die auch auf rasch fliessenden und seichten Gewässern noch brauchbar sind, ihren Bedürfnissen vollständig. Und zwar findet man bei ihnen beiderlei Fahrzeuge, sowohl die aus einem Baumstamm ausgehöhlten, wie die aus Birkenrinde gemachten Böte, nicht bloss von der geringen Grösse des Otongo oder Dsaĭ, sondern auch von ganz ansehnlichen Dimensionen. In solchen Böten führen sie namentlich ihre Umzüge von den Winter- nach den Sommeraufenthaltsorten und umgekehrt aus, auf denen es ausser Weib und Kind auch mancherlei Vorräthe und Utensilien mitzunehmen giebt. So sah ich bei den **Biraren** von Ossika am Amur ein aus einem Stamm ausgehöhltes Boot, bei ihnen *mango* genannt (s. Taf. XXXVIII, Fig. 6), das 28 Fuss lang, 3' breit und einen Fuss hoch oder tief war, und ein anderes Mal traf ich ein noch viel grösseres, in welchem Biraren vom Aar-Fluss von ihren sommerlichen Fischereigründen am Amur nach ihren Wintersitzen zurückkehrten. Dieses war stark beladen und trug sogar einen Mast und ein Segel, das aus einem Leinwandstück bestand und an seinen unteren Enden statt der Schoten mit der Hand festgehalten wurde. Nach Angabe der Biraren werden diese Böte aus Stämmen des im oberen Laufe des Aar und anderer Zuflüsse des Amur-Stromes und weiter aufwärts auch an diesem selbst häufig wachsenden *Dshagda*-Baumes, d. i. der Kiefer (*Pinus sylvestris* L.), ausgehöhlt. Ebenso haben die Biraren und die **Manägirn** Birkenrindenböte, die ganz von der Form und Beschaffenheit des Dsaï, aber von doppelt so grosser Länge sind, während die Breite ziemlich dieselbe bleibt. So sah ich bei den letzteren ein derartiges Boot, das 35½ Fuss lang und dabei nur 2 Fuss und 2 Zoll breit war. Ein solches Boot wird, gleich den mehrsitzigen aleutischen Baidaren und übrigens auch gleich den grossen Mango's, wenn diese nicht etwa durch Stangen fortgestossen werden, von zwei oder drei, mit Doppelrudern versehenen und gleichmässig nach der einen und nach der anderen Seite rudernden Menschen fortbewegt und schiesst dann mit grosser Geschwindigkeit vorwärts.

Sehr bemerkenswerth ist es, dass das oben beschriebene, aus Brettern gemachte Boot, das im ganzen unteren Amur-Lande, bei den **Golde**, **Oltscha**, **Giljaken** und **Orotschen** verbreitet ist, dem oberen Amur-Lande gänzlich fehlt. Wenigstens habe ich dort nie welche gesehen, und **Maack** traf, den Amur von der Schilka an abwärts fahrend, das erste Boot der Art auch nicht früher als an der Ussuri-Mündung[1]). Und dem entsprechend, scheint im oberen Amur-Lande auch diejenige Form ausgehöhlter Böte, welche diesem Boote nachgebildet ist, die Unjmagda oder Awarpe, ebenfalls zu fehlen. Ich muss somit dieses in eigenthümlicher Art aus Brettern gefertigte Boot als allein und ausschliesslich dem unteren Amur-Lande eigen und für dasselbe charakteristisch bezeichnen. Trotzdem darf man es, glaube ich, nicht für eine von jenen Völkern oder einem derselben ganz und gar ausgegangene Erfindung halten. Während jene ausgehöhlten oder aus Birkenrinde gemachten Böte den Stempel der Ursprünglichkeit an sich tragen, verräth das Amur- oder, wie ich es nach dem Obigen lieber nennen möchte, das goldisch-giljakische Boot durch seine künstlichere Form und Construktion einen gewissen Cultureinfluss, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesen auf die Mandshu-Chinesen am Sungari zurückführe. Seit Jahrhunderten befahren chinesische Kaufleute und mitunter auch Mandshu-Beamte vom Sungari aus das untere Amur-Land, jene, um Handel mit seinen Völkern zu treiben, diese, um von ihnen den der chinesischen Regierung schuldigen Tribut zu erheben. Die Böte, in denen sie diese Fahrten machen, sind zwar viel grösser und complicirter als die goldisch-giljakischen, allein im Wesentlichen und Allgemeinen von ganz ähnlicher Form und Construktion. So besteht, gleich den letzteren, auch das mandshu-chinesische Boot der Hauptsache nach aus drei langen Brettern, — einem Bodenbrett, das noch um ein gutes Stück über den Bootsschnabel vorragt, und zwei Seiten- oder Bordbrettern, die hinten stumpf, durch ein senkrechtes Spiegelbrett, vorn vermittelst zweier Brettchen von ungleicher Länge zu einem spitzen Bootsschnabel abgeschlossen werden. Die Art und Weise ferner, wie die Bretter mit einander verbunden und aneinander befestigt, wie die Fugen mit Moos ausgestopft und von innen und aussen mit Leisten verdeckt werden u. drgl. m., ist hier wie da ganz und gar dieselbe. Die weit grösseren Dimensionen der mandshu-chinesischen Böte (von 7 bis 9½ Faden Länge des Bodenbretts) gestatten jedoch oder bedingen auch manche Zusätze und Modifikationen den goldisch-giljakischen gegenüber. So wird der Bord an denselben stets noch durch ein zweites Brett jederseits erhöht, das von aussen an das erste befestigt wird, was bei den Golde und Giljaken nur ausnahmsweise, in den Fällen geschieht, wenn ein Boot zu Seefahrten dienen soll. Diese oberen Bordbretter ragen nach hinten etwa um einen Faden über das ihnen zur Stütze dienende Spiegelbrett hinaus und werden an ihrem hinteren Ende durch eine Planke mit einander verbunden, von oben aber mit Brettern der Quere nach bedeckt, so dass am Hinterende des Bootes eine breite Brücke oder Platform entsteht. Auf dieser sind am Hinterrande zwei senkrechte Stäbe angebracht, zwischen welche das Steuerruder gesteckt wird, um von dem auf der Platform stehenden Steuermann regiert zu werden. Die sowohl durch die ansehnliche Breite der unteren, als auch durch die hinzugekommenen oberen Bordbretter bedingte grössere Tiefe des Bootes gestattet ferner im Hintertheile desselben eine aus lose aneinander gereihten Querbrettern zusammengesetzte Diele zu legen, über welcher ein aus mehreren halbkreisförmig gebogenen und einigen horizontal verlaufenden Stäben gebildetes Geflecht errichtet wird, das, mit Schilf- oder Strohmatten bedeckt, eine Art Zelt oder Kajüte abgiebt, in welcher man gegen Regen und Unwetter geschützt sitzen oder auch gebückt stehen kann. Ein ähnliches, jedoch viel kleineres und niedrigeres Verdeck, unter das nöthigenfalls einige Mann unterkriechen können, befindet sich im vordersten Theile des Bootes. Dort wird zu dem Zweck eine lange und starke Ruthe in den Fortsatz des Bodenbretts gesteckt, nach hinten über den Bootsschnabel gebogen und ebenfalls mit einem Geflecht aus halbkreisförmigen und horizontalen Ruthen versehen, über welches Schilf- oder Birkenrindenmatten ausgebreitet werden. Ungleich dem goldisch-giljakischen Boot, hat ferner das mandshu-chinesische feste, auf dem Rande der unteren Bordbretter ruhende Ruderbänke und eine ebensolche Mastbank, durch welche der Mast mit seinem viereckigen Fussende in die darunter auf dem Bodenbrett angebrachten Mastwangen gesteckt wird, um zum Ueberfluss noch vermittelst einer Schnur an das nach hinten zunächstliegende, die unteren Bordbretter mit einander verbindende Querholz befestigt zu werden. Endlich ist auch der Ansatz der Ruder am mandshu-chinesischen Boot ein anderer, indem sie nicht auf Zinken gesteckt und demgemäss auch nicht durchbohrt sind, sondern in entsprechende tiefe Einkerbungen eines an den oberen Bordrand befestigten Brettes gesteckt werden. Sie haben verhältnissmässig nur schmale Schaufeln und am oberen Ende einen Quergriff, der von dem stets nur einerseits Rudernden mit beiden Händen umfasst wird. Einen ebensolchen Quergriff hat auch das lange, mit einer nach unten bauchigen Sch[illegible] versehene Steuerruder. Dieses letztere ist schwer und scheint beim Fahren für gewöhnlich fast unbeweglich zu ruhen, doch genügt eine geringe Drehung desselben nach rechts oder links, um dem Boote die entsprechende Richtung zu geben.

---

[1]) Маакъ, Путеш. на Амуръ, стр. 178.

Diese Schilderung genügt, um darzuthun, dass das Boot der Anwohner des unteren Amur-Stromes und dasjenige der Mandshu und Chinesen am Sungari in ihren Grundzügen und ihrem Bau vollkommen mit einander übereinstimmen, und dass das erstere gleichsam nur den aus dem letzteren entnommenen, ich möchte sagen, herausgeschälten und verkleinerten Kern bildet. Es ist nun nicht wohl anzunehmen, dass die am alten Brauch festhaltenden Chinesen ihr Boot nach einem von den tief unter ihnen stehenden Amur-Völkern entlehnten Muster geformt und nur mit den ihren Bedürfnissen entsprechenden Zuthaten und Verbesserungen versehen hätten. Und so bleibt nur der in der That viel wahrscheinlichere Schluss übrig, dass umgekehrt die Eingeborenen des unteren Amur-Landes, zuerst die den Mandshu-Chinesen zunächst wohnenden Golde und dann durch deren Vermittelung auch die weiter stromabwärts sesshaften Oltscha und Giljaken, nachdem sie am Sungari wie am Amur das mandshu-chinesische Boot kennen gelernt, ihre Fahrzeuge nach demselben Princip und in derselben Form zu bauen begannen, und zwar indem sie jenem Boot nur das ihren Bedürfnissen genügende Kern- und Grundstück entnahmen und diesem die ihren Mitteln und Kräften entsprechenden, geringeren Dimensionen gaben. Ja, dieser Vorgang ist um so wahrscheinlicher, als die Sungari-Chinesen, auf die Ausnutzung der Arbeitskraft der Eingeborenen zum eigenen Vortheil bedacht, wohl schon frühzeitig auf den Gedanken kamen, ihre Böte nicht selbst zu bauen, sondern nach gegebenem Muster und gegen eine geringe Bezahlung von den letzteren verfertigen zu lassen, wie es noch heutzutage geschieht. Namentlich geben die unteren Golde und die ihnen zunächst wohnenden Oltscha (wie z. B. diejenigen von Adi), in deren Lande auch das erforderliche Bauholz, hochstämmige Cedern, reichlich zu finden ist, die meisten und geschicktesten Baumeister sowohl für die mandshu-chinesischen, wie für die von ihren Landsleuten und von anderen Völkern des unteren Amur-Landes gebrauchten Fahrzeuge ab. So sah Maximowicz ein von den unteren Golde auf Bestellung verfertigtes mandshu-chinesisches Boot, von 8 Faden Gesammtlänge und 1¼ Faden Oeffnung an seiner breitesten Stelle, für welches der chinesische Kaufmann einen Krug Branntwein von 2 Fuss Höhe und einem Fuss Breite, 3 Faden Baumwollenzeug und 4 Säcke mit Hirsegrütze bezahlt hatte. Nur in einem Punkte findet, wie man aus dem Obigen ersieht, zwischen dem goldisch-giljakischen und dem mandshu-chinesischen Boote ein erheblicher, wenngleich zum Theil durch die verschiedene Grösse derselben bedingter Unterschied statt. Er betrifft den Ansatzmodus der Ruder, denn jenes hat durchbohrte, auf Zinken steckende, dieses hingegen gewöhnliche, in entsprechenden Bordausschnitten ruhende Ruder. Ich wüsste nicht, dass jener erstere Modus auch bei den Chinesen, oder bei einem der angrenzenden sibirischen Völker vorkomme; hingegen wiederholt er sich allgemein bei den Aino von Sachalin und Jesso[1]) und dürfte daher vielleicht eine aino-giljakische oder überhaupt paläasiatische Erfindung oder Eigenthümlichkeit sein, welche durch die Giljaken auch ihren tungusischen Nachbarn am Amur, den Oltscha und Golde mitgetheilt und ihrer Zweckmässigkeit wegen auch auf das den Mandshu-Chinesen nachgebildete Boot übertragen wurde. Der Antheil eigener Erfindung der unteren Amur-Völker an ihrem Boot ist mithin lange nicht so gross, wie es auf den ersten Blick scheinen dürfte, — vielmehr sehen wir, dass, gleich wie im Bau der Winterhäuser und in so vielen anderen Dingen, auch in Beziehung auf die Beschaffenheit der Flussfahrzeuge chinesischer Einfluss sich vom Sungari aus über das ganze untere Amur-Land ergossen hat.

Wie konnte es jedoch kommen, dass das so praktische und zweckmässige, nach mandshu-chinesischem Muster entstandene und im ganzen unteren Amur-Lande verbreitete Boot dem

---

1) **Siebold**, Nippon, VII, Taf. XXIII.

unter derselben Herrschaft stehenden und von stammverwandten Völkern bewohnten oberen Amur-Lande ganz und gar fremd blieb? Die Erklärung dafür muss ohne Zweifel in der oben mehrfach erwähnten Politik gesucht werden, welche die chinesische Regierung nach dem Abzuge der Russen im XVII. Jahrhundert vom Amur in diesem Lande beobachtete, und die darin bestand, seinen oberen Theil möglichst veröden zu lassen und durch weite, unbewohnte Strecken von dem ihr besonders wichtigen Sungari-Lande zu isoliren[1]. Zu dem Zweck wurde ihrerseits den Eingeborenen des unteren Amur-Landes und, wie es scheint, auch den chinesischen Kaufleuten am Sungari verboten, über die Mündung dieses letzteren hinaus den Amur stromauf zu gehen und behufs Aufrechterhaltung dieses Verbots ein beständiger Wachtposten an der Sungari-Mündung gegründet[2]. So wurde ein Verkehr zwischen den oberen und den unteren Amur-Völkern auf der sie verbindenden Wasserstrasse und damit auch ein Ausgleich in den denselben dienenden Mitteln durch die politischen Maassnahmen der chinesischen Regierung verhindert. Zu einer etwaigen selbständigen Nachbildung des mandshu-chinesischen Bootes seitens der Eingeborenen fehlten aber im oberen Amur-Lande alle Bedingungen. Zwar giebt es auch dort mandshu-chinesische Böte, die von Mandshu-Beamten und daurischen Kaufleuten benutzt werden, ja, vor der Stadt Aigun liegt sogar beständig eine Anzahl grosser Böte der Art, — ich selbst zählte deren, in drei Gruppen vertheilt, 37 — allein diese alten, schwarz und roth angestrichenen und am Spiegel mit grobgeschnitzten und ebenfalls bunt bemalten Drachen verzierten Böte, welche die Kriegsmacht China's repräsentiren und den Amur-Völkern Respekt vor derselben einflössen sollen, sind den letzteren natürlich vollständig unnahbar. Zudem finden diese mehr auf die Nebenflüsse angewiesenen Jagdnomaden, wie schon erwähnt, an ihren primitiven Kähnen vollkommen Genüge, und endlich fehlt es dort auch an einer ähnlichen vermittelnden Thätigkeit gewinnsüchtiger chinesischer Kaufleute, wie sie sich am Sungari und unteren Amur geltend macht.

Wirft man einen Gesammtrückblick auf die den Amur-Völkern zur Bewegung und Ortsveränderung auf dem Lande wie auf dem Wasser dienlichen Mittel, so erscheint der Schluss gerechtfertigt, dass dieselben im oberen und im unteren Amur-Lande sehr wesentliche und charakteristische Verschiedenheiten zeigen und in dem letzteren im Ganzen zu grösserer Entfaltung als im ersteren gelangt sind, — eine Thatsache, die schon darauf hinweist, dass hier auch die Ziele und Zwecke, denen sie dienen, weitergehende sein müssen, und dass namentlich der Handelsverkehr, den die Amur-Völker sowohl unter einander, als auch mit den angrenzenden Culturvölkern unterhalten, hier bei Weitem reger und ausgebreiteter ist als dort, wofür sich uns in der Folge, bei näherer Betrachtung dieser Verhältnisse, in der That zahlreiche Belege und Bestätigungen darbieten werden.

---

[1] S. oben, p. 157, 173.

[2] S. oben, p. 33, 61.

8. Abschnitt.

Fischfang, insbesondere Stör-, Hausen- und Lachsfang. Fischereigeräth. Seethierfang: Robbenschlag, Weisswalfang.

In den vorhergehenden Kapiteln ist bereits mehrfach hervorgehoben worden, dass der Fischfang bei allen Völkern des Amur-Landes eine mehr oder minder wichtige Rolle spielt, und dass namentlich seine Bedeutung, je weiter stromabwärts, um so mehr zunimmt, bis er zuletzt im Mündungslaufe des Amur-Stromes, bei den Giljaken zur *conditio sine qua non* für ihre gesammte Existenz wird. Das Ineinandergreifen der einzelnen Lebensbedingungen und Erscheinungen nöthigte uns, in den obigen Schilderungen der Wohnung, Kleidung und Ortsveränderung der Amur-Völker auch schon manches direkt auf den Fischfang sich Beziehende oder aus demselben Resultirende zu besprechen. So musste schon des Einflusses gedacht werden, den der Fischfang auf die grössere oder geringere Sesshaftigkeit der einzelnen Völker im Amur-Lande ausübt, indem er ihnen zwar im Allgemeinen im Gegensatz zur Jagd ein sesshafteres Leben verleiht, dabei jedoch meist einen zweimal im Jahre stattfindenden Orts- und Wohnungswechsel und im Sommer häufig sich wiederholende Umzüge längs den Gewässern bedingt. Es musste ferner der mehr oder minder überwiegende Antheil, den der Fischfang an der Beschaffung ihrer Nahrung, Kleidung und anderer Lebenserfordernisse hat, erörtert werden. Hiebei sind auch schon die den Amur-Völkern wichtigsten Fischarten namhaft gemacht und sowohl die Art und Weise ihres Genusses, als auch die Zubereitung von Vorräthen aus denselben zum Gebrauch für Menschen und Hunde ausführlich besprochen worden. Und so bleibt uns denn nach alledem nur noch übrig, die Art und Weise, wie und mit welchen Mitteln der Fang zum wenigsten der wichtigsten Fische von den Amur-Völkern betrieben wird, so wie die Zeiten, wann es geschieht, und manches drum und dran Hängende kennen zu lernen.

Wie stets, beginnen wir wiederum mit den Giljaken, und zwar mit den unter ihren Landsleuten in jeder Beziehung obenan stehenden Amur-Giljaken. Zwar wird der Fischfang im Amur auch im Winter betrieben, allein er ist alsdann verhältnissmässig nur wenig ergiebig und hört zum Frühling hin, sobald das Eis sich so stark gelockert hat, dass es nicht mehr ohne Gefahr betreten werden kann, oder sich gar mit Aufwasser bedeckt, vollständig auf, — es tritt die kärglichste und schwerste Zeit für die Anwohner des Stromes ein, da Menschen und Hunde nur noch von den spärlichen Resten der Wintervorräthe zehren. Zudem hört alsdann auch aller Verkehr zwischen den am Amur gelegenen Ortschaften auf. Mit Ungeduld harrt daher der Giljake des Aufgangs des Stromes, da dieser sich von Neuem belebt und Fischfang und Verkehr auf demselben wieder möglich werden. Der Aufgang des Amur-Stromes ist somit stets ein freudiges und wichtiges Ereigniss im Leben der Giljaken und wird von ihnen auch dem entsprechend begrüsst. Von jedem etwas grösseren Dorfe begiebt sich, sobald der Strom ganz eisfrei geworden, ein mit möglichst viel Ruderern bemanntes Boot in denselben hinaus, um ihm in rascher Fahrt und unter lautem Freudengeschrei die üblichen Opferspenden darzubringen, d. h. zerstückelte Jukola, Beeren, Hirse, Tabak u. drgl. ins Wasser zu werfen. Ich hatte das Glück, am 14./26. Mai 1856, gleich nach Antritt meiner Rückreise von Nikolajefsk stromaufwärts, zwischen den Dörfern Wair und Magho einem solchen, auf der Opferfahrt begriffenen Boote zu begegnen (s. Taf. XXXIX). Es war ein langes, mit einem Steuermann und 13 Ruderern besetztes Boot. Die Letzteren, mit je zwei Rudern versehen, sassen in einer Reihe bis in den Schnabel des Bootes hinein. Ueber ihnen erhoben sich drei leichte, aus je zwei aufrechten, oben durch ein Querholz mit einander verbundenen Stäben bestehende Gerüste. Die Leute ruderten vollkommen im Takt und aus voller Kraft, und der Steuermann kam seinerseits jedem Ruderschlage durch einen gewaltigen Stoss mit dem Steuerruder zu Hülfe. So glitt das Boot unter wildem Geschrei seiner Insassen pfeilschnell an uns vorüber. Es wäre daher nicht unmöglich, dass mir Manches an seiner Ausstattung entgangen ist. So habe ich namentlich nichts von seinen Gerüsten herabhängen sehen, und doch müssen diese den Zweck haben, etwas zu tragen, wenn es bei ihrer sehr dünnen Beschaffenheit auch nur ganz leichte Gegenstände sein könnten. Und so drängt sich mir unwillkürlich die Vermuthung auf, dass sie dazu bestimmt sind, die sogen. *Zach's*, d. h. lange, dünne, gekräuselte Holz- oder Hobelspähne zu tragen, wie sie bei allen mit abergläubischen Vorstellungen verknüpften Vorgängen im Leben der Giljaken, den Bärenfestlichkeiten, Leichenbegängnissen u. drgl. m. üblich sind[1]). Bei der Ausfahrt vermuthlich nur locker über die Gerüste gehängt, können sie auf der raschen und wilden Fahrt nur allzu leicht herabgefallen und vom Winde in den Strom fortgetragen worden sein. Ja, dies Letztere kann sogar direkt in der Absicht der Opferspendenden gelegen haben, denn die ganze Opferfahrt soll dazu dienen, die Gunst des Stromes oder Stromgeistes durch die genannten Spenden zu gewinnen und sich dadurch Glück und Erfolg beim Fischfang und bei allen Stromfahrten im bevorstehen-

---

1) S. oben, p. 433.

den Sommer und Herbst zu sichern. In dieser Ansicht bezüglich der Zach's bei der Opferfahrt auf dem Amur werde ich auch dadurch bestärkt, dass im Herbst, sobald eine neue Eisdecke auf dem Strome sich gebildet hat, ebenfalls eine Feier mit Opferspenden und Zach's stattfindet. Die **Giljaken** begeben sich alsdann aufs Eis vor ihrem Dorf: hier ist ein Loch in die Eisdecke geschlagen und an demselben eine mit Zach's geschmückte Stange errichtet. Durch dieses Loch werden nun in den Strom jene obenerwähnten Spenden geworfen, offenbar um seine Gunst für den winterlichen Fischfang und vielleicht auch für den Verkehr auf der Eisdecke zu gewinnen.

Gleich nach dem Aufgang des Amur-Stromes steigen in denselben aus dem Meere die besten und grössten Fische hinein, die er überhaupt aufzuweisen hat, — der Amur-Stör (*Acipenser Schrenckii*, gilj. *tukki-tscho*) und der noch grössere Amur-Hausen (*Ac. orientalis*, gilj. *patch-tscho*). Beide gehen im Amur und in seinen grossen Zuflüssen, im Ussuri, Sungari u. a. hoch hinauf, ja, vom letzteren, der *Kaluga* der Russen, berichtete schon **Pallas**, dass er auch in den Quellflüssen des Amur, in der Schilka und im Argunj vorkomme[1]). Wie sehr die **Giljaken** den Stör und den Hausen schätzen, ist oben schon erwähnt worden. Aehnlich verhält es sich damit auch bei den anderen Amur-Völkern. Allenthalben wird ihnen daher mit Eifer nachgestellt, und die Fangarten sind im Allgemeinen überall dieselben. Doch geben die einzelnen Völker, je nach ihrem Naturell und den Lokalverhältnissen ihres Stromantheiles, der einen oder der anderen Fangart den Vorzug. Die **Giljaken** fangen sie hauptsächlich mit Netzen, die grobmaschig und aus sehr festen Schnüren gestrickt sind, um unter dem Widerstande der grossen Thiere nicht zu reissen. Die Form dieser Netze und die Art ihrer Handhabung sind jedoch verschieden, wobei namentlich auch die Jahreszeit ein bestimmendes Moment abgiebt, je nachdem z. B., ob die Fische in grösserer oder geringerer Anzahl vorhanden sind, ob sie sich näher zur Oberfläche, oder in grösseren Tiefen halten, ob der Strom offen, oder beeist ist u. drgl. m.

Ende Mai und im Juni, wenn die aus dem Meere aufsteigenden Störe und Hausen im Mündungstheile des Stromes am häufigsten sind und sich, zumal bei stillem Wetter, in der Nähe der Oberfläche halten, genügt den **Giljaken** ein einfaches, länglich-viereckiges Netz, an dessen oberem Rande einige hölzerne Schwimmer und am unteren ab und zu kleine Steine befestigt sind. In zwei Böten begeben sich die **Giljaken** mit diesem Netz ins Fahrwasser des

---

[1]) **Pallas**, Reise durch versch. Prov. des Russ. Reichs, Bd. III, p. 207. Desselb. Zoogr. Rosso-asiat., T. III, p. 107. **Georgi**, der die erste, auch von **Pallas** benutzte Beschreibung dieses Fisches entwarf, nannte ihn *Ac. dauricus*, wie es auch **Brandt** (Bull. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb., T. XIV, p. 172) wieder thut. Von den Quellflüssen der Schilka hat ihn besonders zahlreich der Onon, während die Ingoda, wie schon **Georgi** (Bemerk. einer Reise im Russ. Reich im J. 1772, Bd. I, p. 353) und neuerdings **Maack** (Путеш. на Амуръ, стр. 27) bemerken, ihm zu seicht und steinig ist. Wenn in anderen, älteren und neueren, hauptsächlich russischen Nachrichten über Daurien bei Gelegenheit der in den Flüssen desselben vorkommenden Fischarten auch vom Hausen (Калуга) und Stör (осетръ) schlechtweg die Rede ist, wie z. B. bei **Hedenström** (Отрывки о Сибири, 1830, стр. 146), **Parschin** (Поѣздка въ Забайкальскій край, Москва 1844, стр. 117), **Hagemeister** (Статист. обозр. Сибири, С. Петерб. 1854, T. I, стр. 331), **Kaschin** (Нѣсколько словъ объ Аргуни.— Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ., кн. VI, Иркутскъ 1863, стр. 163), **Middendorff** (Reise etc., Bd. IV, p. 1267) u. A., so sind darunter ohne Zweifel stets die beiden genannten, aus dem Amur in seine Quellflüsse steigenden *Acipenser*-Arten zu verstehen.

Stromes, werfen es quer über dasselbe und lassen sich, die oberen Enden des Netzes haltend, von der Strömung abwärts und den aufsteigenden Fischen entgegen treiben. Bei ruhiger Wasseroberfläche erkennen sie mit scharfem und geübtem Blick das Nahen eines grossen Fisches schon von Weitem, an einer leichten Kräuselung des Wassers u. drgl., und lenken ihre Böte mit dem dazwischen befindlichen Netze ihm entgegen. Hat er das Netz erreicht und sich in demselben verwickelt, so giebt der betreffende hölzerne Schwimmer Kunde davon, und nun begeben sich beide Böte zur Stelle, wo sich der Fisch befindet, das Netz wird gehoben und der in demselben verwickelte Fisch vermittelst eines an eine Stange befestigten eisernen Hakens (gilj. *schabtschamrch*, Taf. XI., Fig. 2) ins Boot gezogen und durch einen Keulenschlag auf den Kopf getödtet. Ist der Fisch sehr gross und das Boot nur klein, so wird er auch wohl vermittelst eines Hakens und einer tüchtigen Leine ins Schlepptau genommen und ans Land gebracht, um erst dort todtgeschlagen zu werden. Die eigens dazu dienliche Keule ist aus einer verästelten Baumwurzel gemacht und mit einem steinernen Endstück versehen, — ein Umstand, der ohne Zweifel auf den altherkömmlichen, noch aus der Steinzeit herrührenden Gebrauch dieser Waffe hinweist[1]).

Bei bewegterem Wasser und wenn die Störe oder Hausen sich in grösserer Tiefe halten, wird das Netz, zumal an seinen unteren Enden, um tiefer hinabzusinken, mit grösseren Steinen beschwert und zugleich die Einrichtung getroffen, dass von den beiden unteren Netzenden je eine Schnur durch mehrere am Seitenrande des Netzes befindliche, aus Weidenbast geflochtene Ringe hindurch zu Händen der Fischer läuft. Da ferner der Eintritt eines grossen Fisches ins Netz bei bewegterem Wasser an den hölzernen Schwimmern weniger leicht wahrnehmbar wird, so sind an die hintere Wand desselben mehrere dünne Schnüre (gilj. sogen. *umyaf*) befestigt, deren Enden sich ebenfalls in den Händen der Fischer befinden, und die durch ihre ruckweise erfolgende Anspannung die Anwesenheit des Fisches im Netz verrathen. Sobald nun diese erkannt ist, wird das Netz durch Anziehen der beiden oben erwähnten Schnüre gehoben und so dem Fisch der Rücktritt aus demselben abgeschnitten, worauf ihm in der bereits beschriebenen Art ein Ende gemacht wird.

Endlich bedienen sich die Giljaken zum Stör- und Hausenfang auch eines Sacknetzes. Dieses ist am unteren Rande seiner Oeffnung ebenfalls mit Steinen, am oberen mit hölzernen Schwimmern versehen. An den Stellen, wo die einen aufhören und die anderen anfangen, befinden sich je ein aus Weidenbast geflochtener Ring und ein paar Schnüre, welche zum Halten, resp. Befestigen des Netzes dienen. Der Fischfang mit diesem Sacknetz geschieht in derselben Weise wie mit dem vorher erwähnten Netz, indem die Fischer in zwei Böten ausfahren, das Netz auswerfen und, es an den Seiten zwischen sich haltend, stromab, den aufsteigenden Fischen entgegen treiben. Sobald die Bewegung eines Schwimmhölzchens oder die ruckweise Anspannung einer der von der Sackwandung ausgehenden Signalschnüre (*umyaf*) den eingetretenen

---

[1]) Ich habe sie selbst bei den Giljaken nicht gesehen, wohl aber durch einen meiner Bekannten in Nikolajefsk eine Abbildung von ihr, so wie von einem ähnlichen, zum Einschlagen der Bärenschädel dienlichen Instrument erhalten, welche auf einer späteren Tafel mitgetheilt werden sollen.

Fisch verräth, wird das Netz zusammengezogen, und der Fisch ist gefangen. Dieses Sacknetz wird bisweilen auch stetig im Strome aufgestellt, indem zwei Pfähle möglichst fest in den Flussboden eingerammelt werden, so weit von einander, als der Durchmesser der Sacköffnung beträgt, und das Netz vermittelst der an seinem Rande jederseits befindlichen Ringe und Schnüre an dieselben befestigt wird. Ein im Boot sitzender **Giljake** fasst Posto an einem der Pfähle und hält die Signalschnüre in der Hand, um, sobald ein Fisch ins Netz gegangen, ihn entweder selbst definitiv einzufangen und zu bergen, oder aber sich die dazu nöthige Hülfe zu schaffen.

Die beiden letzterwähnten Netze werden auch zum Fischfang im Winter gebraucht, nur macht die Eisdecke des Stromes alsdann noch einige andere Vorrichtungen und Manipulationen nothwendig. Zunächst müssen für jedes Netz zwei Löcher in einer der Länge desselben, oder beim Sacknetz dem Durchmesser seiner Oeffnung entsprechenden Entfernung von einander geschlagen werden. Zum Ausschöpfen der abgelösten, im Eisloch schwimmenden Eisstückchen bedienen sich die **Giljaken** des auf Taf. XL., Fig. 3, abgebildeten Handnetzes (gilj. *chuntulk*)[1]. Ein besonderes Instrument dient dazu, das Netz unter dem Eise aufzustellen: es ist ein langer flacher, zur Spitze hin sanft aufwärts gekrümmter hölzerner Stab, der sog. *Odn*, der am Ende in eine ungefähr dreieckige, mit zwei nach rückwärts gerichteten Spitzen versehene Scheibe ausläuft, auf welcher in primitiver Weise zwei Augen eingeschnitzt sind, und die den Namen *odn-tschongr*, d. h. Odn-Kopf, trägt (s. Taf. XL., Fig. 4). Mit diesem Stabe fährt man in eines der Eislöcher hinein und schiebt ihn dicht unter dem Eise so lange vorwärts, bis er mit der Spitze, dem *Odn-tschongr*, zum anderen Eisloch herauskommt. Hier wird nun die eine der beiden oberen Ecken des Netzes, oder beim Sacknetz die eine der mit dem Ringe und den Schnüren versehenen Partien der Sacköffnung, in die Zinken des Odn-tschongr's eingehakt, während man die andere Ecke des Netzes, resp. die Sacköffnung an der jener ersteren diametral gegenüber gelegenen Stelle, an eine quer über das Eisloch gelegte Stange befestigt und das übrige, an seinem unteren Rande durch Steine beschwerte Netz ins Wasser senkt. Jetzt wird der Odn zurückgezogen und die mit ihm zum and ren Eisloch herausgekommene Netzecke ebenso wie die erstere an einen Stock befestigt. Damit ist das Netz dicht unter dem Eise wandförmig zwischen den beiden Eislöchern aufgestellt. Aus diesen heraus reichen auch die Schnüre, an denen es gehoben werden kann, und nach einem derselben führen endlich auch die Signalschnüre von der Netz- oder Sackwandung, so dass hier auf die Anwesenheit des Fisches im Netz aufgepasst werden muss. Aus dem Vorstehenden ist zu ersehen, dass die durch die Grösse des Netzes und die Entfernung der Eislöcher von einander bedingte Länge des Odn eine sehr ansehnliche ist. Er kann daher auch aus mehreren Stücken zusammengesetzt werden. Die Darstellung eines Gesichts auf dem Odn-tschongr ist aber nach giljakischem Glauben stets erforderlich und von wesentlicher Bedeutung für den Erfolg des Stör- und Hausenfanges. Hiebei sei auch eines anderen, speciell auf den Stör- und Hausenfang mit Netzen bezüglichen Aberglaubens der **Giljaken** gedacht. Dieser besteht darin, dass eine an das Netz befestigte Kuckuksfeder den Fang ergiebig macht, — ein Aberglauben, auf dessen Consequenzen ich später noch zurückkommen werde.

---

[1] Das im Reifen desselben ausgespannte Netz heisst im Giljakischen *assj*, der Querstock im unteren Theile des Reifens — *latl*, der lange und derbe Griffstock, mit welchem gelegentlich auch das im Eisloch etwa entstandene junge Eis wieder zerbrochen wird, — *hlp*.

Eine andere, bei den **Giljaken** jedoch weit weniger übliche Art des Stör- und Hausenfanges ist die durch ausgesetzte Angelhaken. Es ist dieselbe Art des Fischfanges, die in Sibirien unter dem Namen *Ssamolowy* (Selbstfänge) bekannt ist und schon von **Pallas** in den verschiedenen Modifikationen, wie sie am unteren Obj, am Irtysch, Jaïk und an der Wolga ausgeübt wird, beschrieben worden ist[1]). Bei den **Giljaken** geschieht dieser Fang in folgender Weise. Ein aus einer verästelten Baumwurzel oder drei in der Art, wie auf Taf. XLI, Fig. 10, dargestellt, mit einander verbundenen Holzpflöcken und einem zwischen denselben befestigten Steine bestehender Anker (gilj. *tschabch*) wird an einem viele Faden langen, aus Weidenbast geflochtenen Seile (gilj. *tyk*)[2]) ins tiefe Fahrwasser des Stromes versenkt. Von diesem dicken Seile gehen in bestimmten Intervallen dünnere und kürzere Bastschnüre aus, an deren Ende je ein mit einem spitzen und scharf geschliffenen eisernen Haken versehener Holzknüttel (gilj. *kita*, ebenda, Fig. 9) befestigt ist. Vom oberen Ende eines jeden dieser Knüttel läuft eine dünne Schnur bis an die Wasseroberfläche, wo sie einen Holz- oder Borkschwimmer trägt. An das Hauptseil werden in gewissen Zwischenräumen auch noch Steine gebunden, so dass es auf dem Grunde liegen bleibt, während die Angelhakenknüttel in einiger Höhe über demselben im Wasser flottiren und dabei dank den Schwimmhölzern eine mehr oder minder senkrechte oder schiefe Stellung annehmen. Ans äusserste Ende des Hauptseiles endlich, das beim Aufstellen des Apparates zuletzt ins Wasser hinabgelassen wird, ist als Schwimmer ein ganz tüchtiger Holzklotz gebunden, welcher das Ende des Seiles stets leicht aufzufinden gestattet. Die aufsteigenden Fische stossen nun auf die Knüttel, drängen sich an ihnen vorbei, spielen auch wohl mit denselben, verwunden sich dabei, schlagen um sich und bleiben nur immer fester an den Haken hängen, was durch die Bewegungen der entsprechenden Schwimmhölzer verrathen wird. Sobald die **Giljaken** dies bemerken, kommen sie im Boote herbei, winden vom schwimmenden Holzklotz aus das Seil auf und heben die Fische vermittelst der oben beschriebenen Haken ins Boot.

Ebenfalls seltener als der Netze bedienen sich die **Giljaken** zum Stör- und Hausenfang der Harpune, schon aus dem Grunde, weil sie sich, wie oben bereits erwähnt, stets vorsichtig und nicht allzu leicht und kühn auf dem Wasser bewegen. Die bei ihnen üblichen Fischharpunen sind von doppelter Art: die eine besteht aus einer einfachen, mit ein paar Widerhaken versehenen eisernen Spitze, die auch zum Robbenschlage gebraucht wird und in der Folge, bei Besprechung dieses letzteren, noch beschrieben werden soll; die andere ist ein mit Widerhaken an jeder Zinke besetzter Dreizack (gilj. *tschak*, Taf. XLI, Fig. 8). Die eine wie die andere wird zum Schleudern auf die Spitze einer hölzernen Stange gesteckt und ist ausserdem noch an das Ende eines langen, in der Hand des Fischers ruhenden Riemens geknüpft, vermittelst dessen der getroffene Fisch heran- und aus dem Wasser herausgezogen wird. Die erstere Waffe ist bei den **Giljaken** üblicher als die letztere und trägt den Namen *tugngy*.

---

[1]) **Pallas**, Reise durch versch. Prov. des Russ. Reichs, Bd. II, p. 339, 444; Bd. III, p. 88.

[2]) Vielleicht bedeutet *tyk* auch nur «Seil» überhaupt.

Endlich kommt es nicht gar selten vor, dass Störe oder Hausen in die für Lachse ausgestellten Fangnetze gerathen und mit den letzteren zusammen gefangen werden, oder aber und zumal im Hochsommer bei fallendem Wasser, wie ich es auch selbst gesehen habe, auf Untiefen stranden und alsdann nur schlechtweg geknüppelt zu werden brauchen.

Bald nach dem Aufgange des Stromes beginnt auch das Aufsteigen der Lachsarten im Amur und seinen Nebenflüssen, das, insgesammt genommen, den ganzen Sommer und Frühherbst über bis in den Oktober hinein dauert, ja, auch nachdem eine neue Eisdecke sich gebildet, nicht sogleich ganz und gar aufhört. Manche Arten gehen nur einzeln oder in kleinen Partien, andere in mächtigen, mit mehrfachen Intervallen sich wiederholenden Zügen stromauf, und namentlich sind es zwei Arten, welche durch die kolossale Menge, in der sie erscheinen, den **Giljaken** von der grössten Wichtigkeit sind. Es sind dies der Tengi oder Tengi-tscho, *Salmo Proteus*, und noch mehr der Lyghi- oder, auf Sachalin, Laghi-tscho, *S. lagocephalus*. Wie wesentlich und unentbehrlich sie für die Nahrung und den gesammten Haushalt der **Giljaken** sind, ist oben schon ausführlich dargethan worden. Auf den Fang dieser Fische und namentlich des letzteren werden wir daher etwas näher eingehen müssen. Zuvor jedoch mögen hier einige Bemerkungen über die Zugzeiten derselben sowohl im Amur, wie an den nördlich und südlich angrenzenden Meeresküsten Raum finden.

Salmo Proteus, die *Gorbuscha* der Russen[1]), ist an der Südküste des Ochotskischen Meeres nordwestlich vom Amur-Liman und an den Küsten des Nordjapanischen Meeres, südlich von demselben, nicht bloss eine der am zahlreichsten, sondern auch eine der am frühesten in die Flüsse eintretenden Lachsarten. Sie geht hier stets um einige Wochen dem *Salmo lagocephalus* (russisch *Keta*) voraus. Nach **Mizul** erscheint sie an der Westküste Sachalin's im Juni und geht ohne Wahl und in grosser Menge in alle Flüsse und Flüsschen derselben hinein[2]); die Keta dagegen tritt in demselben etwas später und in geringerer Zahl auf[3]). Aehnlich scheint es sich an der gegenüberliegenden Festlandsküste zu verhalten[4]), mit dem Unterschiede jedoch, dass dort, zum wenigsten an der Ausmündung grösserer Flüsse, auch die Keta in grosser Menge sich einfindet. Von einem Punkte dieser Küste, dem an der Mündung des Flusses Hadshi gelegenen Kaiserhafen, hat man eingehendere Nachrichten über die Zeit des Erscheinens daselbst der beiden genannten, auch dort die Hauptrolle spielenden Lachsarten. **Margaritof**, der zum

---

[1]) D. h. so viel wie Buckelfisch oder -Lachs. Bekanntlich so genannt wegen des am laichenden Fisch sich ausbildenden Rückenbuckels.

[2]) **Мицуль**, Очеркъ остр. Сахалина въ сельско-хозяйств. отнош., С. Петерб. 1873, стр. 46.

[3]) **Mizul**, l. c., p. 49.

[4]) Im Seifun soll nach **Barabasch** (Сумер. Воен.-Всен. Сборн., 1874, № 1, стр. 167) hauptsächlich die Gorbuscha gefangen und von den chinesischen Fischern nach den im Innern des Landes gelegenen Goldwäschereien, zum Theil sogar nach Ninguta abgesetzt werden.

Zweck ethnographischer Forschung unter den Orotschen einen ganzen Sommer im Kaiserhafen zubrachte, berichtet, dass dort die Gorbuscha (bei den Orotschen *okö*) sowohl, als die Keta (bei den Orotschen *dawá*) je drei Zugzeiten haben, während welcher sie in grösseren Mengen in die Bai und in die zu derselben mündenden Flüsse eintreten, und die in Intervallen von je einem halben Monat mit einander alterniren, indem die Gorbuscha dort während der ersten, die Keta aber während der zweiten Hälfte der drei Sommermonate zieht. Bezüglich der Keta giebt er noch näher an, dass ihr erster Zug um die Mitte des Juni beginnt und bis in die ersten Tage des Juli anhält, worauf eine Pause von etwa 10 Tagen eintritt, nach deren Verlauf, ungefähr um den 20. Juli (die Angaben sind nach altem Stil), sie sich von Neuem einfindet und bis zum Anfang des August zu ziehen fortfährt; alsdann tritt wiederum eine Unterbrechung von ein paar Wochen ein, nach welcher, gegen Ende des August, die dritte Zugzeit beginnt, die bis weit in den September hinein reicht. Die erste dieser Zugzeiten verdient jedoch, für die eine wie für die andere Art, kaum den Namen einer solchen: die Fische erscheinen nur in geringer Anzahl und steigen nicht die Flüsse aufwärts, sondern finden sich nur an ihren Mündungen ein und so weit die Fluth und Ebbe in denselben reicht. Während der zweiten Zugzeit drängen sie sich bereits schaarenweise flussaufwärts, und in der dritten endlich erreichen sie das Maximum ihrer Zahl, wobei sie jedoch in Folge von Erschöpfung und dem in ihrem Organismus vor sich gehenden, bekanntlich auch durch manche Veränderungen im Aeusseren sich manifestirenden Prozesse in demselben Verhältniss an Güte abnehmen, so dass die während der dritten Zugzeit gemachten Jukolavorräthe zwar am leichtesten beschafft, aber zugleich auch von der geringsten Qualität sind. Uebrigens sollen die Orotschen, trotz der grösseren Schmackhaftigkeit der Keta, bei Bereitung ihrer Jukolavorräthe häufig der Gorbuscha den Vorzug geben, sowohl ihrer übergrossen Menge wegen, als auch weil sie sich, in Folge ihrer geringeren Körpergrösse, leichter trocknen oder räuchern lässt und sich daher auch besser conservirt[1]). Dass die obigen, auf Erkundigungen an Ort und Stelle und den Erfahrungen eines Sommers beruhenden Daten nur einen annähernden Werth haben können, und dass in einzelnen Jahren mehr oder minder ansehnliche Verschiebungen in den Zugzeiten der einen wie der anderen Art vorkommen dürften, versteht sich von selbst. So habe ich im Jahre 1854 am 25.—28. Juli (a. St.) die Orotschen im Kaiserhafen mit Zubereitung von Wintervorräthen aus dem noch zahlreich vorhandenen *S. Proteus* beschäftigt gefunden, *S. lagocephalus* aber liess sich noch nicht sehen.

---

[1]) В. П. Маргаритовъ, Объ Орочахъ Императ. гавани, С. Петерб. 1888, стр. 13—21. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin zu bemerken, dass die angeführte Schrift Margaritof's manche schätzenswerthe Mittheilung über die Orotschen des Kaiserhafens, insbesondere über ihren Fisch- und Thierfang enthält, wogegen seine Auslassungen über ihr Verhältniss zu den Oltscha total verfehlt sind und Zeugniss davon ablegen, dass er das von mir in der ersten Lieferung dieses Werkes darüber Gesagte, trotzdem dies auch in russischer Sprache erschienen ist, ganz und gar missverstanden hat. So weiss er nicht einmal, wo die Oltscha zu suchen sind, wozu es doch nur eines Blickes auf die dem Werke beigegebene ethnographische Karte bedurft hätte, und leugnet sogar gänzlich die Existenz der Oltscha als eines besonderen Zweiges der Amur-Tungusen, und zwar bloss aus dem Grunde, weil ein Orotsche auf die an ihn gerichtete Frage, ob er ein Oltscha sei, wie natürlich nicht anders zu erwarten stand, verneinend antwortete. Zudem endlich entstellt er auch den Namen dieses Volkes, indem er ihn beständig «Oltschi» lauten lässt, und das angeblich mir zufolge («Schrenck's Oltschi», l. c., p. 3), während bei mir eine solche Entstellung nirgends zu finden ist.

In gleicher Menge erscheinen diese Lachsarten und namentlich *S. Proteus* auch in der Bai de Castries. Als La Pérouse diese im Jahre 1787 entdeckte und 5 Tage (vom 28. Juli bis zum 2. August — 17. bis 22. Juli) in derselben verweilte, fand er die in ihrem Grunde gelegene Bucht so angefüllt von Lachsen, dass er sie Lachsbucht (*Baie des saumons*) nannte. Die Fische gingen in die Mündungen der kleinen Flüsschen hinein oder schnellten sich massenhaft aus den durch die Ebbe entblössten Seetangen des Meeresgrundes empor, und es hielt nicht schwer, an einem Tage über zwei tausend derselben zu fangen. Auch wurden sie von den Eingeborenen in grossen Mengen geräuchert und getrocknet zum Wintervorrath[1]). La Pérouse nennt die Art, welcher diese Lachse angehörten, nicht, doch lässt sich aus ihrer geringen Grösse und ihrem unbedeutenden Gewicht (von je 3 oder 4 Pfund) mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, dass es *S. Proteus* war. Daneben erwähnt er aber auch einer grösseren Art (von je 30 und 40 Pfund Gewicht), welche die von den Eingeborenen zur Anfertigung von Kleidungsstücken gebräuchten Häute liefert, und fügt hinzu, dass diese nicht im Sommer gefischt wird[2]). Wir wissen[3]), dass die bei allen Völkern des unteren Amur-Landes zu dem obigen Zweck dienende Lachsart der *S. lagocephalus* ist, und müssen daher aus der erwähnten Angabe La Pérouse's schliessen, dass dieser letztere in der Bai de Castries erst im Herbst, also wohl frühestens zu Ende des August und im September in grösserer Menge auftritt.

Weiter nördlich, im Amur-Liman, erfuhr ich von den Tschomi-Giljaken, leider ohne Zeitangabe, dass bei ihnen zwar beide Arten, der Tengi- wie der Lyghi-tschö, sich einfinden, der letztere jedoch in einer ihren Bedürfnissen nicht genügenden Anzahl, so dass sie sich, wie schon erwähnt[4]), gleich den Giljaken von Tangi, Arkai und anderen an der Westküste Sachalin's gelegenen Orten, zur Zugzeit dieses Fisches an den Tymy-Fluss auf Sachalin zu begeben pflegen, um sich dort mit grösseren Wintervorräthen zu versorgen.

Für die nordwestlich vom Amur-Liman gelegene Südküste des Ochotskischen Meeres finden sich bei Middendorff einige Daten. In dem von ihm zusammengestellten Verzeichnisse der Zugzeiten verschiedener Fische und insbesondere der Lachsarten an den Flussmündungen Sibirien's und Nordwestamerika's ist als Ankunftszeit von *S. Proteus* an der Udj-Mündung der 22. Juni und als diejenige von *S. lagocephalus* an derselben Küste der 9. Juli angegeben[5]). Von

---

[1]) La Pérouse, Voyage autour du monde, T. III, p. 61—63.

[2]) La Pérouse, l. c., p. 69.

[3]) S. oben, p. 388, 407 u. a.

[4]) S. oben, p. 127.

[5]) Middendorff, Reise, Bd. IV, p. 1226 u. 1227. Die in demselben Werke (p. 1192, Anm. 2) enthaltene, in das oben erwähnte Verzeichniss jedoch nicht aufgenommene und mit den Daten desselben im Widerspruch stehende Angabe, dass *S. lagocephalus* an der Ala-, wie an der Uda- (soll heissen Udj-) Mündung ziemlich regelmässig um den 10. Juni und 7—10 Tage später auch an der Tugur-Mündung ankomme, scheint mir nicht glaubwürdig zu sein und wird übrigens a. a. O. auch nur mit der Reserve „wie es hiess" angeführt. Zu bedauern ist, wie ich hier gelegentlich bemerken muss, dass die Erklärung der Abkürzungen, welche zur Bezeichnung der für das oben erwähnte Verzeichniss der Zugzeiten der Fische benutzten Quellen gebraucht worden (l. c., p. 1228), sich nur auf einen Theil derselben beschränkt und viele ganz unverständlich geblieben sind.

Interesse für unseren Zweck ist ferner auch die Angabe, dass in den Gewässern der Grossen Schantar-Insel *S. lagocephalus* nicht vorzukommen scheint, während *S. Proteus* dort gefangen wird[1]).

Was endlich die Mündung des Amur-Stromes betrifft, so tritt *S. Proteus* in dieselbe schon im Mai, also sehr bald nach dem Eisgange ein. Doch erscheint er dann nur in geringer Zahl, gewissermassen nur als Vorhut eines zweiten, starken Zuges, der im Juni stattfindet. In diesem letzteren Monat wird er von den **Giljaken** eifrig gefangen, um zur Bereitung von Jukolavorräthen verwandt zu werden, und steigt auch den ersten grösseren Amur-Zufluss, den Amgunj aufwärts, wo er mit *S. lagocephalus* zusammen eine Hauptgrundlage zum Haushalt der **Negda** abgiebt[2]). Im Juli endlich erscheinen noch einige Nachzügler im Mündungslaufe des Amur-Stromes, doch sind diese kaum der Rede werth. Es wäre daher forcirt, wenn man von drei Zugzeiten von *S. Proteus* im Amur reden wollte: richtiger ist es einen ersten, schwachen Zug im Mai und einen zweiten, starken oder Hauptzug im Juni anzunehmen. *Salmo lagocephalus* erscheint in der Amur-Mündung erst im August, und zwar beginnt, von einigen Vorläufern abgesehen, das eigentliche, starke, schaarenweise Aufsteigen desselben im Strome um die Mitte des August, erreicht zu Ende dieses Monats und im Anfang des September seinen Höhepunkt und dauert dann mit abnehmender Energie noch diesen ganzen Monat hindurch und bis zur Bildung der Eisdecke im Oktober fort. **Middendorff** schien diese ihm durch **Przewalski's** Schrift[3]), — der jedoch selbst an der Amur-Mündung nicht gewesen ist — bekannt gewordene Zugzeit von *S. lagocephalus* im Amur (Ende August) zu derjenigen derselben Art an der Südküste des Ochotskischen Meeres nicht zu stimmen[4]). Doch hatte er dabei nur jene von mir angezweifelte und, man kann fast mit Bestimmtheit sagen, irrthümliche Angabe über die Zugzeit von *S. lagocephalus* an der Udj-Mündung im Auge, von welcher oben (p. 524, Anm. 5) die Rede gewesen ist. Aus dem viel später, als **Middendorff** vermuthete[5]), erfolgenden Eintritt von *S. lagocephalus* in den Amur erklärt sich vielmehr ganz einfach und ungezwungen die von ihm[6]) mitgetheilte Thatsache, dass die den Tugur aufwärts steigenden Keta-Lachse viel früher als die den Amur und Amgunj aufwärts ziehenden zu der Stelle gelangen, wo das Tugur- und das Amur-System, in Folge einer Biegung der Flussbetten des Tugur und Nemilen, sich nahe berühren, so dass die **Tungusen** volle Zeit haben, ihren Fischfang an der Tugur-Biegung (bei Burukan) abzuhalten, und dann auf den ganz nahe gelegenen Nemilen übergehen, um dort den Keta-Lachs von Neuem zu fischen.

Die hier angegebenen Zugzeiten von *S. Proteus* und *S. lagocephalus* an der Amur-Mündung stimmen sehr gut zu den oben von verschiedenen Punkten des Nordjapanischen Meeres angeführten Daten, zumal wenn man, wie nach den vorhandenen Thatsachen erforderlich, das mehrfache, in Intervallen mehr oder minder stark erfolgende Ziehen oder Aufsteigen einer und derselben Art im Auge behält. Nimmt man zugleich auch die grössere oder geringere Menge, in welcher sie an den oben erwähnten Punkten erscheinen, in Betracht, so gelangt man zu dem Schluss, dass *S. Proteus* und *S. lagocephalus* aus dem Nordjapanischen Meere, nordwärts ziehend, in den Amur-Liman und zur Mündung des Amur-Stromes gelangen, wobei der erstere, zumal gegen Ende seiner Zugzeit, in grosser Zahl in alle Baien und Buchten und selbst in die kleinsten Flüsse beider Küsten eintritt, während der letztere nur die grösseren und ansehnlicheren unter ihnen besucht, die kleineren aber meidet und in seiner Hauptmasse, der aus dem Liman kommenden, stark mit süssem Wasser versetzten Strömung entgegenziehend, dem mächtigen Amur-Strome zustrebt, um in dem weit ausgebreiteten Flussnetze desselben und insbesondere in den grossen Zuflüssen seines unteren Laufes hoch hinauf zu steigen. Wir werden ihm auf dieser seiner Wanderung in der Folge, bei Besprechung des Fischfangs auch der anderen, von den **Giljaken** stromaufwärts wohnenden Völker des Amur-Landes, noch mehrfach begegnen. Zunächst bleiben wir jedoch noch einen Augenblick beim Erscheinen von *S. Proteus* und *S. lagocephalus* im giljakischen Gebiete stehen.

---

[1]) **Middendorff**, l. c., p. 1261.

[2]) **Middendorff**, l. c., p. 1524.

[3]) Путешеств. въ Уссурійск. краѣ, стр. 97.

[4]) **Middendorff**, l. c., p. 1261.

[5]) L. c., p. 1220, wo es heisst, dass der Keta-Lachs in den Amur wenigstens gleichzeitig, wahrscheinlich sogar früher einsteigt als in den Tugur (17.—20. Juni).

[6]) L. c., p. 1220 u. 1463.

Die Ankunft und der Massenzug dieser beiden, für den Haushalt der **Giljaken** besonders wichtigen Fische sind für sie natürlich Erscheinungen von so hervorragender Bedeutung, dass sie von ihnen auch zur Bezeichnung der Jahresabschnitte, der Monate, in welchen sie stattfinden, benutzt werden. So heisst bei ihnen der Mai, als der Monat, in welchem der Tengi-tscho (*S. Proteus*) zuerst aufsteigt, *walten-tengi-long*, und der Juni, in welchem sein Massenzug stattfindet, *tengi-wota-long*[1]). Der August, in welchem der Lyghi-tscho (*S. lagocephalus*) in kolossalen Mengen im Amur-Strom aufsteigt und die Thätigkeit der gesammten Bevölkerung zur Bereitung von Wintervorräthen in Anspruch nimmt, heisst bei den **Giljaken** *lyghi-wota-long* oder *pilja-tschrur-*[2]), oder auch schlechtweg *pilja-long*, d. h. der «grosse Fischmonat», oder auch «grosse Monat» schlechtweg. Diese letztere Bezeichnung giebt ein besonders beredtes Zeugniss von der grossen Bedeutung ab, welche *S. lagocephalus* für den gesammten Haushalt der **Giljaken** hat. Im Vergleich mit dem Juni und besonders mit dem August ist der Juli nur fischarm. Unter den ihm eigenen Fischarten ist *S. Lycaodon* (gilj. *well*, die *Nerka* der Russen) noch die hervorragendste. Indessen spielt diese Lachsart nur weiter aufwärts, bei den **Oltscha** und **Golde** eine gewisse Rolle, von der am betreffenden Ort die Rede sein wird, für die **Giljaken** aber ist sie insofern von keinem besonderen Werth, als sie lange nicht in der Menge wie *S. Proteus* oder gar *S. lagocephalus* erscheint und auch keine so gute und haltbare Jukola wie diese abgiebt; ja, angesichts der bald und sicher zu erwartenden Lyghi-tscho-Mengen, halten die **Giljaken** es überhaupt für unnütz und der Mühe nicht lohnend, auch aus dem *Well* Jukola-

---

[1]) *Long* heisst im Giljakischen «Monat»; eine nähere Erklärung der Ausdrücke «*walten*» und «*wota*» vermag ich nicht zu geben, doch scheint mir aus diesen wie aus den folgenden Monatsbezeichnungen hervorzugehen, dass der erstere Ausdruck auf das erste, noch sparsame, der letztere auf das Haupt- oder massenhafte Erscheinen der betreffenden Fische Bezug hat.

[2]) Das Wort «*tschrur*» hängt ohne Zweifel mit «*tscho*», Fisch, zusammen.

Vorräthe zu bereiten. Im Gegensatz zum August, dem «grossen Fischmonat», heisst daher der Juli bei den Giljaken *matschn-tschrar-long*, — «der kleine Fischmonat»[1]).

Etwas anders als im Nordjapanischen Meere, im Liman und an der Amur-Mündung scheint es sich mit der Zugrichtung und der Zugzeit von *S. Proteus* und *S. lagocephalus* an der Ostküste Sachalin's zu verhalten. Nach Mizul zieht der erstere längs dieser Küste von Süd nach Nord, erreicht den Golf der Geduld etwa um die Mitte des Juni und steigt im Juli und bis weit in den August hinein den Plyi oder Poro-nai und seine Nebenflüsse aufwärts. In der ersten Hälfte des August erscheint er ferner auch an der nördlich vom Golf der Geduld gelegenen Küste der Insel, steigt in den Tymy-Fluss hinein und ist bereits um die Mitte dieses Monats und bis zum Spätherbst im oberen Laufe und in den Nebenflüssen desselben zu finden. *S. lagocephalus* tritt etwas später als *S. Proteus* auf, dabei, wie Mizul ausdrücklich bemerkt, zuerst im nördlichen und dann erst im südlichen Theile Südsachalin's, so dass sein Zug hier, demjenigen von *S. Proteus* entgegengesetzt, von Nord nach Süd zu gehen scheint; auch kommt er dort in geringerer Menge und nicht in allen, sondern nur in bestimmten Flüssen, in diesen aber alljährlich, wenn auch in verschiedener Anzahl vor[2]). Hauptsächlich scheint er daher auch an der Ostküste Sachalin's den grösseren Flüssen, also dem Poro-nai und insbesondere dem Tymy zuzustreben. An der Mündung dieses letzteren, im Nyi-Busen, war Poljakof im J. 1881 Zeuge des massenhaften Erscheinens und Einsteigens von *S. lagocephalus* in den Fluss, das die ganze zweite Hälfte des August fortdauerte und erst am 30. nachliess[3]). Für die am Tymy-Fluss und besonders an seinem oberen Laufe in grösserer Dichtigkeit wohnenden Giljaken ist daher hauptsächlich der September derjenige Monat, der ihnen die grössten Mengen des in ihrem Haushalte so unentbehrlichen Laghi-tscho zuführt, und in welchem sie, dem aufsteigenden Fisch entgegenfahrend, sich ganz und gar dem Fischfang und der Bereitung von Fischvorräthen für den Winter widmen. Daraus erklärt sich denn die mir von den Tymy-Giljaken wiederholt mitgetheilte Thatsache, dass bei ihnen nicht der August, sondern der September den Namen *pilja-long*, «grosser Monat», trägt, während der im Vergleich mit ihm minder fischreiche August nur als *matschki-long*, «kleiner Monat», bezeichnet wird. Somit findet dort, in Folge etwas anders liegender Naturverhältnisse, eine Verschiebung der bei den Amur-Giljaken üblichen Monatsbezeichnungen statt[4]). Ob dieselbe sich auch auf die Tro-Giljaken erstreckt, für welche die am Amur üblichen Namen eigentlich passender wären, vermag ich nicht zu sagen, da ich mit ihnen zu wenig verkehrt habe. Unmöglich wäre es jedoch nicht, da die Tymy-Giljaken denselben Sprachdialekt wie jene reden und zu ihnen überhaupt in einer

---

[1] Von den aus anderen Motiven als die Zugzeiten der Fische abgeleiteten Bezeichnungen, welche die Monate Mai—August sonst noch bei den Giljaken tragen, so wie von den für die übrigen Monate bei ihnen üblichen Namen wird in der Folge, am betreffenden Ort die Rede sein.

[2] Mizul l. c. p. 46—49.

[3] Поляковъ, Путеш. на о. Сахалинъ въ 1881—1882 гг. (Прилож. къ XIX т. Изв. И. Р. Геогр. Общ., стр. 97).

[4] Die auch hinsichtlich der übrigen Monatsnamen bei den Tymy-Giljaken ihren Landsleuten am Amur gegenüber statthabenden Verschiebungen oder sonstigen Differenzen werden in der Folge, wo gehörig, zur Sprache kommen.

7

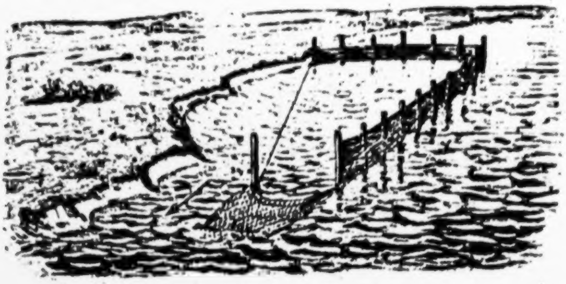
ähnlichen, nahen und zum Theil maassgebenden Beziehung wie die Amur-Giljaken zu denjenigen des Limans, der Westküste Sachalin's und der Südküste des Ochotskischen Meeres stehen.

Die grosse Menge, in welcher die Lachse und insbesondere die beiden mehrfach genannten Arten den Amur und seine Nebenflüsse aufwärts steigen, machen den Giljaken den Fang derselben in den grössten Quantitäten nicht schwer. In den kleinen Zuflüssen, wie Litsch, Kaur u. a., drängen und schieben sich die Fische fast selbst ans Ufer und können aus dem seichten Wasser einfach mit Händen gegriffen, aus dem tieferen mit Netzhamen geschöpft oder mit Haken herausgezogen und ins Boot geworfen werden. Weiber und Kinder betheiligen sich an dieser Arbeit, und in kurzer Zeit kehrt ein Boot nach dem anderen mit Fischen angefüllt heim, wo die oben bereits beschriebene, mühsamere Arbeit des Abhäutens, Zergliederns und Aufhängens der Fische auf die Trockengerüste vorgenommen wird. Während die Weiber dies besorgen, schaffen die Männer immer neues Material heran. In den kleineren Flüssen wird oft auch ein Netz quer über die ganze Breite des Flusses gezogen und damit die gesammte zur Zeit aufsteigende Fischschaar, so weit es nur das Netz ohne zu reissen gestattet, abgefangen. Im grossen Strom, wo der Fischfang ausschliesslich den Männern anheimfällt, sind die Schaaren der aufsteigenden Fische ebenfalls so dicht gedrängt, dass die einfachsten Netze genügen, um in kurzer Zeit kolossale Mengen zu fangen. Die Fischer treiben in zwei Böten, ein Netz zwischen sich haltend, den aufsteigenden Fischen stromabwärts entgegen und ziehen das gefüllte Netz bald in das eine, bald in das andere Boot hinein, bis beide vollauf haben. Oder aber es fahren ein paar Mann, das eine Ende eines Netzes haltend, in einiger Entfernung vom Ufer den Fischen entgegen stromab, während ein dritter, mit dem anderen Netzende in der Hand, in derselben Richtung dem Ufer entlang geht. Merken sie, dass das Netz sich hinlänglich angefüllt hat, so wenden die im Boot sitzenden Fischer ihr Fahrzeug und rudern rasch dem am Ufer gehenden zu, um in der Nähe desselben aus dem Boot zu springen und vereint das Netz ans Land zu ziehen. Die zum Lachsfang dienlichen Netze werden von den Giljaken zum Theil nach kleinen Differenzen der Form und der Art ihres Gebrauches mit verschiedenen Namen belegt und ausserdem noch je nach der Lachsart, für welche sie nach der Grösse ihrer Maschen bestimmt sind, unterschieden. So heisst das oben erwähnte einfach viereckige Netz *tschessk* und ist je nach der Grösse seiner Maschen ein *lyghi-* oder *tengi-tschessk*; ein anderes wurde mir *kyrn-kä* genannt und gleichfalls als *lyghi-* und *tengi-kyrn-kä*[1]) unterschieden, u. s. w.

Um ferner ohne viel Mühe grössere Quantitäten der aufsteigenden Fische zu fangen, werden Fischwehren vom Ufer aus in den Strom hinein errichtet, die den Zweck haben, die Fische von ihrer Zugrichtung abzulenken und in ein daneben aufgestelltes Sacknetz eintreten zu lassen. Dazu werden an höheren Ufern, in der Nähe vorspringender Landzungen gelegene Stellen gewählt, wo es eine stärkere Strömung giebt und die Fische erfahrungsmässig in grosser Menge aufzusteigen pflegen. Die Beschaffenheit einer solchen, bei den Giljaken *myr* genannten Lachswehr ist folgende. Vom Ufer aus wird eine Reihe von Pfählen in der Entfernung von je einem Faden von einander quer in den Fluss hinein und vom Ende derselben eine zweite, kürzere unter rechtem Winkel eine Strecke stromabwärts in den Flussboden eingeschlagen. Die Zwischenräume zwischen den Pfählen werden darauf von der Oberfläche des Wassers an bis möglichst tief hinab mit Weidenruthen so dicht durchflochten, dass die Fische keinen Durchgang finden können. Zwischen dem unteren Ende der stromabwärts gerichteten Pfahlreihe und einem in einiger Entfernung von demselben näher zum Ufer hin einzeln stehenden Pfahle wird das Sacknetz, *myrch-kă* der Giljaken, befestigt. Dieses hat die Form eines langen, nach unten sehr allmählich sich verengenden Trichters: ein aus dem Dorfe Tschcharbach stammendes Exemplar, das ich vermaass, hatte, auf dem Erdboden ausgebreitet, eine Länge von 6½ Metern und eine Breite am oberen Ende von 3, am unteren von 1½ Metern. Von dem oberen, mit zwei parallelen Weidenbastschnüren versehenen Rande dieses trichterförmigen Netzes läuft an einer Seite ein etwa 12 Decim. langer Schlitz ins Netz herab, und an den beiden am Trichterrande dadurch entstehenden Zipfeln sind je zwei Schnüre angebracht, welche, gleich wie auch eine ähnliche, ihnen diametral gegenüber befindliche Schnur, zur Befestigung des Netzes an die dazu bestimmten Pfähle dienen. Von einem der erwähnten Zipfel geht ferner auch die Signalschnur (gilj. *umyssj*) aus, eine dünne, anfangs einfache Schnur, die sich aber sehr bald in drei Schnüre theilt, welche sich mit ihren Enden etwa in der halben Länge des Netzes an die gegenüberliegende Wand desselben ansetzen. Soll nun das Netz aufgestellt werden, so wird es an seinem unteren Ende durch einen Riemen zu einem Sack zugeschnürt, oben, am unteren Rande der Sacköffnung mit Steinen beschwert und vermittelst der an ihr befindlichen Schnüre an die erwähnten Myr-Pfähle befestigt, wobei die in ihrem oberen Theile mit dem Schlitz versehene Seite des Netzes der Strommitte, die gegenüberliegende aber dem Ufer zugekehrt wird. Um dem Netz noch mehr Halt zu geben, so wie um es später herauszuziehen, wird endlich von der Sacköffnung noch eine dicke und lange Schnur ans Ufer gezogen und dort an einen Pfahl befestigt.

---

[1]) *Kä* heisst im Giljakischen «Netz» überhaupt.



Eine Lachswehr (gilj. myr) im Amur-Strome.

Ist das Netz aufgestellt, so setzt sich ein **Giljake** im Boot an seiner äusseren, am Ende der zweiten Pfahlreihe befindlichen Befestigungsstelle auf und hält die Signalschnur, deren einzelne Theile er zwischen je zwei Finger geschoben, in der Hand. Die längs dem Ufer aufsteigenden Lachse stossen nun auf das ihnen quer vorgebaute Ruthengeflecht, finden keinen Durchgang und drängen sich, um es zu umgehen, längs dem stromabwärts gerichteten Geflechte hin, wobei sie in das Netz gerathen. Dies Letztere thut sich dem wachthabenden **Giljaken** durch ein Rupfen und Zerren an den Signalschnüren kund, und sobald er aus der wiederholten und starken Anspannung derselben entnehmen darf, dass das Netz sich mit Fischen gefüllt hat, lässt er die Signalschnur fallen und schnürt die Oeffnung des Sackes zusammen, worauf dieser mit der Beute ans Land gezogen wird. In diese Sacknetze gerathen natürlich ausser den jeweilig aufsteigenden Lachsen auch manche andere Fische, mitunter sogar Störe und Hausen. Da die Herstellung eines Myr's mit einiger Arbeit und Mühe verbunden ist, so pflegen die **Giljaken**, dieselben nur zum Fange ihrer wichtigsten und zugleich in der allergrössten Menge aufsteigenden Lachsart, des Lyghi-tscho, zu errichten. Von diesem Fisch können sie nicht genug haben, und zur Zeit seines Aufsteigens sind daher die Myr's im gesammten giljakischen Gebiet des Amur-Stromes nicht selten zu sehen.

In derselben Art und mit nicht geringerem Eifer gehen die **Giljaken** dem Lachsfang im Tymy-Fluss auf Sachalin nach. Doch ist dieser seiner geringeren Grösse und theilweisen Seichtigkeit wegen zur Errichtung von Myr's weniger geeignet. In seinem unteren Laufe und nahe seiner Ausmündung zum Nyi-Busen sind gleichwohl auch diese im Gebrauch. Hier ist es, wo sich zur Zugzeit des *S. lagocephalus* neben den **Giljaken** auch die **Oroken** eifrig mit dem Fischfang und der Zubereitung von Fischvorräthen beschäftigen. Ja, seit den letzten Decennien pflegen auch die Japaner, nachdem sie zuvor mit Hülfe der **Aino** der Häringsfischerei an den Küsten Südsachalin's und dem Fange von *S. Proteus* an der Poronai-Mündung obgelegen, zur Zugzeit des *S. lagocephalus* sich noch an der Tymy-Mündung einzufinden und den Fang desselben mit grosser Energie und Rücksichtslosigkeit zu betreiben. **Poljakof**, der sie dort im August 1881 bei dieser Beschäftigung antraf, berichtet unter Anderem[1]), dass sie anfangs eine quer über den ganzen Fluss reichende Fischwehr, in der Art der oben beschriebenen, errichtet hatten und erst in Folge seiner drohenden Forderung $^1/_{12}$ der Flussbreite freigaben, darauf aber sogleich oberhalb der ersten eine zweite, nicht weniger als $^9/_{10}$ des Flusses sperrende Fischwehr errichteten. Dass sie unter solchen Umständen alljährlich kolossale Mengen dieser Lachsart aus dem Tymy-Fluss ausführen, ist begreiflich; nicht minder begreiflich ist aber auch die Schädigung, welche sie dadurch den **Oroken** sowohl, wie insbesondere auch den auf den Fischreichthum ihres Flusses angewiesenen **Giljaken** des gesammten Tymy-Thales zufügen.

Ueber den Fang der ständig im Amur lebenden Fische, wie Karpfen, Quappe, Wels, Hecht u. a., ist nichts Besonderes zu sagen, da er mit gewöhnlichen Netzen betrieben wird, in den

---

1) l. c., p. 70—79 u. p. 99.

Zeiten, da es keinen wichtigeren Fischfang giebt, insbesondere daher auch im Winter, unter dem Eise, in derselben Art, wie alsdann auch die Störe gefangen werden. In den stillen, mit schlammigem Boden versehenen, seeenartigen Erweiterungen, deren es viele an den Ufern des Amur-Stromes giebt, und die mit demselben stets durch einen mehr oder minder versumpften Flussarm oder ein kleines Gerinsel in Verbindung stehen, habe ich die Giljaken sackförmige Netze an Stangen aufstellen sehen, zum Fange von Karauschen und ähnlichen Fischen, an denen diese kleinen Bassins reich sind.

Eines Fischfangs muss noch besonders gedacht werden, sowohl wegen der grossen Bedeutung, die er für einen Theil der Giljaken hat, als auch wegen der charakteristisch ursprünglichen Art, in welcher er betrieben wird. Es ist der Kangi-Fischfang an der West- und Ostküste Sachalin's. Von der Wichtigkeit des Kangi-Fisches (*Gadus Wachnja* Pall.) für die Giljaken und der Art und Weise seiner Verwendung ist oben (S. 430) schon die Rede gewesen. Die kolossale Menge, in welcher er sich dicht unter dem Meereseise einfindet, gestattet es den Giljaken, sich des einfachsten Mittels zum erfolgreichen Fange desselben zu bedienen. Es genügt ihnen dazu ein spannenlanger eiserner Haken (gilj. *kätsch-kossj*, Taf. XL., Fig. 1), der an eine etwa drei Fuss lange Schnur gehängt wird, welche vermittelst eines hölzernen Handgriffs auf und ab bewegt werden kann. Mit dieser kurzen, eines jeglichen Köders ermangelnden Angel wirft der am Eisloch sitzende Giljake, indem er sie ins Wasser hinablässt und sogleich wieder zurückzieht, einen Fisch nach dem anderen aufs Eis heraus. In den wenigen Minuten, die ich — es war am 27. Febr. (10. März) 1856 bei Arkai an der Westküste Sachalin's — dabeistand, zog mein Giljake ein paar Dutzend Fische heraus, welche der Haken bald am Kiemendeckel, bald am Unterkiefer oder am Maul gefasst hatte. Einige Tannenzweige, die hinter ihm, an einen seitwärts umgekehrten Schlitten gelehnt, in den Schnee gesteckt waren, dienten als Windschutz. So sah man in einiger Entfernung von einander noch mehrere Fischer auf dem Eise sitzen. Sobald eine ansehnliche Menge von Fischen gefangen war, wurden sie auf dem Schlitten fortgebracht. Es muss auffallen, dass die Giljaken keine zweckmässigeren Mittel zum Fange dieses Fisches anwenden: schon ein einfacher Hamen würde ohne Zweifel weit erfolgreicher wirken. Es scheint aber, dass der vielfache an den Kangi-Fisch sich knüpfende Aberglaube, von dem oben die Rede gewesen, darunter z. B. auch derjenige, dass man ihn nicht in einen Sack stecken darf, sie bestimmt, bei der althergebrachten und traditionellen Fangart desselben zu verharren.

Zum Schluss bleibt mir noch übrig, einige Worte über die Anfertigung der Fischernetze bei den Giljaken zu sagen. Das Material zu denselben liefert die um ihre Wohnstätten, auf einem durch Abfall aller Art gedüngten Boden in Gesellschaft mannshoher Artemisien und anderer Schuttpflanzen in grösster Ueppigkeit wuchernde Nessel, *Urtica dioica* L. (gilj. *chisk*, oltsch. und gold. *pikta*). Die Stengel derselben werden im Herbst geschnitten und im Wasser geweicht; im Winter trocknet und bindet man sie in Bündel, und zeitig im Frühjahr beginnt die Bereitung von Zwirn und Schnüren, so wie das Flechten und Ausbessern von Netzen, daran es im Sommer einen grossen Bedarf giebt. Der erste Theil dieser Arbeiten, die vorläufige Zurichtung der Nesselstengel und die Zwirnbereitung, fällt den Weibern anheim, das Drehen der

Schnüre hingegen und das Stricken der Netze werden in der Regel von den Männern besorgt. Am 18./30. April 1855 bin ich im Dorfe Kuïk Zeuge der Zwirnbereitung gewesen. Die trockenen Stengel werden vermittelst eines glatten, am Ende zugespitzten hölzernen Falzmessers, gilj. *chukka* genannt, platt gedrückt, der Länge nach gespalten und an einer Stelle gebrochen, worauf die Epidermis abgestreift und so lange gestrichen wird, bis sie ganz zerfasert und alle Holztheile beseitigt sind. Aus den so gewonnenen Fasern wird mit Hülfe von Handspindeln ein feiner Zwirn gesponnen, davon ein Theil den Weibern selbst für ihre Näharbeiten zufällt, der andere und grössere aber zur Bereitung von Schnur von verschiedener Dicke (gilj. *puksj*) für die Netze dient. Hr. Maximowicz hat Gelegenheit gehabt, diese Arbeit anzusehen, und beschreibt sie folgendermaassen [1]. «Der zur Schnur bestimmte Faden wird auf so viel Spindeln gewickelt, als die Schnur Stränge haben soll; die Spindeln werden auf der Jurtenbank festgestellt, ein Stück Faden wird von jeder derselben durch eine an einem Deckenbalken befestigte Oese beinahe bis zur Erde hinabgeleitet und der übrige Faden vor dem Sichabwickeln geschützt. Die durch die Oese geleiteten Fäden werden an eine schwebende Spindel gebunden, die so lange in kreiselförmiger Bewegung erhalten wird, bis die Schnur genügend fest zusammengedreht und in Folge dessen die kreiselnde Spindel fast bis zur Decke hinaufgerückt ist. Das sehr zusammengedrehte Stück Schnur wird nun auf die schwebende Spindel gewickelt und vor dem Sichabwickeln geschützt. Darauf wird neuer Faden von den feststehenden Spindeln abgelassen, der übrige befestigt und die Arbeit in derselben Weise fortgesetzt». So werden Schnüre gewonnen, die an Festigkeit und Gleichmässigkeit guten Sorten unserer Hanfschnüre um nichts nachstehen.

Bei der ansehnlichen Grössenverschiedenheit auch nur der Hauptfische, denen die Giljaken nachstellen, etwa von den kleineren Cyprinoiden oder dem Tengi-tscho, *Salmo Proteus*, ab bis zu den kolossalen Hausen hinauf, sind auch die zum Fange derselben dienenden Netze von sehr verschiedener Grösse der Maschen und aus Schnur von verschiedener Dicke bereitet. Und dem entsprechend, sind auch die den Giljaken zum Stricken der Netze dienlichen Instrumente bei gleicher Form von sehr verschiedener Grösse. Dennoch lassen sich unter ihnen, wie wir sogleich sehen werden, nach den Hauptfischarten einige wenige, etwa vier, als die wichtigsten und gangbarsten Grössenformen unterscheiden. Bevor wir jedoch auf diese näher eingehen, muss eines Instruments gedacht werden, das von den Giljaken beim Stricken aller Netze, gleichviel wie fein oder grob sie sein mögen, behufs eines ungestörteren und gleichmässigeren Fortganges der Arbeit gebraucht wird. Es ist dies das sogen. *Pork* (Taf. XLI, Fig. 7), — eine oben und unten zweiarmige, um ihre Achse drehbare hölzerne Haspel, auf welche die fürs Netz bestimmte Schnur gewickelt, und die mit ihrem unteren Griffende an einen Deckenbalken der

---

[1] Bullet. de la Classe phys.-math. de l'Acad. Imp. des sc., T. XV, p. 230, Anm. 8; Mél. biolog., T. II, p. 501, Anm. 5. Die Beobachtung wurde von Hrn. Maximowicz auf einer Reise im unteren Amur-Lande zwischen dem Nikolajefschen und Mariinskischen Posten gemacht; es ist zwar nicht gesagt, ob bei den Giljaken, oder bei den Oltscha, indess ist mit Sicherheit anzunehmen, dass die erwähnte Arbeit bei diesen beiden Völkern genau in derselben Weise geschieht.

Jurte oder sonst wo aufgehängt wird, damit der zum Fortschritt der Arbeit erforderliche Faden dem Strickenden stets leicht und ungehindert zulaufe.

Die beiden wichtigsten den Giljaken zum Netzstricken dienlichen Werkzeuge sind eine eigenthümliche Filetnadel, gilj. *kilks*[1]) (Tab. XLI, Fig. 1—4), und ein länglich viereckiges Brettchen, *kiwu* genannt[2]), (ebenda, Fig. 5 u. 6). Die erstere besteht aus einem langen, schmalen und dünnen Holzplättchen, dessen unteres Ende in Folge eines Ausschnittes zweizinkig ist, während in der oberen Hälfte zwei lange, den Rändern parallel laufende und kurz vor der Spitze zusammenfliessende Ausschnitte eine lange, fast bis zur Spitze reichende Zinke zwischen sich lassen, welche ich zum Unterschiede von den beiden am unteren Ende befindlichen die obere Zinke nennen will. Um diese drei Zinken wird die zum Anfertigen des Netzes dienende, von der oben erwähnten Haspel ablaufende Schnur geschlungen, und zwar in der Weise, dass sie abwechselnd um die eine und die andere der beiden unteren Zinken und dazwischen stets um die obere Zinke geschlagen wird. So umsponnen, wandert das *Kilks*, gleich einem Webeschiffchen, von einer Seite zur anderen und wieder zurück, das Material zum Netz liefernd und zugleich die Maschen desselben knüpfend. Um aber diese letzteren aufzuschlagen und ihnen zugleich eine bestimmte, unveränderliche Grösse zu geben, dient das *Kiwu*, ein länglich viereckiges, oben und unten geradlinig und horizontal, an den Seiten ausgeschweift begrenztes Brettchen mit zwei ungefähr dreieckigen Ausschnitten, welche jedoch nur den Zweck zu haben scheinen, die Brettchen auf eine Schnur aufreihen und so, wie einen Schlüsselbund, bequemer aufbewahren zu können.

Je grossmaschiger nun das Netz werden soll, desto grösser müssen auch die zur Anfertigung desselben benutzten Instrumente, Kilks wie Kiwu, sein. Die grössten Maschen hat das zum Fange von Hausen (*patch-tscho*), gelegentlich auch von Seehunden, dienende Netz — gilj. *patch-kä*, das dem entsprechend auch aus der dicksten Schnur bereitet wird. Zu seiner Anfertigung dienen daher die grössten Instrumente: die Filetnadel Fig. 4, gilj. *patch-kä-kilks* (auch *tolles-kilks* und *kerwagn-kä-kilks*) genannt, und das ihm entsprechende Maschenbrettchen *patch-kä-kiwu*, Fig. 6 der angeführten Tafel. Nächstdem folgen der Grösse nach die zum Stricken des Störnetzes, gilj. *tukki-kä*, dienenden Geräthe: *tukki-kä-kilks* (auch *jaghsin-kä-kilks*), Fig. 3, und *tukki-kä-kiwu*, Fig. 5 der genannten Tafel. Die nächstkleinere, dritte Filetnadel, Fig. 2, *qnga-kä-kilks* oder auch *nokn-kä-kilks* genannt, dient zum Anfertigen solcher Netze, mit denen Fische wie *Pilengat* (*Cyprinus Carpio*), *Mink* (*Hypophthalmichthys Dybowskii*), *Kych* u. a. gefangen werden. Eine vierte, noch kleinere Filetnadel, Fig. 1, wurde mir von den Giljaken als *myrch-kä-kilks*, d. h. als diejenige Nadel bezeichnet, welche zur Bereitung des in den oben beschriebenen Lachswehren gebräuchlichen Sacknetzes (*myrch-kä*) dient. Dabei fügten sie jedoch hinzu, dass die mit dieser Nadel gestrickten Netze auch zum Fange des Tengi, *S. Proteus*, gebraucht würden.

---

[1]) Bei den Oltscha heisst sie *ssorpoi* und bei den Golde *ssorfo*.

[2]) Das w ist in diesem Wort wie das englische w auszusprechen. Bei den Oltscha heisst das *Kiwu keror* oder *kerai*.

Daraus darf man schliessen, dass die Sacknetze der hauptsächlich, ja, so viel ich gesehen, ausschliesslich zum Fange von *S. lagocephalus* dienenden Lachswehren verhältnissmässig feinmaschig sind, indem auch weit kleinere Fische als *S. lagocephalus*, wie namentlich *S. Proteus*, keines feineren Netzes bedürfen. Und das ist wohl erfahrungsmässig dadurch motivirt, dass bei grösseren Maschen des Sacknetzes die in denselben zahlreich eintretenden und sich stark drängenden Fische leicht durchschlüpfen könnten, was den durch die Errichtung von Myr's beabsichtigten Massenfang des wichtigsten aller Fische ansehnlich schmälern oder gar vereiteln würde. Zudem braucht dieses Sacknetz auch nicht aus einer sehr dicken Schnur gemacht zu sein, da es, wenn angefüllt, sogleich an das nur wenig entfernte Ufer gezogen wird. Die zu den beiden letzteren Filetnadeln gehörigen Maschenbrettchen, die im Vergleich mit den früher besprochenen natürlich ebenfalls von entsprechend geringerer Grösse sind, habe ich nicht zu Gesicht bekommen. Da die Giljaken übrigens auch feinere Netze als das Myrch-kä haben, wie z. B. die in kleineren Flussarmen und Seen zum Fange von Karauschen und ähnlichen Fischen gebräuchlichen Sacknetze, so dürften sie sicherlich auch noch kleinere Filetnadeln und Maschenbrettchen als die zuletzt erwähnten, wenn auch stets von derselben Form, haben; doch treten diese an Bedeutung so sehr hinter jenen zurück, dass sie mir dieselben, bei Gelegenheit meiner auf diesen Gegenstand bezüglichen Erkundigungen, weder zu zeigen, noch mit besonderen Namen zu bezeichnen vermochten.

Soll nun das Stricken eines Netzes mit den beschriebenen Instrumenten vor sich gehen, so wird an die Jurtenbank, an den Bordrand des Bootes, oder wo sonst die Arbeit vorgenommen wird, eine eigens zu dem Zweck bestimmte hölzerne Gabel befestigt, deren eine Zinke dazu dient, das Netz, an welchem gestrickt wird, zu halten, während über die andere die bereits fertiggestellten Stücke gehängt werden[1]. Ist die Strickerei vollendet, so wird das Netz ringsum mit einer aus Weidenbast gedrehten Schnur besäumt und an seinem oberen und unteren Ende nach aussen hin noch mit einer zweiten derartigen Schnur versehen, die in naher Entfernung von jener verläuft und nur an einzelnen Punkten mit ihr in Verbindung steht. Zwischen diese beiden Schnüre werden beim Fischen je nach Bedürfniss kleine Steine, oder aber die oben erwähnten, aus Holz oder Bork gemachten Schwimmer befestigt. Stets werden die Netze von den Giljaken mit grosser Sorgfalt und Schonung behandelt, beim geringsten Schaden ausgebessert und nach jedem Fischzuge an der Sonne getrocknet. Dazu werden sie über eigens vorhandene mehr als mannshohe Gerüste ausgebreitet, und der Aberglauben verlangt es, dass wenn die trocknenden Netze Einem im Wege stehen, man nicht unter ihnen durch, sondern stets um dieselben herumgehe. Nicht eher endlich, als bis die Netze ganz trocken geworden, dürfen sie von Neuem benutzt werden. So behandelt, hält ein Netz bei den Giljaken mehrere Jahre vor und lohnt vielfältig die auf die Anfertigung desselben verwendete Mühe und Arbeit.

---

[1] Die giljakische Bezeichnung für diese Gabel ist mir unbekannt geblieben, die Golde nennen sie, nach Maack (l. c., p. 130), chalong.

Das vorstehend über den Fischfang der **Giljaken** Gesagte lässt sich im Allgemeinen auch auf die ihnen mehr oder minder benachbarten tungusischen Völker des unteren Amur-Landes ausdehnen, allerdings mit einigen Einschränkungen und Modifikationen, die theils durch die Lebensweise und den Charakter dieser Völker und theils durch die Verbreitung der hauptsächlich dem Fange unterliegenden Fischarten bedingt werden. Zunächst ist hervorzuheben, dass sämmtliche tungusische Völker des unteren Amur-Landes sich von den **Giljaken** bezüglich des Fischfanges nicht sowohl durch etwaige neue, den letzteren nicht bekannte Arten ihn zu betreiben, als vielmehr durch den wesentlichen, allgemein maassgebenden Umstand unterscheiden, dass keines von ihnen in dem Grade ichthyophag und überhaupt mit seinem ganzen Haushalt auf den Fischfang angewiesen ist wie die **Giljaken**, und dass somit auch keines von ihnen den Fischfang in dem Umfange und mit der Stetigkeit, Sorgfalt und Energie wie diese letzteren betreibt. Bei allen diesen Völkern, auch die den **Giljaken** nach ihrer gesammten äusseren Haltung und Lebensweise am nächsten stehenden **Oltscha** nicht ausgenommen, spielt die Jagd, als Mittel zur direkten und unmittelbaren Befriedigung der unabweislichsten Bedürfnisse der Nahrung und Kleidung, eine weit wichtigere Rolle als bei den **Giljaken**, und zwar ist dies je weiter stromauf und in die Nebenthäler des Amur-Stromes hinein, desto mehr und allgemeiner der Fall. Dem entsprechend, muss sie aber auch mehr Zeit und Mühe in Anspruch nehmen, resp. dem Fischfange entziehen. Namentlich macht sie dem Winterfischfang einen starken Abbruch. In keiner Jahreszeit tritt der grundverschiedene Charakter zwischen den **Giljaken** und den tungusischen Völkern des unteren Amur-Landes deutlicher zu Tage als im Winter, indem jene auch dann noch, trotz mancherlei eifrigen und betriebsamen Thierfanges, doch dieselben sesshaften Fischer bleiben, während in diesen mit dem Eintritt des Winters eine durch das Fischerleben nicht ganz unterdrückte Leidenschaft zu erwachen scheint, welche sie zeitweise gewissermaassen in Jagdnomaden verwandelt. Dennoch darf man nicht meinen, dass unter den Amur-Völkern die **Giljaken** allein sich auch im Winter mit dem Fischfange beschäftigen[1]). Die **Oltscha** betreiben ihn ebenfalls in ganz ansehnlichem Maasse, und der inmitten ihres Gebietes gelegene Mariinskische Posten wurde von ihnen in den Wintern 1855 und 56 reichlich mit frischen Fischen versorgt. Auch die Amur-**Golde** geben sich noch mit demselben ab, doch nimmt er bei ihnen stromaufwärts mehr und mehr ab: wie ich es selbst erfahren, wird dem im Winter in dieser Richtung Reisenden immer häufiger statt frischen Fisches, Reh-, Elenns- und Wildschweinfleisch oder Fett angeboten. Von den Ussuri-Anwohnern vollends erzählt **Przewalski**[2]), dass bei ihnen der Fischfang im Winter so gut wie ganz aufhört, indem alle rüstigen Männer alsdann zur Jagd fortziehen und nur die zurückgebliebenen Greise und Weiber sich mit dem Angeln von Fischen abgeben. Stundenlang am Eisloch sitzend, bewegen sie unaufhörlich die statt des Köders nur mit einem rothen Zeugläppchen oder einem Fellstückchen versehene Angel auf und nieder, und trotz dieses einfachen Verfahrens soll es ihnen an glücklichen Tagen gelingen, bis zwei und drei Pud Fische, hauptsächlich Karpfen (*Cyprinus carpio*) und Lachsforellen (*Salmo fluviatilis* Pall.) zu erbeuten. Die **Samagirn** am Gorin fand ich im Winter, in den allerdings nur wenigen Tagen, die ich unter ihnen zubrachte, ebenfalls nur mit der Jagd und gar nicht mit Fischfang beschäftigt.

---

[1]) Wie z. B. Arth. **Nordmann** (Ueber den Fischfang und die Jagd der am Amur wohnenden **Giljaken**. — Bull. de la Soc. Imp. des Natural. de Moscou, T. XXXIV, 2-e Partie, 1861, p. 339) angiebt.

[2]) Путеш. въ Уссур. краѣ, стр. 98.

Gleichwie den **Giljaken**, so stehen auch den **Oltscha** und den **Golde** obenan unter allen Fischen der Stör und der Hausen, *Acip. Schrenckii* und *Ac. orientalis*, von denen jener bei ihnen *kundo*, resp. *kongdo* unterhalb des Geong-Gebirges, *ssura* oberhalb desselben und *kilfu* oder *kirfu* am Ussuri und oberhalb der Ussuri-Mündung, dieser aber bis zur Ussuri-Mündung *adi*, oberhalb derselben und am Ussuri *adsi* genannt wird. Beide sind im gesammten **Golde**-Gebiet verbreitet, indem sie aus dem Amur auch in die beiden grossen südlichen Zuflüsse desselben, den Ussuri und Sungari, und manche ihrer Nebenflüsse hineinsteigen. Im Ussuri und in dem durch den Ssungatschi-Fluss mit ihm in Verbindung stehenden Kengka-(oder Chanka-) See kommen sie nach **Przewalski**[1]) zwar das ganze Jahr über vor, finden sich jedoch besonders zahlreich gleich nach vollendetem Eisgange ein. Bei niedrigem Wasser, im Herbst sollen sie wieder flussabwärts, dem Amur zuziehen und sich dabei stets an dieselben Flussarme halten, durch welche sie gekommen, — ein Umstand, der von den in der Regel bei niedrigem Wasser dem Fischfang nachgehenden **Golde** im Auge behalten wird[2]). Aehnlich wie im Ussuri mag es sich mit dem Vorkommen dieser Fische im Sungari verhalten. Dass es im Churcha oder Mutwan-ho (nach russ. Lesart Mudan-dsan), dem letzten grossen rechten Sungari-Zuflusse, zahlreiche Störe oder, nach der chinesischen Bezeichnung *zin-jui* zu urtheilen[3]), Hausen giebt, die im Winter in Eislöchern mit eisernen Fischhaken gestochen werden, berichtete schon der Chinese **U-tschen** in seinem 1722 verfassten Memoire über Ninguta[4]). Am fischreichsten unter allen Sungari-Zuflüssen soll jedoch der Nonni sein[5]). Vom Sungari oder Ussuri dürfte auch der grosse Stör oder Hausen hergerührt haben, mit welchem der Pater **Paranin** im Winter 1721 den russischen Gesandten **Ismailof** und sein Gefolge in Peking bewirthete, und der angeblich vom Amur, gefroren und in Schnee verpackt, gebracht worden war[6]).

Die Methoden, Störe und Hausen zu fangen, sind, von etwaigen kleinen Detaildifferenzen abgesehen, bei den **Oltscha** und **Golde** ganz dieselben wie bei den **Giljaken**, doch bringt es der auch ihnen, wie allen tungusischen Stämmen, innewohnende Hang zur Jagd mit sich, dass sie gewissen, bei den **Giljaken** minder üblichen Fangarten den Vorzug geben. So ist die oben erwähnte, bei den Giljaken nur wenig gebräuchliche Fangart vermittelst an Holzknüttel befestigter Angelhaken bei den Oltscha und noch mehr bei den Golde sowohl am Amur, wie insbesondere auch am Ussuri sehr beliebt, und, nach den auffallend übereinstimmenden Bezeichnungen der einzelnen Stücke dieses Fangapparates bei diesen wie bei jenen zu urtheilen[1]), möchte ich fast glauben, dass die Giljaken, trotzdem man sie in den meisten auf den Fischfang bezüglichen Dingen als Lehrmeister ihrer tungusischen Nachbarn betrachten darf, diese Fangart von den letzteren entlehnt haben. Grösser noch und den Giljaken gegenüber charakteristischer ist die Vorliebe der Oltscha und besonders der Golde für das Erbeuten von Stören und Hausen vermittelst der oben besprochenen und abgebildeten (Taf. XLI, Fig. 8) dreizackigen Schleuderharpune, und auch hier scheint mir der Umstand, dass die giljakische Bezeichnung dieser Waffe (*tschak*) der oltscha-goldischen (*dshogbo*) sehr nahe kommt, für eine Entlehnung derselben seitens der Giljaken von ihren tungusischen Nachbarn zu sprechen, wogegen die viel einfachere einzinkige Harpune, das *Tugngy*, ihnen selbst eigenthümlich sein dürfte. In der Vorliebe der Oltscha und Golde für diese Art des Fischfanges, welche der Jagd am nächsten steht, ja in der That mehr Fischjagd als Fischfang ist, tritt ihre tungusische Jägernatur deutlich zum Vorschein. Sie hängt auch aufs Innigste mit der Kühnheit, Leichtigkeit und Gewandtheit zusammen, mit welcher sie selbst bei hohem Wellengange im kleinen Birkenrindenkahne über das Wasser hingleiten. Sobald der so Dahinfahrende einen grossen Fisch erblickt, legt er sein Doppelruder zur Seite und greift zu den kurzen Ruderschaufeln, um sich mit Hülfe derselben lautlos dem Thiere so weit zu nähern, dass er die stets bereit liegende und nie fehlende Harpune nach ihm schleudern kann. Ist diese tief genug ins Fleisch gedrungen, so wird der Fisch an dem von ihr auslaufenden Riemen herangezogen und je nach seiner Grösse entweder ins Boot gehoben, oder ins Schlepptau genommen und so ans Land gebracht. Erwägt man, dass mancher Amur-Hausen ein Gewicht von 30—40 Pud und eine Länge von über zwei Faden erreicht[2]), so darf man sich den Kampf, den der einzelne Jäger oder Fischer im leichten Rindenkahn mit einem solchen Koloss zu bestehen hat, nicht allzu leicht denken. Der Lohn, den der Stör- und Hausenfang den Oltscha und Golde bietet, liegt übrigens nicht bloss in dem zur Nahrung dienenden Fleisch und Fett der Thiere, sowie in dem aus der Hausenblase gewonnenen Fischleim, sondern in sehr beträchtlichem Grade auch in den Knorpeln und dem Rückenstrange (*Chorda dorsalis*) des Thieres, die von den Chinesen hoch geschätzt und darum von den Eingeborenen, sorgfältig gereinigt und in Bündel gebunden, im Handel mit denselben verwerthet werden.

---

[1]) L. c., p. 62, 95 u. 204.

[2]) **Венюковъ**, Обозр. р. Уссури (Вѣстн. Геогр. Общ., Ч. 23, 1858, Отд. Изслѣд. и Матер., стр. 231). Его же Путеш. по окр. Русск. Азіи, С.-Петерб., 1868, стр. 82. **Маакъ**, Путеш. въ долинѣ р. Уссури, стр. 200—203.

[3]) Nach **Maack** (l. c., p. 201) heisst *Acip. orientalis* bei den Chinesen *zing-huan*.

[4]) **Васильевъ**, Зап. о Нингутѣ (Зап. Русск. Геогр. Общ., Кн. XII, 1857, стр. 88).

[5]) **Барабашъ**, Сунгар. Экспед. (Воен. Сборн., 1874, № 1, стр. 149; № 2, стр. 346).

[6]) **Bell d'Antermony**, Voyage depuis St.-Pétersb. en Russie dans diverses contrées de l'Asie, Paris 1766, trad. de l'Anglais par M***, p. 366. Nach **Maack** (l. c., p. 201) bringen chinesische Kaufleute vom Ussuri alljährlich Hausen und andere Fische nach Peking zum Verkauf.

---

[1]) So heisst der zu diesem Apparat gehörige Anker bei den Giljaken *tschabch*, bei den Oltscha und Golde *tschaghbe*, das durch denselben an den Boden geknüpfte Hauptseil bei jenen *tyk*, bei diesen *dyko*, der mit dem Angelhaken versehene Knüttel bei jenen *kila*, bei diesen *kwital* und *kwitanle*.

[2]) Przewalski (l. c., p. 63) erzählt von einem an der Mündung des Ussuri gefangenen Exemplar, das 47 Pud wog, so dass die Angabe der dortigen Chinesen, dass es selbst 50 Pud schwere Thiere gebe, nicht übertrieben erscheint.

So gern die Oltscha und Golde dem Stör- und Hausenfang nachgehen, so bleibt ihr Haushalt im Wesentlichen doch, gleich demjenigen der Giljaken, auf dem Fange der in Massen aufsteigenden Lachse begründet. Denn auch sie bedürfen für sich sowohl wie für ihre Hunde der winterlichen, aus gedörrtem oder geräuchertem Lachs (*makore* und *dalong*, s. oben p. 426) zu bestehenden Fischvorräthe. Da sie jedoch den Winter zum grossen Theil auf der Jagd zubringen, die ihnen einen ansehnlichen Beitrag an unmittelbaren Nahrungsmitteln liefert, und in Folge minder regen und ausgebreiteten Handelsverkehrs mit einer geringeren Anzahl von Hunden als die Giljaken fürlieb nehmen, so ist auch ihr Bedarf an winterlichen Fischvorräthen minder gross als bei den letzteren. Und das lässt sie natürlich auch einen geringeren Fleiss und Eifer an die Beschaffung und Bereitung derselben wenden. Zu diesen gewissermaassen nur quantitativen Differenzen im Lachsfang der Oltscha und Golde, demjenigen der Giljaken gegenüber, gesellen sich insofern auch qualitative, als die einzelnen Lachsarten in verschiedener Ausdehnung und Häufigkeit den Amur und seine Nebenflüsse hinaufsteigen und darum für die resp. Anwohner derselben zum Theil von verschiedener Bedeutung sind. So verliert der bei den Orotschen, den Giljaken an der Meeresküste und am Amur und den Negda am Amgunj seiner massenhaften Züge wegen hochangesehene *Salmo Proteus* weiter stromauf sehr bald an Bedeutung. Zwar kommt er noch im gesammten Oltscha-Gebiete vor und soll z. B. den beim Dorfe Kada mündenden kleinen Fluss bis zu dem in seinem oberen Laufe gelegenen See hinauf steigen, ja ein bei ihnen wie bei den unteren Golde zum Fangen kleinerer Fische gebräuchliches feinmaschiges Netz trägt nach ihm die Bezeichnung *oko-magda,* allein unter den Gorin-Fischen wurde er mir von den Samagirn in Ngagha nicht genannt, und eben so wenig wird er von Maack, Przewalski u. A. vom Ussuri erwähnt. Dagegen findet eine andere, den Giljaken minder wichtige Lachsart, *S. Lycaodon,* bei den Oltscha und Golde grössere Beachtung. Während sie im Mündungstheil des Amur-Stromes den grossen Massen von *S. Proteus* und *S. lagocephalus* gegenüber, zwischen deren Zügen sie in ungleich geringerer Zahl erscheint, nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt, fällt ihr Erscheinen weiter stromauf, indem der erstere mehr und mehr zurückbleibt und der letztere später eintrifft, in eine verhältnissmässig fischarme Zeit und kommt somit einem fühlbaren Bedürfniss der Stromanwohner entgegen. Am 3./15. Juli 1855 sah ich die Oltscha von Adi und in den folgenden Tagen auch die Golde von Kóurmi und der stromaufwärts nächstgelegenen Dörfer mit dem Fange der *Chelke* oder *Sselke,* wie sie *S. Lycaodon* nennen, beschäftigt: nicht nur labten sie sich am Genuss der frischgefangenen Fische, sondern sie benutzten die reichliche Menge, in welcher dieselben zogen, auch zur Bereitung von Vorräthen, was die Giljaken mit dieser Lachsart (ihrem *Well*) in der Regel zu thun verschmähen. Trotzdem jedoch die genannten Oltscha- und Golde-Dörfer, wo ich *S. Lycaodon* zahlreich gesehen habe, ganz nahe von der Gorin-Mündung liegen, scheint er in diesen letzteren Fluss nicht hineinzugehen, denn unter den von den Samagirn mir aufgezählten Fischen desselben fehlte die Chelke. Im Amur aber kommt er auch weiter stromauf vor und wird von den Golde oberhalb des Geong-Gebirges mit dem Namen *uru* bezeichnet. Den Ussuri scheint er gleichwohl nicht zu erreichen; zum wenigsten habe ich dort keinerlei Kunde von ihm erhalten, und in den späteren Mittheilungen Maack's und Przewalski's über die Fischfauna dieses Flusses wird er auch nicht erwähnt.

Bei Weitem die wichtigste aller Lachsarten ist jedoch für alle tungusischen Stämme des unteren Amur-Landes, gleich wie auch für die Giljaken, *S. lagocephalus,* bei allen *daua* oder *Amdawa*[1]) genannt. Dieser Lachs geht aus dem unteren Amur in alle Nebenflüsse desselben, den Amgunj, Gorin, Chongar, Ussuri hinein und steigt bis zu ihren obersten Zuflüssen hinauf. Im Gebiete des letzteren vermeidet er merkwürdigerweise nur den sonst so fischreichen Kengka-See und zwar, wie Przewalski[2]) vermuthet, wegen des allzu trüben Wassers desselben. Sein Zug den Ussuri aufwärts soll etwa 14 Tage, von der Mitte des Septembers an, dauern. Als ich im Spätsommer 1855 den Amur von der Ussuri-Mündung abwärts fuhr, begegnete ich den ersten Exemplaren des aufsteigenden *S. lagocephalus* am 25. und 26. Aug. (6. und 7. Sept.) bei Ssoja und Emmero am Ausgange des Geong-Gebirges. Drei Tage später traf ich ihn bei Chongar und Onmoi schon in massenhaftem Zuge und die Golde ganz und gar vom Fange desselben in Anspruch genommen. Ein bejahrter und sehr verständiger Mann im letztgenannten Dorfe, wo ich ein paar Tage rastete, theilte mir mit, dass der Massenzug der Daua daselbst etwa 10 Tage lang währe, worauf sie zwar spärlicher werde, aber doch noch etwa 20 weitere Tage zu ziehen fortfahre. Weiter stromabwärts drehte sich Alles ausschliesslich um den Fang und die Bereitung von Wintervorräthen aus diesem Fisch, Alles schwelgte im Genusse desselben, die um die Jurten stehenden Trockengerüste waren mit dichten Reihen zerstückelter Fische, gleich breiten rothen Bändern, behängt, und der die Luft verpestende Abfall bot Hunden, Krähen und Schmeissfliegen reichliche Nahrung. In Mongole, nahe der Nordgrenze der Oltscha, meinten die Leute am 13./25. Sept., der Massenzug der Daua sei schon zu Ende, und es stiegen nur noch die Nachzügler stromauf. Dennoch fand ich die Giljaken bis nach Nikolajefsk noch allenthalben eifrig mit dem Fange des Lyghi-tscho, sei es an den Lachswehren, sei es mit Hülfe gewöhnlicher Netze beschäftigt. Der Fang des *S. lagocephalus* geschieht übrigens bei den Oltscha und Golde genau in derselben Weise wie bei den Giljaken, theils mit gewöhnlichen Netzen, die, von bestimmter Maschengrösse, nach diesem Hauptfisch den Namen *dauamagda* tragen, theils mit Hülfe der oben beschriebenen, von ihnen *mynga* genannten Lachswehren. Das sackförmige Netz an diesen letzteren (*adule*) ist auch genau wie das *myrch-kā* der Giljaken beschaffen, ebenfalls mit Signalschnüren (gilj. *umyssj,* oltsch. und gold. *ssiracha*) versehen und wird auch ebenso gehandhabt. Doch sind die Lachswehren bei den Oltscha und Golde, den obigen allgemeinen Bemerkungen über ihren Fischfang im Vergleich mit demjenigen der Giljaken entsprechend, in der Regel kleiner, minder sorgfältig gemacht und auch minder zahlreich als bei den letzteren.

Dem mit dem Erscheinen von *S. lagocephalus* sich einstellenden Ueberflusse an Fisch geht eine längere verhältnissmässig fischarme Zeit voraus, in welcher die Oltscha und Golde auf die ständig im Amur lebenden Fische angewiesen sind. Unter diesen spielen bei ihnen, von den bereits besprochenen *Acipenser*-Arten abgesehen, einige Cyprinoiden, wie *Cyprinus Carpio* (oltsch. *uja*, gold. *kyzzi*), *Carassius vulgaris* (oltsch. und gold. *changu*), *Pseudaspius leptocephalus* (oltsch. und gold. *ssowa* und *ssua*), *Hypophtalmichthys Dybowskii* (oltsch. und gold. *takko* und *tauo*), *Culter erythropterus* (oltsch. und gold. *dsads'chi*) u. a., sowie *Salmo fluviatilis* (bei den Oltscha und Golde *dshäl*, bei den Samagirn am Gorin *dshöli*), der Wels, *Silurus asotus* (oltsch. und gold. *lacha*), und der Hecht (oltsch. *koro*, gold. *guzza*, samagir. *gutscha*) die Hauptrolle. Aus den beiden letzteren habe ich sie sogar Jukola bereiten sehen, wenn auch nur in geringer Quantität und bloss für die nächste Zukunft. Gewiss dürfte ein so fischreicher Strom wie der Amur seinen Anwohnern auch in der Zeit, da er nicht von aufsteigenden Lachsarten angefüllt ist, einen reichen Ertrag an Fischen liefern, wofern sie nur mit Fleiss und Energie den Fang derselben betreiben wollten, aber in dieser Beziehung stehen die Oltscha und Golde den Giljaken weit nach. Ich habe die Golde bisweilen mitten im Sommer arg darben sehen; statt aber energisch an den Fischfang zu gehen, der ihre Mühe, wenn auch nicht in dem Maasse wie zur Zeit der aufsteigenden Lachse, doch sicher mit Erfolg gekrönt hätte, begnügten sie sich damit, in der Nähe des Ufers in fauler und bequemer Weise kleine Fischchen zu angeln, die der augenblicklichen Noth abhelfen sollten. Es fehlt ihnen eben, um die natürliche Indolenz zu besiegen, an der den Giljaken eigenen Liebe zum Fischfang, wenn dieser nicht, wie beim Stör- und Hausenfang, vermittelst der Harpune betrieben, den Charakter der Jagd trägt.

---

[1]) Das *w* ist hier wie das englische *w* auszusprechen.

[2]) L. c., p. 97, Anmerk.

Bezüglich der Fischernetze der Oltscha und Golde ist zu bemerken, dass dieselben, bei gleicher Beschaffenheit mit den giljakischen, doch hinsichtlich der Anfertigungsmaterialien eine gewisse Verschiedenheit darbieten: denn sie werden nicht bloss aus der Nessel, sondern, und zwar je höher stromauf um so häufiger, auch aus den Stengeln der Hanfpflanze (*Cannabis sativa* L., oltsch. und gold. *onochto*) verfertigt, die mit Nesseln und Artemisien in grosser Menge um ihre Jurten wuchert. An Stelle der Steine ferner, mit denen die Giljaken unter Umständen ihre Netze beschweren, gebrauchen sie eigens zu dem Zweck bestimmte Lehmstücke (*ilbicha*) von länglich-parallelipipedischer Form, die genau zwischen die beiden das Netz umrahmenden Weidenbastschnüre (oltsch. und gold. *bartoche*) passen und mit entsprechenden Riemen zur Befestigung an dieselben versehen sind. Zur Anfertigung dieser Netzbeschwerer dient eine aus zwei einzelnen Hälften bestehende hölzerne Form: diese wird zuvor mit Fischthran ausgeschmiert, darauf der Lehm hineingestampft, und alles über die Form Hinausragende mit dem Messer abgeschnitten. Gebrannt aber werden diese Lehmstücke, nachdem sie aus der Form herausgenommen worden, nicht, sondern nur auf den warmen Sitzbänken oder vor dem Herdfeuer der Jurte getrocknet und leicht gehärtet. Anstatt der bei den Giljaken üblichen, aus Holz oder Borke bestehenden Schwimmer gebrauchen endlich die Oltscha und Golde an ihren Netzen parallelipipedisch zurechtgeschnittene Korkstücke (oltsch. und gold. *kokto* und *kochto*) von der dem Amur-Lande eigenen Baumart *Phellondendron amurense* Rupr., und zwar findet man sie bei den ersteren schon unterhalb Kidsi im Gebrauch, obgleich der betreffende Baum erst viel weiter stromaufwärts, etwa von der Chongar-Mündung und Onmoi an auftritt. Solche Korkstücke an den Fischernetzen der Eingeborenen waren es auch, die uns zuerst auf das Vorkommen eines korkbildenden Baumes im Amur-Lande aufmerksam machten.

Bleibt bei den tungusischen Völkern des unteren Amur-Landes, trotz der ihnen innewohnenden Neigung zur Jagd, der Fischfang doch als Hauptbeschäftigung bestehen, welche ihnen sowohl wie ihrem einzigen Hausthier, dem zum Anspann in grosser Anzahl gehaltenen Hunde, die Existenz sichert, so kehrt sich dies Verhältniss bei ihren Stammgenossen im oberen Amur-Lande vollständig um. Während jene, an den fischreichen Riesenstrom und seine grossen Zuflüsse gelangt, ihr Jägerleben aufgaben und zu mehr oder minder sesshaften Fischern wurden, die je weiter stromabwärts, um so mehr die Lebensweise ihrer Lehrmeister im Fischfang, der altangesessenen **Giljaken** annahmen, sind die tungusischen Völker des oberen Amur-Landes bis auf den heutigen Tag Jagdnomaden geblieben, die nur zeitweise, im Sommer, aus ihren Jagdgründen an den Amur herabziehen, um sich den Fischreichthum desselben zu Nutzen zu machen, und zwar nur behufs ihrer eigenen Nahrung, da ihre Haus- oder richtiger Wanderthiere, Renn und Pferd, von herbivorer Natur sind. Der Fischfang spielt bei ihnen daher, der Jagd gegenüber, nur eine ganz untergeordnete Rolle, indem er nur einen Zuschuss zu ihrer Nahrung liefert und eine gewisse Abwechselung in dieselbe bringt.

Mit dieser Erscheinung im Leben und in der Geschichte der Amur-Völker steht auch die Thatsache in causalem Zusammenhange, dass der Amur-Strom in seinem oberen Laufe lange nicht den Fischreichthum wie im unteren hat. Diejenigen Fische namentlich, die durch ihr regelmässiges und massenhaftes Aufsteigen aus dem Meere in den unteren Amur-Strom und seine Zuflüsse den Anwohnern derselben eine sichere und ergiebige Existenzquelle bieten, die verschiedenen, oben besprochenen Lachsarten und unter ihnen insbesondere der im gesammten unteren Amur-Lande an erster Stelle stehende *Salmo lagocephalus*, gehen dem oberen Amur-Laufe mehr oder minder ab. **Middendorff** wurde, vermuthlich von den ihn begleitenden **Tungusen**, angegeben, dass der Keta-Lachs die Bureja nicht mehr erreiche; der Umsü, ein Fluss, den ich jedoch mit keinem der mir bekannten zu identificiren weiss, sei der höchste Zufluss des Amur, bis zu dem er hinaufsteige[1]). **Maack** giebt an, dass er bis zur Mündung des Komar und dann diesen Fluss hinaufsteige, im Amur aber oberhalb dieser Mündung nur sehr selten vorkomme[2]). Das Erstere erscheint mir noch sehr fraglich, das Letztere hingegen ganz glaubwürdig. In den Quellflüssen des Amur-Stromes, Schilka und Argunj, fehlt er jedenfalls gänzlich, und die von dort gekommenen Ansiedler am oberen Amur mochten ihn daher, nach **Schmidt's**[3]) Bemerkung, als einen ihnen unbekannten Fisch, gar nicht essen. So darf *Salmo lagocephalus*, dank seiner auf das untere Amur-Land beschränkten Verbreitung und der grossen Bedeutung, die er für dessen gesammte Bevölkerung hat, vom ethnologischen Gesichtspunkte als eine prägnante Charakterform des unteren Amur-Landes im Gegensatz zum oberen bezeichnet werden.

---

[1]) **Middendorff**, Reise, Bd. IV, p. 1261. Auf der von ihm nach chinesischen Quellen zusammengestellten, aber nicht erschienenen Hydrographischen Karte des Stanowoi-Gebirges findet sich dieser Fluss nicht.

[2]) **Маакъ**, Путеш., стр. 74.

[3]) Histor. Bericht etc., p. 20.

Wird durch die oben erwähnte Verbreitung der Lachse und insbesondere des *S. lagocephalus* ein wesentlicher und charakteristischer Unterschied zwischen dem oberen und dem unteren Amur-Lande in Betreff des Fischfanges bedingt, so geben hingegen die dem gesammten Amur-Strom bis in seine daurischen Quellflüsse hinein eigenen *Acipenser*-Arten einen gemeinsamen, beide Theile unmittelbar mit einander verknüpfenden Zug ab. Wie ihre Stammgenossen im unteren Amur-Lande, so gehen auch die **Biraren**, **Manägirn** und **Orotschonen** mit besonderer Vorliebe dem Fange dieser grössten Fische des Amur-Stromes, namentlich des riesigen Amur-Hausens nach und betreiben denselben zumeist, nicht etwa wie die Giljaken mit Fischernetzen, sondern, wie es Jägervölkern nahe liegt und geziemt, mit der vom leichten Rindenkahn aus zu schleudernden Harpune[1]). Jede einzelne Beute der Art liefert den Jägern, gleich ihren grösseren Waldthieren, wie Elenn, Hirsch und drgl., ein beträchtliches Quantum an Fleisch zur Nahrung und ausserdem noch eine Menge des im Handel mit den Chinesen sehr vortheilhaft zu verwerthenden Knorpels. Als ich auf meiner Reise den Amur aufwärts durchs Manägir-Gebiet ging und mich am 17. 29. August an der Stelle befand, wo das alte Albasin gestanden hatte, und wo jetzt zwei Manägir-Zelte sich befanden, war ich Zeuge davon, wie ein eben erlegter grosser Hausen im Schlepptau eines Rindenkahnes ans Land gebracht wurde, um zerlegt und zwischen allen Zeltinsassen vertheilt zu werden. Zuerst wurde der Kopf vom Rumpfe abgetrennt und, wie es hiess, zum Schutz vor Fäulniss und vor den sich ansammelnden Fliegen, wahrscheinlicherweise jedoch einem auch bei den Eingeborenen des unteren Amur-Landes hinsichtlich mancher Jagdthiere herrschenden Aberglauben zufolge, auf den ich später noch zurückkommen werde, ins Wasser unfern vom Ufer versenkt. Alsdann wurden die Schilderreihen entfernt, das Thier ausgeweidet und der Magen und Darm desselben weggeworfen, die übrigen Weichtheile aber, wie Herz und Leber und alles Fleisch, so zergliedert und zerstückelt, dass ein Jeder einen ungefähr gleichen Antheil vom Fisch erhielt, mit dem er nach Belieben walten konnte. Leider fiel meine Reise durch das Gebiet der Manägirn und Orotschonen in eine Jahreszeit, da die meisten derselben den Amur bereits verlassen hatten und ihren herbst- und winterlichen Jagdgründen zugezogen waren. In Folge dessen bin ich nicht im Stande, aus eigener Erfahrung Näheres über die Art und Weise ihres Fischfanges mitzutheilen. Die an den verlassenen Zeltstellen hie und da stehen gebliebenen, zum Trocknen von Fischen dienlichen Holzgerüste gaben aber Zeugniss davon, dass der Fischfang im Amur ihnen nicht bloss zur zeitweiligen Nahrung, während des Aufenthalts am Strome, sondern auch zur Bereitung von manchen Vorräthen für die Zukunft dient. Doch können diese schon der mangelhaften, den Nomaden zu Gebote stehenden Transportmittel wegen nur gering sein, nicht grösser, als sie auch beim Wechsel ihrer einzelnen Jagdgründe sein dürfen. Fassen wir es zum Schluss kurz zusammen, so ist der Fischfang bei diesen Völkern nicht, wie bei denjenigen des unteren Amur-Landes, eine stetige, für die gesammte Haushaltung unbedingt nothwendige Existenzquelle, die sie zu einer mehr oder minder festen Sesshaftigkeit zwingt, sondern nur eine zeitweise geübte, in ihr sonstiges Nomadenleben als Jäger sich einfügende Nebenbeschäftigung. In dieser verschiedenen Bedeutung des Fischfangs und der Jagd für die Völker des oberen und des unteren Amur-Landes liegt der wesentlichste, Ausschlag gebende Unterschied ihres gesammten Seins und Lebens.

---

[1]) Auch die Bezeichnungen dieser Fische lauten bei den oberen Amur-Völkern sehr ähnlich wie bei den oberen Golde: so heisst, nach Maack (l. c., p. 58 u. 60), bei den Orotschonen *Ac. orientalis*—*adsin*, *Ac. Schrenckii*—*kilemma*.

Bevor ich zur speciellen Besprechung der Jagd bei den Amur-Völkern übergehe, muss ich noch zweier Arten von Thierfang erwähnen, welche, auf Grund der bestehenden Naturverhältnisse, nur im unteren Amur-Lande betrieben werden und daher neben den oben besprochenen Verhältnissen des Fischfanges wesentlich verschiedene Züge im Lebensbilde der unteren und der oberen Amur-Völker abgeben. Ich meine den Seehundsfang und den Delphin- oder Weisswalfang.

Gleichwie im Fischfange, so stehen auch in diesen beiden Betriebszweigen unter allen Völkern des Amur-Landes obenan die **Giljaken**. Wie gross und vielfältig bei ihnen die unmittelbare Verwendung der Seehunde zur Nahrung und Kleidung, zur Erhaltung der Hunde, Bereitung der Lokomotionsmittel und anderer Bedürfnisse des täglichen Lebens sind, kann man aus den vorhergehenden Schilderungen zur Genüge ersehen. Nächst dem Fischfang ist daher der Seehundsfang ihre Hauptbeschäftigung, der sie dank der geographischen Lage ihres Wohngebietes allenthalben nachgehen können: an den Küsten des Ochotskischen Meeres, auf dem Festlande wie auf der Insel Sachalin, am Amur-Liman und Amur-Strom, in welchem die Seehunde, wie schon erwähnt, bis in das Oltscha-Gebiet hinein aufsteigen. Ja, bei den Küsten-Giljaken, am Ochotskischen Meer und im Liman, geht der Seehundsfang vielfach sogar dem Fischfange vor. Diesen Giljaken sieht man es auch schon an ihrer in höherem Maasse, ja oft ganz aus Seehundsfellen bestehenden Kleidung an, dass der Seehundsfang bei ihnen eine noch weit wichtigere Rolle als bei den Amur-Giljaken spielt. Hiebei sei bemerkt, dass es im Amur-Liman auch zwei Ortschaften giebt, die den Namen «Langr-wo» oder abgekürzt «Langr» und «Langri», d. h. Seehundsdorf, tragen, sei es nun, weil sie für den Seehundsfang besonders günstig gelegen sind, oder weil ihre Bewohner denselben mit besonderem, traditionell gewordenem Geschick und Erfolg betreiben. Ueber den einen dieser Orte, das an der Westküste Sachalin's gelegene Langri, welches nach Glehn[1]) nur das Sommerdorf der Giljaken von Tulksj ist, vermag ich nichts weiter zu sagen. Der andere aber, das am Eingange aus dem Ochotskischen Meer in den Amur-Liman auf einer kleinen Insel gelegene Langr, das ich selbst besucht habe, scheint seinen Namen und die an denselben geknüpften Vermuthungen vollständig zu rechtfertigen. Es ist eines der grössten Dörfer des Amur-Limanes, und seine Bewohner stehen in lebhaftem Handelsverkehr mit den Amur-Giljaken, wobei ihnen namentlich die Ergebnisse ihres Robbenschlages, Seehundsfelle und -Häute und Seehundsthran, als Tauschartikel den letzteren gegenüber dienen. Dieselbe Rolle, die Langr im nördlichen, spielt Tschomi im südlichen Theile des Amur-Limanes. Dort giebt namentlich die kleine Gruppe der Hagimif-Inseln eine von allen zunächst wohnenden Festlands-Giljaken des Seehundsfanges wegen vielfach besuchte Lokalität ab. Die rührigen Tschomi-Giljaken begeben sich jedoch, um den Seehundsfang zu betreiben, auch südlich vom Amur-Liman, in die Mamia-Rinsô-Strasse und an das Nordende des Nordjapanischen Meeres, sowie nach der gegenüberliegenden Küste Sachalin's, wo ich sie z. B. in Poghobi zu dem Zweck habe weilen sehen. In kaum geringerem Umfange wie im übrigen Amur-Liman wird der Seehundsfang auch an der unmittelbaren Mündung des Amur-Stromes, in Tschcharbach, Ngale-wo, Pronge betrieben, wo namentlich die kleine Insel Uisut einen besonders günstigen Punkt für denselben darbietet.

---

[1]) S. oben, p. 332.

Nach Angabe der Giljaken gehen alle Seehundsarten des Amur-Limanes auch in den Amur-Strom hinein, mit alleiniger Ausnahme des *«Alch»*, *Phoca equestris* Pall., doch sollen die alten Thiere sich nur wenig von der Mündung entfernen, während die jüngeren höher hinaufsteigen. Am weitesten stromaufwärts geht jedenfalls die *Ph. nummularis* Schleg., die im erwachsenen Zustande von den Giljaken *pyghi-langr*, von den Oltscha *gjäuchsa* genannt wird. Dies ist daher die wichtigste Seehundsart für die Amur-Giljaken. Ihrem mehr oder minder stark gefleckten Fell begegnet man bei ihnen allenthalben und in der mannigfachsten Verwendung, an Kleidungsstücken, wie sie oben genauer besprochen worden, Schneeschuhen, Handsäcken und Täschchen u. dgl. m. Kaum minder wichtig ist ihnen aber auch der im Strome seltnere *Kighitsch*, die *Ph. barbata* Müll., deren dickere, ihres Haares entkleidete Haut zur Anfertigung der Fussstücke und Sohlen an den Stiefeln, des Hundeanspannes und der überall nothwendigen Riemen dient. In den beiden grössten Flüssen Sachalin's, dem Tymy und Plyi oder Poron-ai, sollen die Seehunde etwa 60 Werst aufwärts steigen[1]), doch ist über das Verhalten der einzelnen Arten dabei bisher noch nichts bekannt.

An der Meeresküste und im Amur-Liman findet der Seehundsfang zu allen Jahreszeiten statt. Im Winter und überhaupt so lange die Eisdecke besteht, lauern die Giljaken den Seehunden an den Stellen auf, wo sie zum Athmen an die Eisoberfläche kommen, um sie mit der gewöhnlichen, auch zum Stechen von Stören und Hausen dienlichen Harpune, dem *Tugngy*[2]) (Taf. XLII, Fig. 2), zu erlegen oder auch, wenn sie auf das Eis selbst herausgekrochen sind, vom Wasser abzuschneiden und einfach zu knüppeln. Letzteres kann namentlich zum Frühling hin häufiger und in grösserem Umfange ausgeführt werden, weil die Seehunde sich alsdann gern zum Sonnen auf die Eisoberfläche begeben sollen. Sowohl die Tschomi-**Giljaken**, die ich in Poghobi traf, als auch die Bewohner von Tägl an der Festlandsküste des Ochotskischen Meeres nannten mir daher übereinstimmend den April, *arkail-long*, als denjenigen Monat, mit welchem der ergiebigere Seehundsfang an der Meeresküste und im Liman beginnt. Im Amur hingegen wird der Seehundsfang nur in der Zeit betrieben, da der Strom unbeeist ist, und zwar hauptsächlich im August, dem *pilja-tschrar-long*, weil die Seehunde sich alsdann in grösster Anzahl in den Strom begeben, um sich von den in demselben massenhaft aufsteigenden Keta-Lachsen (*S. lagocephalus*) zu nähren. Aehnliches findet auch an der Tymy-Mündung auf Sachalin statt, wo sich alsdann nicht bloss die anwohnenden **Giljaken** und **Oroken**, sondern auch die zum Zweck des Fischfanges vom oberen Tymy-Lauf gekommenen **Giljaken** neben dem Fisch- auch mit dem Seehundsfange abgeben. Zum letzteren bedienen sich die **Giljaken** bei offenem Wasser allenthalben, in der See sowohl, wie im Amur-Liman und Amur-Strom, theils der gewöhnlichen Harpune (*tugngy*, Taf. XLII, Fig. 2), die vom Boot aus geschleudert wird, theils und zumeist einer anderen, eigens zum Seehundsfange bestimmten Waffe, die bei ihnen *lych* heisst. Diese besteht aus einem etwa einen Fuss langen Brettchen, das nach vorn hin ein wenig aufsteigt und in eine horizontal gerichtete Zinke ausläuft (ebenda, Fig. 1), auf welche die gewöhnliche, mit einem langen Riemen versehene Harpunenspitze (*tugngy*) aufgesetzt wird. Mit seinem hinteren Ende dagegen, wo sich eine tief eingeschnittene Rinne befindet, wird das Brettchen an eine 10—13 Faden lange, aus mehreren Stücken zusammengesetzte Stange (gilj. *tla*) befestigt[1]. Dank einer solchen Länge des Griffstockes kann der Angriff auf die scheuen und vorsichtigen Thiere mit dieser Waffe aus ansehnlicher Entfernung geschehen. Die ganze Waffe wird zu dem Zweck aufs Wasser herabgelassen und von dem im Boot oder am Ufer möglichst versteckt liegenden Jäger mit ihrer Spitze voran so lange langsam und vorsichtig gegen den auf einem Stein ruhenden oder sonst wie zum Vorschein gekommenen Seehund vorgeschoben, bis sie sich demselben so weit genähert hat, dass ein plötzlicher kräftiger Stoss genügt, sie in den Leib des Thieres zu treiben, worauf dieses vermittelst des langen, an die Harpune befestigten Riemens ans Boot oder Ufer herangezogen und geknüppelt wird. Die Amur-**Giljaken** pflegen wohl auch an gelegenen, von Seehunden oft besuchten Lokalitäten hie und da, in entsprechender Entfernung vom Ufer einen oder ein paar schwimmende Balken an einen in den Grund getriebenen Pflock zu befestigen, um die Seehunde zum Herauskommen aus dem Wasser zu veranlassen und sie alsdann aus dem Versteck mit dem bereitgehaltenen Lych zu erlegen[2].

---

[1]) Мицулъ, Очеркъ остр. Сахал., С.-Петерб. 1873, стр. 48.

[2]) Diese Bezeichnung gilt zunächst der beifolgend abgebildeten eisernen Spitze, wird aber auch für die ganze, mit einer Stange zum Schleudern versehene Harpune gebraucht.

---

[1] Auf der Insel Uient, von welcher aus viel Seehundsfang betrieben wird, sah ich eine solche Stange liegen, die 40 Schritte lang war.

[2] Die Zeichnungen sowohl zu dem umstehenden Holzschnitt, als auch zu denjenigen, die auf S. 485, 492, 502, 509 und 529 mitgetheilt worden, sind vom Custos unseres Anthropologisch-ethnographischen Museums, Hrn. Fr. **Russow**, theils nach den von meinem Reisebegleiter, Hrn. **Poliwanof**, an Ort und Stelle gemachten oder in meinem Reisetagebuch enthaltenen Originalskizzen, theils nach den betreffenden Gegenständen unseres Museums angefertigt worden. Ich nehme daher Gelegenheit, ihm meinen verbindlichsten Dank dafür auszusprechen.

Selbstverständlich knüpft sich bei den Giljaken auch an den Seehundsfang mancher Aberglauben. So trägt stets, gleich dem oben besprochenen Odn-tschongr[1]), auch das Lych auf seiner

Gebrauch des *Lych's* zum Seehundsfang bei den Giljaken.

oberen Seite, nahe der Spitze, ein roh eingeschnitztes Gesicht, dessen Vorhandensein zum erfolgreichen Gebrauch der Waffe für wesentlich gehalten wird. Ferner verlangt es der Aberglauben, dass dem erlegten Seehunde zuallererst, und bevor noch an seine Verwendung gegangen wird, die Augen mit einem Messer ausgestochen werden, wobei man die mit der Hohlhand aufgefangene Augenflüssigkeit ins Wasser wirft, und dass ferner die Schnauzenspitze, oder aber, um Beides zugleich zu erreichen, auch der ganze Kopf abgehauen und ins Wasser versenkt wird. Der leitende Gedanke dabei ist, das erschlagene Thier in Unkenntniss über seinen Mörder zu lassen und somit einer etwaigen, künftighin Misserfolge in der Seehundsjagd bewirkenden Rache seiner Manen zu entgehen. Offenbar dürfte dieselbe Vorstellung auch dem oben erwähnten, ähnlichen Verfahren der Manägirn mit den erschlagenen Hausen und Stören zu Grunde liegen. Die Giljaken jedoch schätzen diese Fische zu sehr, um allemal ihre Köpfe zu opfern, und mögen sich daher in einer anderen und billigeren Weise mit dem Aberglauben abfinden. Vielleicht begnügen sie sich damit, ihnen die Augen auszustechen, doch habe ich auch dieses selbst nicht gesehen. Ihr oben angeführtes Verfahren mit den Seehunden war mir übrigens insofern sehr ungelegen, als es mir in Folge desselben nicht gelang, ganz vollständige und intakte Bälge von den Seehunden des Amur-Landes zu erhalten.

Wie bei den Giljaken, so spielt der Seehundsfang auch bei den an beiden Küsten Sachalin's wohnenden Aino eine wichtige Rolle und wird von diesen auch in ganz ähnlicher Weise betrieben. So ist, den Mittheilungen Mizul's zufolge[2]), auch bei ihnen die oben beschriebene langstielige Harpune, das giljakische Lych, im Gebrauch, und Mamia Rinsô erwähnt bereits dass sie kleine Holzflösse im Wasser treiben lassen, auf welche die Seehunde heraufzukriechen pflegen, und diese alsdann mit Wurfspiessen erlegen[1]).

---

[1]) S. oben, p. 520.

[2]) L. c., p. 130.

Unter den tungusischen Völkern des Amur-Landes sind nur einige wenige durch die Lage ihres Wohngebietes unter anderen Existenzquellen auch auf den Seehundsfang angewiesen, oder aber denselben überhaupt nur zu betreiben ermöglicht. Das Erstere ist namentlich bei den **Orotschen** der Meeresküste der Fall, die den Seehundsfang nicht bloss zur Befriedigung ihres eigenen Bedarfes an Seehundsfellen, -Häuten und -Thran betreiben, sondern demselben auch wichtige Tauschartikel zum Handel mit ihren westlichen Nachbarn, den Golde, entnehmen. Dennoch tritt auch bei den Orotschen der Seehundsfang weit hinter die mit Vorliebe betriebene Jagd auf die Thiere des Waldes zurück. Auch die **Oltscha** ferner haben, wenn auch in geringerem Grade, Gelegenheit, sich in den eigenen Grenzen mit dem Seehundsfange abzugeben, dank einerseits ihren Wohnsitzen an der Bai de Castries und andererseits dem Aufsteigen der Seehunde im Amur-Strome bis weit in ihr Gebiet hinein. Dass sie denselben ganz nach Art der Giljaken betreiben, an denen sie auch darin ihre Lehrmeister haben, kann keinem Zweifel unterliegen. Die **Negda** endlich, obgleich entfernt vom Meere wohnend, begeben sich doch alljährlich in einiger Anzahl vom Amgunj und insbesondere von ihren nordöstlichsten Wohnsitzen an den Seen Orell und Tschlja übers Gebirge ans Ochotskische Meer, um sich dort eine Zeit lang mit dem Seehundsfange zu beschäftigen[2]). Von den übrigen tungusischen Völkern des Amur-Landes kann bezüglich des Seehundsfanges keine Rede sein.

* * *

In engeren Grenzen noch als der Seehundsfang kommt für das Amur-Land der Weisswalfang in Betracht. Die Verbreitung des Weisswals (*Delphinapterus Leucas* Pall. gilj. *pomi-tscho*, oltsch. *malta*) im Amur-Lande fällt ziemlich mit dem Wohngebiet der **Giljaken** zusammen; nur an der Ostküste Sachalin's und im Amur-Strome geht sie etwas über dasselbe nach Süden hinaus, während sie an der Westküste der Insel hinter demselben nordwärts zurückbleibt. Ein Bewohner hochnordischer Meere, zu denen auch das Ochotskische seinem Gesammtcharakter nach gehört, steigt der Weisswal an der Ostküste Sachalin's bis zu ihrem Südende hinab und kommt namentlich noch in grosser Zahl im Golfe der Geduld und an der Poronai-Mündung vor[3]). Dem wärmeren Nordjapanischen Meere bleibt er hingegen fern. Wie im ersten

---

[1]) Mamia Rinsô, Tô-tats kiko (Siebold, Nippon, VII, p. 185).

[2]) Nach Boschnjak u. Schmidt, s. oben, p. 15 u. 20.

[3]) Поляковъ, Путеш. на остр. Сахалинъ (Прилож. къ XIX т. Изв. Имп. Русск. Геогр. Общ., стр. 107, 111). Его же, Отчетъ объ изслѣд. на остр. Сахалинѣ, въ Южно-Уссурійск. краѣ и въ Японіи (Прилож. къ XLVIII т. Зап. Имп. Акад. Наукъ, № 6, стр. 5—7). An dem letzteren Orte berichtet Poljakof, dass der Weisswal sich vor der Mündung des Poro-nai in grossen Schaaren einfindet,

Bande dieses Werkes[1]) bereits ausführlich dargethan, geht er aus dem Ochotskischen Meere in den Amur-Liman und Amur-Strom hinein und steigt im letzteren bis zu einer ansehnlichen Entfernung von der Mündung aufwärts, durch das ganze Wohngebiet der **Giljaken** hindurch und bis in dasjenige ihrer südlichen Nachbarn, der **Oltscha**, hinein, wobei er sich stets an das tiefste Fahrwasser des Stromes hält und daher meist längs dem hohen rechten Ufer desselben zieht. Besonders zahlreich sieht man ihn namentlich im untersten, giljakischen Theile des Amur-Stromes, und zwar im August und September, wenn er den in Menge aufsteigenden Lachsen (*S. lagocephalus*) entgegen dem Meere zuzieht. Dort lenkten die beständig im Strome auf- und untertauchenden kolossalen, blendend weissen Thiere auch schon die Aufmerksamkeit des japanischen Reisenden **Mamia Rinsô** auf sich[2]).

Bei solcher Verbreitung des Weisswales im Amur-Lande sind die **Giljaken** ziemlich das einzige seiner Völker, das sich mit dem Fange desselben beschäftigt. Die **Aino** an der Ostküste Sachalin's hätten zwar auch Gelegenheit dazu, allein bei keinem der Reisenden, die sie kennen gelernt, ist von einer solchen Beschäftigung derselben die Rede. Wenig geneigt zu kühneren Jagdunternehmungen, begnügen sie sich vermuthlich auch den Weisswalen gegenüber nur damit, die an der Küste gestrandeten Individuen auszubeuten, gleich wie sie es mit den grösseren, eigentlichen Walfischen thun. Mit den letzteren machen es auch die **Giljaken** nicht anders, den Weisswalen dagegen stellen sie mit bewaffneter Hand nach, und zwar dient ihnen dazu ein eigens zu dem Zweck bestimmte Harpune, das bei ihnen sogen. *Parr* (Taf. XLII, Fig. 3 u. Dieses besteht aus einer kurzen und dicken knöchernen Röhre, in welche eine dolchförmige zweischneidige und spitze, hinten jederseits mit einem Widerhaken versehene eiserne Lamelle eingefügt ist. Dieses Stück wird auf einen zum Schleudern dienenden hölzernen Schaft (gilj. *werl*) aufgesetzt und ist ausserdem noch mit einem langen und kräftigen Riemen versehen, an welchem das verwundete Thier, je nachdem wo der Jäger sich befindet, entweder ans Boot, oder auch direkt ans Land herangezogen wird, um vollends todtgeschlagen zu werden. Auch hier, wie bei der Seehundsjagd, verlangt es der Aberglauben, und vermuthlich auch in Folge einer ähnlichen Vorstellung, dass dem erlegten Thiere zuallererst der Kopf abgetrennt werde; doch wird derselbe nicht ins Wasser versenkt, sondern an einen am Ufer stehenden Baum gehängt, nachdem alles Muskelfleisch und drgl. von ihm zuvor entfernt worden ist. Mir sind an verschiedenen Stellen des rechten Amur-Ufers derartige mit zahlreichen Weisswalschädeln behängte Bäume begegnet, die zugleich von ergiebigen Jagden der **Giljaken**

---

noch bevor der Fluss seine Eisdecke abgeworfen hat, und zur Ebbezeit unter derselben flussaufwärts steigt, wobei ihm die zwischen ihr und der alsdann niedrigeren Flussoberfläche enthaltene Luftschicht das Athmen ermöglicht. Tritt aber die Fluth ein, so kehren alle Individuen, oft mit ihren Jungen auf dem Rücken, wieder ins Meer zurück. Dieses Verschwinden und Wiedererscheinen der Weisswale vor der Pornai-Mündung wiederholte sich mit der Regelmässigkeit der Fluth- und Ebbeerscheinung, und von den Bewegungen der Thiere unter der Eisdecke gaben die auf derselben aufgeregt schnüffelnden und bellenden Hunde Zeugniss.

[1] Säugethiere des Amur-Landes, p. 191.

[2] «*Sira-kusirom*, weisse Walfische, nennt sie der Reisende (Tôtats-ki ko in **Siebold**, Nippon, VII, p. 177).

auf den Weisswal Zeugniss gaben. Ob die **Oltscha**, in deren Gebiet der Weisswal viel seltner ist, die Jagd auf denselben ebenfalls betreiben, vermag ich nicht zu sagen, doch können sie, im Falle es sein sollte, darin nur die **Giljaken** zu ihren Lehrmeistern haben. So giebt die Jagd auf den Weisswal einen charakteristischen Zug im Lebensbilde der **Giljaken** den anderen Amur-Völkern gegenüber ab und nähert sie zugleich, bei der hochnordischen Natur dieses Thieres, den Polarvölkern. Und merkwürdig genug, herrscht auch bei manchen von diesen die Sitte, die Schädel der erlegten Weisswale auf einen Baum oder in Ermangelung eines solchen auf senkrecht in den Erdboden eingetriebene Pfähle zu stecken, wie es z. B. **Pallas**[1]) von den **Samojeden** und **Ostjaken** am Obj-Strom erzählt.

---

[1]) Reise durch versch. Prov. des Russ. Reichs, Bd. III, p. 60; Zoographia rosso-asiat., T. I, p. 273.

9. Abschnitt.

Jagd auf die Thiere des Waldes. Jagdgeräth. Eiserne Jagd- und andere Waffen und deren Anfertigung. Schutz und Ehrenbewaffnung.

Wenden wir uns nunmehr der zweiten Hauptexistenzquelle der Amur-Völker, der Jagd auf die Thiere des Waldes zu, so muss ich zuvor, die oben mehrfach gethanen Aeusserungen kurz und allgemein recapitulirend, hervorheben, dass dieselbe, dem Fischfang direkt entgegen, je weiter von der Amur-Mündung stromauf und in die Nebenflüsse hinein, desto mehr an unmittelbarer Wichtigkeit und Bedeutung zunimmt und im oberen Amur-Lande endlich, gleichwie der Fischfang im unteren, zur ersten und wesentlichsten Existenzbedingung seiner Völker wird.

Die **Giljaken**, mit denen wir wiederum unsere Betrachtung beginnen, sind demgemäss, als das sesshafteste, ichthyophagste und überhaupt ausgesprochenste Fischervolk des Amur-Landes, am wenigsten unter allen seinen Völkern der Jagd auf die Thiere des Waldes zugethan. Während ihnen der Fisch-, Seehunds- und Weisswalfang zur unmittelbaren Befriedigung ihrer Bedürfnisse an Kleidung und an Nahrung für sich selbst und ihre Hunde dient, kommt bei ihnen die Jagd diesen Zwecken im Grossen und Ganzen nur in mittelbarer Weise nach, insofern sie ihnen nämlich diejenigen Artikel liefert, mit deren Hülfe sie sich im Handel mit den angrenzenden Culturvölkern die ihnen zum Bedürfniss gewordenen fremdländischen Kleidungs-, Nahrungs- und Genussmittel verschaffen können. Die Jagd richtet sich daher bei ihnen hauptsächlich gegen diejenigen Thiere, deren Felle bei ihren Haupthandelsherren, den Chinesen, einen sicheren und guten Absatz finden, und da sie, schon aus dem Grunde, um die Felle möglichst unverletzt zu erhalten, meist vermittelst verschiedenartiger Fallen, Schlingen, Giftpillen u. drgl. betrieben wird, so kann man sie ihrem weitaus vorherrschenden Zweck und Charakter nach als Pelzthierfang bezeichnen.

Selbstverständlich betreiben die **Giljaken** die Jagd nur im Winter, da sie alsdann, vom Fischfang nur wenig in Anspruch genommen, hinlänglich Zeit dazu haben und andererseits die Thiere in ihrem vollen, kostbaren Winterhaar stehen. Zudem erleichtert alsdann auch der tiefe, das Unterholzdickicht im Walde deckende Schnee in hohem Grade die Bewegung durch denselben, so dass es auch für die **Giljaken** erfahrungsgemäss keinem Zweifel unterliegt, dass je schneereicher der Winter ist, desto ergiebiger und erfolgreicher auch die Jagd ausfällt. Dennoch geben sich die **Giljaken** der Jagd auch im Winter lange nicht in dem Maasse wie ihre tungusischen Nachbarn hin. Während die letzteren, wie wir sehen werden, alsdann nicht selten aus dem eigenen Wohngebiet fort in weit entlegene Wald- und Gebirgswildnisse ziehen, um dort wochenlang ganz und gar der Jagd zu leben, begnügen sich die **Giljaken** damit, dieselbe nur im eigenen Gebiet, in einem gewissen, je nach der Lokalität grösseren oder geringeren Umkreise um ihre Winterwohnungen zu betreiben. Diese werden aber zu dem Zweck oft getrennt und mitunter sogar weit entfernt von den Sommerwohnungen an solchen Orten errichtet, welche eine für die Jagd besonders günstige Lage haben.

Die wichtigsten, weil im Handel allgemein hochgeschätzten und im Amur-Lande noch zahlreich vorhandenen Pelzthiere sind für die **Giljaken** der Zobel (gilj. *lumr*, bei den Tymy- und Tro-**Giljaken** *oghrob* und *myghr-nga*, d. h. braunes Thier), die Flussotter (gilj. *ngy*, bei den Tymy- und Tro-**Giljaken** *pchyïk*) und der Fuchs (gilj. *kăkch*, bei den Tymy- und Tro-**Giljaken** *paghlant* und *paghlantsch*, d. h. der Rothe) in seinen verschiedenen Farbenvarietäten [1].

Dem an Wichtigkeit unstreitig obenan stehenden Zobel stellen die **Giljaken** zumeist mit Fallen nach. Die gebräuchlichste derselben ist das bei ihnen sogen. *Ha*, eine Quetschfalle, die in folgender Weise errichtet wird. In den Stamm eines Baumes wird in der Höhe von etwa 3—4 Fuss über dem Erdboden eine Höhlung gemacht und in diese das Ende eines Balkens von entsprechender Dicke hineingesteckt und durch ein Stäbchen gestützt, das auf einem anderen Holzstäbchen oder Plättchen ruht, welches von einem im Grunde der Höhlung befindlichen Köder ausgeht. Sobald nun das vom Köder, einem Stückchen Fisch (Jukola) oder Seehundsspeck, angelockte Thier an demselben zupft, so gleitet das Stützstäbchen von seiner Grundlage ab und lässt den Balken niederfallen. Damit aber dieser letztere das Thier sicherer und fester quetsche, ist der unter ihm liegende Rand der Höhlung mit einem Querstückchen eingefasst. Das *Ha* wird natürlich an solchen Stellen angebracht, welche der Zobel gern besucht, namentlich in Thalgründen, am Ufer kleiner Flüsschen, wobei der Quetschbalken wohl auch über den Bach gelegt wird, da der Zobel mit Vorliebe umgestürzte Baumstämme als Brücken benutzt, um von einem Thalabhange zum anderen zu wechseln [2]. So bin ich in den kleinen Nebenthälern des oberen Tymy-Flusses auf Sachalin wiederholentlich bald auf noch aufgestellte Zobelfallen der Art, bald auf die an den Bäumen hinterbliebenen Spuren derselben gestossen. Zum Aerger der Giljaken verfangen sich aber im Ha nicht selten statt des Zobels andere kleine, mehr oder minder werthlose Thiere, Eichhörnchen (gilj. *lakr* und *lakrs*, im Innern und an der Ostküste Sachalin's *lafkor*), Hermeline (gilj. *tymr* und *tymrsch*, im Innern und an der Ostküste Sachalin's *tchymr*) und auf dem Festlande ganz besonders oft die mit dem Zobel in ihrer Lebensweise so sehr übereinstimmende, auf Sachalin fehlende *Mustela sibirica* (gilj. *zongrsk*), ja, im Dorfe Warki am Liman brachten mir die Giljaken sogar einen Eichelhäher (*Garrulus glandarius*), der im Ha gefunden worden war und am Halse die Spuren der Quetschung trug. Originell ist übrigens diese Zobelfälle der Giljaken keineswegs, da sie sich, von den Amur-Tungusen abgesehen, in derselben oder einer ganz ähnlichen Construction bei manchen sibirischen Völkern, so z. B. bei den sesshaften Korjaken am Penshinsker Meerbusen, im Norden Kamtschatka's[1]), bei den russischen Tungusen im Stanowoi-Gebirge[2]) u. a. wiederholt und im Allgemeinen auf demselben Princip beruht, das den im ganzen polaren Norden Sibirien's zum Fangen von Eisfüchsen, Hasen und drgl. dienlichen Fallen zu Grunde liegt[3]).

---

[1] Ueber die Bezeichnungen dieser Farbenvarietäten des Fuchses bei den **Giljaken** und den übrigen Amur-Völkern, sowie über die Beschaffenheit und geographische Verbreitung sowohl der genannten, als auch der in der Folge noch zu erwähnenden Säugethiere ist meine betreffende Abhandlung im ersten Bande dieses Werkes einzusehen.

[2] **Przewalski** (l. c., p. 101) behauptet sogar und will es vielfach an den Spuren des Thieres beobachtet haben,

Dasselbe gilt auch von einer zweiten bei den Giljaken zum Zobelfange üblichen Vorrichtung, einer mit Hülfe des Bogens construirten Klemmfalle. Diese durch ganz Sibirien verbreitete Falle ist von den Reisenden bereits mehrfach beschrieben und auch abgebildet worden[4]), wesshalb ich kurz darüber hinweggehen könnte, wenn es mir nicht von Interesse erschiene, neben ihrem zum Theil eigenartigen Gebrauche bei den Giljaken, auch auf die für ihre einzelnen Bestandtheile im Vergleich mit denjenigen eines anderen, gleich nachher zu besprechenden Apparates bei ihnen üblichen, zum Theil gleichlautenden Bezeichnungen hinzuweisen, was sich mit Hülfe von Abbildungen weit kürzer und anschaulicher machen lässt. Die in Rede stehende, auf Taf. XLIII, Fig. 4, abgebildete Klemmfalle trägt bei den Giljaken den Namen *klai* und hat folgende Beschaffenheit: ein einfacher hölzerner Bogen (gilj. *puntsch*, *a* der Abbildung) ist in entsprechende seitliche Einschnitte zweier gabelförmig zusammengestellten, oben mit einander verbundenen Stäbe (gilj. *assj*, *b* der Abb.) gesetzt. Diese sind oberhalb des in einiger Entfernung von ihren unteren, zugespitzten Enden sie verbindenden Querbrettchens (*d*, gilj. *lyms*) mit länglichen Ausschnitten versehen, in welchen der untere, aus einem ebensolchen Querbrettchen bestehende Theil des oben mit der Bogensehne in Verbindung stehenden Holzstückes *c* steckt und sich je nach der Spannung des Bogens auf und ab bewegen lässt. Dieses Holzstück *c* wird von den Giljaken merkwürdigerweise nur *ku*, d. h. «Pfeil», genannt, — eine auffallende, bei ihnen

---

dass der Zobel niemals einen umgefallenen Baumstamm umgeht, sondern stets der Länge nach über denselben wegläuft.

[1]) Kennan, Tent-Life in Siberia, London, 1871, p. 198.

[2]) Sievers, Briefe aus Sibirien (Pallas, Neue Nord. Beytr., Bd. VII, p. 212).

[3]) Eine ausführliche Beschreibung und Abbildung dieser letzteren Falle ist u. A. bei Middendorff (Sibir. Reise, Bd. IV, p. 1387) zu finden.

[4]) So unlängst noch von Bush (Reindeer, dogs and Snowshoes, London, 1872, p. 310) u. von Middendorff (Sibir. Reise, Bd. IV, p. 1388).

sonst nicht leicht vorkommende Verallgemeinerung, und dem entsprechend heisst ein oberes, die beiden Seitenstäbe mit einander verbindendes und mit einem Ausschnitt für die Bewegung des *Ku* versehenes Querholz (*e*) *kurscho(gr)tsch*[1]). Ein kleines, an die Seitenstäbe, wie an die Bogensehne befestigtes Stöckchen (*f*, gilj. *tschymrch*) dient dazu den Bogen zu spannen und ein anderes (*h*, gilj. *ksull*), das mit jenem durch ein Schnürchen (*g*, *ksull-puks*) verbunden ist, ihn in gespanntem Zustande zu erhalten, was jedoch nur so lange möglich ist, als es sich selbst mit seinem unteren Ende an ein dünnes, in die Ausschnitte der Seitenstäbchen zwischen *ku* und *lyms* gestecktes Stöckchen (*i*, gilj. *taghr-tschissj*) stützt. Der geringste Druck auf dieses letztere genügt das Stöckchen *h* abspringen zu lassen, worauf die gespannte Bogensehne losschnellt und das *Ku* zum *Lyms* hinabschiesst, alles Zwischenbefindliche festklemmend. Um das *Klai* aufzustellen, machen die **Giljaken** zuvor in einen Baumstamm unmittelbar über dem Schnee eine Höhlung, in welche sie etwas Jukola oder Seehundsspeck als Köder legen, und stecken darauf die genannte Falle so vor derselben in den Schnee, dass das Thier nicht anders als über das Tritthölzchen *i* zum Köder gelangen kann und somit unfehlbar geklemmt werden muss. Auch im Klai verfangen sich ausser dem Zobel nur allzu oft die oben genannten werthlosen kleinen Thiere. Nach Angabe der **Giljaken** gebrauchen sie aber diese Falle mitunter auch in ihren Wohnungen, um die in denselben so zahlreichen und lästigen Ratten (*Mus decumanus*, gilj. *njagrsch*) wegzufangen, die übrigens keinerlei Verwendung bei ihnen finden.

Die oben erwähnte Liebhaberei des Zobels, längs den quer über einen Bach gefallenen Baumstämmen hinzulaufen, benutzend, pflegen die **Giljaken** auf denselben auch Schlingen zum Fange des Thierchens aufzustellen. Zu dem Zweck wird etwa in der Mitte des Stammes eine Querreihe aufrechter, durch Baumzweige mehr oder minder verdeckter Stäbe errichtet, zwischen denen nur eine einzige, zum Durchschlüpfen des Zobels gerade hinreichende Oeffnung bleibt. Unfern davon wird in den Grund des Baches ein gerader, elastischer Baumast gesteckt und die Spitze desselben vermittelst einer in eine Schlinge auslaufenden Schnur bis an den horizontal liegenden Baumstamm niedergebeugt und in der zwischen den Querstäben für den Zobel hinterlassenen Oeffnung, in welcher sich auch die Schlinge befindet, mit Hülfe eines kleinen Häkchens befestigt. Dieses muss, da die Oeffnung nur klein ist, beim Eintreten des Zobels in dieselbe unvermeidlich abspringen, worauf der niedergebeugte Baumast emporschnellt, die Schlinge um das Thierchen zuschnürt und es selbst vom Balken abhebt, so dass es in der Luft über dem Bache hängen und in dieser Lage vor Raubthieren bewahrt bleibt. Der Jäger geht daher auch bei eventuell verspäteter Besichtigung der von ihm aufgestellten Fallen seiner Beute nicht verlustig. So üblich diese auch bei anderen Amur- und sibirischen Völkern gebräuchliche Art des Zobelfanges bei den **Giljaken** sein mag, so bin ich ihr doch zufälliger Weise selbst nicht begegnet und vermag auch ihre Bezeichnung für dieselbe nicht anzugeben.

Ferner stellen die **Giljaken** sowohl den vorhin genannten, besonders werthvollen, als auch einigen anderen Thieren durch einen Apparat nach, welcher mit der oben beschriebenen

---

[1]) Die eingeklammerten Buchstaben werden nur kaum, einem leichten Schnarren gleich ausgesprochen.

Klemmfalle viel Gemeinsames hat und, obwohl ebenfalls durch ganz Sibirien bekannt, aus dem bereits angeführten Grunde hier näher besprochen werden muss. Es ist der sogen. Selbstschuss (russ. *ssamostrel*)[1], ein Bogen, der beim geringsten Anstoss von selbst einen Pfeil entsendet. Bei den Giljaken heisst er *ngarchotsch* und hat folgende Beschaffenheit. Ein einfacher hölzerner Bogen, wie bei der Klemmfalle, ist in seiner Mitte an ein Querholz (Taf. XLIII, Fig. 1, *c*, gilj. *ksull*[2]) befestigt, auf welchem der abzusendende Pfeil (*d*) zu liegen kommt. Vermittelst einer im oberen Theile desselben angebrachten Ringschnur und eines ebenfalls an denselben befestigten, rechtwinklig gebogenen (aus einem Aststück geschnittenen) Stöckchens *f* (gilj. *tschymrch*) wird der Bogen gespannt und durch das letztere zugleich das obere Ende des vor der gespannten Sehne liegenden Pfeiles so stark gegen seine Unterlage angedrückt, dass er auch bei geneigter Stellung des ganzen Apparates nicht von derselben abgleiten kann. Endlich wird, wenn der Bogen gespannt ist, am oberen Ende des Spannstöckchens zwischen dasselbe und die Ringschnur ein kleines, mit einer langen und möglichst feinen Schnur versehenes Hölzchen (gilj. *wett(a)k*, *g* und Fig. 2, ebenda, in natürlicher Grösse)[3] mit seinem oberen, flach zugespitzten und geglätteten Ende eingeschoben. Es genügt nun ein kleiner Ruck an der Schnur dieses Hölzchens (*h*, gilj. *tschoch*), um es abspringen zu lassen, worauf auch die Ringschnur vom Spannstöckchen abgleitet und in Folge dessen der Pfeil abgeschossen wird. Der Bogenselbstschuss wird auf einem Baumstamm oder einem eigens zu dem Zweck in den Schnee gesteckten Pfahl (gilj. *kips*) in einer mehr oder minder geneigten Lage aufgestellt und die oben erwähnte dünne Schnur in gespanntem Zustande quer über die Stelle, wo sich eine Thierfährte befindet oder wo man erwarten darf, dass ein Thier des Weges gegangen kommen wird, gezogen. Die Hauptsache ist dabei, ihm die richtige Neigung zu geben, damit der Pfeil nicht über das Thier weg oder vor oder unter demselben in den Boden schiesse. Die Neigung ist natürlich verschieden, je nach dem, von welcher Art das erwartete Thier ist, und je nach der Entfernung, in welcher der Selbstschuss von seinem muthmaasslichen Wege aufgestellt wird. Für eine jede Thierart muss daher beim Aufstellen des Selbstschusses und Richten des Pfeiles besonders gezielt werden, und dazu dient den **Giljaken** ein durch die Erfahrung als richtig erkannter Zielstock, das von ihnen sogen. *Tschraff* (ebenda, Fig. 3). Dieses wird beim Aufstellen des Selbstschusses auf den Punkt gestellt, wo das Thier erlegt werden soll, und der Pfeil je nach der erwarteten Thierart gegen einen der auf demselben markirten Querstreifen gerichtet. Mir ist nur der für die drei wichtigsten Pelzthiere, Zobel, Flussotter und Fuchs, sowie für den Hasen (gilj. *chuĭ* und *chuĭk*, an der Ostküste und im Innern Sachalin's *ossjk* und *kanak*, d. i. der Weisse) dienliche Zielstock zu

---

[1] Sehr bezeichnend für das gemeinsame Princip dieser beiden Apparate ist der Umstand, dass die Klemmfalle, die russisch allgemein *tscherkan* heisst, im Orenburger Gouvernement nach **Tscherkassof** (Записки охотника Восточной Сибири, С.-Петерб. 1867, стр. 336) auch *ssamostrel* genannt wird.

[2] Die Identificirung dieses Stückes in der Benennung mit dem kleinen Hölzchen *h* im Klat ist höchst auffallend: wir würden eher eine solche mit den Gabelstäben (*asq*) des Klat erwarten.

[3] In dieser Figur ist es in umgekehrter Lage, die obere Seite nach unten gewandt, dargestellt.

Gesicht gekommen. Auf diesem sind drei zwischen je zwei Querstrichen enthaltene Streifen oder Bänder verzeichnet: wird ein Fuchs erwartet, so richtet man den Pfeil gegen den obersten Streifen, Punkt *a* der Abbildung; wird der Schuss für einen Hasen bereitet, so zielt man nach dem zweiten Streifen, Punkt *b*; für den Zobel richtet man den Pfeil gegen den dritten Streifen, Punkt *c*, und für die Flussotter endlich gegen die Basis des Zielstocks, Punkt *d*. Die Höhe dieser Querstriche und Streifen über der Basis des Zielstocks ist folgende:

Höhe des Querstrichs *ef* über der Basis (*rs*)	Zielhöhen für den Fuchs	245	Millim.
» » » *gh* » » »		240	»
Mittlere Zielhöhe für den Fuchs, Punkt *a*		242½	
Höhe des Querstrichs *ik* über der Basis	Zielhöhen für den Hasen	188	»
» » » *lm* » » »		180	»
Mittlere Zielhöhe für den Hasen, Punkt *b*		184	»
Höhe des Querstrichs *no* über der Basis	Zielhöhen für den Zobel	118	»
» » » *pq* » » »		112	»
Mittlere Zielhöhe für den Zobel, Punkt *c*		115	»
Die Länge oder Höhe des ganzen Zielstocks beträgt		260	»

Der beim Selbstschuss für die genannten Thiere gebräuchliche Pfeil (gilj. *kor*) hat eine im Vergleich mit gewöhnlichen Pfeilen ganz eigenartige, aus zwei an ihrer Innenseite mit je einem Widerhaken versehenen Zinken bestehende eiserne Spitze[1]). Damit das durch den Pfeil möglicherweise nicht tödtlich getroffene, sondern nur verwundete Thier nicht entfliehe, wird der Pfeil durch eine locker herabhängende Schnur (gilj. *toghr-puks*) an den Pfahl, auf welchem der Selbstschuss ruht, befestigt.

Der hohe Werth des Zobel-, Fuchs- und Otterpelzwerks macht den Gebrauch des Selbstschusses in der erwähnten Form bei den Giljaken sehr allgemein, und in den um ihre Wohnungen gelegenen Wäldern kann man leicht auf aufgestellte Apparate der Art stossen, was zu einiger Vorsicht beim Umherstreifen in denselben nöthigt. Auffallend ist es, dass auf dem oben beschriebenen Zielstock neben den drei geschätztesten Pelzthieren auch der werthlose Hase Beachtung gefunden hat. Es dürfte sich vielleicht dadurch erklären, dass er im gesammten unteren Amur-Lande und auf Sachalin sehr häufig ist und sich darum oft, in Ermangelung anderer Thierfährten, als Beute für den Selbstschuss darbietet, wobei dem Jäger immerhin ein gutes Stück Fleisch und ein zum eigenen Bedarf dienliches Fell zufallen.

---

[1]) Es ist bemerkenswerth, dass während am Klai das hinunterschiessende, in seiner Form keineswegs pfeilähnliche Holzstück in generalisirender Weise nur als *ku*, «Pfeil», bezeichnet wird, dieser richtige, nur durch die Form seiner Spitze ausgezeichnete Pfeil bei den Giljaken eine besondere Bezeichnung hat.

Hingegen habe ich nicht gehört, dass die Giljaken sich des Selbstschusses zur Erlegung mancher anderen, mehr oder minder werthvollen, aber grösseren Thiere, wie Luchs, Wolf, Alpenwolf, Moschus-, Renn- und Elennthier, bedienen sollten. Es dürfte dies auf verschiedenen Gründen beruhen. Im Allgemeinen sind die Giljaken zu wenig Jäger, und liegt es ihnen auch zu wenig an der Erbeutung anderer Thiere als solcher mit geschätztem Fell, um grosse und mühsame Jagden auf einem weiten Terrain anzustrengen, etwa Verhacke anzulegen und in den Durchgängen derselben Selbstschüsse mit horizontal gerichteten Pfeilen aufzustellen, wie es z. B. bei den tungusischen Völkern üblich und u. A. von Middendorff ausführlich besprochen worden ist[1]). Grössere Thiere werden daher von ihnen meist nur zufällig mit den später zu beschreibenden Waffen erlegt. Einige der obengenannten Thiere, wie namentlich der Luchs, der Wolf und der Alpenwolf, bieten aber conventionell so hochgeschätzte Felle, dass man eine regelmässigere Verfolgung derselben seitens der Giljaken erwarten dürfte, und doch stellen diese, so viel ich weiss, keine Selbstschüsse für dieselben auf. Dem liegen ohne Zweifel zum Theil auch abergläubische Vorstellungen zu Grunde. Bezüglich des Luchses (gilj. *tschlyghi*) ist oben schon erwähnt worden[2]), dass die Giljaken in demselben gewissermaassen ein Abbild vom Tiger erblicken, vor welchem sie eine so panische Furcht haben, dass sie ihn kaum zu nennen oder mit lauter Stimme von ihm zu sprechen wagen[3]). Diese Scheu dürfte ihnen schon verbieten, ihm in vorbedachter Weise und mit denselben Apparaten wie anderen Thieren nachzustellen, und es nur gestatten, ihm bei gelegentlicher Begegnung und gleichsam aus Nothwehr an den mit kostbarem Fell geschmückten Leib zu gehen. Aehnlich verhält es sich mit dem Alpenwolf (*Canis alpinus*, gilj. *tschoramlatsch*, auf Sachalin *tschchodamlatsch*), dem die Giljaken aus abergläubischer Furcht gar nicht nachstellen, und der sich zudem nur in entlegeneren Gebirgswildnissen aufhält, wohin sie bei ihrer geringen Neigung zur Jagd nur selten kommen mögen. Was endlich den gemeinen Wolf (gilj. *ligs*, an der Ostküste und im Innern Sachalin's *attk*) betrifft, so wird derselbe von den Giljaken allerdings in regelmässigerer Weise verfolgt, jedoch nicht mit dem Selbstschuss, sondern vermittelst einer Vorrichtung, auf die ich sogleich zu sprechen kommen werde. Somit hat der Selbstschuss, der in Sibirien in mehr oder minder verschiedener Form sowohl von den eingeborenen Stämmen, Tungusen, Jakuten, Ostjaken, Samojeden, als auch von den Russen zur Erlegung aller möglichen Thiere, von den grössten, wie Bär und Elenn, bis zum Zobel und Eichhörnchen hinab, gebraucht wird, bei den Giljaken eine sehr viel geringere, nur auf die wichtigsten Pelzthiere beschränkte Verwendung, — ein Umstand, der ebenfalls von ihrer geringen Neigung zur Jagd und dem dabei vorwiegenden und maassgebenden Handelsinteresse Zeugniss abgiebt.

Der grosse Nutzen, den die Giljaken vom Fuchsfell sowohl im Handel, als auch zum eigenen Gebrauch ziehen, veranlasst sie, diesem Thier nicht bloss mit dem Selbstschuss, sondern auch in anderer Weise nachzustellen. So bedienen sie sich zum Fange desselben ebenfalls einer Klemmfalle, welche, ganz ebenso und nur in etwas grösserem Maassstabe construirt, auch ge-

---

[1]) Sibir. Reise, Bd. IV, p. 1382 ff., nebst Holzschnitt.

[2]) S. oben, p. 392.

[3]) S. dieses Werkes Bd. I, p. 94.

gen Wölfe gebraucht wird. Es ist das bei ihnen sogen. *Kasma*[1]). Dieses besteht aus einem in den Erdboden gesteckten, nach oben in eine zweizinkige Gabel auslaufenden Pflock. Die beiden, von ihrer gemeinsamen Basis nur ganz allmählich auseinanderlaufenden Zinken sind von ungleicher Länge. Die kürzere (gilj. *wa* genannt) ist an ihrer Innenseite zugeschärft, die längere abgerundet. An dieser letzteren befindet sich unfern von ihrer Spitze ein Querstäbchen (gilj. *tabs-tigrsch*)[2]), auf welches der Köder, ein Stück Jukola oder Fleisch, eine todte Krähe oder drgl., angebracht wird. Der Fuchs oder Wolf springt gegen den Pflock, um die Lockspeise mit der Pfote zu erhaschen, wobei der Fuss vom Querstäbchen abgleitet und zwischen den beiden Zinken eingeklemmt bleibt. Die Höhe des Kasma's ist für den Fuchs und den Wolf verschieden: für den ersteren muss es etwa 3½, für den letzteren 4½ Fuss über den Schnee emporragen.

Endlich setzen die Giljaken zum Fange von Füchsen und Wölfen auch Giftpillen aus, und zwar scheint das Gift Strychnin zu sein, das sie zu dem Zweck um einen hohen Preis von den Chinesen kaufen und dem Gebrauche, den sie davon machen, entsprechend *kükch-ocht*, d. h. Fuchsgift, nennen[3]).

Feuergewehre waren bei den Giljaken zu meiner Zeit noch gar nicht im Gebrauch, obwohl sie mit denselben bekannt waren, und zwar von zwei Seiten her: einmal durch ihre nördlichen und westlichen Nachbarn, die russischen Tungusen, Negda und Samagirn, bei denen sich dank der Vermittelung jakutischer Händler ab und zu eine der bekannten, kleinkalibrigen, russisch-sibirischen Büchsen (ein sogen. Erbsrohr) findet[4]), und andererseits durch ihre südlichen Nachbarn, die Oltscha und Golde, zu denen hin und wieder, wenn auch ebenfalls nur selten, eine jener oft beschriebenen langen und plumpen chinesischen Luntenflinten vordringt[5]). Die Giljaken haben auch für das Feuergewehr, seine einzelnen Bestandtheile und den verschiedenen Schiessbedarf ihre eigenen, zum Theil sehr charakteristisch gebildeten Bezeichnungen. So heisst bei ihnen ein Feuergewehr, gleichviel von welcher Art, *mäotscha*, der Lauf desselben — *kolm*[6]), das Pulver — *mäotscha-ocht*, d. h. «Flintenstoff» oder, nach der obigen Anmerkung, in Betracht seiner tödtlichen Wirkung, vielleicht auch «Flintengift», die Kugel — *mäotscha-ku*, d. h. «Flintenpfeil», Schrot — *matschi-ku* (abgekürzt für *matschi-mäotscha-ku*), d. h. «kleine Pfeile», und das Piston — *pachlan-tur*, d. h. «Kupferfeuer»[7]). Auffallend war es, wie wenig

---

[1]) Das *s* ist hier weich, wie das französische *z* auszusprechen.

[2]) Das *s* wiederum weich auszusprechen. *Tigrsch* heisst «Holz» überhaupt.

[3]) *Ocht* bedeutet bei den Giljaken soviel wie «Stoff» im Allgemeinen, — eine Bedeutung, der wir in der Folge noch mehrmals begegnen werden, dann aber auch «Arznei» und im betreffenden Falle wohl «Gift», — eine naiv-instinktive Identificirung von Heil- und Tödtungsmitteln, Arznei und Gift!

[4]) Dem entsprechend, hatte bei den Samagirn am Gorin auch das Pulver eine aus dem Russischen (пóрохъ) entlehnte Bezeichnung: *pórokr*.

[5]) Diese sind nach Barrow (Reise durch China im Gefolge der grossbrit. Gesandtsch. in d. J. 1793 u. 1794, aus dem Englischen von Hüttner, Wien 1805, Bd. I, p. 302; Bd. II, p. 58) genaue Copien der alten, nach Makao eingeführten portugisischen Luntengewehre und also keineswegs von sehr hohem Alter.

[6]) Demzufolge wird eine einläufige Flinte als *njakr-kolm-mäotscha*, eine doppelläufige als *mjakr-kolm-mäotscha* bezeichnet.

[7]) Die bei der russisch-jakutischen Büchse an den Lauf beweglich befestigte, zum Stützen des Gewehrs beim

Gefallen die **Giljaken** an einer Flinte zeigten, während der **Tunguse** beim Anblick eines sauberen Gewehrs in ein lautes Entzücken und Frohlocken geräth, — offenbar fehlte es ihnen nicht bloss an praktischer Bekanntschaft mit dem Dinge, sondern auch am richtigen Jägerherzen. Dabei verriethen sie jedoch auch keine besondere Scheu oder Angst vor der Flinte, während eine Pistole ihnen eine grosse, fast abergläubische Furcht einflösste. So oft ich mich genöthigt sah, ihnen verschiedener Widersetzlichkeiten wegen mit der Pistole zu drohen, baten sie mich flehentlich, ja keinen Gebrauch von derselben zu machen, da dies Unheil über das ganze Haus, auch über die Weiber und Kinder in demselben bringen würde. Sollte diese Furcht nur auf der noch grösseren praktischen Unbekanntschaft mit diesem Gewehr, auf der Einsicht, dass es in nächster Nähe plötzlich und unvermerkt in Action gebracht werden könne, oder aber, wie ich fast glauben möchte, auch noch auf irgend einer anderweitigen, abergläubischen Vorstellung oder Ideenverbindung beruhen?[1]).

Die einzige Schusswaffe der **Giljaken** waren zu meiner Zeit Bogen und Pfeil, deren sie sich gelegentlich gegen grosse, wie gegen kleine Thiere bedienten. Der Bogen (gilj. *puntsch*, auf Sachalin *punt*) ist von derselben Beschaffenheit wie bei den **Tungusen** und anderen sibirischen Völkern. Er wird aus dem Holz junger Eschen oder in Ermangelung derselben auch aus gutem Birkenholz gemacht. Im Tymy-Thal auf Sachalin bezeichneten mir die **Giljaken** die von ihnen *per* genannte Holzart, d. i. nach **Schmidt** und **Glehn** *Evonymus macropterus* **Rupr.**,

---

Schiessen dienende Gabel nennen die **Giljaken** schlechtweg *nagtschch* (d. h. Fuss oder Füsse), und für das Pulverhorn brauchen sie den Ausdruck *notrossj*, dessen Etymologie mir nicht bekannt ist.

[1]) Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit noch einer anderen, ähnlichen abergläubischen Furcht der **Giljaken** zu erwähnen, die mir anfangs ganz räthselhaft erschien und zu deren Erklärung ich später ganz zufälligerweise den Schlüssel erhielt. Der Fall ist auch aus dem Grunde bemerkenswerth, weil er einen Beleg dafür abgiebt, wie tief manche, durch ungewöhnliche Erlebnisse erhaltene Eindrücke im Gemüth und in der Erinnerung eines Naturvolkes haften, und wie leicht sie sich, von Mund zu Mund wandernd, im gesammten Bereich desselben verbreiten. Ich besass nämlich einen jener Spazierstöcke, aus denen sich eine lange Angelruthe herausstülpen lässt, und wollte ihn gelegentlich einem im Nikolajefschen Posten bei mir anwesenden **Giljaken** zeigen, in der Meinung ihn damit zu erfreuen, zumal der Apparat zum Fischefangen diente. Kaum hatte ich jedoch die Spitze herausgezogen, als der Mann sich entsetzt abwandte und mich beschwor, das Ding wegzustellen und kein Unheil anzurichten. Genau dasselbe wiederholte sich später noch mehrmals mit anderen **Giljaken** aus den verschiedensten Dörfern des Amur-Stromes und Limanes, so dass es mir kein Mal gelang, meinen Stock vor ihnen zu produciren, und ich fernerhin ganz davon abstand, vergeblich nach einem Grunde dieses ihres sonderbaren, im höchsten Grade aufgeregt angstvollen Benehmens einem so harmlosen Gegenstande wie eine Angelruthe gegenüber nachsinnend. Wie gross war daher meine Ueberraschung, als ich nach meiner Rückkehr, bereits in St. Petersburg, Hrn. v. **Middendorff**, der zehn Jahre vor mir die **Giljaken** und zwar in ihren entlegensten Wohnsitzen, am Ulban-Busen des Ochotskischen Meeres besucht hatte, einmal gelegentlich erzählen hörte, er habe sich ihnen gegenüber folgenden Spass erlaubt. Als er in ihrer Gesellschaft vor einem Seeadler stand, der angekettet auf einem der Fischtrockengerüste sass, — eine in ihren Dörfern sehr gewöhnliche Erscheinung, von welcher in der Folge noch die Rede sein wird, — schnitt er vor ihren Augen eine dünne Weidenruthe ab, steckte ihre Spitze unvermerkt in ein Fläschchen mit Blausäure, das er bei sich führte, und hielt sie dem Adler vor die Nase. Das Thier brach augenblicklich todt zusammen, der **Giljaken** aber bemächtigten sich Schrecken und Furcht, und unser Reisende galt bei ihnen hinfort für einen gewaltigen Zauberer. Mir blieb jetzt kein Zweifel: offenbar hatte sich die Kunde von diesem Ereigniss vom Ulban-Busen bis zum Amur-Strom und Liman verbreitet und die **Giljaken** befürchten lassen, dass ich im Besitz einer ähnlichen Zauberruthe sei.

als ihr «*punt-tschchar*» (Bogenholz)[1], gleichwie es auch bei den Aino der Fall ist[2]). Um das Holz vor Feuchtigkeit zu schützen und ihm seine Elasticität zu erhalten, wird der Bogen mit feiner Birkenborke beklebt oder, wie ich es an besonders schönen Stücken der Art, so z. B. an dem auf Taf. XLIV, Fig. 4 und 5, abgebildeten Bogen aus Tebach gesehen habe, von innen, d. h. auf der beim Schiessen vom Schützen abgewendeten Seite, mit feiner Elennshaut, auf der äusseren, dem Schützen zugewendeten Seite aber mit Fischbein (gilj. *asm*)[3] bekleidet, das auf dem abgebildeten Exemplar noch feine Silberverzierungen trägt. Bisweilen werden zu dem Zweck auch dünne Platten von chinesischem Büffelhorn verwendet, welches die Giljaken aus dem Grunde *puntsch-ngynif*, d. h. Bogenknochen, nennen, oder auch von den Nasenaufsätzen des *Rhinoceros tichorhinus*, die vermuthlich durch Tungusen und Jakuten nach dem Amur-Lande gelangen. Die Bogensehne (gilj. *kich*) wird aus feinen Haut- oder Darmstreifen des Weisswals zusammengedreht. Zum Schutz des Bogens, zumal auf Fahrten, dient ein aus Fell oder Fischhäuten gemachtes Futteral (gilj. *puntsch-chal*). Die Pfeile (*ku*) haben hölzerne, im unteren Theil von zwei, einander gegenüberliegenden Seiten mit Fahnen der Schwanzfedern des Fischadlers (*Haliaëtos albicilla*) besetzte Schäfte (Taf. XLV, Fig. 4)[4] und Spitzen von verschiedener Form, je nachdem, für welche Thiere sie bestimmt sind. Zu meiner Zeit waren bei den Giljaken fast nur eiserne Pfeilspitzen (gilj. *luch*) im Gebrauch, doch gab es auch noch knöcherne (gilj. *krangch*), die besonders aus den Beinknochen des Moschusthieres gemacht werden sollen. Ein paar solcher eisernen, für grössere Thiere, Elenn, Rennthier und drgl. bestimmten, jederseits mit einem mehr oder minder grossen und meist auch noch mit einer Reihe kleinerer Widerhaken oder Einkerbungen versehenen Pfeilspitzen sind auf Taf. XLV, Fig. 1—3, abgebildet. Der zur Erlegung kleinerer Thiere, Zobel, Otter, Fuchs u. a., sowohl an Bogen-, wie an Selbstschusspfeilen gebräuchlichen zweizinkigen Spitze (*kor*) ist oben schon gedacht worden. Ein ganz besonders geformter, von den Giljaken *yghli* oder *orkai* genannter Pfeil (Taf. XLVI, Fig. 1) dient zum Erlegen von Federwild, Enten, Gänsen und drgl. Dieser besteht fast nur aus Holz, indem der Schaft nach oben in einen mit einer Spitze gekrönten Kolben ausläuft, in welchem sich drei eiserne, nach verschiedenen Richtungen gekehrte, jedoch nur stumpfe Spitzen befinden[5]). Von einer Vergiftung der Pfeile, wie sie bei den Aino von

---

[1] Oder, wie sie in der Regel sagten, «*punt-lytynt-tschchar*», d. h. Bogenanfertigungsholz.

[2] Schmidt, Reisen im Amur-Lande und auf der Ins. Sachalin, Botan. Theil. (Mém. de l'Acad. Imp. des sc. VII^e Série, T. XII, № 2, p. 90, 213, 215).

[3] Das *s* ist hier weich, gleich dem französischen *z*.

[4] Schon durch diese Beschaffenheit unterscheiden sie sich wesentlich von den einfachen Schäften der zum Selbstschuss gebräuchlichen Pfeile und haben demgemäss auch eine besondere Bezeichnung, indem sie *uch*, die letzteren aber *winngyr* heissen. Die Adlerfedern am Pfeilschaft werden giljakisch *kyla-ngar*, der zum Aufsetzen des Pfeiles auf die Bogensehne dienliche Einschnitt am unteren Schaftende wird *korm* genannt.

[5] Von ähnlichen, kolbenförmigen Pfeilen bei verschiedenen Völkern Sibirien's ist zum Theil schon in den ältesten Nachrichten über dasselbe die Rede. So sagt Georg Adam Schleissing in seinem Werk «Neuentdecktes Sieweria, worinnen die Zobel gefangen werden» etc. (Danzig 1692, p. 49), dass die Leute dort nicht mit spitzigen Pfeilen schiessen, sondern, «damit das rare Fell nicht zerlästert werde, hat der Pfeil anstatt der Spitze eine eiserne dicke Kolbe, damit schiessen sie den Zobel vom Baum herab, dass er betaumelt, alsdann laufen sie hinzu und schlagen ihn vollends todt». Pallas (Reise durch versch. Prov. des Russ. Reichs, Bd. I, p. 325) erwähnt der hölzernen Pfeile

Sachalin und Jesso statt hat[1]) und nach **Steller**[2]) und **Krascheninnikof**[3]) auch bei den **Kurilen**, **Itälmenen**, **Korjaken** und **Tschuktschen** üblich gewesen sein soll und vielleicht zum Theil noch ist, habe ich bei den **Giljaken** niemals etwas gehört. **Middendorff**[4]) sagt zwar, dass derselbe Gebrauch auch auf die **Tungusen** der Mandshurei übergegangen sein soll, giebt aber keine Quelle zur Stütze dieser seiner Aeusserung an. Allerdings führt **Maack**[5]) von den **Manägirn** an, dass sie ihre Pfeile mit einem als Gift wirkenden faulen Fett bestreichen, von den tungusischen Stämmen des unteren Amur-Landes ist mir aber nichts Derartiges bekannt.

Der zum Aufbewahren der Pfeile dienliche Köcher (gilj. *pi*) ist bei den **Giljaken** in der Regel von Holz, mit eingeschnitzten Arabesken und sonstigen Figuren verziert und oben zum Schutz der Pfeilspitzen mit einem Fellbesatz oder auch mit einer Fellklappe versehen (Taf. XLV, Fig. 6 und 7). Charakteristisch an ihm ist, dass er verhältnissmässig plump und schwer und dadurch wenig geeignet ist, vom Jäger auf dem Rücken getragen zu werden, was wohl auch nur selten und in sehr beschränktem Maasse geschehen mag. Hält man dagegen den überaus leichten und portativen, nur aus Thierfellen gemachten Köcher der **Orotschen** aus dem Kaiserhafen (ebenda, Fig. 8)[6], so erkennt man schon aus diesem Umstande, dass bei den **Giljaken** die Jagd, im Vergleich mit ihren tungusischen Nachbarn, stark zurücktritt.

Ich zweifle sehr, dass die **Giljaken** gute Bogenschützen sind, doch fehlt es mir an Erfahrung, um Bestimmteres darüber sagen zu können. Das einzige Mal, dass ich sie habe schiessen sehen, geschah dies unter Umständen, die noch keinen Schluss über ihre Geschicklichkeit zu ziehen gestatteten. Es war auf dem Bärenfest in Tebach, als die drei an der Kette gehaltenen und umhergeführten Bären schliesslich erschossen wurden. Der jeweilige Schütze trat dem aufrecht stehenden Thiere von der rechten Seite etwa auf fünf Schritt nahe. Die beiden ersten Bären stürzten nach dem ersten Schuss, in die rechte Lunge getroffen, mit lautem Aufbrüllen nieder; in den einen war der Pfeil bis zur Mitte des Schaftes eingedrungen. Der dritte Schütze hatte sein Opfer zu niedrig, in die Bauchhöhle getroffen und mus[illegible] noch einen zweiten Pfeil nachschicken, der das Thier niederstreckte und langsam verenden liess.

Weit beliebter zur Jagd auf die grossen Thiere des Waldes als der Bogen sind bei den **Giljaken** die Stosswaffen, Bärenspiesse, Speere und Lanzen, und diese handhaben sie j[illegible]falls

---

mit kolbiger Spitze, deren sich die **Kalmükken** zum Erlegen von Vögeln und kleinen Thieren bedienen. **Sujef** (bei **Pallas**, l. c., Bd. III, p. 49) berichtet von den bei den **Ostjaken** am Obj zum Schiessen kleiner Thiere gebräuchlichen Pfeilen mit einem stumpfen knöchernen Kolben, und in **Middendorff's** Reisewerk (Bd. IV, p. 1376, Holzschnitt *c* und *d*) findet sich eine Abbildung von einer solchen kolbenförmigen ostjakischen Pfeilspitze.

1) **Siebold**, Aardr. en volkenk. toelicht. etc., p. 95, 96, 112, nach den Nachrichten von Hieron. de **Angelis**, Joan **Saris** und **Vries**; desgl. Nippon, VII, p. 185 und 201, nach **Mamia Rinsö**; desgl. Fauna Japon., Mammalia, p. 29. **Langsdorf**, Bemerk. auf einer Reise um die Welt, Bd. I, p. 287. v. **Brandt** (Verhandl. der Ges. für Anthrop., Ethnol. u. Vorgesch., Jahrg. 1872, p. 28). **Добротворскій**, Аинско-русск. словарь, Предисл. (Прилож. къ Учен. Зап. Имп. Казанск. Универс. 1875 г., стр. 48) и. А.

2) Beschreib. von dem Lande Kamtschatka, p. 27, 95, 236.

3) Опис. Камчатки (Полн. собр. учен. путеш. по Россіи, Т. I, стр. 334).

4) Reise, Bd. IV, p. 1377.

5) Путеш. на Амуръ, стр. 75.

6) Er ist aus Rennthier- und Elennsbeinfellstücken gemacht, das Querband in der Mitte besteht aus Otterfell.

auch viel geschickter als die Schusswaffe. Der durchgängig bei ihnen gebräuchliche Bärenspiess (gilj. *la*$\overset{(s)}{\text{ch}}$*tsch*, Tab. XLVI, Fig. 2) ist von derselben Beschaffenheit wie bei den tungusischen und anderen sibirischen Völkern, — eine grosse, breite, einschneidige, spitz zulaufende Messerklinge, die an einen derben, 5—6 Fuss langen hölzernen Stiel befestigt ist. Die Lanzen (gilj. *kach*)[1] sind von noch grösserer Länge. Ihr Stiel ist gleichmässig dick und beginnt erst etwa zwei Fuss vor der Spitze sich nach dieser hin zu verjüngen. Die auf diesem Stiel sitzenden Speere sind zweischneidig, lang, schmal und haben längs ihrer Mittellinie einen hervorragenden, abgerundeten, zur Spitze hin allmählich sich verflachenden Kiel. Die im Alltagsleben gebräuchlichen Speere sind von grober, schmuckloser Arbeit; es giebt aber auch elegante, sehr sauber und fein gearbeitete Stücke, auf denen allerhand Thierfiguren, Arabesken und drgl. in Silber, Kupfer und Messing eingelegt sind, wie z. B. die auf Taf. XLVI, Fig. 4 und 5, abgebildeten Exemplare, die ich in Tebach zu sehen bekam, resp. acquirirte[2]). Solche Stücke kommen jedoch in der Regel nicht in den Gebrauch, sondern werden, sorgfältig in Birkenborke eingewickelt, von ihrem Besitzer als Zeichen grossen Reichthums aufbewahrt.

Bärenspiesse und Lanzen sind die allergebräuchlichsten Waffen der Giljaken gegen Elennthiere, Rennthiere, Bären und drgl. In der ersten Zeit meines Aufenthalts im Nikolajefschen Posten, als derselbe nur aus ein paar am Rande des noch völlig ungelichteten Waldes errichteten Blockhäusern bestand, ereignete es sich fast vor meinen Augen, dass ein Elennthier aus dem Walde auf den Strom herausgelaufen kam und, da es dort auf eine Gruppe lagernder Giljaken stiess, durch Schwimmen weiter zu kommen suchte; die Giljaken setzten ihm jedoch sogleich im Boot nach und erstachen es im Wasser mit ihren Lanzen, worauf ich das Fell des Thieres erhielt. Im Winter, wenn der allzu tiefe Schnee dem Elenn wie dem Rennthier die Bewegung stark erschwert, verfolgen die Giljaken sie auf Schneeschuhen, um sie schliesslich mit ihren Spiessen und Lanzen zu erlegen. Dem Rennthier, das auf den waldlosen Flächen Nordsachalin's besonders häufig ist und sich in kleinen Rudeln auf das Limaneis begiebt, kommen sie noch in anderer Weise bei. Wenn sich nämlich im Beginn des Frühjahrs, unter dem Einfluss der Mittagssonne und der Nachtfröste, über dem Schnee eine dünne Eiskruste gebildet hat, welche zwar stark genug ist, um Hunde zu tragen, unter dem Rennthier aber zerbricht, setzen sie ihm auf einem leichten, mit Hunden bespannten Schlitten nach, bis sie es mit ihren Spiessen und Lanzen angreifen können.

Am häufigsten jedoch bringen sie diese Waffen dem Bären gegenüber in Anwendung. Ist er doch, von dem seiner grossen Seltenheit wegen fast nur mythischen Tiger und dem nicht minder unbekannten Irbis, welche die **Giljaken** aus abergläubischer Furcht kaum bei ihrem Namen zu nennen wagen[1]), abgesehen, das grösste und mächtigste Raubthier ihres Landes und zugleich dasjenige Thier, das ihren Gaumen am meisten reizt, und das, dank den an seine Verspeisung sich knüpfenden Festlichkeiten, auch in ihrem socialen Leben eine besonders wichtige Rolle spielt. Vor Allem bestrebt, das Thier lebendig in ihre Hände zu bekommen, spüren sie nach ausgefallenem Schnee eifrig nach, wo ein Bär sein Winterlager genommen haben könnte. Ist ein solches aufgefunden, so thut sich eine Anzahl muthiger und kräftiger Männer zusammen, um, mit dem nöthigen Zubehör an Stricken, Ketten, Spiessen und drgl. versehen, den Schläfer in seinem Lager zu überraschen, aus der Ruhe aufzustören, zu fesseln und in die Gefangenschaft abzuführen. Ohne Kampf geht es dabei selbstverständlich nicht ab, und so geschickt die darin meist schon geübten Bärenfänger sein mögen, setzt es doch nicht selten auch mehr oder minder ernste Verwundungen ab, die jedoch von den **Giljaken** leichter als andere hingenommen werden, da sie für besonders ehrenvoll gelten und dem Betroffenen den Nimbus männlichen Muthes verleihen. Dass aber der Kampf gleichwohl meist oder oft erfolgreich abläuft, dafür spricht die Häufigkeit in der Gefangenschaft gehaltener Bären bei den **Giljaken**: kaum dürfte sich ein etwas grösseres Dorf finden, in welchem man auf einer Reise durchs Land nicht ein oder ein paar solcher Thiere zu sehen bekommt. Liegt die Stelle, wo der Bär aus seinem Lager gehoben und gefesselt worden, nicht weit von dem Ort, dem seine Bezwinger angehören, so wird er in seinen Fesseln an Stricken schlechtweg nach diesem geführt und in den bereit gehaltenen Kerker gesteckt. Bei grösseren Entfernungen aber dienen die Schlitten, in denen die Jäger gekommen, auch dazu, ihre Beute heimzuführen. Der gefesselte Bär wird auf einen oder, wenn der Weg es gestattet, auch auf zwei neben einander gestellte und zusammengebundene Schlitten gesetzt und im Triumphzuge unter lauten Jubelrufen der Schlittenlenker und dem Gebell der zahlreichen, leidenschaftlich aufgeregten Hunde nach seiner neuen Wohnung gebracht. Von der Beschaffenheit des Bärenkerkers und der Behandlung des gefangenen Thieres wird später, bei Besprechung der Bärenfestlichkeiten der **Giljaken** die Rede sein, jetzt handelt es sich zunächst nur um seine Erbeutung. Nicht immer endigt der Kampf mit dem aus seinem Lager aufgestörten Bären mit einer Fesselung desselben. Oft setzt er sich so anhaltend und kräftig zur Wehr und wird seinen Gegnern so gefährlich, dass diese sich genöthigt sehen, ihm mit ihren Spiessen und Lanzen ein Ende zu bereiten. Ja, Letzteres geschieht sogar in der Regel, wenn eine alte Bärin mit ihren ein- oder zweijährigen Jungen im Lager gefunden wird. In diesem Falle wird der allzugefährliche Kampf zur Gefangennahme des alten Thieres meist gar nicht unternommen, vielmehr begnügt man sich damit, dieses sogleich zu erstechen und nur die Jungen zu fesseln und in die Gefangenschaft abzuführen. Die auf solche oder irgend welche andere Weise in der Wildniss erlegten Bären werden von den **Giljaken** zwar ebenfalls verzehrt, allein, so viel ich weiss, ohne besondere Festlichkeiten, und dies nicht bloss aus dem Grunde, weil die dabei so sehr wesentlichen Umzüge, die mit den gefangen gehaltenen Bären vorgenommen werden, selbstverständlich unterbleiben müssten, sondern vielleicht auch weil die erlegten Bären für einen giljakischen Gaumen lange nicht den Wohlgeschmack und auch nicht die dicke Specklage der längere Zeit hindurch gefangen gehaltenen und mit Fischnahrung gemästeten Thiere haben dürften. An der Küste des Ochotskischen Meeres erfuhr Middendorff[1]) von einer anderen Art der Giljaken, den Bären lebendig zu erbeuten, welche jedoch im Amur-Lande und auf Sachalin, bei anderer Naturbeschaffenheit, kaum vorkommen dürfte. Diese besteht darin, dass man an solchen Stellen, wo tief eingetretene Wildstege von der Höhe der Steilküste zum Meere hinab und zwischen zwei nahe von einander stehenden Bäumen hindurchführen, an diesen letzteren grosse Riemenschlingen anbringt, in welchen sich der Bär, da er weder rechts, noch links einen anderen Weg findet, nothwendig verfangen muss. Im Amur-Lande sind mir keine derartigen Lokalitäten bekannt, und dem entsprechend habe ich dort auch nie von einer solchen Art, den Bären zu fangen, gehört.

---

[1]) So hörte ich die Giljaken bald die ganze Lanze und bald nur die eiserne Lanzenspitze nennen, gleichwie es im Deutschen mit dem Worte «Speer» geschieht. Dennoch dürften sie sicherlich verschiedene Bezeichnungen dafür haben, gleich wie wir es oben für die Harpune und deren Spitzen gesehen haben.

[2]) Die Abbildungen wurden von Hrn. Maximowicz an Ort und Stelle gemacht. Auf dem einen dieser Speere (Fig. 4) finden sich unter den beiderseits ganz gleichen Figuren auch vorzügliche Darstellungen vom Zobel, wie er in einen Fisch beisst, u. drgl. m.

---

[1]) Hierüber habe ich mich bereits im ersten Bande dieses Werkes (p. 90—96), bei Besprechung des Vorkommens und der Verbreitung dieser Thiere im Amur-Lande, eingehend ausgelassen. Auf die ebenda berührten Tiger- und Irbisglauben komme ich in der Folge noch zurück.

Sicherlich knüpfen sich bei den Giljaken an die Jagd auf den Bären auch manche abergläubische Vorstellungen und Gebräuche, deren Beachtung für nothwendig gehalten wird, um die Gefahren des Kampfes mit ihm glücklich bestehen und sich des gewaltigen Thieres unbeschadet bemächtigen, im Falle seines Todes aber der Rache seiner Manen entgehen zu können. Dennoch kann ich der Angabe Nordmann's, dass dem in seinem Lager aufgespürten Bären zuerst von einigen Schamanen «liebliche Lieder» vorgetragen werden, die ihn zum Herauskommen aus seinem Versteck bewegen sollen[2]), keineswegs beistimmen. Denn die Schamanen haben bei den Giljaken, ganz abgesehen von dem ihren Gesängen hier zugeschriebenen, in Wirklichkeit ihnen nie und nimmermehr zukommenden Charakter, mit der Jagd, sei es auf Bären oder auf andere Thiere, ganz und gar nichts zu thun. Sie greifen überhaupt bei diesem zwar abergläubischen, aber thatkräftigen und erwerbslustigen Volke in die Beschäftigungen des praktischen Lebens, Fischfang, Jagd, Handel, niemals ein, sondern üben ihre Künste, wie wir in der Folge sehen werden, bei ganz anderen Veranlassungen und Gelegenheiten aus. Uebrigens halten die Giljaken die Gefangennahme eines Bären noch nicht für eine an demselben verübte Frevelthat, da er durch dieselbe einem Leben mit reichlicher Nahrung, guter Wohnung und mancherlei Ehrenbezeugungen entgegengeführt wird. Erst durch seine Tödtung und Verspeisung könnten die Rachegeister wachgerufen werden, und darum sind die zu diesem Ausgange führenden Bärenfestlichkeiten mit einer Menge vom Aberglauben eingegebener Verhaltungsregeln umstellt, deren Beobachtung das Unheil abwenden soll. Die anderen Thiere kommen weniger in Betracht, doch dürfen auch bezüglich ihrer manche Regeln nicht missachtet werden, ohne dass in Zukunft Misserfolge in der betreffenden Jagd und somit, je nach der Thierart, um die es sich handelt, auch mehr oder minder empfindliche Schädigungen im Erwerbe verursacht werden. So liess mich der Zufall auf folgenden Aberglauben bezüglich des Zobelfanges stossen. Als ich am unteren Tymy auf Sachalin in die Jurte von Miwwach trat, sah ich am Wandgebälk einen noch ganz intakten, offenbar eben aus der Falle gebrachten Zobel hängen. Während ich ihn betrachtete, trat die Frau des abwesenden Hauswirths ein: sichtlich bestürzt darüber, dass ich das Thier gesehen, griff sie nach einer Pelzmütze und hing sie über dasselbe, worauf es nach einiger Zeit von der Wand abgehoben, in Birkenborke eingewickelt und unter die übrigen Habseligkeiten des Hauses gethan wurde. Meine Bemühungen, es zu kaufen, scheiterten, ungeachtet des hohen Preises, den ich bot, vollständig: kategorisch wurde mir erklärt, es sei schon «*nïtsch*» (unheilbringend) gewesen, dass ich, ein Fremder, das Thier unabgebalgt gesehen hätte, noch schlimmere Folgen aber für den künftigen Zobelfang würde es geben, wenn sie es mir in dem intakten Zustande verkaufen wollte[1]). Ebenso verhalten sich die Giljaken wahrscheinlich auch den übrigen schätzbaren Pelzthieren gegenüber, wobei sie offenbar von derselben abergläubischen Vorstellung beherrscht werden, deren ich oben (S. 546) bei Besprechung des Seehundsfanges bereits gedacht habe. Der utilitarische Gesichtspunkt bei diesem Aberglauben tritt auch darin zu Tage, dass derselbe sich auf werthlose Thiere, an deren Fange den Giljaken nichts liegt, nicht erstreckt, denn frische, eben aus der Falle gebrachte Exemplare vom Eichhörnchen und von *Mustela sibirica* wurden mir von den Giljaken ohne Weiteres abgetreten. Wenn übrigens dem Reisenden von dem auf die Jagd und die einzelnen Jagdthiere bezüglichen Aberglauben der Giljaken, im Ganzen genommen, weit weniger entgegentritt, als es beim Fisch- oder Seehundsfang der Fall ist, so findet dies seine natürliche Erklärung in dem eingangs schon hervorgehobenen Umstande, dass die Jagd bei ihnen lange nicht in dem Maasse wie der Fisch- und Seehundsfang im Vordergrunde des Lebens steht.

---

[1]) Reise etc., Bd. IV, p. 1381.

[2]) Arth. Nordmann, Ueber den Fischfang und die Jagd der am Amur wohnenden Giljaken (Bull. de la Soc. Imp. des Natur. de Moscou, 1861, T. XXXIV, Sec. Part., p. 331).

Bei Besprechung der verschiedenartigen, bei den Giljaken gebräuchlichen Pfeilarten ist oben im Vorübergehen auch der Jagd auf Federwild gedacht worden. Es mögen nun noch einige dahin gehörige Bemerkungen folgen. Die bei Weitem grösste Menge von Enten, Gänsen und anderen Wasservögeln erliegt nicht jenen kolbenförmigen Pfeilen, die im Ganzen nur wenig gebraucht werden, sondern wird zur Zeit der Mauser von den Giljaken mit Netzen gefangen und einfach geknüppelt. Nur zufälligerweise, aber nicht selten erbeuten sie dabei auch solche Vögel, die tauchend ihrer Beute im Wasser nachstellen und sich in den Netzen verfangen. Unter diesen schenken sie eine besondere Aufmerksamkeit den Tauchern, *Colymbus septentrionalis* L. und *C. arcticus* L. (gilj. *ugn*), was jedoch nicht aus praktisch-utilitarischen, sondern aus Gründen des Aberglaubens geschieht, auf die ich später, gelegentlich der Betrachtung ihrer Arten der Leichenbestattung, zu sprechen kommen werde. Haselhühner (gilj. *hang*) und Schneehühner (gilj. *parrä*, am Tymy auf Sachalin *tschleola-nga*), mit denen die Giljaken den Nikolajefschen Posten in den Wintern 1855—57 reichlich versorgten, werden von ihnen in Schlingen (gilj. *kusi*) gefangen. In Betreff des Schneehuhns, das man bei den Giljaken auch auf Amuletten, wenn auch in ganz unkenntlicher, nur symbolischer Weise dargestellt findet, bemerkte ich bei ihnen ebenfalls jenen oben erwähnten, auf den Kopf des Thieres bezüglichen Aberglauben, indem sie beim Verkauf dieses Vogels sehr gern den Kopf zuvor zu beseitigen suchten.

---

[1]) Dieser Aberglauben, auf den ich auch bei den Golde stiess, herrscht nicht minder unter den sibirischen Tungusen und ist von ihnen auch auf russische Jäger in Sibirien übergegangen. So erzählt Gmelin (Reise durch Sibirien, Göttingen 1752, Bd. II, p. 278) von den in Gesellschaft auf den Zobelfang ausziehenden russischen Jägern von Kirenskoi Ostrog: «sobald ein Zobel gefangen wird, muss er gehöriger Maassen verwahrt werden, ohne dass ihn Jemand ansieht; denn sie meinen, dass wenn man von dem gefangenen Zobel gut oder schlecht spricht, der übrige Fang verdorben sein.»

Am wichtigsten unter allen Vögeln sind für die Giljaken die Fischadler: *Haliaëtos pelagicus* Pall. (gilj. *tscharngai-tscham*) und *H. albicilla* Briss. (gilj. *myghr-tscham*, im Innern Sachalin's *ach-tscham*). Der erstere kommt jedoch in ihrem Gebiet nur selten und vornehmlich an der Meeresküste, der letztere hingegen häufig und im ganzen Lande vor, und dieser ist daher stets gemeint, wenn vom *Tscham* (Adler) schlechtweg die Rede ist. Der Nutzen, den die Giljaken von ihnen ziehen, besteht darin, dass ihre Steuerfedern einen wichtigen Artikel im Handel mit den Japanern abgeben, bei denen sie, wie mir jene erzählten, dazu dienen, die Fenster in den Wohnungen vornehmer Personen auszuschmücken und sie dadurch vor denjenigen gemeiner Leute kenntlich zu machen. Ausserdem gebrauchen die Giljaken Adlerfedern zum Beschwingen ihrer Pfeile und zum Herstellen einiger Gegenstände von symbolischer Bedeutung für ihre Leichenhäuschen. Um sich in den Besitz von möglichst unbeschädigten Steuerfedern der Adler zu setzen, heben die Giljaken die jungen Vögel aus dem Neste aus, wobei sie hohe und schwer erkletterbare Bäume, in deren Gipfel sich ein Nest befindet, bevor die Jungen flügge geworden, fällen. Die gefangenen jungen Adler werden auf den Fischtrockengerüsten angekettet gehalten und mit Fischabfällen gefüttert, bis sie ihr volles Gefieder erlangt haben, worauf sie getödtet, ihre Schwanzfedern aber sorgfältig zwischen Birkenborkplatten ausgebreitet und so für den Handel aufbewahrt werden. Die Zahl der von den Giljaken alljährlich erbeuteten und aufgezogenen Adler muss ganz beträchtlich sein, denn kaum dürfte man ein giljakisches Dorf treffen, in welchen auf den Fischtrockengerüsten nicht mehrere derselben zu sehen wären. Insbesondere gilt jedoch die Südküste des Ochotskischen Meeres für das eigentliche Adlerland, da dort ausser dem *Myghr-* auch der *Tscharngai-tscham* erbeutet wird, dessen Schwanzfedern von den Japanern besonders hoch geschätzt werden. Es geschieht daher nicht gar selten, dass Amur- und Liman-Giljaken sich zu mehrjährigem Aufenthalt nach der Küste des Ochotskischen Meeres begeben, um dort dem Gewinn von Adlerschwänzen nachzugehen. Gleich den Giljaken befassen sich auch ihre näheren und ferneren Nachbarn am Amur, die Oltscha und Golde, mit dem Aufziehen junger Fischadler von derselben Art (*Hal. albicilla*, oltsch. *gussi*, gold. *kåktscha*), und zwar nicht etwa, wie Maack[1]) meint, um ihnen eine religiöse Verehrung zu erweisen, oder andere Vögel von den auf den Trockengerüsten hängenden Fischen fernzuhalten sondern ebenfalls nur um ihre Schwänze an die Japaner zu verkaufen, was entweder direkt, oder durch Vermittelung der Giljaken geschieht. Dasselbe thun endlich auch die Aino von Jesso und den Kurilen, wie es schon Vries[2]), Steller[3]), Broughton[4])

---

[1]) Путеш. по Амуру, стр. 143, 170, 206.

[2]) Siebold, Aardr. en volkenkund. toelicht., p. 101.

[3]) Beschreib. von dem Lande Kamtschatka, p. 194.

[4]) Voyage of discovery to the North Pacif. Oc., p. 107.

u. A. berichteten. Einer besonderen Beliebtheit zum Beschwingen von Pfeilen erfreuen sich aber die Adlerfedern auch noch bei den **Eskimo** von Nordwestamerika, am Kwichpak, Norton-Sunde u. s. w.[1]).

Im Vorstehenden ist an verschiedenen Orten von eisernen Utensilien und eisernen Waffen der **Giljaken** die Rede gewesen, wobei uns, zumal unter den letzteren, auch Stücke von recht kunstvoller Arbeit begegnet sind. Es ist hier daher am Ort, nach dem Ursprung und eventuell nach der Art der Anfertigung dieser Gegenstände zu fragen. Der Umstand, dass die **Giljaken** beim äusseren oder inneren Ausbau ihrer Häuser kein Eisen gebrauchen und ebenso bei der Anfertigung von Böten, Schlitten und drgl. zur Verbindung der einzelnen Stücke mit einander sich stets statt eiserner Nägel nur hölzerner Stifte bedienen, lässt nicht erwarten, dass sie Meister im Schmiedehandwerk seien, und ruft auf den ersten Blick die Vermuthung hervor, dass die zahlreichen und zum Theil sauber und kunstvoll gearbeiteten eisernen Utensilien und Waffen, die man bei ihnen findet, von fremdem Ursprunge sein dürften. Letzteres ist jedoch keineswegs der Fall. Bereits in einer der ältesten Nachrichten werden sie als geschickte Waffenschmiede bezeichnet. **Strahlenberg** wurde nämlich während seiner Gefangenschaft in Sibirien, im Anfange des vorigen Jahrhunderts erzählt, dass ein an der Mündung des Amur-Stromes wohnendes Volk, die **Kilani**, welches die Russen «**Kilaki**» nennen, «ein vortrefflich schön Gewehr, darunter auch die besten Bögen mache und in Eisen arbeite»[2]), — eine Nachricht, die hauptsächlich wohl wegen der allerdings sehr abenteuerlichen Combination, welche er durch Zusammenstellung der **Kilani** mit der persischen Provinz Gilan und den Awaren an dieselbe knüpfte, bei dem späteren Reisenden **Gmelin** so wenig Glauben fand, dass er die Existenz eines solchen Volkes überhaupt in Zweifel ziehen zu müssen glaubte[3]). Gäbe es dort ein Volk, meinte **Gmelin**, das sich durch Gewehrmachen besonders auszeichnete, so müsste ganz Sibirien davon voll sein und würde man auch längst, wenn nicht von ihm selbst, doch durch die Chinesen dergleichen Gewehr bekommen haben[4]). Dennoch bestätigt sich jetzt die vor mehr als $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderten zu **Strahlenberg**'s Ohr gedrungene Nachricht. Denn sowohl die oben erwähnten, mit Büffelhorn ausgekleideten und mit Silber verzierten Bögen, als auch die schönen, mit eingelegten Figuren aus Kupfer, Messing und Silber versehenen Lanzen, Speere und Messer, die ihresgleichen bei keinem der sibirischen Völker haben, sind von giljakischer Arbeit. Wenn aber diese schönen Waffenstücke zu **Gmelin**'s Zeiten in Sibirien unbekannt waren und auch heutzutage kaum über das Amur-Land hinaus dringen, so liegt dies einerseits in der geringen Menge des den **Giljaken** zur Verfügung stehenden Metallmaterials und andererseits, und noch mehr, in dem hohen Werthe, den sie selbst den besonders schön gearbeiteten Stücken zuschreiben, und der sie veranlasst, solche Stücke weder zu gebrauchen, noch zu veräussern, sondern gewissermaassen als ein Kapital sorgfältig aufzubewahren und zu vererben, oder aber höchstens zum Kaufe eines Weibes zu verwenden, wodurch sie zwar ihren Besitzer wechseln, aber doch im Bereich der Giljaken bleiben. Zudem mag bei der Unzulänglichkeit ihrer Hülfsmittel auf die Herstellung jedes einzelnen Stückes der Art viel Zeit hingehen und, wie stets und allenthalben, eine grössere Kunstfertigkeit auch nicht Jedem zu eigen sein. Zur Zeit meines Aufenthaltes im Amur-Lande galt namentlich das gleich oberhalb von Patt am Amur gelegene Dorf Chylk[1]) für den Ort, wo die schönsten Speere, Lanzen und Messer verfertigt wurden, und dort sollen auch die auf Taf. XXXI, Fig. 2, und Taf. XLVI, Fig. 4 und 5, abgebildeten Stücke gemacht worden sein, die dem reichen Giljaken Judin in Tebach und dessen Söhnen gehörten, und die ich gegen verschiedene Waaren zu einem hohen Preise von ihnen acquirirte. Leider bin ich an diesem dem Anschein nach unansehnlichen, nur aus zwei Häusern bestehenden Orte zu einer Zeit vorübergekommen, als ich von dessen industrieller Bedeutung für die Giljaken noch nichts wusste. Im Sommer 1855 wurde unmittelbar daneben, ja fast an derselben Stelle die russische Ansiedelung Michailofskoje begründet[2]), was die Giljaken später vermuthlich zum Verlassen dieser ihrer Wohnstätte bewogen haben wird.

---

[1]) **Загоскинъ**, Пешеходн. опись части русск. влад. въ Америкѣ, Ч. I, стр. 61.

[2]) Ph. Joh. v. **Strahlenberg**, Das Nord- und Ostliche Theil von Europa und Asia, Stockholm 1730, p. 386.

[3]) S. oben, p. 98.

[4]) J. G. **Gmelin**, Reise durch Sibirien, Göttingen 1752, Bd. II, Vorrede.

Hingegen habe ich im Dorfe Tyk auf Sachalin Gelegenheit gehabt, die Giljaken beim Schmieden des Eisens zu beobachten. Die Schmiede war im hintersten, dem Eingange gegenüber gelegenen Raume der Erdjurte aufgeschlagen. Dazu waren dort einige Bretter der Schlafbank fortgeräumt, so dass der unter derselben befindliche Erdboden entblösst war. Hier lagen zwei aus Seehundsfell gemachte, längliche Blasebälge (gilj. *chigr*), deren lange Röhren sich gegen ihr Ende zu einem gemeinsamen Rohr vereinigten. Vor der Mündung dieses letzteren war ein halbkreisförmiger, aus hartem, trockenem Lehm gefertigter Klotz (gilj. *chugn*) aufgestellt, der auf seiner unteren Seite mit einem Ausschnitt versehen war, dessen Grösse genau der Mündung des Blasebalgrohrs entsprach, und unmittelbar davor befand sich das Feuer, in welches die zu schmiedenden Eisenstücke gesteckt wurden. Um das Blasebalgrohr unbeweglich an seinem Ort zu erhalten, waren die beiden Arme desselben durch einige über einander gestellte längliche und schmale Kasten, wie sie bei den Giljaken im Gebrauche sind, beschwert. Ein Junge bewegte die beiden Blasebälge, indem er abwechselnd den einen hob und den anderen senkte, und ein anderer, erwachsener Giljake nahm mit einer Zange (gilj. *watsch*)[3]) die zu schmiedenden Eisenstücke aus dem Feuer heraus, um sie auf einem daneben stehenden kleinen, dreieckigen, eisernen Ambos (gilj. *mik*) zu hämmern. Diese Zangen sind von verschiedener Grösse, je nach der Grösse der zu bearbeitenden Eisenstücke. In meiner Gegenwart wurde die Klinge zu einem gewöhnlichen, zum Schneiden von Holz und drgl. dienlichen Messer, einem sogen. *Yi-dshakko*[4]), und ein zweites, feineres Stück verfertigt, ein sogen. *Kesaj-kesaj*, d.h. eine jener mitunter recht complicirten Ketten, welche, mit verschiedenen kleinen Anhängseln, einem eisernen Purrer, einem Feuerstahl und drgl. versehen, von den **Giljaken** am Gürtel getragen werden[1]).

---

[1]) Auf der diesem Bande beigegebenen ethnographischen Karte des Amur-Landes ist die Lage dieses Dorfes zwar angegeben, sein Name aber nicht eingetragen.

[2]) Diese findet sich auch auf der dem ersten Bande dieses Werkes beigegebenen Karte des Amur-Landes.

[3]) Das w ist hier wie das englische w auszusprechen.

[4]) S. oben, p. 398 und Taf. XXXI, Fig. 4.

Ausser dem Eisen (gilj. *wytsch*) kommen bei diesen Arbeiten der **Giljaken**, wie erwähnt, auch andere Metalle, namentlich Kupfer (gilj. *paghla*, d. h. roth), Messing (gilj. *tussj*) und Silber (gilj. *totta*)[2]) zur Verwendung. Je mehr von diesem letzteren in einen Speer oder ein Messer eingelegt ist, um so höher wird das Stück geschätzt. Da sie es nur zu diesem Zweck oder zur Anfertigung von Schmucksachen, wie Ringe, Ohrgehänge, Spangen und drgl., gebrauchen, so ziehen sie das weichste, weil reine, und darum zu ihren Zwecken am leichtesten verwendbare chinesische Silber allem anderen vor[3]).

Der hohe Grad von Kunstfertigkeit, der sich in den oben besprochenen giljakischen Speeren, Messern und drgl. ausspricht, zeugt dafür, dass das Schmieden von Eisen und anderen Metallen eine von den **Giljaken** seit langer Zeit geübte Kunst ist, und die oben erwähnte Nachricht von **Strahlenberg** steht im Einklange damit. Ohne Zweifel werden sie aber diese Kunst von einem der beiden ihnen benachbarten Culturvölker Ostasien's entlehnt haben. Es fragt sich nur, ob von den Chinesen, oder von den Japanern. Der Umstand, dass ihre Beziehungen zu den letzteren in eine ältere Zeit als diejenigen zu den ersteren zurückreichen dürften, indem sie, wie ich aus anderen Gründen nachzuweisen versucht habe[4]), bevor sie in das Mündungsland des Amur-Stromes kamen, schon auf Sachalin eine Heimstätte hatten, wo sie unmittelbar mit den **Aino** und daher mittelbar auch mit den Japanern in Berührung standen, — dieser Umstand weist auf die letzteren als Urheber der Bekanntschaft der **Giljaken** mit dem Eisen und anderen Metallen und als ihre, wenn auch nur indirekten Lehrmeister in der Schmiedekunst hin. Und eine Reihe von Thatsachen bestärkt mich in dieser Ansicht.

Wären der Gebrauch und die Bearbeitung des Eisens den **Giljaken** von den Chinesen, also durch Vermittelung der **Mandshu** und **Golde** den Sungari und Amur abwärts zugekommen, so dürfte man, in umgekehrter Richtung, stromaufwärts von den **Giljaken** gegangen, eine Steigerung in der Kunstfertigkeit des Eisenschmiedens erwarten. In Wirklichkeit findet jedoch in der erwähnten Richtung nicht nur keine Steigerung, sondern im Gegentheil eine Abnahme in der Feinheit und Sauberkeit der Metallarbeiten statt. Denn die **Oltscha** dürften zwar kaum minder geschickte Eisen- und speciell Waffenschmiede als ihre Lehrmeister, die **Giljaken**, sein, die **Golde** aber stehen den **Oltscha** darin weit nach[5]), obwohl sie in manchen anderen Dingen, wie z. B. im Bauen von Böten, in Näh-, Stick- und Flechtarbeiten, eine ausserordentliche Geschicklichkeit besitzen. Dabei haben sie ein anderes Benehmen beim Schmieden als die **Giljaken**, indem sie sich nur eines Blasebalges bedienen, und auch ein nicht unwesentlich verschiedenes Zubehör, so z. B. einen ganz anders geformten Ambos und drgl.[1]). Endlich ist nicht zu übersehen, dass auch die goldischen Bezeichnungen für diese Dinge nichts Gemeinsames mit den giljakischen haben. Nach alledem liegt der Gedanke nahe, dass die **Golde** ihre Schmiedekunst von einer anderen Seite als die **Giljaken** und durch diese die **Oltscha**, nämlich von den ihnen zunächst angrenzenden Mandshu-Chinesen bezogen haben.

---

[1]) S. oben, p. 396 und Tab. XXVIII, *Fig.* 1.

[2]) Das Quecksilber, das sie bei mir sahen, war ihnen ganz neu und erregte bei ihnen eine grosse Verwunderung; sie gaben ihm aber sogleich die charakteristische Bezeichnung *totta-tschacha*, d. h. Silberwasser.

[3]) Ueber den den **Giljaken** zu meiner Zeit noch fast unbekannten Gebrauch von Silber- und Goldmünzen im Handel werden im nächsten Kapitel am betreffenden Ort einige Worte gesagt werden.

[4]) S. oben, p. 214.

[5]) So lautet auch **Maack's** Urtheil (s. dessen Путеш. по Амуру, стр. 175 и 207).

Dass hingegen die **Giljaken** ihre Kenntniss des Eisens und seiner Behandlung den Japanern verdanken, dafür sprechen ferner folgende Thatsachen. Ganz dieselbe Art und Weise, das Eisen zu schmieden, wie bei den **Giljaken**, findet sich auch bei den **Aino** auf Sachalin. **Mamia-Rinsô** widmet diesem Gegenstande einen besonderen Abschnitt in der Beschreibung seiner Reise durch Krafto (Sachalin) und einen Theil des unteren Amur-Landes[2]). Zu seiner Zeit (1808) wurde allerdings das Eisenschmieden von den **Aino** auf Sachalin nur sehr wenig, ja nur noch hie und da von einigen alten Leuten ausgeübt, weil die aus Japan eingeführten Eisengeräthe, die natürlich von viel besserer Arbeit waren, bereits eine allgemeine Verbreitung unter ihnen gefunden hatten. Vordem jedoch waren sie beflissen, sich ihren Bedarf an eisernen Waffen und Utensilien selbst herzustellen, und zwar aus Eisen, das sie von den Japanern in Ssiranussi eintauschten. **Mamia-Rinsô** beschreibt nun ihr Verfahren beim Schmieden des Eisens, und dieses stimmt mit dem oben geschilderten der **Giljaken** vollständig überein: er erwähnt der beiden, auf dem Boden neben einander liegenden, aus Seehundsfellen oder Fischhäuten gemachten Blasebälge, der bis auf die gemeinsame Mündung mit Erde bedeckten oder beschwerten Blasebalgröhren, der gleichzeitigen Betheiligung zweier Männer an der Arbeit u. s. w. In der Folge[3]), bei Besprechung der **Smerenkur** (**Giljaken**) von Sachalin, hebt er auch ausdrücklich hervor, dass diese dieselbe Art des Eisenschmiedens wie die **Aino** haben. Allerdings zieht **Mamia-Rinsô**, trotzdem er ferner bemerkt, dass die **Aino** die Schneide an ihren Waffen auf japanische Weise machen, und dass überhaupt ihre Art des Schmiedens «ungefähr dieselbe wie in Japan» ist, doch nicht den naheliegenden Schluss, dass die **Aino** ihre Kenntniss des Eisens und anderer Metalle und deren Bearbeitung den Japanern zu verdanken hätten, ja, er spricht sich vielmehr dahin aus, dass sie ihre Art und Weise, das Eisen zu schmieden, von keinem anderen Volke erlernt, sondern selbst ersonnen zu haben scheinen. Dies darf uns jedoch keineswegs befremden, da der vorsichtige Reisende in seinem knapp und nüchtern gehaltenen Bericht nur von ihm selbst Gesehenes und Erlebtes mittheilt und sich von allen Combinationen und Schlüssen fern hält. Es stellt daher nur noch mehr ausser Zweifel, dass die Verbreitung des Eisens und der Kunst seiner Bearbeitung aus Japan zu den **Aino** von Jesso und Sachalin und durch diese zu den **Giljaken** in einer sehr alten Zeit stattgefunden hat, einer Zeit, die zu weit zurücklag, als dass sich unter den **Aino** zu **Rinsô's** Zeit noch irgend welche auf jenes Ereigniss bezügliche Erzählungen und Traditionen hätten erhalten können.

---

[1]) Vrgl. **Maack**, l. c. p. 207, nebst Taf. II, Fig. 11, 12, 13 u. 24.

[2]) **Siebold**, Nippon, VII. p. 18.

[3]) Ebenda, p. 194.

Auch die Thatsache endlich, dass die giljakischen eisernen Utensilien und Waffen, Messer, Speere und drgl., meist von derselben Form wie diejenigen der Aino sind, und dass die auf den eleganteren Waffenstücken eingravirten oder aus anderen Metallen eingelegten Figuren vielfach an japanische Muster erinnern, gleich wie es oben [1]) auch von den Verzierungen auf ihren Kleidungsstücken und auf mancherlei hölzernen und knöchernen Geräthschaften bemerkt werden musste, — auch diese Thatsache steht im Einklange oder wenigstens nicht im Widerspruch mit dem japanischen Ursprunge der Bekanntschaft der Giljaken mit dem Eisen und seiner Bearbeitung. Eines nur könnte dabei auf den ersten Blick befremdend erscheinen, es ist der Umstand, dass die grösste Kunstfertigkeit der Giljaken im Eisenschmieden nicht auf Sachalin, sondern am Amur und also in demjenigen Theile ihres Wohngebietes zu finden ist, der von Japan mit am weitesten entlegen und dagegen dem mandshu-chinesischen Einflusse am meisten geöffnet ist. Dieser Umstand lässt sich aber aus politischen Verhältnissen erklären. Nach Mamia-Rinsô's Zeugniss büssten die Aino auf Sachalin ihre Fertigkeit im Schmieden des Eisens allmählich mehr und mehr ein und gaben es endlich so gut wie gänzlich auf, wie er meint, in Folge von Ueberfluthung durch japanisches Eisenwerk. Wir müssen hinzufügen, dass dieser Rückschritt der Aino sicherlich noch einen anderen, tiefer liegenden Grund hatte, den der japanische Reisende wohl nicht nennen mochte oder durfte, — es war die drückende Knechtschaft, in welcher sie sich den Japanern gegenüber befanden, verbunden mit einer rücksichtslosen Ausbeutung seitens der letzteren, unter der sie mehr und mehr in Armuth, Elend und Indolenz verfallen mussten. Die Giljaken von Sachalin hingegen waren schon durch die grössere Entfernung ihrer Wohnsitze von den Japanern in einer günstigeren Lage. Dank diesem Umstande und zugleich ihrer grösseren Energie und Klugheit vermochten sie sich unabhängig von denselben zu erhalten. Ja, die Furcht vor den Japanern und dem traurigen Schicksal, das ihre Nachbarn, die Aino, betroffen, mag sie vielleicht hauptsächlich dazu gedrängt haben, sich auf Sachalin mehr und mehr nordwärts zurückzuziehen und schliesslich sogar zum grossen Theil nach dem gegenüberliegenden Festlande aus- oder, in Erwägung einer noch weiter zurückliegenden Zeit vielleicht richtiger gesagt, zurückzuwandern [2]). Jedenfalls musste die politische Unabhängigkeit, in der sie sich auf Sachalin den Japanern und im Amur-Lande den Mandshu-Chinesen gegenüber zu behaupten verstanden, einen mächtigen Hebel zur Erhaltung und Mehrung ihres Wohlstandes, sowie zur Weiterentfaltung einmal gewonnener Fertigkeiten und darunter auch der Kunst des Metallschmiedens abgeben, und zwar um so mehr, je reichlicher ihnen die Existenzquellen flossen, wie dies am grossen und fischreichen Amur-Strome insbesondere der Fall war.

Wie die Aino und Giljaken, so verdankt ferner auch das dritte Volk Sachalin's, die Oroken, die Bekanntschaft mit dem Eisen und seiner Bearbeitung den Japanern, wenn sie ihm auch nicht direkt von diesen, sondern vermittelst jener beiden Völker zukam, zwischen welche es sich auf der Insel vorgeschoben hat. Gewiss ist schon die Thatsache bemerkenswerth, dass ein armes und wenig zahlreiches Nomadenvolk, wie die **Oroken**, seinen geringen Bedarf an eisernen Utensilien nicht von den sesshaften Nachbarvölkern bezieht, sondern selbst anfertigt. Noch merkwürdiger aber ist es, dass die **Oroken** diese Gegenstände in so grosser Menge anfertigen, dass sie ihnen sogar als Tauschartikel im Handel mit den **Giljaken** dienen, die doch selbst des Schmiedehandwerks kundig, ja kundiger als die **Oroken** sind, und von denen die letzteren, nicht minder wie ihre Stammgenossen auf dem Festlande, die **Amur-Oltscha**, es vermuthlich einst selbst gelernt haben. In Ytkyrn im Tymy-Thale sah ich eine Anzahl von Messerklingen verschiedener Art (vom Gürtel-, Fischmesser u. a.), welche die **Giljaken** von den **Oroken** am Poro-nai gegen Tabak (für je ein paar Blättchen das Stück) erhandelt hatten. Sie waren nur roh gearbeitet und sämmtlich ohne Griff, gewissermaassen nur das grundlegende grobe Material, das noch der Ueberarbeitung im Einzelnen, der Glättung, Politur, Fassung und Verzierung durch die **Giljaken** bedurfte, um zu seiner endgültigen Bestimmung zu gelangen. So spielen die **Oroken** bei der Anfertigung eiserner Werkzeuge den **Giljaken** gegenüber gewissermaassen die Rolle von Rohlieferanten, — ein Verhältniss, das einerseits auf dem grossen Bedarf der **Giljaken** an solchen Werkzeugen, bei einem verhältnissmässig nur geringen Quantum an Rohmaterial, und andererseits auf der den **Oroken** gebotenen Möglichkeit beruht, sich dieses Material in grösserer Menge von den nicht allzu entfernten Japanern, sei es direkt, sei es durch Vermittelung der **Aino** zu verschaffen. Nehmen die **Oroken** in diesem ganzen Verhältniss den **Giljaken** gegenüber auch nur eine untergeordnete Stellung ein, so bekunden sie doch andererseits eine unzweifelhafte Ueberlegenheit im Vergleich mit den höchstens nur als Zwischenträger des Rohmaterials fungirenden **Aino**, und dem entspricht auch ihre weit grössere politische Unabhängigkeit den Japanern gegenüber.

---

[1]) S. p. 400.

[2]) Ueber diese Aus- oder Rückwanderung der Giljaken von Sachalin nach dem Festlande s. oben, p. 214 u. 247.

Ausser den **Aino** und **Giljaken** giebt es noch ein paläasiatisches Volk, das seine erste Kenntniss vom Eisen aus Japan erhalten hat. Es sind die **Itälmenen** oder **Kamtschadalen**, und zwar ist das Eisen, gleichwie den **Giljaken**, auch ihnen durch die **Aino** zugetragen worden. **Steller**[1]) und **Krascheninnikof**[2]) berichten ausdrücklich, dass das erste Eisengeräth der **Kamtschadalen**, das sie schon vor Ankunft der Russen in ihrem Lande kannten und gebrauchten, grosse **japanische** eiserne Nadeln waren, und auf diesen Ursprung der letzteren weist auch ihr kamtschadalischer Name hin, da «*sühse*» (nach **Steller**) oder «*schisch*» (nach **Kraschoninnikof**), wie ich oben[3]) dargethan habe, nach der den **Kamtschadalen** durch die **Aino** der kurilischen Inseln überlieferten Bezeichnung für die Japaner nur so viel wie «japanisch» heisst. An diesen Nadeln verstanden die **Kamtschadalen**, wie **Steller** weiter berichtet, auch etwas Schmiedearbeit zu verrichten, welche sie vermuthlich von denselben **Aino**, die ihnen die Nadeln zutrugen, abgelernt hatten. Brach nämlich beim Gebrauch das Oehr an der Nadel ab, so machten sie diese glühend, gaben ihr durch Hämmern mit einem Stein eine der früheren ähnliche Form und bohrten vermittelst einer anderen Nadel ein neues Loch hinein. Durch die kurilischen Aino erhielten sie ferner bisweilen, ebenfalls noch vor Ankunft der Russen, auch Stücke von japanischem Eisenerz. Diesen wussten sie jedoch keine andere Verwendung zu geben, als dass sie dieselben, wenn sie, wie Steller erzählt, etwa 2—3 Zoll lang waren und ungefähr die Form eines Messers hatten, an die Spitze einer Stange befestigten und so vor ihrem Hause als Zeichen hohen Ansehens und Reichthums aufpflanzten. Sicherlich beruhte diese Hochachtung der Kamtschadalen vor einem so unscheinbaren und an sich ihnen ganz nutzlosen Dinge auf der Mittheilung der Aino, dass dies das Material sei, aus welchem die in ihren Augen verständlicherweise mit dem Nimbus grossen Reichthums und Ansehens umgebenen Ssisan (Japaner) jene Messer, Schwerter und drgl. machten, welche sie selbst (die Aino) so hochschätzten und im Handel mit ihnen so theuer bezahlten. Wie sehr aber Letzteres der Fall war, lässt sich aus Steller's Mittheilung ersehen, dass die kurilischen Aino für einen alten japanischen Säbel gern 20 Seebiber gaben und dabei einen sehr guten Tausch gemacht zu haben glaubten, solche Säbel aber nur an Feiertagen oder bei festlichen Aufzügen trugen und «beim Willkommen die wunderlichsten Figuren» mit denselben machten.

---

[1]) Beschr. von dem Lande Kamtschatka, p. 240, Anm. a u. p. 230.

[2]) Опис. земли Камчатки (Полн. собр. учен. путеш. по России, T. II, стр. 49).

[3]) Vrgl. p. 193—194.

Ob die vorhin erwähnten eisernen Nadeln, die als erstes Eisengeräth aus Japan zu den Kamtschadalen drangen, sich von diesen auch zu ihren Nachbarn, den Korjaken und Tschuktschen, verbreiteten, noch bevor das Eisen diesen Völkern durch die Russen gebracht wurde, muss zunächst dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber haben drei paläasiatische Völker, die Aino, die Giljaken und die Kamtschadalen, das Eisen aus Japan erhalten, und das war eine natürliche Folge der geographischen Lage dieses letzteren in der Nähe jener Völker, denn an Nippon, die Hauptinsel Japan's, schliesst sich im Norden Jesso, das Hauptland der Aino, an[1]), das wiederum einerseits nach dem halbgiljakischen Sachalin und andererseits über die Kette der Kurilen nach Kamtschatka hinüberführt. Man darf daher auch den weiteren Schluss ziehen, dass diese Völker in der Zeit, da sie, wie sich aus verschiedenen Gründen vermuthen lässt, weiter nach dem Innern des Continents zu wohnten[2]), noch keine Kenntniss vom Eisen hatten und diese erst erhielten, nachdem sie zu Randvölkern geworden, d. h. nachdem sie bis zur äussersten Ostküste des Festlandes und auf die derselben vorgelagerten Inseln und Halbinseln verdrängt worden und so in die Nähe von Japan gelangt waren[3]).

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Giljaken zurück, so ist hier der Ort, im Anschluss an die oben abgehandelten, zur Jagd auf dem Wasser wie auf dem Lande dienlichen Waffen derselben noch einige andere zu ihrer Bewaffnung gehörige Stücke zu besprechen. Zunächst sind hier zwei nach Form, Material und Ursprung ganz verschiedene Panzer (gilj. *petsch*) zu erwähnen, die zwar gegenwärtig nicht mehr im Gebrauch, allein von nicht geringem historisch-ethnographischen Interesse sind.

---

[1]) Die hauptsächlich durch Ph. Siebold aufgebrachte Ansicht, dass die Aino ehemals auch den Norden von Nippon bewohnten (vrgl. oben, p. 123), ist neuerdings von Brauns (Die Bewohner des Japanischen Inselreichs, im Jahresber. des Frankfurter Vereins für Geogr. u. Statist., 48. u. 49. Jahrg., 1883—84 u. 1884—85, Wissenschaftl. Thl., p. 5 ff.) bekämpft worden.

[2]) S. oben, p. 247.

[3]) Die Frage über den Ursprung und die Entwickelung des Eisenhandwerks in Japan liegt selbstverständlich ausserhalb des Rahmens dieser Schrift.

Der eine derselben ist ein Eisenpanzer (gilj. *wytsch-petsch*). Dieser besteht aus dünnen, länglichen eisernen Plättchen, die mit Löchern versehen sind, vermittelst welcher sie durch Riemen dicht neben einander an eine Thier- oder Fischhaut geheftet werden. Das Kopfstück dieses Panzers (Taf. XLIV, Fig. 2) hat die Form eines Helmes. Die oberen, abgerundeten Enden seiner Eisenplättchen sind etwas zurückgebogen und mit einem Riemen umbunden; vom unteren Rande desselben hängt ein zum Schutz für den Hals bestimmtes Stück herab. Das Brust- oder Rumpfstück (ebenda, Fig. 3), von dem ich nur einzelne Stücke (im Dorfe Tebach) gesehen habe, besteht aus mehreren Reihen von oben nach unten über einander greifender Eisenplättchen, die breiter und länger als diejenigen des Kopfstückes sind. Mamia-Rinsô[1]) erwähnt bei Besprechung der Smerenkur (Giljaken) von Sachalin dieses eisernen Panzers und sagt, er sei unter dem Namen *«beltsi»* bekannt, worin sich unschwer die oben angeführte, nach japanischer Weise entstellte giljakische Bezeichnung *«petsch»* wiedererkennen lässt. Er sagt von ihm, dass er, obgleich wenig gebraucht, doch sehr hochgeschätzt wird und im Kriege den Hauptschmuck desjenigen bildet, der zum Anführer gewählt worden ist. Bei der letzteren Behauptung mag die Phantasie des Reisenden mitgeredet haben, die erstere ist aber vollständig richtig: zu meiner Zeit waren diese Panzer vollkommen ausser Gebrauch, wurden aber, obgleich meist nur in defektem Zustande, ja oft bloss in einzelnen Bruchstücken vorhanden, für so werthvolle Objekte gehalten, dass sie dem Besitzer einen Nimbus von ausserordentlichem Reichthum und Ansehen verliehen, und dass ein paar von ihnen zum Kauf eines Weibes genügten. Es sind also heutzutage nur noch seltene Antiquitäten von imaginärem hohen Werthe. Diesen verdanken sie aber ihrem fremdländischen Ursprung, denn nach einstimmiger Angabe der Giljaken stammen sie von den Mandshu her und werden, wie übrigens auch Mamia-Rinsô anführt, von diesen selbst hochgeschätzt.

Dass bereits die alten Mandshu (Njutschi) Panzer und Helme besassen, die gleich den oben beschriebenen aus schuppenförmig über einander gelegten und durch Stifte mit einander verbundenen oder auch auf eine lederne Unterlage befestigten eisernen Plättchen bestanden, ist aus den ältesten europäischen Nachrichten über dieselben bekannt[2]). Nach der Eroberung China's durch die Mandshu wurden solche Panzer und Helme auch von den chinesischen Soldaten, Officieren und vom Kaiser selbst getragen[3]). Interessant für unseren Zweck ist auch die Angabe Iakinf's, des bekannten Mitgliedes der russischen Mission in Peking in den Jahren 1807—20, nach welcher unter den vom Gesetz vorgeschriebenen Geschenken, die der chinesiche Kaiser

---

1) L. c., p. 194.

2) Vrgl. Neuhof, Die Gesantschaft der Ost-Indisch. Gesellsch. in den vereinigt. Niederländern an den Tartarisch. Cham u. nunmehr auch Sinisch. Kaiser, Amsterdam 1666, p. 204. Desgl. Witsen, Noord en Oost Tartarye, Tweede Druk, Amsterdam 1705, p. 3, 6, 13.

3) Gerbillon bei Du Halde, Descript. de l'Empire de la Chine et de la Tartarie Chinoise, Paris 1735, T. IV, p. 373.

bei seiner Verlobung und Heirath dem Vater seiner Braut, resp. jungen Frau zu schicken hatte, auch eine bestimmte Anzahl von Panzern und Helmen sich befand[1]). Unter solchen Umständen ist es ganz verständlich, dass diese Gegenstände auch in den Augen der unter der Herrschaft oder wenigstens dem Einflusse der Mandshu-Chinesen stehenden Völker des unteren Amur-Landes, bis zu den **Giljaken** hinab, als ein höchst werth- und ehrenvoller Besitz erscheinen müssen und von den letzteren demgemäss auch bei ihrer wichtigsten socialen Transaktion, dem Kaufe eines Weibes, verwendet werden.

Von den Mandshu-Chinesen ging die Kunst der Anfertigung von Eisenpanzern auch auf die ihnen im Sungari- und unteren Amur-Lande zunächst benachbarten **Golde** über, und **Mamia-Rinsô** führt direkt diese letzteren, ihren Volksnamen in japanischer Weise als «**Kordekke**» entstellend[2]), als Anfertiger jener Eisenpanzer an. Selbstverständlich werden das nicht die ersten und einzigen Gegenstände sein, welche die **Golde** von ihren südlichen Nachbarn zu bereiten gelernt haben. Hier sehen wir also die Kunst, das Eisen zu schmieden, auch auf einem anderen Wege, von den Mandshu-Chinesen den Sungari und Amur abwärts zu den Völkern des unteren Amur-Landes dringen, doch scheint sie auf diesem Wege nicht über die **Golde** hinaus gelangt zu sein, während die weiter unterhalb am Amur und auf Sachalin wohnenden Völker, die **Aino**, **Giljaken** und **Oltscha**, sie, wie oben dargethan, schon früher von den Japanern erhalten hatten. In den letzten Decennien endlich haben die Völker des unteren Amur-Landes Gelegenheit gehabt, auch mit der russischen Art, das Eisen zu schmieden, Bekanntschaft zu machen.

Von ganz anderer Beschaffenheit als jener eiserne ist der Netzpanzer (gilj. *kâ-petsch*). Er besteht aus einem ärmellosen Kamisol oder kurzen Hemde (Taf. XLIV, Fig. 1), das aus vielfach zusammengenommenen Nesselgarnschnüren, wie sie auch zum Stricken von Fischernetzen dienen, und einzeln hie und da hinzugethanen Fischbeinstreifen geflochten ist. Der Halsausschnitt ist mit langhaarigem Hundsfell verbrämt und mit einem Knopf und einer Oehse zum Zuknöpfen versehen; im Uebrigen blieb der über den gewöhnlichen Hundsfellpelz angezogene Panzer vorn offen. In Folge des groben, massenhaftes Material enthaltenden Geflechts ist der Netzpanzer sehr schwer; das beifolgend abgebildete Stück, das ich von dem **Giljaken Mradamn** in Ssabach kaufte, ist 2′ 4″ lang, 1′ 10″ breit und wiegt 28½ Pfund (russ.). Während die eisernen Panzer von mandshu-chinesischem Ursprunge sind, ist der Netzpanzer genuin giljakisch. Nach Angabe der **Giljaken** wurden die Netzpanzer von ihnen ehemals bei grösseren Fehden gebraucht, wenn in Folge eines Mordes, Weiberraubes oder drgl. ein Dorf gegen ein anderes zu Felde zog. Zu meiner Zeit waren sie jedoch bereits ganz ausser Gebrauch gekommen und sollten nur noch in wenigen Exemplaren zu finden sein. Das von mir acquirirte Stück trägt in der That die Spuren hohen Alters an sich, und sein hochbejahrter ehemaliger Besitzer meinte, dass weder sein Vater, noch sein Grossvater den Ursprung desselben gesehen habe. Trotzdem legen die **Giljaken** diesen Panzern, da sie aus werthlosem Material und von ihnen selbst gemacht sind, nur einen geringen Werth bei, ganz unvergleichlich mit jenen ersteren, oft zerstückelten und verrosteten mandshurischen Panzern[1]).

---

[1]) Іакинѳъ, Китай, его жители, нравы, обычаи, просвѣщ., С.-Петерб. 1840, стр. 184.

[2]) S. oben, p. 148.

Zum Schluss der Bemerkungen über die Bewaffnung der **Giljaken** muss ich noch eines Stückes derselben gedenken, das zwar nur von harmloser Natur, darum aber nicht minder interessant und charakteristisch ist. Es ist das von ihnen sogen. *Mungtsche* (Taf. XLVI, Fig. 3), ein gegen fünf Fuss langer, rundlicher oder schwachkantiger Stock aus hartem Holz, der von oben bis unten jene charakteristische, kaum vertiefte Spiralzeichnung trägt, die man an allen ihren Lanzen-, Spiess- und Harpunenschäften findet, und die bei aller Glätte der letzteren der angedrückten Handfläche gegenüber doch einen gewissen Widerstand leistet. Das obere Ende des Mungtsche ist knopf- oder richtiger eichelförmig abgerundet; im unteren Drittel ist es entweder nur gleichmässig verjüngt, oder etwas säbelförmig abgeflacht und auf der Rückseite stets mit einer tiefen Rinne versehen. Von den **Giljaken** ist diese sonderbare Waffe auch zu den **Negda** am Amgunj gedrungen, bei denen sie, offenbar durch Entstellung ihrer giljakischen Bezeichnung, *muketschi* heisst und allgemein verbreitet ist. Bei diesen lernte sie **Middendorff** kennen. Er giebt in seinem Reisewerk eine Abbildung von derselben und nennt sie dabei Holzsäbel[2]) und «Ehrenprügel». Seiner Meinung nach dient sie nur zum Austragen von Ehrensachen durch Fechten, wobei sie mit beiden Händen gefasst wird, und die Hiebe durch Hin- und Herbewegung der Waffe parirt werden. So zeigte ihm sein Gastgeber am Nemilen (einem Zufluss des Amgunj), der alte **Negda Oltungab**, den Gebrauch dieser Waffe. Und damit stimmt im Wesentlichen überein, was ich über dieselbe von den **Giljaken** erfahren habe. In der ersten Zeit meines Aufenthalts im Amur-Lande stellte sich der Patchä-**Giljake Jutschin**, ein sehr intelligenter Mensch, dem ich die erste Grundlage meines giljakischen Vokabulariums verdanke, nur mit dem Mungtsche bewaffnet, im Nikolajefschen Posten ein. Er machte mir auf meine bezüglichen Fragen auch jene Fechtbewegungen mit seiner hölzernen Waffe vor. Doch war aus seiner gesammten Handhabung derselben unzweifelhaft zu entnehmen, dass sie mehr als einen einfachen Rappierstock oder «Prügel» vorstellen sollte. Denn wie er sie mit ausgestrecktem rechten Arm, einer Hellebarde gleich auf den Boden gestützt, vor sich hin hielt, trug er eine gemachte Würde zur Schau, als sei er der Vornehmsten Einer. Auch mochte er sich selbst beim Sitzen nicht von ihr trennen. Die Achtung und Rücksicht, die er seinem Mungtsche zollte, sprachen sich endlich auch darin aus, dass dieses an mehreren Stellen, wo es Schaden genommen, sorgfältig mit Birkenrinde überklebt war und dadurch in den Augen seines Besitzers nicht nur nicht gelitten, sondern an Werth noch gewonnen hatte. Alles in Allem machte das Mungtsche auf mich den Eindruck einer conventionellen Ehrenwaffe, die in alter Zeit, vielleicht in Nachahmung japanischer Lanzen entstanden ist und sich mit dieser ihr traditionell verbliebenen Bedeutung fortgeerbt hat. Auf ein solches Urbild weist auch die **Middendorff** unerklärlich gebliebene, auf der Rückseite des Mungtsche stets vorhandene tiefe Rinne hin, die offenbar eine Blutrinne darstellen soll.

---

[1]) Zum Theil aus demselben oder einem ähnlichen Material wie das giljakische *Kå-pytsch* sind auch die Panzer zweier anderen, im Süden und im Norden von den **Giljaken** wohnenden Randvölker Ostasien's gemacht. In den blutigen Fehden, welche die Nordamerikaner im J. 1871 mit den **Koreanern** hatten, sahen sie diese mit Panzern bekleidet, die aus einem starken Baumwollenzeuge von 40-facher Dicke bestanden und für Säbel und Bajonnet fast undurchdringlich waren (Nordische Presse, 1871, № 214, nach einer der «Times» von ihrem Berichterstatter aus Schanghai zugekommenen Nachricht). Andererseits erzählt **Ditmar** (Ueber die Koräken und Tschuktschen. — Bull. de la cl. hist.-phil. de l'Acad. Imp. des sc. de St.-Pétersb., T. XIII, p. 131; Mél. russes, T. III, p. 11), dass die **Tschuktschen** sich aus Fischbein und dicken Thierhäuten gefertigter Panzer bedienen.

[2]) Bd. IV, p. 1533. Das von ihm mitgebrachte, gegenwärtig in unserem Museum befindliche Exemplar ist in der That im letzten Drittel, wie oben erwähnt, etwas säbelförmig abgeflacht.

Dem oben geschilderten Jagdbetriebe der **Giljaken** gegenüber bietet derjenige der anderen Völker des unteren Amur-Landes manche sowohl im Einzelnen, wie hinsichtlich seines Umfanges und seiner Bedeutung für das Gesammtleben derselben charakteristische Differenzen dar.

Dass zwischen den beiden auf Sachalin unmittelbar mit einander benachbarten paläasiatischen Völkern, den **Giljaken** und den **Aino**, die grösste Uebereinstimmung im Jagdbetriebe herrscht, versteht sich beinahe von selbst. Auch findet man bereits in **Mamia-Rinsô's** Reisebeschreibung[1] für die «**Kraftöer**» oder **Aino** von Sachalin fast alle jene Thierfangmethoden kurz erwähnt, die wir beim Jagdbetriebe der **Giljaken** ausführlich kennen gelernt haben: so z. B. jene auf einem brückenartig über einen Bach gelegten Balken zum Fange von Zobeln und Flussottern aufgestellten Schlingen, die für Füchse und Wölfe bestimmten Klemmgabeln (gilj. *kasma*), die beim Anstoss an einen gespannten Faden von selbst einen Pfeil entsendenden Bogen u. s. w. Von diesen letzteren berichtet der japanische Reisende, dass sie den **Aino** auch zum Erlegen von Seeottern dienen, mit einem Fisch als Köder, — eine Angabe, die an sich etwas zweifelhaft ist und heutzutage jedenfalls nur von historischem Interesse sein kann, da die Seeotter (*Enhydris marina* **Schreb.**, ainisch *rakko*) nach den von mir und späteren Reisenden gesammelten Nachrichten[2] an den Küsten Sachalin's jetzt kaum mehr vorkommen und den Bewohnern derselben nur noch dem Namen nach bekannt sein dürfte. Glaubwürdiger und von grösserem Interesse hinsichtlich des Jagdbetriebes der **Aino** ist die Angabe desselben Reisenden, dass sie ähnliche Schlingen wie für die Flussotter und den Zobel auch für das Moschusthier (ain. *likun-kamoi*), und zwar, dem Wohnort desselben entsprechend, in den Gebirgsschluchten aufstellen. Darnach möchte ich vermuthen, dass dieses Thier auch von den **Giljaken** in ähnlicher Weise gefangen wird, obgleich ich bei ihnen nichts davon gehört habe. Die Art der **Aino**, gegen grössere Thiere, wie Rennthier und Bär, vorzugehen, ist ebenfalls dieselbe wie bei den **Giljaken**, nur bedienen sie sich auch vergifteter Pfeile, welche bei den letzteren, wie oben erwähnt, nicht vorkommen. Die zur Jagd erforderlichen Bärenspiesse, Speere und Lanzen werden ihnen aber seit dem völligen Niedergange ihrer eigenen Schmiedekunst von den Giljaken im Tauschhandel geliefert, wobei jene eleganten, mit eingelegten silbernen, kupfernen und messingnen Figuren versehenen Lanzen für mandshurische gelten, — eine Anschauung, die von den Giljaken aus Eigennutz erhalten und genährt werden mag. Alles in Allem sind jedoch die Aino noch weniger Jäger als die Giljaken, und zwar nicht bloss weil sie gleich diesen hauptsächlich vom Fisch- und Seehundsfang leben, die ihre Existenz nothdürftig sicher stellen, sondern auch weil sie zu träge und in Folge des auf ihnen lastenden japanischen Joches zu apathisch sind, um sich durch einen regeren, im Handel mit den Giljaken leicht zu verwerthenden Betrieb der Pelzthierjagd die Mittel zu einer reichlicheren und besseren Existenz zu verschaffen.

---

[1] Tô-tats kiko (**Siebold**, Nippon VII, p. 185).

[2] S. d. I. Bd. dieses Werkes, p. 44. Vergl. **Никольскій**, Островъ Сахалинъ и его фауна позвоночн. животн. (Прилож. къ LX-му тому Зап. Имп. Акад. Наукъ, № 5, стр. 147).

Anders verhält es sich mit den anderen Nachbarn der Giljaken auf Sachalin, den **Oroken**. Bei ihnen tritt uns die allen tungusischen Stämmen eigene Neigung zur Jagd in sehr augenfälliger und charakteristischer Weise entgegen. Denn obgleich nur in geringer Zahl zwischen zwei mächtigeren, sesshaften Fischervölkern eingeschoben, sind sie, wie oben ausführlich dargethan, ihrem Hauptwesen und Charakter nach doch Jagdnomaden geblieben. Die Jagd ist ihnen zum Lebensunterhalt auch ganz unumgänglich nothwendig, denn obgleich sie sich eine Zeit lang im Jahr auch selbst mit Fisch- und Seehundsfang an der Meeresküste und den Flussmündungen beschäftigen, so genügen diese doch lange nicht zu ihrer Existenz, und erst die in den Gebirgswildnissen, wie in den ausgedehnten nördlichen Niederungen der Insel eifrig betriebene Jagd sichert ihnen dieselbe, indem sie ihnen theils unmittelbar manche Nahrungsmittel und Kleidungsstoffe, insbesondere Rennthierfleisch und Felle zuführt und theils die Mittel zum Tauschhandel mit den Giljaken und damit auch zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse liefert. Auf diesen Handel werde ich noch zurückkommen, hier aber sei nur im Allgemeinen bemerkt, dass die Oroken sich die Hauptmittel zu demselben, die schätzbaren Zobel-, Fuchs- und Otterfelle mit vielem Erfolg zu verschaffen verstehen, und nicht minder werden sie von den Giljaken als geschickte Rennthier- und muthige Bärenjäger gerühmt.

In grösserem Maasse und in weiteren und mannigfaltigeren Zügen als auf dem beschränkten Raume Sachalin's tritt uns die überwiegende Neigung und Begabung zur Jagd bei den **Tungusischen** Nachbarstämmen der Giljaken auf dem Festlande entgegen. Oben ist schon hervorgehoben worden, dass im Allgemeinen, je weiter von der Mündung des Amur stromauf und in die linken Zuflüsse desselben gegangen, um so mehr die Jagd dem Fischfange gegenüber an Umfang und Bedeutung im Leben der anwohnenden Völker zunimmt. So weit Naturverhältnisse maassgebend für die Lebensgestaltung der Völker sind, beruht dies auf dem Umstande, dass in der angegebenen Richtung einerseits der Fischreichthum des Amur-Stromes abnimmt und andererseits die Zahl und Häufigkeit der jagdbaren Thierarten sich rasch steigern. So nimmt namentlich das grösste Säugethier des Amur-Landes, das der Insel Sachalin völlig abgehende Elenn, auf dem Festlande in der bezeichneten Richtung rasch an Häufigkeit zu, um in den ausgedehnten Waldungen am Amgunj und Gorin und am Amur noch über die Mündung des letzteren hinaus das Maximum derselben zu erreichen. Mit der Amgunj-Mündung stellt sich ferner, den Amur stromaufwärts gegangen, das Reh, mit der Chaselach-Mündung, an der Südgrenze des Giljaken-Gebietes, das Wildschwein und mit der Chelasso- und Gorin-Mündung der Edelhirsch ein, — drei Thierarten, die weiter aufwärts, nach Maassgabe als die Waldungen und die gesammte Vegetation ein südlicheres Gepräge gewinnen, immer häufiger werden. An dieser durch die orographischen und klimatischen Verhältnisse des unteren Amur-Landes bedingten raschen Bereicherung seiner Säugethierfauna von der Amur-Mündung stromauf- und landeinwärts haben besonders die Gebiete der Negda, Samagirn, Oltscha und Golde Theil. Zur Meeresküste hin findet zwar, in Folge der grossen winterlichen Schneemengen, welche für die Nahrung und Bewegung der genannten Thiere ungünstig sind, eine Depression ihrer Polargrenzen nach Süden statt[1]), doch ist auch das Gebiet der Orotschen hinsichtlich seiner Jagdthiere demjenigen der Giljaken gegenüber noch ansehnlich im Vortheil. Daneben stehen die Wohngebiete sämmtlicher genannten tungusischen Stämme des unteren Amur-Landes in Betreff der im Handel besonders hochgeschätzten Pelzthiere dem giljakischen keineswegs nach, — ja, das wichtigste dieser Thiere, der Zobel, besitzt dort zum Theil sogar eine grössere Güte und Schönheit des Felles als hier. Ist er auf Sachalin, vermuthlich in Folge des Fehlens der auf gleiche Nahrung mit ihm angewiesenen *Mustela sibirica*, auch häufiger als auf dem Festlande, so trägt er dort doch nur ein hellfarbigeres und darum minder schätzbares Fell. Auf dem Festlande aber nimmt dieses von der Meeresküste landeinwärts noch an Güte zu, so dass die Zobel der rechten Amur-Zuflüsse im Allgemeinen denjenigen der linken nachstehen, und unter den letzteren namentlich die Amgunj- und Gorin-Zobel ihrer Dichthaarigkeit und dunklen Farbe wegen für die besten gelten[2]). Bei so viel günstigeren Naturbedingungen und der allen Tungusen tief innewohnenden Leidenschaft zur Jagd ist es ganz begreiflich, dass diese bei allen tungusischen Völkern des unteren Amur-Landes einen weit grösseren Umfang gewinnen und für ihr gesammtes Leben von wesentlicherer Bedeutung werden musste, als es bei den Giljaken der Fall ist.

In erster Reihe steht auch bei den tungusischen Völkern des unteren Amur-Landes, gleich wie bei den Giljaken, der Fang schätzbarer Pelzthiere, insbesondere des Zobels, der Flussotter und des Fuchses, schon aus dem Grunde, weil sie durch denselben im Handel nicht bloss manche Kleidungsstoffe und Nahrungsmittel, sondern auch die allgemein beliebten Genussmittel und namentlich den ihnen unentbehrlich gewordenen Tabak erhalten. Er wird auch in derselben Weise und mit denselben Mitteln, nur auf grösserem Raume und mit mehr Gewandtheit und Geschick und daher auch mit mehr Erfolg betrieben.

Während aber die Jagd bei den Giljaken sich fast nur auf den Pelzthierfang beschränkt und somit ganz im Dienste des Handels steht, erstreckt sie sich bei den tungusischen Amur-

---

[1]) Eine ausführlichere und zum Theil auch graphische Darstellung dieser Verhältnisse ist im ersten Bande dieses Werkes sowohl bei Besprechung der einzelnen Thierarten, als auch in den allgemeinen Schlussfolgerungen über den Charakter der Säugethierfauna des Amur-Landes (p. 193 u. ff.) und auf der beigefügten Karte gegeben worden.

[2]) S. dieses Werkes Bd. I, p. 30 und 31.

Völkern nicht minder auch auf die oben erwähnten Arten von Roth-, Hoch- und Schwarzwild, und zwar werden diese nicht etwa bloss gelegentlich erlegt und ausgenutzt, wie es bei den Giljaken geschieht, sondern regelmässig und eifrig verfolgt, weil sie unmittelbar und ganz wesentlich zu ihrer Kleidung und Nahrung dienen. Darauf ist oben, bei Besprechung dieser beiden Punkte auch schon hingewiesen worden. Hinsichtlich der Nahrung muss aber der Jagd bei den tungusischen Amur-Völkern eine um so grössere Bedeutung zugeschrieben werden, als sie auch viel mehr Zeit als bei den Giljaken in Anspruch nimmt und je weiter stromauf- und landeinwärts, desto mehr und ausschliesslicher den ganzen Winter und einen Theil des Herbstes und Frühjahrs ausfüllt.

Mit der grösseren Zeitdauer der Jagd bei den tungusischen Amur-Völkern geht ferner auch ihre Ausbreitung über einen weit grösseren Raum Hand in Hand. Während der Giljake sich mit einem verhältnissmässig geringen Umkreise für seine Jagd begnügt, dort, in den ihm aus Erfahrung als günstig bekannten Lokalitäten und an den durch die Thierfährten im Schnee indicirten Stellen seine Fallen und Selbstschüsse errichtet, dieselben von Zeit zu Zeit besichtigt und zur Nacht immer wieder nach seiner ständigen Winterwohnung am Strome oder an der Meeresküste zurückkehrt, unternehmen die Amur-Tungusen nicht selten weite, viele Tage, ja Wochen lang dauernde Jagdausflüge. Hierin spricht sich ihre überwiegende Jägernatur den Giljaken gegenüber am prägnantesten aus. Trotzdem sie im Ganzen ebenfalls sesshafte Fischer geworden sind, hat ihr ursprünglicher Hang zum Jagdnomadenleben sich doch nicht ganz unterdrücken lassen und bricht von Zeit zu Zeit immer wieder siegreich und unabweislich durch. In kleinen Partien, zu zwei bis fünf Mann, begeben sie sich auf Schneeschuhen, das nöthige Jagdgeräth, einige der nothwendigsten Utensilien, wie kleine Kochkessel und drgl., und etwas Mundvorrath für die erste Zeit auf leichten, mit wenigen Hunden bespannten Schlitten mit sich führend, in das von ihnen erwählte Jagdterrain. Dort angelangt, errichten sie sich an einer passenden Stelle im Walde ein Jagdzelt von der Art, wie oben beschrieben worden, ein sogen. Alko, das ihnen zur gemeinsamen Wohnung dient, und von welchem aus sie ihre ferneren Jagdstreifzüge nach verschiedenen Seiten im näheren und weiteren Umkreise ausführen. Tags über geht ein Jeder der Jagd und Besichtigung der von ihm aufgestellten Fallen und Selbstschüsse nach, und gegen Abend findet sich die kleine Gesellschaft wieder im Zelt am lodernden Feuer ein, um das aus dem Fleisch der erbeuteten Thiere bereitete Mahl einzunehmen. Wird aber ein Jäger durch die Verfolgung einer Thierfährte zu weit abgelenkt oder auch durch ein besonderes Jagdereigniss oder Abenteuer zu lange aufgehalten, um rechtzeitig zurückkehren zu können, so bereitet er sich je nach dem Wetter aus Tannenzweigen entweder ein kleines gewölbartiges Zelt, eine sogen. Homorá, wie ich sie oben ebenfalls besprochen habe, oder auch ein einfaches Lager im Schnee, um darauf an einem kleinen Feuer sein Mahl und seine Nachtruhe zu halten. Erscheint es im Interesse der Jagd geboten, so wird das Standquartier gewechselt und die Jagd somit auf ein anderes, minder begangenes und ergiebigeres Terrain übertragen, und hat sich endlich genug der Beute angehäuft und die Jagdlust hinlänglich abgekühlt, so wird der Rückweg zu den in den Winterwohnungen hinterbliebenen Angehörigen, zu Weib und Kind angetreten, wobei die

Jäger theils auf Schneeschuhen den mit der Jagdbeute beladenen Schlitten vorangehen und ihnen einen Weg durch den tiefen Schnee bahnen und theils gemeinsam mit den Hunden an denselben ziehen. Zu Hause angelangt, pflegen die Jäger vor Allem der Ruhe und des Nichtsthuns, ergeben sich an der veränderten Kost und suchen sich durch Veräusserung ihrer Jagdausbeute an chinesische oder andere Händler in den Besitz der für sie und die Ihrigen nöthigen Kleidungs-, Nahrungs- und Genussmittel, insbesondere auch des geschmälerten oder ganz eingeschmolzenen Tabaksvorrathes zu setzen. Nicht selten wird jedoch nach einer gewissen, längeren oder kürzeren Erholungsfrist ein neuer Jagdausflug unternommen und so fort, so lange die Jahreszeit es gestattet.

Die Wahl des Jagdterrains scheint bei den tungusischen Stämmen des unteren Amur-Landes ziemlich frei und ohne Berücksichtigung etwaiger Völkergrenzen stattzufinden, so dass sie der Jagd wegen nicht selten Gegenden besuchen, die, streng genommen, nicht mehr in ihrem eigenen Wohngebiete, sondern in demjenigen eines Nachbarstammes liegen, was jedoch bei ihren communistischen Anschauungen und weil es stets unbewohnte Wildnisse sind, keinerlei Streitigkeiten oder Fehden zwischen ihnen veranlasst. Namentlich streifen die tungusischen Nachbarstämme der Giljaken gern in das Gebiet der letzteren hinein, weil diese selbst keine ausgedehnteren Jagden ausführen. So gehen im Norden russische Rennthier-Tungusen vom Tugur und Negda vom Amgunj der Jagd in dem zwischen dem Amur und dem Ochotskischen Meere, also ganz im giljakischen Gebiete sich hinziehenden Mäwatschan-Gebirge nach, und ebenso machen es die Oltscha im Süden. Als ich im Februar 1855 vom Amur-Liman längs dem kleinen Tymi-Flusse dem Gebirge zufuhr, um über dieses hinweg durch das Chaselach-Thal an den Amur-Strom zu gelangen, vernahm ich plötzlich in der Wildniss Hundegebell und stiess, diesem folgend, auf ein etwas abseits von unserem Wege, mitten im hohen Walde gelegenes Zelt, das fünf Jägern zum zeitweiligen Standquartier diente. Vier von ihnen waren Oltscha, darunter einer aus dem Dorfe Koim am Amur, der fünfte ein Samagir aus Pulj. Sie jagten hier auf dem östlichen, dem Amur-Liman zugekehrten Abhange des Gebirges und also auf einem ganz unstreitig im giljakischen Gebiet gelegenen Terrain und zeigten mir manche Thier- und namentlich Zobelfelle, die sie erbeutet hatten. Dennoch fand mein Führer, ein Tschomi-Giljake, der mir den Oltscha gegenüber auch als Dolmetscher diente, es ganz in der Ordnung und sah darin keineswegs einen Eingriff in die Rechte seiner Landsleute. Jetzt schickten sich der Samagir und einer der Oltscha bereits zur Heimkehr an, die jener zu Fuss auf Schneeschuhen, dieser im Schlitten mit Hülfe seiner Hunde auszuführen gedachte, und da ich desselben Weges fuhr, so schlossen sie sich mir an, um den von meinen breitsohligen russischen Narten im tiefen Schnee gebahnten Weg zu benutzen. Ebenso führen die oberhalb Kidsi am Amur wohnenden Oltscha häufig Jagdstreifzüge und Ausflüge in das Orotschen-Gebiet, an den oberen Tumdshi und seine Zuflüsse aus, und ähnlich machen es den Orotschen gegenüber auch die Golde, um so mehr als ihre Wohnsitze sich auch an den von rechts in den Amur fallenden Flüssen mehr oder minder weit hinaufziehen und dort an diejenigen der Orotschen grenzen.

Am meisten aber tritt Einem die Freiheit in der Wahl des Jagdterrains am unteren Gorin entgegen. Hier breitet sich ein weites, durchaus internationales Jagdgebiet aus, auf welchem man fast allen tungusischen Stämmen des unteren Amur-Landes begegnen kann. Während im oberen Laufe des Gorin und an seinen nördlichen, dem Amgunj-System genäherten Zuflüssen desselben Samagirn- und Negda-Jäger sich begegnen, werden die ausgedehnten Wald- und Gebirgswildnisse an seinem unteren Laufe ausser den Samagirn auch von Oltscha und Golde durchstreift. Die letzteren namentlich kommen sehr oft und zahlreich und zum Theil von weit entlegenen Orten des Amur-Stromes hin. So habe ich dort selbst welche aus Onmoi, Chongar und sogar aus Zollazi getroffen, das etwa 150 Werst von der Gorin-Mündung entfernt liegt. Dieser Fluss bietet im Winter den Golde vom Amur aus eine ebenso bequeme Strasse in das erwähnte Jagdterrain, wie den an seinem Oberlaufe wohnenden Samagirn. An seinen Ufern liegen daher auch die meisten und grössten zeitweiligen Standquartiere der Jäger der einen wie der anderen Nationalität, und zwar befinden sich diejenigen der Golde mehr im unteren Laufe des Flusses und diejenigen der Samagirn höher hinauf und näher nach Ngagha zu, ihrem ersten beständigen Wohnsitze an demselben. Solche Alko's werden nach dem Abzuge der Jäger auch nicht niedergerissen, sondern bleiben stehen, um neuen Ankömmlingen desselben oder auch eines anderen Stammes zum Aufenthalt zu dienen. So wechseln sie im Laufe der Jagdsaison vielfach ihre Bewohner. Gelegentlich steigen in denselben auch durchziehende Jäger oder chinesische Händler ab, gleichwie ich auch selbst in den Alko's von Poionge und von Wai Mittagsrast gehalten oder Nachtlager genommen habe. Trifft man die derzeitigen Bewohner des Jagdzeltes auch nicht daheim, so findet man es doch offen und sieht sogleich seinem Aeusseren wie seinem Inneren an, dass es bewohnt wird. Darauf weisen die vor dem Zelt an den Baumstämmen oder auf Stangen zum Trocknen aushängenden Thierfelle, so wie die an dasselbe gelehnten Schlitten, Schneeschuhe, Stöcke, Lanzen, Bogen, Selbstschüsse und sonstigen Jagdgeräthe hin. Im Innern des Zeltes aber geben die hie und da umherliegenden oder herabhängenden Jagdabfälle und Jagdtrophäen, wie Fellstücke, Geweihe, Schädel und Knochen verschiedener Thiere, so wie die an der Herdstelle stehenden Kessel und Schalen und das in der Asche vielleicht noch glimmende Feuer von der nur momentanen Abwesenheit seiner Bewohner Zeugniss. Die Benutzung des Zeltes und seines wirthschaftlichen Zubehörs steht Jedermann frei, die Unantastbarkeit aber der in und an demselben niedergelegten Jagdausbeuten und Jagdutensilien wird als selbstverständlich vorausgesetzt, — ein Vertrauen, das niemals missbraucht werden soll und somit ganz berechtigt erscheint.

Ausser diesen mehr oder minder geräumigen und gewissermaassen ständigen Jagdzelten oder Alko's stösst man in den Gorin-Waldungen sehr oft auch auf jene aus Weidenruthen und Tannenzweigen gewölbartig errichteten Nachtlagerzelte einzelner Jäger, sogenannte Homoga's, oder auch auf kleine Alko's, die in ihrer Form und ihrem Bau den grossen nachgebildet, aber so klein sind, dass sie offenbar bloss für einen Jäger bestimmt sind, und zwei nur zur Noth in denselben Platz finden können. Sie sind entweder von einzeln umherstreifenden Jägern errichtet, oder dienen dazu, bei Ausnutzung eines weiten Umkreises durch eine kleine Jägergesellschaft die Besichtigung der entfernteren Fallen und Selbstschüsse durch ihre einzelnen Mitglieder leichter und bequemer zu machen. In einem solchen Alko, aus welchem jedoch der Schnee zuvor ausgeschaufelt werden musste, habe ich auf meiner Gorin-Fahrt ebenfalls eine Nacht zugebracht. Mein goldischer Führer nannte es ein *«Saifa-, Mudu-, Saole-ware-alko»*, d. h. ein Zobel-, Otter- und Fuchs-Jagdzelt, — eine Bezeichnung, welche ebenfalls direkt auf den oben hervorgehobenen Zweck desselben, der leichteren Besichtigung der zum Fange dieser Thiere aufgestellten Apparate zu dienen, hinwies.

Ohne Zweifel steht auch hier die Jagd auf die genannten, im Handel allgemein hochgeschätzten Pelzthiere obenan. Und wie sehr sie mit Erfolg betrieben wird, beweist schon der Umstand, dass manche der am Amur zeitweilig ansässigen chinesischen Kaufleute die Mühen der Fahrt hieher und bis zu den Samagirn-Sitzen am oberen Gorin nicht scheuen, um die kostbare Waare an Ort und Stelle und gelegentlich wohl auch mit Ausnutzung einer etwaigen Nothlage der Jäger zu möglichst niedrigem Preise zu erhandeln. Wiederholentlich begegneten mir ihre mit verschiedenen Waaren beladenen Schlitten, die von ihnen selbst ganz nach Art der Eingeborenen gelenkt wurden. Im Alko von Wai aber kam ich zweien von ihnen zuvor, und da ich mit meinen Leuten, einem Kosaken und einem Führer, das Zelt eingenommen hatte, so schlugen sie ihr Nachtlager, ebenfalls ganz in der Weise, wie es die Eingeborenen thun, neben demselben auf. Es waren ein chinesischer Kaufmann aus Kourmi am Amur mit einem bis an die Fersen herabhängenden Zopfe und sein Handlungsdiener oder Führer, und während der erstere sich ostentativ als Herr benahm und in sehr lauter Weise seine Befehle ertheilte, machte der letztere diensthеflissen das Feuer an, bereitete das Essen u. s. w.

Nicht minder als der Pelzthierfang wird in den Gorin-Wildnissen auch die Jagd auf Hochwild betrieben. Darunter steht das grösste der Säugethiere des Amur-Landes, das Elenn, unstreitig obenan. Seine Häufigkeit und die allgemeine und wichtige Verwendung, die es bei den Samagirn wie bei den anderen tungusischen Stämmen des unteren Amur-Landes zur Nahrung und Kleidung findet, erheben es hier zum Jagdthier insonderheit und machen es ganz begreiflich, dass es von ihnen ausser seinem specifischen Namen (*to* und *toke*) auch noch mit dem anderen: *«buju»*, d. h. Thier schlechtweg, bezeichnet wird. Nicht bloss vor den Jagdzelten sieht man Felle desselben zum Trocknen aushängen, sondern auch mitten im Walde oder im Gebüsch der Gorin-Inseln stösst man bisweilen auf ein solches, das von einem Jäger deponirt worden, um gelegentlich abgeholt zu werden. Immer wieder kreuzten wir die Spuren des Thieres im Schnee, und mehrmals kamen wir auch an solchen Stellen vorüber, wo, wie mein Führer aus dem stark zerstampften Schnee schloss, ein Thier erlegt worden war. Von besonderem Interesse aber war mir eine Stelle im Walde, wo der Schädel und die Gebeine des Thieres, auf eine Reihe von Stangen gesteckt, über den Schnee emporragten, — ein Anblick, der mich an die mit Schädeln von Weisswalen behängten Bäume bei den Giljaken, so wie an ein paar grosse Bärenschädelstätten erinnerte, die ich vor Kurzem in der nächsten Umgebung von Ngagha gesehen hatte, und auf die ich an einem anderen Ort noch zurückkommen werde. So schliesst sich hier das Elenn denjenigen Thieren an, die bei ihrer hervorragenden Bedeutung im Leben eines Volkes auch eine besondere, durch den Aberglauben diktirte Behandlung nach ihrem Tode erheischen. Für die erfolgreichen Elennsjagden im Gorin-Gebiet sprachen ferner die zahlreichen, mit Elennsfleisch und Fellen beladenen Schlitten zurückkehrender Jäger, die uns auf der Fahrt begegneten. Von besonderem Werth für alle tungusischen Stämme sind namentlich auch die Beinfellstücke des Elenns, da sie zum Bekleiden der ihnen so unumgänglichen Schneeschuhe dienen. Diese Stücke setzen die Amur-Golde sogar bei ihren Landsleuten am Ussuri ab, da das Elennthier dort nur selten vorkommt und noch etwas südlicher, am Ssuifun, seine Aequatorialgrenze erreicht[1]).

Nächst dem Elennthier giebt der Edelhirsch das grösste und von den Jägern am meisten gesuchte Hochwild in den Gorin-Wildnissen ab, und zwar um so mehr, als er neben seiner Verwendung zur Nahrung und Kleidung in seinem frisch aufgesetzten und noch nicht erhärteten Geweih einen von den Chinesen seiner angeblich confortativen Wirkung wegen hoch geschätzten und theuer bezahlten Artikel liefert. Doch bleibt er im Gorin-Gebiet, nahe seiner Polargrenze, an Häufigkeit weit hinter dem Elenn zurück und gelangt, gleich dem Reh und dem Wildschwein, erst weiter süd- und westwärts zu seiner vollen Geltung.

Dass auch das Moschusthier von den Jägern am unteren Gorin häufig erbeutet wird, bewiesen mir die Felle, Schädel und Knochen dieses Thieres, die in oder vor den Jagdzelten zu sehen waren. Es bildet auch eine dem Jäger stets erwünschte Beute, da sein Fell bei den Samagirn und Golde zu kleineren Kleidungsstücken und Teppichen dient, das Fleisch von ihnen gern gegessen wird, aus den Beinknochen Pfeilspitzen geschnitzt werden, und der Moschusbeutel des Männchens endlich einen von den Chinesen gut bezahlten Handesartikel abgiebt.

Den weiter hinauf, oberhalb des Geong-Gebirges am Amur wohnenden Golde liegt das Gorin-Gebiet zu fern, um regelmässig von ihnen besucht zu werden. Dagegen haben sie sowohl wie ihre Landsleute am Ussuri ergiebige Jagdgründe an den vom Küstengebirge nach diesen Strömen herabkommenden Zuflüssen, die letzteren namentlich und besonders am oberen Biki, Ima und Waku. Auch nimmt die Beschäftigung mit der Jagd bei den Golde in der angegebenen Richtung, den Amur und Ussuri aufwärts nur immer zu. Am letzteren zieht, sobald der herbstliche Fischfang sein Ende erreicht und eine Schneedecke sich eingestellt hat, die gesammte rüstige männliche Bevölkerung zur Jagd fort, um sich den ganzen Winter über mit derselben zu beschäftigen, ja Manche beeilen sich der Beeisung der Nebenflüsse zuvorzukommen und ihre Wanderung nach den Jagdgründen noch zu Boot auszuführen[2]). Die Meisten jedoch begeben sich dahin schon auf Schneeschuhen, wobei sie das nöthige Jagd- und Hausgeräth auf einem mit einigen Hunden bespannten Schlitten hinter sich her ziehen. Und zwar thun sie dies um so lieber, als ihnen die Hunde vielfach auch zur Jagd dienen. So lange nämlich der Schnee nur von geringer Tiefe ist, stellen sie dem Zobel nicht bloss mit Fallen und Selbstschüssen, sondern auch vermittelst der Hunde nach. Diese folgen dem von Baum zu Baum flüchtenden Zobel

---

1) Пржевальскій, Путеш. въ Уссурійскомъ краѣ, стр. 202.

2) Przewalski, l. c., p. [illegible].

auf dem Erdboden nach, ohne ihn aus dem Auge zu verlieren, bis sie ihn unter lautem Gebell gestellt haben, worauf er vom Jäger geschossen wird. Gelingt es ihm in einen hohlen Baum zu schlüpfen, so wird dieser gefällt, verkriecht er sich aber unter eine Baumwurzel, einen Stein oder drgl., so wird er ausgeräuchert und vermittelst eines davor aufgestellten Sacknetzes gefangen. Nicht minder werden die Hunde auch zur Jagd auf den im Ussuri-Lande häufigen, von den Golde, Oltscha und Samagirn *Jandako* genannten *Canis procyonoides* Gray benutzt, dessen Fleisch und Fett von ihnen gegessen, das Fell aber an die Chinesen abgesetzt wird. Da dies Thier eine nächtliche Lebensweise hat, so gehen die Jäger, nach Nadarof's Mittheilung[1]), Nachts mit je einem oder ein paar Hunden auf dessen Erbeutung aus, wobei sie denselben kleine Schellen um den Hals binden, um durch deren stärkeres Geklingel sogleich davon avertirt zu werden, wann und wo eine Beute von ihnen erfasst worden ist. Da der Jandako im Herbst sehr feist und in Folge dessen träge und nur schwer beweglich ist, so ereilen ihn die Hunde, nachdem sie auf seine Spur gekommen, sehr bald und beissen ihn nach kurzem Kampfe todt. Noch andere im nördlichen unteren Amur-Lande fehlende oder nur ganz ausnahmsweise vorkommende Thierarten, wie *Ursus thibetanus* Cuv., *Mustela flavigula* Bodd., *Antilope crispa* Temm., *Cervus Axis* Erxl.[2]), bieten sich den Jägern im Ussuri-Gebiet als mehr oder minder willkommene Beute dar. Das Hauptaugenmerk derselben bleibt jedoch auch hier auf die bereits vielfach genannten, allgemein verbreiteten und geschätzten Pelzthiere, Zobel, Flussotter und Fuchs gerichtet, wobei ihnen die Häufigkeit dieser Thiere in den erwähnten Wald- und Gebirgswildnissen einen Ersatz für ihre zum Theil geringere Qualität bietet. Denn der Zobel hat im oberen Ussuri-Gebiet, wo er sich seiner Aequatorialgrenze nähert, ein weit minder schönes, kurzhaarigeres und helleres Fell als am Amur[3]), und der Fuchs kommt dort auch meist nur in seinen helleren Färbungen und nur äusserst selten als Kreuz- oder schwarzer Fuchs vor[4]). Ferner sind es hier auch dieselben Fleischthiere wie am Amur ober- und unterhalb der Ussuri-Mündung, Edelhirsch, Reh und Wildschwein, welche die Hauptaufmerksamkeit der Jäger in Anspruch nehmen und ihnen durch ihre Menge einen reichlichen Lohn abwerfen. Die Jagd auf dieselben wird von den Golde je nach der Jahreszeit in verschiedener Weise betrieben, indem sie bald in Fanggruben gefangen, bald durch Selbstschüsse erlegt, bald aus dem Versteck geschossen und bald mit Hunden verfolgt werden, welche das Thier dem Jäger zum Schuss oder zum Angriff mit der Lanze stellen. Dieser letztere Jagdmodus wird namentlich mit dem grössten Erfolge dem Edelhirsch gegenüber im ersten Frühjahr angewendet, sobald über dem Schnee eine dünne Eisschicht sich gebildet hat, da diese den Lauf des stets durchbrechenden schweren Thieres hemmt und der auf Schneeschuhen hingleitende Jäger es leicht einholen kann, — eine

---

[1]) Н. Надаровъ, „Сѣверно-уссурійскій край (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., по общ. геогр., Т. XVII, № 1, стр. 118).

[2]) Vergl. Radde, Reisen im Süden von Ost-Sibirien in den J. 1855—1859, Bd. I, Die Säugethierfauna, St. Petersb. 1862, p. 12, 31, 262, 286. Przewalski, l. c., p. 246, 247, 253.

[3]) Przewalski, l. c., p. 249.

[4]) Przewalski, l. c., p. 252.

Jagdart, die auch weiter abwärts, am Amur und Gorin von **Golde** und **Samagirn** geübt wird und an die ähnlichen Verfolgungen des Elenn- und Rennthiers bei den **Giljaken** erinnert. Bemerkenswerther noch ist die Analogie, die sich in der ergiebigsten Art der **Ussuri-Golde**, das Reh zu jagen, darbietet. Mit den regelmässigen Wanderungen, welche die Rehe, zu grossen Heerden geschaart, zweimal alljährlich zwischen den rechten Ussuri- und Sungari-Zuflüssen ausführen, genau bekannt, lauern sie denselben an den Stellen auf, wo sie über den Ussuri zu setzen pflegen. Hat eine Heerde sich daran gemacht und etwa die Mitte des Stromes erreicht, so schiessen von allerwärts aus dem Versteck leichte, mit je einem Mann besetzte Rindenkähne heran. Im Nu sind die Thiere von dem einen wie vom anderen Ufer abgeschnitten, und nun beginnt unter lautem Jubelgeschrei ein Gemetzel derselben, wobei sie nur je einen Lanzenstich durch den Hals erhalten, um langsam zu verbluten und von den mittlerweile in grösseren Böten heranrudernden Weibern und Kindern aus dem Wasser gehoben zu werden[1]). Wer denkt dabei nicht an die ganz ähnlichen, in den Polargegenden Sibirien's statthabenden Niedermetzelungen der Rennthiere, wenn diese auf ihren Wanderungen zwischen der Eismeertundra und der Waldregion über die ihnen im Wege liegenden Flüsse setzen?[2])

In weit geringerer Zahl als der Edelhirsch oder das Reh fällt den **Golde** das Wildschwein zur Beute, von dem sie in der Regel nur die weiblichen und jungen Thiere direkt jagen, die erwachsenen Eber hingegen fast ebenso wenig anzugreifen oder zu verfolgen wagen, wie den Tiger. Dieser letztere wird von ihnen nur gelegentlich oder aus Nothwehr erlegt, wenn er, um Hunde oder Schweine zu rauben, bis zu ihren Behausungen vordringt oder gar ihnen selbst begegnet und den Angriff unvermeidlich macht. Die Furcht vor solchen Besuchen und Begegnungen beherrscht sie beständig und veranlasst sie, zur Abwendung derselben jene Holzfiguren, Götzen und Amulete von ihm anzufertigen, welche ich an einem anderen Orte[3]) bereits besprochen habe, und auf die ich in der Folge gelegentlich noch zurückkommen werde. Dasselbe gilt auch vom «*Jerga*» (Irbis), der zwar weit seltener ist, darum aber in den abergläubischen Gemüthern eine nur um so grössere Furcht erzeugt. Gelingt es ihnen übrigens einmal einen Tiger zu erlegen, so ist ihr Gewinn von demselben nicht gering, indem nicht bloss das bei den Chinesen in hohem Ansehen stehende Fell des Thieres[4]) von den Kaufleuten gut bezahlt wird, sondern auch seine übrigen Theile, wie Krallen, Knochen, Muskeln, Sehnen, ja sogar die Galle, in China wie in der Mandshurei ihrer officinellen Verwendung wegen einen guten Absatz bei ihnen finden[5]).

---

[1]) Vrgl. **Przewalski**, l. c., p. 267.

[2]) Vrgl. z. B. **Pallas** (Zoogr., Vol. I, p. 212; desgl. Neue Nord. Beyträge, Bd. I, p. 241), **Wrangell** (Путеш. по сѣв. бер. Сиб. и по Ледов. морю, Ч. II, стр. 87), **Middendorff** (Sibir. Reise, Bd. IV, p. 1147) u. A.

[3]) S. dieses Werkes Bd. I, p. 98 u. folg.

[4]) Darüber s. oben, p. 391, Anm. 2.

[5]) Angaben über den Gebrauch der einzelnen Körpertheile des Tigers als Heilmittel bei den Chinesen, Mandshu und **Golde**, sowie über deren vermeintliche Wirkung findet man bereits bei **Gerbillon** (in Du Halde's Descr. de l'Empire de la Chine et de la Tartarie chinoise, T. IV, p. 248 u. 301) und später bei **Przewalski** (l. c., p. 233), **Palladij** (Труд. Маньчж. — Записк. Геогр. Общ., T. VII, 1871, Отд. II, стр. 377), **Barabasch** (Сунгар. Дневн. — Военный Сборн., 1874, № 2, стр. 317) u. A. So soll z. B. der Genuss von Tigerfleisch oder gepulverten Tigerknochen Muth und Verwegenheit erzeugen u. dergl. m.

Viel wesentlicher und maassgebender noch fürs gesammte Leben als bei den Golde ist die Jagd bei ihren östlichen Nachbarn, den Orotschen. Darf man jene, trotz ihrer grossen Vorliebe für die Jagd, welche den männlichen Theil der Bevölkerung sogar die meiste Zeit des Jahres beschäftigt, ihrem Grundwesen nach immer noch als ein Fischervolk bezeichnen, da sie feste Wohnsitze an den Flüssen, dem Amur, dem Ussuri und ihren rechten Zuflüssen haben, und der Fischfang in denselben immerhin die Basis ihrer Existenz bildet, so lässt sich dies mit den Orotschen nicht mehr thun. Sie sind vielmehr ihrem gesammten Leben und Wesen nach in überwiegendem Maasse Jäger. Der Fischfang sinkt bei ihnen im Vergleich zur Jagd ganz und gar zu einer Nebenbeschäftigung herab, denn nur während einer kurzen Zeit des Jahres halten sie sich in ihren Zeltwohnungen an der Meeresküste und den Flussmündungen auf, um theils einige Fischvorräthe einzusammeln und theils auch dem Seehundsfange obzuliegen. Die ganze übrige, weitaus grösste Zeit des Jahres, vom ersten Schneefall bis zum Sommer, führt der Orotsche ein ausschliessliches Jägerleben, streift in den Flussthälern und Waldungen des Küstengebirges umher und schlägt, bald einzeln, bald von Weib und Kind begleitet, sein Jagdzelt je nach Umständen hier oder dort auf. Meist hat ein Jeder sein Jagdrevier, indem er die in einem nicht allzufernen Umkreise gelegenen, seit je von ihm begangenen und als wildreich ihm bekannten Flussthäler und sonstigen Lokalitäten alljährlich wieder aufsucht; doch bleibt dabei, in Folge der dünnen Bevölkerung und der weit ausgedehnten Wildnisse, dem Einzelnen immer noch ein weiter Spielraum vorbehalten. Entfernte, im Bereich der Nachbarstämme gelegene Jagdgebiete besuchen die Orotschen nicht, sowohl weil es ihnen, bei der durch das Küstengebirge abgeschiedenen Lage ihrer Heimath, an einer so leichten und bequemen Verkehrsstrasse wie die Eisdecke des Amur-Stromes und seiner grossen Zuflüsse fehlt, als auch weil sie immer nur wenige, hauptsächlich zu Jagdzwecken benutzte Hunde halten. Dass die Jagd auch hier vornehmlich den beliebten Pelzthieren, Zobel, Flussotter, Fuchs, so wie denselben zur Nahrung und Kleidung dienlichen Fleischthieren gilt und auch in derselben Weise, vermittelst Fallen, Selbstschüssen, Bogen und Pfeilen, Spiessen und Lanzen betrieben wird, bedarf kaum der Erwähnung. Nur eines Thieres sei bei dieser Gelegenheit noch besonders gedacht, weil es von den Orotschen, entsprechend der Gebirgsnatur ihres Landes, eifriger verfolgt und in grösserer Anzahl erlegt zu werden scheint als von ihren Nachbarn, — ich meine das Moschusthier, das sie in ähnlicher Weise wie die Aino meist vermittelst aufgestellter Schlingen fangen[1]), und von welchem sie namentlich den Inhalt der Moschusbeutel im Handel mit den Chinesen verwerthen. In Beziehung auf die Verwerthung ihrer Jagdausbeute überhaupt befinden sich jedoch die Orotschen in Folge der grossen Abgeschiedenheit ihrer Heimath allen übrigen Völkern des unteren Amur-Landes gegenüber sehr im Nachtheil. Im südlichen Theile ihres Gebietes, wo sie, als sogen. Ta-dse, mit Chinesen untermischt leben, finden sie zwar bei diesen letzteren einen leichten Absatz für ihre gesammte Jagdausbeute, doch werden sie von ihnen dabei in der Regel stark ausgenutzt und durch vorgestreckte Zahlungen nicht selten zu ihren lebenslänglichen Schuldnern gemacht. Weiter im Norden aber, wo das chinesische Element fehlt, sind die fast ausschliesslich der Jagd lebenden Orotschen zur Verwerthung ihrer Ausbeute auf die Vermittelung ihrer Nachbarn, der Golde und Oltscha, angewiesen.

---

[1]) Маргаритовъ, Объ Орочахъ Императорской гавани, С.-Петерб. 1888, стр. 13, Табл. II, фиг. 2.

Zum Schluss der obigen Betrachtungen über den Jagdbetrieb bei den Völkern des unteren Amur-Landes und seine grössere oder geringere Bedeutung für die Gesammtgestaltung ihres Lebens kann ich nicht umhin, einer Bemerkung Raum zu geben, die sich dem Reisenden, der ethnographische Zwecke im Auge hat, ganz unwillkürlich aufdrängt. Ist für ethnographische Forschungen unter den Giljaken bei Weitem die günstigste Jahreszeit der Winter, die ungünstigste der Sommer, so kehrt sich das, den Amur und seine rechten Zuflüsse aufwärts, zu den Golde und Orotschen gegangen, mehr und mehr in das direkte Gegentheil um. Im Sommer nehmen Fischfang und Bereitung von Fischvorräthen für den Winter die Giljaken ganz und gar in Anspruch und tragen sogar etwas Nomadisches in ihr Leben hinein, insofern Viele alsdann, um für den Fischfang günstigere Lokalitäten aufzusuchen, ihren Wohnort zeitweise wechseln und vielfach, auf den Strominseln und an den Nebenflüssen zerstreut, auch nur in Zelten campiren. Mit dem Eintritt des Winters hingegen sammelt sich Alles wieder in den gemächlicheren und geräumigeren Winterwohnungen, und es beginnt eine lange Zeit ruhigeren und stetigeren Lebens, das in seinem regelmässigen Verlaufe, mit der nur in der Nähe betriebenen Jagd, dem Störfang auf dem Eise, dem Handel und Verkehr, den mannigfachen Haus- und Handarbeiten, den eigenartigen, langandauernden Bärenfestlichkeiten und drgl. m., dem Ethnographen ein reiches Feld der Beobachtung und des Studiums bietet. Fast ebenso verhält es sich mit den Oltscha. Doch nimmt bei ihnen und in noch höherem Grade bei den Golde das Leben im Sommer, in Folge der alsdann allein üblichen, leicht transportablen Zeltwohnungen, einen noch nomadischeren Charakter an, und je weiter stromaufwärts, desto mehr entvölkern sich die Winterwohnungen, weil ein Theil der Männer zur Jagd auf mehr oder minder entlegenen Gebieten fortzieht. Bei den Ussuri-Golde sind in denselben, wie wir sahen, im Winter nur noch Weiber, Kinder und Greise zu finden, da alle rüstigen Männer zur Jagd fortziehen, und die Orotschen endlich nehmen nicht selten auch Weib und Kind auf ihre den ganzen Winter ausfüllenden Jagden in die Wildniss mit. Hinsichtlich dieser giebt daher der Sommer, indem er sie aus den Wäldern zurückruft und zum Fisch- und Seehundsfang in den, wenn auch ebenfalls nur zeltförmigen, doch an bestimmten Punkten der Meeresküste und der Flussmündungen gelegenen Sommerwohnungen versammelt, dem Reisenden die beste, ja fast einzig mögliche Zeit für ethnographische Forschungen ab. So sehr verändern und verschieben sich bei den Völkern des unteren Amur-Landes alle Lebensverhältnisse, je nach dem, ob und in wie weit bei ihnen der Fischfang oder die Jagd die Hauptrolle spielt.

Auf den Jagdbetrieb der Völker des oberen Amur-Landes, der **Biraren**, **Manägirn** und **Orotschonen**, kann ich nicht näher eingehen, weil ich mit ihnen nur in ganz flüchtige Berührung gekommen bin, und zwar zu einer Zeit, da sie, fern von ihren Jagdgründen, zum Theil noch mit dem Fischfang im Amur-Strome beschäftigt waren. Es bleibt mir daher bezüglich derselben nur übrig, auf die Schilderungen von **Maack**[1]), **Gerstfeldt**[2]), **Ussolzef**[3]) u. A. zu verweisen. Das Bild, das sie von dem Jagdbetriebe dieser Völker entwerfen, zeigt übrigens die grösste Uebereinstimmung mit demjenigen, welches ihre Nachbarn im Norden und Westen, die auch geographisch keineswegs streng von ihnen abgegrenzten russisch-sibirischen **Tungusen** bieten. Wie ganz anders hingegen die oberen Amur-Völker nach dieser Seite, als Jäger und Jagdnomaden, den mehr oder minder sesshaften Fischervölkern des unteren Amur-Landes gegenüberstehen, ist im Zusammenhange der Erscheinungen oben, bei Besprechung ihrer Wohnung, Kleidung, Nahrung, Lokomotion und besonders auch ihres Fischfanges, bereits mehrfach hervorgehoben worden.

Gewissermaassen als Ergänzung dazu möge hier, zum Schluss unserer Betrachtungen über die Jagd der Amur-Völker noch auf den Gegensatz hingewiesen werden, der sich zwischen den Insassen des oberen und des unteren Amur-Landes auch in Beziehung auf die den Hauptgegenstand ihrer Jagd bildenden Thierarten wahrnehmen lässt. Während im unteren Amur-Lande und besonders bei dem typischsten und ichthyophagsten seiner Völker, den **Giljaken**, die Jagd sich in erster Reihe und ganz vornehmlich gegen die schätzbaren Pelzthiere richtet, so dass man sie ihrem Hauptzweck und Charakter gemäss als Pelzthier- oder nach dem zahlreichsten und allgemein beliebtesten dieser Thiere auch schlechtweg als Zobelfang bezeichnen kann, stehen bei den mit ihrer Nahrung und grösstentheils auch ihrer Kleidung fast ganz auf die Jagd angewiesenen Völkern des oberen Amur-Landes die Fleischthiere, Elenn, Edelhirsch, Reh, Wildschwein, als Jagdobjekt obenan. Dazu trägt auch der Umstand bei, dass die beiden erstgenannten, grossen Thiere auch zur Tributzahlung an die Mandshu-Beamten verwendet werden[4]) und die jungen und noch frischen Hirschgeweihe einen wichtigen Handelsartikel bilden. Die hochgeschätzten Pelzthiere und insbesondere der Zobel werden zwar auch von den oberen Amur-Völkern als höchst begehrenswerthe Beute angesehen und dem entsprechend eifrig verfolgt, allein ihre Zahl hat im Laufe der Zeit sowohl durch die stetigen und angestrengten Jagden, als auch in Folge der häufigen und ausgedehnten, theils durch Nachlässigkeit und theils auch absichtlich hervorgebrachten Waldbrände so sehr abgenommen, dass neben ihnen andere, früher für werthlos gehalte[illegible] unbeachtet gelassene Thiere Geltung gewonnen haben. Namentlich sind nach Maassgabe des Verschwindens des Zobels die ihm hauptsächlich zur Nahrung dienenden Eichhörnchen so sehr viel häufiger und zahlreicher geworden, dass sie am oberen Amur und seinen beiderseitigen Zuflüssen bereits das Hauptaugenmerk der Jäger bilden und, wenn auch einzeln nur von geringem Werth, durch ihre grosse Zahl die Mühen und Kosten derselben lohnen. Die Schilka- und Argunj-Kosaken, die alljährlich im Herbst, in kleine Gesellschaften (Artell's) organisirt, weite, Wochen und Monate lang dauernde Jagdzüge in das Orotschonen- und Manägirn-Gebiet ausführen, nennen daher diese ihre Jagden nach ihrem Hauptzweck schlechtweg «*belkowjo*»[1]), d. h. Eichhörnchenbetrieb. In dem Zobelfange einer- und dem Eichhörnchenbetriebe andererseits bietet sich somit wiederum ein charakteristischer Gegensatz zwischen den Jagdverhältnissen des unteren und des oberen Amur-Landes dar.

---

[1]) Путеш. на Амуръ, стр. 49, 75 и. 76.

[2]) О прибрежн. жит. Амура (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ., Ч. 20, 1857 г., Отд. Изслѣд. и мат., стр. 307).

[3]) Путеш. по долинѣ р. Нерчи (тамъ же, стр. 77 и слѣд.).

[4]) Ich erinnere hier nochmals daran, dass meine Schilderungen die 50-er Jahre und also eine Zeit im Auge haben, in der fast das ganze Amur-Land noch unter chinesischer Herrschaft stand.

Zur Wandlung des ersteren in den letzteren im oberen Amur-Lande hat aber ausser den oben angeführten Ursachen sehr wesentlich auch die von Sibirien ausgegangene und im Laufe der Zeit mehr und mehr gewachsene Einfuhr und Einbürgerung handlicher Schiessgewehre, der kleinkalibrigen russisch-sibirischen Büchsen beigetragen. Während es im unteren Amur-Lande zur Zeit meines Aufenthalts daselbst, mit einigen wenigen Ausnahmen[2]), noch gar keine Schiessgewehre gab, waren bei den Orotschonen, dank ihrer unmittelbaren Nachbarschaft und ihrem langjährigen Verkehr mit den Russen, jene Büchsen schon in allgemeinem Gebrauch, und bei den Manägirn verdrängten sie auch bereits mehr und mehr die zur Jagd wenig brauchbaren langen und plumpen chinesischen Luntengewehre. Seit der Besitznahme und Kolonisirung des ganzen Amur-Landes durch die Russen hat die Verbreitung guter oder wenigstens brauchbarer Feuergewehre auch in seinem unteren Theile rasche Fortschritte gemacht, was im Verein mit der wachsenden Zahl von Jägern in Zukunft einen starken Niedergang in seinem Zobel- und sonstigen Thierreichthum bewirken muss. Von wie verhängnissvollen Folgen aber dies für die von diesem Reichthum zehrende indigene Bevölkerung des Landes sein wird, ist leicht begreiflich und wird sich im Einzelnen noch mehr aus der nächstfolgenden Betrachtung ermessen lassen.

---

[1]) Darnach auch das Verbum «*belkowatj*», d. h. Eichhörnchenjagd betreiben.

[2]) S. oben, p. 357.

[p.590)

10. Abschnitt.

Handel. Werthschätzung der vornehmsten im Handel, Haushalt und sonstigen Leben vorkommenden Gegenstände. Handelsverkehr der Amur-Völker unter einander und mit den Mandshu-Chinesen, Japanern und Russen. Ein Blick in die jüngstvergangene Geschichte des Handels und der Herrschaft der Mandshu-Chinesen im unteren Amur-Lande.

So wesentlich der Fischfang und die Jagd zur Existenz der Amur-Völker sind, so vermögen sie doch nicht alle ihre Bedürfnisse unmittelbar zu befriedigen: manche Erfordernisse der Nahrung und Kleidung, so wie die ihnen nicht minder zum Bedürfniss gewordenen Genussmittel können sie sich nicht anders als durch Veräusserung eines Theiles ihrer Jagd- und Fischfangergebnisse an die benachbarten Culturvölker, also vermittelst des Handels verschaffen. In diesem letzteren eröffnet sich ihnen daher eine dritte Existenzquelle, durch welche jene beiden wesentlich ergänzt und erst zu ihrer vollen Bedeutung gebracht werden.

Mehr noch als bei den früheren Abschnitten ist es indicirt, die Betrachtungen über den Handel der Amur-Völker mit den Giljaken zu beginnen. Keines der indigenen Völker des unteren Amur-Landes hat so viel Sinn und Begabung für den Handel und so ausgebreitete Handelsbeziehungen wie die Giljaken. Es ist charakteristisch für dieselben, dass sie bereits in der ersten Kunde, welche die Russen von ihnen erhielten, — ich meine jene oben erwähnte Erzählung, die der Kosakenanführer Perfiljef in den Jahren 1639 und 1640 von den Witim-Tungusen vernahm[1], — als ein an der Amur (Schilka)-Mündung wohnendes, mit den Chinesen in Handelsverbindungen stehendes Volk bezeichnet werden. In der That treiben sie mehr Handel mit den Chinesen und den Japanern als alle anderen Völker des unteren Amur-Landes, obgleich sie am weitesten entfernt von denselben wohnen, und vermitteln vielfach auch den Handel sowohl dieser letzteren mit jenen, als auch denjenigen der beiden genannten Culturvölker unter einander. So stehen sie gewissermaassen im Mittelpunkte aller internationalen Handelsbeziehungen im unteren Amur-Lande. Dies gilt namentlich von den Amur-Giljaken, während diejenigen Sachalin's und der Südküste des Ochotskischen Meeres in dieser Beziehung eine kaum minder peripherische Stellung als die übrigen Völker des Landes einnehmen. Jene sind aber auch durch ihre geographische Lage vor den beiden letzteren begünstigt, indem sie ausser dem Seewege durch den Liman und längs der Westküste Sachalin's zu den Japanern noch eine zweite Wasserstrasse an dem Amur-Strom besitzen, welche sie zu den an diesem selbst wie am Sungari wohnenden Chinesen geleitet. Auch im Handel mit den Russen endlich nehmen die Giljaken, und zwar wiederum diejenigen des Amur-Stromes, den benachbarten Völkern gegenüber gewissermaassen eine centrale und vermittelnde Stellung ein, schon in Folge dessen, dass die Besitznahme des Amur-Landes in den 50-er Jahren durch die Russen von der Amur-Mündung ausging und im giljakischen Gebiet die ersten Ansiedelungen gegründet wurden, darunter namentlich der Nikolajefsche Posten, der längere Zeit hindurch der Hauptsitz der russischen Verwaltung blieb, und von welchem aus die fernere Erschliessung des unteren Amur-Landes und Sachalin's erfolgte.

---

[1] S. oben, p. 99.

Gedenkt man des starken und blutigen Widerstandes, den die Giljaken im XVII. Jahrhundert den russischen Freibeutern entgegensetzten[1]), und erwägt man, dass sie von Natur keineswegs gutmüthig, gefügig und indolent wie die Tungusen, sondern im Gegentheil weit eher bösartig, tückisch und hinterlistig, dabei energisch und, wenn Kränkung oder Habsucht ins Spiel kommen, sogar leicht zu blutiger That entschlossen sind[2]), so darf man sich wundern, dass die russischerseits anfangs nur mit ganz geringen Mitteln ins Werk gesetzte Occupation ihres Landes in so friedlicher Weise, ohne jeglichen Blutverlust verlief. Dazu hat ohne Zweifel der den Giljaken in hohem Grade innewohnende Handelssinn sehr wesentlich beigetragen. Die Möglichkeit, eine Menge von Produkten, die sie im Ueberfluss besassen, und für welche sie sonst keinen Absatz fanden, wie Fische, Wild, Beeren und drgl., in den russischen Niederlassungen gegen mancherlei für sie hochbegehrliche Gegenstände, insbesondere Kleidungsstoffe und Tabak vertauschen zu können, musste sie friedfertig gegen dieselben stimmen, und der grosse Vortheil, den sie bei ihrer Rührigkeit, Klugheit und Gewandtheit aus diesem Handel zu ziehen wussten, drängte den Argwohn und die Furcht, welche die neuen Ankömmlinge und ihre rasch wachsende Zahl und Macht bei ihnen erregten, immer wieder zurück. Der Nikolajefsche Posten wurde bald zum wichtigsten Handelspunkt der Amur-Giljaken, und dank dem regen Verkehr, den diese mit ihren Stammgenossen am Ochotskischen Meer und auf Sachalin, sowie mit den **Aino** und den tungusischen Amur-Völkern unterhalten, fanden manche russische Waaren in Kurzem eine weite Verbreitung im Lande. Gleichwohl herrschte zu meiner Zeit unter den **Giljaken** von Sachalin, wo es, von dem bereits wieder aufgehobenen Murawjofschen Posten in der Aniwa-Bai abgesehen, noch keine russischen Niederlassungen gab, eine den Russen gegenüber argwöhnische und feindliche Stimmung, welche den Reisenden stets vor thätlichen Angriffen auf seiner Hut zu sein nöthigte. Wiederholt hörte ich sie, wenn sie Abends um das in der Jurte lodernde Feuer sassen, über die in ihr Land gekommenen Russen raisoniren und in der Ueberzeugung, dass ich sie nicht verstände, den Argwohn äussern, dass dieselben jetzt vorerst das Land auskundschafteten, wie ich es auch thäte, um es nachmals in Besitz zu nehmen und alle **Giljaken** aus demselben zu verdrängen und zu vernichten. An manchen Orten, wie in Tyk, Dui und den obersten Tymy-Dörfern, traten sie mir mitunter sogar direkt widersetzlich und feindlich entgegen, indem sie es nicht dulden wollten, dass ich in ihren Jurten Wohnung nähme oder auf ihrem Herde ein Feuer zur Bereitung meines Essens anmachte, und sich weigerten, mir aus ihren Vorräthen das für meine Hunde erforderliche Futter zu verkaufen. Diese letztere Weigerung war schlimmer noch als die beiden ersteren, denn sie konnte nicht wie jene durch Drohung mit der Pistole in der Hand bezwungen werden. Dank jedoch ihrer Handelsleidenschaft gelang es mir, sie allemal zu beseitigen: den scheinbar ohne Absicht zum Vorschein gebrachten Tauschobjekten, die ich mit mir führte, vermochte sicherlich Einer oder der Andere von ihnen nicht zu widerstehen, und gab erst Einer der Versuchung nach und schloss einen kleinen Handel ab, so war das Eis gebrochen, und nun regnete es Anerbietungen von allen Seiten, so dass ich bald mehr als genug des Gewünschten hatte. Mit der Eröffnung des Handels trat aber stets auch ein Einvernehmen in allen anderen Dingen ein. Beim Handel verrathen die **Giljaken** viel praktischen Sinn, Klugheit, Zähigkeit und Gewandtheit. Nur Gegenstände von bekanntem praktischen Nutzen reizen ihre Kauflust, alles Neue oder Ungewohnte dagegen, wenn es auch noch so sehr in die Augen fällt, wird zwar angestaunt und bewundert (mit dem oft wiederholten, von einem Schlage mit der flachen Hand auf den Kopf begleiteten Ausrufe «*tsa-tsa-ā*»), auch wohl als Geschenk angenommen, aber nie gekauft. Immer bieten sie von ihrer Waare zuerst die minder guten Stücke an und steigen zu den besseren auf, wobei sie dieselbe rühmen und bei der einmal gestellten Forderung beharren. Kurz, Alles weist auf ein im Handel wohlgeübtes und routinirtes Volk hin, und wie sehr sie das in der That sind, wird man aus den nachstehenden Darstellungen des Näheren ersehen können.

---

[1]) S. oben, p. 106—110.

[2]) Einen Beleg dafür giebt u. A. die oben (p. 388, Anmerk. 1) besprochene Ermordung de la Brunière's durch die Giljaken ab. Kurz vor meiner Ankunft im Amur-Lande wurde auch die Mannschaft eines in der Nähe der Nordwestspitze Sachalin's gestrandeten Wallfischfahrers von den besonders übelberüchtigten Giljaken von Tammlawo ermordet und das Schiff ausgeplündert. Einen vermuthlich von daher rührenden, mit einer Nummer und einer englischen Inschrift versehenen Eimer sah ich 1855 bei den Giljaken von Poghobi.

Trotzdem aller Handel im Amur-Lande und somit auch derjenige der **Giljaken** nur Tauschhandel ist und keinerlei Geld unter ihnen im Umlauf ist, so hat sich bei ihnen doch eine nicht bloss relative, sondern absolute, numerisch bestimmbare Werthschätzung aller im Handel oder auch sonst in ihrem Leben und Haushalt eine gewisse Rolle spielenden Gegenstände ausgebildet. Das setzt aber nothwendig auch die Existenz bei ihnen einer allgemein angenommenen, absoluten Wertheinheit voraus, durch deren Vervielfältigung die Schätzung der Gegenstände ausgeführt oder ihr Preis normirt wird. Was ist oder worin besteht nun diese Wertheinheit? Das zu ermitteln, fiel mir, wie man aus den nachstehenden Gründen ersehen wird, nicht leicht. Da die Giljaken nur Tauschhandel kennen, so pflegen sie auf die Frage nach dem Preise eines Gegenstandes in der Regel nur die Menge der dagegen gewünschten Waare (wie z. B. 3 Bündel Tabak, 2 Faden Zeug und drgl.) anzugeben. Die Frage nach der auch dem Tauschhandel zu Grunde liegenden absoluten Werthschätzung der vornehmsten Waaren und Gegenstände, ihrem Preise an sich, findet selten und nur bei den Intelligenteren Verständniss, und auch dann besteht die Antwort nur in einem dem Zeitwort «kosten, werth sein» (gilj. *tschalhatsch*) vorgesetzten Zahlwort, ohne Angabe irgend welcher Wertheinheit. Stets wird aber dabei diejenige Form der Zahlwörter gebraucht, deren man sich beim Zählen belebter Gegenstände bedient. Aus welchem Grunde, weiss ich nicht zu sagen. Auf die im obigen Sinne richtig verstandene Frage, wie viel ein Gegenstand koste, giebt daher der Giljake zur Antwort: «*njunj, mor, tschor*[1]) etc. *tschalhatsch* oder — mit Hinzufügung des so viel wie «ist» bedeutenden Suffixes *ra* — *tschalhara*»[2]), d. h. er kostet ein, zwei, drei etc., und nichts mehr. Die dabei gedachte Wertheinheit bleibt stets unausgesprochen, gleichsam als von selbst verständlich, als bedürfe sie keiner besonderen Bezeichnung. Ich konnte mir daher ein numerisches Werthverzeichniss oder einen Preiscourant aller im Handel oder im Leben und Haushalt der Giljaken eine mehr oder minder wichtige Rolle spielenden Gegenstände anfertigen, lange bevor ich die Einheit, auf welche die Zahlen Bezug haben, kannte. Erst unter den Oltscha und dank dem Umstande, dass ich dort einen Führer fand, der neben seiner Muttersprache auch des Giljakischen mächtig war, gelangte ich auf die richtige Fährte, und der Aufenthalt unter den Golde verhalf mir vollends zur Gewissheit in Bezug auf die fragliche, auch bei den Giljaken allgemein gültige Wertheinheit. Chossiambo, so hiess mein Führer[3]), bezeichnete nämlich die Werthe verschiedener Gegenstände ganz in derselben Weise wie die Giljaken, indem er nur das betreffende Zahlwort vor dem Verbum «*ssalé*» (kosten, gilj. *tschalhatsch*) nannte; mitunter jedoch sagte er statt «*omu* (ein) *ssalé*» auch «*omu jan ssalé*» u. s. w. Nach Entfernung des offenbar nur aus lautlichen Gründen eingeschobenen *n* erwies sich also, dass die der Werthschätzung der Objekte bei den Oltscha und Giljaken zu Grunde liegende Einheit das «*Ja*» ist, — wie zu vermuthen war, eine Werthgrösse von chinesischem Ursprung. Die weiteren, bestätigenden und erläuternden Auskünfte bezüglich derselben liessen sich ohne Mühe bei den Golde erhalten. Ihnen ist die Bezeichnung «*ja*» für die Wertheinheit bei der Schätzung von Handels- und sonstigen Gegenständen ganz geläufig; auch wussten sie zu sagen, dass die Chinesen das *Ja* in 10 Theile theilen, bei ihnen (den Golde) *dicha* genannt, auf welche je 100 chinesische Messingmünzen (goldisch *zirikta dicha*) kommen, so dass 1000 Stück dieser letzteren gleich einem Ja sind. Dieses ist also eine chinesische Silberunze (Lieng oder Tael), nahe gleich 2 russ. Rubeln in

---

[1]) Nicht *njakr*, *mjakr*, *tschakr* etc., wie die gewöhnliche, zum Zählen lebloser Dinge dienliche Form der Zahlwörter lautet.

[2]) Analog dem, wie *kauk* «nichts», *kaukra* «ist nichts», oder *ngaiskotsch* «schlecht», *ngaiskora* «ist schlecht» bedeutet.

[3]) Derselbe stammte aus dem Oltscha-Dorfe Ude und verdankte seine Kenntniss des Giljakischen hauptsächlich dem Umstande, dass er eine Giljakin aus Tebach zur Frau hatte.

Silber. Die Thatsache, dass die Wertheinheit der Chinesen auch den Völkern des unteren Amur-Landes zur allgemeinen Grundlage bei der Abschätzung ihrer Handelsprodukte und sonstigen Habseligkeiten dient, kennzeichnet besser als alles Andere die dominirende, ja fast allein maassgebende Stellung, welche jene im Handel ihnen gegenüber einnehmen. Bei den **Golde**, die den Sungari-Chinesen am nächsten wohnen und mit ihnen in beständigem Kleinhandelsverkehr stehen, kommen natürlich auch die Zehntel, ja vielleicht sogar die Hundertstel des Ja oder der Silberunze in Betracht, wesshalb sie genöthigt sind, bei ihren Preisangaben stets auch die betreffende Wertheinheit (Ja oder Dicha) zu nennen. Für die entfernter wohnenden **Oltscha** und **Giljaken** hingegen, welche, wie wir sehen werden, ihren Bedarf an chinesischen Waaren meist in grösseren Quantitäten in Ssan-ssin am Sungari beziehen, sind die Zehntel und Hundertstel des Ja von keiner praktischen Bedeutung mehr, — für sie handelt es sich stets nur um die eine, ganze Wertheinheit und ihre Vervielfältigungen, und darum bedarf es bei ihnen auch keiner ausdrücklichen Nennung derselben bei den Werthschätzungen, sondern es genügt, nur die betreffende Zahl anzugeben. Hätte ich somit meine Nachforschungen in dieser Frage, statt von den **Giljaken** zu den **Golde**, in umgekehrter Richtung, von diesen zu jenen vorschreitend, angestellt, so wäre mir die ihren Schätzungen zu Grunde liegende Wertheinheit ohne alle Mühe, gleichsam von selbst entgegengetreten. Uebrigens bleibt die den Chinesen entnommene Wertheinheit, da sie bei diesen nicht auch durch eine Münze repräsentirt wird, für die Amur-Völker immer nur eine imaginäre Grösse, von welcher sie sich nur eine annähernde Vorstellung nach der Zahl oder Menge der ihr entsprechenden Waarenstücke oder sonstigen Gegenstände machen können. Bekanntlich sind in China nur die Tausendstel der Silberunze in geprägter Form in Umlauf, — jene messingenen, runden, mit einem viereckigen Loch in der Mitte versehenen Münzen (gilj. *tschcha*), welche man zu 10 und 1000 auf einen Faden zu reihen pflegt. Diese werden aber von den **Giljaken**, ihrem geringen Werthe gemäss, gar nicht geachtet und gleich verschieden geformten Messingplättchen nur zur Verzierung von Weiberröcken oder ab und zu auch als Hemd- oder Gürtelknöpfe benutzt. Russische Münzen, von den **Giljaken** ebenfalls *tschcha* (d. h. wohl «Münze» überhaupt) genannt, wurden zu meiner Zeit weder von ihnen, noch von anderen Eingeborenen des unteren Amur-Landes angenommen, sowohl aus völliger Unbekanntschaft mit ihrem Werthe, als auch weil die chinesischen Kaufleute sie ebenfalls nicht entgegennahmen[1]). Indessen lernten die **Giljaken** durch Verkehr mit den Russen sehr bald auch den Gebrauch ihrer Münzen kennen[2]).

---

[1]) Die einzigen Münzen, welche zu meiner Zeit im Amur-Lande den chinesischen Kaufleuten gegenüber eine Verwendung finden konnten, waren spanische (mexikanische) Piaster, sogen. Colonnados, und auch diese wurden von ihnen immer erst aufs Sorgfältigste vermittelst einer Handwage auf ihr Gewicht geprüft.

[2]) Ja, gegenwärtig sollen sie sogar russische Creditbillete als Zahlung entgegennehmen. Als Beleg für ihre grosse Findigkeit in Geld- und Handelssachen mag hier auch folgender, noch zu meiner Zeit stattgehabter Fall Erwähnung finden. Der mehrfach genannte **Giljake Poswein** aus Kulj, der den Russen seit ihrem ersten Erscheinen im Lande nahe gestanden, machte nur zu dem Zweck eine Fahrt von Nikolajefsk nach Sachalin, um von seinen dortigen Landsleuten allerhand Werthsachen und besonders Geld- und Silbermünzen, welche sie von einem gestrandeten amerikanischen Wallfischfahrer nach Ermordung eines Theiles der Mannschaft geraubt hatten, gegen verschiedene Kleinigkeiten einzutauschen und alsdann den Russen gegenüber mit Vortheil zu verwerthen.

Durch die allen Völkern des unteren Amur-Landes gemeinsame, von den Chinesen entlehnte Wertheinheit gewinnt der Tauschhandel, den sie unter einander und mit den letzteren betreiben, im Grossen und Ganzen eine feste Norm, indem die in demselben vorkommenden, zum Theil sehr heterogenen Waaren nur in dem Verhältniss an Menge, Grösse, Güte und drgl., als sie eine gleiche Anzahl von Wertheinheiten enthalten oder repräsentiren, als gleichwerthig erscheinen und ohne Schaden für den Käufer oder Verkäufer gegen einander vertauscht werden können. Maassgebend für den Preis oder die Werthschätzung der Handelswaaren ist dabei einerseits die grössere oder geringere Nachfrage, deren sie sich bei den Chinesen erfreuen, und andererseits das mehr oder minder starke Bedürfniss, das sich nach denselben bei den Giljaken, Oltscha und Golde findet, und das selbst wieder zum grossen Theil durch ihre Verwendbarkeit in dem von diesen unter einander und mit den Japanern betriebenen Zwischenhandel bestimmt wird. Grosse Veränderungen in den Preisen mancher Waaren mussten entstehen, als die Giljaken und nach ihnen auch die anderen Völker des unteren Amur-Landes neben den Chinesen und Japanern, mit denen sie in alten Handelsverbindungen stehen, auch mit den Russen in Berührung traten und die Waaren derselben den chinesischen und japanischen zum Theil sehr erfolgreich Concurrenz zu machen begannen. Mehr noch wie sonst muss daher in Beziehung auf die Handelsverhältnisse der Amur-Völker im Auge behalten werden, dass meine Schilderungen der Zeit gelten, da diese Berührung eben erst eingetreten war und noch nicht die Folgen wie heutzutage nach sich gezogen hatte. Was endlich die Werthschätzung der ausserhalb des Handels stehenden, auf ihren Haushalt und ihr sonstiges Leben und Treiben Bezug habenden Gegenstände bei den Giljaken betrifft, so sind die maassgebenden Momente in ihren Sitten, Vorstellungen und Anschauungen zu suchen, wofür nachstehend manche Belege gegeben werden sollen.

Durch vielfache und wiederholte Erkundigungen bei den Giljaken und durch eigenen Handels- und sonstigen Verkehr mit denselben habe ich ihre in der folgenden Tabelle wiedergegebene Werthschätzung sowohl der wichtigsten in ihrem Handel mit den Chinesen, Japanern und zum Theil auch mit den Russen zur Geltung kommenden Waaren, als auch der vornehmsten, in den obigen Schilderungen besprochenen und zum Theil abgebildeten, zu ihrem Leben und Haushalt gehörigen Gegenstände in Erfahrung bringen können. So gilt bei ihnen:

Ein Zobelfell, je nach seiner Güte, ...	gleich	1—3	Ja	
» Fell vom rothen Fuchs (*pas*[1]*nga*).	»	2	»	
» » » schwarzgrauen Fuchs (*pladf*).	»	3	»	
» » » schwarzen Fuchs (*hädf*), je nach seiner Güte, . .	»	10	»	und darüber
» Luchsfell mit dem Kopf, den Beinstücken u. dem Schwanz	»	8—10	»	
» » ohne Kopf, Beinstücke und Schwanz.	»	5	»	

---

[1] Das *s* weich, wie das französische *z* ausgesprochen.

Ein Flussotterfell wird nach seiner Grösse geschätzt, indem jede Fingerspanne desselben gleich ist	1 Ja
» Seehundsfell, gleichviel ob *Phoca nummularis (pyghi)* oder *Ph. barbata (kighitsch)*, wenn es nur sehr gut ist, gilt gleich	1 »
Vier Faden[1]) gewöhnlichen Baumwollenzeugs (*posy*) kosten	1 »
Zwei » Halbsammet (*tsch*) (*poilrüz-posy*) »	1 »
Anderthalb Faden Tuch (*dshangta*) »	1 »
Vier Faden mandshurischen[2]) (sehr bunten) Seidenzeugs (*tscharp*) sind gleich	5 »

Nach der Güte und dem Preise der Stoffe richtet sich auch der Werth, den die **Giljaken** ihren einzelnen Kleidungsstücken zuschreiben; so kostet:

Ein langer, breitärmeliger Rock aus mandshurischem Seidenzeuge (*ncht*)	5 Ja[3])
Eine Weibermütze aus demselben Zeuge (*tscharp-hak*)	3 »
» » aus dem Kopffell des Luchses (*tschlyghi-hak*)	2 »
» gute Boa aus Eichhörnchenschwänzen (*tolp*)	1 »
Ein Weiberrock aus Fischhäuten (*tschurk*), mit viel Stickerei darauf	1 »
» Pelz aus Luchsfellen (auf den etwa 6 Felle gehen)	30 »
Ein Pelz aus Hundsfellen wird vornehmlich nach der Farbe und demnächst nach der Güte derselben geschätzt, ob diese nämlich von erwachsenen Thieren, oder von Welpen stammen; so kostet:	
Ein graubräunlich-gelber Hundsfellpelz (*tschabr-okch*)	1 »
» scheckiger oder braun und weiss gemischter Hundsfellpelz (*alchalch-okch*)	1 »
» weisser » (*tschang-okch*)	2 »
» schwarzer oder sehr dunkel brauner » (*yghr-okch*):	
aus Fellen erwachsener Thiere	3 »
» » von Welpen	2 »

Die übrigen Kleidungsstücke der **Giljaken**, wie Hemde aus gewöhnlichem Baumwollenzeuge, kurze Halbröcke aus Tuch oder Halbsammet, Beinkleider, Schurzröcke aus Seehundsfell, gewöhnliche Wintermützen, Sommerhüte aus Birkenrinde, Aermelbinden, Ohrenwärmer, Handschuhe und drgl., erreichen, trotzdem die drei letzteren in der Regel mit Stickereien versehen sind, nicht den Werth eines Ja. Ferner schätzen die **Giljaken**:

Einen Sack Mehl gleich	2 Ja
Vier mandshurische Säcke (welche recht hoch, aber schmal sind) mit Hirse gleich 4 Zobeln, also etwa 6 oder	4—8 »

---

[1]) D. h. Armspannen, da die **Giljaken** kein anderes Maass als Arm- und Fingerspannen haben.

[2]) Richtiger gesagt, chinesischen. Vier Faden davon bilden ein Stück.

[3]) Vielleicht etwas zu niedrig gegriffen.

Ein Brettkasten (*kylmr-wakke*) mit Branntwein gilt gleich	10	Ja
Zehn Bündel Tabaksblättter und in Zeiten des Mangels daran auch nur 5 kosten	1	»
Ein sehr grosser Stör (*tukki-tscho*) gilt gleich	2	»
» » » Hausen (*patch-tscho*) gilt gleich	4—5	»
» lebendiger, noch junger und kleiner Bär gilt gleich	25	»
» » erwachsener Bär gilt, je nach seiner Grösse, gleich	30—40	»
» Hund von gewöhnlicher Grösse und Güte gilt »	1	»
» Schlitten von gewöhnlicher Art » »	1	»
» Paar tungusische Schneeschuhe, mit Elennsfellbekleidung (gilj. *Rdhy-enj*, d. h. Samagirn-Schneeschuhe), gilt gleich	1	»
Die eigenen, mit Seehundsfell ausgekleideten Schneeschuhe dagegen erreichen nicht den Werth eines Ja.		
Ein kleines bis mittelgrosses Boot gilt, je nach seiner Grösse, gleich	3—7	»
» grosses, neues Boot gilt »	13	»
» Segel aus Fischhäuten » »	1	»
Am Fischnetz kommen je 10 Faden gleich	1	»
Ein mit einer Fischbeinplatte belegter Bogen gilt gleich	1	»
» » » Büffel- oder Nashornplatte belegter und mit silbernen Klammern versehener Bogen (*ngynif-puntsch*) gilt, je nach der Anzahl dieser letzteren, gleich	8—10	»
Eine Flinte mit einem Lauf schätzen die Giljaken gleich	2	»
» russisch-sibirische Büchse » » » »	4	»
Einen Doppellauf » » » »	6	»
Ein Speer von etwa Ellenlänge ohne eingelegte silberne Figuren gilt gleich	1	»
» ebensolcher Speer mit eingelegten Figuren aus Silber » »	3	»
Eine etwa armlange Lanzenspitze ohne silberne Verzierungen » »	3	»
» ebenso grosse Lanzenspitze mit silbernen und anderen Verzierungen wird, je nach der Menge dieser letzteren, geschätzt als gleich	8—10	»
Ein mandshurisches Beil gilt gleich	1	»
Einen alten mandshurischen Eisenpanzer (*wytsch-petsch*) schätzen die Gilj. gleich	30	»
» » Netzpanzer von eigener Arbeit (*kā-petsch*) hingegen schätzen sie nur »	3—4	»
Der Werth der in den Herden eingemauerten und der Handkessel richtet sich zum Theil nach der Grösse, zum Theil und hauptsächlich aber nach ihrem Ursprung, indem die mandshurischen (chinesischen) Kessel von weit geringerer Güte als die japanischen sind: jene platzen leicht über dem Feuer, wenn sie kein Wasser enthalten, diese aber nicht; demnach kostet:		
Ein grosser mandshurischer Herdkessel (*ormos-wnnj*) (tsch)	4	»

Ein kleinerer mandshurischer Herdkessel	3	Ja
» mandshurischer Handkessel (*matsch-wunj*) mit Henkeln, je nach der Grösse.	3—7	»
» kleiner japanischer Kessel (gilj. *Kughi-wunj*, d. h. **Aino**-Kessel)	7—8	»
» grosser Kessel von derselben Art	20	»
» » japanischer Kessel mit drei Henkeln	30	»

Sehr eigenthümlich ist die bei den **Giljaken** angenommene Werthschätzung ihrer Behausungen, denn es kostet:

Eine Winterjurte (*tschadryf*) mit zwei Herden nur	4	Ja
» Sommerjurte (*käryf*) nur	2—4	»
Ein Vorrathshaus (*njö*) hingegen, je nach der Anzahl seiner Abtheilungen,	10	» und darüber.

Aus dieser Tabelle lassen sich sowohl manche Schlussfolgerungen über den Handel der **Giljaken**, als auch sprechende numerische Belege für manche Sitten und Anschauungen derselben entnehmen, die theils in den vorigen Abschnitten schon besprochen worden sind, theils in der Folge noch zur Sprache kommen sollen. Es genüge zunächst nur auf folgende Punkte aufmerksam zu machen:

1) Das wichtigste Tauschobjekt der **Giljaken** im Handel mit den Chinesen, das Pelzwerk, hat einen verhältnissmässig geringen Preis, was sich ohne Zweifel aus seiner grossen Menge, aus dem bis dahin noch ungeschwächten Thierreichthum des unteren Amur-Landes erklären lässt. Nur zwei Pelzwerke ragen mit ihrem hohen Preise ganz erheblich über alle anderen hervor: der schwarze Fuchs und der Luchs. Jener verdankt seinen hohen Preis, neben der unbedingten, auch von den Chinesen anerkannten und hochgeschätzten Schönheit seines Felles, sicherlich auch seiner weit grösseren Seltenheit. Das Luchsfell hingegen hat, wie oben ausführlich dargethan, in den Augen der **Giljaken** selbst einen zu hohen, imaginären Werth, um in grösserer Menge in den Handel gebracht zu werden.

2) Gleich dem Luchspelz zeichnen sich in der obigen Tabelle noch mehrere andere Gegenstände durch ihren sehr hohen, ihrem reellen Werthe keineswegs entsprechenden Preis aus. Dahin gehören namentlich die oben eingehend besprochenen alten mandshurischen Eisenpanzer und Helme und die mir leider nicht zu Gesicht gekommenen, mit drei Henkeln versehenen japanischen Kessel, denn schwerlich dürften diese die von ebendaher stammenden zweihenkligen oder sonst in der Form von ihnen etwas verschiedenen Kessel so sehr an Güte übertreffen, um den grossen Preisunterschied zwischen denselben zu rechtfertigen. In diesen Dingen spricht sich das auch bei den sonst praktischen **Giljaken** vorhandene Bedürfniss nach besonderen Abzeichen von Reichthum und Ansehen aus.

3) Aus demselben Motiv, der Eitelkeit, erklärt sich auch die hohe Werthschätzung eines lebendigen Bären bei den **Giljaken**. Denn dieser bringt seinem Besitzer nicht nur keinen ma-

teriellen Vortheil, sondern sogar Schaden, da seine Tödtung und Verspeisung nur in festlicher, mit Unkosten für den Besitzer und Gastgeber verbundenen Weise stattfinden kann; dafür trägt er ihm aber den schmeichelhaften Ruf eines reichen und angesehenen Mannes ein.

4) Unter den verschiedenen Kleidungsstoffen, welche das Haupttauschobjekt der Chinesen den Giljaken gegenüber bilden, schätzen diese am höchsten die bunten, mit Drachen und anderen chinesischen Mustern, so wie oft auch mit Gold und Silber durchwirkten Seidenzeuge, jedoch nicht etwa weil sie selbst ein besonderes Gefallen an denselben fänden und mit ihnen Luxus trieben, — man sieht sie bei ihnen vielmehr fast nur in kleinen Stücken zu eleganten Weibermützen verwendet — sondern weil sie dieselben zum Handel mit den Japanern gebrauchen, — eine Thatsache, auf die ich in der Folge zurückkommen werde, und die den besten Beweis für ihre eminente Handelsbegabung abgiebt.

5) Aehnliches liegt auch ihrer sehr hohen Werthschätzung des Branntweins (*araki*) im Tauschhandel mit den Chinesen zu Grunde. Man würde sehr irren, wollte man aus dieser ihrer Werthschätzung des Branntweins den Schluss ziehen, dass sie dem Genuss desselben in hohem Grade ergeben seien und sich daher vermittelst desselben leicht ausplündern liessen. Zwar sind sie dem Branntwein nicht abgeneigt, allein sie gebrauchten ihn, wie oben schon hervorgehoben worden[1]), zur Zeit meines Aufenthaltes unter ihnen nur in mässiger Weise. Dagegen konnte ihrem beständig auf Vortheil und Gewinn ausschauenden Blick der Werth einer so allgemein beliebten Waare im Handelsverkehr sowohl mit ihren von den Bezugsquellen derselben entfernter wohnenden Landsleuten, als insbesondere auch mit ihren minder energischen tungusischen Nachbarn nicht entgehen. Ihr Handelsgeist bewährt sich somit auch dem Branntwein gegenüber und, wie bereits erwähnt, verstanden sie vermittelst des letzteren sogar den russischen Kosaken und Matrosen manchen Vortheil im Tauschhandel abzugewinnen.

6) Die von ihnen selbst verfertigten, zu ihrem Haushalt und sonstigen Leben und Treiben gehörigen Gegenstände, wie Utensilien aller Art, Kleidungsstücke u. s. w., mögen sie noch so sauber gemacht und mit Verzierungen ausgeschmückt sein, werden von den Giljaken nur gering geschätzt, es sei denn, dass sie ein kostbares, von den Chinesen erworbenes Material enthalten, wie z. B. die mit Büffelhorn ausgekleideten Bogen, oder die mit eingelegten Figuren aus Silber versehenen Lanzen und drgl. Nicht die Feinheit und Schönheit der Arbeit oder die auf dieselbe verwendete Zeit und Mühe, sondern das Bisschen Silber oder Horn ist es also, was diesen Gegenständen in den Augen der Giljaken einen hohen Werth verleiht.

7) Sehr irrationell erscheint auf den ersten Blick die in der Tabelle angegebene Werthschätzung ihrer verschiedenen Behausungen seitens der Giljaken; denn dass ein so grosser und verhältnissmässig complicirter Bau wie ihre nach chinesischem Muster errichteten, mit zwei Herden, vier breiten, durch eine Röhrenleitung erwärmten Schlafbänken und grossen Fenstern versehenen Winterwohnungen nur etwa halb so viel werth sein sollte als ein aller

---

[1]) S. oben, p. 465.

dieser Beigaben entbehrendes Vorrathshaus, möchte man in der That kaum glauben. Dennoch muss ich die obigen, mir von den Giljaken wiederholt bestätigten Zahlen aufrecht erhalten und hoffe denselben in der Folge, bei Besprechung der socialen Verhältnisse der Giljaken und ihres u. A. auch beim Bau und bei der Benutzung der Behausungen zu Tage tretenden social-kommunistischen Sinnes eine hinreichende Erklärung geben zu können, wie ich sie von ihnen selbst erhalten habe.

8) Vergleiche ich endlich die Preistabelle der Giljaken mit derjenigen, welche Maximowicz[1]) in ganz ähnlicher Weise unter den Golde entworfen hat, so finde ich in den meisten Dingen eine fast völlige Uebereinstimmung, offenbar weil für beide die bei den Sungari-Chinesen herrschenden Preise maassgebend sind. Dennoch lassen sich in denselben auch manche für Land und Volk charakteristische Differenzen erkennen. So scheint alles Pelzwerk bei den Golde einen höheren Preis als bei den Giljaken zu haben (ein guter Zobel z. B. wird von ihnen auf 4—5, ein rother Fuchs auf 3, ein schwarzer sogar auf 30—60 Ja geschätzt), ohne Zweifel weil die betreffenden Thiere in ihrem Gebiet minder häufig als im waldreichen Norden sind, und vielleicht auch weil die Giljaken durch ihren eifrigen Zwischenhandel mit den Nachbarvölkern eine grössere Menge derselben zusammenbringen. Dabei finden bei den Golde auch die kleineren Thiere, wie Eichhörnchen, Hermelin, *Mustela sibirica* und drgl., Beachtung (10 Stück vom ersteren z. B. kosten ½ Ja, ein ganzer Pelz aus Eichhörnchenfellen 7 Ja), während die Giljaken bei ihrem grösseren Reichthum an kostbarem Pelzwerk diesem werthlosen Kleinzeug keine Beachtung schenken. Im Gegensatz ferner zu den fast nur auf Pelzthierfang und Pelzwerkhandel sich beschränkenden Giljaken, bringen die Golde auch Felle und Häute der eifrig von ihnen gejagten hirschartigen Thiere in den Handel mit den Chinesen (ein Rehfell z. B. kostet bei ihnen ½ Ja, ein Edelhirsch- oder Elennsfell ungegerbt 1, gegerbt 2 Ja). Gleichwie das Pelzwerk, haben auch die Hauptprodukte des Fischfangs bei den Golde einen höheren Preis als bei den Giljaken (ein grosser Stör z. B. kostet bei den ersteren 10 Ja), einestheils weil der Fischreichthum im Amur-Strome aufwärts abnimmt, und anderentheils weil sie in dieser Beziehung lange nicht so viel produciren wie die dem Fischfange ganz und gar ergebenen Giljaken. Hingegen scheinen ihnen die Cerealien und Gemüse (Bohnen von verschiedener Art) billiger als den letzteren zu stehen zu kommen, sowohl wegen ihrer grösseren Nähe zu den ackerbauenden Chinesen, als auch weil sie selbst bereits etwas Gemüsebau betreiben. Dasselbe ist endlich ganz entschieden auch mit dem Tabak der Fall, indem eine «Schnur» davon, gleich 300 Bündeln, von ihnen auf 20 Ja geschätzt wird[2]). Der Werth des chinesischen (mandshurischen) Tabaks sank übrigens in den Augen der Giljaken sogleich nach Ankunft der Russen stark herab, da der weit stärkere russische (tscherkasskische) Tabak viel mehr nach ihrem Geschmack ist.

Da die Hauptwaare der Amur-Völker im Handel mit den Chinesen in Thier- und namentlich Zobel-, Fuchs- und Otterfellen besteht, und die Giljaken, wie wir oben gesehen, im Ganzen nur schwerfällige und wenig betriebsame Jäger sind, so müssen sie, um diesen Handel in grösserem Maasse betreiben zu können, vor Allem darauf bedacht sein, sich diese Waare ausser durch die Jagd auch auf anderem, ihrer Natur mehr zusagendem Wege in möglichst grosser Menge zu verschaffen. Zu dem Ende treiben sie Handel mit ihren in der Jagd beweglicheren und geschickteren tungusischen Nachbarn, und die Amur-Giljaken, welche mit den Chinesen am meisten verkehren, ausserdem auch mit ihren entfernter, an der Küste des Ochotskischen Meeres und auf Sachalin wohnenden Landsleuten, und kaufen von ihnen das erwünschte Pelzwerk auf. Die Seele dieses ganzen Handelsverkehrs, durch welchen chinesische Waaren im gesammten Gebiet der Giljaken und der ihnen unmittelbar benachbarten Stämme, der Negda, Rennthier-Tungusen, Oroken, ja sogar der Aino, in Umlauf gebracht werden, bilden die Amur- und zum Theil auch die Tschomi-Giljaken, und sie sind es auch, die den grössten Vortheil von demselben ziehen. In diesem ganzen Gebiet giebt es keinen einzigen chinesischen Kaufmann. Der nördlichste und östlichste Punkt im unteren Amur-Lande, wo sich ein solcher zeitweise aufhält, ist das noch im Oltscha-Gebiet am Amur, nahe der giljakischen Grenze gelegene Dorf Pulj, das im Winter auf der mehrfach erwähnten, vom Liman herüberführenden Tymi-Chaselach-Strasse auch von Tschomi aus leicht erreicht werden kann [1]). Von Pulj soll sich bisweilen ein chinesischer Händler längs dem menschenleeren linken Amur-Ufer zu den Negda am Amgunj durchschleichen, das von den Giljaken bewohnte rechte Ufer hingegen sorgfältig meiden, da diese, wie sie mir selbst erzählten, in ihrem Gebiet keinen chinesischen Kaufmann dulden und vor etwa 25 Jahren sogar einen, der sich dennoch zu ihnen gewagt habe, ermordet hätten. Ob sie diese feindliche Haltung den chinesischen Kaufleuten gegenüber aus dem Grunde eingenommen, um sich gegen die Herrschaft der Mandshu-Chinesen zu wehren, oder um dieselbe abzuschütteln, mag zunächst dahingestellt bleiben, jedenfalls gereicht sie ihnen in commerzieller Beziehung sehr zum Vortheil. Denn die Rolle, welche die weiter oberhalb, unter den Oltscha, Golde, Samagirn u. a. Völkern des unteren Amur-Landes sich aufhaltenden oder dieselben besuchenden chinesischen Kaufleute spielen, indem sie den Handel zwischen ihnen und den mandshu-chinesischen Grosshändlern am Sungari vermitteln, fällt in jenem giljakisch-tungusischen Gebiete, wohin sie nicht kommen dürfen, den Amur-Giljaken selbst anheim. Und diese führen ihre Handelsvermittlerrolle mit grossem Geschick und Erfolg für sich selbst durch. Die Rührigkeit, Beweglichkeit und Unternehmungslust, welche ihnen als Jäger im Vergleich mit den tungusischen Stämmen abgehen, kommen ihnen als Händler in hohem Maasse zu. Nicht zufrieden damit, dass manche Negda, Tungusen, Giljaken vom Ochotskischen Meere, vom Liman und von Sachalin zu ihnen kommen, um von ihren Vorräthen an chinesischen und neuerdings auch russischen Waaren, Tabak, Branntwein, Cerealien, Kleidungsstoffen und drgl., im Tausch gegen Pelzwerk zu profitiren, unternehmen sie auch selbst, mit jenen fremdländischen Artikeln und auch mit manchem eigenen Produkt, wie Stör- oder Hausenfleisch und drgl., versehen, Handelsfahrten nach den genannten Orten. Das geschieht namentlich im Winter, da es nur wenig Fischfang giebt, und dazu dienen ihnen die zahlreichen Hunde, welche sie dank dem Fischreichthum des Amur-Stromes zu halten im Stande sind. Mit Hülfe derselben sind sie den ganzen Winter über fast in beständiger Bewegung, um ihren Handelsinteressen nachzukommen. Sind es auch immer nur geringe Waarenmengen, welche ihnen die erwähnte Art der Lokomotion jedesmal mitzunehmen gestattet, so bringt die Häufigkeit und Allgemeinüblichkeit solcher Handelsfahrten unter ihnen im Ganzen doch einen beträchtlichen Waarenumsatz zu Wege, und da der Hauptzweck dieser Fahrten immer derselbe, die Erwerbung des zum Handel mit den Chinesen erforderlichen Pelzwerks ist, so bieten sie ihren Unternehmern in Summa einen reichlichen Ersatz für die statt der Jagd auf dieselben verwendete Zeit und Mühe. Denn auch hier bewährt sich die Erfahrung, dass der Producent einer Waare stets einen geringeren Vortheil als der sie gewandt benutzende Handelsvermittler hat.

---

[1]) In seinen, mir zur Benutzung anheimgestellten handschriftlichen Aufzeichnungen.

[2]) Von den Giljaken, nach der obigen Tabelle, auf *30 Ja.*

---

[1]) S. oben, p. 71 u. [illegible].

Die dem erwähnten Zweck dienlichen Handelsfahrten der Amur-Giljaken gehen hauptsächlich nach drei Richtungen hin: westwärts, zu den Negda am Amgunj (gilj. *Hynk*) und den Samagirn am Udyl-See, nordwärts, zu ihren eigenen Landsleuten am Ochotskischen Meer und ostwärts, nach Sachalin. Der Verkehr der Giljaken mit den Negda ist ein sehr alter, wie man schon aus dem Umstande schliessen darf, dass diese unter allen tungusischen Stämmen des Amur-Landes nächst den Oltscha in ihrem gesammten Sein und Leben am meisten mit den Giljaken sich assimilirt haben oder, so zu sagen, giljakisirt worden sind. Allein eben desshalb sind sie, gleich den Oltscha, auch mehr als andere tungusische Stämme auf Bereicherung durch Handel bedacht, und bei der geographischen Lage ihrer Wohnsitze fehlt es ihnen dazu nicht an Gelegenheit. Denn erstens bietet ihnen der Amgunj eine direkte und bequeme Strasse zu den chinesischen Kaufleuten am Amur, zweitens trennt sie im Winter nur eine geringe Strecke von den Samagirn am Gorin, die ebenfalls von chinesischen Kaufleuten besucht werden, und drittens endlich liegt hart an der nördlichen Grenze ihres Wohngebiets, nur durch eine niedrige Wasserscheide vom Nemilen, dem nördlichen Hauptzuflusse des Amgunj, getrennt, der Handelsplatz Burukan, wo sich alljährlich im December russische und jakutische Kaufleute speciell zu dem Zweck einfinden, um mit den umwohnenden tungusischen Stämmen und darunter besonders auch mit den Negda Handel zu treiben[1]). Unter solchen Umständen sind die Chancen der giljakischen Zwischenhändler auf Erfolg bei den Negda nicht sehr gross, mit Ausnahme etwa derjenigen Orte, wo die letzteren, von jenen Handelsgelegenheiten fern, in nächster Nähe der Giljaken wohnen, nämlich an den Seen Orell und Tschlja, wo es auch ein giljakisches Dorf giebt, und die zudem an der Strasse vom Amur nach der Südküste des Ochotskischen Meeres liegen. Wie die Negda, so haben auch die Samagirn ausser ihrem Hauptgebiet, am Gorin (gilj. *Kyr*), noch andere, von jenem entfernte und den Giljaken genäherte Wohnsitze, — es sind ihre Niederlassungen am Udyl-See, und gleich jenen Negda-Seen werden auch diese von den Amur-Giljaken des Handels wegen besucht, und zwar im Winter wie im Sommer. So traf ich am 18. (30.) Mai 1856 den Giljaken Mesgun in Patt in dem Augenblick, als er im Begriff stand, in einem mit verschiedenen chinesischen Waaren beladenen Boot zu den am Udyl-See wohnenden «Rdhy» (Samagirn) zu reisen. Doch liegt dieser letztere im Ganzen sowohl räumlich, als auch nach der sprachlichen Verwandtschaft seiner Anwohner den Oltscha näher als den Giljaken.

---

[1]) S. oben, p. 82. Vrgl. auch Fr. Schmidt, Histor. Bericht über die Sibir. Exp. der Russ. Geogr. Gesellsch. (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. XXV, p. 134 und 150).

Ein weit günstigeres Feld für ihre Zwischenhandelsoperationen als bei den Negda und Samagirn finden die Amur-Giljaken bei ihren eigenen Landsleuten an der Küste des Ochotskischen Meeres, welche sie, sei es von Pall-wo über die erwähnten Seen nach Kulj, oder von Wair nach Hisska, oder auch durch den Amur-Liman in kurzer Zeit erreichen, und wo sie die einzigen Zuträger chinesischer und, seit dem der Petrofskische Posten eingegangen, auch russischer Waaren sind. Im Tausch gegen dieselben fliessen ihnen die Thierfelle zu, welche die dortigen Giljaken theils selbst im Küstengebiet und auf den Schantarischen Inseln erbeuten, theils von den am Tugur und im Mäwatschan-Gebirge der Jagd nachgehenden Tungusen gegen die Ausbeute ihres Fisch- und Seethierfanges und manche zuvor von den Amur-Giljaken bezogene Gegenstände erhandeln. Ferner kaufen sie ihren Landsleuten Adlerschwänze ab, um sie im Handel mit den Japanern zu verwerthen, und endlich versorgen sie sich dort in billiger Weise mit Seehundsthran und Fellen sowohl zum eigenen Gebrauch, als auch zum Handel mit ihren südlichen Nachbarn am Amur, den Oltscha und Golde.

Die grösste Ausbeute an Thierfellen zum Handel mit den Chinesen machen aber die Amur- und zum Theil auch die Tschomi-Giljaken auf Sachalin, und zwar jene hauptsächlich im nördlichen Theile der Insel, an der Liman-, wie an der Tro-Küste, und diese an der Westküste südlich von Poghobi und im oberen Laufe des Tymy-Flusses, ohne dass jedoch eine strenge Abgrenzung dieser Handelsgebiete zwischen ihnen stattfände. Es ist eigenthümlich, dass die Sachalin-Giljaken, ungleich ihren oben genannten Landsleuten, wenig beweglich sind und selbst fast nie auf den Continent kommen, geschweige denn weitere Handelsfahrten unternehmen, sondern sich damit begnügen, ihre nächsten Nachbarn auf der Insel, die Oroken und Aino auszubeuten und sich dagegen mit den auch ihnen begehrlichen chinesischen Waaren, Tabak, Branntwein, Zeuge und drgl., durch die zu ihnen herüberkommenden Continental-Giljaken versorgen lassen. Die Oroken wandern ebenfalls nur selten über den Liman, um sich längs der Tymi-Chaselach-Strasse den chinesischen Händlern in Pulj zu nähern, und den Aino endlich bleibt das Festland ganz fern. So ruht der Handel mit chinesischen Waaren auf Sachalin fast ausschliesslich in den Händen der Continental-Giljaken. Und diese wissen aus demselben zu ihren Zwecken grossen Vortheil zu ziehen. Denn die Insel ist, wie wir schon sahen, überaus reich an den von ihnen besonders gesuchten Pelzthieren, welche von allen drei Stämmen derselben mit Erfolg gejagt werden, hauptsächlich aber in den Händen der Sachalin-Giljaken sich anhäufen. Die grösste Menge von Pelzthieren wird ohne Zweifel von den den ganzen Winter hindurch wandernden und jagenden Oroken erbeutet, welche jedoch, durch ihr Wanderleben, wie durch ihre im Ganzen sorglose und leichtlebige tungusische Natur getrieben oder genöthigt, den grössten Theil derselben an die sesshaften und betriebsamen Tymy- und andere Sachalin-Giljaken übergehen lassen. Die letzteren verstehen es nämlich die bei jenen ihren unsteten Nachbarn nicht selten sich einstellende Noth an Nahrungs- und Genussmitteln für sich oder an Futter für ihre Hunde auszunutzen, indem sie mit Hülfe ihrer von den Amur-Giljaken eingetauschten, oder auch von ihnen selbst angelegten Vorräthe einen äusserst vortheilhaften Handel mit ihnen betreiben, ja dieselben durch Vorschüsse bisweilen sogar mit grossem Gewinn zu ihren Schuldnern machen. Aehnlichen Nutzen ziehen sie auch von den Aino, welche sich mit ihrer Jagdausbeute, wo sie es können, schon aus dem Grunde lieber an sie als an die Japaner wenden, weil sie von diesen stets unter Gebühr, nur mit etwas Reis und Ssaki, ja nicht selten auch gar nicht bezahlt werden. So verläugnen auch die Sachalin-Giljaken, obgleich ihnen der Unternehmungsgeist ihrer Landsleute vom Continent abgeht, keineswegs die ihrem Stamme eigene Handels- und Gewinnsucht. Indem sie aber die von ihnen selbst erbeuteten oder von ihren Nachbarn erhandelten Thierfelle jenen verkaufen, liefern sie ihnen die Mittel, den auch ihnen zu Gute kommenden Handel mit den Chinesen in grösserem Maasse zu betreiben. Uebrigens machen die Continental-Giljaken ihre Einkäufe auf der Insel nicht allein bei ihren Landsleuten oder durch Vermittelung derselben, sondern schliessen, namentlich im Norden und Süden der Insel, ausserhalb des Tymy-Gebietes, manchen Handel gelegentlich auch direkt mit den Oroken und Aino ab. Ja, einen grossen Theil der begehrten Thierfelle erhalten sie auch von den Japanern. Doch von diesem ihrem Handel wird später besonders die Rede sein, nachdem wir uns zuvor mit demjenigen bekannt gemacht haben werden, den sie mit den Chinesen betreiben, und der ihnen die Mittel zu jenem liefert.

Wie oben[1]) ausführlich dargethan, giebt es am unteren Amur, im Oltscha- und Golde-Gebiet eine Reihe von Punkten, an denen chinesische Kaufleute zeitweilig oder auch mehr oder minder beständig sich aufhalten, und die von ihnen sehr klug gewählt sind, um mit den angrenzenden indigenen Stämmen Handel zu treiben und ihnen namentlich das geschätzte Pelzwerk abzunehmen. Es sind schlaue und geriebene Händler, die keine Mühen und Entbehrungen und auch keine Mittel scheuen, um in ihrem oder ihres Prinzipals Interesse den grösstmöglichen Gewinn von ihrem Geschäft zu erzielen. Aeusserlich treten sie den Eingeborenen gegenüber, um ihre Gunst zu gewinnen, sehr leutselig und zuvorkommend auf: als ich mich im oben erwähnten Dorfe Pulj in der Jurte befand, in welcher einer der drei beständig an dem Ort sich aufhaltenden Chinesen sein Domicil hatte, und die Oltscha und Giljaken, in deren Gesellschaft ich vom Liman gekommen, in dieselbe eintraten, war der Chinese sogleich bemüht, ihnen beim Abschütteln des Schnees von ihren Pelzen behülflich zu sein, und überreichte dann einem Jeden von ihnen ein Tabaksblatt. Nachdem er darauf seinen früheren Sitz auf der Pritsche wieder eingenommen, forderte er die Neueingetretenen auf, ebenfalls Platz zu nehmen, rauchte seine Pfeife an dem neben ihm stehenden, mit glimmenden Kohlen gefüllten Becken an und liess sie von

---

[1] S. p. 70 u. 71.

Hand zu Hand gehen. Das Gespräch war bald im Fluss, und es dauerte nicht lange, so hob der Chinese ein mit Branntwein gefülltes Kännchen vom Kohlenbecken ab, setzte mehrere kleine Porzellanschälchen auf das neben ihm stehende niedrige Tischchen, füllte sie an und reichte sie den Gästen. In der Unterredung führte der Chinese das grosse Wort und bemühte sich seinen Zuhörern und auch mir darzuthun, dass seine Landsleute, die Nekan, die besten Freunde der Oltscha, Golde, Giljaken u. A. seien, indem sie für ihre Bedürfnisse sorgten und ihnen für jedes Stück Pelzwerk, je nach ihrem Wunsch, mit Kleidungsstoffen, Hirse, Tabak, Branntwein oder dergleichen zahlten und stets freundlich mit ihnen umgingen, während die Mandshu ihre gemeinsamen Feinde seien und sie nur ausplünderten und misshandelten. Aehnliche, bisweilen von sehr freigiebigen Traktamenten mit Branntwein unterstützte Betheuerungen der chinesischen Kaufleute den Eingeborenen gegenüber habe ich im unteren Amur-Lande oft gehört, und sie verfehlen ihren Zweck nicht, zumal bei den Golde, welche, in nächster Nähe und völliger Abhängigkeit von den Mandshu lebend, deren Härte und Habsucht oft persönlich erfahren haben und ihnen selbst den Spottnamen «*assingare*», Ratten, geben, um damit zu bezeichnen, dass dieselben sie gleich diesen um ihre Vorräthe und Habseligkeiten bringen. Auf die Giljaken aber, zu welchen die Tribut erhebenden und Erpressungen aller Art ausführenden Mandshu-Beamten nicht kommen, macht das schmeichlerisch-verführerische Benehmen der chinesischen Kaufleute wenig Eindruck. Dagegen leuchtet ihrem kaufmännischen Sinne der grosse Profit ein, den diese sich dadurch machen, dass sie die am Sungari en gros billig eingekauften Waaren den Amur-Völkern en detail für einen sehr hohen Preis verkaufen, und, wenig geneigt, demselben auf ihre Kosten Vorschub zu leisten, suchen sie es ihnen nachzumachen und den Gewinn selbst zu erhalten. Daher ihr oben erwähnter Widerstand, den chinesischen Kaufleuten Einlass in ihr Gebiet zu gewähren, und der geringe Zuspruch, den diese überhaupt bei ihnen finden. Der chinesische Handelspunkt an ihrer Grenze, in Pulj, wird, von den Oltscha, Samagirn, Oroken abgesehen, ihrerseits fast nur von den Tschomi-Giljaken besucht, welche, vom Amur-Strom abgelegen, dort die Mittel für ihren Handel mit ihren Landsleuten auf Sachalin und besonders am Tymy-Fluss finden. Die Amur-Giljaken hingegen suchen, die ihnen von der Natur gebotene Strasse zu benutzen und, mit Umgehung der an derselben gelagerten gewinnsüchtigen Zwischenhändler, sich den zum eigenen Gebrauch sowohl, wie zum weiteren Handel erforderlichen Bedarf an chinesischen Waaren selbst vom Sungari zu holen.

Eine Handelsreise nach dem Sungari oder, wie die Giljaken sich auszudrücken pflegen, «zu den Mandshu» unternehmen zu können, ist das Ziel ihrer sehnlichsten Wünsche und unausgesetzten praktischen Bestrebungen. Zu dem Zweck hauptsächlich wird die Jagd auf Z[illegible], Ottern und Füchse betrieben und werden die zum Ankauf von kostbarem Pelzwerk dienlichen Fahrten zu den Nachbarstämmen ausgeführt. Denn ohne einen beträchtlichen Vorrath an dieser bei den Chinesen am Sungari so gut wie allein in Betracht kommenden Tauschwaare wäre die weite Reise nicht nur nicht lohnend und somit zwecklos, sondern bei den unvermeidlichen Tributs- oder Bestechungszahlungen an die Mandshu-Beamten auch kaum ausführbar. Da aber ein solcher Vorrath anfänglich nur schwer zu beschaffen ist, so thun sich meist Mehrere unter Anführung eines schon bereisten und erfahrenen Mannes zu einer solchen Reise zusammen. Oder aber sie geht auch von einem schon bewanderten Manne aus, der andere und jüngere gegen eine entsprechende Theilnahme am Gewinn oder einen bestimmten Lohn zur Betheiligung an derselben heranzieht. Immer ist zu ihrer Ausführung das Zusammentreten mehrerer Personen erforderlich. Denn eine Sungari-Reise kann nicht, wie jene kleineren Händelsfahrten, im Winter auf mit Hunden bespannten Schlitten, wobei ein Jeder sein eigener Herr bleibt, ausgeführt werden. Das verbietet sich den **Giljaken** schon durch die Länge der Reise, so wie durch den Umstand, dass dieselbe durch das Gebiet nicht bloss ihrer Nachbarn, der **Oltscha**, sondern auch der entfernter wohnenden **Golde** führt, bei denen sie nicht immer auf gastliche Aufnahme für sich und ihre Hunde rechnen dürfen, und vom Ussuri bis zum Sungari sogar ein wenig bevölkertes Gebiet durchschneidet, wo sie ihre Hunde leicht ganz verlieren und dadurch in die grösste Verlegenheit gerathen könnten. Ausserdem liesse sich auf diese Weise im besten Falle nur ein so geringes Quantum von Waaren transportiren, dass die Reise sich doch nur wenig oder gar nicht bezahlt machen würde. Die einzige Art, dieselbe sicher und zweckentsprechend auszuführen, ist zu Boot, den Amur- und Sungari aufwärts. Dazu ist aber eine Anzahl von Menschen nöthig, um das durch Pelzwerk und etwas Mundvorrath, wenn auch nicht stark belastete Fahrzeug je nach Umständen bald durch Rudern und bald durch Ziehen an der Leine gegen die mitunter sehr reissende Strömung fortzubewegen. Somit gehört sich zur Ausführung der Reise immer eine, wenn auch nur kleine, aber doch gut organisirte Gesellschaft, mit einem bestimmenden und befehlenden Haupte an der Spitze.

Das Ziel der Sungari-Reisen der **Giljaken** ist stets die an der Mündung des Churcha- oder Mutuan-ho in den Sungari gelegene Stadt Ssan-ssin oder Itscha-choton, wie ihre bei allen Amur-Völkern gebräuchliche Bezeichnung lautet. Weiter hinauf zu gehen, wird ihnen von der mandshu-chinesischen Regierung nicht gestattet, gleichwie es ihnen und allen übrigen Völkern des unteren Amur-Landes auch verboten ist, in den Amur oberhalb der Sungari-Mündung, den sogen. Sachali-Strom einzutreten, — ein Verbot, über dessen Beachtung die in Dshang-dshu am Zusammenfluss beider Ströme stationirten Mandshu-Beamten streng zu wachen haben[1]). Hier liegt daher auch die äusserste West- und Südgrenze des den **Giljaken** durch Autopsie bekannten Theiles vom Amur- und Sungari-Lande. Was sie von den oberhalb Itscha-choton's am Sungari, resp. an seinem oben genannten Zuflusse, den sie «*Ula*» nennen (was aber im Mandshu und Tungusischen bekanntlich nur so viel wie «Fluss» heisst), gelegenen Städten «Kirchk-choton» und «Nungdy-choton» (Ninguta?), so wie von der «grossen» Stadt «Aicho» (Aigun) am Sachali-Strome zu erzählen wissen, beruht nur auf Hörensagen, auf Erzählungen, die sie theils von den Chinesen am Sungari und Amur und theils vielleicht durch daurisch-jakutische Ueberlieferungen in Burukan gehört haben mögen. Dass die mandshu-chinesische Regierung den **Giljaken** den Eintritt in den Sungari gestattet, der doch allen Fremdlingen untersagt ist, beweist,

---

1) Vrgl. oben, p. [illegible] und [illegible].

dass sie dieselben als ihr unterthan ansieht, obgleich sie in deren Lande nichts zur Bethätigung ihrer Herrschaft über sie thut und weder militärische, noch Tribut sammelnde Beamte zu ihnen sendet, in Folge dessen die Giljaken selbst sich für unabhängig von derselben halten. Vielleicht begeht sie diese Unterlassung aus Klugheitsgründen, um sich nicht einem Widerstande auszusetzen, dessen Beseitigung ihr mehr Kosten verursachen als Nutzen bringen würde. Dagegen sucht sie dieselbe dadurch nachzuholen, dass sie von den zum Handel in Ssan-ssin sich einfindenden Giljaken für die zuvor von ihr einzuholende Erlaubniss dazu einen möglichst hoch bemessenen Tribut erhebt. Den Giljaken aber bleibt nichts übrig, als sich jeglicher Forderung zu fügen, wenn sie nicht des gehofften Handelsgewinnes verlustig gehen und die ganze, lange Reise umsonst gemacht haben wollen. Dabei müssen sie es sich auch gefallen lassen, ganz ebenso wie die Golde und andere den Mandshu-Chinesen direkt unterworfene Völker behandelt zu werden. Und um ihren Handelszweck zu erreichen, benehmen sie sich, wie sie mir selbst erzählten, ihnen gegenüber auch ihrerseits ganz wie die letzteren, indem sie zum Gruss oder bei Bittgesuchen das Knie vor ihnen beugen, was doch sonst bei ihnen keineswegs gebräuchlich ist. So heucheln die Giljaken in Ssan-ssin der mandshu-chinesischen Regierung gegenüber eine völlige Unterwürfigkeit, und diese begnügt sich damit, so wie mit den in Form von Tribut von ihnen erhobenen und wahrscheinlich in die Taschen der Lokalbeamten wandernden Geschenken und lässt sie im Uebrigen in Frieden.

Die Behandlung der alljährlich am Sungari zum Handeln sich einfindenden Eingeborenen des unteren Amur-Landes seitens der dortigen Mandshu-Beamten und chinesischen Kaufleute ist äusserst hart, rücksichtslos und demüthigend, und insbesondere haben die ihnen zunächst wohnenden und unmittelbar unterworfenen sanften und schüchternen Golde unter derselben zu leiden. Nach den Schilderungen von Chilkofskij[1]) und Barabasch[2]), welche in den Jahren 1866 und 1872 den Sungari bis nach Pe-tune (Bo-dune) aufwärts befahren, müssen sie sich zuerst Erlaubnissscheine zur Fahrt nach Ssan-ssin und zum Handel daselbst einlösen, was in dem etwas unterhalb von diesem gelegenen Dorfe Ssussu durch Zahlung eines beträchtlichen Quantums von Stör- und Hausenknorpeln und -Leim an den dort stationirten Mandshu-Beamten geschieht. In Ssan-ssin angelangt, haben sie Allem zuvor den der chinesischen Krone schuldigen Tribut (*alban*) zu entrichten, der aus je einem und zwar dem besten Zobel pro Mann besteht. Um aber diesen herauszufinden, durchwühlen und durchmustern die damit betrauten Beamten den ganzen Zobelvorrath eines Jeden der Ankömmlinge, — eine Prozedur, während welcher der betreffende Eigenthümer stets in Ehrfurcht niederknieen muss, und Mancher bleibt eine Stunde und länger auf den Knieen liegen, ehe der beste Zobel aus seinem Vorrath herausgefunden wird. Dass es dabei in der Regel nicht bei dem Einen bleibt, versteht sich von selbst, und doch hilft hier kein Sichweigern und Widerstreben, denn für das geringste Vergehen der

---

[1]) Хилковскій (Извѣст. Русск. Геогр. Общ., Т. II, 1866, Отд. II, стр. 227. Im Auszuge in Petermann's Geograph. Mittheil., 1866, p. 348).

[2]) Я. Барабашъ, Сунгарійск. Экспед. 1872 г. (Военн. Сборн., 1874, № 3, стр. 141).

Art wird der Betreffende noch unbarmherzig mit Bambusstreichen abgestraft. Haben die Beamten sich gesättigt, so kommt die Reihe des Plünderns an die Kaufleute, und diesen steht u. A. ein so gewaltiges Mittel wie der Branntwein zu Gebote, dem kein Tunguse so leicht zu widerstehen vermag. Nicht selten sollen die chinesischen Händler auch mit erfundenen oder gefälschten Schuldforderungen an die Golde herantreten und von einem oder dem anderen von ihnen die Rückerstattung von so und so vielen angeblich vom Vater oder Grossvater desselben schuldig gebliebenen Zobelfellen verlangen, — Forderungen, welchen die Golde aus Angst vor den angedrohten Strafen und besonders vor Entziehung der Handelserlaubniss durch die mit den Händlern im Einvernehmen stehenden Beamten meist nachzukommen pflegen.

Gegen Pelzwerk, namentlich Zobel-, Otter- und Fuchsfelle, und Stör- und Hausen-Knorpel, -Rückensaiten und -Leim, die einzigen Produkte ihres Landes, welche die Giljaken nach Ssan-ssin bringen, tauschen sie von den Chinesen verschiedene, ihnen theils zum eigenen Leben, theils zum Handel mit den Nachbarvölkern erforderliche Waaren ein. Dahin gehören die oben erwähnten, zumal bei den Bärenfesten in grosser Menge zur Verwendung kommenden Cerealien und Gemüse, wie Hirse, Gerste, Weizenmehl, weisse und gelbe Bohnen, ferner Branntwein und Tabak, nebst den zum Genuss derselben üblichen Utensilien, den kleinen Porzellanschälchen und den allerwärts verbreiteten, mit messingnen, Glas- oder Stein- (Achat- und Chalcedon-) Mundstücken versehenen chinesischen Pfeifen. Von äusserster Wichtigkeit für die Giljaken sind ferner die Kleidungsstoffe, welche sie von den Chinesen beziehen: die unentbehrlichen, von Mann und Weib getragenen, blauen und grauen Baumwollenzeuge, schwarze Wollen- und Sammetstoffe, Seidenzeuge, buntfarbiges Seidengarn, Nähnadeln, Knöpfe und eine Menge chinesischer Schmucksachen: silberne Ohrgehänge, Ringe und Armspangen, Glaskorallen, Messingblechfiguren zum Verzieren der Weiberröcke und drgl. m., sowie endlich auch manche zum Haushalt gehörige Gegenstände, wie grosse und kleine Kessel u. s. w. Ist die Menge der in Ssan-ssin eingetauschten, zum Theil schweren und voluminösen Waaren zu gross, um in den kleinen Böten, in denen die Giljaken die mühsame Bergfahrt nach und auf dem Sungari zu machen pflegen, unbeschadet transportirt werden zu können, so wird ein von den dortigen Golde gezimmertes, sogen. Mandshu-Boot gekauft, in welchem die Rückreise stromabwärts leicht und rasch vollbracht werden kann. Und da man sich hiebei, um eine stärkere Flussströmung für sich zu haben, meist weit von den Ufern hält, so entgeht man zugleich der Gefahr, nachträglich noch von den hie und da stationirten, resp. zeitweise oder beständig sich aufhaltenden Mandshu-Beamten und chinesischen Händlern gerupft zu werden. Das Boot aber kann nach vollbrachter Heimreise noch [illegible] einer zweiten Art von Handelsreisen zur Verwendung kommen, — den Reisen zu den Ssisam (Japanern), zu deren Betrachtung wir nunmehr übergehen müssen.

Unter den oben genannten Waaren, welche die Giljaken in Ssan-ssin eintauschen, spielt ein Artikel eine besonders wichtige Rolle. Es sind dies die buntfarbigen, mit Drachen und anderen Figuren gezeichneten und oft mit Gold und Silber durchwirkten chinesischen Seidenzeuge, welche theils in ganzen Stücken, theils zu langen und breitärmeligen Schlafröcken verarbeitet, in den Handel gebracht werden. Denn während die anderen Waaren den Giljaken ausschliesslich zum eigenen Gebrauch oder zum Handel mit ihren Nachbarn dienen, finden diese ihre vornehmlichsten und besten Abnehmer ausserhalb des Amur-Landes, an den Japanern und geben ihnen daher die Hauptveranlassung zum direkten Handel mit diesen letzteren. Von diesem Handel, der jedoch nicht in Japan, sondern in den japanischen Ansiedelungen auf Sachalin stattfindet, ist schon in den ältesten Nachrichten, welche uns von japanischer Seite über diese Insel zugekommen sind, die Rede. Der japanische Dolmetscher Kannemon, der vor 1652 Jesso besuchte, spricht bereits von besonderen Zeugen, welche die Bewohner dieser Insel von «Krato» oder «Kraft» (Sachalin) beziehen, und die er daher «Kraft-ori» nennt[1]). Bestimmter noch lautet die Angabe in Rinsifée's im J. 1785 oder 86 zu Jedo erschienenen Werke «San kokf tsou ran to sets», wo es heisst, dass die Bewohner von Jesso (Matsmai) ihre Produkte zu Karafuto den «Mantsiu» gegen blaue Glaskorallen, Adlerflügel, Tabakspfeifen, seidene Zeuge mit gestickten Drachen, bunte Lein- und Baumwollenzeuge vertauschen[2]). Ganz ohne Zweifel ist hier der Handel gemeint, den die Mandshu-Chinesen, Giljaken und Oltscha mit den angeführten, zumeist chinesischen Waaren, zum Theil aber auch indigenen Produkten des Amur-Landes (wie die Adlerschwänze) auf Sachalin mit den Japanern und Aino dieser Insel und durch deren Vermittelung auch mit den Bewohnern von Jesso betrieben und die letztgenannten indigenen Völker des unteren Amur-Landes, sowie manche Golde noch betreiben. Zwar werden sie dabei nicht genannt, allein das ist bei der damaligen Unkenntniss der Völker des unteren Amur-Landes seitens der Japaner auch nicht zu erwarten und vielmehr anzunehmen, dass diese unter «Mantsiu» in collectivem Sinne alle jenen Handel mit mandshu-chinesischen Waaren betreibenden Völker desselben verstanden. Werden doch die zum Handel mit den Japanern nach Sachalin kommenden Giljaken und Oltscha sogar von manchen neueren, russischen Berichterstattern schlechtweg als «Mandshu» bezeichnet[3]), obgleich gegenwärtig weder diese, noch die russischerseits in der Regel unter diesem Namen verstandenen chinesischen Kaufleute Sachalin besuchen. Fast ebenso alt wie die letzterwähnte japanische Nachricht ist auch die erste russischerseits über den in Rede stehenden Handel erhaltene Kunde. Im J. 1792 hörte nämlich Adam Laxmann die Japaner auf Jesso von «Sandan-aino» reden, welche Perlen und Zeuge nach «Karap» (Krafto, Sachalin) bringen und gegen Thierfelle, Zobel, Füchse u. drgl., vertauschen[4]). Er glaubte zwar, unter diesen «Sandan-Leuten» Koreaner verstehen zu müssen, allein da «Santan», wie oben ausführlich dargethan[5]), die Bezeichnung der Japaner und Aino für das untere Amur-Land ist, so unterliegt es keinem Zweifel, dass darunter die nach Sachalin handelnden Giljaken, Oltscha und Golde gemeint waren.

---

[1]) Jesoki, ou Descr. de l'île de Jesso, traduit du japonais, par feu M. Titsingh (Annales des Voyages, publ. par Malte-Brun, T. XXIV, Paris 1814, p. 163, 164). Vrgl. auch oben, p. 123, Anmerk. 3.

[2]) Klaproth, San kokf tsou ran to sets, ou Aperçu général des trois royaumes, Paris 1832, p. 190. Vrgl. auch Ritter, Asien, Bd. III, p. 467.

[3]) So z. B. von Rudanofskij (vrgl. П. Тихменевъ, Истор. обозр. образованія Россійско-америк. Компаніи и дѣйств. ея до настоящ. врем., Ч. II, С.-Петерб. 1863, стр. 127), Буссе (Островъ Сахалинъ и Экспед. 1853 г., С.-Петерб. 1872, стр. 62, 72, 83) u. A.

[4]) Vrgl. Полонскій, Курилы (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., по отд. Этногр., Т. IV, стр. 493, 541). Vergl. a. oben, p. 118.

[5]) S. p. 118 u. 119, nebst Anmerk.

Der Hauptort, wo der Handel der Giljaken mit den Japanern stattfindet, ist Ssiranussi, die vornehmste, nahe der Südwestspitze der Insel gelegene Niederlassung der letzteren[1]). Dies ist also auch das äusserste Ziel der «Ssisam-Reisen der Giljaken, auf welchen übrigens nicht bloss mit den Japanern, sondern auch mit den Aino Handel getrieben wird. Die Reisen werden im Sommer und im Winter, zu Boot und in Schlitten gemacht. Zur Seereise dahin bedienen sich die Giljaken bald der oben erwähnten, vom Sungari gebrachten Mandshu-Böte, bald und zumeist ihrer oben beschriebenen gewöhnlichen Flussböte, an denen sie nur zum Schutz gegen die höheren Seewellen die Bordseiten durch ein jederseits angebrachtes Brett erhöhen. Diesen ihren kiellosen Fahrzeugen Rechnung tragend, vermeiden sie auf der Fahrt sorgfältig die hohe See und halten sich, nachdem sie die Mamia Rinsô-Strasse an ihrer schmalsten Stelle, vom Cap Lasaref (gilj. *Piljan-kthy*[2]), d. h. Grosses Cap, oltsch. *Wasfun*) nach Poghobi, wo sie etwa 4 Seemeilen breit ist, bei stillem Wetter gekreuzt und so die Westküste Sachalin's erreicht haben, stets in möglichster Nähe von derselben. Doch bietet auch die Seefahrt der Küste entlang, die stellenweise und namentlich südlich von Duï bis Pilja-wo steilfelsig ist, manche Gefahren, denen die Giljaken dadurch zu entgehen suchen, dass sie nur bei stillem Wetter oder schwachem Winde in See gehen. Dadurch sowohl, wie durch den Umstand, dass sie, um ihre Böte nicht zu sehr zu belasten, nur wenig Mundvorräthe mitnehmen und sich in Betreff ihres Lebensunterhaltes fast ganz auf ihre Fischnetze verlassen[3]), zieht sich die Seefahrt bisweilen längere Zeit hin. Unter günstigen Umständen sollen sie jedoch die schlimmste Strecke, von Duï bis Kussunai, oft in 4—5 Tagen zurücklegen. Den Winterreisen zu den Ssisam, die in hundebespannten Schlitten gemacht werden, setzt die oben erwähnte steilfelsige Küstenstrecke grössere Hindernisse in den Weg. Denn nicht immer friert das Meer an derselben zu, und wenn sich auch ein Eissaum gebildet hat, so wird er bei stärkerem Winde durch den hohen Wellengang der See oft und zuweilen ganz plötzlich und unerwartet wieder zerbrochen und fortgeschwemmt. Die Reisenden sehen sich daher genöthigt, diese Strecke über Land zu umfahren, und das kann der dahinter liegenden Gebirge halber nur auf einem weiten Umwege geschehen: sie verlassen nämlich bei Arkai, kurz vor Duï die Meeresküste, wenden sich landeinwärts über niedrige Pässe den Tymy-Quellen zu, gehen von diesen an den Plyi- oder Poronai-Fluss hinüber und folgen dem Laufe desselben bis zu seiner im Golf der Geduld befindlichen Mündung, an welcher es Ansiedelungen aller drei auf Sachalin vertretenen Völkerschaften, der Giljaken, Oroken und Aino giebt. Von dort fahren sie längs der Ostküste der Insel bis nach Manuë und dann einem niedrigen und bequemen, auf der schmalsten Stelle Sachalin's gelegenen Passe entlang wieder zur Westküste hinüber, welche sie bei Kussunai erreichen, und der sie nun bis nach Ssiranussi folgen[1]).

---

[1]) Ueber die Zeit der Begründung und den Charakter der japanischen Niederlassungen auf Sachalin s. oben, p. 72—77.

[2]) Das *th* ist wie im Englischen auszusprechen.

[3]) Fr. Schmidt, Histor. Ber. etc., l. c., p. 84.

Wie schon erwähnt, liegt es im Zweck der Ssisam-Reisen der **Giljaken** auch mit den **Aino** zu handeln und von ihnen gegen Baumwollenzeuge, Tabak, Pfeifen, Glaskorallen u. a. mandshu-chinesische Artikel Pelzwerk einzutauschen. Das geschieht allenthalben, wo sie mit ihnen zusammentreffen, an der Ost- wie an der Westküste Sachalin's. Ein Hauptpunkt für diesen Handel ist aber das unweit von Kussunai gelegene Dorf Najoro, wohin die **Aino** zu diesem Zweck selbst aus ansehnlicher Ferne, aus der Bai Aniwa u. a. O. kommen[2]). Die Japaner sehen diesen Handel aus egoistischen Gründen nur sehr ungern und suchen ihn nach Möglichkeit zu hintertreiben, weil sie sich gern selbst in den Besitz des von den **Aino** erbeuteten Pelzwerks setzen. Da sie dies aber in einer die letzteren stark schädigenden Weise thun, indem sie ihnen ihre Waare zum Theil unter Strafandrohungen und anderen Zwangsmaassregeln nur sehr unter ihrem Preise, ja mitunter auch umsonst, als Zahlung für angebliche Schulden abzunehmen pflegen[3]), so entziehen sich die **Aino**, wo sie nur können, dem Handel mit ihnen und suchen ihre vor jenen geheim gehaltenen Pelzwaaren den Sachalin- oder noch lieber den angereisten Amur-**Giljaken** und **Oltscha** zu verkaufen. Diese sollen ihnen für ein Zobelfell, je nach seiner Güte, 2—3 Faden (Armspannen) chinesischen Baumwollenzeugs zahlen, und eben so viel für eine jede Viertelarschin (Fingerspanne) vom Flussotterfell, so dass letzteres bei einer Länge von ⁵/₄ Arschin, die in Folge unvermeidlichen Reckens des Felles beim Abbalgen leicht erreicht wird, etwa auf 10 Faden des genannten Zeuges zu stehen kommt[4]), — Preise, welche mit dem oben angeführten Werthe dieser Gegenstände bei den **Giljaken** ziemlich übereinstimmen.

In Ssiranussi angelangt, müssen sich die **Ssisam-Fahrer**, bevor sie den Handel mit den Japanern beginnen dürfen, einer von diesen eingeführten Ceremonie unterziehen, die darin besteht, dass ein Jeder von ihnen, zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit, vom obersten japanischen Beamten zwei oder drei Schläge mit einem Stock über den Rücken erhält. Nachdem dies geschehen, werden ihnen die Waaren abgenommen und in ein amtliches Haus der Japaner, das ausser diesen von Niemand betreten werden darf, gebracht, um einer eingehenden Durchsicht unterworfen zu werden[5]). Dass von hier aus manche und gewiss nicht die schlechtesten Stücke den Rückweg zu ihren rechtmässigen Eigenthümern nicht mehr finden, darf w[illegible]kaum bezweifelt werden. Indessen erlauben sich die Japaner nicht, die angereisten **Giljaken** und **Oltscha** in derselben rücksichtslosen und räuberischen Weise wie die **Aino** zu behandeln, schon aus dem Grunde, weil sie sie sonst leicht ganz vom Handel mit ihnen zurückschrecken und dadurch selbst der begehrenswerthen Waaren, die sie ihnen zuführen, verlustig gehen könnten. Zudem ist ihnen dieser Handel um so vortheilhafter, als sie dabei hauptsächlich Zobel-, Fuchs- und Flussotterfelle verwerthen, Artikel, die sie sich dank ihrem an den **Aino** auf Sachalin wie auf Jesso geübten *Erpressungssystem* in grosser Menge und fast ohne Unkosten verschaffen, und für welche sie in Japan bei der bekannten Abneigung seiner Bewohner gegen Pelzwerk keinen Absatz finden. Einen grossen Gewinn verdanken sie ferner der Beliebtheit ihrer eisernen, mit Henkeln versehenen Kessel bei den **Giljaken**. Endlich geben ihnen auch Reis, Tabak, Ssaki, porzellanene und lakirte hölzerne Schalen und drgl. gangbare Tauschartikel in diesem Handel ab, wogegen die Hauptgegenstände, welche sie von den **Giljaken** und **Oltscha** einzutauschen trachten, jene buntfarbigen, rothen und blauen chinesischen Seidenstoffe und die ebenfalls mehrfach erwähnten Adlerschwänze sind. Wie beliebt die einen wie die anderen bei ihnen sind, kann man aus den hohen Preisen ersehen, welche sie für dieselben zahlen. Nach Angabe des **Giljaken Poswein** aus Kulj geben die Japaner für ein Stück Seidenstoff von 7 Faden Länge und einer Arschin Breite 5 Flussotter-, 5 Fuchs- und 5 Zobelfelle und für einen Adlerschwanz von *Haliaëtos pelagicus* 12 Otterfelle und vom weit weniger geschätzten *Hal. albicilla* eine beliebige Menge von Reis. Die gesammte Anzahl der von den **Ssisam**-Fahrern alljährlich in Ssiranussi von den Japanern erhandelten Thierfelle aber taxirt **Furuhjelm**, der damalige Chef der Faktoreien der russisch-amerikanischen Handelscompagnie in Ajan, Nikolajefsk und dem Murawjofschen Posten, auf etwa 2400 Otter-, 1300 Zobel- und 640 Fuchsfelle[1]). Diese reiche Ausbeute an Pelzwerk, das die **Giljaken** und **Oltscha** von ihren **Ssisam**-Reisen heimbringen, wird von ihnen im Handel mit den Chinesen am Amur sowohl, wie insbesondere am Sungari in der oben angegebenen Weise verwerthet und trägt somit wesentlich zur Erhaltung, Belebung und Vermehrung ihrer gesammten Handelsoperationen bei.

---

[1] Fr. Schmidt, Histor. Ber. etc., l. c., p. 110.

[2] Busse, l. c., p. 81. Schmidt, l. c., p. 92.

[3] Busse, l. c., p. 71.

[4] Busse, l. c., p. 84.

[5] Nach Rudanofski, in Tichmenef's Историч. обозр. образов. Россійско-америк. Компаніи, Ч. II, стр. 127. In dieser Schrift wird übrigens der Haupthandelsort der Japaner auf Sachalin stets fälschlich «Ssirakussi», statt Ssiranussi genannt.

Der Aufenthalt der **Ssisam**-Fahrer auf Sachalin zum Zweck des Handels mit den **Aino** und Japanern dehnt sich indess oft über eine ansehnlich lange Zeit aus. Namentlich die im Sommer Angereisten warten entweder den Winter ab, um mit Hunden auf dem oben erwähnten Wege über Kussunai, Manuë, den Poro-nai und die Tymy-Quellen zurückzukehren, oder bleiben sogar den ganzen Winter im Süden der Insel und treten erst im nächsten Frühling oder Sommer die Rückreise zu Boot längs der Westküste Sachalin's an. Auf dieser Fahrt treiben sie noch, so weit es geht, Handel mit den **Aino** und sind, wie **Fr. Schmidt** berichtet[2]), besonders beflissen junge Bären einzufangen, um sie in der Heimath grosszuziehen.

Ueber Ssiranussi hinaus zu gehen und etwa auch die japanische Niederlassung Kussunkotan in der Aniwa-Bai zu besuchen, ist den **Ssisam**-Fahrern von den Japanern untersagt. Hier liegt daher, gleichwie in Ssan-ssin, die äusserste Südgrenze der den **Giljaken** durch Autopsie bekannten Welt, und über Japan, die Heimath der **Ssisam**, wissen sie nur zu sagen, dass es ein über Sachalin (*Lär-mif*) hinaus liegendes und durch ein «kleines Meer» (*malsch-kerchk*) von ihm getrenntes Land sei. In den auf die Besitznahme des Amur-Landes durch die Russen unmittelbar folgenden Jahren suchten aber die Japaner die von dort kommenden Händler auch von Ssiranussi und Endungomo, ihrer zweitgrössten Ansiedelung an der Westküste Sachalin's, fernzuhalten und zugleich ihre Kolonisation der Insel möglichst nach Norden auszudehnen, um einer etwaigen Ausbreitung der russischen Macht über dieselbe und besonders einem Abspenstigmachen der ihnen unterworfenen und von ihnen ausgebeuteten **Aino** entgegen zu wirken[1]). So wurden im J. 1859 die nach Sachalin zum Handel herübergekommenen **Giljaken** von den Japanern nicht mehr nach Ssiranussi, sondern nur bis Endungomo vorgelassen, und im Jahre darauf wurde den **Oltscha**-Händlern auch das Betreten dieses Orts untersagt, so dass sie theils in Kussunai blieben und theils nach Taraika, an die Ostküste gingen[2]). Ja selbst den **Giljaken Judin** aus Tebach traf dieses Verbot, obgleich er in früheren Jahren oft in Ssiranussi gewesen und dort gut bekannt, ja, dank seiner Kenntniss der **Aino**-Sprache, die ihm von seiner aus diesem Volke stammenden Mutter her geläufig war, nicht selten sogar als Dolmetscher benutzt worden war. Doch diese wie alle späteren, in Folge der Besitznahme des Amur-Landes durch die Russen in den Handelsverhältnissen desselben eingetretenen Veränderungen und Umwälzungen gehören nicht mehr in den Rahmen unserer Betrachtungen.

---

[1]) Тихменевъ, Истор. обозр. образов. Россійско-америк. Компаніи, Ч. II, стр. 128.

[2]) Histor. Ber. etc., l. c., p. 34.

Ueberblickt man die gesammte, oben geschilderte Handelsthätigkeit der **Giljaken**, so wird man nicht anstehen, sie für ein von der Natur zum Handel ausserordentlich beanlagtes und demselben von Grund aus ergebenes Volk anzuerkennen. Zu schwerfällig, um sich die Mittel zu einem ihren Neigungen entsprechenden grösseren Handel mit den benachbarten Culturvölkern durch die Jagd zu verschaffen, verstehen sie, dieselben ihren jagdgeübteren Nachbarstämmen durch einen von kleinen Anfängen an unermüdlich fortgeführten Handel abzugewinnen. Also bereichert, unternehmen sie, trotz ihrer primitiven Lokomotionsmittel, weite Handelsreisen nach dem Sungari und nach Südsachalin, zu den «**Mandshu**» und zu den «**Ssisam**», und indem sie die Waaren und Produkte der Einen gegen diejenigen der Anderen eintauschen, dienen sie als Handelsvermittler zwischen den beiden grössten Culturvölkern Ostasien's, den Chinesen und Japanern. Diese letztere Thätigkeit der **Giljaken** gestattet, sie mit einem anderen paläasiatischen Volke in Parallele zu stellen, nämlich mit den **Tschuktschen**, die, ebenfalls nur schlechte Jäger, aber von gewaltigem Handelsgeist beseelt, die nordische Tundra durchwandern und die Berings-Strasse überschreiten, um das von den **Eskimo** im Jukon-Gebiet erbeutete Pelzwerk gegen die Waaren russisch-sibirischer Kaufleute und am Anjui umgekehrt diese gegen jenes einzutauschen und so im polaren Norden den Handel zwischen Europa-Asien und Amerika zu vermitteln[3]). Keines der sibirischen Völker kann sich in Beziehung auf seine Handelsthätigkeit mit diesen beiden paläasiatischen Völkern vergleichen, es seien denn die Oltscha, deren stark ausgebildeter Handelsgeist jedoch, wie wir sogleich sehen werden, auf den Einfluss der Giljaken zurückgeführt werden muss.

---

[1]) Ueber diese Vorgänge s. oben, p. 73—77.

[2]) Брылкинъ, Письма съ Сахалина (Зап. Сиб. Отд. Имп. Русск. Геогр. Общ., Кн. VII, стр. 22, 26). Desgl. **Schmidt**, Hist. Ber. etc., l. c., p. 107 u. 108.

[3]) Ueber diesen Handel der **Tschuktschen** s. die eingehenden und ausführlichen Mittheilungen von **Matjuschkin** (in **Wrangell's** Reisebeschreibung, russ. Ausgabe, Bd. I, p. 231 ff.), **Ditmar** (Bull. de la cl. hist.-philol. de l'Acad. Imp. des sc. de St.-Pétersb., T. XIII, 1856, p. 129 ff.; Mél. russes, T. III, p. 29 ff.) u. A.

Nächst den Giljaken treiben die Oltscha den ausgebreitetsten Handel im unteren Amur-Lande, und zwar in ganz ähnlicher Weise wie jene und zum Theil sogar in denselben Bahnen. Obgleich eifrigere und geschicktere Jäger als die Giljaken, begnügen sie sich doch auch nicht damit, nur die Ergebnisse der eigenen Jagd den chinesischen Kaufleuten am Amur und Sungari gegenüber in Handel zu bringen, sondern suchen ebenfalls, sich zu dem Zweck durch zwischenhändlerische Thätigkeit auch von den Jagdausbeuten ihrer Nachbarn in Besitz zu setzen. Das Gebiet ihres Zwischenhandels ist jedoch von demjenigen der Amur-Giljaken scharf geschieden. Denn mit Ausnahme der Samagir-Sitze am Udyl-See, die von beiden des Handels wegen besucht werden, üben die Amur-Giljaken ihre zwischenhändlerische Thätigkeit, wie oben dargethan, unter den Negda und hauptsächlich nord- und ostwärts, unter ihren eigenen Landsleuten an der Küste des Ochotskischen Meeres und auf Sachalin, so wie unter den Oroken und Aino aus, während das Gebiet des Zwischenhandels der Oltscha südwärts, bei den Orotschen der Meeresküste und der dahin mündenden Flüsse liegt. Bemerkenswerth ist hiebei, dass die Oroken nicht in die Handelssphäre ihrer nächsten Stammgenossen auf dem Festlande, der Oltscha, sondern, in Folge der geographischen Lage ihrer Wohnsitze im Nordosten Sachalin's, in diejenige der ihnen dem Stamme wie der Sprache nach fremden Giljaken gehören, deren Einflusse sie auch in anderen Dingen ausser dem Handel unterliegen.

Dem Verkehr der Oltscha mit den Orotschen liegen ebenfalls natürliche, durch die geographische Lage ihrer Wohnsitze bedingte Strassen zu Grunde. Von der Bai de Castries, ihrem einzigen Sitz am Meere, fahren die Oltscha, Handel treibend, längs der von Orotschen bewohnten Festlandsküste südwärts bis zu den an derselben gelegenen Niederlassungen der Chinesen hin. Als Ditmar im Mai 1855 diese Bai besuchte, sah er viele von ihnen in ihren leichten Böten, die ganz wie die giljakischen gebaut sind, von einer solchen Handelsreise zurückkehren [1]. Nördlich von de Castries, an der kleinen Bai Taba mündet die natürliche und kürzeste Strasse, welche sich den Oltscha im Mittelpunkt ihres Verbreitungsgebiets vom Amur-Strom zur Meeresküste darbietet. Sie wird durch den vom Amur-Strom weithin nach Osten sich abzweigenden Kidsi-See und das von Nordost in denselben fallende Taba-Flüsschen gebildet, das nur durch eine schmale und zum Theil sumpfige Landstrecke von der Meeresbai Taba getrennt ist. Hier ist bereits in alter Zeit und vermuthlich von den Oltscha selbst eine Querreihe von

---

[1] K. v. Ditmar, Reisen u. Aufenthalt in Kamtschatka in den J. 1851—1855, I. Theil (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, 3. Folge, Bd. VII, p. 816).

Balken auf den Erdboden gelegt worden, über welche die Böte aus dem Taba-Flüsschen ins Meer hinübergezogen werden. Auf diesem Wege waren auch jene «Bitschi» (Golde von Bitschu) vom Amur nach der Bai de Castries gekommen, aus deren Erzählungen La Pérouse den falschen Schluss zog, dass die Insel Sachalin am Nordende der Meerenge der Tartarei durch Sandbänke, welche von der Ebbe trocken gelegt würden, mit dem Festlande in Verbindung stehe[1]). Dieselbe Strasse benutzte auch Mamia Rinsô, als er im J. 1800 von Krafto (Sachalin) nach dem Santan- oder unteren Amur-Lande reiste[2]). Im Winter giebt der ansehnliche Tumdshi-Fluss den Oltscha die Hauptstrasse zum Handelsverkehr mit den Orotschen ab, indem sie vom Amur aus, bald in Schlitten fahrend, bald auf Schneeschuhen gehend und die mit Hunden bespannten Schlitten hinter sich herziehend, die am Pä, Jal, Miäta und Chelasso gelegenen Gebirgspässe zum Tumdshi hin überschreiten und alsdann diesem Flusse bis zu seiner in der Nähe des Kaiserhafens gelegenen Mündung folgen.

Ist das Gebiet, auf welchem die Oltscha einen Zwischenhandel mit ihren Nachbarn betreiben, nach den obigen Schilderungen auch recht gross, so steht es doch demjenigen der Giljaken an Umfang wie an Ergiebigkeit erheblich nach. Die letztere wird namentlich durch den Umstand stark geschmälert, dass die Orotschen ausser den Oltscha auch von den Golde zu Handelszwecken besucht und ausgebeutet werden. Ja, diese sind dazu durch die geographischen Verhältnisse insofern noch mehr vor jenen begünstigt, als sie am Chongar, Naiche, Munamu und allen rechten Ussuri-Zuflüssen unmittelbare Nachbarn der Orotschen sind und mehr oder minder bequeme Strassen zur Meeresküste haben, wogegen ihnen aber allerdings der oben erwähnte Seeweg zu denselben ferner liegt.

Das durch die eigene Jagd und durch den Handel mit den Nachbarstämmen gewonnene Pelzwerk verwerthen die Oltscha gleich den Giljaken im Handel mit den Chinesen. Doch ist der Gewinn, den sie aus diesem Handel ziehen, im Vergleich mit demjenigen der Giljaken auch nur geringer, und zwar aus dem Grunde, weil sie sich dabei vielfach, statt der langen und beschwerlichen Sungari-Reisen, an die in ihrem Lande an vielen Punkten, so in Pulj, Mongole, Kidsi, Adi u. a. Orten, mehr oder minder beständig sich aufhaltenden chinesischen Kaufleute wenden, welche, selbst nur Zwischenhändler, ihren Vortheil stets meisterhaft zu wahren wissen. Diesen sie ausbeutenden Zwischenhändlern ihr Land zu verschliessen, wie es die Giljaken gethan, hat es den Oltscha an Muth und Energie gefehlt. Dennoch stehen sie keineswegs, wie etwa manche Golde oder auch die Orotschen (Ta-dse) im südlichen Theile ihres Wohngebiets, ganz in den Händen derselben, sondern suchen vielmehr ebenfalls, sie nach Möglichkeit zu umgehen und ihren Handel direkt mit den Sungari-Chinesen zu betreiben.

Bezüglich der Sungari-Reisen der Oltscha muss ich auf das oben Mitgetheilte verweisen, da sie mit denjenigen der Giljaken vollkommen übereinstimmen, sowohl ihrer Ausführung, wie ihrem Zweck nach, der im Ankauf chinesischer Seidenstoffe behufs des Handels mit den Japanern auf Sachalin gipfelt. Zur Reise nach diesem benutzen die Oltscha die oben erwähnte Kidsi-Taba-Strasse, und ihre Handelsthätigkeit auf der Insel ist ganz dieselbe wie diejenige der Giljaken auf ihren Ssisam-Reisen, so dass sie oben bei Gelegenheit der letzteren bereits besprochen werden konnte.

---

[1]) S. dieses Werkes Bd. II, p. 733 u. Bd. III, p. 126.

[2]) Tô-tats ki ko (Siebold, Nippon VII, p. 171).

Bleiben somit die Oltscha in ihrer gesammten Handelsthätigkeit auch erheblich hinter den Giljaken zurück, so ist diese Thätigkeit ihrer Ausdehnung, Complication und mehr noch ihres zwischen zwei Culturvölkern, den Chinesen und Japanern, vermittelnden Charakters wegen immerhin als eine sehr hervorragende zu bezeichnen. Und ganz besonders ist die Thatsache auffallend, dass eine solche Handelsthätigkeit von einem Volke von rein tungusischem Stamme ausgeübt wird, einem Stamme, der sich allenthalben, wo man ihm auch begegnet, durch seinen leichten, um die Zukunft unbekümmerten Sinn und seinen leidenschaftlichen Hang zu einem umherstreifenden Jägerleben auszeichnet und nirgends eine auch nur mässige specielle Neigung und Befähigung zum Handel zeigt. Erwägt man aber dieser Thatsache gegenüber, dass die Oltscha sich durch langjähriges Nebeneinanderleben und vielfache Vermischung mit den Giljaken in ihrer Lebensweise, ihren Sitten und Gebräuchen, kurz in ihrem gesammten Wesen sehr stark mit diesen ihren Nachbarn assimilirt haben, so wird man gewiss nicht anstehen können, auch ihren hochentwickelten Handelssinn und ihre rege Handelsthätigkeit für eine Folge des von den Giljaken auf sie ausgeübten Einflusses zu halten.

Durch die Oltscha ist dieser Einfluss, wenn auch in abgeschwächtem Grade, auch auf ihre nächsten Nachbarn stromaufwärts, die Golde übertragen worden. Im Obigen ist bereits der Handelsverbindungen Erwähnung geschehen, welche diese mit den Orotschen der Meeresküste, mit den Chinesen am Sungari und, wenn auch in weit geringerem Maasse als die Oltscha und Giljaken, sogar mit den Japanern auf Sachalin unterhalten. Was die Handelsthätigkeit der Golde ganz besonders lähmt, ist die auf ihnen lastende mandshu-chinesische Herrschaft, der beständige Druck und die rücksichtslose Ausbeutung, denen sie von Seiten der Mandshu-Beamten und der chinesischen Kaufleute ausgesetzt sind. Die Unsicherheit des Besitzes und die häufige Schmälerung des Eigenthums rauben ihnen die Freude und den Eifer an der Mehrung desselben, und die, wie allen tungusischen Stämmen, so auch ihnen nur in sehr geringem Grade eigene Widerstandskraft und Energie machen mehr und mehr der Niedergeschlagenheit und Indolenz Raum. Dies wird um so augenscheinlicher, je mehr man sich dem Sungari, als dem Sitz und Ausgangspunkte der mandshu-chinesischen Herrschaft über das untere Amur-Land nähert. Trotzdem also, dass am Sungari der Haupthandelsmarkt für die Völker des unteren Amur-Landes liegt, nimmt ihre Handelsthätigkeit nach Maassgabe der Entfernung von demselben, in Folge ihrer gleichzeitig wachsenden Unabhängigkeit von den Mandshu-Chinesen, zu, um schliesslich unter den am freisten und selbständigsten gebliebenen Giljaken ihren Höhepunkt zu erreichen.

So viel über die Handelsverhältnisse im unteren Amur-Lande zur Zeit meines Aufenthalts daselbst. Ein Vergleich mit früheren Nachrichten über dieselben lehrt jedoch, dass sie nur kurze Zeit, nicht mehr als ein halbes Jahrhundert zuvor sehr wesentlich anders lagen. Diesen Vergleich anzustellen, ist um so mehr von Interesse, als sich dabei auch ein Stück der jüngstvergangenen Geschichte des unteren Amur-Landes und seiner Völker vor unseren Augen aufthun wird. Das Material dazu liefern Mamia Rinsô's Nachrichten über das untere Amur-Land aus den Jahren 1808 und 1809. Wie schon erwähnt[1], geschah seine Reise dahin im Auftrage der japanischen Regierung, die in der Befürchtung, dass die 1807 russischerseits verübte Zerstörung der japanischen Ansiedelungen in der Aniwa-Bai sich wiederholen dürfte, Sachalin und das Amur-Land mit besonderer Rücksicht auf die Haltung der Russen daselbst genauer auszukundschaften wünschte. Bereits auf der Insel erfuhr er, dass es auf dem gegenüber gelegenen Festlande nahe von der Küste einen vielbesuchten Handelsort Namens Deren gebe[2]). Dieses machte er nun zum Zielpunkt seiner Reise, und nachdem er von Kidsi, das er auf der oben bezeichneten Strasse über den gleichnamigen See erreicht hatte, drei Tage den Amur-Strom aufwärts gegangen war, langte er am 10. August in Deren an und nahm dort, anfangs als Fremder vom Volk belästigt, später aber von den Mandshu-Beamten und nach deren Vorgange auch von allen Uebrigen mit Achtung behandelt, einen Aufenthalt von nicht weniger als sieben Tagen. Aus seiner ausführlichen Beschreibung dieses Orts und des Lebens und Treibens in demselben[3]) seien hier einige Hauptzüge angeführt. Ihr zufolge lag Deren am rechten Ufer des Amur-Stromes auf einer in der Ferne in dichtes Gebüsch sich verlierenden Ebene. Der Handelsplatz war ein grosses, von einer Doppelreihe von Pallisaden umgebenes Viereck, in welchem zu beiden Seiten und im Grunde zum Handel dienliche Hütten errichtet waren. In der Mitte aber befand sich ein ebenso umgrenzter und nur mit einem einzigen Thor versehener Raum, in welchem das Wachthaus stand und von Seiten der Fremden sowohl wie der Mandshu-Beamten die Handelsartikel und gegenseitigen Geschenke aufbewahrt wurden. Diese Beamten hielten sich nicht beständig in Deren auf, sondern kamen dahin nur im Sommer für die Zeit der Handelsdauer aus «Itsjö-fotto», einem Ort, von dem Mamia Rinsô meinte, dass er nur einige «Ri» oberhalb Deren's liege, in welchem man aber unschwer Itscha-choton, d. i. Ssan-ssin, erkennt[4]). Mamia Rinsô unterschied drei Klassen von Beamten: zur ersten, vornehmsten gehörten nur drei Personen, die in Damast und Atlas gekleidet waren und aus «Rotting» (Stroh) geflochtene, mit einem messingenen Knopf und einem herabhängenden seidenen Quast versehene Hüte trugen; zur zweiten Klasse gehörten 50—60 Mann, deren Kleidung aus Kattun bestand, und die dritte endlich umfasste so viele Leute, dass er ihre Zahl nicht genau anzugeben weiss, zumal sie ganz ebenso wie die «Santaner» (Oltscha und Gilaken) und «Kordekke» (Golde) gekleidet waren. Von diesen niederen «Beamten», die offenbar nur Polizeidiener, Wächter und drgl. waren, blieben einige auch zur Nacht im Wachthause, die oberen dagegen kamen nur des Morgens hin und kehrten nach dem Schluss der Geschäfte, zur Nacht in ihre Wohnungen zurück, die sich auf ihren ans Ufer gezogenen Böten befanden, welche zu dem Zweck auf ihrem Hintertheile entweder ein Verdeck aus Baumrinde, oder eine kleine bretterne Hütte trugen. Die zahlreichen, in Handelszwecken gekommenen Fremden (Eingeborenen) wohnten, wie es auch Mamia Rinsô that, in Rindenzelten, die ebenfalls am Ufer des Stromes vor dem Handelsplatze errichtet waren. Der vorschriftsmässige Brauch forderte es, dass jeder neuangelangte Handelsmann zweimal im Wachthause vor den Mandshu-Beamten erscheine: das erste Mal gleich nach seiner Ankunft, um sie zu begrüssen, wobei er sich entblössten Hauptes dreimal vor ihnen verbeugen (d. h. wohl niederknieen) musste und ihm zur Bewillkommnung Branntwein[1]), Reis und Hirse gereicht wurden; das zweite Mal, um ihnen seine «Geschenke» zu überreichen, die meistens aus Zobelfellen bestanden, und von ihnen ein Gegengeschenk zu empfangen, das in der Regel aus Seidenstoffen und für gemeine Schiffsleute aus Kattun u. drgl. bestand. Auch diesmal musste er sich, den Hut in der Hand, dreimal vor den drei oberen Mandshu-Beamten verbeugen und alsdann auf dem Erdboden vor ihnen Platz nehmen, während sie auf Stühlen (oder vermuthlich erhöhten Bänken) sassen. Diese Maassregeln erstreckten sich jedoch bloss auf die fremden Handelsleute, nicht auch auf die Chinesen[2]), welche frei und eigenmächtig, ohne Anmeldung bei den oberen Beamten handeln durften. Ohne Zweifel waren also jene nur von den Fremdlingen (Eingeborenen) geforderten «Geschenke» nichts weiter als der Tribut, den sie zu leisten hatten, um die Erlaubniss zum Handeln zu erhalten. War diesen Forderungen genügt, so konnten sie im Uebrigen ungenirt ihrem Handel nachgehen, und bei der grossen Menge von Käufern und Verkäufern, die sich täglich versammelten, ging es, wie der Reisende bemerkt, «oft toll genug her: Zwist und Diebstahl sind bei den durcheinander gemengten Fremden an der Tagesordnung; zwar schlägt man von Zeit zu Zeit an eine Glocke (wohl einen Gong), um Ruhe und Ordnung zu gebieten, doch hilft dies in der That nur wenig, und das Gewühl und Gedränge dauert bis tief in die Nacht hinein fort». Bei alledem wurde jedoch, wenn es sich um die Beobachtung alter, von der Regierung vorgeschriebener Gesetze und Gebräuche handelte, unbedingter Gehorsam verlangt und allgemein geleistet. Mamia Rinsô sah einen der obersten Beamten einen Fremden, der sich den Gebräuchen nicht fügen wollte, tüchtig mit dem Stock schlagen; nachdem aber die Züchtigung erfolgt und gefruchtet, durfte derselbe seinem Handelsgeschäft wie zuvor nachgehen. Meistens brachten die nach Deren kommenden Fremdlinge Thierfelle zum Verkauf, die sie zusammengepackt unter den Armen trugen und ausboten, und tauschten dagegen Branntwein, Tabak, Kleidungsstoffe, Eisenwaaren und drgl. m. ein.

---

[1]) S. oben, p. 73 u. 74.

[2]) Mamia Rinsô, Tô-tats ki ko (Siebold, Nippon, VII, p. 169).

[3]) L. c., p. 173—176.

[4]) Dahin, «nach Sansin» sah er auch einen der Mandshu von Deren verreisen.

Man ersieht aus dieser Schilderung, dass es zu jener Zeit am unteren Amur nur etwa drei Tagereisen oberhalb Kidsi's einen Ort gab, wo sich alljährlich im Sommer chinesische Kaufleute und zahlreiche Eingeborene des unteren Amur-Landes versammelten und unter der Aufsicht und

---

[1]) Der Japaner nennt das Getränk nach seiner Weise «ssaki».

[2]) Bei Mamia Rinsô heissen diese ebenfalls Mandshu, wie die Beamten.

Administration von Ssan-ssin abgeordneter Mandshu-Beamten einen lebhaften Handel betrieben, wobei es ungefähr ebenso herging wie heutzutage in Ssan-ssin, und auch dieselbe demüthigende Behandlung, dieselben Tributserhebungen, Expressungen u. dgl. von den Mandshu den Eingeborenen gegenüber geübt wurden.

Der Ort, wo Deren lag, lässt sich mit Sicherheit bestimmen, obwohl von dem Wachthause, dessen Mamia Rinsô erwähnt, keine Spur hinterblieben ist: es ist die etwas erhöhte Ebene am rechten Amur-Ufer, auf welcher sich heutzutage das aus zwei etwa eine Werst auseinander gelegenen Jurten bestehende Dorf Dyra befindet. Ich habe sie beide zu wiederholten Malen, im Sommer wie im Winter besucht. Die eine derselben liegt im Grunde einer flachen Bucht, die andere etwas oberhalb auf einem höher ansteigenden Ufer, in der Nähe eines kleinen Caps. Obgleich der Ort noch im Oltscha-Gebiet liegt, waren die Inhaber beider Jurten Golde, und die Einen wie die Anderen bezeichneten sowohl ihre, als auch die nahe benachbarte Behausung mit dem Namen Dyra, so dass dieser offenbar der ganzen Lokalität zukommt[1], — der gesammten Uferstrecke und anstossenden Ebene, auf welcher der ehemalige Handelsort Deren lag. Zum Beweise dafür, dass dieser sich in der That dort befand, dient übrigens, ausser dem noch jetzt nahe gleichlautenden Namen der bezeichneten Lokalität und ihrer den Angaben Mamia Rinsô's entsprechenden Beschaffenheit und Entfernung von Kidsi, auch der Umstand, dass alle vom Reisenden bis dahin passirten Ortschaften sich auch heutzutage genau wiedererkennen lassen; denn unter «Sjai, Horupé, Kuwore, Urugé», wie er sie nennt, sind ohne Zweifel die in derselben Reihenfolge gelegenen Oltscha-Dörfer Dshaï, Borbi[2]), Kuwty und Yrri gemeint.

Wo es aber noch vor einem halben Jahrhundert ein reges Handelsleben, «ein Gewühl und Gedränge durcheinander gemengter» Mandshu, Chinesen und verschiedener Eingeborenen des Landes gab, die von Zeit zu Zeit, wenn es gar zu toll herging, von den befehligenden Mandshu-Beamten durch die lauten Klänge des Gong zur Ruhe und Ordnung gerufen wurden, breitet sich jetzt eine bis auf ein paar ärmliche Hütten vollkommen öde und todte Grasebene aus. Fügt man hinzu, dass es gegenwärtig — ich meine die Zeit meines Aufenthalts im Amur-Lande — auch weiterhin am unteren Amur, von einzelnen handeltreibenden Chinesen und Mandshu abgesehen, keinen officiellen, von der mandshu-chinesischen Regierung inaugurirten oder administrirten Handelsort giebt, und der nächste und einzige Ort der Art für die Völker des unteren Amur-Landes das am Sungari gelegene Ssan-ssin ist, so unterliegt es keinem Zweifel, dass im letzten halben Jahrhundert, zwischen Mamia Rinsô's und meinem Besuch des Amur-Landes ein Rückgang des officiellen mandshu-chinesischen Handels, eine Zurückziehung desselben vom unteren Amur und Concentrirung am Sungari stattgefunden hat.

Gleichzeitig und Hand in Hand mit dem Handel hat aber auch ein Rückzug der gesammten mandshu-chinesischen Herrschaft aus einem grossen Theil des unteren Amur-Landes stattgefunden. Die Belege dafür lassen sich ebenfalls aus **Mamia Rinsô**'s Reisebericht entnehmen[1]). Zur Zeit seines Aufenthalts auf Sachalin (1808) waren die Völker desselben, die **Aino** wie die **Giljaken**, den Mandshu tributspflichtig, indem die von den letzteren unter dem Namen *Harata* und *Kasinta* ernannten Oberhäupter oder Aeltesten derselben alljährlich einen aus Pelzwerk bestehenden Tribut («Geschenke», wie der Reisende ihn nennt) den Mandshu-Beamten in Deren überbringen mussten, gleichwie es auch die zum Handeln dorthin kommenden Eingeborenen des unteren Amur-Landes thaten. Einige dieser Aeltesten lernte **Mamia Rinsô** während seines Aufenthalts in Deren auch selbst kennen; so z. B. diejenigen von «Damurawo» und «Pohokanu», Ortschaften, in denen man unschwer das giljakische Dorf Tammla-wo und das aino-giljakische Poro-kotan[2]) oder P[illegible]a-wo wiedererkennt. Auf seine Fragen, wie es zu dieser ihrer Zinspflichtigkeit gekommen sei, erhielt er von einigen Einwohnern der Insel folgende Auskunft. «In früheren Zeiten, sagten sie, als sie noch nicht zinspflichtig gewesen, kamen alljährlich einige Mandshu-Fahrzeuge zu ihnen, um Pelzwerk einzukaufen. Das Schiffsvolk betrug sich aber den Einwohnern der Insel gegenüber unfreundlich und ausschweifend, so dass es häufig zu Zwistigkeiten und Schlägereien zwischen ihnen kam, worauf eines Tages eine Menge Mandshu landete, die Insel überall besichtigte und sie in Besitz nahm. Die meisten Einwohner flüchteten sich aus Furcht in die Gebirge, von den an der Küste zurückgebliebenen aber beriefen die Mandshu einige zu sich, unterredeten sich mit ihnen und ernannten einen von ihnen zum *Harata*, d. h. Oberhaupt oder Aeltesten. Dieses Ereigniss hatte auf der Westküste der Insel bei Itoi (Itoikotan, Itoje) statt. Desgleichen bekleideten sie zwei Männer der nördlichen Ostküste mit dieser Würde[3]), und in derselben Weise stellten sie auch *Kasinta*'s oder Nächstälteste an. Als jährliches Geschenk (Tribut), das die Aeltesten den Mandshu zu überbringen hatten, wurde dabei ein schwarzes Seeotterfell bestimmt, wogegen die Mandshu ihnen als Gegengeschenk ein Stück mit Gold durchwirkten Seidenstoffes gaben und alle übrigen Handelsartikel zu sehr billigem Preise liefern zu wollen versprachen». Jenes «Itoi, Itoikotan oder Itoje», das zufolge der von **Siebold** nach den Originalaufzeichnungen von **Mogami Tok'nai** und **Mamia Rinsô** entworfenen Karte[4]) beim Cap Otsisi (Südspitze der Bai de la Jonquière) liegt, ist ohne Zweifel das giljakische Dorf Dui, und somit hat der ganze oben erzählte Vorgang auf die Unterwerfung oder das Zinspflichtigmachen der Sachalin-**Giljaken** durch die Mandshu Bezug.

---

[1]) Mein Führer, ebenfalls ein Golde, hatte jedoch für die oberhalb gelegene Jurte zum Unterschiede von der unteren auch einen zweiten Namen — Monglomai.

[2]) Die Lokalität an diesem Ort ist im Reisebericht des Japaner's (l. c., p. 172) auch ganz richtig als eine felsige bezeichnet.

Eine ganz ähnliche Erzählung hörte **Rinsô** auch in Bezug auf die Sachalin-**Aino**, denn bei den ferneren Erkundigungen, die er über diesen Gegenstand bei «würdigen und mit der Sache gut bekannten Männern», vier Greisen von 70—75 Jahren (deren Namen er nennt) anstellte, erfuhr er Folgendes. «In ihrer Jugend, so erzählten sie, war zu Najoro ein Oberhaupt

---

[1]) L. c., p. 179—181.

[2]) Dem vermuthlich aus «Poro-kotan» entstellten Namen Pohokanu ist in **Mamia Rinsô**'s Bericht ein Fragezeichen beigefügt. Dass «Damurawo» nur Tammla-wo sein kann, unterliegt keinem Zweifel, da die Japaner das *l* nicht kennen und es stets durch *r* ersetzen.

[3]) **Mamia Rinsô** weiss auch die Namen dieser drei erstgenannten Harata's zu nennen.

[4]) Atlas zu **Siebold**'s Nippon, Tab. XXV.

Namens **Jajebirakan**, ein sehr hitziger und böser Mann, der die zu den Mandshu gehörenden **Smerenkur** und **Santaner** (**Giljaken** und **Oltscha**), als sie zu handeln kamen, ermorden liess und sich ihrer mitgebrachten Handelsgüter bemächtigte. Doch einige derselben waren ihm glücklich entkommen und brachten ihre Klage zu den Mandshu nach Deren. Im darauffolgenden Jahre kamen drei mit **Santanern** und **Smerenkurn** bemannte Mandshu-Fahrzeuge und nahmen diejenigen, welche an der erwähnten Greuelthat Theil genommen hatten, gefangen, so wie auch einige Oberhäupter der umliegenden Ortschaften, weil sie den unglücklichen **Smerenkurn** und **Santanern** nicht zu Hülfe gekommen waren. Die Gefangenen erboten sich, all' ihr Vermögen als Busse hinzugeben, und die Mandshu nahmen dies endlich auch an; doch war des **Jajebirakan** Missethat zu gross, als dass er mit einer solchen Strafe hätte davonkommen sollen; sie nahmen daher seine beiden Söhne als Geisseln mit sich und stellten die Bedingung fest, die **Kraftoër** (Sachalin-**Aino**) sollten sich den Mandshu unterworfen erklären und in Zukunft einen jährlichen Tribut, in Pelzwerk bestehend, ihnen in Deren abliefern, wohingegen sie auch ein Geschenk und die anderen Handelsartikel zu billigen Preisen erhalten würden und Schutz gegen alle Misshandlungen bei ihrer Ankunft zu Deren zugesichert bekämen. Von dieser Zeit an, wo die beiden Söhne des Oberhauptes als Geisseln nach der Mandshu-Tatarei geführt wurden, ist es herkömmlich, dass die Mandshu die Söhne oder Geschwister derjenigen, welche ihre Schuld nicht entrichten können, mit sich fortführen. Da nun die **Kraftoër** ihren Tribut pünktlich alle Jahre entrichteten, so wurden die Geisseln wieder zurückgegeben und als Harata's und Kasinta's von den **Mandshu** angestellt und mit schriftlichen Weisungen versehen». Diese Schriftstücke sah **Rinsô** noch beim Oberhaupt von Najoro, **Jajenkur**, aufbewahrt, konnte sie aber, da sie in der Mandshu-Sprache geschrieben waren, nicht verstehen. «Die Nachfolger jener ersten Harata's und Kasinta's, fährt **Rinsô** in seinem Bericht fort, brachten von nun an jährlich, von anderen Einwohnern begleitet, die bestimmten Geschenke nach Deren an die dortigen Beamten. Gegenwärtig noch werden als Harata's und Kasinta's die verständigsten und tauglichsten von den Einwohnern der Insel durch die Mandshu angestellt. Ihre Zahl beschränkt sich jetzt auf 8: einen Harata, in Najoro, und 7 Kasinta's, davon 3 auf der West- und 4 auf der Ostküste (folgen die Namen derselben und ihrer Aufenthaltsorte, die sämmtlich im **Aino**-Gebiet liegen). Weil vor einigen Jahren das Pelzwerk auf Krafto seltner wurde, brachten die Vorsteher nur alle drei Jahre ihre Geschenke nach Deren, und bei noch grösserer Abnahme desselben nur alle 4—5 Jahre. Da aber liessen die Mandshu durch **Santaner** die festgesetzten Geschenke abfordern, und in Folge dessen brachten in diesem Jahre die Kasinta's von Usijoro, Najoro und Raitsiska in Person die Geschenke nach Deren». Diese Leute traf **Rinsô** auf ihrer Reise dorthin und fragte sie über die Art und Weise, wie die Geschenke dargebracht werden, aus. Sie bestätigten ihm, dass das Geschenk in einem schwarzen Seeotterfelle bestände, und eröffneten ihm zugleich, die Mandshu-Beamten hätten es übel aufgenommen, dass sie einige Jahre die Entrichtung der Geschenke versäumt, und ihnen bedeutet, in Zukunft die Gunst, die sie bisher von den Mandshu empfangen, besser zu schätzen und sorgfältiger auf die Darbringung der festgesetzten Geschenke bedacht zu sein.

Diesen Mittheilungen zufolge dehnten die Mandshu, die zuvor nur des Handels wegen nach Sachalin kamen, das Verhältniss der Tributspflichtigkeit, in welchem die Völker des unteren Amur-Landes und darunter auch die **Oltscha** und **Giljaken** zu ihnen standen, etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch auf die Sachalin-**Giljaken** und -**Aino** aus, indem sie auch dort an verschiedenen Orten Oberhäupter oder Aelteste ernannten und diesen die Verpflichtung auferlegten, ihnen alljährlich einen aus Pelzwerk bestehenden Tribut nach Deren zu überbringen, — eine Verpflichtung, die zwar nicht immer pünktlich eingehalten wurde, allein noch zu **Mamia Rinsô's** Zeit in voller Kraft bestand. Zur Bestätigung dieser an sich ganz glaubwürdigen Mittheilungen des, wie oben bereits mehrfach bemerkt, ausserordentlich genauen und zuverlässigen japanischen Reisenden lassen sich auch einige von europäischen Reisenden aufgezeichnete Thatsachen anführen. So berichtete **Krusenstern**[1]), dass bei seiner Begegnung mit den **Giljaken** («Tataren») in der Bai Nadeshda, in der Nähe der Nordspitze Sachalin's (1805) — es wird, wie oben (p. 331) dargethan, wohl im Dorf Ngywr-wo gewesen sein — Einer unter ihnen durch seine Kleidung, die in einem rothseidenen, mit goldenen Blumen durchwirkten Rock von chinesischem Zuschnitt bestand, vor den Uebrigen sich auszeichnete und «ohne Zweifel» ihr Oberhaupt war, — offenbar also einer von jenen durch die Mandshu ernannten Harata's oder Kasinta's, von denen bei **Mamia Rinsô** die Rede ist. Von weit grösserem Belange noch ist eine zweite, sehr bestimmt lautende Nachricht, die wir **Fr. Schmidt**[2]) verdanken. Er lernte im J. 1860 in Najoro einen der angesehensten **Aino**, den Greis **Ssetakurero** kennen, der auch von den Japanern als **Aino**-Aeltester mit einem Säbel beliehen worden ist. Dieser verwahrte noch bei sich ein in der Mandshu-Sprache abgefasstes Schreiben, das sein Vater ehemals auf einer Tributsreise nach Ssan-ssin am Sungari von der Mandshu-Obrigkeit erhalten hatte, und wodurch er zu einem Aeltesten der **Aino** bestellt war. Durch diese Nachricht wird die Richtigkeit jener Angaben **Mamia Rinsô's** über die damalige Tributspflichtigkeit der **Aino** den Mandshu gegenüber und die Art und Weise, wie sie derselben nachzukommen hatten, ausser allen Zweifel gestellt. Nur kann ich nicht umhin, die Vermuthung auszusprechen, dass hinsichtlich des Orts, wohin **Ssetakurero's** Vater seine Tributsreise ausführte, bei der obigen Nachricht seitens des Erzählers oder des Hörers ein Missverständniss stattgefunden habe, indem diese Reise nicht nach Ssan-ssin am Sungari, sondern, wie man der Zeitangabe entsprechend annehmen muss, nach Deren am Amur gemacht wurde. Ein solches Missverständniss konnte um so leichter entstehen, als **Ssetakurero**, seinen eigenen Worten zufolge, selbst nie im Mandshu-Lande gewesen ist.

Halten wir nun den von **Mamia Rinsô** geschilderten Zuständen die Stellung entgegen, welche die Mandshu-Chinesen ein halbes Jahrhundert später, zur Zeit meiner Reisen den indigenen Völkern des unteren Amur-Landes gegenüber einnahmen. Sie ist im Vorhergehenden schon bei verschiedenen Gelegenheiten besprochen worden, und ich fasse daher jetzt des leichteren Vergleiches halber nur die Hauptzüge derselben kurz zusammen. Handelsreisen nach Sachalin machten die Mandshu oder Chinesen zu meiner Zeit gar nicht mehr[1]. Eine Tributspflichtigkeit der Sachalin-Aino und -Giljaken den Mandshu gegenüber bestand ebenfalls nicht, und damit gab es unter ihnen auch keine von jenen ernannte Oberhäupter oder Aelteste. Fast ganz ebenso verhielt es sich auch mit den Amur-Giljaken und Oltscha: die ersteren wurden weder von Mandshu, noch von chinesischen Kaufleuten besucht, unter den letzteren hielten sich zwar hie und da chinesische Händler auf, diese betrieben aber ihr Geschäft ganz und gar auf eigene Hand, und ein Tribut, oder richtiger eine bestimmte Abgabe in Pelzwerk, wurde von den Einen wie von den Anderen nur in Ssan-ssin für die Gewährung der Handelserlaubniss erhoben. Tributspflichtig der mandshu-chinesischen Obrigkeit gegenüber waren dagegen die Golde, und in ihrem Gebiet gab es, in Mylki nahe der Gorin-Mündung, auch einen beständigen Sitz von Mandshu-Beamten, die mit dem Empfangen des Tributs betraut waren. Aus diesem Vergleich ist man genöthigt den Schluss zu ziehen, dass in der Zeit zwischen Mamia Rinsô's Reisen im Amur-Lande und den meinigen ein Rückzug der mandshu-chinesischen Herrschaft von Sachalin und dem untersten Theile des Amur-Laufes, aus den Gebieten der Aino, Giljaken und Oltscha stattgefunden hat.

---

[1]) Reise um die Welt, Bd. II, p. 178.

[2]) Histor. Bericht etc., p. 94.

Es fragt sich nun, wie und wodurch derselbe sich vollzogen haben kann. Dass er in gewaltsamer Weise, in Folge kriegerischer Angriffe der mandshu-chinesischen Herrschaft seitens der indigenen Stämme des Amur-Landes oder der Japaner oder Russen hervorgebracht worden sei, ist aus vollkommenem Mangel an dafür sprechenden Beweisen oder Indicien entschieden zu verneinen. Er kann nur in ganz friedlicher Weise, auf eigenen Wunsch und Beschluss der mandshu-chinesischen Regierung erfolgt sein. Die Veranlassung dazu kann aber wohl in der Furcht vor einem kriegerischen Angriff oder einer Invasion seitens der Nachbarvölker, namentlich der Russen gelegen haben. Bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren europäische Schiffe, diejenigen von La Pérouse und Broughton, in der Meerenge der Tartarei erschienen und hatten mit den Eingeborenen der Westküste von Sachalin und der Bai de Castries verkehrt; 1805 stand Krusenstern mit der «Nadeshda» an der Nordspitze der Insel und vor dem nördlichen Eingange in den Amur-Liman, und in den folgenden Jahren (1806 und 1807) zerstörten Chwostof und Dawydof die japanischen Ansiedelungen in der Aniwa-Bai auf Sachalin. Von diesem letzteren Ereigniss musste die mandshu-chinesische Regierung, wenn es ihr nicht schon früher bekannt geworden, jedenfalls durch Mamia Rinsô Kenntniss erhalten, da es seine Reise nach Sachalin und dem Amur-Lande veranlasst hatte und er mit den Mandshu-Beamten in Deren viel verkehrte. Zudem endlich liessen sich, wie wir durch ihn erfahren, zuweilen russische Fahrzeuge, vom Amgunj («Hongo») kommend, im Amur sehen und gelangten auch bis nach Deren. Nach alledem ist es nicht unwahrscheinlich, dass die chinesische Regierung, hinsichtlich des Amur-Landes von besonderem Misstrauen gegen die Russen beseelt, ihre Herrschaft auf Sachalin und am unteren Amur von dieser Seite stark gefährdet glaubte und, um einem Conflikt und einer etwaigen feindlichen Invasion von dort aus, die sich leicht bis ins Herz des Landes erstrecken könnte, vorzubeugen, zu derselben Politik griff, welche sie schon einmal, im XVII. Jahrhundert am oberen Amur den Russen gegenüber geübt hatte, — einer Politik, die darin bestand, sich aus dem unmittelbar gefährdeten Bereich zurückzuziehen und zwischen sich und dem Feinde ein möglichst verwüstetes und ödes Land zu hinterlassen. Diesmal bedurfte es jedoch, da es sich nur erst um eine Befürchtung handelte, nicht eines so radikalen Eingreifens wie damals, als die Dauren und Djutscheren vom Amur an den Nonni und Churcha versetzt und die weiten, von ihnen ehemals bewohnten und bebauten Strecken am Amur der Verödung preisgegeben wurden[1]). Es dürfte für genügend erachtet worden sein, die officiellen Beziehungen zu Sachalin und dem untersten Theile des Amur-Landes abzubrechen, die Absendung von Beamten dahin zur Ueberwachung des Handels und Entgegennahme des Tributs von den Aino, Giljaken und Oltscha einzustellen, — wofür man sich vielleicht durch Tributserhebung und Erpressungen an den zum Handel nach Ssan-ssin kommenden Eingeborenen schadlos halten wollte, — und die Strecke Landes endlich, auf welcher ein Angriff zunächst und am meisten zu befürchten war, zu entvölkern und veröden zu lassen. Diese Strecke lag an dem direkten und kürzesten Wege zwischen Deren und Sachalin, den auch die Mandshu ehemals benutzt hatten, und der den Amur abwärts bis Kidsi und dann über den Kidsi-See und das Taba-Flüsschen ans Meer führte. Dass die beiden ersteren Maassregeln von der chinesischen Regierung in der That ausgeführt wurden, ist oben bereits dargethan worden, und es bleibt mir daher nur übrig, auch die gleichzeitig erfolgte Verwüstung des Landes auf der oben erwähnten Strecke nachzuweisen.

---

[1] Auch der eben erwähnte, von Hrn. Schmidt befragte Ssotakurero erinnerte sich nicht Mandshu bei sich (in Najoro) gesehen zu haben: es waren immer nur «Ssantan» (Oltscha) oder «Ssumerin» (Giljaken), die in Handelsangelegenheiten hinkamen (Schmidt, l. c., p. 96).

Zu dem Zweck muss ich wieder auf Mamia Rinsô zurückgreifen, dessen Reise gerade durch den oben bezeichneten Landestheil vor sich ging. Halte ich nun seinen, allerdings nur spärlichen Angaben über den letzteren den Zustand gegenüber, in welchem ich ihn 50 Jahre später fand, so drängt sich mir der Gedanke an eine seitdem erfolgte Verödung desselben unwillkürlich entgegen. Auf den Umstand, dass Rinsô an dem zu meiner Zeit völlig öden Kidsi-See einen Ort, Namens Nukkurankata, nennt, will ich kein Gewicht legen, da er nicht angiebt, ob dies ein Dorf, oder etwa nur ein beliebter Ankerplatz war. Wichtiger ist, was er über das Dorf Kidsi sagt. Für diesen Ort giebt er im Vergleich mit dem, was ich gesehen habe, die doppelte Anzahl von Häusern an (etwa 20)[2]). Dort wohnten Mandshu-Beamten, von denen einer den Titel Harata und zwei den von Kasinta's führten, dort liessen sich, auch während Rinsô's Aufenthalt, chinesische Kaufleute sehen und wurden, wie es zum Schluss bei ihm heisst, «verschiedene Lustbarkeiten und Trinkgelage mit Musik von Leier und Trommel veranstaltet», kurz, es war ein ansehnlicher und belebter Ort. Dahingegen war ich erstaunt, unmittelbar vor diesem Dorf, auf einer zu demselben sanft ansteigenden Abdachung ein mit zahlreichen menschlichen Schädeln und Gebeinen besäetes Feld zu sehen, dergleichen mir sonst nirgends im Amur-Lande begegnet war. Woher dieselben rührten, konnte ich nicht erfahren. Sollten sie aus zerstörten Grabstätten des Orts (kleinen Häuschen, in denen die Leichen beigesetzt werden) entnommen worden sein, so ist die Zahl dieser letzteren jedenfalls sehr ansehnlich gewesen. Doch waren keinerlei Reste weder von diesen, noch von der Kleidung der Leichen oder anderweitigen Gegenständen, die man ihnen beizugeben pflegt, auf der Knochenstätte zu sehen, und gegen die etwaige Vermuthung, die Zerstörung der Grabstätten könne durch die Mannschaft des unlängst in der Nähe errichteten Mariinskischen Postens vollbracht worden sein, sprach der Umstand, dass die Leichenhäuschen der beiden dicht neben dem letzteren gelegenen Jurten von Choto vollkommen unberührt da standen[1]). Auch machte der Zustand, in welchem diese Gebeine sich befanden, auf mich den Eindruck, als hätten sie schon längere Zeit an dem Ort ungeschützt vor dem Einfluss der Atmosphärilien gelegen. Vielleicht steht aber dies Beinfeld mit einer anderen Thatsache im Zusammenhange, auf die ich sogleich zu sprechen komme.

---

[1]) S. oben, p. 172.

[2]) Dabei unterschied er sehr wohl die Wohnhäuser von den Vorraths- oder Packhäusern.

Von grösstem Belange scheint mir Rinsô's Angabe zu sein, dass es in oder bei Kidsi «besonders viel Porzellanfabriken» gab. Oben[2]) habe ich schon ausführlich berichtet, dass es zu meiner Zeit weder dort, noch irgend wo sonst im unteren Amur-Lande eine Thongeräthfabrikation gab, und dass die Oltscha und Giljaken in ihrem Haushalt überhaupt weder eigengemachtes, noch chinesisches oder japanisches, vom Sungari oder aus Südsachalin importirtes Thongeschirr gebrauchen, mit alleiniger Ausnahme der, übrigens auch nur seltenen, zum Branntweintrinken gebräuchlichen kleinen chinesischen Porzellanschälchen. Der Untergang der Porzellanindustrie im unteren Amur-Lande fällt also der Zeit nach mit jenen oben besprochenen Vorgängen seitens der mandshu-chinesischen Regierung, der Aufhebung ihrer Handelsverwaltung und ihrer übrigen administrativ-politischen Thätigkeit in demselben zusammen, und es liegt nahe, darin nicht einen blossen Zufall, sondern einen causalen Zusammenhang zu erblicken. Diesen muss man sich nun, in Ermangelung positiver Thatsachen, in folgender Weise denken. Ohne Zweifel ist die uralt-chinesische, im Sungari-Lande allgemein verbreitete[3]) Porzellanindustrie nach dem Amur-Lande von den Chinesen importirt und dort entweder von ihnen selbst, oder doch unter ihrer thätigen Betheiligung und Leitung betrieben worden. Als daher jener von der mandshu-chinesischen Regierung zur Vermeidung eines befürchteten Conflikts mit den Russen beschlossene Rückzug ihrer Verwaltung aus dem untersten Amur-Lande stattfand, haben vermuthlich auch die an der Porzellanindustrie betheiligten Chinesen einen Befehl zum Abbruch ihrer Thätigkeit und zum Abzuge nach dem Sungari erhalten. Möge nun diesem Befehle allgemein Folge geleistet worden sein, wie mir aus dem gänzlichen Untergange der erwähnten Industrie im Amur-Lande wahrscheinlicher dünkt, oder mögen Einzelne wider denselben und alsdann ohne Schutz von Seiten der Regierung im Lande verblieben sein, immer kann die Sache, da an ihr auch die eingeborene Bevölkerung betheiligt war, nicht ohne mancherlei Zerstörungen, Verwüstungen und selbst blutige Conflikte vor sich gegangen sein, und darum ist vielleicht gerade an dem Ort, wo sich ehemals «besonders viel Porzellanfabriken» befanden, gegenwärtig ein mit zahlreichen Menschengebeinen besäetes Feld zu finden.

---

[1]) Aus einem derselben entnahm ich selbst den oben (p. 294, Fig. 6 der Taff. V—IX) beschriebenen und abgebildeten Schädel.

[2]) S. p. 447 u. 448.

[3]) S. oben, p. 449.

Selbstverständlich mussten derartige gewaltsame Vorgänge, so wie die durch Aufhebung des einzigen Orts mit geordnetem Handelsverkehr bewirkte Lahmlegung von Handel und Wandel im Lande zur Verarmung, Entvölkerung und Verödung desselben führen. Und in der That ist das am Kidsi-See und oberhalb desselben gelegene, ehemals durch Handel und Verkehr belebte Land gegenwärtig der ödeste Theil des Oltscha-Gebietes und des untersten Amur-Landes überhaupt. Während nördlich von Kidsi zahlreiche und meist grosse Oltscha-Dörfer am Amur liegen, und sogar mitten im Giljaken-Gebiet noch welche eingesprengt zu finden sind 1), giebt es südwärts von demselben, auf der ganzen Strecke zwischen Kidsi und Adi, dem letzten Oltscha-Dorfe, nur kleine, meist aus 2—3 Häusern, ja oft nur aus einem Hause bestehende Orte, und unter diesen sind manche nicht einmal von Oltscha, sondern von Golde bewohnt 2). Offenbar haben jene Vorgänge viele Oltscha aus dem südlichen Theile ihres Gebietes nordwärts fortgedrängt, und dagegen sind manche Golde, um dem Druck der Mandshu zu entgehen, in den verödeten Landestheil eingezogen, — eine Bewegung, die auch zu meiner Zeit noch fortdauerte 3). Kein Wunder daher, dass die Einwohner von Dyra, ebensolche später eingewanderte Golde, auf meine Nachfragen über den Handelsort Deren, der einst daselbst bestanden, keinerlei Auskunft zu geben wussten.

Bezüglich des Handels im oberen Amur-Lande, das ich nur auf einer dem Hauptstrom entlang ausgeführten Durchreise kennen gelernt habe, muss ich mich darauf beschränken, nur einige allgemeine, dem unteren Amur-Lande gegenüber besonders charakteristische Züge hervorzuheben. Fassen wir zunächst die den indigenen Stämmen des letzteren analogen Völker des ersteren, die **Biraren**, **Manägirn** und **Orotschonen** ins Auge, so sind sowohl die Artikel, welche sie in den Handel bringen, als auch diejenigen, welche sie im Tausch entgegennehmen, bei den Einen ziemlich dieselben wie bei den Anderen. Denn die ersteren, welche hier wie dort allein durch die Jagd gewonnen werden, weisen nur die oben, bei Besprechung dieser letzteren her-

---

1) Wie Tschylwi und Tyr, s. oben, p. 16.

2) So die Orte Dyra, Chywwunda, Ssamahagdu u. a., s. oben, p. 27. Gelegentlich berichtige ich hier die a. a. O. enthaltene Angabe dahin, dass zu meiner Zeit beide zum Dorf Dyra gehörige Häuser und nicht bloss eines derselben von Golde bewohnt waren, und dass der Ort Ssamahagdu nicht etwas ober-, sondern etwas unterhalb von Chywwunda liegt.

3) Darüber s. ebenfalls oben, p. 27.

vorgehobenen kleinen, fast ausschliesslich quantitativen Differenzen und Modifikationen auf, und was die letzteren betrifft, so sind es im Allgemeinen auch dieselben, in den obigen Betrachtungen oft genannten, den einen wie den anderen Naturvölkern unentbehrlich gewordenen Kleidungs-, Nahrungs- und Genussmittel. Eine wesentliche und charakteristische Differenz zwischen den oberen und den unteren Amur-Völkern bezüglich des Handels ist hingegen in ihren durch die Lage und die sonstigen geographischen und politischen Verhältnisse des Landes bedingten, verschiedenen Beziehungen zu den benachbarten Culturvölkern zu finden. Wie oben dargethan, haben die Völker des unteren Amur-Landes bis zur Besitznahme desselben durch die Russen mit diesen, von der nur geringen Berührung am Tugur abgesehen, so gut wie gar keinen Handelsverkehr gehabt. Ein solcher fand vielmehr nur mit den Japanern und den Chinesen statt, und der letztere hatte seinen Gravitationspunkt am Sungari, von wo die chinesischen Waaren durch Vermittelung sowohl der chinesischen Kaufleute, als auch der Golde, Oltscha und Giljaken den Amur abwärts bis zur Küste des Ochotskischen Meeres und der Insel Sachalin entlang bis zu den Japanern sich verbreiteten. In Beziehung auf den Handel war also das untere Amur-Land ein nach Westen geschlossenes, ganz vom Sungari beherrschtes Land, gewissermaassen eine bis ans Meer reichende und dort auch die vorgelagerte Insel Sachalin umfassende Fortsetzung des Sungari-Landes.

Anders verhält es sich mit dem oberen Amur-Lande. Dem Verkehr mit den Japanern ist es durch seine continentale Lage und grosse Entfernung vom Meere entrückt, und vom unteren Amur und Sungari wird seine Bevölkerung durch politische Maassregeln der chinesischen Regierung ferngehalten. Consequent an der im XVII. Jahrhundert zur Abwehr der russischen Invasion eingeschlagenen Politik der Absperrung des Sungari vom oberen Amur festhaltend, gestattet sie keine direkte Handels- und Schifffahrtsverbindung zwischen denselben und wehrt auch den Anwohnern des oberen und des unteren Amur den gegenseitigen freien Verkehr auf dem sie verbindenden Strome. In Folge dieser geographischen und politischen Verhältnisse wendet sich der Handel der oberen Amur-Völker, der Biraren, Manägirn und Orotschonen, nach Westen und Norden, d. i. zunächst dem Quelllande des Amur-Stromes oder sogen. russischen Daurien und dem Lena-Gebiet zu und concentrirt sich im Süden, dem obersten Amur, der Dseja und der Bureja abwärts folgend, an dem zwischen den Mündungen dieser beiden letzteren Flüsse gelegenen, von Mandshu, Chinesen und Dauren besetzten Culturstück des Amur-Stromes, in welchem Aigun, das Saan-ssin des oberen oder richtiger mittleren Amur, liegt, das selbst wieder nach Tsitsikar, dem administrativen Mittelpunkte des das obere Amur-Land umfassenden chinesischen Gouvernements Helong-kiang gravitirt. Nicht die Sungari-Mündung, sondern das am Nonni gelegene Tsitsikar giebt also das Verbindungsglied im Handel zwischen dem oberen Amur- und dem Sungari-Lande ab.

Wie zahlreich und vielfach verschlungen die Handelsfäden sind, welche die Orotschonen, Manägirn und Biraren mit den Russen und Jakuten der angrenzenden Theile Sibirien's verbinden, ist bereits oben, bei Erörterung der unbestimmten, in einander greifenden, schwankenden und wechselnden Grenzen angedeutet worden, welche diese Völker sowohl von einander, wie von den nordwärts benachbarten russischen Rennthier-**Tungusen** scheiden. Bei der faktischen Nichtexistenz einer bestimmten Grenze zwischen den nach China oder nach Russland hingehörigen oder tributpflichtigen **Tungusen**-Stämmen im Stanowoi-Gebirge und der Unmöglichkeit, eine solche Grenze inmitten einer stets der Jagd nach umherstreifenden Nomadenbevölkerung durch politische Traktate ohne entsprechende Machtmittel festzustellen und aufrecht zu erhalten, fliesst die Ausbeute der Jäger ganz natürlich zumeist nach derjenigen Seite ab, auf welcher sie mehr dem Handel entgegenkommende Elemente und somit leichtere und bequemere Bahnen findet. Ohne diese im Detail gegen einander abwägen zu wollen, kann ich nicht umhin, hier in wenigen Worten auf die wichtigsten der dem Handel der genannten Völker beiderseits entgegenkommenden Elemente hinzuweisen.

Die Lage des grössten Theils des Wohngebietes der **Orotschonen** in unmittelbarer Nachbarschaft und direkter Stromverbindung mit einem der bevölkertsten Theile von Ostsibirien, dem russischen Daurien, macht ihren Anschluss an dasselbe auch in Beziehung auf den Handel, den Abfluss ihrer Jagdausbeuten dahin zum Umsatz gegen russische Produkte ganz verständlich. Dem kommt auch die im Pelzhandel durch ganz Sibirien bewährte und hier, am Eingangsthor zum Amur-Lande, das seit den Freibeuterzügen des XVII. Jahrhunderts für ein unerschöpfliches Pelzwerks-Eldorado galt, besonders rege Thätigkeit und Rührigkeit der Russen zu Hülfe. Zu den obigen[1], auf diesen Punkt bezüglichen Mittheilungen über das stetige Vordringen russischer Pelzhändler, Jäger, Kosaken und anderer Leute den Amur abwärts in das **Orotschonen**-Gebiet und durch dieses hindurch auch zu den **Manägirn** ist hinzuzufügen, dass es im ersteren, ausser manchen unregelmässig, je nach Umständen hie und da entstehenden und nach kurzer Zeit wieder verschwindenden Handelspunkten, an der Mündung des Flüsschens Ajan in den Oldoi auch einen Ort giebt, wo sich alljährlich im December russische Kosaken und Handelsleute versammeln, um den **Orotschonen** ihre Pelzwaaren abzunehmen[2]). In solchen Handelsverbindungen mit den Russen stehen jedoch nur die am Amur und nordwärts von demselben wohnenden **Orotschonen**. Diejenigen des grossen Chingan-Gebirges hingegen, das mit seiner Ostabdachung dem Nonni zugekehrt ist, setzen ihre Pelzwaaren bei den dortigen Chinesen und **Dauren** ab, welche letzteren sie oft sogar auf ihren Jagdzügen begleiten, um sich der eventuellen Ausbeuten sogleich zu bemächtigen.

Viel weniger und seltener als die **Orotschonen** besuchen unternehmende russische Pelzhändler oder Jäger die von ihnen entfernter wohnenden **Manägirn** und **Biraren**[3]). Dafür tritt aber an diese von Norden, aus dem Lena- Gebiet oder auch vom Udj her ein anderes Element, die **Jakuten**, heran, — gewandte, im Umgange mit den **Tungusen** erfahrene und geriebene Händler, die sich bald an einem Ort unter ihnen niederlassen, bald in ihrem Gefolge umherstreifen und vermittelst ihrer Waaren das von jenen erbeutete Pelzwerk an sich bringen. Zahlreiche, durch **Middendorff** aus dem Dseja-, wie aus dem Bureja-Gebiet erkundete Vorgänge der Art sind bereits oben angeführt worden[1]). Mit den Bedürfnissen, wie mit den Schwächen der Jagdnomaden genau bekannt, verstehen sie dieselben mit allem Nöthigen und Begehrlichen zu versorgen, zugleich aber auch sie auszubeuten und nicht selten durch gelegentlich gemachte Vorschüsse zu ihren bleibenden, beständig zum Zahlen sich verpflichtet fühlenden Schuldnern zu machen[2]). Von ihnen erhalten die **Manägirn** und **Biraren** unter anderen russisch-sibirischen Waaren auch jene hochgeschätzten kleinkalibrigen Büchsen, die ihren Weg auch zu den **Samagirn** im unteren Amur-Lande, wenn auch erst in wenigen Exemplaren, gefunden haben, und mit denen die langen und schweren chinesischen Luntengewehre nicht concurriren können.

---

[1]) S. oben, p. 80.

[2]) Маакъ, Путеш. на Амуръ, стр. 216.

[3]) Ueber derartige Besuche s. oben, p. 81.

Fliesst auch ein Theil des von den **Manägirn** und **Biraren** im Dseja- und Bureja-Gebiet erbeuteten Pelzwerks dank den **Jakuten** nach Norden, ins Lena-Gebiet ab, so bleibt doch ihr Haupthandel naturgemäss südwärts, dem Amur-Strom zugewandt, wohin ein grosser Theil derselben im Sommer auch schon des Fischfangs wegen sich begiebt, und wo sie Gelegenheit finden, in den Feld-, Gemüse-, Tabaksbau u. drgl. betreibenden Dörfern der Mandshu, Chinesen und **Dauren**, so wie besonders in der Stadt Aigun alle ihnen erforderlichen Kleidungs-, Nahrungs- und Genussmittel mehr oder weniger aus erster Hand und zu weit billigeren Preisen als von den sie in ihren Wohnsitzen besuchenden Kaufleuten zu erhandeln. Dass andererseits auch die mandshu-chinesische Regierung bedacht ist, von den in Aigun zum Handel Sicheinfindenden einen ähnlichen Tribut an Pelzwerk zu erheben, wie es den Eingeborenen des unteren Amur-Landes gegenüber in Ssan-ssin geschieht und ehemals auch zu Deren geschah, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Und dasselbe findet auch in Tsitsikar den «Butchani», d. h. tributspflichtigen **Solonen, Dauren, Orotschonen** u. a. Eingeborenen des Landes gegenüber statt. Dem Berichte **Palladij's** zufolge wird dort alljährlich im Juni—Juli der «Tschulchanj» oder grosse Jahrmarkt abgehalten, zu welchem viel Volk aus den genannten Stämmen sich versammelt und in Zelten rings um die Stadt lagert; allein erst nachdem Alle den schuldigen Tribut in Zobelfellen abgetragen und dagegen einige Geschenke an Cerealien, Geld und anderen Sachen erhalten haben, wird der Jahrmarkt eröffnet und beginnt der Handel mit Pelzwerk, Vieh und drgl., wobei die chinesischen Kaufleute die Hauptrolle spielen[3]).

Im oberen Amur-Lande jedoch fällt die Hauptrolle im Handel mit den indigenen Stämmen keineswegs den Chinesen, sondern den **Dauren** zu. Sie haben den Handel mit den **Manägirn** am Komar-Fluss und den **Orotschonen** im Grossen Chingan-Gebirge in ihrer Hand, und sie sind es, die theils mit eigenen, theils mit chinesischen Produkten längs der Dseja und Bureja und ihren Nebenflüssen bis zu den Abdachungen und in die Thäler des Stanowoi-Gebirges hinauf ziehen, um mit den **Manägirn, Biraren** und sonstigen **Tungusen**-Stämmen Handel zu treiben, wobei sie erfolgreich mit den von Norden dorthin kommenden **Jakuten** concurriren[4]).

---

[1]) S. oben, p. [illegible]; desgl. **Schmidt**, Histor. Ber. etc. (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reiches, Bd. XXV, p. [illegible]).

[2]) **Schmidt**, l. c., p. 132.

[3]) Архимандритъ **Палладій**, *Дорожн.* замѣтки на пути отъ Пекина до Благовѣщ. черезъ Манчжурію (Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ., по общ. Геогр., Т. IV, 1871, стр. 429). Die Gesammtzahl der bei dieser Gelegenheit als Tribut eingezahlten Zobelfelle giebt **Palladij** auf 5000 Stück an.

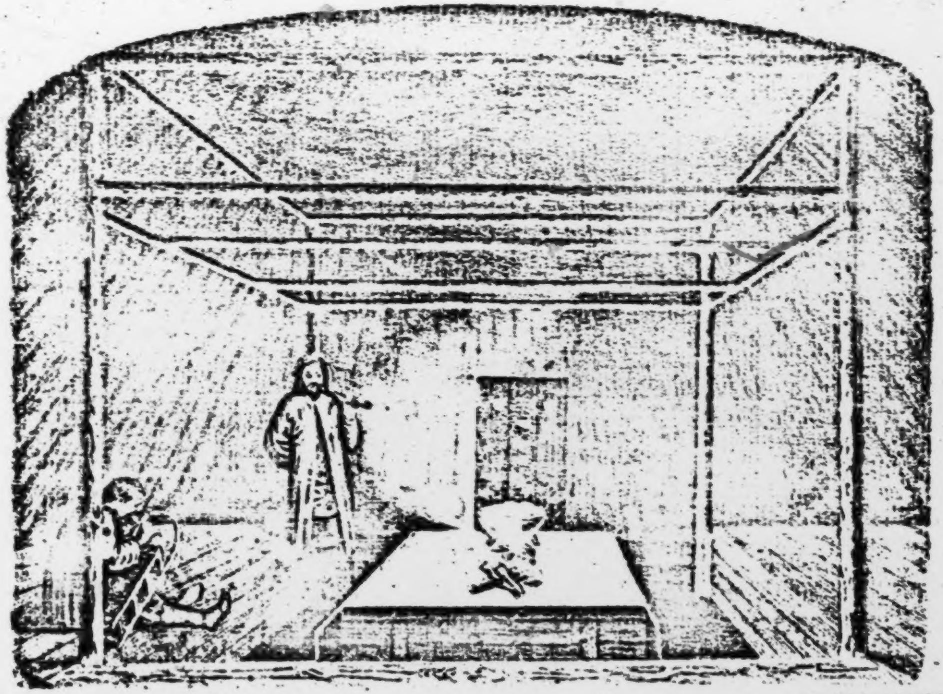
[4]) S. oben, p. 30 u. 32.

Ja, wie oben[1]) erwähnt, gelangen sie zuweilen von den Quellen der Bureja oder des Ssilimdshi über das Jam-alin-Gebirge sogar nach dem am Tugur gelegenen, von Negda und Giljaken besuchten Handelsplatz Burukan. An den Dauren hätte man also ausnahmsweise ein Volk von tungusischem Stamme, das eine besondere Vorliebe und Befähigung zum Handel besitzt. Indessen ist nicht zu vergessen, dass sie in Folge ihrer Versetzung vom oberen Amur an den Nonni eine starke Vermischung mit Mongolen und Chinesen erfahren und durch das Zusammenleben mit den letzteren Vieles von dem Wesen und den Eigenschaften derselben und darunter wohl auch ihre Betriebsamkeit und Gewandtheit im Handel sich angeeignet haben. Zudem trägt zu ihren Handelserfolgen im oberen Amur-Lande auch die ihnen, wie es scheint, in höherem Maasse als den Chinesen zugewandte Gunst der dortigen Mandshu-Beamten bei, indem ihnen von letzteren das Recht des Tributeinsammelns unter den Manägirn und Biraren ertheilt wird, wenn auch vermuthlich nur gegen eine entsprechende Caution und hohe Zahlung, für welche sie sich jedoch durch den Handel hinreichend schadlos zu halten wissen. Fasst man ihre gesammte, oben kurz angedeutete Handelsthätigkeit ins Auge, so lassen sie sich einerseits mit den im unteren Amur-Lande handeltreibenden Chinesen, andererseits und in noch zutreffenderer Weise mit den Giljaken in Parallele stellen. Denn gleich diesen tragen sie eigene und noch mehr chinesische Waaren und Produkte weithin zu den angrenzenden Stämmen und nutzen durch Handel die Jagdausbeuten derselben zu ihrem eigenen Vortheil aus. Jedenfalls sind diese beiden Völker, die Dauren und die Giljaken, bezüglich des Handels die hervorragendsten und prägnantesten Charaktergestalten des Amur-Landes, — jene des oberen und diese des unteren Theiles desselben. Bemerkenswerth ist aber, dass diese beiden Völker, mit Ausnahme jenes einen, ausserhalb des Amur-Landes gelegenen Punktes am Tugur, nirgends in direkte Berührung mit einander kommen, — eine Folge der oben besprochenen, durch geographische und politische Verhältnisse bedingten gegenseitigen Abgeschiedenheit, in welcher das obere und das untere Amur-Land in Beziehung auf den Handelsverkehr ihrer Völker sich befinden, und die wesentlich zur Gestaltung und Erhaltung eigenartiger ethnographischer Verhältnisse in denselben beigetragen hat.

---

1) S. 174.

X



Nach einer Skizze von W. Poliwanof.

Lith. Ed. Lurick S.P.B.

Das Innere einer giljakischen Winterjurte auf Sachalin

[P. 630, A]

2: Schrenck

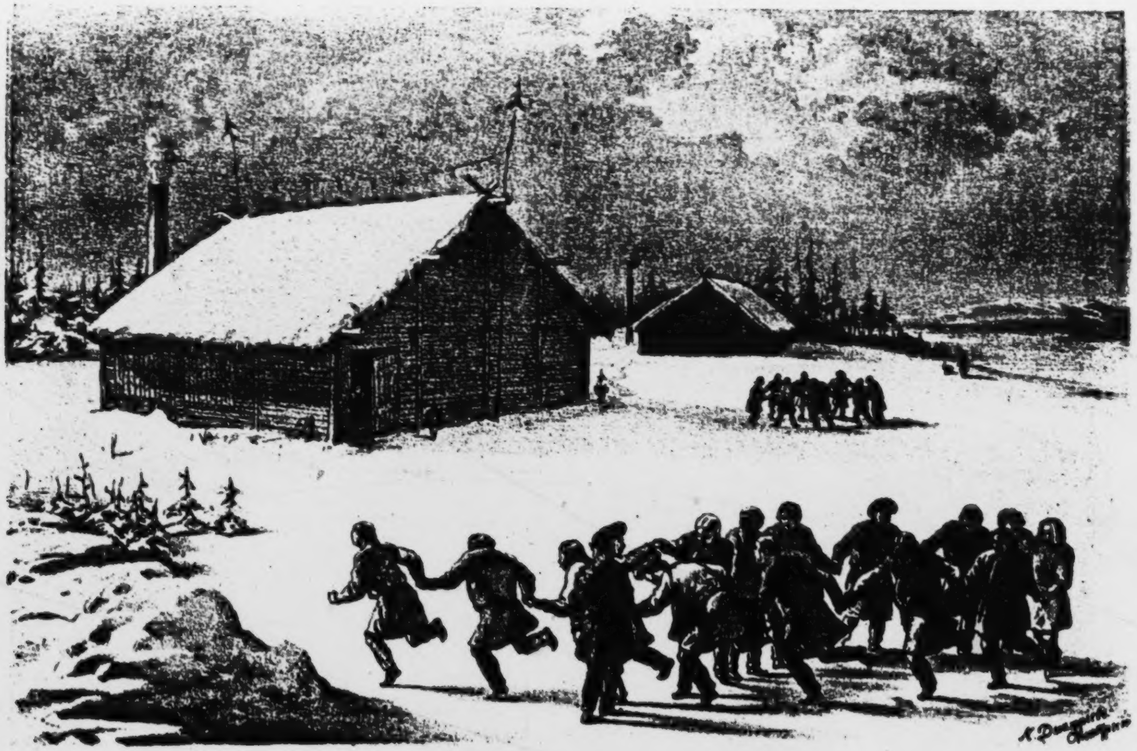
RX2 Gilyak

2: Schrenck

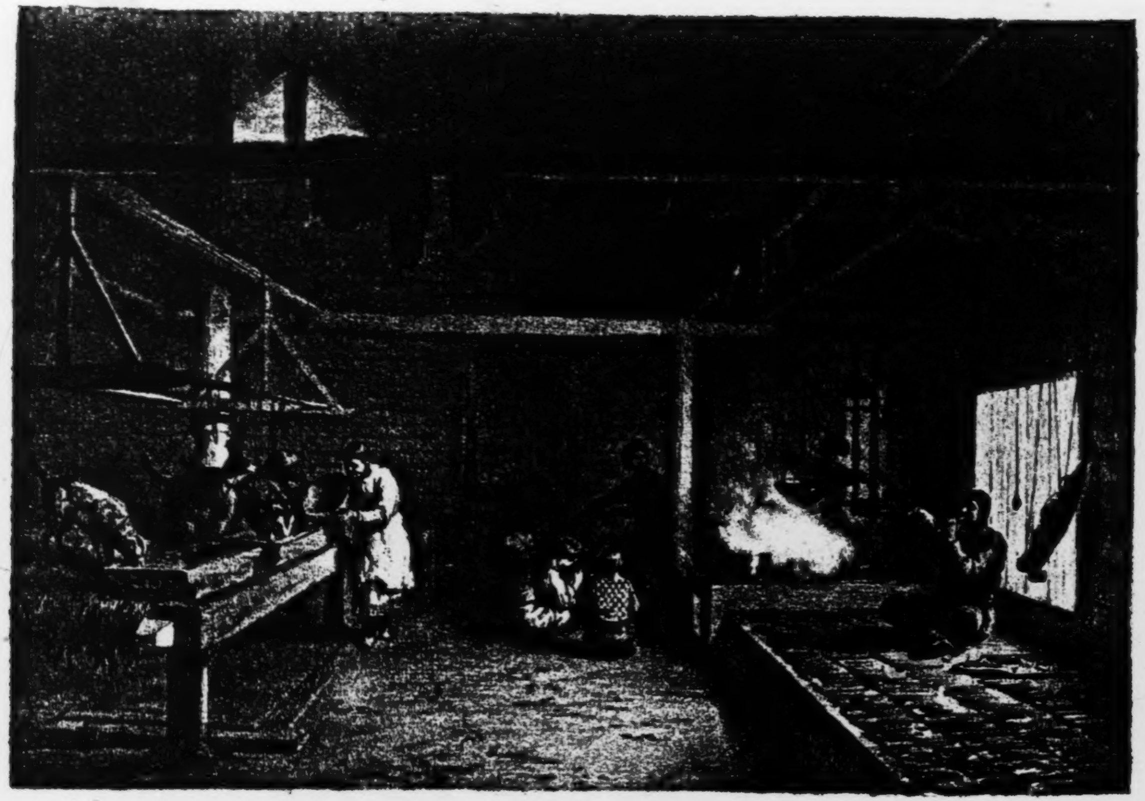
[P. 630, B]

RX2 Gilyak

XI



Giljakische Winterhäuser, zum Bärenfest ausgeschmückt. Belustigungen vor denselben.



Das Innere eines giljakischen Winterhauses. Fütterung der Hunde in demselben.

2: Schrenck

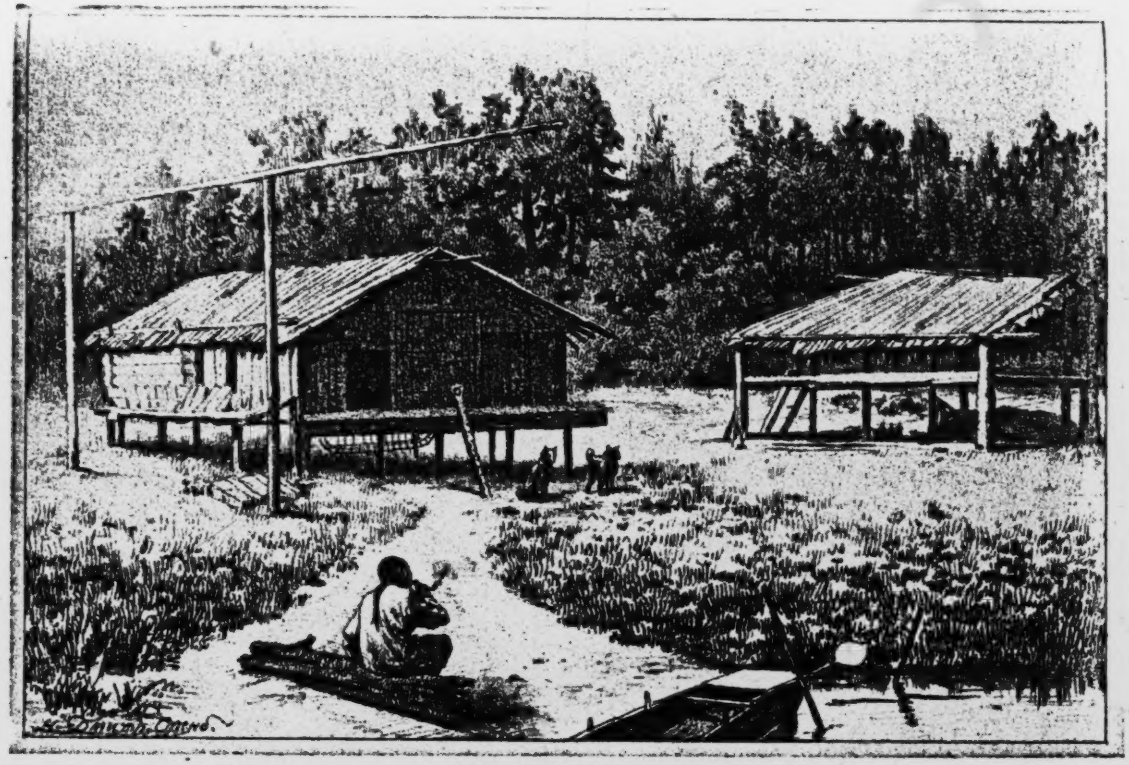
[P. 630, C]

RX2 Gilyak

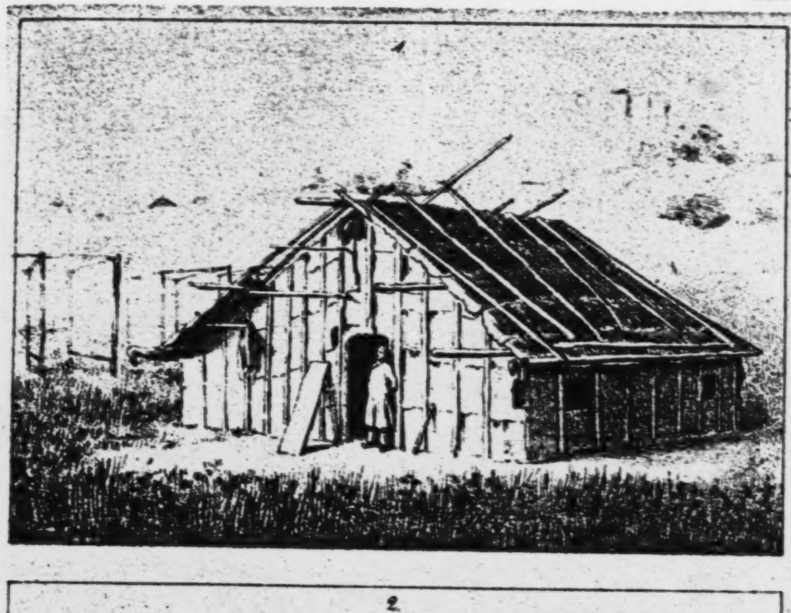
2: Schrenck

[P.630, D]

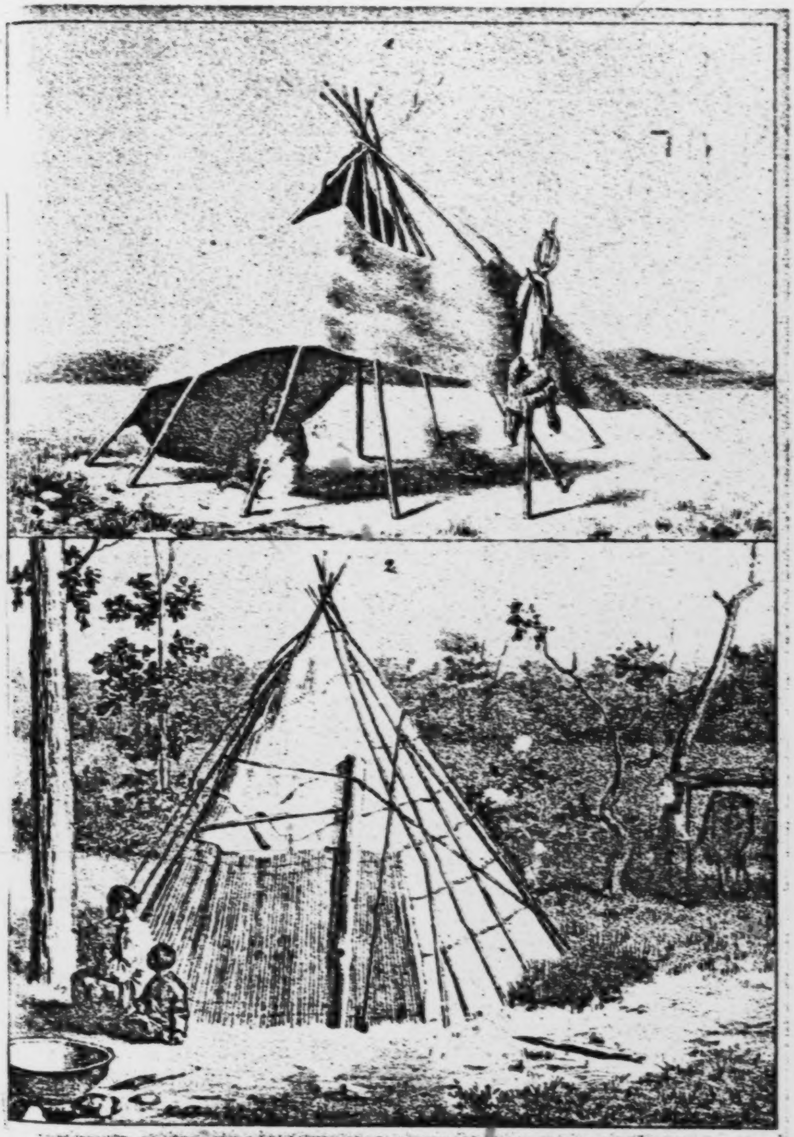
RX2 Gilyak



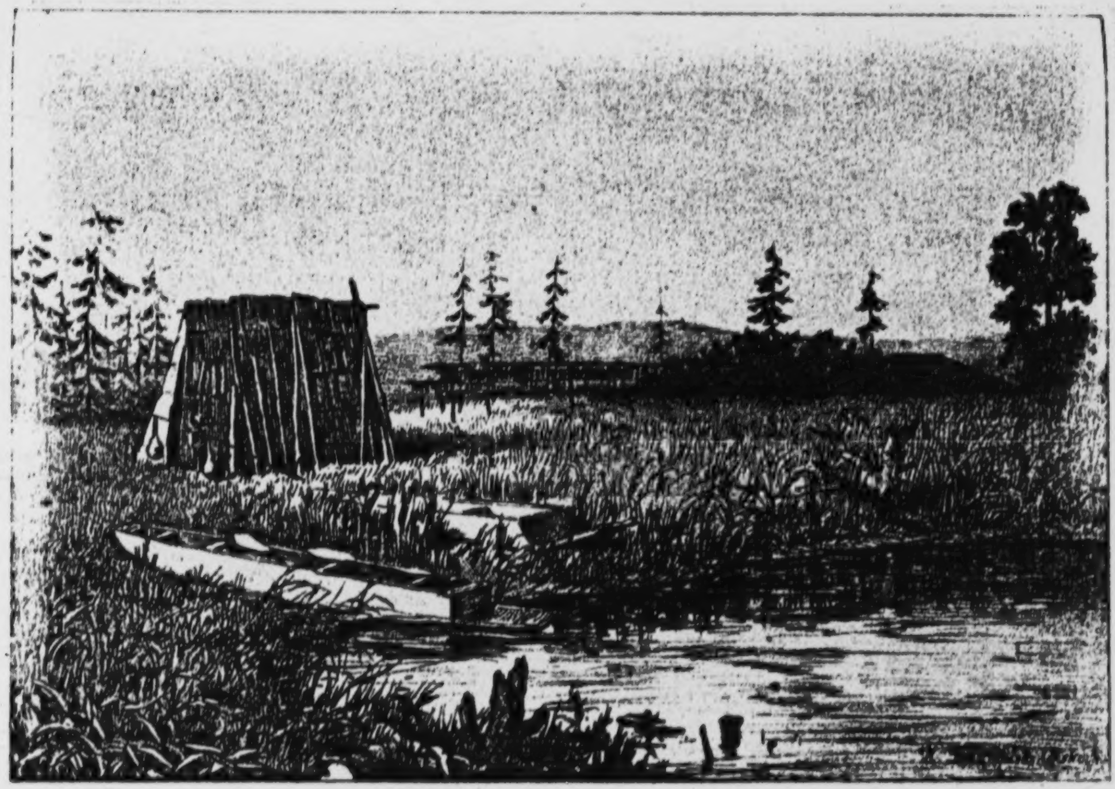
Giljakische Sommerjurte.



1. Oltscha-Sommerjurte; 2. Golde-Sommerzelt.



1. Manegir-Zelt, 2. Sommerzelt der Sungari-Golde.

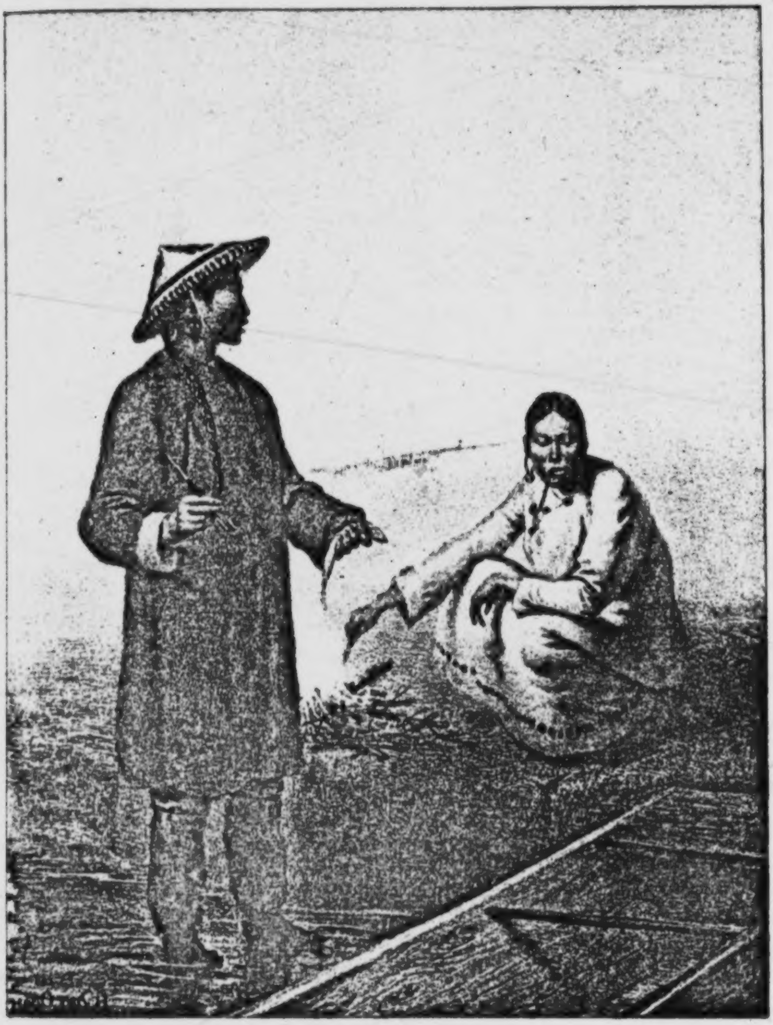


Sommerzelt der Orotschen im Kaiserhafen

Z: Schrenck
[P 630, G]
RX2 Gilyak

[P.630, H]

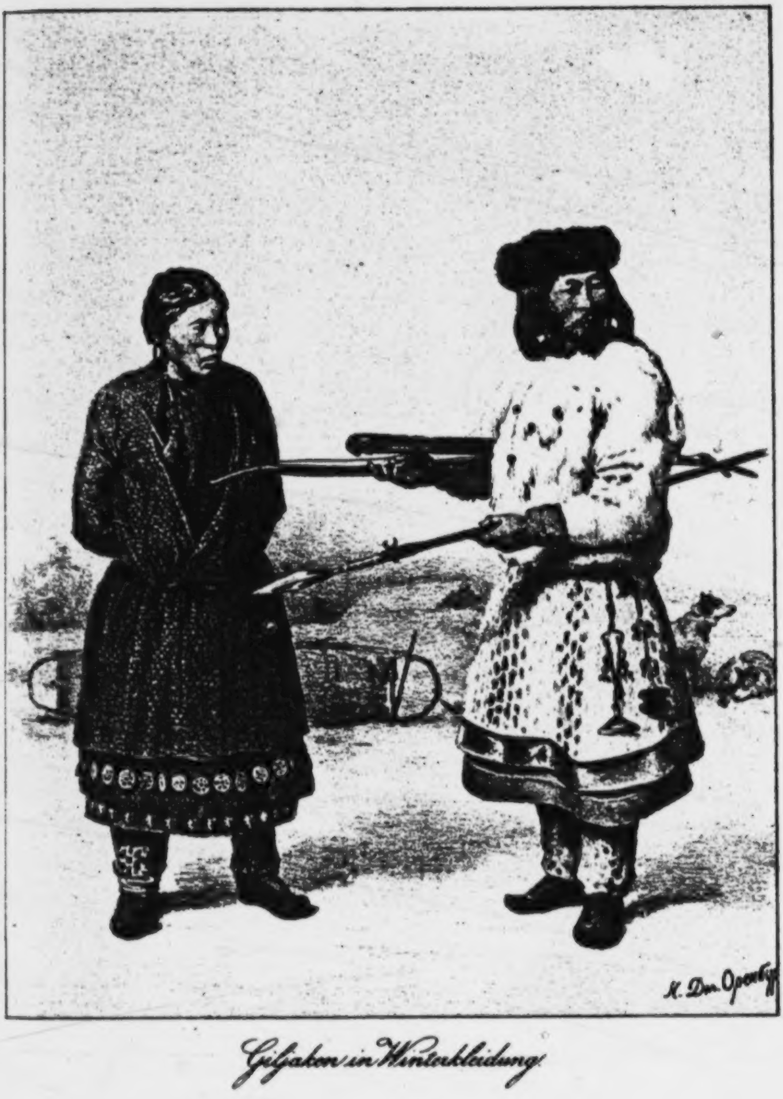
XVII



Giljaken in Sommerkleidung.

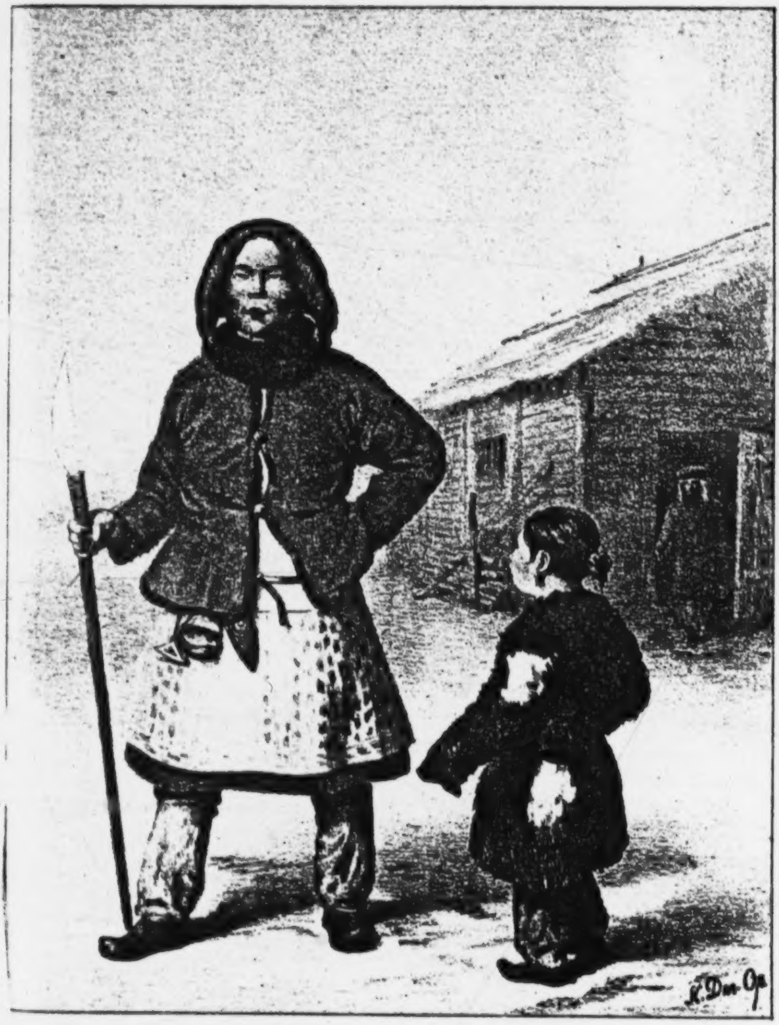
[P.630, I]

XVIII



Giljaken in Winterkleidung

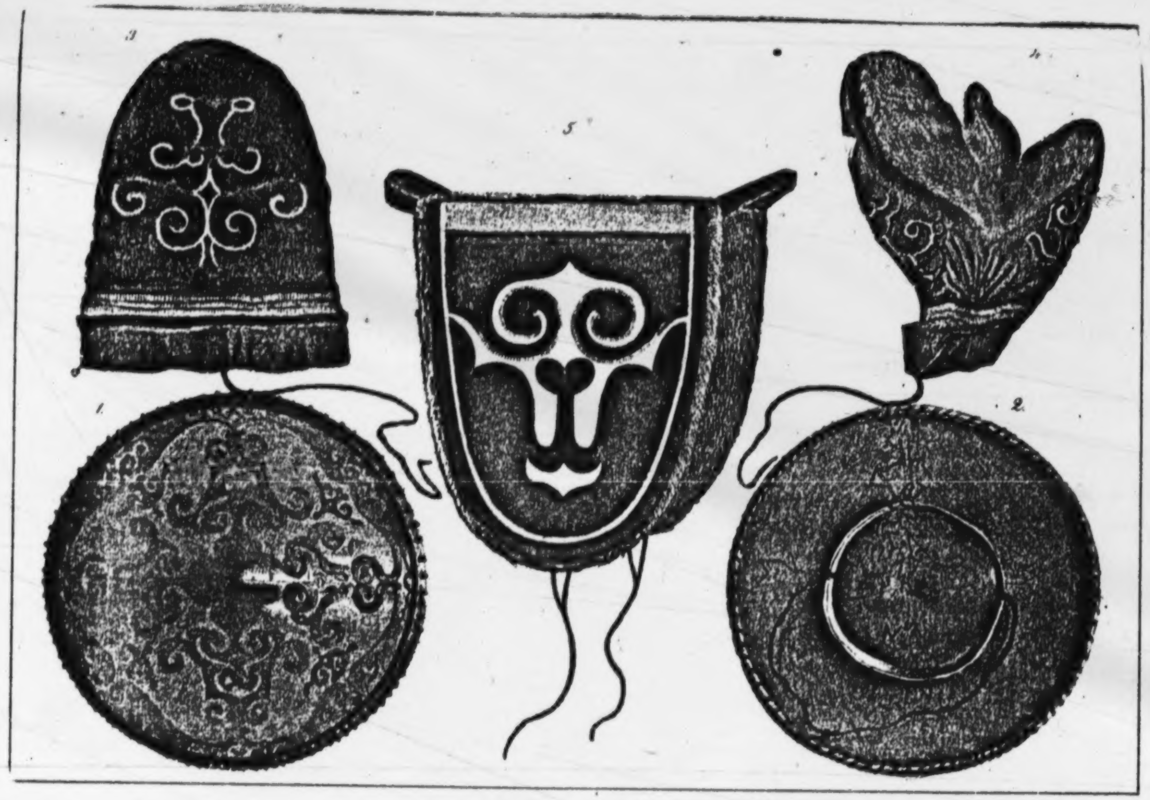
[P. 630, J]



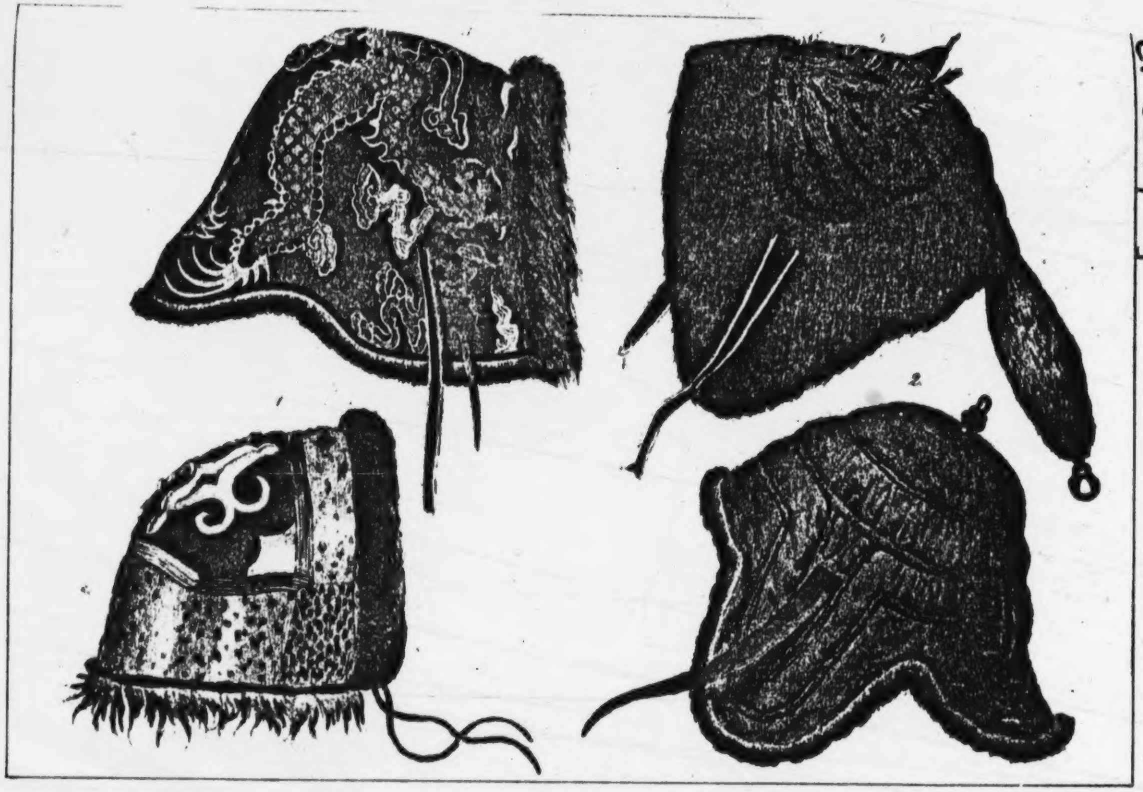
Giljaken in Winterkleidung

Z: Schrenck
[P. 630, K]

RX2 Gilyak



Giljakische Kleidungsstücke: 1, 2. Sommerhut aus Birkenrinde; 3, 4. Fausthandschuhe; 5. Ohrenwärmer.

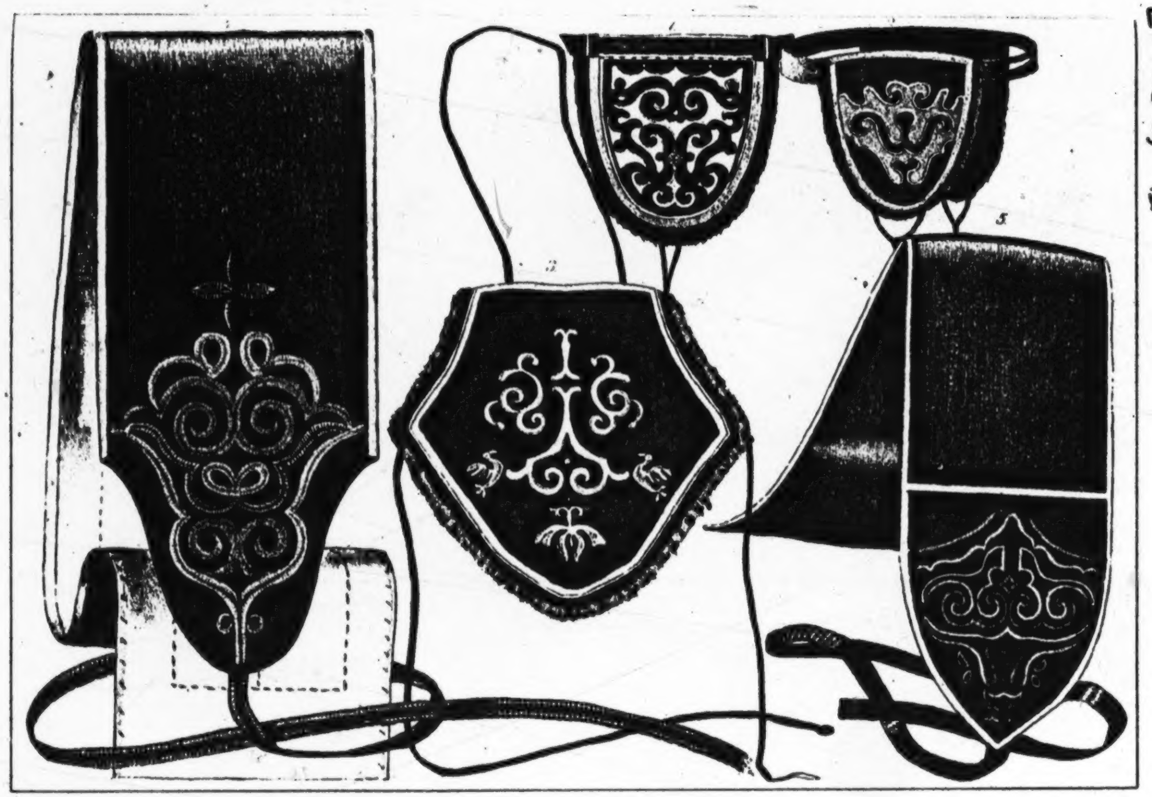


Giljakische Wintermützen 1. Männermütze, 2. gewöhnliche Weibermütze, 3. elegante Weibermütze aus chinesischem Seidenzeug, 4. desgl. aus Luchsfell mit Zobelverbrämung.

2: Schrenck
[P. 630, L.]
RX2 Gilyak

2: Schrenck
[P. 630, M]

RX2 Gilyak



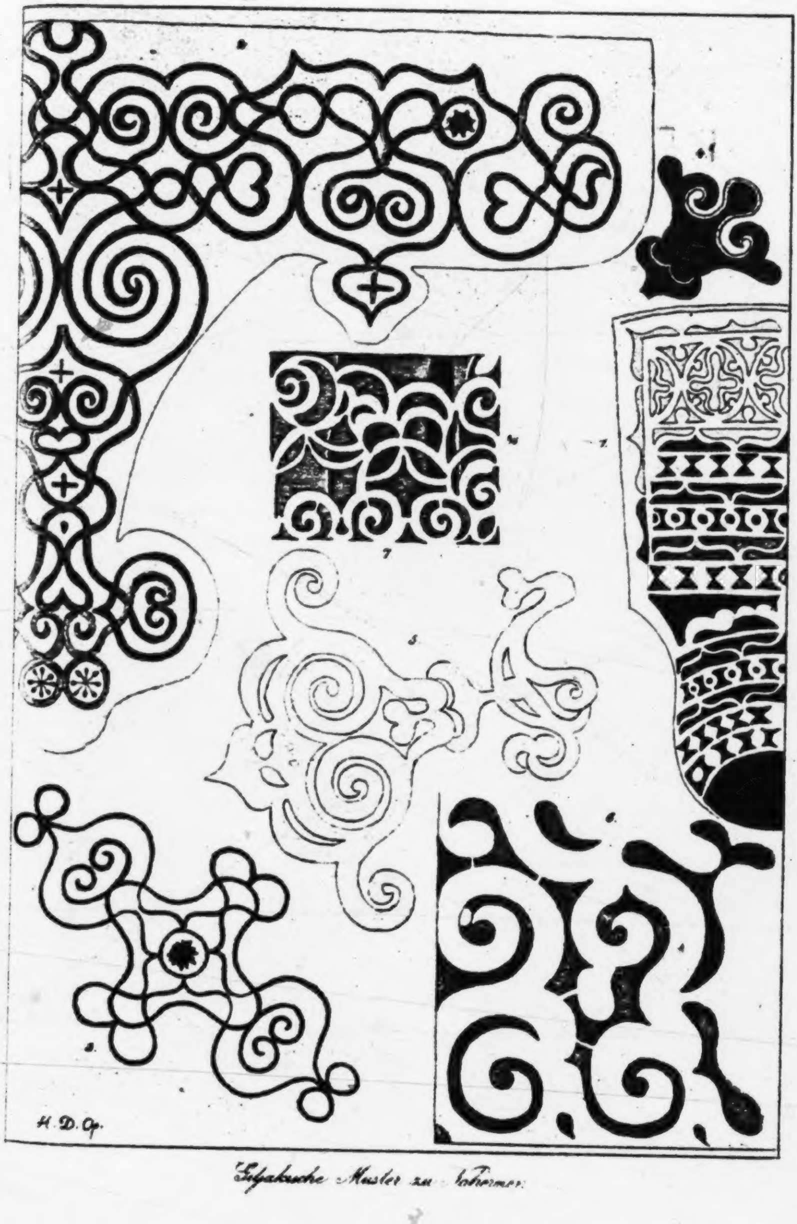
Giljakische Kleidungsstücke 1,2 Ohrenwärmer, 3. Brustwärmer, 4.5. Pelzärmelbinden?

2: Schrenck

[P. 630, N]

RX2 Gilyak

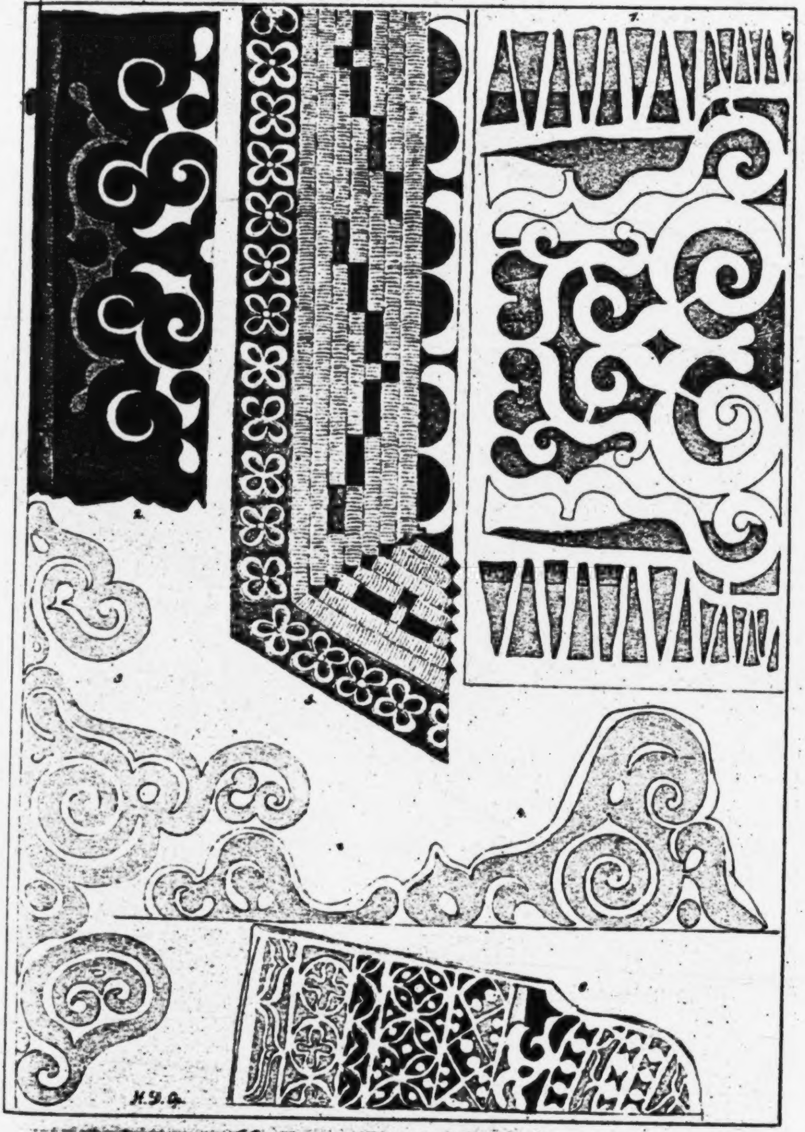
XXIII.



1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
H. D. Gr.

Giljakische Muster zu Schürzen.

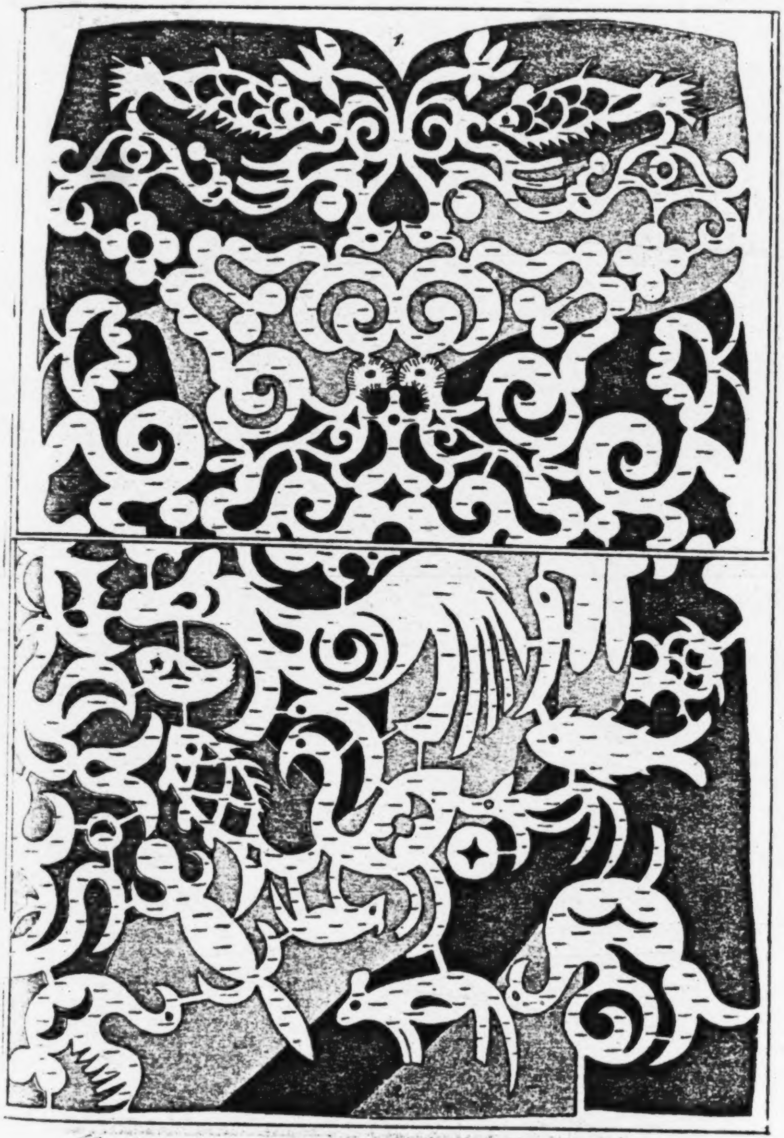
[P. 630, 0]



Giljakische Muster zur Nähereien

[P. 630, P]

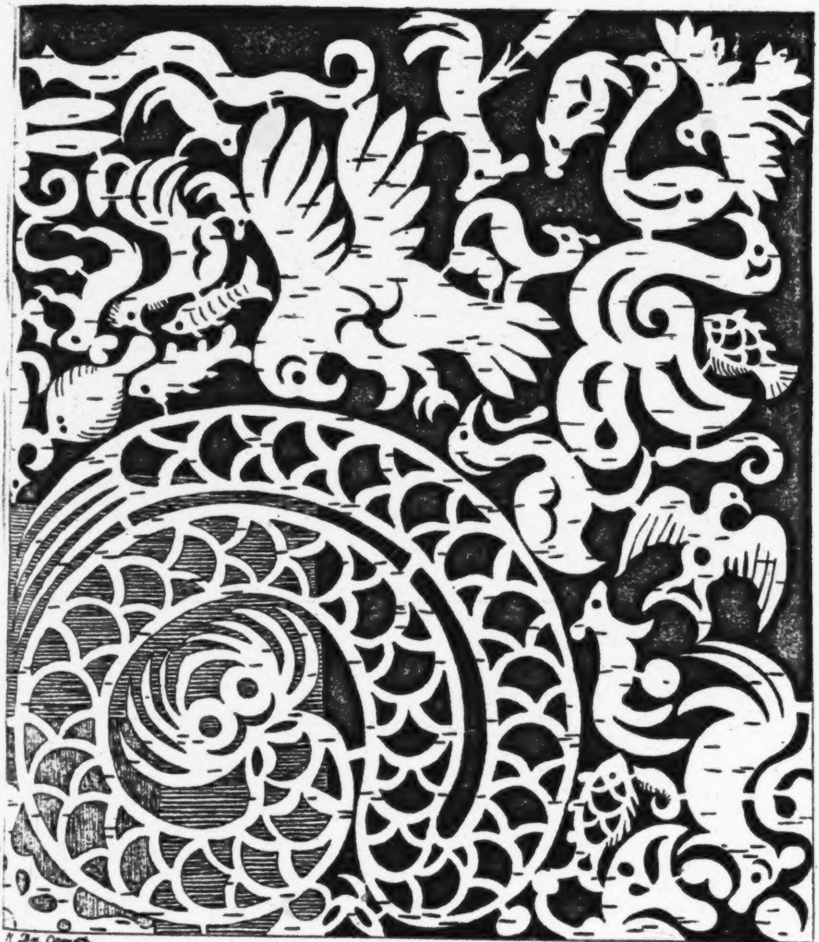
XIV.



Giljakische Muster mit Thierfiguren und Arabesken aus Birkenrinde.

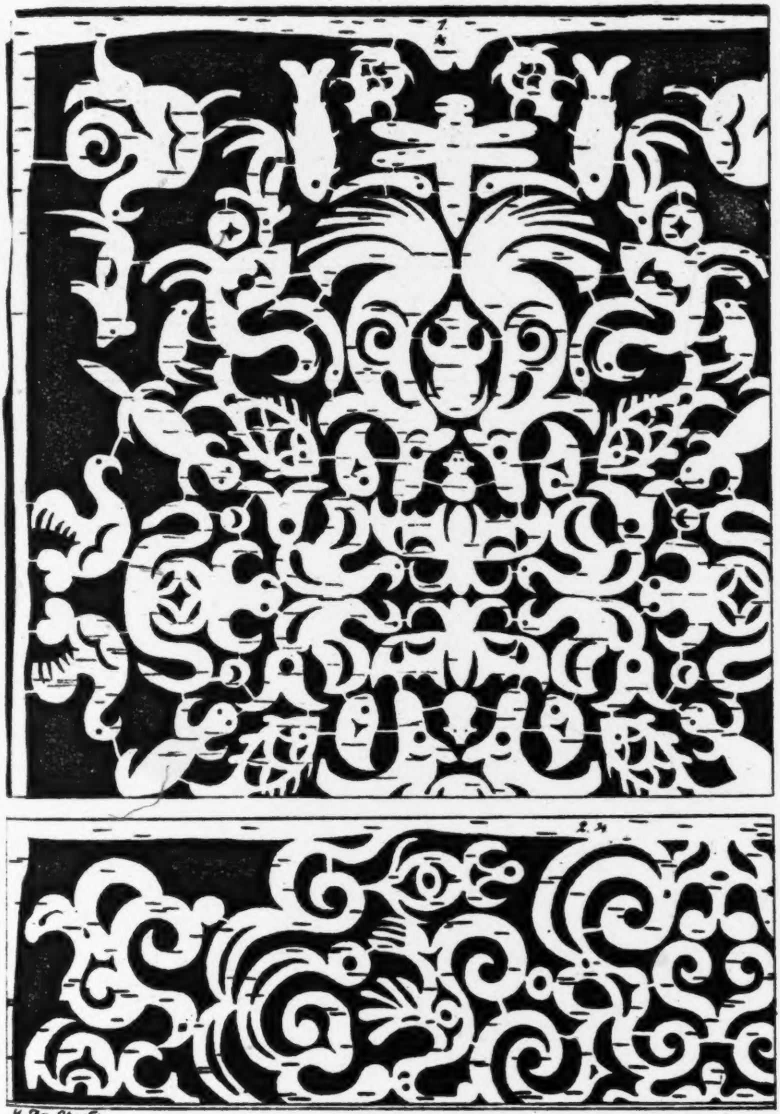
[P. 630, Q]

XXVI.



Giljakisches Muster mit Thierfiguren u. Arabesken aus Birkenrinde

[P.630, R]



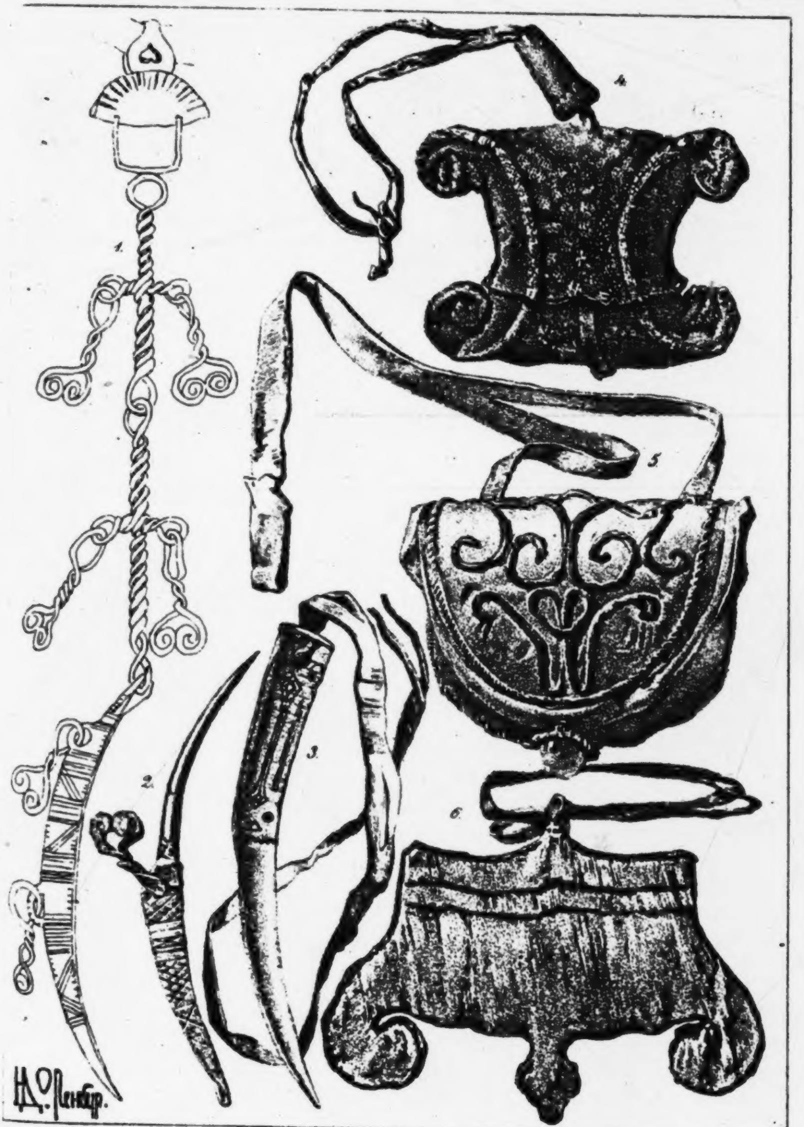
Giljakische Muster mit Thierfiguren u. Arabesken aus Birkenrinde

2: Schrenck

RX2 Gilyak

[P. 630, 5]

XXVIII.

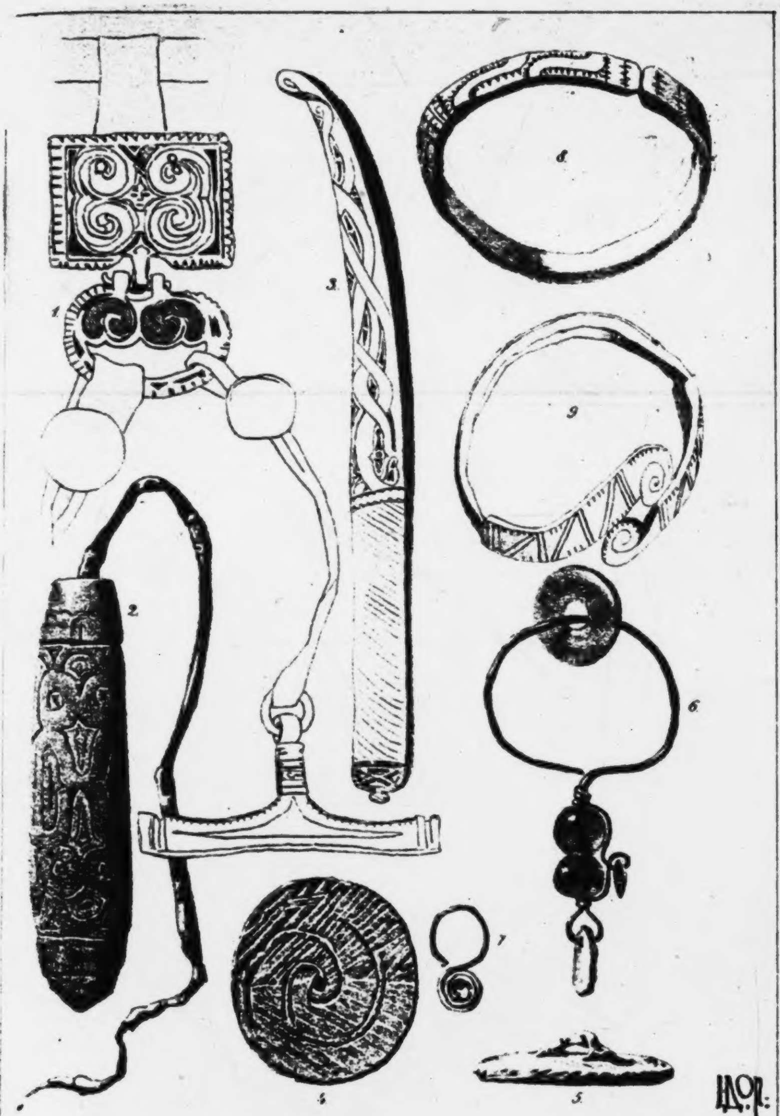


Giljakische Utensilien: 1.2. Pfeifenputzer aus Eisen, 3. dgl. aus Knochen, 4. Schwammdose aus Störhaut, 5. dgl. aus Seehundsleder, 6. Tabaksoeltäschchen.

2: Schrenck

[P. 630, T]

RX2 Gilyak



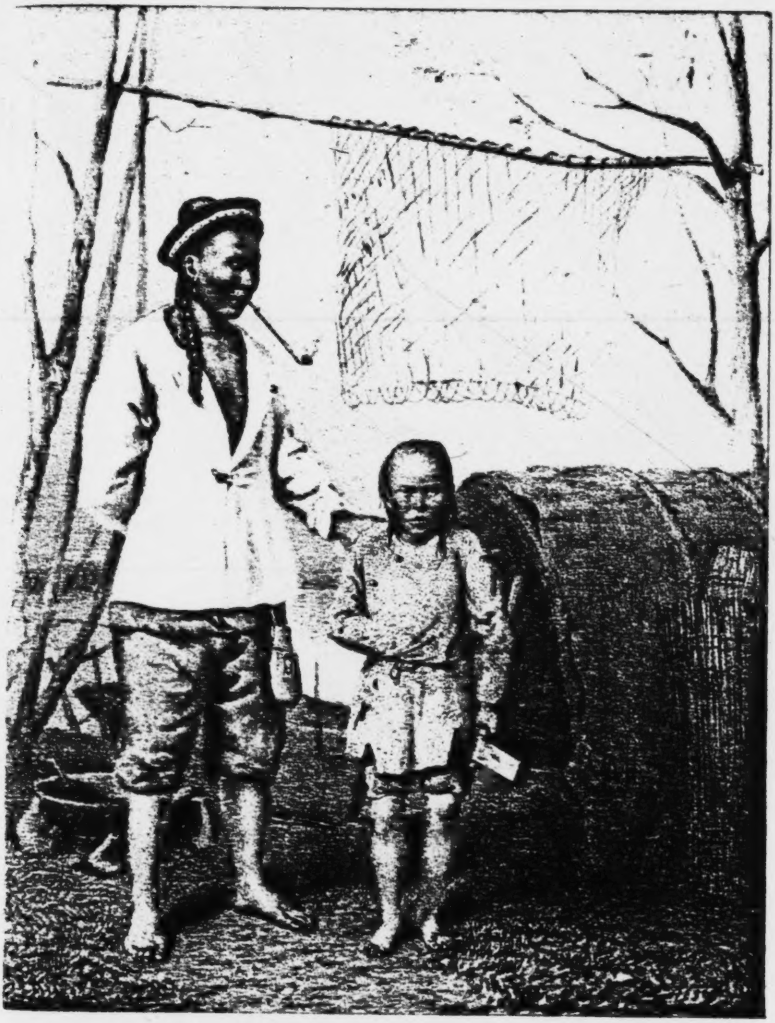
Giljakische Utensilien: 1. Feuerstahl, 2. Nadeldose, 3. Hölzchen zum Glätten von Zeug
4.5. Hemdsknopf, 6. Grosser Ohrring, 7. Kleiner Ohrring, 8.9. Armspangen

2: Schrenck

[P 630, U]

RX2 Gilyak

III.



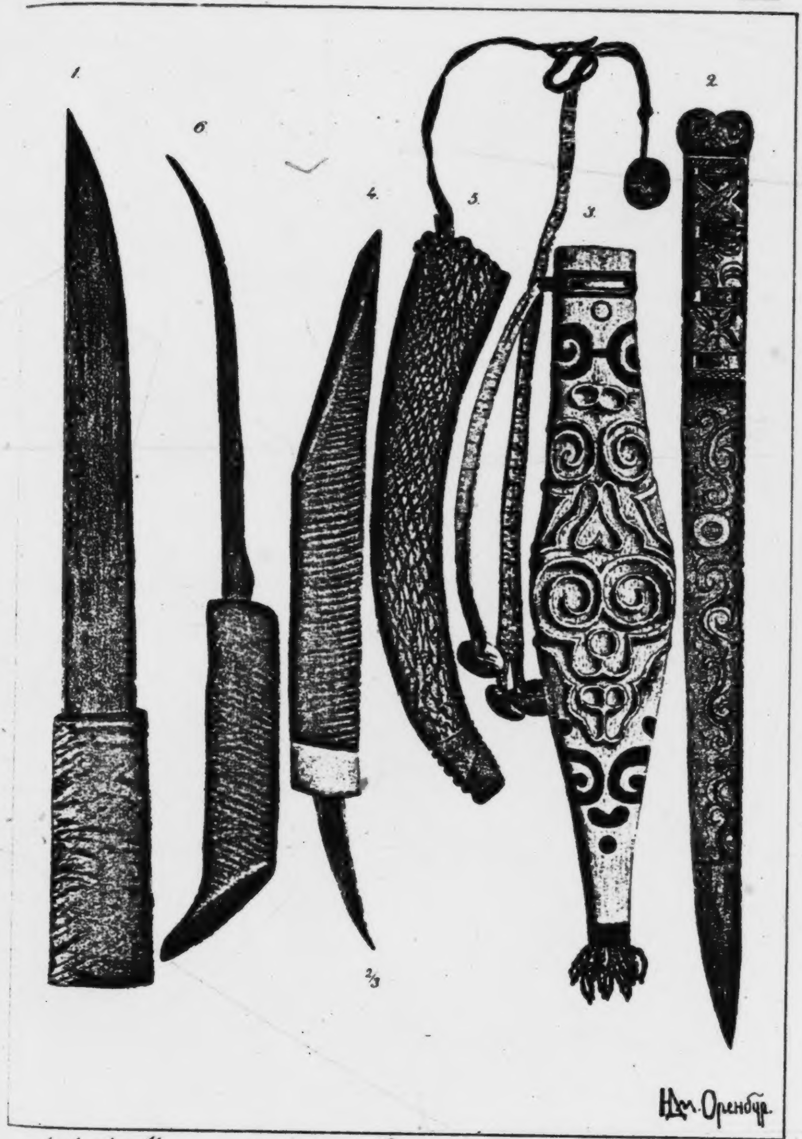
Golde in Sommerkleidung vor einem Birkenrindenzelt (hemeri).

2: Schrenck

RX2 Gilyak

[P. 630, V]

XXXI



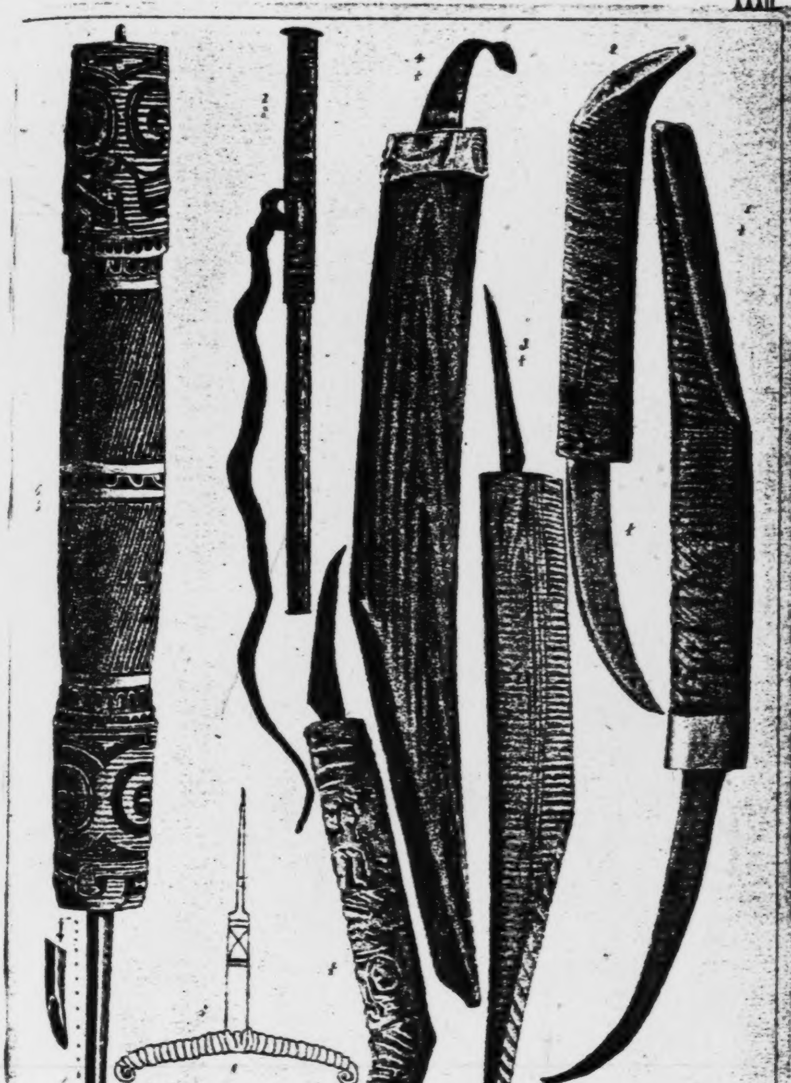
jakische Messer. 1 gewöhnliches grosses Gürtelmesser (ngavta dshakke), 2 Gürtelmesser von ngelegter Arbeit, 3 Scheide zu demselben, 4 Messer zum Schneiden von Holz etc (yi dsh, cheide zu demselben, 6 Messer zum Zerschneiden von Fisch (tscho mauva)

2: Schrenck

RX2 Gilyak

[P. 630, W]

XXIII



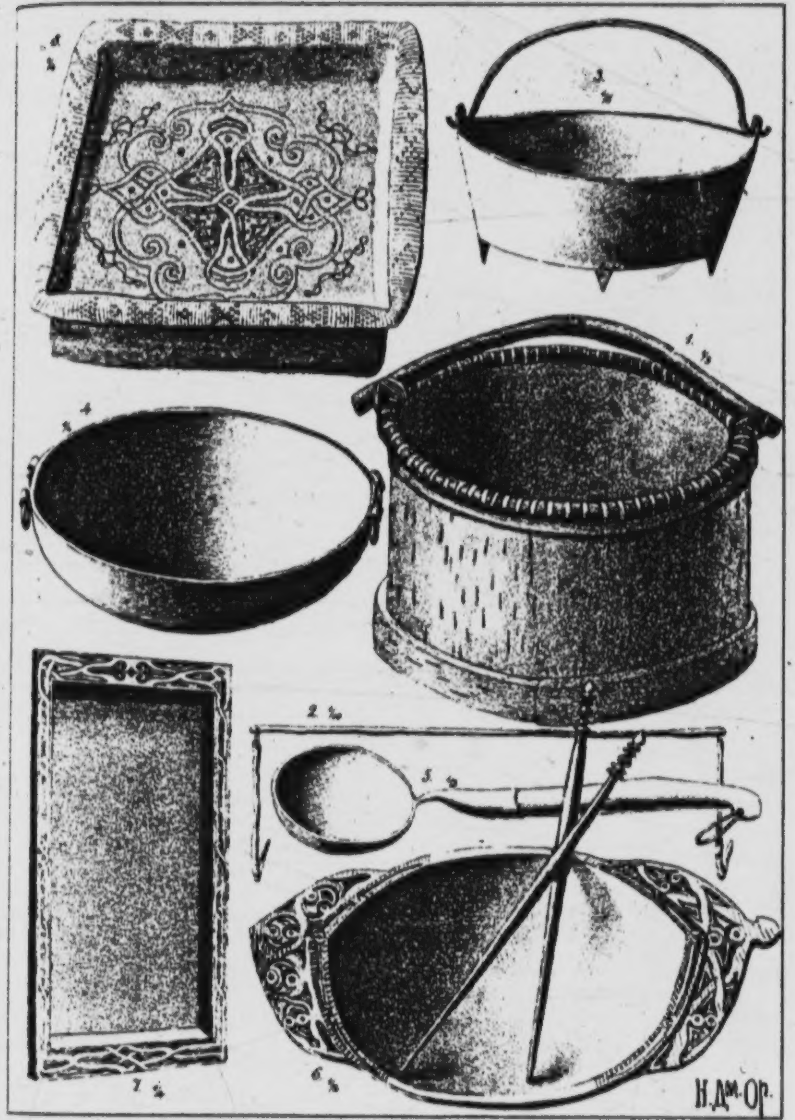
Giljakische Utensilien 1. Fischmesser. 2. Messer, Tan-dshakke 3. Messer zu fein. Holzarbeiten. 4. Messer z. Aushöhlen, 5. Nabelschnurmesser, 6. Grosser Bohrer, 7. Dazu gehörig Eisenstäbchen. 8. Kl. Bohre

2: Schrenck

RX2 Gilyak

[P. 630, X]

XXXIII.

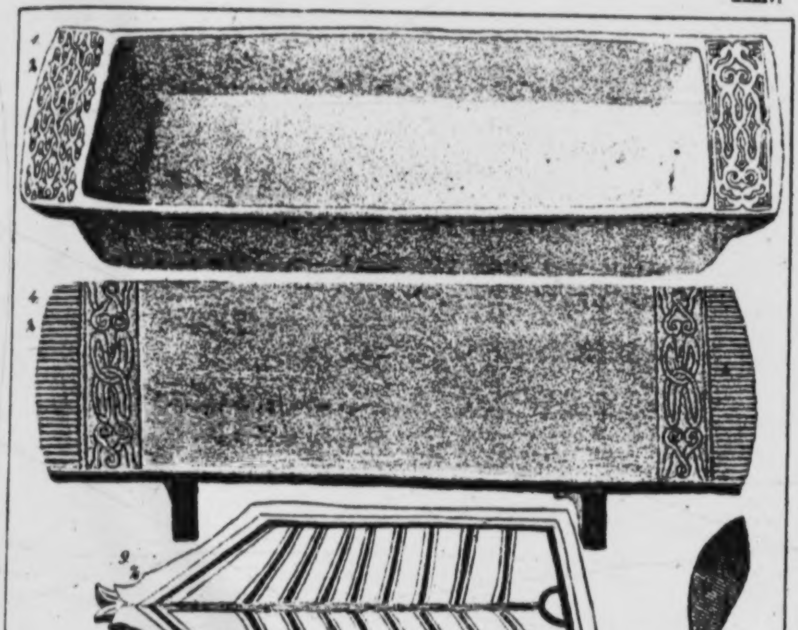


Giljakisches Hausgeräth 1. Eimer aus Birkenrinde, nebst 2. Schulterjoch, 3. Eiserner Kessel japanischer Arbeit; 4. dito, mandsh. Arb; 5. Eiserner Rühr- u. Schöpflöffel; 6. 7. Hölzerne Speiseschalen, nebst Gabelstäbchen; 8. Schale aus Birkenrinde zum Vorgeben von Speisen

2: Schrenck

RX2 Gilyak

[P. 630, Y]



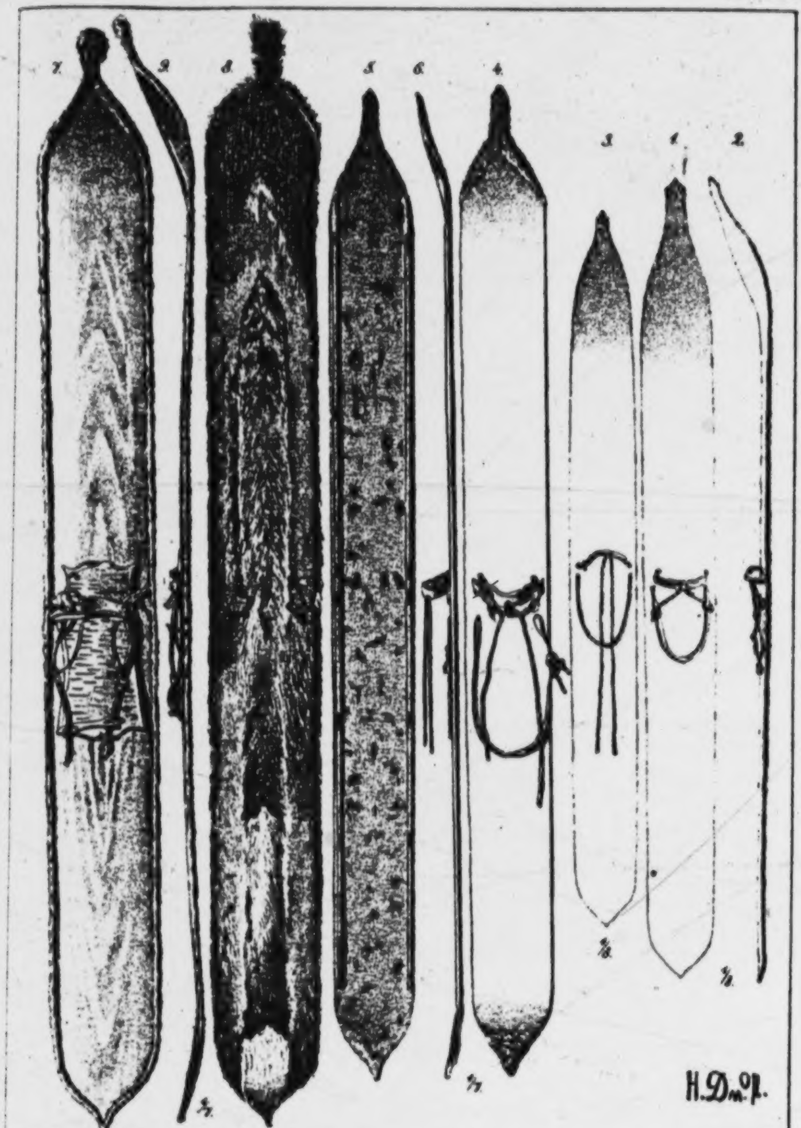
Giljakisches Hausgeräth: 1. Hölzerner Trog z. Vorgeben v. Speisen; 2. Grosse hölzerne Schale; 3. Dieselbe v. unten; 4. Handtischchen; 5-6 Hölzerne Rühr- u. Schöpflöffel; 7. Gewöhnlicher Esslöffel; 8. Brett zum Tabacksschneiden; 9. Brett unter die Wiege der Kinder zu legen.

2: Schrenck

[P. 630, Z:]

RX2 Gilyak

XXV.

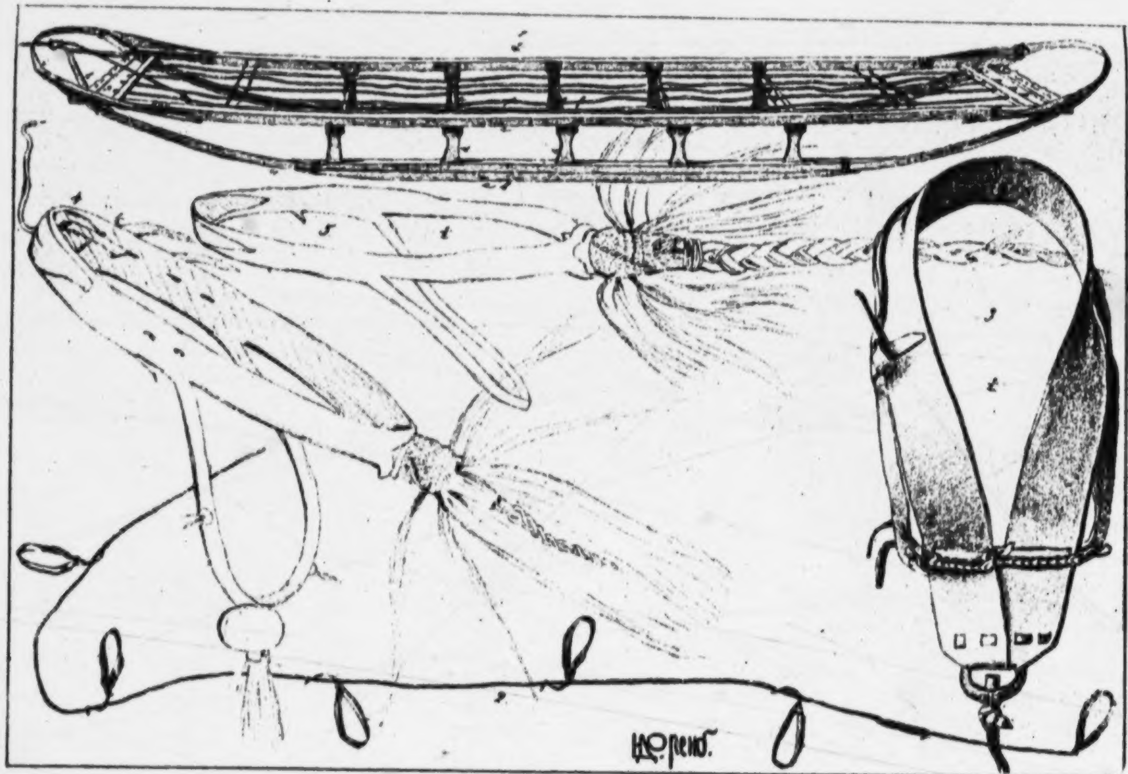

7.
9.
8.
5.
6.
4.
3.
1.
2.
1/7
1/7
1/8
1/8
H.Dm.ol.

Schneeschuhe 1.3. Giljakische, kleine, 4.6. Giljakische, grosse; 7.9. Goldische, grosse

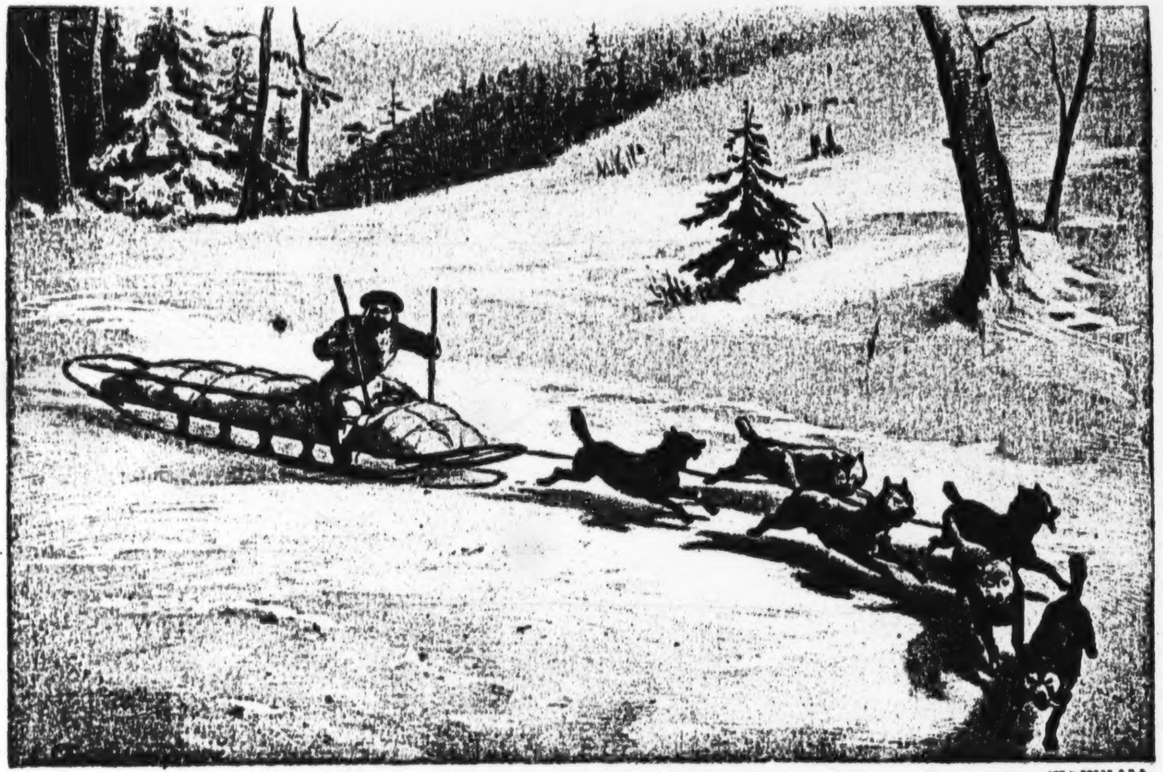
2: Schrenck

[P. 630, AA]

RX2 Gilyak



1 Giljakischer Schlitten, nebst 2.3. Hundegeschirr, 4.5. Elegante Hundehalsbänder.



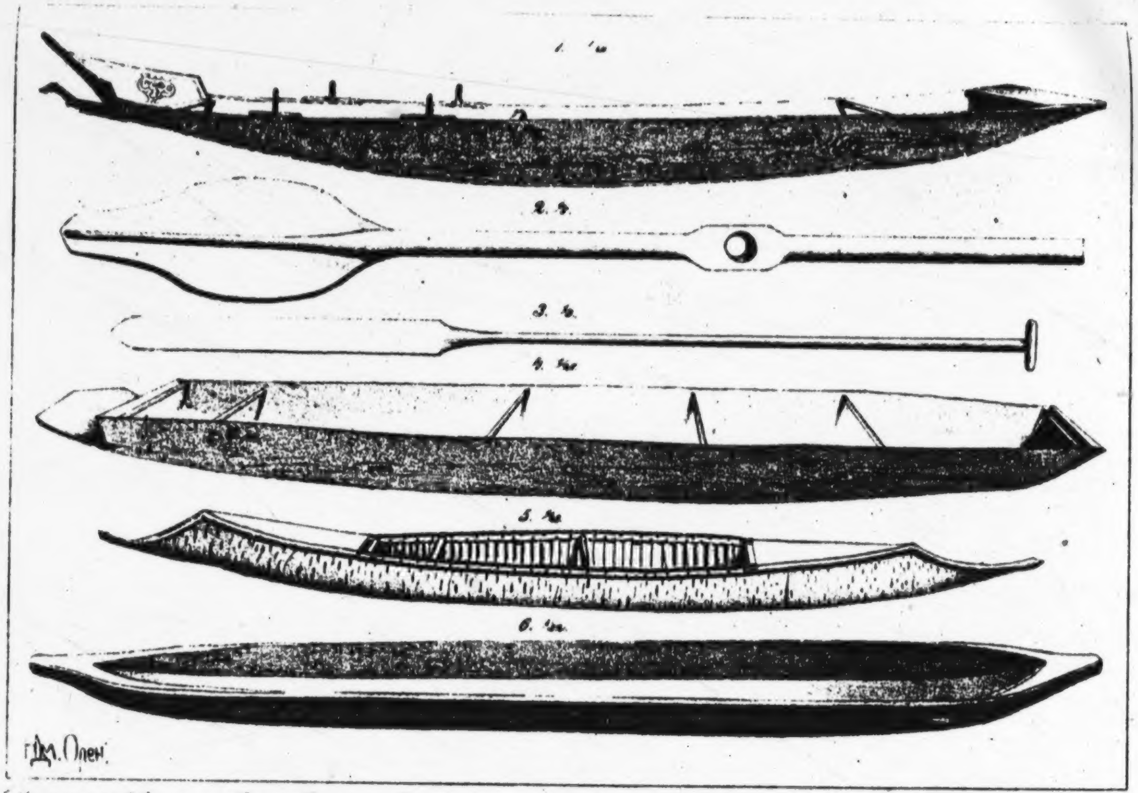
[illegible]

Schlittenfahrt der Giljaken.

2: Schrenck

[P.630, BB]

RX2 Gilyak



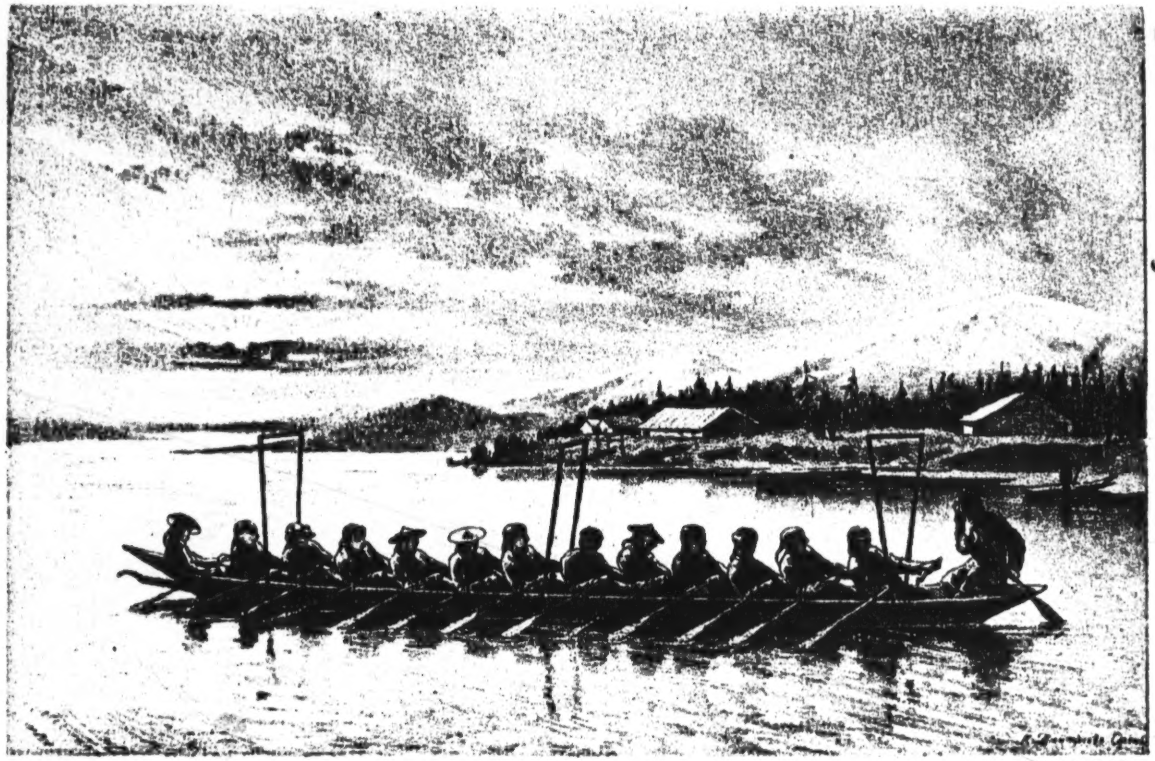
1 Gewöhnliches Giljakisches Boot 2 Ruder u. 3 Steuerruder dazu 4 Aus einem Baumstamm gemachtes Boot (Golde, Ortschaft) 5 Birkenrinden-Boot (Olcha Golde), 6 Biraren-Boot aus einem Baumstamm.

2: Schrenck

[P. 630, CC]

RX2 Gilyak

2: Schrenck
[P.630, DD]

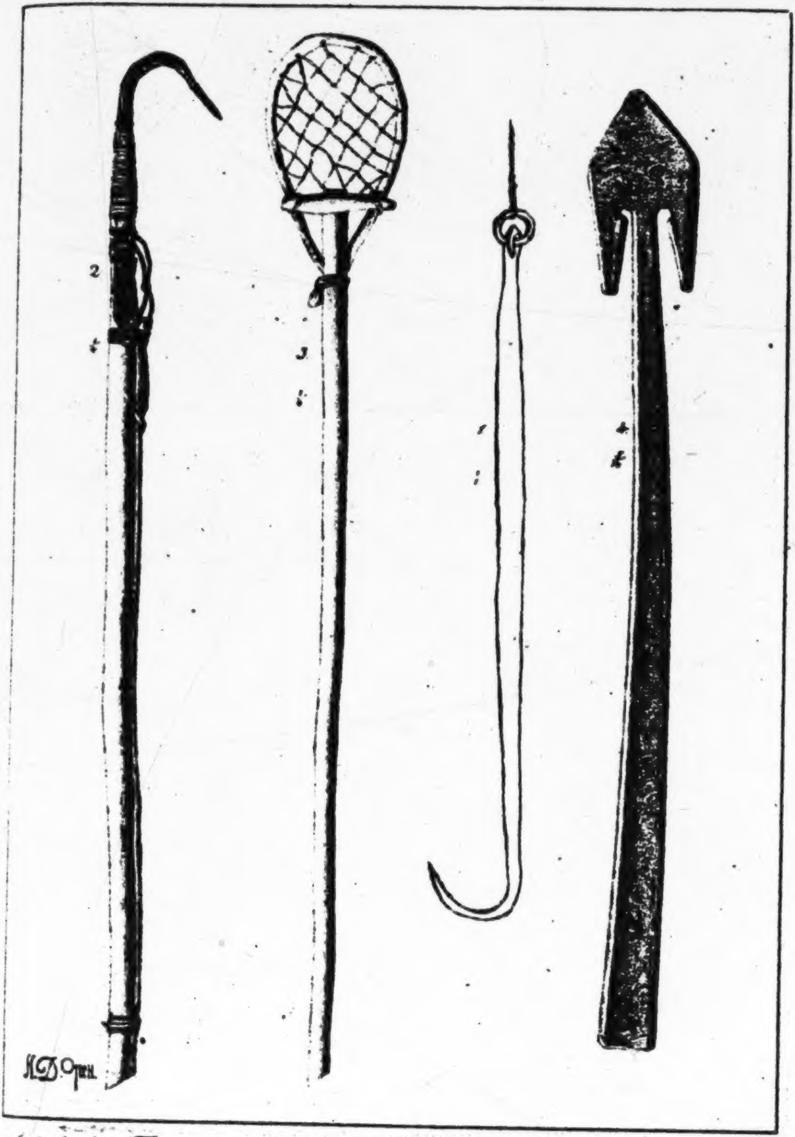


Opferfahrt der Giljaken beim Aufgang des Stromes.

RX2 Gilyak

[p. 630, EE]

IL



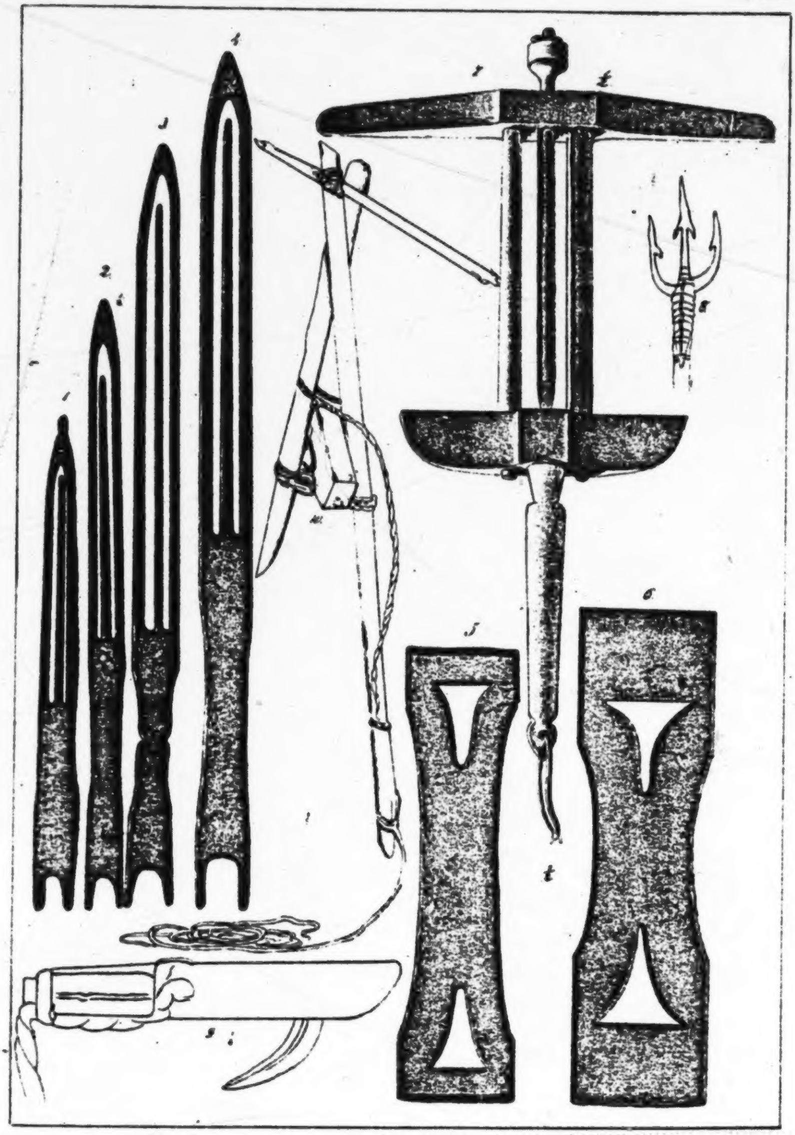
Giljakisches Fischergeräth. 1. Angelhaken für Grosse Wachnya ([illegible]). 2. Haken zum Herausziehen von Fischen. 3. Netz zum Reinigen der Eislöcher. 4. Eisbrecher der Giljaken.

2: Schrenck

RX2 Gilyak

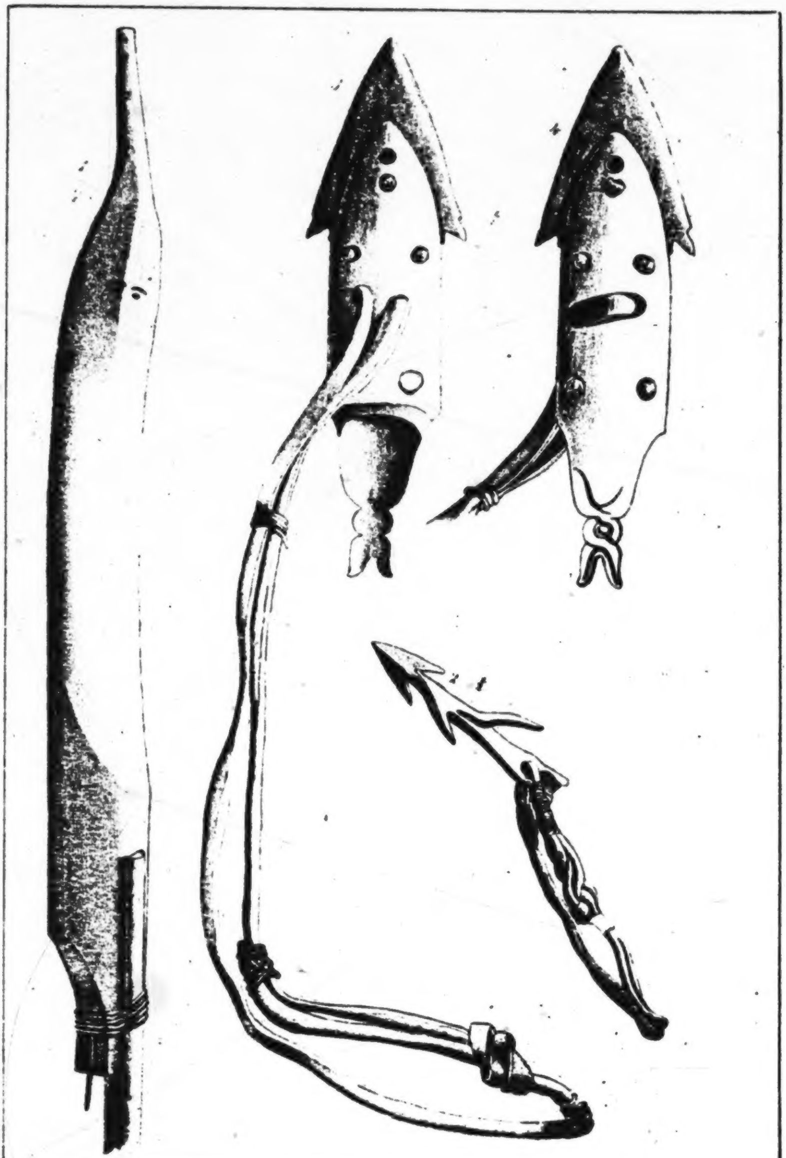
[P. 630, FF]

III



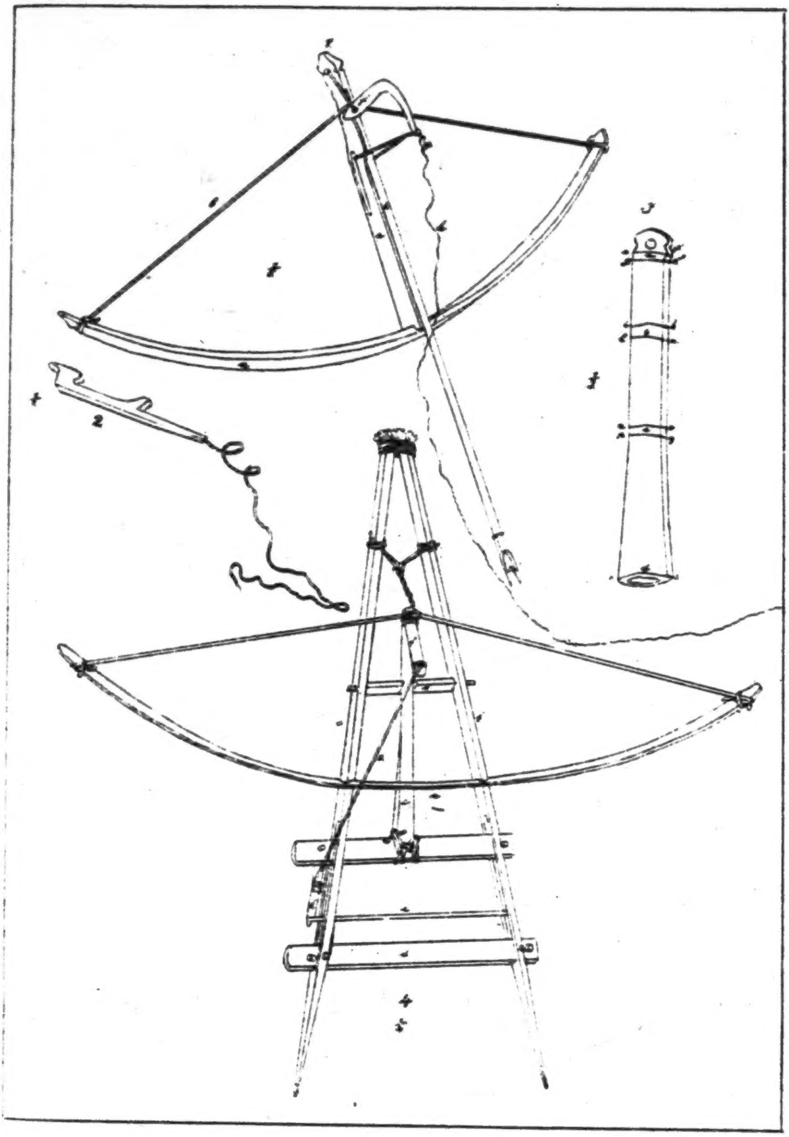
Fischereigeräth der Giljaken, Oltscha u. Golde. 1-6. Nadeln zum Netzflechten (Gilj.) 7. Garnhaspel (Gilj.) 8. Fischharpune (Golde) 9. Angelhaken für Störe (Golde) 10. Dazu gehöriger Köder (Gilj.)

[P630, GG]



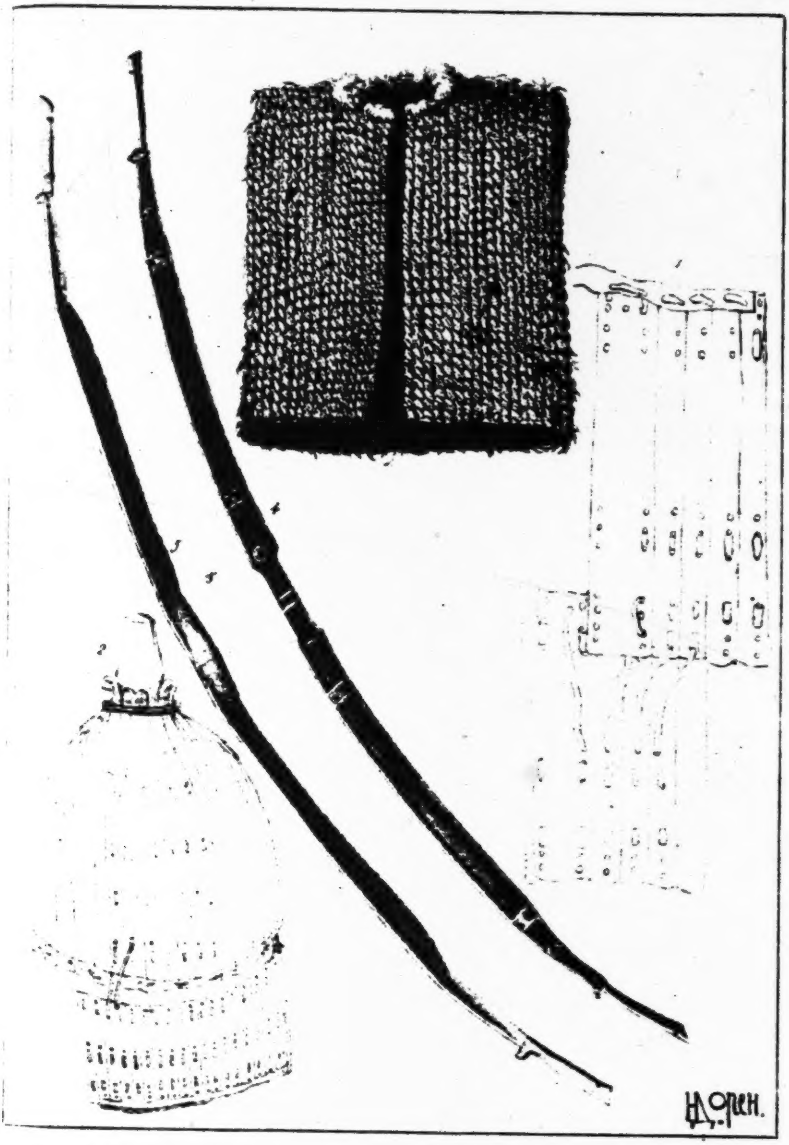
Giljakisches Jagdgeräth. 1.2. Waffe zum Erlegen von Seehunden, 3.4. Waffe zum Erlegen von Weisswalen

[P. 630, HH]



Giljakisches Jagdgeräth. 1. Selbstschuss. 2. Dazu gehöriges Hölzchen. 3. Schutzblock zum Aufstellen des Selbstschusses. 4. Falle für kleinere Thiere.

[P.630, II]



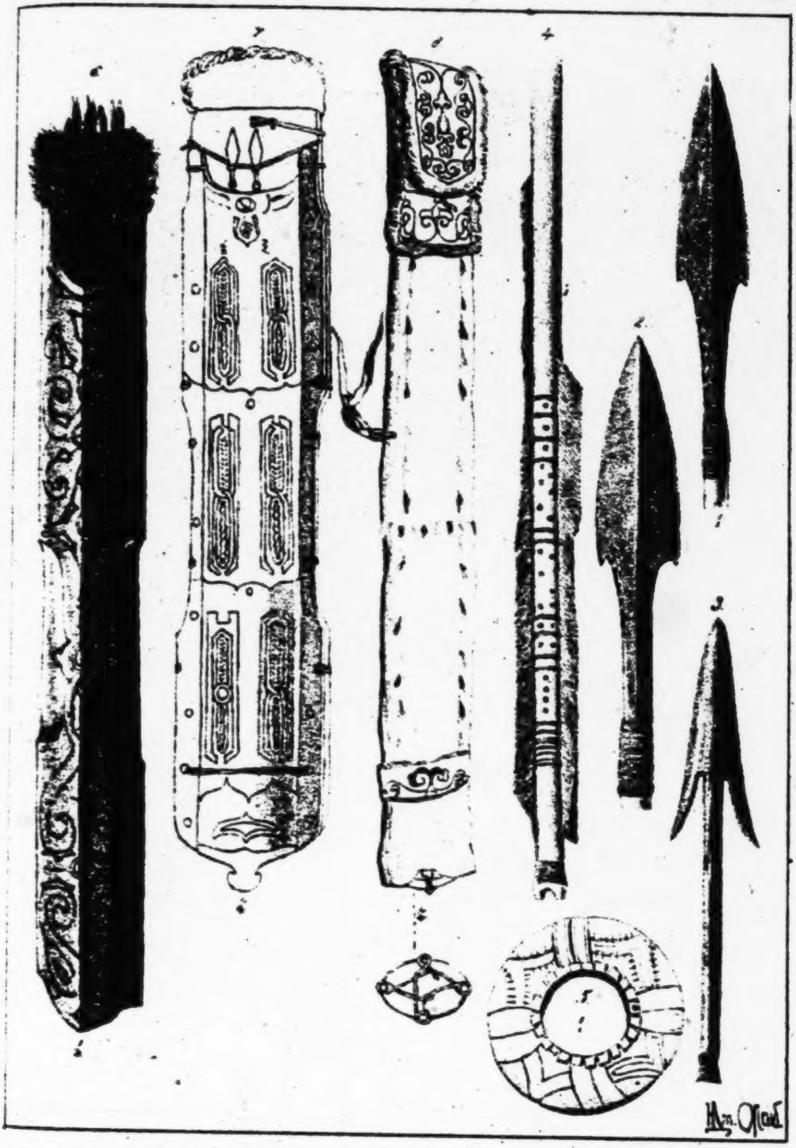
1. Giljakisches Panzerhemd 2. Alter mandshurischer Helm 3. Stück eines alten mandsh. Panzerhemdes 4. Giljakischer Bogen 5. Dess. von innen

2: Schrenck

RX2 Gilyak

[P. 630, JJ]

XLV.



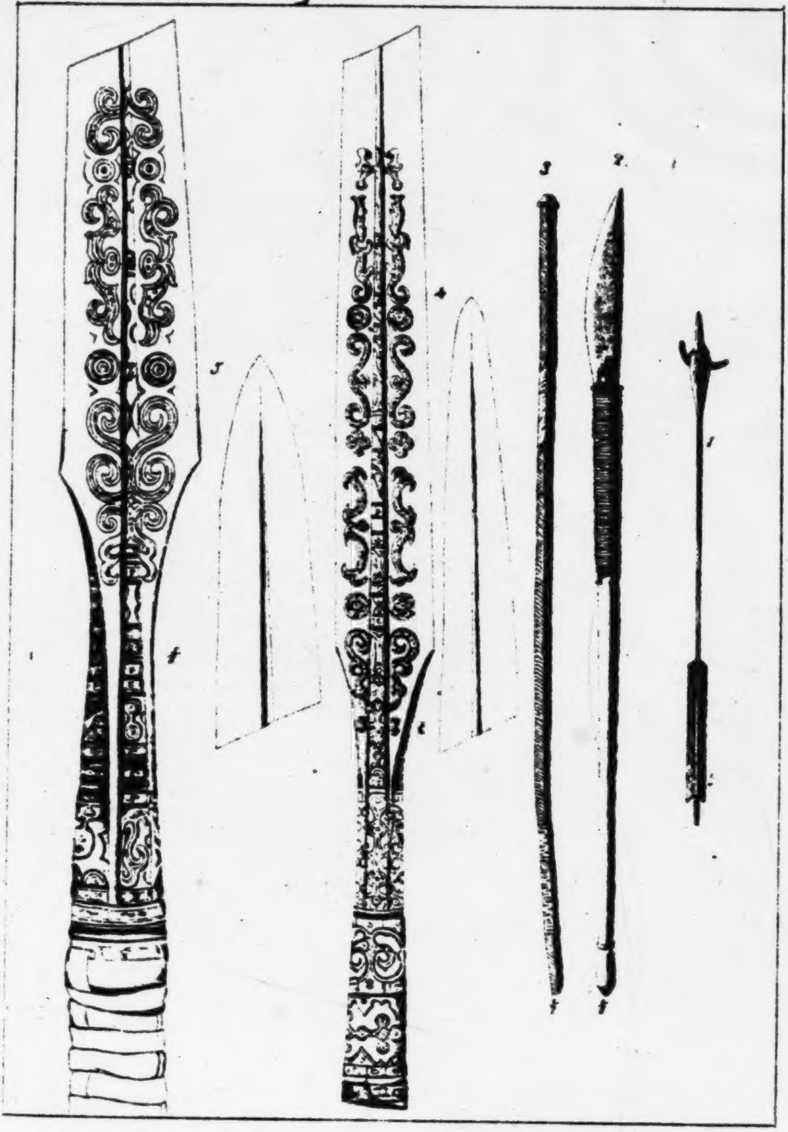
Giljakisches Jagdgeräth. 1-3. Eiserne Pfeilspitzen. 4. Unteres Stück eines Pfeilschaftes.
5. Daumenring zum Spannen des Bogens. 6. Köcher. 7.8. Oltschen Köcher.

2: Schrenck

RX2 Gilyak

[P. 630, KK]

XLVI



Giljakische Kriegsgeräthe 1 Spiess [illegible] 2. [illegible] mit langem [illegible]
[illegible] Knüttel [illegible] Spiess [illegible]

[P. 630, LL Contains no textual material]

[P.630, MM]

Von den „**Reisen und Forschungen im Amur-Lande**“ sind bisher erschienen:

Bd. I, Lief. 1. Einleitung. Säugethiere des Amur-Landes. Bearbeitet von Dr. **Leop. v. Schrenck.** Mit 9 Tafeln und einer Karte. 1858. Pr. 8 R. = 10 Mk.

» » Lief. 2. Vögel des Amur-Landes. Bearbeitet von Dr. **Leop. v. Schrenck.** Mit 7 color. Tafeln. 1860. Pr. 3 R. 65 K. = 12 Mk. 20 Pf.

Bd. II, (geschlossen). Zoologie: Lepidopteren, Coleopteren, Mollusken. Mit 28 color. Tafeln und 3 Karten 1859—1867. Pr. 12 R. 95 K. = 43 Mk. 10 Pf. Bestehend aus folgenden, einzeln zu habenden Lieferungen:

» » Lief. 1. Lépidoptères de la Sibérie orientale et en particulier des [illegible] l'Amour. Par **E. Ménétriès.** Avec 5 planches. 1859. Pr. 1 R [illegible] 4 Mk. 30 Pf.

» » Lief. 2. Coléoptères de la Sibérie orientale et en particulier des rives de l'Amour. Par **V. de Motschulsky.** Avec 6 planches et une carte. 1860. Pr. 2 R. 65 K. = 8 Mk. 80 Pf.

» » Lief. 3. Mollusken des Amur-Landes und des Nordjapanischen Meeres. Bearbeitet von Dr. **Leop. v. Schrenck.** Mit 17 color. Tafeln und 2 Karten. 1867. Pr. 9 R. = 30 Mk.

Bd. III, Lief. 1. Die Völker des Amur-Landes. Von Dr. **Leop. v. Schrenck.** Geographisch-historischer und anthropologisch-ethnologischer Theil. Mit einer Karte, 3 lithogr. und 5 phototypischen Tafeln. 1881. Pr. 4 R. 65 K. = 15 Mk. 50 Pf.

» » Lief. 2. Die Völker des Amur-Landes. Von. Dr. **Leop. v. Schrenck.** Ethnographischer Theil. Erste Hälfte. Mit 37 lithographischen, zum Theil farbigen Tafeln und 13 Holzschnitten im Text. 1891. Pr. 14 R. = 35 Mk.

Bd. IV, Lief. 1. Meteorologische Beobachtungen im Amur-Lande und Resultate aus denselben. Von Dr. **Leop. v. Schrenck, Dr. W. Köppen** und **Dr. H. Fritsche.** 1876. Pr. 2 R 70 K. = 9 Mk.

» » Lief. 2. Ueber das Klima Ostasien's, insbesondere des Amur-Landes, China's und Japan's. Von Dr. **H. Fritsche.** Mit 13 Isothermenkarten. 1877. Pr. 3 R. 35 K. = 11 Mk. 20 Pf.

◆

Imprimé par ordre de l'Académie Impériale des sciences.
Decembre, 1891. A. Strauch, Secrétaire perpétuel.

Imprimerie de l'Académie Impériale des sciences.
(Vass. Ostr., 9e ligne, № 12)

[P 630, NN]

REISEN UND FORSCHUNGEN
IM
AMUR - LANDE
in den Jahren 1854—1856
im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg
ausgeführt
und in Verbindung mit mehreren Gelehrten
herausgegeben
von
Dr. **Leopold v. Schrenck.**

BAND III.
Dritte Lieferung.
DIE VÖLKER DES AMUR-LANDES.
ETHNOGRAPHISCHER THEIL. ZWEITE HÄLFTE.
Mit 24 lithographischen, zum Theil farbigen Tafeln und 11 Holzschnitten im Text.

ST. PETERSBURG.
1895.
Zu haben bei den Commissionären der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften: Eggers u. Comp., C. Ricker und J. Glasunof in St. Petersburg; N. Kymmel in Riga; Voss' Sortiment (G. Haessel) in Leipzig.
Preis dieser Lieferung: 10 R. = 25 M.

2: Schrenck

RX2 Gilyak

[P.630, PP]
[P.630, OO is blank]

Dr. L. v. SCHRENCK'S

REISEN UND FORSCHUNGEN
IM
AMUR-LANDE.

BAND III.

DRITTE LIEFERUNG

DIE VÖLKER DES AMUR-LANDES.

ETHNOGRAPHISCHER THEIL. — ZWEITE HÄLFTE.

Mit 24 lithographischen, zum Theil farbigen Tafeln
und 7 Holzschnitten im Text.

[P·630, QQ]

Gedruckt auf Verfügung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
St. Petersburg, December 1895 N. Dubrovin, beständiger Secretär.

Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
Wass. Ostr., 9. Linie, № 12.

[P 630, RR.

DIE VÖLKER DES AMUR-LANDES.

von

Dr. Leop. v. Schrenck.

ETHNOGRAPHISCHER THEIL. — ZWEITE HÄLFTE.

[P 630, TT]
[P. 630, SS: s blank]

VORBEMERKUNG.

Es ist dem Verfasser der «Reisen und Forschungen im Amur-Lande» nicht vergönnt gewesen, sein Werk vollständig zu Ende zu führen. Immerhin hat er es kurz vor seinem Tode noch so weit gefördert, dass es mit dem vorliegenden Abdruck des hinterlassenen Manuscripts nahezu zum Abschluss gebracht ist. Wenn auch vorgefundene Notizen darauf schliessen lassen, dass vom Verfasser noch mehrere Abschnitte, u. A. so wesentliche, wie über religiöse Vorstellungen, Anschauungen über Krankheit und Tod, die sich daran knüpfenden Gebräuche u. drgl. in Aussicht genommen waren, so hat man doch geglaubt, von einer Fortsetzung des Werkes, an der Hand der demselben zu Grunde liegenden Reise-Notiz- und Tagebücher, um so eher absehen zu können, als die Anhaltspunkte dafür fehlen, wie der Verfasser selbst sich zu den bezüglichen, vor Jahrzehnten gemachten Aufzeichnungen kritisch gestellt haben würde. Da indessen auch noch für den unbearbeitet gebliebenen Rest im Voraus eine Reihe von lithographischen Tafeln fertig gestellt worden ist, die ohne erläuternden Text zwecklos würden, so erschien es räthlich, so weit zum Verständniss der Abbildungen nöthig, im Rahmen jener fehlenden Abschnitte Auszüge aus den Notiz- und Tagebüchern als Anhang folgen zu lassen, dessen Zusammenstellung von der **Kaiserlichen** Akademie der Wissenschaften dem Unterzeichneten übertragen wurde.

Die Auszüge zerfallen nach den behandelten Stoffen in folgende zwei Hauptgruppen:

I. Religiöse Vorstellungen der Amur-Völker. — Götzen. Amulete. Schamanen.

II. Vorstellungen vom Fortleben nach dem Tode und dementsprechende Behandlung der Todten.

Der Text der Notiz- und Tagebücher, welche vierzehn engbeschriebene Octav-Hefte mit feinster Schrift füllen, ist bis auf unwesentliche redactionelle Modificationen wortgetreu wiedergegeben. Die zugefügten Fussnoten sind, zum Unterschiede von denen des Verfassers, mit ** bezeichnet.

[P·636, UU

Am Schlusse jedes einzelnen Auszuges ist (für etwaige künftige Bearbeiter) auf die betreffenden Stellen in den Heften hingewiesen, welche die nachfolgenden, vollständigen und abgekürzten Bezeichnungen von der Hand des Verfassers tragen:

Naturhistorische und ethnographische Bemerkungen während des Aufenthalts im Nikolajew'schen Posten 1854—1856. Heft I (1854—55). Heft II (1856).	Bm. I, II.
Reise nach der Insel Sachalin und durch einen Theil der Mandshurei, ausgeführt im Winter 1855 (Jan. 27—März 28). Heft I Reise nach Sachalin. Heft II Reise durch die Mandshurei.	1 W. R. I. II.
Reise durch verschiedene Theile der Mandshurei ausgeführt im Sommer 1855. Heft I (Mai 13—Juli 2) Heft II (Juli 3—25). Heft III (Juli 26—Aug. 23) Heft IV (Aug. 23—Sept. 17).	1 S. R. I—IV.
Reise nach der Insel Sachalin, ausgeführt im Winter 1856. Heft I (Jan. 30—Febr. 20). Heft II (Febr. 20—März 12).	2 W. R. I. II.
Reise den Amur-Strom aufwärts (Rückreise nach St. Petersburg), ausgeführt im Sommer 1856. Heft I (Mai 13—Juli 8). Heft II (Juli 8—Aug. 10). Heft III (Aug. 10—Sept. 10). Heft IV (Sept. 10. 1856—Jan. 7. 1857).	2 S. R. I—IV.

Fr. Russow,
Custos am akademischen Museum für
Anthropologie und Ethnographie.

[P.630, VV]
~~[P.iii]~~

INHALT.

III. ETHNOGRAPHISCHER THEIL.

Zweite Hälfte: Grundzüge des Familien-, socialen und inneren Lebens.

11. Abschnitt.

Seite.

Familienverhältnisse: Ehe. Weiberkauf und Weiberraub. Sittlichkeit. Häusliche Arbeiten und Beschäftigungen von Mann und Weib. Kinder-Geburt, -Ernährung, -Behandlung und -Erziehung. Stellung der Sklaven und Sklavinnen im Hause. Familienerbrecht. Blutrache . . . 631—662

Giljaken: Vorherrschende Monogamie, p. 631. — Weiberkauf, hohe Brautpreise, — Polygamie häufiger bei den wohlhabenderen Amur-Giljaken, p. 632, 633. — Weiberraub, zumeist seitens der weniger bemittelten Giljaken am Liman und Ochotskischen Meer, p. 634, 635. — Geringe Beschränkung der Eheschliessungen durch Blutsverwandtschaft und Verschiedenheit der Nationalität; — Hochzeitsfeier, p. 636. — Zusammenwohnen mehrerer Familien in einem Hause. — Sittenstrenge der Giljaken im Vergleich zu anderen Amurvölkern. — Seltene Ehescheidungen, p. 637, 638. — Verhältnissmassig gute Behandlung der Frauen; deren Wirkungskreis, p. 639, 640. — Liebe der Giljaken zu den Kindern neben harter Behandlung der Wöchnerinnen und Neugeborenen, p. 640—642. — Auf den Geburtsakt bezügliche Gebräuche. Namengebung p. 642, 643. — Wiege nebst Zubehör, p. 643. — Langes Säugen und mangelhafte hygienische Pflege der Kinder; deren Kleidung, p. 643, 644. — Kinderspiele, Spielzeug, p. 645. — Stellung der Frauen in polygamischen Ehen, p. 645, 646. — Haltung von Sklaven, zumeist weiblichen, ausschliesslich fremder Nationalität p. 646—648. — Durch den Japanischen Reisenden Mamia Rinsô veranlasste irrthümliche Voraussetzung der Polyandrie, p. 648—650.

Aino: Sklavenhandel. Sklaverei bei anderen paläasiatischen Völkern, p. 651—652.

Giljaken: Erbrecht. Vorrechte des *Kall*, der Gesammtheit der väterlicherseits Verwandten, p. 652—654. Vererbung der Wittwen und Töchter, p. 654. — Ähnliches Erbrecht bei den Korjaken, p. 654. — Verpflichtung der Glieder des Kall zur Blutrache und abergläubische Furcht vor deren Unterlassung, p. 655—657.

Oltscha: Verbreitung giljakischer Familiensitte und -Ordnung in abgeschwächter Form p. 658, 659. — Abweichende Form der Kinderwiege p. 659.

Golde: Lockerung der Familienverhältnisse und Sitten durch die Chinesen, p. 660, 661.

Orotschen: Höchster Grad verderblichen chinesischen Einflusses auf die Familien- und überhaupt alle Lebensverhältnisse, p. 661, 662.

[P.630, WW)

Seite.

12. Abschnitt.

Sociale Verhältnisse: Politische und rechtliche Stellung. Sociale Gliederung auf Grund des Wohlstandes. Nationaler Communismus. Unantastbarkeit des Eigenthums. Gastfreiheit. Vorsicht und Unentschlossenheit auf Reisen: Wind- und Wetterprüfung. Abergläubische Sturmbeschwichtigungen. Gruss und Danksagung. Sitte einander Geschenke und Gegengeschenke zu machen. Zuverlässigkeit in Geschäftsangelegenheiten. Zeitrechnung. Kalender. Kosmische Vorstellungen. Belustigungen: Gesang, Musik, Tanz, Spiele . . . . 663—695

Giljaken: Factische politische Unabhängigkeit derselben zur Zeit der Reise des Verf. Völlige rechtliche Gleichheit. Aufrechterhaltung der Ordnung durch Beobachtung des Herkommens, p. 663, 664. — Sociale Gliederung nach dem Wohlstande, p. 665, 666. — Communismus und Unantastbarkeit des Eigenthums, auf nationalem Princip beruhend, p. 666—669. — Ebenso die Gastfreiheit, p. 669, 670. — Bedächtige Art zu reisen. Kenntniss der Wetterzeichen. Mittel zur Besänftigung des Sturmes, p. 670, 671. — Ungebräuchlichkeit der Begrüssung und Danksagung, p. 671, 672. — Austausch kleiner Geschenke. Zugaben beim Handel, p. 672, 673. — Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit, p. 673. — Ungenauigkeit in der Zeitbestimmung, p. 674, 675. — Zeitrechnung. Monatsnamen und Vertheilung der Monate auf die Jahreszeiten, p. 675—678. — Kosmische Vorstellungen, p. 678, 679. — Gesang. Melodien-Proben, p. 679—682. — Instrumental-Musik, p. 683. — Ungebräuchlichkeit von Tanz, Mummenspielen und theatralischen Vorstellungen, p. 684. — Gebrauch chinesischer Spielkarten, p. 685.

Oltscha: Nachwirkungen mandshu-chinesischer Herrschaft. Geringere Energie und Betriebsamkeit. Geringerer Einfluss des Besitzes auf die sociale Gliederung, p. 686. — Nationaler Communismus, dessen Ausdehnung über die engen Grenzen der Stammesangehörigkeit hinaus. Überhaupt milderer und humanerer Geist als bei den Giljaken. Derselbe Character des Communismus bei den Golde, Samagirn u. a. Achtung vor dem Eigenthum des Fremden, p. 687. — Weniger national gefärbte Gastfreiheit: Dienstfertigkeit und Gefälligkeit dem Fremden gegenüber. Bequemerer persönlicher Verkehr in Folge geringerer Beschränkung durch abergläubische Gebräuche, p. 688.

Golde: Gliederung nach väterlichen Geschlechtern (*hala*) p. 688. — Einsetzung von Stammesältesten (*halada*) durch die mandschu-chinesische Regierung zum Zweck der Tributerhebung, p. 689, 690. — Aussaugung des Volkes durch die chinesischen Beamten und Händler, begleitet von der Zerrüttung der Familienverhältnisse durch letztere. Eigene Sorglosigkeit und Trägheit. Daher geringerer Wohlstand und mangelndes Selbstgefühl im Vergleich zu den Giljaken, p. 690, 691. — Gutmüthigkeit. Ehrlichkeit. Leichtlebigkeit. Zeitvertrieb: Spiele u. Gesang, p. 691—693. — Zeitrechnung der Oltscha und Golde. Die 13 Monate der letzteren, p. 693, 694. — Kosmische Vorstellungen der Golde, p. 695. —

---

13. Abschnitt.

Die Bärenfeste. Deren cultueller Character und sociale Bedeutung. — Die Bärenfeste bei den Amur-Giljaken. Feierlichkeiten und Belustigungen vor und bei der Tödtung der Bären, sowie bei deren Verspeisung. Beisetzung der Gebeine und Schädel der Bären. Modificationen bei den Oltscha, sowie bei den Giljaken auf Sachalin und den Aino . . . . 696—737

Giljaken: Hervorragende Rolle des Bären im Leben aller Amur-Völker, besonders der Giljaken. Glaube an den Übergang der Seele eines vom Bären Getödteten in den Leib eines solchen. Dem Bären gewidmeter Cultus, um sich Straflosigkeit für dessen Tödtung zu sichern. Feierliche Überführung des Bären in die Gefangenschaft (vergl. p. 561, 562). Der Bärenkäfig. Ernährung des Bären durch sämmtliche Dorfgenossen. Communistischer Character und sociale Bedeu-

[P630, X X,

Seite.

tung der Bärenfeste, p. 696, 697. — Jeweilige Überführung des Bären in die Jurte, p. 698. — Dauer der Gefangenschaft des Bären und gebräuchliche Jahreszeit der Bärenfeste, p. 699.

Von zwei Bärenbesitzern gemeinschaftlich veranstaltetes Bärenfest am Amur, 699—723. — Erste Abtheilung des Bärenfestes, p. 699—714. — Häuserschmuck. Vorläufige Festspiele, p. 700. — Aufstellung von 3 gefesselten Bären im Hause. Belustigung innerhalb desselben, p. 701. — Hauptbelustigung des Festes — das Umherziehen mit den Bären von Haus zu Haus. Nachträgliche Sicherung der Fesseln an einem Bären, p. 702—704. — Beschäftigung der männlichen Jugend mit der Anfertigung von angehobelten Stöcken mit Holzlocken (Zachs), dem bei allen religiösen Handlungen gebräuchlichen Symbol, und Zubereitung von Mosj durch die Frauen, p. 704, 705. — Fortsetzung des Bärenumzuges, 705. — Bereitung des für die Tödtung der Bären bestimmten Platzes. Errichtung eines kleinen Bretterhäuschens (*läng*) zur Aufstellung der Bärenköpfe mit den Bälgen, p. 705, 706. — Hunderennen, begleitet vom Trommeln der Weiber auf einem freihangenden Balken, p. 706, 707. — Fortgesetzte Umzüge mit den Bären und deren Fütterung in den Häusern, auch durch Knaben jüngsten Alters, p. 707. — Zug mit den Bären beim Mondschein zum Strom hinab, begleitet vom Balkengetrommel der Weiber, und zurück, p. 707, 708. — Nach einer durch Spiele im Hause ausgefüllten Pause erneutes Bärenführen durch die Häuser bis in die Nacht hinein, die, als die letzte vor dem Tödten der Bären durchwacht wird, p. 707, 708. — Die bei den Festmahlzeiten gebräuchlichen Speisen und deren Zubereitung an einem besonderen Herde, p. 708, 709. — Abführung der Bären zum Tödtungsplatze. Erstes grosses officielles Festmahl in dem Hause des Hauptfestgebers. Hunderennen, p. 709, 710. — Feierliche Vorbereitungen zum Tödtungsakte. Nochmaliger Zug mit den Bären zum Strome und zurück. Tödtung der Bären (vrgl. p. 560). Niederlegung der einzelnen Cadaver auf die für sie bestimmten Lager von angehobelten Stöcken, p. 710, 711. — Das Abbalgen und Zerstückeln der Cadaver. Aufstellung der Köpfe mit den daran gebliebenen Bälgen im Läng, p. 712, 713.

Zweite Abtheilung des Bärenfestes, p. 714—723. — Aufstellung der Bärenköpfe nebst Bälgen in den beiden Festhäusern. Auf die Abwendung der Rache der Bären bezügliche symbolische Darstellungen einer Kröte, so wie eines Bären in giljakischer Kleidung, p. 714, 715. — Das Zerlegen und Kochen des Bärenfleisches. Dazwischen Hunderennen, p. 716. — Besonderes Festgeschirr, p. 717. — Fortgesetztes Kochen von Bärenfleisch. Unzulässigkeit des Gebrauches von Salz bei allen Speisen während des Bärenfestes. Bravourfahrt des Festgebers mit Hunden, p. 718. — Weitere Vorbereitungen zum Hauptfestmahl. Hunderennen, p. 718, 719. — Symbolische Ausschmückung der Bärenköpfe mit Kopfbinden, p. 719, 720. — Officielles vorläufiges Festmahl bei jedem der beiden Festgeber, p. 720, 721. — Die ohne Beobachtung von Formalitäten verlaufende Hauptmahlzeit, bei der das erste Bärenfleisch während des Festes genossen wird, p. 721, 722. — Tanz der Weiber unter Balkengetrommel, p. 722. — Unzulässigkeit eines Schamanenactes im Bärenfesthause, p. 722.

Oltscha. Zweiter Theil des Bärenfestes. Aufstellung des Bärenkopfes nebst Fell im Festhause, und dessen sonstige Ausstattung für das Festmahl. Festspeisen, p. 723. — Das unter Beobachtung eines bestimmten Ceremoniels in 5 Abschnitten verlaufende Festmahl, p. 724—728. — Abschnitt 1. 3 Gänge vegetabilischer Kost, p. 724, 725. — Abschnitt 2. Dsgl. mit Hinzufügung von Fischthran, p. 725. — Abschnitt 3. Dsgl. mit Gesangsvorträgen und musikalischen Productionen junger Männer auf dem Trommelbalken, p. 725, 726. — Abschnitt 4. Zum ersten Mal Bärenspeckstriemen mit flüssigem kalten Bärenfett, p. 726. — Abschnitt 5. Hauptgang — der Kopf des Bären, zunächst für die Ehrengäste. Festliche Beleuchtung des Hauses. Dauer des Mahles, p. 726—728. — Der Character des Überkommenen, nicht Ursprünglichen beim Bärenfest der Oltscha. Mangelnder religiöser Untergrund. Ausschliesslicher Gebrauch importirter, mandshu-chinesischer Producte zu den Festspeisen, p. 728, 729.

Giljaken. Schlussakt des Festes. Das Spalten des Schädels und Beisetzung des Schädels und der übrigen Gebeine des Bären. Ähnliches bei den Oltscha und Samagirn, p. 729—731. Bei den Golde. — Aufhängen des nichtgespaltenen Schädels nebst Gebeinen auf Bäume, p. 731.

Giljaken auf Sachalin. Hauptsächlich durch die engere Behausung bedingte Abweichungen in den Festgebräuchen. Unzulässigkeit der Aufstellung der Bären in der Jurte und der Umzüge mit den Bären durch die Häuser, p. 731—733. — Überführung der Bärenköpfe nebst Fellen aus dem Läng in die Jurte durch den Rauchfang, statt des Fensters wie bei den Amur-Giljaken.

[P-630, YY]

Seite.

Verwendung des Rauchfanges auch zum Aushangen des Bärenfelles über einer Stange nach dem Festmahl. Ausschmückung der Jurte durch zahlreiche Zache, p. 733, 734. — Hauptfestmahl in Tyk, ohne Verwendung von Speisen aus mandschu-chinesischen Producten. Verwendung von Hundefleisch bei der Nachfeier eines Bärenfestes in Dui. Ungebräuchlichkeit von Hunderennen, allerhand Spielen und dergl. auf Sachalin, p. 734.

Aino. Bärenfeste auf Sachalin und Jesso. Das Aufziehen junger Bären. Angebliche Bärenammen, p. 735, 736.—Reiche Verwendung von Zache beim Bärenfeste: am Bärenkäfig, in der Jurte und auf dem Platze, wo der Bär getödtet wird, p. 736. — Absägen der Eckzähne bei jungen Bären, p. 736, 737. — Trankopfer vor der Tödtung des Bären. Tanz der Frauen und Mädchen vor dem Käfig desselben, p. 737.

[P. 630, 22]

[P. vii]

ANHANG.

I. Religiöse Vorstellungen der Amur-Völker. Götzen und Amulete. Schamanen.

Seite.

Religiöse Vorstellungen . . . . 739—742

1. **Giljaken.** Die Vorstellung von einem höchsten guten Wesen — eine völlig abstracte, inhaltleere, ausser aller Beziehung zu dem Leben und den Sitten der Giljaken stehend. — Daneben auf dem Gefühl der Ohnmacht den Naturkräften gegenüber beruhende Vorstellungen von feindlichen, dämonischen Mächten, welche bildlich dargestellt werden und, mit dem Zwecke der Abwehr von Gefahr und Schaden, den Gegenstand gewisser cultueller Handlungen bilden.

Götzen und Amulete in menschlicher Gestalt . . . . 742—746

2. **Giljaken.** Bestimmte Plätze in den Häusern für die Aufstellung der Götzen. Das Tragen derselben am Körper als Amulete gegen Krankheiten, p. 742.
3. (Gilj.). Ergänzung zu 2. Verwendung von *Zache* gegen Krankheiten, p. 742.
4. (Gilj.). Einarmiger Götze. Götzenhäuschen. Schutzgeister (Laren.), p. 743.
5. (Gilj.). Aufstellung von Götzen im Freien, am Vorrathshause und im Innern des Wohnhauses. Stetig abnehmende Schätzung der Götzen je weiter den Amur abwärts, p. 743.
6. (Gilj.). Auf verschiedene, durch die Figur selbst angedeutete Krankheiten bezügliche Amulete in menschlicher Gestalt. Kopf- und Halsring mit Amuleten, p. 744.
7. **Oltscha, Golde, Samagirn.** Gleichartige Aufstellung der Götzen im Hause, p. 745.
8. **Golde.** Am Halse getragene Götzen, p. 745.
9. **Samagirn.** Halsgötze. Bedeutung des Wortes *sewe*, p. 745.

Thier-Götzen und -Amulete . . . . 746—749

10. **Giljaken.** Götzen vom Bären, Tiger und Irbis; Amulete mit Darstellungen der Kröte und Eidechse, p. 746.
11. (Gilj.). Darstellungen von Fischen, p. 747.
12. **Oltscha.** Götzen vom Tiger, p. 747.
13. (Olt.). Phantasie-Thier, das ein menschliches Herz im Munde hält, p. 748.
14. **Golde.** Tigergötzen, p. 748.
15. (Gold.). Götze vom Irbis (?), p. 748.
16. (Gold.). Götzen vom Tiger und Irbis, p. 749.

[P. 630, AAA

Seite.

17. (Gold.). Kleine Götzen des Tiger und Irbis, zum Schutze gegen diese, am Aermel getragen, p. 749.

18. **Manägirn.** Götzen in Gestalt von phantastischen Vögeln und Drachen, dergleichen auch am unteren Amur, p. 749.

Aus Menschen- und Thiergestalten und auch sonst combinirte Götzen und Amulete . . 749—752

19. **Giljaken.** Halsgötze — Combination von Mensch und Bär, p. 749.

20. (Gilj.). Combination von Mensch, Tiger und Bär; von Mensch und Tiger. — Götze eines an ein Krokodil erinnernden Phantasiethieres (*Chaj*), p. 749, 750.

21. (Gilj.). Combinationen der Menschengestalt mit Tiger, Bär, Wolf, Seebär, Weisswal, Eule und Rabe. — Götzen mit Zache umwunden, andere mit Bärenfell bekleidet. — Combinationen mit menschlichen Herzen. — Schalen für die den Götzen vorgesetzten Speisen, p. 750.

22. (Gilj.). Combination von Mensch und Fisch (oder Vogel?), als Grabzeichen für Ermordete gebräuchlich (*Wagu*). Darauf bezügliche Sage, p. 751.

23. (Gilj.). Der Wagu, mit dem Kopfe nach dem Wohnort des Mörders gerichtet, p. 751.

24. **Oltscha.** Der Wagu (nach der Mittheilung eines Oltscha) eine Combination der Menschengestalt mit dem sagenhaften Todtenvogel *Kōro*, p. 752.

25. (Olt.). Götzengürtel (Amulet), daran eine Darstellung des *Khasj* (Gilj. *Chaj*). Uebereinstimmung der *Sewa's* mit den *Kagu's* der Giljaken, p. 752.

Schamanen . . . . 752—761

26. **Giljaken.** Selteneres Vorkommen des von den tungusischen Nachbarn überkommenen Schamanens bei den Giljaken, p. 752.

27. (Gilj.). Geringe Anzahl der Schamanen von Ruf. Unverfänglichkeit des Schamanens durch beliebige andere Personen. Die Bedeutung der Schamanen weniger eine religiöse als vielmehr praktische, daher deren Gleichstellung mit Arzt und Apotheker, p. 752.

28. (Gilj.). Schamanenakt für guten Fischfang, gutes Wetter u. s. w., p. 753.

29. (Gilj.). Schamanenakte bei Krankheiten, p. 753.

30. (Gilj.). Schamanenkünste: Unsichtbare Lösung der Fesseln des gebundenen Schamanen — im Finstern — durch einen mit Zaubergesängen herbeigerufenen tanzenden Kagu. Zusammenhang dieser Vorstellung mit den Schamanentänzen, p. 754.

31. (Gilj.). Complicirte Productionen eines gebundenen Schamanen, p. 755.

32. (Gilj.). Analoges Schamanenthum am Amur wie auf Sachalin, p. 756.

33. **Samagirn.** Schamanenakt für eine Kranke. Die Zaubergeräthe der Schamanen, p. 756.

34. **Oltscha.** Kleidung und Geräthe des Schamanen. Seine mit einem Weibe vorgenommene mystische Ceremonie, p. 757, 758.

35. (Olt.). Schamanenakt für eine Kranke, p. 759.

36. (Olt.). Schamanenakt in einem giljakischen Dorfe für ein krankes Kind, ausgeführt durch ein Oltscha-Weib, p. 759.

37. (Olt.). Unterscheidung zwischen eigentlichen und uneigentlichen Schamanen, von denen letztere gelegentlich nur Schamanenkünste produciren, p. 759.

38. **Golde.** Schamanenakt ausgeführt von einem Weibe bei einer Leiche, p. 760.

39. (Gold.). Der Storch wird nur von Schamanen gegessen, p. 760.

Manägirn. Kurze Erwähnung des Vorhandenseins von Schamanen.

40. **Dauren.** Schamanenkostüm, p. 760.

41. **Mandshu.** Das Vorhandensein von Schamanen trotz des herrschenden Buddhismus, p. 761.

[P·630, BBB]

11

II. Vorstellungen der Amur-Völker vom Fortleben nach dem Tode und dementsprechende Behandlung der Todten.

Seite.

Schicksale der Seelen nach dem Tode . . . . 761—764

42. Giljaken. Abhängigkeit des Schicksals der Seele eines Verstorbenen von der Todesart, p. 761.

43. (Gilj.). Der Ort, zu dem die Seelen der eines natürlichen Todes Verstorbenen wandern (*Mlyghwo*). Verwandlung der durch Bären Verunglückten in Bären, p. 761.

44. (Gilj.). Verwandlung Ertrunkener in Seehunde; ein mit dieser Vorstellung zusammenhängender Brauch beim Seehundsfange. Das Jenseits der Ermordeten — der über die Sterne hinaus liegende Himmel (*tlö*), p. 762.

45. Oltscha. Das Jenseits der eines natürlichen Todes Verstorbenen (das Land *Bun*), wohin sich nur die eigentlichen Schamanen zu begeben vermögen. Die für die Wanderung in's Bun-Land erforderliche Zeit. Die dem irdischen Leben analogen Lebensverhältnisse des Bun-Landes. Sterblichkeit der Bun-Bewohner. Verwandlung eines solchen bei gewaltsamem Tode in eine irdische Pflanze, somit Wiederkehr auf die Erde in anderer Gestalt. Verwandlung der ertrunkenen Bun-Bewohner in Wasserthiere und der von Bären Getödteten in Bären, analog dem Schicksal der demselben Tode Verfallenden auf Erden, p. 762—764.

Leichenbegängniss und Trauer . . . . 764—767

46. Giljaken. Abergläubische Bedenken gegen die Behandlung eines Kranken im Hospital. Leichenverbrennung, p. 764.

47. (Gilj.). Versorgung der Todten mit Speisen vor und nach der Verbrennung. Letzterer Vorgang, in Kürze angegeben, p. 764.

48. (Gilj.). Ausführliche Schilderung eines Leichenbegängnisses: Aufbahrung der Leiche im Sterbehause, p. 764. Zug zur Verbrennungsstätte. Niederlegung der Leiche auf den vorläufig lagerartig geschichteten Scheiterhaufen. Hundeopfer, p. 765, 766. Pyramidale Aufschichtung des Scheiterhaufens über der Leiche. Für das Anzünden des Scheiterhaufens obligatorische Gewinnung des Feuers mittelst des Feuerbohrens statt auf gewöhnlichem Wege. Das Anlegen des Feuers zunächst durch die Wittwe des Verstorbenen. Oeffnung der Thür eines naheliegenden, in Form eines kleinen Häuschens errichteten Grabmals (*Raff*) für den Einzug der Seele des Todten in diese vorläufige Behausung. Verwendung der Felle der geopferten Hunde zu einem Pelz für die Wittwe, p. 766, 767.

49. Golde. Klagegeschrei einer Wittwe, p. 767.

Grabmäler . . . . 767—776

50. Giljaken. Das Leichenhäuschen (Raff) über der Asche des verbrannten Leichnam's errichtet. Andere Grabzeichen, p. 767.

51. (Gilj.). Begräbnissplatz mit Raff's über der Asche der Leichname. Brauch beim Begräbniss von Kindern, welche an einer Seuche gestorben, p. 768.

52. (Gilj.). Unverletzlichkeit des Grabes, p. 768.

53. (Gilj.). Innere Ausstattung des Raff's mit verschiedenen auf die Wanderung der Seele in's Jenseits bezüglichen Symbolen, p. 768.

54. (Gilj.). Erklärung der Symbole, p. 769.

55. (Gilj.). Weitere Erklärungen der Symbole, p. 769.

56. (Gilj.). Ein Raff mit einem dazu gehörigen Vorrathshäuschen für die dem Todten dargebrachten Speisen. Ein luxuriös ausgestattetes Raff. Die zu einem Raff gehörige Brandstätte mit der Asche des Verstorbenen (vergl. 47, 48, 50, 51). Errichtung des Vorrathshäuschens nur in dem Falle, wenn beim Tode des Betreffenden noch kein Schnee gefallen ist, p. 769.

57. (Gilj.). Bestattung sehr kleiner Kinder — ohne Verbrennung und Raff; von Ertrunkenen — nach der Verbrennung, mit Bezeichnung des Grabes durch einen neben einem Boote in die Erde

II

[P.630, CCC]

Seite.

gesteckten Stock: Beisetzung der Leiche eines vom Bären Getödteten (ohne vorherige Verbrennung) in einem besonderen Leichenhäuschen mit den üblichen Spenden an Nahrungsmitteln, die in diesem Falle besondere Heilkraft gegen allerlei Krankheiten erlangen, p. 770.

58. (Gilj.). Die Grabzeichen von Ertrunkenen — ein Leichenhäuschen nebst Boot. Uebliche Bezeichnung der Grabstätten von Menschen und Thieren durch Aufhängen von Gefässen am Gebüsch, p. 771.

59. (Gilj.). Die Leichenverbrennung nicht durchweg Sitte, p. 771.

60. (Gilj.). Beschreibung einer Leichenbrandstätte, p. 771.

61. (Gilj.). Errichtung eines *Wagn* über der Asche eines Ermordeten. Fertigstellung eines Wagn. Fälle, in denen kein Wagn gesetzt wird. Bei dem Wagn mit einem Vogelkopf—angebliche Nachbildung des heilig gehaltenen ugn (Colymbus arcticus). Das Fehlen von Grabspenden beim Wagn, weil die gen Himmel fliegende Seele eines Ermordeten keine Bedürfnisse hat, wie eine in's Jenseits wandernde Seele, p. 771.

62. 63. (Gilj.). Analoge Bestattungsweise auf Sachalin wie bei den Continental-Giljaken, p. 772.

64. (Gilj.). Verbreitungsgrenzen der Leichenverbrennung auf Sachalin, gegenüber der von den tungusischen Nachbarn überkommenen Sitte der Beisetzung von Todten in Särgen in besonderen Leichenhäuschen, p. 772.

65. Oltscha. Zierlich gearbeitete und bemalte Leichenhäuschen, p. 772.

66. (Olt.). Ausführliche Beschreibung der Grabstätte eines Ertrunkenen, p. 773.

67. (Olt.). Ergänzungen zu 66. Hinweise auf die Vorstellungen von der Seelenwanderung. Spuren einer Gedächtnissfeier. Die Grösse der Leichenhäuschen davon abhängig, ob sie eine Leiche zu bergen haben, während im anderen Fall, wenn die Leiche nicht gefunden wird, ein ähnliches kleineres Häuschen nur zum Gedächtniss errichtet wird, p. 773, 774.

68. Orotschen. Analoge Grabstätten wie bei Oltscha, p. 775.

69. (Orotsch.). Beschaffenheit der Särge, p. 775.

70. Orotschen und Oltscha. Beschreibung einer Orotschen-Grabstätte mit freier Aufstellung des Sarges in gewisser Höhe über der Erde (ohne Leichenhäuschen). Eine solche Bestattungsweise auch in Fällen gewaltsamen Todes üblich, abweichend von der Sitte der Oltscha, welche sie nur in letzteren Fällen anwenden, sonst aber Leichenhäuschen errichten, p. 775.

Beisetzung der durch Bären Verunglückten, bei beiden Völkern, in frei auf dem Erdboden gestellten Särgen, p. 775.

Das Bestimmende für die Richtung des Kopfes bei der Beisetzung der Leichen — bei den Küstenbewohnern das Meer, bei den Bewohnern des Amur der Strom. Abweichungen hievon. Bei den Giljaken der Strom das Maassgebende für die Stellung des Raff, p. 776.

[P.630, DDD]

~~[P. XI]~~

VERZEICHNISS DER TAFELN.

(Diejenigen Gegenstände, bei denen ein Hinweis auf den Text fehlt, sind von dem Verfasser nicht ausdrücklich erwähnt oder besprochen worden).

Tafel XLVII.

Bärenfest*) der Amur-Giljaken. Aufstellung der Bären im Hause und Umzug mit denselben von Haus zu Haus (p. 702).

Tafel XLVIII.

Bärenfest der Giljaken. Umzug mit den Bären zum Amur-Flusse und um das Schöpfloch im Eise, begleitet vom Getrommel der Weiber auf einen freihängenden Balken (p. 711).

Tafel XLIX.

Bärenfest der Giljaken. Aufstellung der Bärenköpfe nebst -Bälgen im Hause und Festmahl (p. 714 u. ff.).

Tafel L.

Beim Bärenfest der Giljaken gebräuchliches Geräth: 1, 2 – Schalen für Bärenfleischbrühe. 3 — Schale für Bärenfleisch und -Speck (p. 717). 4 — Wohl gleich 1 u. 2. 5 — gleich 3 (p. 721). 6 — Hakenholz zum Abheben des Kessels vom Feuer.

---

*) Die Reihe der auf das Bärenfest bezüglichen Zeichnungen beginnt mit Tafel XI (p. 700), auch gehört dazu Taf LXIII. Fig. 3. und der Holzschnitt auf p. 326 d. W.

[P.630, EEE]

Tafel LI.

Beim Bärenfest der Giljaken gebräuchliches Geräth: 1 — Schale zum Einsammeln von Bärenfleisch und -Speck (p. 721). 2 — Langer Löffel zum Füttern der Bären (p. 698). 3 — Messer zum Schneiden von Bärenfleisch und -Speck (p. 717). 4 — Keule zum Tödten von Stören und Hausen (p. 730 Anm. 1). 5 — Spitzaxt zum Spalten des Bärenschädels (p. 730). 6 — Löffel (p. 717).

Tafel LII.

Beim Bärenfest der Giljaken gebräuchliche Löffel (p. 717).

Tafel LIII.

Götzen*) in menschlicher Gestalt: 1 — der **Giljaken.** Hausgötze (Anhang 2). 2 — desgl. (Anh. 4). 3 — Behausung der Götzen (Anh. 4). 4 — Einarmiger Götze (Anh. 4). 5 — Halsgötze (Anh. 2). 6, 7, 8 — der **Golde.** Hausgötzen in menschlicher Gestalt (Anh. 7).

Tafel LIV.

Götzen in menschlicher Gestalt: 1 — der **Golde.** Halsgötze (Anh. 8). 2 — der **Samagirn.** desgl. (Anh. 9). 3, 4, 5, 6, 7 — der **Giljaken.** Götzen auf besondere, durch die Figuren angedeutete Zustände oder Krankheiten bezüglich (Anh. 6; ad 6 s. p. 612. — Bartels Fig. 112, 119).

Tafel LV.

1, 2, 3, 4 — **Giljakische Götzen** in menschlicher Gestalt, auf verschiedene durch die Figuren angedeutete Krankheiten bezüglich (Anh. 6; ad 1 s. p. 643, Bartels Fig. 122, 124). 5 — **Giljakisches** Amulet (Anh. 21; Bartels Fig. 109, 110).

Tafel LVI.

Giljakische Götzen, aus Menschen- und Thiergestalten combinirt: 1 — Mensch und Tiger. 2 — Mensch, Tiger und Bär (Anh. 20). 3 — Mensch mit einem Bären auf dem Kopf (analog Fig. 4). 4 — Mensch mit einer Eule auf dem Kopf (Anh. 21). 5 — Mensch und Weisswal (Anh. 21).

Tafel LVII.

Giljakische Götzen, aus Menschen- und Thiergestalten combinirt: 1 — Mensch und Tiger (Anh. 21). 2 — Mensch mit gekröntem Tigerkopf (Anh. 20. — Bartels Fig. 93).

---

*) In Bezug auf die medicinale Bedeutung der hier und auf den folgenden Tafeln abgebildeten Götzen und Amulete, sowie der Schamanen, vergl.: Dr. Max Bartels, Die Medicin der Naturvölker, Leipzig 1893, mit Illustrationen, auf welche bei analogen Darstellungen hier noch besonders hingewiesen ist.

[P.630, FFF]

3 — Mensch mit Bärenkopf (Anh. 21). 4 — Mensch mit Bärenkopf. 5 — Mensch mit Eulenkopf (Anh. 21). 6 — menschliches Kreuzgelenk mit Bärenkopf und -Fuss (Bartels Fig. 127). 7, 8 — **Giljakische** Amulete mit Menschen- und Bärenköpfen (Anh. 19). 9 — dsgl. Bogen mit menschlichem Kopf (Anh. 2).

Tafel LVIII.

Giljakische Götzen in Thiergestalt: 1, 2 — Bär; auf dem Gürtel vorn eine Kröte, hinten eine Eidechse und 2 Schlangen (Anh. 10. — Bartels Fig. 113). 3 — Bär, gelenkig, in Fischhaut gekleidet (p. 715, Anh. 6). 4, 5, 6 — Tiger (Anh. 10).

Tafel LIX.

Götzen in Thiergesalt: 1 — der **Golde.** Tiger (Anh. 16). 2 — Irbis (Anh. 16. — Bartels Fig. 129). 3 — Irbis (Anh. 15). 4 — der **Oltscha.** Seehund. 5 — Unbestimmtes Thier, mit einem menschlichen Herzen im Munde, Amulet (Anh. 13). 6 — der **Giljaken,** Weisswal. 7, 8 — Kröte (Anh. 10, 29). 9 — *Chaž* (Anh. 20).

Tafel LX.

Amulete der Giljaken: 1 — eiserner Reif mit Thierfiguren, gegen Kopfschmerz getragen (Anh. 6). 2 — eiserner Halbring mit Menschen- und Thier-Figuren, gegen Krankheiten um den Hals getragen (Anh. 6). 3 — der **Oltscha.** Amulet-Gürtel mit menschlichen und Thierfiguren (Anh. 25). 4, 5 — **Giljakische** in Holz geschnitzte Fische (Anh. 11; ad 5 s. p. 645). 6 — Giljakisches Kinderspielzeug einen Hund darstellend (p. 645).

Tafel LXI.

Cultus-Gegenstände der Giljaken: 1 — Götzenschale (Anh. 21). 2 — Schamanengürtel (Anh. 32). 3 — Altar zum Räuchern beim Schamanen-Act. Den menschlichen Figuren oben entsprechen 2 Kröten an den beiden dem Beschauer zugewandten Füssen des Altars und eine Eidechse an dem dritten Fuss. Die menschliche Figur rechts ist, soweit man an dem beschädigten Original erkennen kann, sorgfältiger ausgearbeitet gewesen. Auch die Arme sind angedeutet, die auf der Zeichnung fehlen. In Bezug auf die beiden anderen Figuren vergl. Taf. LVII Fig. 7, 8. 4 — Schamanenakt an einer Kranken (Gilj.? Oltsch.? s. Anh. 34).

Tafel LXII.

Eine giljakische Leiche in der Jurte (Anh. 48, p. 764).

[P.630, 666]

~~xiv~~

Tafel LXIII.

Giljakisches Leichenbegängniss: Zug zur Verbrennungsstätte des Todten (Anh. 48, p. 765).

Tafel LXIV.

Giljakisches Leichenbegängniss: Vorbereitungen zur Verbrennung der Leiche (Anh. 48, p. 765, 766).

Tafel LXV.

Giljakisches Leichenbegängniss: das Anzünden des Scheiterhaufens (Anh. 48, p. 766, 767. — 56, p. 770).

Tafel LXVI.

1 — Grabzeichen eines ermordeten Giljaken, *Wags* (Anh. 22). 2, 3 — kleiner Holztrog nebst Stampfer aus dem Grabmal eines ertrunkenen Oltscha (Anh. 67).

Tafel LXVII.

Grabmal eines ertrunkenen Oltscha (Anh. 66, 67).

Tafel LXVIII.

1 – Giljakisches Grabmal (*Raff*) nebst darin befindlichen Gegenständen von symbolischer Bedeutung (Anh. 43, 50, 51, 53, 54, 55, 56, p. 770). 2 — mit Zeug umwickeltes Brett, in der Mitte ein Stück von dem Schädel und Haar der verbrannten Leiche enthaltend (Anh. 53). 3 — Stöckchen mit 2 Zinken und einem Vogelkopf an der Spitze, eine Taube oder einen Kukkuk darstellend, je nachdem das Zeichen einem Manne oder einer Frau gilt. 4 — Wanderstab für die Seele des Verstorbenen, mit aufgestellter kleiner Schale (Anh. 53). 5 — Stäbchen mit Adlerfedern, um die wandernde Seele zu beflügeln.

Tafel LXIX.

Ein aussergewöhnlich reiches giljakisches Grabmal (Anh. 56).

Tafel LXX.

1 — Oltscha-(Golde-?)Grabmal (Anh. 65). 2 — Inneres desselben mit den darin aufgestellten Särgen (Anh. 68, 69).

[P. 630, HHH!

Im Text enthaltene Holzschnitte.

Seite.
1. Giljakischer Zauberpfeil zur Beschwörung des Sturmes 671
2. Giljakische Maultrommeln oder Brummeisen a) aus Messingblech, b) aus Holz, c) aus Eisen 683

Auf das Bärenfest der Giljaken bezüglich:

3. Tödtungsstätte der Bären 712
4. Aufstellung der Bärenköpfe nebst Bälgen daselbst 713
5. Kröte, aus Birkenrinde geschnitten 716
6. Bärenkopfbinden mit einer Krötenfigur und Achatkugeln: a) mit einer Kugel mitten auf der Stirn, b) mit einer zweiten über dem rechten Scheitelbein, c) mit 2 Kugeln übereinander auf der Stirn 720
7. Bei der Jurte aufgehängtes Bärenfell, auf Sachalin 732

Im Text enthaltene Gesangsnoten.

3 Proben giljakischer Melodieen .... 681.

[P.631]

III. ETHNOGRAPHISCHER THEIL.

Zweite Hälfte: Grundzüge des Familien-, socialen und inneren Lebens.

---

11. Abschnitt.

Familienverhältnisse: Ehe. Weiberkauf und Weiberraub. Sittlichkeit. Häusliche Arbeiten und Beschäftigungen von Mann und Weib. Kinder-Geburt, -Ernährung, -Behandlung und -Erziehung. Stellung der Sklaven und Sklavinnen im Hause. Familienerbrecht. Blutrache.

War ich schon bei Besprechung der Grundbedingungen und Bestandtheile des äusseren Lebens der Amur-Völker genöthigt, mich in mehr oder weniger eingehender Weise nur bei den Völkern des unteren Amur-Landes aufzuhalten, bezüglich derjenigen des oberen Stromlaufes aber nur in allgemein gehaltenen Zügen auf die, jenen gegenüber, besonders typischen und charakteristischen Differenzen hinzuweisen, so ist dies bei den nachstehenden, mehr und mehr dem inneren Leben sich zuwendenden Betrachtungen in noch höherem Grade der Fall. Ja, hier muss ich mich sogar fast ganz und gar auf die Giljaken und die von giljakischem Wesen durchdrungenen, bis auf die Sprache und manche zum Theil vielleicht in Stammeseigenthümlichkeiten wurzelnde Anschauungen und Gebräuche fast ganz giljakisirten Oltscha beschränken und selbst die ihnen zunächst benachbarten Völker des unteren Amur-Landes nur vergleichsweise streifen. Denn nur mit jenen habe ich einigermassen lange genug verkehrt, um in Beziehung auf die hier zur Sprache kommenden Fragen einige, wenn auch immer nur oberflächliche Einblicke gewinnen zu können. Die bis dahin möglichst vergleichend gehaltene Betrachtung der Amur-Völker wird daher in diesem ihrem letzten Theile einen mehr monographischen Charakter annehmen und sich fast ausschliesslich auf dasjenige Volk concentriren, das auch bei allen unseren früheren Auseinandersetzungen den Mittel- und Ausgangspunkt bildete.

Die **Giljaken** sind durch Sitte und Religion an keine bestimmte Form der Ehe gebunden. Thatsächlich jedoch leben bei Weitem die meisten von ihnen in Monogamie. Ja, diese herrscht unter ihnen so sehr vor, dass man sie als allgemeine Regel, die Polygamie hingegen nur als unter gewissen Bedingungen vorkommende, im Ganzen seltene Ausnahme bezeichen darf. Namentlich soll die letztere, nach Angabe der **Giljaken**, auf Sachalin, am Liman und an der Küste des Ochotskischen Meeres so gut wie gar nicht zu finden sein, während sie unter den **Amur-Giljaken** häufiger vorkommt. Eine Erklärung dafür wird sich aus dem in der Folge Mitzutheilenden ergeben. Meist beschränkt sich bei polygamischer Ehe die Zahl der Weiber auf zwei. Solcher Ehen habe ich unter den **Amur-Giljaken** selbst mehrere kennen gelernt[1]). Ehen mit drei bis fünf Weibern sind sehr selten, und solche mit noch mehr als fünf Weibern soll es nach Angabe der **Giljaken** unter ihnen gar nicht geben. Ausser der freiwilligen giebt es aber bei den **Giljaken** auch eine durch das Erbrecht oder richtiger durch Erbverpflichtung verursachte Polygamie, von der später die Rede sein wird.

Das Hauptmotiv, das die **Giljaken** zur Monogamie treibt, ist die auch bei ihnen, gleichwie bei den meisten Naturvölkern und namentlich bei allen indigenen Völkern Sibiriens, herrschende Sitte, ihre Eheweiber zu kaufen[2]). «*Umgu genytsch*», ein Weib kaufen, ist der giljakische Ausdruck für «heirathen». Will ein **Giljake** in friedlicher, rechtmässiger Weise heirathen, so muss er dem Vater oder, wenn dieser nicht mehr am Leben, den Brüdern des von ihm zur Ehe begehrten Mädchens eine bestimmte, durch beiderseitige Uebereinkunft festgestellte Zahlung leisten. Diese besteht je nach Umständen sowohl aus verschiedenen zum Leben und Haushalt nöthigen Gegenständen, wie Kleidungsstoffe, Kochkessel, Bote, Schlitten, Hunde etc., als auch aus manchen Luxusgegenständen von imaginärem Werth, wie sauber gearbeitete, mit eingelegten Silberplättchen versehene Speere, alte mandshurische Eisenpanzer und dergl. m. Um einen Begriff von der Höhe des Brautpreises bei den **Giljaken** zu geben, füge ich hier die Zahlungen bei, die ein paar mir nahe bekannte **Giljaken** für ihre respectiven Weiber zu leisten hatten. So hatte der **Giljake Ssogin** in Kulk (Mäo) für sein zweites Weib, **Malguk** aus Langr, folgenden Preis zu zahlen:

6 grosse Speere mit eingelegtem Silber,	zu je	10	Ja das Stück[3]),	zusammen	60 Ja
2 grosse chinesische Herdkessel	» »	4	» » »	»	8 »
3 japanische Kessel (*Kughi-wunj*)	» »	9	» » »	»	27 »
4 grosse Bote	» »	10	» » »	»	40 »
20 Hunde	» »	1	» » »	»	20 »
				Summa	155 Ja = etwa 310 Rub.

---

[1]) So hatte z. B. der **Giljake Ssogin** in Kulk (Mao) zwei Frauen: **Kengguk** und **Malguk**; desgleichen der **Giljake Tschjogun** zwei: **Chumeiek** und **Tyisuk** u. s. w.

[2]) So bei den **Tungusen**, **Ostjaken**, **Samojeden**, **Tataren**, **Tscheremissen**, **Tschuwaschen**, **Wotjaken** u. a. (s. Anmerk. 1 auf der folgenden Seite). Auch bei den **Chinesen** herrscht derselbe Brauch (**Grosier**, Descr. génér. de la Chine, Paris 1787, T. II, p. 261. **Bazin**, Chine moderne, 2ᵉ Part., Paris 1843, p. 482). Ja auch bei den alten Deutschen war die Ehe ursprünglich ein Kauf, sowie in Island, Norwegen und bei den Angelsachsen (**Peschel**, Völkerkunde, Leipzig 1874, p. 237).

[3]) Die im Folgenden angeführten Preise können zugleich als theilweise Bestätigung und Ergänzung der oben (p. 585 — 590) unabhängig von denselben zusammengestellten Preistabelle der **Giljaken** dienen.

Mein Führer **Chossiambo**, der zwar selbst ein **Oltscha** war, aber eine **Giljakin**, eine Tochter des mehrfach erwähnten **Judin** in Tebach, geheirathet hatte, musste nach seinem und seiner Frau Zeugniss für dieselbe folgenden Preis zahlen:

5 Stück chinesischer Seide zu je 4 Ja, zusammen	20 Ja
1 grossen chinesischen Herdkessel	3 »
1 japanischen Kessel mit drei Henkeln	30 »
1 mandshurischen Eisenpanzer	30 »
1 grossen Bären	30 »
5 besonders gute Hunde (*kyla-kan*), zu je 4 Ja .	20 »
Summa	133 Ja = etwa 266 Rub.

Der Brautpreis ist also bei den **Giljaken** recht hoch, was auf einen verhältnissmässigen Wohlstand des Volkes deutet[1]). Dabei erheischt es der Brauch, dass er mit einem Mal und nicht ratenweise bezahlt werde. Bei dem schon in meinen früheren Schilderungen hervorgehobenen umsichtig sparsamen, auf stetige Mehrung der Güter bedachten Wesen dieses Volkes wird daher selbst ein bemittelter Mann nicht so leicht daran gehen, zu dem einen Weibe sich noch ein zweites oder gar drittes zu kaufen. Nur ein besonders reges Verlangen, seinen Reichthum von seinen Landsleuten auch anerkannt zu sehen und dadurch zu besonderem Ansehen unter ihnen zu gelangen, vermag ihn dazu zu bewegen. Daher ist die Polygamie auch häufiger unter den im Allgemeinen reicheren und dichter zusammen wohnenden **Amur-Giljaken** als bei ihren Landsleuten am Liman, auf Sachalin und an der Küste des Ochotskischen Meeres.

Aus dem Vorstehenden ist zum Theil schon zu ersehen, dass die Sitte des Weiberkaufes im Ganzen von wohlthätigem Einfluss auf ein Naturvolk ist. Mag sie auch eine für unser Gefühl verletzende Nichtachtung der menschlichen Würde und der persönlichen Rechte des Wei-

---

1) Des Vergleichs halber führe ich hier den Brautpreis einiger sibirischen Völker in älterer und neuerer Zeit an. Bei den **Tungusen** an der Werchnaja Tunguska betrug er zu **Adam Brand's** Zeiten (Neuverm. Beschr. seiner grossen Chinesisch. Reise, welche er anno 1692 etc. Lübeck 1734, p. 99) 10—13 Rennthiere. Ein reiches **Ostjaken**-Mädchen am Obj wurde zu **Pallas'** Zeiten nicht leicht unter 100 Rennthieren und einer Menge allerlei Pelzwerks verheirathet (**Sujef**, in **Pallas**, Reise durch versch. Prov. des Russ. Reichs, St. Petersb. Bd. III, 1776, p. 53). Bei den **Ostjaken** am Irtysch beträgt der gangbare Preis einer gewöhnlichen Ehefrau nach **Castrén** (Reiseber. und Briefe aus d. J. 1845—1849, St. Petersb. 1856, p. 96) 200—300 Rub. an Geld, ein Pferd, eine Kuh und einen Ochsen, 7—10 verschiedene Kleidungsstücke, ein Pud Mehl, einen Eimer Branntwein und etwas Hopfen zum Anrichten der Hochzeitsfeier. Die hohen Brautpreise, die **Middendorff** (Reise in d. Nord. und Ost. Sibirien's, Bd. IV, p. 1439) für die **Awja-Samojedinnen** anführt, werden zum Theil durch die Mitgift verringert, welche die Braut mitbringt, so dass es unter Umständen fast nur auf einen Tausch herauskommt, was bei den **Giljaken** nie der Fall ist. Sehr gering war dagegen der Brautpreis bei den **Wotjaken**, **Tscheremissen** und **Tschuwaschen**: bei den ersteren, die am ärmsten waren, betrug er nur 5—15 Rub., bei den beiden letzteren 10—30 Rub., und bei den Kungurschen **Tscheremissen**, die am reichsten waren, 100 Rub. und mehr (**Müller**, Samml. Russ. Gesch. Bd. III, p. 369).

bes in sich schliessen, indem sie es dem Manne gegenüber schlechtweg als Waare hinstellt, so übt sie dagegen doch einen gewissen moralischen Zwang auf die Männer aus. Denn vor Allem nöthigt sie diese, durch Thätigkeit und Arbeit die Mittel zu erwerben, um ein Weib kaufen und einen eigenen Hausstand gründen zu können, und setzt damit auch allzufrühen Eheschliessungen einen wirksamen Damm entgegen. Ferner thut sie, wie wir schon sahen, durch die materiellen Hindernisse, die sie der Vielweiberei in den Weg legt, der Monogamie Vorschub. Und endlich bietet sie dem Weibe sowohl eine Garantie guter Behandlung seitens der Eltern, indem ein wohlgenährtes und gut gehaltenes Mädchen leichter und theurer verheirathet werden kann, als besonders auch einen gewissen Schutz gegen rohe Misshandlungen seitens des Mannes, denn das mühsam und theuer Erkaufte pflegt, zumal beim Naturmenschen, in der Regel auch höher geschätzt und besser gehütet zu werden als das nur mühelos und billig Erlangte oder gar Geschenkte. So bildet der Brautpreis bei den Naturvölkern gewissermaassen ein Correctiv für die ihnen noch abgehende geistige Schätzung und Hochachtung des Weibes, und je höher er ist, desto grössere Wirkung lässt sich von ihm erwarten und ein desto besseres Prognostikon stellt er den ehelichen und Familienverhältnissen des betreffenden Volkes aus. Dass und in wie weit dies bei den Giljaken zutrifft, werden wir, ausser dem schon erwähnten Vorherrschen der Monogamie bei ihnen, in den nachstehenden Betrachtungen noch mehrfach kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Andererseits ist nicht zu leugnen, dass je höher der Brautpreis, desto grösser für unbemittelte, aber unternehmende junge Männer auch die Versuchung ist, sich der Zahlung desselben zu entziehen und durch List oder Gewalt in den Besitz eines Weibes zu setzen. In der That kommt Weiberraub bei den Giljaken keineswegs selten vor. Ihren eigenen Angaben zufolge findet er fast immer nach vorausgegangener Uebereinkunft zwischen beiden Theilen, dem Entführer und der zu Entführenden, statt. Um ihn auszuführen, stellt sich der Mann wie von ungefähr im Hause der Eltern des begehrten Mädchens ein, macht dort unbefangen vom üblichen Gastrecht Gebrauch und nimmt dabei einen gelegenen Zeitpunkt wahr, da die Wirthe sehr beschäftigt sind oder sich entfernt haben, um mit dem Mädchen auf dem bereit gehaltenen Schlitten oder Boot zu entfliehen. Ebenso macht er es, um eine ihrem Manne untreu werdende Frau zu entführen. Sobald der geschädigte Vater oder Ehemann den Raub bemerkt, setzt er mit einigen Verwandten oder Dorfgenossen den Flüchtlingen nach. Gelingt es, sie einzuholen, so kann die Geraubte wieder zurück gebracht werden, jedoch nicht ohne blutigen Kampf mit dem Räuber und seinen Helfern, falls er für welche gesorgt, da beiderseits mit Messern und Spiessen vorgegangen wird. Meist weiss jedoch der Räuber es so schlau einzurichten, dass er mit seiner diensfertigen Beute entkommt. Dann bleibt die Fehde bestehen und kann sich Jahre lang hinziehen, da in Folge der, wie später besprochen werden soll, bei den Giljaken üblichen Blutrache sowohl die durch den Raub direkt Geschädigten, als auch die gelegentlich im Kampf Verwundeten auf Rache bedacht bleiben und nach einer Gelegenheit zu ihrer Ausübung suchen. Ganze Dörfer können dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden, so dass die Bewohner derselben, um der Gefahr eines unerwarteten Angriffs zu entgehen, einander sorgfältig meiden und der Verkehr zwischen den Dörfern ganz aufhört[1]). Angesichts solcher Verwickelungen und Gefahren begehen die Giljaken selten einen Weiberraub in einem benachbarten Dorfe, sondern suchen sich dazu in der Regel einen entfernteren Schauplatz aus. Am häufigsten geschieht es namentlich, dass Giljaken vom Ochotskischen Meer und von der Liman-Küste Sachalin's ihren Landsleuten am Amur Töchter oder Frauen entführen, sei es weil sie bei ihren entlegenen Wohnsitzen die Rache derselben weniger zu fürchten brauchen, oder weil sie in Folge ihres geringeren Wohlstandes den hohen Brautpreis der Amur-Giljaken nicht zahlen mögen oder können. Und ganz besonders übelberüchtigt und gefürchtet ihrer räuberischen Gesinnung wegen sind bei den letzteren die Tamula-wo-Giljaken.

So übel jedoch der Weiberraub vielen Giljaken mitspielt und so blutige Folgen er bei ihrem leidenschaftlichen und jähzornigen Temperament in der Regel nach sich zieht, so tritt uns in den ihn veranlassenden Motiven doch auch eine lichtere und edlere Seite entgegen. Da er nämlich, wie schon gesagt, fast immer unter Zustimmung des weiblichen Theiles stattfindet, so dürften dabei nicht selten auch andere Beweggründe als rohe männliche Raubsucht, namentlich eine Auflehnung des weiblichen Stolzes gegen die Behandlung des Weibes als blosses Kaufobject, ja mitunter sogar tiefere, allen Hindernissen und Gefahren Trotz bietende Herzensneigungen in entscheidender Weise mitwirken. Daher wohnt dem Weiberraube auch ein romantisch-poetisches Moment inne, welches der Eheschliessung durch Kauf abgeht, und gewiss ist es kein blosser Zufall, dass unter den wenigen giljakischen Liedern, die ich erhielt und die mir leider bis auf einzelne Worte unverständlich sind, zwei solche sich befinden, die angeblich von giljakischen Männern (Orkin und Largun) ihren durch Raub erlangten Frauen (Rachywguk und Nymguk) gesungen worden sind.

Noch ein auf den Weiberraub bezüglicher Punkt muss hier berührt werden. Dr. Awgustinowitsch, der als Arzt ein Jahr (1871/72) im giljakischen Theile Sachalin's zugebracht hat, giebt an, dass die Giljaken, um zu heirathen, durchaus verpflichtet seien, das erwählte Mädchen zu stehlen, was fast immer mit ihrer und der Eltern Einwilligung geschehe: die Entführung der Braut bilde bei ihnen das ganze Ceremonial der Eheschliessung; später bringe der Mann seinen Schwiegereltern ein Geschenk dar, das meist aus einer zum Fischfange oder zur Jagd dienlichen Waffe bestehe[2]). Sofern sich diese Angabe auf wirklichen obligatorischen Weiberraub beziehen sollte, bedarf sie nach dem oben Gesagten keiner nochmaligen, besonderen Widerlegung. Dass aber die Giljaken bei ihren Eheschliessungen stets einen scheinbaren Braut- oder Mädchenraub ausführen müssen, der sich als Ueberrest eines ehemals bei ihnen bestandenen obligatorischen Weiberraubes betrachten liesse, muss ich nach Allem, was ich von ihnen darüber gehört, ebenfalls in Abrede stellen. Der Weiberraub ist bei ihnen nie und nimmer eine

---

[1]) In solcher Fehde mit einander lagen z. B. zu meiner Zeit die Dörfer Tamula-wo und Tolwanligr-wo, an der Liman-Küste Sachalin's, so dass die Bewohner des letzteren, als des viel kleineren, sich sehr vor denen des ersteren zu hüten hatten.

[2]) О. Августиновичъ, Жизнь Русскихъ и инородцевъ на остр. Сахалинѣ, С.-Петерб. 1874, стр. 38.

Spielerei, sondern, wie schon erwähnt, als eine Schädigung des Eigenthums, stets eine Sache von blutigem Ernst.

Kehren wir jedoch zur rechtmässigen Eheschliessung bei den Giljaken zurück. Blutsverwandtschaft giebt nur in sehr beschränktem Maasse ein Ehehinderniss ab, indem nur Geschwister und Brüderkinder einander nicht heirathen dürfen. Diese werden auch in der Sprache nicht unterschieden von einander, indem *«ykyn»* und *«atschek»* sowohl älterer und jüngerer Bruder, als auch älterer und jüngerer Vetter väterlicherseits und *«ranah»* ebenso Schwester, wie Cousine väterlicherseits bedeutet, und dem entsprechend auch der Bruder und die Schwester des Vaters mit demselben Wort wie Vater und Mutter, nämlich *«ytyk»* und *«ymyk»* bezeichnet werden. Darüber hinaus aber bildet die Zugehörigkeit beider Theile zum selben väterlichen Geschlecht, die in anderen Beziehungen, wie wir später sehen werden, auch von den Giljaken beachtet wird, bei ihnen kein Hinderniss für die Ehe, wie bei manchen sibirischen Völkern[1]), und andererseits bei den Chinesen[2]) und durch deren Vermittelung in wesentlich entstellter Art auch bei den Golde[3]). Auch die Verschiedenheit der Nationalität ist bei den Eheschliessungen der Giljaken lange nicht so maassgebend, wie man nach der Grundverschiedenheit ihrer Sprache von derjenigen aller ihrer Nachbarn erwarten sollte. Auf dem Continent finden namentlich häufige Eheverbindungen zwischen den Giljaken und ihren nächsten Nachbarn am Amur, den Oltscha, statt, und vornehmlich diesem Umstande ist wohl auch die schon mehrfach hervorgehobene Ausgleichung der Sitten und Gebräuche beider Völker oder, mit anderen Worten, die Giljakisirung der Oltscha zuzuschreiben. In geringerem Grade findet dasselbe auch den Negda gegenüber statt. Zuweilen bringt sich ein Amur-Giljake von seinen Handelsreisen zu den Japanern auch eine Ehefrau aus dem Aino-Volk heim[4]). Dass hingegen umgekehrt eine Amur-Giljakin einen Aino heirathete, dürfte kaum vorkommen, weil diese ihre Insel nicht zu verlassen pflegen und, wenn dies ausnahmsweise geschehen sollte, auch den hohen Brautpreis der Giljaken zu zahlen nicht im Stande sein dürften. Wo aber, wie auf Sachalin, beide Völker unmittelbar neben einander wohnen und auch der Brautpreis geringer ist, da finden, wie schon Mamia Rinsô berichtete[5]), häufige Ehen zwischen ihnen statt und ist auch die Assimilirung zwischen beiden Stämmen ganz ansehnlich.

Sobald der Brautpreis bezahlt worden ist, gilt die Ehe für geschlossen und kann der Mann seine Frau in Empfang nehmen und heimführen. Dies geschieht auch oft ohne Weiteres. Bemitteltere Leute pflegen jedoch zur Feier der Hochzeit ihrer Tochter oder Schwester ein Festmahl auszurichten, an welchem ausser den Angehörigen auch Dorfgenossen und Freunde theilnehmen. Desgleichen wird dem abziehenden Ehepaar ein Vorrath an verschiedenen Lebensmitteln, Fisch, Mossj, Beeren, Hirse und drgl. mitgegeben, damit die junge Frau, im Domicil ihres Mannes angelangt, auch dort den Angehörigen, sowie den Haus- und Dorfgenossen ein Festmahl anrichten könne.

---

[1]) So z. B. bei den Ostjaken, Samojeden, Lappen (Tylor, Forsch. über die Urgesch. der Mensch. und die Entwick. der Civilis., aus dem Engl. v. H. Müller, p. 359).

[2]) Du Halde, Descr. de l'Emp. de la Chine et de la Tart. Chinoise, Paris 1735, T. III, p. 133. Pauthier, Chine mod. ou descr. de ce vaste Emp. d'après des docum. chinois, 1. part., p. 23, 273; 2. part. p. 238. Іакинѳъ, Китай, С.-Петерб. 1840, стр. 198.

[3]) Darüber wird in der Folge nähere Aufklärung gegeben werden.

[4]) So war, wie schon oben (p. 224) angegeben, die Mutter des reichen Giljaken Judin in Tebach ein Aino-Weib.

[5]) Siebold, Nippon, VII, p. 195.

In der Regel zieht das junge Ehepaar nach dem Ort, wo der Mann zu Hause ist, d. h. wo seine Eltern oder Brüder leben, und lässt sich je nach Umständen auch bei den einen oder anderen nieder, da die Wohnungen der Giljaken, wie oben geschildert worden, der Art sind, dass sie mehreren Familien Raum bieten. Doch wird das Haus keineswegs immer nur von Verwandten bewohnt, sondern oft auch von manchen anderen Angehörigen des Orts, die etwa an seinem Bau betheiligt gewesen sind, oder in irgend welchen sonstigen Beziehungen zu seinem Besitzer stehen. Die Hausgenossen bleiben zusammen bis durch Anwuchs der Familien der Raum zu eng wird und die Mittel einem Theil derselben gestatten, sich ein anderes Haus, sei es am selben Ort, sei es wo anders zu errichten. Ausser dem allen Hausgenossen gemeinsamen Mittelraum, mit dem Herde in der Erdjurte oder dem Hundetisch in dem nach chinesischem Muster gebauten Winterhause, hat jede Familie ihren besonderen Antheil an den ringsum laufenden Schlafbänken und auch jeder Einzelnstehende seinen bestimmten Platz auf denselben. Doch sind diese Einzeltheile niemals in irgend welcher Weise durch Schirme, Vorhänge oder dergleichen von einander abgegrenzt, und das ganze Innere des Hauses macht stets den Eindruck eines von Allen gemeinsam bewohnten Raumes.

So wenig ein solches Zusammenwohnen aller Hausgenossen in einem Raume der Sittlichkeit im Allgemeinen förderlich sein kann, so muss ich den Giljaken in Beziehung auf letztere doch ein gutes Zeugniss geben. Ja, ich stehe nicht an, sie ihren Nachbarn, den Golde, Orotschen, Aino und noch mehr den übrigen paläasiatischen Völkern gegenüber als ein sittenstrenges Volk zu bezeichnen. Gewiss hängt die grössere Sittenstrenge der Giljaken mit Charaktereigenschaften zusammen, die sie vor jenen Völkern voraus haben, namentlich ihrer grösseren Energie, Selbstbeherrschung und Mässigung, welche sie, wie oben erwähnt[1]), auch beim Branntweingenuss an den Tag legen. Andererseits aber standen die Giljaken im Vergleich mit den anderen Amur-Völkern in sittlicher Beziehung insofern auch stets unter günstigeren Verhältnissen, als ihre Wohnsitze am entferntesten von den beiden ostasiatischen Culturvölkern, den Japanern und Chinesen liegen und diese auch keine Niederlassungen im giljakischen Gebiet haben. Wie demoralisirend diese auf die Eingeborenen wirken, kann man daraus ersehen, dass die Japaner und Chinesen stets ohne ihre Weiber, jene nach Sachalin und diese in das Ussuri- und untere Amur-Land kommen und, mit Branntwein und anderen verführerischen Waaren versehen, unter den Frauen und Töchtern der Aino resp. der Orotschen, Golde und Oltscha sich Concubinen anzuwerben pflegen. Es ist daher nicht bloss in Betreff des Handels, sondern auch in sittlicher Beziehung von wohlthätigen Folgen für die Giljaken gewesen, dass sie den chinesischen Händlern den Eintritt in ihr Land verweigerten, wie es auch ein Zeugniss von ihrer weit-

---

1) S. oben, p. [illegible].

sichtigen Klugheit und Energie war [1]). Mit der Besitznahme des Amur-Landes durch die Russen in den 50-er Jahren änderten sich die Verhältnisse sehr zu Ungunsten der **Giljaken**, indem diese Besitznahme gerade mit ihrem Gebiet begann und sie zuerst und zumeist in die nächste Berührung mit dem neuen, von Norden an sie herangetretenen Culturvolke gezogen wurden, eine Berührung, die, wie es einem Naturvolk in dergleichen Fällen stets zu ergehen pflegt, in sittlicher Beziehung für sie nur von nachtheiligem Einfluss sein konnte, wie es die späteren Nachrichten von dort auch genugsam bezeugen. Doch ich kehre zu den Verhältnissen und Zuständen zurück, deren ich selbst Zeuge war.

Die Sittenstrenge der **Giljaken** tritt auch in dem durchweg decenten Betragen der beiden Geschlechter gegen einander, so wie in der Schamhaftigkeit ihrer Weiber und Mädchen zu Tage. Niemals treten einem im Zusammenleben mit ihnen in ihren Häusern unanständige Körperentblössungen, wie sie unter den **Aino** häufig vorkommen [2]), oder sonstige anstössige Scenen entgegen. Vergehen gegen die Keuschheit, namentlich unter unverheiratheten Leuten, sind natürlich nicht ausgeschlossen, werden aber von den Eltern des Mädchens, das zu Fall gebracht worden ist und einem Kinde das Leben gegeben hat, auf's strengste gerügt. Nach Angabe der **Giljaken** pflegt die Mutter des Mädchens ihre Tochter in einem solchen Falle körperlich zu züchtigen, während der Vater das Aergerniss dadurch zu beseitigen sucht, dass er das neugeborne Kind tödtet und heimlicherweise bei Seite schafft. Letzteres geschieht namentlich stets, wenn das Kind ein Mädchen ist, ein Knabe hingegen findet noch unter Umständen Erbarmen, und die Chancen des Mädchens, darnach noch an den Mann zu kommen, leiden in diesem Falle auch nur in geringerem Grade.

Obgleich und, wie schon aus dem Vorhingesagten ersichtlich, zum Theil auch weil käuflich geschlossen, nehmen die Ehen der **Giljaken** meist einen glücklichen oder doch befriedigenden Verlauf. Die eheliche Treue wird streng gehalten. Der Mann wacht eifersüchtig über die Treue seiner Frau, zumal so lange sie jung ist, und diese hütet sich wohl, ihrem Manne Veranlassung zu Argwohn und Verdacht zu geben und seinen Zorn zu wecken. Von sehr heilsamem, die Leidenschaften auf beiden Seiten zügelndem und hemmendem Einfluss ist auch der Umstand, dass der Mann, wenn er seine Frau aus irgend welchen Gründen verstösst und ihren Eltern zurückgiebt, damit keineswegs ein Recht auf Zurückerstattung der für sie gezahlten Gegenstände erlangt, und dass er hingegen eine solche Zurückerstattung wohl beanspruchen darf, wenn die Frau ihn aus eigenem Antriebe verlässt. Diese darf somit in einem solchen Falle keineswegs auf eine freundliche Aufnahme bei ihren Eltern rechnen. Schon aus materiellen Gründen, die bei den **Giljaken** stets in hohem Grade maassgebend sind, hütet sich daher jeder der beiden Theile die Initiative zur Lösung der Ehe zu ergreifen.

Aehnliche utilitarische Gesichtspunkte liegen zum grossen Theil auch dem friedlichen Zusammenleben von Mann und Weib und der guten Behandlung, welche dieses von jenem erfährt, zu Grunde. Der Giljake ist zu praktisch angelegt und zu sehr auf Erhaltung und Mehrung seines Hab und Guts bedacht, um nicht den grossen Nutzen, den ihm die Frau dabei leistet, zu erkennen, und ihre durch emsigen Fleiss, Geschick, Geduld und Erfahrung bedingte kolossale Arbeitsleistung zu schätzen. Fällt ihr doch bei der Theilung der Arbeit zwischen Mann und Frau für das gemeinsame Hauswesen bei Weitem der grösste Theil zu. Der Mann hat im Allgemeinen nur für die Beschaffung der wichtigsten Existenzmittel zu sorgen. Die Jagd, der Stör- und Hausenfang, der Seehunds- und Delphinen-Schlag, sowie der Handel, und namentlich die dazu erforderlichen vielfachen Fahrten und Reisen bilden das Feld seiner ausschliesslichen Thätigkeit. Zwar giebt er sich auch mit dem übrigen Fischfang ab, und zur Zeit des Massenzuges der verschiedenen Lachsarten geschieht dies sogar in einer sehr energischen Weise, allein hiebei kommen ihm schon die Weiber sehr wesentlich zu Hülfe, und die mühsame Arbeit, die kolossale Menge der ans Land gebrachten Fische zu reinigen, zu zergliedern und zum Dörren in der Sonne auf die Gerüste zu hängen, fällt ganz und gar ihnen anheim. Sie bringen, zum Theil mit Hülfe der Kinder, auch alle Wintervorräthe an vegetabilischen Nahrungsmitteln, so weit diese der einheimischen Flora angehören, die verschiedenen essbaren Beeren, Wurzeln, Kräuter, Moose und dergl. zusammen. Das Weib hat ferner den ganzen Haushalt mit Allem, was drum und dran hängt, zu besorgen. Das Einzige, was der Mann unmittelbar dazu thut, ist dass er das erforderliche Brennholz im nächstgelegenen Walde zurecht haut, spaltet und bis vors Haus bringt. Es nach Bedarf ins Haus zu tragen, bleibt aber wiederum den Weibern überlassen, gleichwie sie auch das zum Trinken und Kochen nöthige Wasser herbeitragen müssen, — eine Arbeit, die im Winter und bei schlechtem Wetter in den Dörfern, die in ansehnlicher Höhe über dem Strome liegen, mit vieler Mühe und Anstrengung verbunden ist. Dies sind in der Regel auch die ersten Arbeiten des Tages, da man des Morgens die in der Nacht abgekühlte Behausung wieder erwärmen, die Fischbrühe für die Hunde kochen und diese füttern muss, um sie zu etwaigen Ausfahrten der Männer bereit zu halten. Die Aufbewahrung sämmtlicher Nahrungsvorräthe und die Bereitung der Speisen für die Hausbewohner fällt natürlich ebenfalls ganz den Weibern anheim. Doch nehmen die Giljaken am Morgen und während des Tages meist nur kalte Nahrung zu sich. Die Hauptmahlzeit, zu der es auch warme Speisen zu bereiten giebt, findet erst gegen Abend statt, denn alsdann kehren die Männer von ihren auswärtigen Beschäftigungen zurück und langen bisweilen auch durchreisende Leute an, die mit einem der Hausbewohner in gastfreundlichen Beziehungen stehen und Nachtherberge beanspruchen. Zudem wird durch die Vorbereitungen zu dieser Mahlzeit die Jurte auch in den Wärmezustand versetzt, den der Giljake zur Nacht gern haben mag.

---

[1] S. oben, p. 71 und 603.

[2] Н. Буссе, Остр. Сахалинъ и Экспед. 1853—54 гг. С.-Петерб. 1872, стр. 55, 56, 79.

Mehr noch als die Bestellung der Nahrung für Menschen und Hunde nimmt die Bereitung der Kleidung für die ganze Familie die Weiber in Anspruch. Zunächst gilt es, die dazu dienlichen Materialien in den erforderlichen Zustand zu versetzen oder zu beschaffen: die Thierfelle und Häute zu gerben, die ausser zur Kleidung auch zum Ersatz des Fensterglases üblichen Fischhäute zu reinigen, zu stampfen und zu trocknen, das zum Nähen dienliche Garn aus Nesselfasern oder aus Thier- und Fischhäuten zu bereiten u. s. w. Dann folgt das Zuschneiden, Nähen und Steppen der mannigfaltigen Kleidungsstücke, die nach giljakischem Geschmack, wie wir sahen, stets mit allerhand bunt verschlungenen Stickereien und sonstigem Schmuck und Zierrath versehen werden. Dazu kommen noch manche andere häusliche Arbeiten, wie Bereitung von Hausgeschirr, Schalen, Körben, Eimern aus Birkenrinde, Nähen von Decken und von grossen und kleinen Taschen und Beuteln aus *Zeug* oder Thierfellen und Häuten zu verschiedenem Gebrauch und dergl. m.

So sieht man die giljakischen Weiber buchstäblich keinen Augenblick ohne Arbeit, während der Mann, von der Jagd oder dem Fischfang zurückgekehrt, viel Zeit in Ruhe und Nichtsthun verbringt und zu Hause überhaupt keine andere Arbeit, als die Anfertigung des zu seinen eigenen Beschäftigungen erforderlichen Geräthes kennt. Da nun dieses auch recht zahlreich und complicirt ist, indem dazu unter Anderem auch all die mannigfaltigen und zum Theil kunstvoll aus Eisen gearbeiteten Lanzen, Messer, Harpunen und dergl. gehören, so sollte man denken, dass es auch dem Manne an häuslicher Arbeit niemals fehlen könne. Allein diese Gegenstände werden keineswegs überall und von jedermann, sondern nur an einigen Orten von sachkundigen Giljaken gemacht und in den Handel gebracht[1]), so dass man nur einen hölzernen Griff oder Schaft zu machen und das Eisen daran zu befestigen braucht, um die Waffe ganz herzustellen. Aehnlich verhält es sich mit den Bogen, Booten und anderem speciell oder zumeist von den Männern gebrauchten Geräth. Die häuslichen Beschäftigungen des Mannes sind daher bei den Giljaken nicht sehr zahlreich und beschränken sich zumeist auf einige Handarbeiten mit dem Messer oder Bohrer zur Herstellung von Schlitten, Schneeschuhen, Thierfallen und anderem Geräth aus Holz oder Knochen, wobei ihm immer noch viel Zeit zum Nichtsthun, Rauchen und Schlafen übrig bleibt.

Die häuslichen Arbeiten und Verrichtungen des Weibes sind aber mit dem, was angeführt worden ist, noch lange nicht erschöpft, denn zu alledem kommen noch die Mutterpflichten, die Pflege und Beschickung der Kinder hinzu. Die Giljaken, Mann wie Weib, finden grosses Wohlgefallen an Kindern und geben ihm nicht selten Ausdruck, obgleich sie im Allgemeinen sehr zurückhaltend in der Aeusserung ihrer Gefühle sind. Niemals habe ich einen Giljaken seiner Frau einen Kuss geben sehen, selbst nicht, wenn er im Begriff stand eine Reise anzutreten, oder von einer solchen zurückkehrte. Hingegen habe ich öfters giljakische Männer, von den Weibern garnicht zu reden, kleine Kinder zärtlich streicheln und küssen sehen. Jeder verheirathete Giljake wünscht sich auch eine möglichst grosse Kinderschaar, und wer sie hat rühmt sich ihrer. In Xyi that Einer mir gegenüber sehr gross mit seinen zahlreichen Kindern, obgleich er auf meine Frage, wie viele ihrer denn seien, nicht mehr zu antworten wusste als: *tammlà*, *tammlà*, d. h. viele, viele. In diese Freude mischt sich jedoch auch ein egoistisch utilitarischer Gesichtspunkt ein, denn an den heranwachsenden Söhnen hat er bald Gehülfen in seinem lukrativen Jagd-, Fischfangs- und Handelsbetriebe, und die Töchter verheissen, von der

---

[1] Ein grosser Theil davon wird auch, wie oben (p. 571) schon erwähnt, in roher Form von den Oroken gekauft und von den Giljaken nur überarbeitet.

Hülfe, die sie im Haushalt leisten, ganz abgesehen, einst einen schönen Brautpreis. Ein unfruchtbares Weib ist daher leicht der Gefahr ausgesetzt, dass der Mann sie verstösst, oder auch neben ihr eine zweite Frau nimmt, die, wenn mit Kindern gesegnet, sie bald ganz in den Hintergrund drängt. Selbstverständlich theilt auch die Frau den Wunsch des Mannes und verschmäht daher kein Mittel, das zu seiner Erfüllung dienen könnte, und der herrschende Aberglaube giebt ihr manche Mittel der Art an die Hand. So habe ich z. B. manche Weiber einen Hündinnenzahn um den Hals tragen sehen, in dem Glauben, dass dies ihnen Fruchtbarkeit verleihen dürfte. Vermuthlich werden auch andere, eigens zu dem Zweck geschnitzte Amulette von den Weibern getragen, doch wüsste ich kein Stück der Art näher zu bezeichnen.

Nach alledem ist es um so auffallender, dass bei den **Giljaken** in Beziehung auf die Geburt von Kindern eine unmenschlich grausame Sitte besteht, die Sitte nämlich, dass das Weib niemals im Hause niederkommen darf, sondern es dazu, ungeachtet des Wetters und der Tages- und Jahreszeit, stets verlassen muss. Ich habe daran nicht glauben wollen, bin aber selbst Zeuge davon gewesen. Als ich am 24. April (6. Mai) 1855 das Dorf Kuik besuchte und in eines seiner Häuser trat, sah ich ein Weib sich äusserst schwer und mühsam hinausbewegen und auf ein in der Nähe bereitetes Strohlager hinsinken, wo es sogleich von Geburtswehen ergriffen wurde. Der Mann stand vor der Thür, sah eine Weile gelassen hin und ging dann in's Haus zurück, worauf auch ich mich entfernte. Einige Stunden später hörte ich durch einen **Giljaken** desselben Dorfes, dass die Geburt glücklich erfolgt, das Kind aber bald darnach gestorben sei. Die Mutter blieb am Leben. Die mittlere Temperatur dieses Tages betrug im nahebei gelegenen Nikolajefsk 2°,8 R., das Thermometer zeigte um 7 Uhr Morgens nur 1°,1, stieg um 2 Uhr Nachmittags auf 6°,3 und fiel um 9 Uhr Abends wieder auf 2°,0 hinab. Der Strom hatte seine morsche Eisdecke noch nicht abgeworfen, und bei meist leicht bewölktem Himmel wehte ein mässiger Ostwind vom Liman herauf[1]). In den kälteren Jahreszeiten, im Spätherbst und Winter findet die Niederkunft nicht ganz im Freien, sondern in einem zu dem Zweck in der Nähe des Hauses aus Birkenrinde errichteten Zelte statt, wo auch ein kleines Feuer unterhalten werden kann. Bei den niedrigen Wintertemperaturen und argen Schneestürmen im Giljaken-Lande bleibt es aber immerhin eine starke Zumuthung für Mutter und Kind, und ich zweifle nicht, dass die grosse Sterblichkeit unter den giljakischen Kindern und überhaupt die geringe Kopfzahl der **Giljaken** zum grossen Theil in dieser Unsitte ihren Grund haben. Aus was für Vorstellungen sie entstanden sein könnte, weiss ich nicht zu sagen. Dass sie auf dem Aberglauben beruhe, dem Weibe wohne bei der Niederkunft etwas Unreines inne, ist nicht wahrscheinlich, da es, wie auch Dr. **Seeland**[2]) und **Deniker**[3]) bemerken, nach derselben keiner besonderen Reinigung unterworfen wird, sondern nach etwa 8—12 Tagen ohne Weiteres wieder in das Haus zurückziehen darf. Der Erstgenannte meint hingegen, jene

---

[1]) Vrgl. dieses Werkes Bd. IV, p. 30.

[2]) Die **Ghiliaken**, eine ethnographische Skizze (Russische Revue, herausgegeben von **Carl Röttger**, XXI Bd. St. Petersburg 1882, p. 129.

[3]) Vrgl. Dr. H. **Ploss**, das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 3. Aufl. bearb. und herausg. von Dr. **Max Bartels**, Leipzig 1891, Bd. II, p. 43.

Sitte könne mit der Vorstellung der **Giljaken** zusammenhängen, dass dem Hause, in welchem ein Todesfall sich ereignet, Unglück gebracht werde und es daher abgebrochen werden müsse, wesshalb sie auch Sterbende aus dem Hause hinaustrügen und dort liegen lassen, bis sie todt sind[1]. Möglich, dass sie eine solche Vorstellung haben, es bleibt jedoch noch zu constatiren, dass sie in der That ein Haus, in dem Jemand gestorben ist, abbrechen oder wenigstens verlassen, was namentlich hinsichtlich der grossen und complicirten chinesischen Winterhäuser (Tschadryfs), die durch gemeinsame Arbeit der Dorfgenossen errichtet und meist von mehreren Familien bewohnt werden, noch sehr fraglich erscheint. Ich kann es aus eigener Erfahrung nicht behaupten: während meines Aufenthalts im Nikolajef'schen Posten ereigneten sich zwar im nahebei gelegenen Dorfe Kuik mehrere Todesfälle, ohne dass eines der Häuser verlassen, geschweige denn abgebrochen worden wäre, allein die Betreffenden können auch ausserhalb derselben gestorben sein. Andererseits habe ich einmal auch eine Leiche im Hause liegen sehen, von welcher später gelegentlich des Bestattungsmodus der **Giljaken** noch die Rede sein wird, allein diese kann auch erst nach dem ausserhalb des Hauses erfolgten Tode wieder hereingebracht worden sein. Findet der von Dr. **Seeland** vermuthete Zusammenhang der Vorstellungen bei den **Giljaken** statt, so gäbe dies den Beweis, dass sie bei jeder Geburt zunächst an den wahrscheinlichen Tod, sei es der Mutter oder des Kindes denken, wozu sie ihre eigne barbarische Behandlung der Wöchnerin allerdings auch vollkommen berechtigt. Daneben greifen sie jedoch zu allerhand anderen abergläubischen Handlungen, um eine leichte und glückliche Geburt zu bewerkstelligen. So wird bei Zeiten eine auf den Geburtsakt bezügliche Figur aus Holz geschnitzt (s. Taf. LIV. Fig. 6) und mit kleinen Opfergaben an Nahrungsmitteln, Tabak und dergl. bedacht, um die bösen Geister, die auf die Geburt Einfluss haben könnten, ihr günstig zu stimmen und zu besänftigen.

Der Zutritt zum Zelt, wo die Wöchnerin sich befindet, ist Niemandem gestattet, mit Ausnahme der Wehmutter und sonstiger Hülfe leistender Weiber. Die Durchschneidung der Nabelschnur wird mit einem eigens dazu bestimmten Messer ausgeführt (gil. *kysmrk-* oder *kyssk-dshakko*, Taf. XXXII, Fig. 5), dessen Stiel mit Schnitzereien besonders reich versehen ist, und das zu nichts Anderem gebraucht werden darf[2]). Offenbar erkennen die **Giljaken** dieser Handlung eine besonders wichtige Bedeutung zu. An der Stelle, wo das Kind geboren worden, wird es von den Weibern gewaschen und besorgt und bleibt dort überhaupt so lange, bis es, wenn es nicht inzwischen gestorben ist, mit der Mutter ins Haus zieht, wo es ihrer alleinigen Pflege anheimfällt.

Gleich oder wenigstens sehr bald nach seiner Geburt erhält das Kind einen Namen: gewöhnlich schon gegen Abend desselben oder am Morgen des folgenden Tages, je nachdem, ob es am Tage oder in der Nacht geboren worden ist. Das geschieht ohne irgend welche Feierlichkeit, indem der Vater schlechtweg den von ihm oder der Mutter gewünschten Namen nennt, oder auch ein zufällig anwesender **Giljake** einen Namen vorschlägt und der Vater ihn gutheisst und für sein Kind annimmt. Ausdrücklich muss noch hervorgehoben werden, dass weder bei der Geburt, noch bei der Namengebung irgend welche Schamanenkünste producirt werden. In den meisten Fällen wird die Geburt eines Kindes auch nicht besonders gefeiert. Bemittelte Leute geben jedoch mitunter ihrer Freude über den Zuwachs der Familie auch durch ein Festmahl Ausdruck, das sie mit einigen Dorfgenossen und Freunden theilen.

---

[1] Dr. **Seeland**, l. c. p. 223.

[2]) Das abgebildete, unserem Museum einverleibte Exemplar erhielt ich aus demselben Dorf Kuik.

Ist das Kind etwas grösser geworden, so wird es in eine Wiege (gilj. *tschjakk*) gethan. Diese ist von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit: sie besteht nämlich aus einem kahn- oder rinnenförmig ausgehöhlten Holzstück von der Länge und Breite, dass es den Oberkörper des Kindes bis zum Kopf hinan bequem in sich fassen kann. Während sein oberes meist zugespitztes Ende offen bleibt, ist das untere durch ein Querbrettchen geschlossen, das mit mehreren in ein centrales Loch ausmündenden Rinnen versehen ist. Auf dieses Brettchen wird das bis auf das nackte Gesäss in Decken gehüllte Kind gesetzt, so dass der Oberkörper in der Höhlung zu ruhen kommt, worauf ein paar Riemen von einem Rande derselben zum anderen gezogen werden, um es am Herausfallen zu verhindern. Unter der Oeffnung im Sitzbrettchen wird ein zur Hälfte mit Moos oder feinen Hobelspähnen gefülltes Körbchen angebracht und darauf die Wiege an einen Querbalken des Hauses über der Schlafbank aufgehängt (s. Taf. XII). Um aber auch diese vor Beschmutzung durch den aus dem Körbchen etwa durchsickernden Unrath zu bewahren, wird auf dieselbe unter die Wiege ein längliches, mit erhöhten Rändern und mehrfachen, mit Längs- und Querrinnen versehenes Brett (gilj. *mu*, Taf. XXXIV, Fig. 9) gelegt. Die langen Riemen, an denen die Wiege hängt, sind so geschickt gezogen und geschlungen, dass diese nach Belieben in eine höhere oder niedrigere, senkrechte, schräge oder horizontale Lage gebracht werden kann. Zur Beruhigung oder Belustigung des Kindes wird an die Rückseite der Wiege ein Bündel verschiedener kleiner Gegenstände (Blech- und Holzstücke) gehängt, die beim Schaukeln an einander und an die Wiege schlagen und dadurch Lärm und Geklirr verursachen. Zum Theil demselben Zweck dient auch ein zweites Bündel ähnlicher Sächelchen, das so vor die Wiege gehängt wird, dass das Kind darnach greifen kann. Darunter sah ich, im Dorfe Wassj, auch ein Bündel feiner Hobelspähne, ein sogen. *Zach* hängen, das offenbar noch eine besondere Bestimmung hatte, diejenige nämlich, das Kind vor dem Einflusse böser Geister zu bewahren. Endlich wird an einer dem Kinde in der Wiege sichtbaren Stelle ein bei seiner Geburt geschnitztes *Tschaltscha-tschngai* oder genauer *matscherlagu* (Kinder)*-tschaltscha-tschngai*, d. h. eine Holzfigur mit durchweg beweglichen Gelenken (Taf. LV. Fig. 1) aufgehängt, damit das Kind durch Ansehen desselben an allen Gelenken gesund und beweglich bleibe.

Die grosse Beweglichkeit der Wiege macht es der Mutter möglich, das Kind an die Brust zu nehmen, ohne es aus der Wiege zu heben. Die giljakischen Mütter säugen ihre Kinder sehr lange, bis zum 4-ten, 5-ten Jahr und länger, und brechen damit auch nicht auf einmal ab, sondern gestatten es den Kindern, nachdem sie sich bereits an eine andere Kost gewöhnt haben, von Zeit zu Zeit, so oft es ihnen einfällt, wieder an die Mutterbrust zu kommen. So sah ich in Nyi einen Knaben, der angeblich 5 Jahre alt war, nach seinem Wuchs und Benehmen zu urtheilen aber auch bereits gegen 7 Jahre zählen mochte, und sowohl Hosen, wie den bei den **Giljaken** männlichen Geschlechts darunter üblichen Beutel trug, plötzlich seine Beschäftigungen abbrechen und zur Mutter eilen. Diese sass auf der Schlafbank und nähte, der Range blieb auf dem Erdboden vor ihr stehen und erreichte durch sein stürmisches Verlangen, dass sie ihm die Brust reichte. Es erinnerte mich daran, was **La Pérouse** bei den **Orotschen** in der Bai de Castries erlebte: er sah dort einen Knaben einen Bogen spannen, einen Pfeil recht gut abschiessen, einen Hund mit dem Stock schlagen und darauf sich auf die Brust der Mutter werfen und wie ein 5—6-monatliches Kind sich benehmen[1]). Daher kommt es bei den **Giljaken** nicht selten vor, dass ausser dem richtigen Säugling noch ein paar ältere Kinder an der Mutter zehren[2]). Das übermässig lange Stillen der Kinder ist ohne Zweifel auch der Hauptgrund, wesshalb die giljakischen Weiber so frühe altern und verfallen. Ich habe unter ihnen welche gesehen, denen man ihrem runzligen und verfallenen Aussehen nach reichliche 50—60 Jahre geben konnte, und die doch noch ihre Kinder stillten und demnach vermuthlich nur einige 30—40 Jahre alt waren. Und darin liegt sicherlich auch ein Grund der geringen Kopfzahl und des langsamen Anwuchses der giljakischen Bevölkerung.

Wie in der Wiege, so werden die Kinder auch im späteren Alter nur unsauber gehalten, ja sind sie der Wiege entwachsen und laufen sie erst frei umher, so hört auch das Wenige an Säuberung und hygieinische Pflege, das ihnen bis dahin zu gut kam, in der Regel ganz auf. Nur äusserst selten sieht man eine Mutter ihr etwas grösseres Kind waschen, und zwar in der Weise, wie ich es oben[3]) als Augenzeuge an einem Jungen geschildert habe; die Widerspenstigkeit aber, die dieser dabei an den Tag legte und das Geheul, das er von sich gab, bewiesen nur zu deutlich, wie ungewohnt und lästig ihm die ganze Procedur war.

Trotz der ungewaschenen Gesichter und oft auch ungekämmten Haare gehen die giljakischen Kinder doch meist gut und im Winter auch sehr vollständig gekleidet. An der für sie oft bis ins kleinste Detail und mit allem Schmuck und Zierrath in verkleinertem Maassstab ausgeführten Copie der Kleidungsstücke der Erwachsenen sieht man, dass die Mütter es in dieser Beziehung an Mühe und Arbeit für ihre Kinder nicht fehlen lassen und dabei wohl auch der mütterlichen Eitelkeit nicht baar sind. Der Umstand aber, dass man an manchen kleinen Knaben den Pelz und Schurzrock von einem Gürtel zusammengehalten sieht, an dem all' die zahlreichen Utensilien, die der Erwachsene bei sich trägt, *Ngawla-* und *Yi-dshakko*, Feuerstahl, Schwammdose, Pfeifenpurrer u. s. w., nur sämmtlich en miniature aus Holz geschnitzt, hängen, beweist, dass auch die Väter es nicht verschmähen, sich in den Mussestunden mit ihren Kindern abzugeben und unwillkürlich auch ihren Nachahmungstrieb zu wecken. Sonst kann von einer Erziehung der Kinder, von einem Anhalten derselben zum Gehorsam, zur Ehrfurcht gegen die Eltern und drgl. m. nicht wohl die Rede sein; sie wachsen eben, ohne dass man sich um sie bekümmerte, nach den Mustern, die sie an den Eltern, Geschwistern und Anderen vor Augen haben, auf.

---

[1]) La Pérouse, Voyage aut. du monde, T. III, p. 68. Auch die sibirischen Völker säugen ihre Kinder bis ins 4-te und 5-te Jahr; so z. B. die **Ostjaken** (Sujef, in **Pallas'** Reise durch versch. Prov. des Russ. Reichs, Bd. III, p. 53), die **Kalmücken** (Pallas, Samml. histor. Nachrichten über die Mongolischen Völkersch., St. Petersb. 1776, Bd. I, p. 167), die **Tungusen** (**Middendorff**, Reise etc., Bd. IV, p. 1496) u. a.

[2]) Bei den **Tungusen** kommt es nach **Middendorff** (l. c.) sogar vor, dass ein zehnjähriger Bengel ganz unbefangen der Mutter den Milchrest des jüngsten Bruders absaugte.

[3]) S. oben, p. 222.

Wie alle Kinder, so ahmen und äffen auch die giljakischen in ihren Spielen gern die Beschäftigungen, Arbeiten und Unterhaltungen der Eltern und Erwachsenen nach. Zu den frühesten, allgemeinsten und beliebtesten Spielen der giljakischen Kinder gehört das Hin- und Herschieben hölzerner Figuren, die Hunde vorstellen sollen. Bemerkenswerth dabei ist, dass diese Figuren, die nicht im Entferntesten an einen Hund erinnern, allenthalben bei den **Giljaken** ganz sterotyp dieselben (s. Taf. LX, Fig. 6) und nur hie und da von verschiedener Grösse sind. Ob sie nun von den Eltern oder von älteren Brüdern der Kleinen gemacht werden, eine Nachbildung der Hundegestalt wird bei ihrer Anfertigung offenbar garnicht beabsichtigt. Die Beine des Thieres z. B. sind auch nicht im Geringsten angedeutet — es ist vielmehr nur die conventionell angenommene Darstellung des Hundes als Kinderspielzeug. Oder sollte sie vielleicht, wie man bei ihrer allgemeinen Ueblichkeit unter den **Giljaken** fast vermuthen möchte, ein Stück alter conventioneller Bildersprache unter ihnen sein? Andere angeblich ebenfalls zur Freude und Kurzweil der Kinder geschnitzte Thierfiguren, wie z. B. diejenige vom Karpfen (gilj. *pilengat*, Taf. LX, Fig. 5.) tragen einen ganz anderen Charakter, indem sie das Bestreben verrathen, ein wirklich ähnliches Bild von dem Thier zu geben. Sobald die Knaben sich frei umhertummeln können, so vergnügen sie sich mit kleinen Bogen und Pfeilen ins Ziel oder auf vermeintliche Thiere zu schiessen, mit den Hundewelpen auf kleinen Schlitten zu fahren, oder alle Manipulationen, welche sie die Erwachsenen an Bären ausführen sehen, getreulich nachzumachen, wobei ein Knabe den Bären vorstellt und sich wie dieser benimmt, die anderen aber ihn genau in der Weise, wie es auf den Bärenfesten bei den Umzügen mit dem Thier geschieht, zu zerren, zu bändigen und wegzuführen suchen, u. s. w. Sehr bald werden sie auch vom Vater oder älteren Bruder zum Aufstellen oder Besichtigen der Thierfallen im Walde, zum Fischfang und drgl. mitgenommen und lernen ihnen die betreffenden Kunstgriffe und was überhaupt dabei zu thun oder zu vermeiden ist ab. Nicht minder machens die Mädchen in ihren Spielen und Beschäftigungen den Müttern und ältern Schwestern nach und sind bald im Stande, ihnen bei den Handarbeiten und allen Verrichtungen im Haushalt hülfreich an die Hand zu gehen.

Bei polygamischer Ehe wohnen alle Frauen in demselben Hause mit ihrem Manne, und eine jede von ihnen hat für sich und für ihre Kinder einen bestimmten Theil der Schlafbänke inne. Die Frauen stehen sich rechtlich ganz gleich und haben auch gemeinsam den Haushalt zu besorgen. Indessen fällt die Arbeitstheilung zwischen ihnen in der Regel doch nicht ganz gleich aus, denn fast immer wird die eine oder die andere der Frauen vom Manne bevorzugt, und dieser fallen dann nur leichtere Arbeiten zu, während alle schwereren von den anderen verrichtet werden müssen. Dabei ist jedoch keineswegs die letztgekaufte oder jüngste Frau allemal die bevorzugte, denn zuweilen soll, wie **Jutschìn** und andre **Giljaken** mir erzählten, der Mann auch nur deshalb eine zweite oder dritte Frau nehmen, um der ersten, respect. einer von den beiden Frauen, die er schon hatte, das Leben dadurch zu erleichtern, dass er ihr eine neue, tüchtige Arbeitskraft an die Seite stellt. Ob er seinen Zweck erreicht, hängt dann freilich noch davon ab, ob und wie sich auch die Frauen in die neue Ordnung zu finden und unter einander zu vertragen verstehen. Denn mögen sie noch so wenig eifersüchtig sein, immerhin ist ein friedliches Walten mehrerer Frauen um einen Mann in demselben Raum und im gemeinsamen Haushalt für die Dauer kaum denkbar. Sehr reiche Giljaken, die von der Eitelkeit, mit ihrem Reichthum zu prunken, getrieben, sich den Luxus der Vielweiberei erlauben, greifen daher nicht selten noch zu einem anderen Mittel, ihren Weibern die Arbeit zu erleichtern und ohne den Frieden zu stören die eine oder andere von ihnen bevorzugen zu dürfen. Dieses Mittel besteht darin, zum Zweck der Verrichtung der schwersten Arbeiten im Hause, sich Sklaven, meist weiblichen, mitunter aber auch männlichen Geschlechts zu halten. Darunter sind jedoch keineswegs einzeln stehende Giljaken oder Giljakinnen zu verstehen, die sich einer Familie anschliessen und gegen freie Wohnung und Kost die Verpflichtung übernehmen, die schwersten Arbeiten für's Haus, wie Wassertragen, Brennholzfällen und -spalten und drgl. m. zu verrichten. Solche gewissermaassen in Miethlohn befindliche dienstbare Personen giebt es bei den Giljaken ebenfalls, allein das Verhältniss, in dem sie stehen, ist von ihnen freiwillig geschlossen, kann nach Belieben wieder gelöst werden und raubt ihnen keineswegs die Achtung ihrer Landsleute, noch thut es ihrer gleichberechtigten socialen Stellung unter denselben Abbruch.

Ganz anders verhält es sich mit den Sklaven. Für diese haben die Giljaken eine eigene Bezeichnung: *kryghryss* oder, mit Angabe des Geschlechts, *kryghryss-umgu* — Sklavinnen und *kr.-utgu* — Sklaven männlichen Geschlechts. Zunächst ist hervorzuheben, dass es nie und nimmermehr Giljaken, sondern stets aus den benachbarten Stämmen, Aino und Golde, von ihnen gekaufte Individuen sind. Die meisten Sklaven und besonders Sklavinnen liefern den Giljaken namentlich die Aino (Kughi), in geringerer Zahl die Golde und zwar die «Jant» sowohl wie die «Tscholdok», also die unteren wie die oberen Golde. Noch andere ihnen Sklaven liefernde Stämme wussten mir die Giljaken nicht zu nennen. Bezeichnend genug wird also der schmähliche Verkauf von Mädchen und Knaben ihres Stammes in die Sklaverei nur von den beiden Völkern des Amur-Landes betrieben, die den beiden Culturvölkern Ostasiens, den Japanern und Chinesen unmittelbar benachbart sind und am meisten von ihnen beherrscht und gedrückt werden. Gewiss ist es auch kein blosser Zufall, dass dasjenige Volk, welches selbst das härteste Joch zu erdulden hat, die Aino, dem Sklavenhandel am meisten zugethan ist. Dafür, dass diese Unsitte der Aino und Golde in der sittlichen Verkommenheit wurzelt, in die sie durch das auf ihnen lastende Joch der Japaner und Chinesen gebracht worden sind, spricht endlich auch die Thatsache, dass diese mitunter auch selbst den Verkauf von Aino- und Goldeweibern als Sklavinnen an die Giljaken vermitteln, wozu ihnen die Handelsreisen der letzteren zu ihnen Gelegenheit bieten. Die Giljaken hingegen, die ihre Freiheit und Unabhängigkeit diesen Völkern gegenüber am meisten zu bewahren gewusst haben, kaufen zwar Sklaven von den Aino und Golde und verkaufen sie unter Umständen auch weiter, allein Leute aus ihrem Volk als Sklaven bei sich zu halten oder gar Anderen als solche zu verkaufen verabscheuen sie auf das Entschiedenste. Ja, sie meinten, dass wenn Jemand von ihnen es thun wollte, er damit einen solchen Unwillen unter seinen Landsleuten erregen würde, dass er keinen Augenblick seines Lebens sicher sein könnte.

Im Ganzen ist die Zahl der Sklaven sowohl, als auch der immer noch häufigeren Sklavinnen unter den Giljaken nur gering. Die Ursache davon liegt in dem hohen Preise, den sie sowohl bei direktem Handel mit den Aino oder Golde, als besonders auch bei ihrem Weiterverkauf durch die Giljaken, kosten. Eine Sklavin zu erhandeln ist viel kostspieliger als eine Frau zu kaufen. So hatte der Giljake Ssogin in Kulk für seine Sklavin, ein Aino-Weib Namens Kot, weit mehr als für seine zweite Frau, Malguk aus Langr, gezahlt: diese hatte er, wie oben angeführt, für 155 Ja = etwa 310 R. gekauft, jene aber kostete ihn, von anderen Dingen abgesehen, 40 Stück chinesischen Seidenzeuges, also an diesem allein 200 Ja oder etwa 400 R. Dabei stand sie an Aeusserem seinen beiden Ehefrauen weit nach. Doch darauf kommt es bei der socialen Stellung der Sklavinnen unter den Giljaken, wie man aus dem Folgenden sehen wird, keineswegs an. Bei so hohem Preise der Sklavinnen können nur sehr reiche Giljaken sich erlauben, welche zu halten, und wer eine hat, der pflegt sehr gross damit zu thun, wie es auch Ssogin that. So beneidenswerth erscheint ihnen ein solcher Besitz, dass mancher Giljake, um ihn zu erlangen, keinen Anstoss darin findet, seinem Landsmann gegen eine Sklavin seine Tochter als Eheweib zu verkaufen und das am Kaufpreise Fehlende in anderer Form zuzuzahlen. Sklaven männlichen Geschlechts sind billiger, aber auch minder begehrt, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil sie minder anstellig und träger und darum auch weniger nützlich fürs Haus als die Sklavinnen sind, und daneben vielleicht auch weil sie, trotz der ihnen beschiedenen inferioren Stellung, doch Veranlassung zur Eifersucht des Hausherrn geben könnten.

Die Sklaven und Sklavinnen stehen bei den Giljaken ihren Herrn gegenüber in dem Verhältniss einer vollkommen rechtlosen Leibeigenschaft: sie sind nichts mehr als Hausthiere in menschlicher Gestalt, die man nur aus dem Grunde menschlich behandelt, um sie leistungsfähig zu erhalten und seinen Besitz nicht zu schmälern, nach Belieben aber auch veräussert. Natürlich fallen ihnen alle schweren Arbeiten im Hause zu, wie Holzfällen und -spalten, Wassertragen, Hundefüttern und was ihnen sonst anbefohlen wird, denn sie haben überhaupt nur zu gehorchen und zu dienen. Wo daher eine Sklavin im Hause ist, wird die Haushaltung fast ausschliesslich von ihr besorgt, die Frauen des Hausherrn hingegen geben sich nach Belieben nur mit Handarbeiten, Pflege der Kinder oder sonstigen Beschäftigungen ab. Nicht die viele und schwere Arbeit ist es jedoch, was das Loos der Sklaven und besonders der Sklavinnen unter den Giljaken so schwer macht, sondern ihre völlige Rechtslosigkeit, sowie die Verachtung, der sie allenthalben begegnen und die sich u. A. auch darin ausspricht, dass sie grundsätzlich und consequent von jeder Gemeinschaft mit ihrer Umgebung ausgeschlossen bleiben. Kein Giljake darf eine Sklavin heirathen, ja er darf auch einem anderen Giljaken keine Sklavin verkaufen, wenn dieser die Absicht äussert sie zu heirathen. Nicht minder ist auch die Benutzung einer Sklavin als Concubine bei den Giljaken streng verpönt: wollte Einer sich so etwas erlauben, so würde er nicht bloss das ganze Ansehen, das ihm der Besitz einer Sklavin, als Zeichen grossen Reichthums, einträgt, vollkommen einbüssen, sondern auch einen allgemeinen Sturm der Entrüstung unter seinen Landsleuten hervorrufen. Gewiss spricht dies auch für die Sittenstrenge der Giljaken. Andrerseits macht es die Sklavinnen dem Hause erst recht nützlich, denn bei solcher Stellung können sie die Eifersucht der Frau oder der Frauen ihres Besitzers nicht erregen und somit ihrerseits auch keinen Unfrieden in's Haus tragen, wie er bei der Polygamie nur allzuhäufig vorkommt. Vielleicht ist das auch mit ein Grund, weshalb ihr Besitz den Giljaken so beneidenswerth erscheint und ihr Kaufpreis bei ihnen so hoch steht. Uebrigens wird ein Giljake auf die Frage, wie viel Weiber (*umgu*) er habe, nicht ermangeln seine Sklavin mitzuzählen, um so mehr als er für diese mehr als für die Frau oder eine seiner Frauen gezahlt hat und sie auch mehr zu seinem Ansehen beiträgt. Das kann leicht zu falschen Vorstellungen über den Umfang der Polygamie bei ihnen führen, und es bedarf daher stets der weiteren Fragen: wie viele der Weiber seine *wanch* (Ehefrauen) oder *dshangi-mutsch-umgu* (herrenmässige Weiber oder Frauen) und wie viele nur *kryghryss-umgu* (Sklavinnen) seien, um zu einem richtigen Verständniss seines Ehestandes zu gelangen.

So streng auch die Sitte der Giljaken den geschlechtlichen Umgang mit einer Sklavin verurtheilt, so wird sie, namentlich von jüngeren und unverheiratheten Leuten, doch nicht immer beobachtet. Nie und nimmermehr wird jedoch ein Giljake, wenn eine Sklavin einem Kinde das Leben giebt, sich als Vater desselben zu erkennen geben, und den Worten der Sklavin wird natürlich kein Glauben geschenkt. So gilt das Kind als dem Stamme der Mutter angehörig und fällt, ebenfalls als *kryghryss*, ihrem Besitzer anheim, der es neben der Mutter aufwachsen lässt und, wenn es erwachsen, als *kryghryss* verkauft. Ereignet sich hingegen der viel seltenere Fall, dass ein giljakisches Mädchen mit einem Sklaven Umgang pflegt und ein Kind zur Welt bringt, so wird der Vater ignorirt, die Mutter aber gezüchtigt und das Kind als unehelich umgebracht und beseitigt. Dagegen gestattet der Giljake nicht ungern eine Ehe zwischen seinen männlichen und weiblichen *kryghryss*, ja wenn er eine Sklavin besitzt, so kauft er wohl auch selbst einen Sklaven hinzu und lässt sie eine Ehe eingehen, weil die etwaigen Kinder aus derselben ihm als *kryghryss* zufallen und als solche verwerthet werden können. So hat der Giljake zwar nichts gegen eine Assimilirung mit den Nachbarvölkern durch Mischehen, sein Nationalstolz weigert sich aber entschieden gegen eine Vermischung mit den aus diesen Völkern hervorgegangenen Sklaven und die Entstehung von solchen aus seiner eigenen Mitte, und gefällt sich hingegen, von der Gewinnsucht kräftig unterstützt, im Besitz und in der Ausnutzung von Sklaven aus den benachbarten Stämmen.

Hier muss bemerkt werden, dass der japanische Reisende Mamia Rinsô die eben geschilderten Verhältnisse und namentlich die Stellung der Sklaven unter den Giljaken entweder nicht durchschaut, oder absichtlich in einem anderen Lichte dargestellt und dadurch Veranlassung zu ganz falschen Vorstellungen über ihren Haus- und Ehestand gegeben hat. Gelegentlich seines Aufenthalts unter den Smerenkur (Giljaken) am Cap. Notëito an der Westküste

Sachalin's[1]) sagt er nämlich «es sei dort zu Lande Gebrauch, dass die Frauen über die Männer befehlen, diese gleichsam wie ihre Diener behandeln und durch sie alle Arbeiten verrichten lassen. Er selbst, heisst es weiter, habe sich auch unter das Joch der Hausfrau beugen müssen und sich von ihr gleich den übrigen sein Tagewerk auflegen lassen; doch da die Hausfrau sich gegen ihn besonders wohlgeneigt zeigte, so wurden ihre übrigen Männer eifersüchtig, und er, der dies sehr gut merkte, hütete sich wohl, sich in Dinge einzulassen, die er hätte geheim halten müssen, sondern beschäftigte sich bloss mit häuslichen Arbeiten unter den Augen der andern Männer, und gewann sich durch diese Bescheidenheit das Vertrauen und die Achtung jener, die ihn mit Fleisch und Fischen beschenkten»[2]).

Wie **Siebold**[3]) auf Grund dieser Angaben **Rinsô's** die Vermuthung aussprechen konnte, dass die durch **Steller** und **Krascheninnikof** bekannten Kojektschutsch oder Kojachtschitsch der **Kamtschadalen**, d. i. an Stelle von Weibern sich gebrauchen lassende Männer[4]), auch unter den **Giljaken** zu finden seien, ist nicht zu verstehen. Es genüge daher die Bemerkung, dass weder mir, noch, so viel ich weiss, einem andern Reisenden im Amur-Lande irgend welche Anzeichen von der Existenz dieser Unsitte unter den **Giljaken** begegnet sind, und dass **Siebold's** Vermuthung somit vollkommen hinfällig ist. Berechtigter erscheint auf den ersten Blick seine aus derselben Angabe **Rinsô's** gezogene Schlussfolgerung, dass bei den **Smerenkur** auf Krafto (**Giljaken** Sachalin's) Polyandrie bestehe. «Die Nordwestküste von Krafto, fügt er hinzu, wäre demnach das einzige Land der Erde, in welchem Polyandrie nach Gesetz oder Sitte dermalen in Uebung wäre». Dennoch trifft, wie man aus den obigen Schilderungen ersehen kann, auch diese Schlussfolgerung keineswegs zu: nirgends, weder auf Sachalin, noch auf dem Festlande, herrscht unter den **Giljaken** Polyandrie. Wie lässt sich aber dann die oben angeführte Nachricht des japanischen Reisenden, die von den «übrigen» und den «andern Männern» der giljakischen «Hausfrau» zu Noteito spricht, erklären? Die auch in diesen Blättern mehrfach hervorgehobene Glaubwürdigkeit **Mamia Rinsô's** gestattet nicht, die in Rede stehende Nachricht schlechtweg als Erfindung abzuweisen. Giebt er doch auch bei Besprechung des uns im Augenblick beschäftigenden Hausstandes der **Giljaken** einen neuen Beleg von seiner Glaubwürdigkeit, indem er die bei ihnen übliche eigenartige Kinderwiege genau so beschreibt[5]), wie es auch hier geschehen[6]). Unabweislich drängt sich mir aber die Annahme entgegen, dass in dem Falle, um den es sich jetzt handelt, persönliche Motive von Seiten des Reisenden im Spiele waren und die unklare, verschiedener Deutung fähige Fassung der Nachricht veranlasst haben. Genöthigt unter den **Smerenkur** (**Giljaken**) am Cap Noteito auf eine günstige Gelegenheit zu warten, um die beabsichtigte, im Jahre vorher misslungene Reise nach Tôtats (dem gegenüberliegenden Festlande) auszuführen, und aller Lebensmittel baar, sah Mamia Rinsô sich gezwungen, um sein Leben zu fristen, in dem Hause, wo er Unterkunft fand, allerhand Arbeiten, wie Holzhauen und drgl. zu verrichten. Er trat also zeitweise in die Reihe der gegen Wohnung und Beköstigung dem Hause zu Dienstleistungen verpflichteten Personen ein und musste sich bequemen, gleich den «andern» und «übrigen» in ähnlicher Stellung befindlichen Männern, darunter auch den Sklaven, nach den Befehlen der im Hause schaltenden Frau zu handeln und von ihr «wie ein Diener» behandelt zu werden. Hiebei ist weder an Polyandrie, noch an eine befehlende Stellung der Frau ihrem Manne gegenüber zu denken. Stolz und Eitelkeit und vielleicht auch Furcht vor seiner Regierung verhinderten aber wohl den Reisenden, die unwürdige und demüthigende Stellung und Behandlung, die er sich unter den Smerenkur hatte gefallen lassen, in seinem Bericht voll und unumwunden einzugestehen und bewogen ihn, die Sache in einem durch die angebliche Sitte des Volks gemilderten Lichte darzustellen. Schildert er doch auch die Frauen der Smerenkur in einem idealeren Licht, indem er sagt, dass «ihr Angesicht und ihre Haut durch tägliches Waschen ausnehmend zart und schön» seien, während in Wirklichkeit die giljakischen Weiber auf Sachalin in Folge ihres Aufenthalts in den engeren, dunkleren und russigeren Erdhütten eher noch schmutziger als auf dem Festlande aussehen.

---

[1]) Das Cap Noteito ist auf der von **Siebold** (l. c. Taf. XXV) wiedergegebenen Karte **Mamia Rinsô's** garnicht, auf derjenigen **Mogami-Tok'nai's** aber etwa schräg gegenüber der Taba-Bucht oder dem Eingange in die Taba-Kidsi-Strasse (s. oben, p. 614) angegeben.

[2]) **Mamia Rinsô**, Tô-tatskiko, in **Siebold's** Nippon, VII, p. 169.

[3]) L. c. p. 190.

[4]) **Steller**, l. c. p. 351, Anm. **Krascheninnikof**, l. c. p. 40. S. auch oben, p. 224, Anm. 2.

[5]) L. c. p. 191.

[6]) S. oben, p. 642.

Wenn aber Mamia Rinsô es auch vermeidet, gelegentlich seiner dienstbaren Stellung unter den Smerenkur von Sklaven zu reden, so weiss er doch recht gut von der Existenz solcher bei ihnen. Denn von den Bewohnern des südlichen Krafto (Aino) erzählt er[1] dass sie im Handel mit den Santanern, also Giljaken, Oltscha und Golde, «häufig sogar Menschen verkaufen, und zwar Wittwen und Wittwer, ledige Leute, Waisen und Bedürftige; für einen Kopf werden 3—4, oft 6—7 Stück Goldstoff gezahlt, junge und dumme Leute aber, die man zu keinem Dienst gebrauchen kann, werden für grobe Güter eingetauscht». Auch die Aino von Jesso und der Insel Risiri kommen ihm zufolge nach Sachalin herüber, um dort Menschen der erwähnten Stände zu verkaufen. «Daher kommt es, fügt er hinzu, dass man im Lande der Smerenkur tätowirte Frauen antrifft» — ein ganz richtiger Schluss, denn bei den Giljaken ist, wie schon dargethan[2]), die Tätowirung keineswegs üblich. Diese Mittheilungen Rinsô's über den Sklavenhandel der Aino stimmen mit unseren obigen vollkommen überein und ergänzen sie wesentlich, seine letztere Bemerkung aber macht es unzweifelhaft, dass nicht bloss die Giljaken des Festlandes, sondern auch diejenigen Sachalin's Sklaven oder doch Sklavinnen bei sich halten, welche die letzteren wohl ausschliesslich von den Aino beziehen. Ausser durch Kauf setzen sich jedoch die Santaner, wie Rinsô erzählt, auch auf andere, gewaltsamere Weise in den Besitz von Sklaven, indem sie die Brüder, Schwestern und Kinder solcher Aino, die ihnen im Handel die Zahlung schuldig geblieben sind und diese Schuld auch im folgenden Jahre, wenn sie wiederkommen, nicht entrichten können, als Unterpfand in ihr Land wegführen. Dass sie dort zu Sklaven werden, ist selbstverständlich. Die japanische Regierung, welche die unbeschränkte Herrschaft über das südliche Sachalin und seinen Haupthandelsort Sirannusi hatte, sah sich nicht verpflichtet, diesem Unwesen Einhalt zu thun, das erst mit dem Uebergange der Insel in russischen Besitz aufgehört hat.

---

[1] L. c. p. 186 und 187.

[2] S. oben, p. 419 ff.

Bevor ich in der Schilderung der Familienverhältnisse der **Giljaken** weiter gehe, sei es mir gestattet, zur Vergleichung einige Data über die Sklaverei bei anderen paläasiatischen Völkern einzuschalten. So schmachvoll der von den **Aino** geübte Verkauf von Stammgenossen als Sklaven an die **Giljaken** und **Oltscha** ist, so verlautet doch nichts darüber, weder durch **Rinsô**, noch durch andere Reisende, dass sie auch selbst Leute aus ihrem Stamm als Sklaven bei sich hielten. Was sie daran verhinderte, ob eigene Gutmüthigkeit und Schwachheit, oder ein Verbot der als Alleinherrscher sich benehmenden **Japaner**, mag dahingestellt bleiben. Schlimmer stand und steht es, wie es scheint, noch jetzt in dieser Beziehung bei den **Koreanern**. **Witsen**[1]) theilte nach den Erzählungen der gefangenen Holländer mit, dass sie viele Sklaven und Sklavinnen halten, manche Herren einige Hundert, die sämmtlich aus ihrem eigenen Volke stammen. Nach **Dallet**[2]) hat sich ihre Zahl in der Folgezeit mehr und mehr vermindert, aber die Unsitte besteht noch, indem arme Leute sich selbst oder ihre Kinder als Sklaven verkaufen, ferner die von einer Sklavin geborenen, sowie die ausgesetzten Kinder dem Sklavenstande verfallen, und es endlich auch dem Staate gehörige Sklaven giebt. Man wird hierin den Einfluss des unmittelbar benachbarten China's nicht verkennen, wo es bekanntlich ganz ebenso hergeht[3]). Bei den nördlicheren paläasiatischen Völkern ist die Sklaverei in der Regel dadurch entstanden, dass Kriegsgefangene und also Individuen fremden Stammes zu Sklaven gemacht und besonders Weiber und Mädchen dem Feinde geraubt wurden, um als Frauen und Concubinen zu dienen. So war es bei den **Itälmenen**, **Korjaken**[4]) und **Aleuten**, bevor sie von den Russen unterworfen wurden. Die **Aleuten** zeichneten sich dabei besonders durch Unmenschlichkeit gegen ihre Sklaven aus, indem sie bei festlichen Gelegenheiten zuweilen eine Menge von ihnen hinschlachteten[5]). Von den **Tschuktschen**, die ihre Unabhängigkeit und Eigenart am längsten bewahrt haben, berichtete noch **Wrangell**[6]), dass es bei ihnen, und zwar den wandernden sowohl wie bei den an der Meeresküste sesshaften, eine Art Leibeigenschaft oder Sklaverei giebt, indem die Wohlhabenderen von Alters her ganze Knechtsfamilien besitzen, die sich von ihnen nicht entfernen dürfen, kein Eigenthum haben, und ganz von der Willkür ihrer Gebieter abhängen, welche sie zu den schwersten Dienstleistungen und Arbeiten gebrauchen und dafür ernähren und kleiden. Ueber den Ursprung dieser Sklaven konnte **Wrangell** zwar nichts Positives erfahren, hält es aber für wahrscheinlich, dass sie Abkömmlinge ehemaliger Kriegsgefangenen und also fremden Stammes sind. Aus dem Umstande aber, dass sie von Alters her und in ganzen Familien bestehen, darf man folgern, dass die Tschuktschen sich auch von der Vermischung mit ihnen fern halten und weder Ehen, noch Concubinate mit ihren Sklavinnen eingehen. Bei den Tschuktschen scheint somit ein ähnliches Verhalten den Sklaven gegenüber wie bei den Giljaken zu bestehen, und es bietet sich daher in diesem Verhalten wie in den Motiven dazu, dem lebhafteren Nationalbewusstsein und Freiheitssinn, eine ähnliche Parallele zwischen diesen beiden Völkern dar, wie in ihrem oben (p. 613) besprochenen unternehmenden Handelsgeist und ihrer ausgebreiteten Handelsthätigkeit.

---

[1]) Noord en Oost Tartarye, Amsterdam 1705, p. 59.

[2]) Histoire de l'église de Corée précédée d'une introd. sur l'hist., les institut., la langue, les moeurs et cout. coréennes, Paris 1874. Angezeigt in **Petermann's** Geogr. Mittheil., 1875, p. 112.

[3]) Vrgl. z. B. **Neuhof**, Die Gesandtsch. der Ost-Indisch. Gesellsch. in den verein. Niederlanden an dem Tartar. Cham etc. Amsterdam 1666, p. 203. **Du Halde**, Descript. de l'Emp. de la Chine, Paris 1735, T. III, p. 129. **Іакинѳъ**, Китай, С.-Петерб. 1840, стр. 337, 338 и. д.

[4]) **Steller**, l. c. p. 235.

[5]) **Веніаминовъ**, Зап. объ остр. Уналашк. Отд. ч. II, стр. 82—89.

[6]) Путеш. по сѣв. бер. Сиб. и пр., ч. II, стр. 309, 310

Einen ferneren Einblick in die Familienverhältnisse der Giljaken gewährt uns das bei ihnen bestehende Erbrecht. Dass es nur die männlichen Familienglieder bedenkt, die weiblichen aber nicht bloss leer ausgehen lässt, sondern sogar als Erbschaftsobjekt behandelt, versteht sich nach dem, was oben über die Ehe gesagt worden, fast von selbst. Die nächsten und, wenn sie vorhanden, einzigen Erben eines Giljaken sind seine Söhne, und zwar fällt ihnen das Gut des Vaters ohne Rücksicht auf ihre Altersfolge in ganz gleichen Theilen zu, — eine Gepflogenheit, die insofern besonders bemerkenswerth ist, als die giljakische Sprache für den ältesten der Brüder eine besondere Bezeichnung (*ykkyn*) im Gegensatz zu den jüngeren (*atschck*) hat. Die Frau und die Töchter, ob verheirathet oder unverheirathet, haben keinen Antheil am Erbe. Die erstere fällt, wenn sie durch ihr Alter der Eventualität einer nochmaligen Heirath entrückt ist, der Fürsorge ihrer Söhne anheim; die verheiratheten Töchter sind in den Verband anderer Familien getreten, nachdem sie durch den ihrem Vater für sie gezahlten Kaufpreis das nunmehr ihren Brüdern zufallende Erbe vermehrt haben, und die unverheiratheten Töchter werden fortan Eigenthum ihrer Brüder und müssen, wenn ein Freier sich findet, von ihnen gekauft und der Kaufpreis zwischen diesen wiederum gleich getheilt werden. Stirbt einer der Brüder unverheirathet, so beerben ihn die übrig gebliebenen ebenfalls zu gleichen Antheilen. Dasselbe geschieht auch, wenn unter mehreren selbständig gewordenen Söhnen eines Giljaken einer noch zu Lebzeiten des Vaters unverheirathet stirbt; dem letzteren kommt nichts zu gut, denn unter keinen Umständen darf ein Vater seinen Sohn beerben.

Anders lautet das Erbrecht, wenn von mehreren Brüdern einer stirbt, der verheirathet gewesen ist und ein Weib oder auch Weib und Kind, und zwar noch unerwachsene Töchter und Söhne hinterlässt. Ist nur eine Wittwe hinterblieben, so fällt sie mit Allem, was ihr Mann und sie hatten, dem nächstfolgenden Bruder ihres verstorbenen Mannes und zwar als Frau anheim, gleichviel ob dieser noch unverheirathet ist, oder auch schon eine oder mehrere Frauen hat. Dies beweist am besten, dass die Giljaken der Polygamie principiell keineswegs abgeneigt sind und nur aus praktisch-ökonomischen Gründen meist in monogamischer Ehe leben. Dasselbe geschieht auch, wenn eine Wittwe mit unerwachsenen Töchtern oder auch diese allein hinterbleiben: letztere werden gewissermaassen als auch zum Vermögen ihrer Eltern gehörig angesehen, sie fallen somit auch dem nunmehrigen zweiten Manne ihrer Mutter als Erbe zu und können, wenn sie mannbar geworden und Freier sich einstellen, nur gegen Zahlung an ihn gekauft werden. Sind hingegen mit der Wittwe auch unerwachsene Söhne hinterblieben, so erbt ihr Schwager zwar sie und die Töchter, das Vermögen ihres verstorbenen Mannes aber fällt ihm nur zeitweilig, zur Nutzniessung anheim und muss ihren Söhnen, sobald sie erwachsen sind, als ihr Eigenthum überliefert werden.

Die Ehe der Wittwe mit ihrem Schwager ist übrigens nicht durchaus obligatorisch: findet sich ein Mann, der sie heirathen möchte, so kann er sie unter Einwilligung ihres Schwagers und gegen Entrichtung einer von diesem bestimmten Zahlung bekommen und, wie es in der Regel bei den Giljaken geschieht, auch ihre Kinder mitnehmen. Doch darf er diese, wenn sie erwachsen sind und von ihren väterlichen Verwandten zurückverlangt werden, nicht zurückhalten, sondern ist verpflichtet, sie ohne irgend welche Entschädigung oder Beeinträchtigung ziehen zu lassen.

War jedoch der Verstorbene der jüngste von den Brüdern, so erben seine älteren Brüder zwar sein Vermögen, die Wittwe aber fällt keinem von ihnen anheim, sondern darf nach ihrem Belieben jeden etwaigen Bewerber heirathen, ohne dass dieser ihren Schwägern für sie etwas zu zahlen hätte. In Beziehung auf ihre Kinder aus erster Ehe gelten aber die oben erwähnten Bestimmungen.

In den letzterwähnten Fällen, wo Weib und Kind wenigstens zum Theil das Erbschaftsobjekt bilden und daher das Princip der Gleichtheilung zwischen allen Brüdern nicht wohl eingehalten werden kann, giebt somit das giljakische Erbrecht nicht dem älteren, sondern dem jüngeren Bruder den Vorzug. Trotzdem also der älteste Bruder durch eine besondere Bezeichnung von den jüngeren unterschieden wird, sind diese beim Erbrecht thatsächlich doch die Bevorzugten.

Wenn endlich ein Giljake stirbt und weder Söhne, noch Brüder da sind, welche die Erbschaft antreten könnten, so geht diese auf die nächsten männlichen Verwandten des Verstorbenen, also Bruders- und Vaterbruderssöhne, oder Neffen und Vettern ersten und zweiten Grades, jedoch immer nur väterlicherseits, über. Die Giljaken sagen, das Erbe käme in diesem Falle dem *kall* des Verstorbenen zu. Zur Erklärung dafür muss ich anführen, dass sie einen wesentlichen Unterschied zwischen den Verwandten von väterlicher und denen von mütterlicher Seite machen: jene heissen *ngafk* und werden allein für blutsverwandt gehalten, diese dagegen werden nur *ámal* oder *ármal* genannt, was auch so viel wie «Freunde» bedeutet. Daher ist der Vokativ *amalá*, Freund, die gewöhnliche Anrede, deren sich die Giljaken sowohl unter einander, als auch Fremden gegenüber bedienen und die man auch ihnen gegenüber gebraucht, während das viel mehr sagende *naifká* nur selten zu hören ist, und auch nur wenn sie mit einander sprechen. Die Gesammtheit der *ngáfk's*, der väterlicherseits Verwandten eines Giljaken, bildet seinen *kall*. Dieses Wort bedeutet jedoch nicht bloss Stamm, Geschlecht, Sippe, sondern auch Name. Ein *kall* ist somit genau dasselbe wie bei uns ein denselben väterlichen oder Familiennamen tragendes Geschlecht. Es ist das goldische *hala*, das ursprünglich auch nur ein Familienverhältniss bezeichnete, später aber, durch die Mandshu-Regierung zu administrativen Zwecken benutzt, eine weit über die Familie hinaus gehende Bedeutung erhielt, die im nächsten Abschnitt ausführlicher auseinandergesetzt werden soll. Die Giljaken jedoch, die der Mandshu-Herrschaft stets ferner standen, sind davon nur kaum betroffen worden und halten an ihrem ursprünglichen auf die Familie in der oben bezeichneten Weise beschränkten Begriffe des *kall* fest.

Demnach liesse sich erwarten, dass sie auch besondere Namen für ihre verschiedenen Geschlechter besitzen, und ich zweifle in der That nicht, dass sie welche haben. Dennoch habe ich sie nie einen solchen brauchen hören. Das liegt aber vielleicht daran, dass in der Regel nur die nächsten Glieder eines *kall* in persönlichen Beziehungen zu einander stehen, und diese sind sich ihrer Zugehörigkeit zum selben Geschlecht auch ohne den gemeinsamen Geschlechtsnamen bewusst. Zudem wird die praktische Bedeutung dieser Zugehörigkeit für die **Giljaken** noch dadurch erheblich geschmälert, dass sie bei einer der wichtigsten Familienangelegenheiten, der Eheschliessung, gar keine Rolle spielt, indem bei ihnen, wie schon erwähnt[1]), anders als bei manchen anderen Völkern, auch Glieder eines und desselben *kall* einander heirathen dürfen. Aus den angeführten Bestimmungen des Erbrechts der **Giljaken** geht zur Evidenz hervor, wie sehr bei ihnen das männliche Geschlecht über das weibliche gesetzt und vor diesem bevorzugt wird. Hat doch das Weib nach diesen Bestimmungen nicht bloss kein Recht auf ein Erbe, sondern wird selbst noch vererbt, zuerst als Mädchen vom Vater auf die Brüder und dann als Wittwe auf den nächstfolgenden Bruder ihres verstorbenen Mannes, so dass sie somit niemals selbst über ihre Hand verfügen kann. Es bleibt ihr daher nur übrig, sich als Frau und Mutter durch die ihr von der Natur verliehenen Mittel und Gaben eine einflussreiche und geachtete Stellung im Hause zu erobern, und das gelingt ihr auch unter den **Giljaken** in nicht unbeträchtlichem Maasse.

Ein sehr ähnliches Erbrecht wie bei den **Giljaken** findet sich auch bei einem anderen paläasiatischen Volke, den wandernden **Korjaken**, deren Hauptbesitz in ihren Rennthierheerden besteht. Nach **Ditmar**[2]) erben auch bei ihnen nur die Söhne, und zwar in gleichen Theilen, das Vermögen des Vaters, den Töchtern aber werden nur die Rennthiere ausgeliefert, die von den bei ihrer Geburt ihnen geschenkten Thieren abstammen. Auch bei ihnen theilen sich ferner beim Tode eines unverheiratheten Bruders die übrig gebliebenen zu gleichen Theilen in seinen Nachlass. War aber der Verstorbene verheirathet und hinterlässt er eine Wittwe, so fällt sie seinem jüngsten Bruder als Frau zu, wenn er unverheirathet oder Wittwer ist, und wenn dies nicht der Fall ist, dem zweitjüngsten, dem drittjüngsten, und s. f., immer unter derselben Bedingung. Niemals hingegen darf sie das Weib eines älteren oder bereits verheiratheten Bruders ihres verstorbenen Mannes werden. Findet sich daher unter ihren Schwägern keiner, der diesen beiden Bedingungen entspricht, so wird sie frei und darf einen beliebigen Fremden heirathen[3]).

---

[1]) S. oben, p. 638.

[2]) Bull. de la cl. hist.-phil. de l'Acad. Imp. des sc. de St. Pétersb., T. XIII, p. 125; Mél. russes tirés du Bull. T. III, p. 33.

[3]) Die Sitte, dass die Wittwe des älteren Bruders dem jüngeren zufällt, diejenige des jüngeren aber frei wird, findet sich auch bei den **Samojeden** des Turuchanskischen Gebiets (**Кривошапкинъ**, Енисейск. окр. Зап. Имп. Русск. Геогр. Общ. 1863, I, Насл. и Мат. стр. 178. **Третьяковъ**, Туруханск. край. Зап. Русск. Геогр. Общ. По общ. Геогр. Т. I, 1869, стр. 463); bei den **Jakuten** (**Sauer**, Kap. **Billing's** Geogr. astronom. Reise nach den nördl. Geg. Russlands, p. 184) u. a. Völkern Sibiriens.

Principiell stimmt also das giljakische Erbrecht mit dem korjakischen sehr überein, ist aber bei alledem doch noch um einige Grade ungünstiger für das weibliche Geschlecht.

Sahen wir vorhin die väterlicherseits Verwandten bei den **Giljaken** Rechte geniessen, die den mütterlicherseits Verwandten nicht zukommen, so liegen ihnen andererseits auch Pflichten ob, welche die letzteren nicht haben, und sie erst recht als blutsverwandt kennzeichnen. Diese Verpflichtung tritt bei Ausübung der unter den **Giljaken** herrschenden Blutrache ein. Wie alle Naturvölker halten auch die **Giljaken** an dem Grundsatze fest, dass eine jede Blutthat, die an einem Menschen verübt worden, eine Vergeltung in ebenfalls blutiger Weise, sei es von ihm selbst oder von seinen Angehörigen erfordert. Und nicht minder sind sie des festen Glaubens, dass, wenn dieser Forderung nicht entsprochen wird, der oder diejenigen, die sich der Unterlassung schuldig gemacht haben, zur Strafe dafür mit Unglück, Ungemach aller Art, ja gar mit dem Tode zu büssen haben werden. Diese allgemein unter ihnen verbreitete Vorstellung übt bei Verübung von Blutthaten auf das Verhalten beider Theile, des aktiven wie des passiven, einen mächtigen, maassgebenden und nachhaltigen Einfluss aus, Im Interesse des Angreifenden liegt es daher, seine That aus dem Hinterhalte, in möglichst unerwarteter und überraschender Weise auszuführen und darauf in schleuniger Flucht ein sicheres, Schutz bietendes Versteck zu erreichen, um auf diese Weise nicht bloss der sofortigen Rache zu entgehen, sondern dem Gegner die Ausführung derselben auch in Zukunft zu erschweren oder gar unmöglich zu machen und ihn dadurch den unvermeidlichen, bösen Folgen einer unterlassenen Blutrache preiszugeben. Meistens führt daher der **Giljake** eine im Herzen beschlossene Blutthat in der hinterlistigsten Weise mit dem **ngawla-dshakko**, dem grossen Messer aus, das beständig am Gürtel getragen, den wenigsten Verdacht erregt und das er am leichtesten dem Gegner, während er in scheinbarem Frieden neben ihm sitzt und eine Mahlzeit verzehrt oder auch eine Pfeife raucht, unvermerkt in die Seite stossen kann. In sein Heimathsdorf geflüchtet, vermeidet er hinfort, den Ort, wo er die Blutthat verübt, wieder zu betreten und geht seinen Insassen auch andrer Orten sorgsam aus dem Wege. Der Geschädigte aber, wenn er mit dem Leben davongekommen, denkt fortan nur daran, wie er sich ohne Verzug an seinem Feinde rächen könnte, denn je mehr Zeit darüber vergeht, desto schlimmere Folgen hat er für die Versäumniss zu erwarten und desto gefahrdrohender gestaltet sich vor seinen Augen die Zukunft. Welch' eine Macht diese beständig genährte abergläubische Furcht über das Gemüth und das gesammte Sein eines Naturmenschen gewinnen kann, ist mir in einem Fall anschaulich entgegengetreten. Der **Giljake Nenjdan**, ein in seinem Dorfe (Allof) angesehener Mann, der mich bisweilen in Nikolajefsk besuchte und dem ich manche interessante Mittheilung über sein Volk verdankte, war eines Tages, als er sich nach längerer Pause wieder einmal bei mir einfand, in auffallend niedergeschlagener und gedrückter Stimmung: die sonst gerade und ganz stattliche Gestalt, wie ich sie bei den **Giljaken** nur selten gefunden, erschien etwas gebeugt, das Auge blickte starr und trübselig vor sich hin, und die Sprache wollte auch nicht recht heraus. Da ich nicht abliess verschiedene Fragen an ihn zu richten, brach er endlich in die Worte aus: «ich muss bald sterben», und als ich nun fragte, ob er denn krank sei und was ihm fehle, lautete die Antwort: «krank nicht, und dennoch muss ich bald sterben». Dieser Gedanke schien ihn ganz und gar zu beherrschen, und nun erzählte er mir Folgendes. Auf einer Reise zu den Mandshu sei er während des Handels mit ihnen mit einem Giljaken aus Kaki in Streit gerathen. Die Sache sei jedoch zuletzt friedlich verlaufen, und er habe sie für abgethan gehalten und soweit vergessen, dass er nach ihrer Rückkehr in die Heimath einmal aus Allof nach Kaki gefahren und in einem der dortigen Häuser abgestiegen sei. Die ihm bekannten Hauswirthe seien ihm auch ganz freundlich begegnet; des Abends jedoch, als er die ihm gereichte Mahlzeit verzehrte, habe ein auf der Schlafbank neben ihm liegender Mann, eben jener, mit dem er den Streit gehabt, ihm plötzlich sein Messer in die Seite gebohrt. Nach Allof zurückgekehrt, sei er von der Verwundung bald wieder genesen, sein Blutfeind aber habe sich in der Nacht darauf in Begleitung eines Verwandten nach Langr aufgemacht und lasse sich nicht wieder sehen. Zwei Jahre seien seit dem vergangen, während welcher er sich vergeblich die grösste Mühe gegeben, ihm irgend wo auf die Spur zu kommen, nach Langr selbst aber dürfe er nicht gehen, da er dort fremd sei, sein Blutfeind dagegen im sicheren Schutz seiner Angehörigen stehe. So habe er auch in Zukunft keinerlei Aussicht und Hoffnung von der auf ihm lastenden Schuld der Blutrache loszukommen «und muss daher ich, so schloss er, bald sterben». Wie es ihm später ergangen, weiss ich nicht, da ich ihn nachher nicht wiedergesehen, noch von ihm was gehört habe. Ohne Zweifel aber kann der psychische Zustand, in den eine solche abergläubische Todesfurcht den Naturmenschen versetzt, schon durch Einfluss auf sein physisches Befinden und sein Benehmen in den mannigfachen Gefahren, zwischen denen sein Leben sich bewegt, von verderblicher Wirkung sein. Und dadurch, so wie in Folge der überall üblichen Logik des posthoc, ergo propter hoc, gewinnt der an die Blutrache geknüpfte Aberglaube immer neue Nahrung und Verbreitung.

Die Ausführung der Blutrache wird dem Einzelnen theils erleichtert und theils erschwert durch den Umstand, dass sie nicht auf die an der Blutthat unmittelbar Betheiligten beschränkt bleibt, sondern auch deren Angehörige mehr oder minder in Mitleidenschaft zieht und ihnen gewisse Verpflichtungen auferlegt. Diese Verpflichtungen erstrecken sich jedoch bei den Giljaken nicht auf alle Angehörigen, sondern nur auf die Ngafk's, die väterlicherseits Verwandten. Ganz unbedingt und mit allen Consequenzen tritt an sie die Forderung blutiger Rache in dem Fall, wenn der durch die Blutthat Betroffene, sei es sofort, oder in Folge der erhaltenen Verletzungen, sein Leben eingebüsst hat und also selbst die Rache nicht mehr ausüben kann: je nach dem Verwandtschaftsgrade hat sie dann der Sohn, der Bruder, der Brudersohn, der Enkel u. s. w. auszuführen. Kein Ngafk des Gefallenen darf, wenn die Reihe an ihn kommt, sich dieser Verpflichtung entziehen. Kommt hingegen der bei der Blutthat Verwundete mit dem Leben davon, so bleibt die Ausführung der Blutrache zwar ihm selbst vorbehalten, seine Ngafks haben aber die Verpflichtung, ihm dabei behülflich zu sein, indem sie den Aufenthaltsort seines Feindes auskundschaften, ein Zusammentreffen mit ihm zu bewirken suchen und ihrem Parten bei Ausübung der Rache nach Möglichkeit beistehen, ja nöthigenfalls sogar für ihn eintreten. Ganz ähnliche Verpflichtungen liegen andrerseits auch den Ngafks des Urhebers der Blutthat ob. Sie haben Alles zu thun, um die Anschläge ihrer Gegner zu durchkreuzen und ihren Verwandten vor der ihm drohenden Blutrache zu schützen. So giebt die Blutrache mit den aus ihr erwachsenden Forderungen und Verpflichtungen ein starkes Familienband ab, das in allen Gliedern desselben väterlichen Geschlechts das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit und Solidarität wachruft und erhält. Je zahlreicher daher ein Geschlecht und je lebendiger in ihm dies Bewusstsein ist, desto mehr Schutz und Hülfe kann es jedem Einzelnen seiner Glieder bieten. Darum ist es verständlich, dass die Angehörigen eines väterlichen Geschlechts gern an einem Ort oder in leicht erreichbarer Nähe von einander wohnen bleiben und auch solche ihrer Glieder, die in der Kindheit, in Folge einer zweiten Heirath ihrer verwittweten Mutter, mit dem Stiefvater davongegangen sind, sich nicht entfremden lassen mögen[1]).

Die Solidarität aller Ngafks unter einander in Beziehung auf die Blutrache bietet ferner jedem Einzelnen und besonders den Angehörigen grösserer Geschlechter auch eine gewisse Garantie gegen allzu leichtfertige blutige Angriffe. Und das ist bei dem leicht verletzbaren, rachsüchtigen, hinterlistig zurückhaltenden, im günstigen Moment aber rasch zu blutiger That entschlossenen Sinn der Giljaken von nicht geringer Bedeutung. Die meisten ihrer Blutfehden werden allerdings durch ernste Motive veranlasst, ganz besonders durch den bei ihnen so häufig vorkommenden Weiberraub und die dadurch hervorgerufenen Collisionen. Oft sind es aber auch nur kleinliche Motive, eine vermeintliche Ehrenkränkung oder eine unbedeutende Schädigung des Eigenthums oder Gewinns, wie z. B. auch in dem oben erzählten Falle Nenjdan's, die zur Blutthat treiben, und da dürfte der Selbsterhaltungstrieb doch Manchen davon zurückhalten, in das Wespennest eines starken und zahlreichen Geschlechts zu stossen. Andrerseits können freilich streit- und raublustige Glieder eines solchen Geschlechts durch das Vertrauen auf die hinter ihnen stehende Schutzmacht noch mehr in ihrem Uebermuth angestachelt werden und sich zu Handlungen hinreissen lassen, die zu Blutfehden führen oder auch unmittelbar die Blutrache herausfordern, wie es z. B. den Tammla-wo-Giljaken auf Sachalin von ihren Landsleuten am Amur in der That nachgesagt wird. Im Ganzen jedoch hebt dieser Missbrauch die wohlthätigen Wirkungen nicht auf, welche die Blutrache mit ihren Satzungen auch unter den Giljaken dadurch ausübt, dass sie bei noch ungeregelten Rechtsverhältnissen dem Einzelnen einen gewissen Schutz gewährt, und zwar indem sie die Grundlage jeder socialen Ordnung und Entwickelung, die Familie, festigt.

In Betreff der Familienverhältnisse der den Giljaken zunächst wohnenden Amur-Völker, von denen, wie Eingangs dieses Abschnitts bereits gesagt worden, hier allein die Rede sein kann, muss ich mich auf einige an die obigen Auslassungen über die Giljaken geknüpfte Bemerkungen beschränken.

---

[1] S. oben, p. [illegible].

In den vorigen Capiteln ist die nach allen Seiten des äusseren Lebens in hohem Grade erfolgte Ausgleichung zwischen den Oltscha und den Giljaken dargethan worden, — eine Ausgleichung, die man als eine Assimilirung jener durch diese aufzufassen hat. Eine solche Ausgleichung hat auch in Beziehung auf die Familienverhältnisse beider Völker stattgefunden, ja damit war erst die Basis gewonnen, von welcher aus die Assimilirung sich am eindringlichsten und nachhaltigsten nach aussen und innen hat bethätigen können. Und das Mittel, das zu dieser Ausgleichung gedient hat und noch immer dient, liegt offen zu Tage: es sind die häufigen Mischehen, die zwischen diesen beiden Völkern von da an stattfanden, als die Oltscha an den Amur heranwanderten und sich dort, nach Verlust ihrer Rennthiere, als Fischer in unmittelbarer Nachbarschaft der Giljaken niederliessen, Ehen, die auch jetzt noch fort und fort zwischen ihnen geschlossen werden. Dadurch wurde und wird die giljakische Familien-Sitte und Ordnung beständig auch zu den Oltscha getragen und hat sich im Laufe der Zeit so ziemlich in derselben Form auch bei ihnen eingewurzelt und verbreitet. Einige Modifikationen in ihrem allgemeinen Charakter musste sie aber dabei doch erleiden, indem sie auf dem Boden eines seinen Naturanlagen nach sehr anders gearteten Volks verpflanzt wurde. Die Oltscha, ein Zweig des grossen, über ganz Sibirien und das Amur-Land ausgebreiteten tungusischen Stammes, sind von Natur viel gutmüthiger, weicher, biegsamer, sorgloser und leichtlebiger als die Giljaken. Es fehlen ihnen die Beharrlichkeit und Energie der letzteren, aber es liegen ihnen andererseits auch deren Habsucht, Hinterlist und Rachsucht fern. Diese ursprünglichen Charakterzüge der Oltscha unterliegen zwar, in Folge der Assimilirung dieses Volks durch die Giljaken, ebenfalls der Veränderung, — und diese ist zum Theil auch schon erfolgt, — machen sich aber dennoch immer wieder und so u. A. auch in ihren Familienverhältnissen geltend.

So kommt zwar bei den Oltscha neben dem allgemein üblichen Weiberkauf auch Weiberraub vor, allein lange nicht so häufig und meist, wie bei den Giljaken, vornehmlich wohl aus dem Grunde, weil sie unter einander und mit ihren Nachbarn von tungusischem Stamme, bei mässigeren Forderungen, leichter im Handel übereinkommen, alsdann auch weil zum Rauben ein rasches und entschlossenes Handeln erforderlich ist, das nicht in ihrer Natur liegt, und endlich wohl auch aus natürlicher Friedensliebe und Scheu vor den bösen und blutigen Folgen, die der Weiberraub nach sich zu ziehen pflegt. Merkwürdigerweise jedoch führen sie ihn noch am öftesten gerade nach der Seite aus, von wo sie am meisten einer nachhaltigen Rache gewärtig sein können, nämlich unter den Giljaken, sei es nun, weil sie mit diesen ihren Nachbarn im allerregsten Verkehr stehen, oder weil die giljakischen Weiber für sie eine besondere Attraction haben und dagegen die hohen Forderungen der Giljaken für ihre Töchter, zumal wenn sie ausser Landes gehen sollen, ein friedliches Uebereinkommen oft unmöglich machen. In solchen Fällen, von denen mir die Giljaken mehrfach erzählten, sind denn auch blutige Conflikte unvermeidlich, doch erreichen sie lange nicht den Umfang, den die durch Weiberraub und die ihn begleitenden Unthaten zwischen den Giljaken selbst hervorgerufenen Blutfehden nicht selten annehmen. Und das ist wiederum der friedliebenderen tungusischen Naturanlage der Oltscha zuzuschreiben.

Ueberhaupt sind jegliche und besonders in unerwarteter, hinterlistiger Weise verübte Blutthaten unter ihnen weit seltener als unter den Giljaken und damit auch die Veranlassungen zur Blutrache sehr viel geringer. Bezeichnender für sie ist es aber noch, dass in Fällen, wo eine solche Veranlassung vorliegt, die Sache zuweilen doch einen friedlichen Ausgang nehmen kann, indem sie sich durch eine Zahlung bewegen lassen von der Blutrache abzustehen, was bei den Giljaken kaum oder nur in den seltensten Fällen vorkommen dürfte. So liessen sich z. B. die Oltscha von Pulssa von dem Giljaken Judin in Tebach für eine Blutthat, die sein Bruder unter ihnen begangen hatte, durch Zahlung abfinden, während er selbst unablässig darnach trachtete, an einem Oltscha von Uehtr für die Entführung seiner Tochter Rache zu nehmen.

Werden, wie man aus dem Angeführten sieht, manche Härten der giljakischen Familienverhältnisse bei den Oltscha durch ihr sanftmüthigeres Naturell gemildert, so erfährt bei ihnen andererseits auch die unter den Giljaken herrschende Sittenstrenge eine erhebliche Abschwächung. Und daran ist zum grossen Theil auch der Umstand schuld, dass sie nicht die Energie der Giljaken gehabt haben, den chinesischen Kaufleuten und Händlern den Zutritt in ihr Land, geschweige denn einen mehr oder weniger ständigen Aufenthalt in demselben zu verweigern. Wie schon erwähnt1), giebt es im Gebiet der Oltscha viele Punkte, wo sich chinesische Händler zeitweise oder auch fast beständig unter ihnen aufhalten, und diese wirken um so depravirender auf sie ein, als sie keine eignen Wohnungen haben, sondern mit ihren aus den Eingeborenen selbst entnommenen Concubinen, in ihren Häusern und mitten unter ihnen ihr Domicil aufschlagen. Zugleich trägt der diesen Händlern stets zur Verfügung stehende Branntwein nicht wenig zur Sittenverderbniss bei. Dem entsprechend ist auch die sittliche Stellung der Oltscha zu ihren Sklaven und Sklavinnen, die sie sich, ebenso wie die Giljaken, wenn auch seltener und in geringerer Zahl, auf ihren Handelsreisen nach Sachalin durch Kauf aus dem Aino-Volk verschaffen, weniger streng und rigoristisch. Dabei halten sie jedoch an dem Grundsatze der Giljaken fest, keine Individuen aus dem eigenen Volk als Sklaven zu halten, geschweige denn anderen Völkern zu verkaufen.

Endlich muss ich bemerken, dass es auch im äusseren Zubehör ihres Familienlebens, trotz der grossen Uebereinstimmung mit den Giljaken, einzelne kleine Züge giebt, in denen sich ihre ursprünglich verschiedene tungusische Eigenart bekundet. So hat die oben beschriebene, so charakteristische giljakische Kinderwiege bei ihnen keinen Eingang gefunden. Anstatt ihrer bedienen sich die Oltscha eines aus feinen Holzruthen geflochtenen länglichen, am Kopfende etwas höheren Korbes, der an einen Querbalken der Jurte gehängt wird und vermittelst eines an ihn befestigten langen Bandes auch aus einiger Entfernung hin und her geschaukelt werden kann. Diese einfachere und leichtere Kinderwiege mag sich bei ihnen, in Folge des besonders conservativen Sinnes des weiblichen Geschlechtes, noch aus der Zeit ihres Nomadenlebens erhalten haben.

Anders verhält es sich mit den Golde. Hier ist von einer Assimilirung durch die Giljaken

---

1) S. oben, p. 71, 604.

gar keine Rede, obgleich durch den direkten Verkehr beider Völker mit einander, und hauptsächlich durch Vermittelung der zwischen ihnen wohnenden, den **Golde** stammverwandten **Oltscha** Manches vom giljakischen Wesen auch auf sie übertragen worden ist. Hingegen stehen sie unter sehr starkem chinesischen Einflusse, der, den unteren Amur stromaufwärts gegangen, mehr und mehr wächst und am Ussuri und Sungari sein Maximum erreicht. Sind sie doch auch faktisch und nicht bloss nominell, wie ihre nördlichen Nachbarn am Amur, der chinesischen Herrschaft unterworfen, indem es in ihrem Lande mehrere beständige Sitze mandshu-chinesischer, Tribut erhebender und Gewalt ausübender Regierungsbeamten giebt[1]), und haben sie sich doch u. A. auch der von der Mandshu-Dynastie allen Unterthanen des himmlischen Reichs vorgeschriebenen Haartracht anbequemen müssen, während die ferner wohnenden **Oltscha** und **Giljaken** sich dem entziehen durften[2]). Vom Ussuri und besondes vom Sungari kommen auch beständig und in weit grösserer Zahl als zu den **Oltscha** chinesische Händler in das unterhalb gelegene Gebiet der **Golde** hinab und nisten sich unter ihnen ein, um sich nach Möglichkeit an ihnen zu bereichern. Der verderbliche Einfluss, den diese Eindringlinge, wie oben erwähnt, auf die Familienverhältnisse und die Sittlichkeit der **Oltscha** ausüben, macht sich daher in noch weit höherem Maasse unter den **Golde** geltend. Ja bei diesen haben sie ein um so leichteres Spiel, als sie noch gutmüthiger als die **Oltscha** sind und ihnen auch die Widerstandskraft abgeht, welche den letzteren, dank der im Laufe der Zeit erfolgten Beimischung giljakischen Blutes, innewohnt. Hand in Hand mit der Lockerung der Familienverhältnisse und mit der Sittenverderbniss geht auch die materielle Ausbeutung der **Golde** durch die **Chinesen**. Durch Branntwein und andere Mittel um ihren Besitz gebracht und in Schulden gestürzt, verlieren sie die Lust am Erwerbe, sowie die dazu erforderliche Energie und verfallen mehr und mehr in Trägheit und Indolenz, die unvermeidlich zu völliger Verarmung und Verkommenheit führt. Noch sind sie natürlich lange nicht alle und nicht allenthalben so weit, aber wo sie auch am günstigsten gestellt sind, wie im untersten Theil ihres Wohngebietes, am Amur, zwischen der Gorin-Mündung und dem Geong-Gebirge, lässt sich an ihnen der verderbliche Einfluss der mandshu-chinesischen Herrschaft und Ausbeutung in der angegebenen Richtung doch nicht verkennen. Es fehlt ihnen die freie und selbstbewusste Haltung der **Giljaken** und zum Theil auch der **Oltscha**, sowie deren Trieb nach Erwerb und Gewinn, der sich dem Fremden gegenüber nicht selten sogar in zudringlicher Weise äussert, und dagegen haben sie stets etwas Gedrücktes, Zurückhaltendes, Aengstliches und sogar Scheues in ihrem Wesen. Wie tief ihr Nationalbewusstsein bereits niedergedrückt worden ist, kann man aus dem Umstande ersehen, dass sie zwar mit der verachteten Stellung der Sklaven und Sklavinnen bei den **Giljaken** bekannt sind und gleich ihnen bisweilen auch selbst eine aus Sachalin mitgebrachte **Aino**-Sklavinn im Hause halten, und es dennoch nicht verschmähen, Individuen aus ihrem eigenen Volke den **Giljaken** in die Sklaverei zu verkaufen, was bei diesen nie vorkommt und als ruchlos gebrandmarkt werden würde. Am allerzerstörendsten natürlich wirken die Mandshu-Beamten und chinesischen Händler auf die Familienverhältnisse der Golde dadurch ein, dass sie sie durch Bedrohung, Einschüchterung und Erkaufung dazu bewegen, ihnen die Benutzung ihrer Weiber und Töchter als Concubinen zu gestatten. Damit ist die Lockerung und Lösung aller Familienbande eigentlich schon besiegelt und muss sich auch ohne anderweitiges Hinzuthun der Chinesen allmählich vollziehen. So musste dadurch das bei den Giljaken so feste Band, das alle Glieder eines und desselben väterlichen Geschlechts, des giljakischen Kall oder Hala, wie es bei den Golde heisst, mit einander verknüpft, stark gelockert werden, so dass es der chinesischen Regierung nicht schwer fallen konnte, ihm statt des verwandtschaftlichen ein lokal-bezirkliches Substrat zu geben, um es so zu ihren administrativen Zwecken zu benutzen, wie es in der Folge noch näher angegeben werden soll. In Folge dessen konnte aber auch die Satzung, welche die Ehe zwischen Angehörigen eines und desselben väterlichen Geschlechts (hala) verbietet, wenn sie bei den Golde ursprünglich bestand[1]), ihren Zweck, Heirathen zwischen allzu nahen Blutsverwandten zu verhindern, nicht mehr erreichen. Ein anderes bei den Giljaken ebenfalls sehr kräftiges Familienband, das aus den Satzungen der Blutrache entspringt, besteht bei den Ussuri-Golde auch nicht mehr, da die letztere aus ihren Sitten bereits geschwunden sein soll[2]). Endlich scheint auch die feste Familienordnung, die bei den Giljaken, Korjaken und sibirischen Völkern das Verhältniss der Brüder eines Verstorbenen zu ihrer verwittweten Schwägerin in bestimmter Weise regelt[3]), bei den Golde durchbrochen zu sein. Wenjukof[4]) erzählt nämlich von einem Ussuri-Golde, einem Familienvater von etwa 30 Jahren, der drei Frauen hatte, von denen ihm zwei nach dem Tode seiner jüngeren Brüder zugefallen waren. Wie wir schon sahen (p.), ist bei den Giljaken, Korjaken und anderen sibirischen Völkern Solches nicht gestattet, sondern immer nur das Umgekehrte üblich, dass nämlich die Wittwe einem der jüngeren Brüder ihres verstorbenen Mannes und zwar in bestimmter Reihenfolge derselben, zufällt. Da nun das Letztere sicherlich auch bei den Golde nicht ausgeschlossen ist, so bleibt nur der Schluss übrig, dass bei ihnen sowohl die älteren, wie die jüngeren Brüder eines Verstorbenen ein Recht auf seine hinterbliebene Wittwe haben, ein Uebelstand, der vermuthlich nur aus Missachtung der ursprünglichen bestimmten Familienordnung entsprungen ist und nur zu leicht Zwist und Streit zwischen den Brüdern veranlassen kann.

---

[1]) Nochmals erinnere ich daran, dass hier nur von den Zuständen die Rede ist, die ich selbst im Amur-Lande in den Jahren 1854—56 vorfand.

[2]) S. oben, p. 412—414.

Den höchsten Grad von verderblicher Wirkung auf die Familienverhältnisse der Amur-Völker erreicht der chinesische Einfluss bei den Orotschen oder Ta-dse der obersten Ussuri-Zuflüsse und der anstossenden Meeresküste. Dort ist das bereits erreicht, was wir den Golde in der obigen Schilderung erst in Aussicht stellen mussten: Vernichtung aller Familienbande und die grösste materielle und moralische Verkommenheit. Dort sind aber auch die Chinesen in grösster, den Orotschen gegenüber überwiegender Anzahl vorhanden, theils als beständig der indigenen Bevölkerung untermischte Händler, kleine Feld- und Gartenbauer, Ginseng-Sucher und drgl., theils als alljährlich, zum Seetangfischen, Goldwaschen und zu anderen Gewerben in Menge zusammen strömendes Gesindel aller Art, wie es oben bereits geschildert worden ist[1]).

---

[1]) S. oben, p.

[2]) Венюковъ, Обозр. р. Уссури и земель къ вост. отъ нея до моря (Вѣстн. Имп. Русск. Геогр. Общ. Ч. XXV, 1859, Отд. II, стр. 220).

[3]) S. oben, p.

[4]) L. c. p. 200, desgl. Путеш. по окраин. Русск. Азіи и зап. о нихъ, С.-Петерб. 1868, стр. 27.

Geht man daher von der Amur-Mündung fast beständig in Meridianrichtung den Amur und Ussuri aufwärts und von den Quellflüssen des letzteren an die benachbarte Meeresküste, durch das Gebiet der Giljaken, Oltscha, Golde und Orotschen, so kann man einen stetigen und raschen Niedergang in der Familiensitte und Ordnung der indigenen Bevölkerung beobachten, bis man endlich statt der wenn auch rohen aber doch fest geordneten und in ihrer Art gesitteten Familienverhältnisse der Giljaken, am anderen Endpunkte, bei den Orotschen, das Bild ihrer vollständigen Auflösung und Zerstörung vor sich hat. Und diese Wandlung vollzieht sich unter dem Einflusse eines (allerdings asiatischen) Kulturvolkes, das selbst, in seiner Heimath, dem Ahnencultus ergeben ist.

---

[1] S. oben, p. 66.

12. Abschnitt.

Sociale Verhältnisse: Politische und rechtliche Stellung. Sociale Gliederung auf Grund des Wohlstandes. Nationaler Communismus. Unantastbarkeit des Eigenthums. Gastfreiheit. Vorsicht und Unentschlossenheit auf Reisen: Wind- und Wetterprüfung. Abergläubische Sturmbeschwichtigungen. Gruss und Danksagung. Sitte einander Geschenke und Gegengeschenke zu machen. Zuverlässigkeit in Geschäftsangelegenheiten. Zeitrechnung. Kalender. Kosmische Vorstellungen. Belustigungen: Gesang, Musik, Tanz, Spiele.

Im Zusammenhange mit der Familie, der Grundlage aller socialen Ordnung, sind im vorigen Abschnitt auch schon die wesentlichsten und wichtigsten Grundzüge dieser letzteren bei den Giljaken und den ihnen benachbarten Völkern des unteren Amur-Landes besprochen worden: die Sittlichkeit, die Sklaverei, die Blutrache. Es bleibt uns nunmehr noch übrig, auch die in minder direkter und unmittelbarer Beziehung zur Familie stehenden Momente ihres socialen Lebens in Betrachtung zu ziehen.

Zur Zeit meines Aufenthalts im Amur-Lande waren die Giljaken weder China noch Russland unterthan oder tributpflichtig. Im Anfang des Jahrhunderts hatte die chinesische Regierung noch eine gewisse Herrschaft über sie am Amur wie auf Sachalin ausgeübt und an mehreren Orten aus ihrer Mitte Aelteste ernannt, die einen gewissen Tribut in ihrem Bezirk einzusammeln und nach Deren abzuführen hatten. In den zwanziger Jahren jedoch hob sie, wie oben ausführlich dargethan worden[1], diese Herrschaft auf und beschränkte sie auf die weiter stromaufwärts zum Sungari hin gelegenen Theile des unteren Amur-Landes, so dass die Giljaken und Oltscha ihr nur noch nominell unterworfen blieben, und da es fortan keinen Tribut mehr einzusammeln und an die mandshu-chinesische Regierung abzuführen gab, so gingen unter ihnen auch die von ihr creirten Stellungen von Dorf- oder Bezirksältesten von selbst ein. Den ihrer Freiheit bewussteren Giljaken zumal waren sie zu meiner Zeit schon so weit aus dem

---

[1] S. oben, p. 619 ff.

Gedächtniss entschwunden, dass ich sie nie von denselben habe reden hören und auch keine giljakische Bezeichnung dafür kennen gelernt habe. Russischerseits aber hatte man zu meiner Zeit, Anfang der fünfziger Jahre, zwar festen Fuss an einzelnen Punkten des untersten Amur-Landes, so in Petrowskoje, Nikolajefsk, Mariinsk, gefasst[1]), kümmerte sich aber um die Eingeborenen noch garnicht und überliess sie ganz und gar ihren eigenen Einrichtungen und Gepflogenheiten, wofern sie nur die Ordnung in den russischen Ansiedelungen nicht störten[2]). So waren zu meiner Zeit die von mandshu-chinesischer Seite zur Administration der Giljaken getroffenen Einrichtungen bereits verschwunden, von russischer Seite aber noch keine eingeführt worden: das Volk war sich selbst überlassen und konnte in den angeführten Grenzen thun und lassen, was es wollte. Und diesen zum Studium seiner Eigenart gewiss sehr günstigen Zeitpunkt haben auch die nachstehenden Bemerkungen allein im Auge.

Die Giljaken haben über die Familie und die väterlichen Geschlechter hinaus keinerlei der Selbstverwaltung dienende rechtlich-administrative Gliederung oder Organisation: es giebt unter ihnen keine etwa zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Schlichtung von Streitigkeiten und drgl. von ihnen selbst mit einer autoritativen Gewalt versehenen Individuen. Und es scheint bei ihnen auch kein Bedürfniss darnach zu bestehen. Da sie keine Kriege mit ihren Nachbarn oder unter einander führen, keine irgend gemeinsame Raubzügen in fremde Gebiete unternehmen, keinerlei Tribut zu sammeln und irgendwo abzuliefern haben u. s. w., so brauchen sie auch keine Anführer, Häuptlinge, Aelteste oder drgl. Die Ordnung wird durch Beachtung des altherkömmlichen Brauches und der angestammten Sitte aufrecht erhalten, und bei Zwist und Streitigkeiten tritt Selbsthülfe ein, unterstützt von den Satzungen der Blutrache. So haben die Giljaken keinerlei Vorgesetzte oder Herren unter sich, sondern sind rechtlich alle unter einander gleich, mit Ausnahme natürlich der Sklaven, die aber, wie schon gesagt, keine Giljaken, sondern in Leibeigenschaft bei ihnen befindliche Fremdlinge sind. Für den Begriff «Herr», den sie zuerst durch die Mandshu-Chinesen kennen gelernt haben, brauchen sie daher, sowohl diesen wie den Russen gegenüber, auch den chinesischen Ausdruck *dshangin*[3]). Nur einmal hörte ich einen Giljaken sich auch als solchen bezeichnen: es war in der auf Sachalin am Ausgang des Tymy-Thales einsam gelegenen und von einem Ehepaar bewohnten Jurte von Miwwach, deren Wirth sich mir als «*dshangin* von Miwwach» vorstellte, wodurch er sich aber offenbar nur als alleiniger Besitzer der Jurte zu erkennen geben wollte.

---

[1]) S. oben, p. 86—88.

[2]) Erst nach Abschluss des Traktats von Aigun (1858) und der definitiven Besitznahme des Amur-Landes durch die Russen wurden auch ihrerseits unter den Giljaken und den a. Eingeborenen aus deren Mitte Dorfälteste (russ. Starosta) ernannt und dem im nächsten Posten residirenden Kreischef (russ. Isprawnik) unterstellt. Dr. Seeland, der in den Jahren 1878—80 bereits solche Dorfälteste unter den Giljaken antraf, (Russische Revue, Bd. XXI, p. 233) verkennt den ganz und gar russischen Ursprung dieser Einrichtung, wie denn überhaupt die mangelhafte Unterscheidung dessen, was den Giljaken ursprünglich eigen war und was sie von den Russen angenommen haben — und das hatte zu jener Zeit schon sehr weit und tief um sich gegriffen — seiner Schilderung derselben fast allen Werth benimmt.

[3]) Gerbillon (bei Duhalde, Descr. de l'Empire de la Chine, T. IV, p. 385) führt die Bezeichnung «*dschanghin*» für einen hohen, das besondere Vertrauen des Kaisers geniessenden Beamten an.

Giebt es unter den **Giljaken** keine Ueber- und Unterordnung der Individuen in rechtlicher Beziehung, so macht sich bei ihnen dagegen eine durch Unterschiede im Wohlstande bedingte sociale Gliederung sehr merklich geltend. Bei einem Volke, das so allgemein und in so hohem Grade dem Handel ergeben ist, wie die **Giljaken**, kann es nicht anders sein, als dass der Reichthum eine grosse Rolle im socialen Leben spielt und maassgebend für Ansehen, moralische Macht und Einfluss der einzelnen Individuen wird. Der reiche Mann unter ihnen, der sich auf Handelsreisen zu den **Mandshu** und den **Ssisam** mit einem Vorrath an Allem versorgt, was seinen Landsleuten nöthig ist oder begehrenswerth erscheint, ist für die Minderbemittelten, die keine solche Reisen machen können, eine wichtige und unentbehrliche Person: bei ihm können sie jederzeit die kostbaren Thierfelle, die sie selbst erbeutet haben, gegen die ihnen erforderlichen Kleidungs-, Lebens- oder Genussmittel absetzen, und im Falle der Noth auch auf eine Aushülfe rechnen und Manches vielleicht auf Schuld, Anderes und das Nothwendigste aber auch umsonst bekommen. Dank seinen Handelsreisen und seinem ausgebreiteten Verkehr ist ferner der reiche **Giljake** seinen unbemittelten Landsleuten in der Regel auch an Umblick, Erfahrung, Einsicht und Urtheil überlegen und gewinnt daher leicht neben dem materiellen auch einen moralischen Einfluss auf dieselben. Endlich gestatten ihm seine Mittel, sich ab und zu auch direkt in den Mittelpunkt des ganzen socialen Lebens und Treibens zu stellen und sein Haus zum Schauplatz geselliger Freuden, namentlich der grossen Bärenfeste und der sie begleitenden reichlichen Festmahlzeiten zu machen, an denen auch seine unbemittelten Dorfgenossen und Geschäftsfreunde theilnehmen können. Unter diesen Umständen findet bei den **Giljaken** eine ganz spontane Ueber- oder Unterordnung der einzelnen Individuen in socialer Beziehung auf Grund ihres grösseren oder geringeren Wohlstandes statt. Befragt man sie daher, wie ich es oft gethan, nach dieser oder jener Persönlichkeit unter ihnen, so werden sie es nie unterlassen, sich an erster Stelle über die Vermögensverhältnisse des Betreffenden zu äussern, indem sie kurz angeben, ob es ein *tscholla nibach*, d. h. ein unbemittelter Mann, oder aber ein *kolla*- reicher oder *mykstschr-kolla nibach*, d. i. sehr reicher Mann sei, womit zugleich seine sociale Stellung und das Ansehen, dass er unter ihnen geniesst, im Allgemeinen angedeutet sind.

Für reich *kolla* und darum angesehen gilt bei den **Giljaken** der Mann, der häufige Reisen zu den **Mandshu** und **Ssisam** macht, einen ausgebreiteten Handelsverkehr mit seinen Landsleuten und den Nachbarstämmen unterhält und überhaupt in sichtbarem Wohlstande lebt. Zur höheren Stufe gehörig, als *mykstschr-kolla nibach*, sehr reicher und hochangesehener Mann, wird er aber erst dann betrachtet, wenn er ausserdem auch den folgenden Bedingungen entspricht: 1) wenn er viele der oben erwähnten[1]), in den Augen der **Giljaken** besonders werthvollen Gegenstände, wie einen Luchsfellpelz, alte mandshurische Eisenpanzer, mit Büffel- oder Nashornplatten belegte Bogen, dreihenklige japanische Kochkessel und drgl. m. besitzt, denn dass er diese an sich nutzlosen und doch sehr kostbaren Gegenstände nicht verkauft und

---

[1]) S. oben, p. 593—598.

2: Schrenck RX2 Gilyak

somit praktisch verwerthet, sondern nur als todtes Kapital und Erbgut für seine Söhne bei sich aufbewahrt, beweist eben seinen grossen Reichthum; oder 2) wenn er von Zeit zu Zeit grosse Bärenfeste mit opulenten Festmahlzeiten und unter Hinzuziehung zahlreicher Gäste veranstaltet; oder endlich 3) wenn er einen besonders grossen Hausstand entfaltet und 3—5 Frauen nebst mehreren Sklaven oder Sklavinnen hat. Doch ist es nicht durchaus erforderlich, dass alle drei Bedingungen bei einer Person zutreffen, — es reicht hin, dass der einen, oder der anderen von ihnen Genüge geleistet wird, wenn es nur in einem besonders hohen Grade geschieht. So besass z. B. Ssogin in Kuik-Mäo manche Luxusgegenstände und hatte auch zwei Frauen und eine Sklavin, galt aber dennoch nur für einen *kolla nibach*. Als *mykstschr-kolla* hingegen wurden mir Numkwin in Wair[1], Ansin in Kaki, Ssondon und sein Sohn Libgun in Tschylm, Jondom in Kalm, Pysgun und Mesgun[2] in Patt und ganz besonders Judin in Tebach bezeichnet. Der letztere war ausser Anderem namentlich auch durch seine reichen und vielbesuchten Bärenfeste, an deren einem ich auch theilgenommen, sehr angesehen und populär unter seinen Landsleuten. Sein Ansehen, erzählten sie, ginge so weit, dass die Chinesen in Ssan-sin und die Japaner auf Sachalin ihn sogar als Giljaken-Dshangin bezeichneten und demgemäss auch behandelten, was Einige von ihnen veranlasst habe, ihn zuweilen auch so zu nennen, und dennoch, meinten sie, sei er kein *dshangin*, deren es unter ihnen überhaupt keine gebe, sondern nur ein *mykstschr-kolla nibach*. So sehr halten sie, selbst bei grosser Differenz der Mittel und demgemäss auch der socialen Stellung, an ihrer völligen Gleichheit unter einander in rechtlicher Beziehung fest.

Wenn ich vorhin sagte, dass die unbemittelten Giljaken im Falle der Noth auf die Hülfe ihrer reicheren Landsleute rechnen und von ihnen Manches vielleicht auf Schuld, Andres aber auch umsonst zu erhalten hoffen dürfen, so bedarf dies einer Erläuterung. Man könnte nämlich darnach meinen, dass diese es mit jenen ungefähr ebenso wie die chinesischen Händler machen, welche den Golde, Orotschen und anderen Eingeborenen des Landes, unter denen sie sich aufhalten, im Nothfalle das Erforderliche, zu sehr hohem Preise gerechnet, in Schuld vorausgeben, um sie nachmals durch wiederholte, uncontrolirte Schuldverschreibungen zeitlebens nicht mehr aus ihren Schulden herauskommen, ja diese sich sogar auf ihre Kinder vererben zu lassen. Dergleichen findet jedoch unter den Giljaken keineswegs statt. So viel ich auch mit Reichen und Armen unter ihnen verkehrt habe, so ist mir doch nie etwas zu Gehör gekommen, was überhaupt auf das Vorhandensein von irgend erheblichen Schuldverhältnissen zwischen den Einen und den Anderen zu schliessen erlaubte. Beide sind wohl auch zu umsichtig und praktisch angelegt, zu fein und klug berechnend, um sich in solche, Beiden nachtheilige, die Einen an ihrem Ansehen und ihrer Popularität, die Anderen an ihrer Existenz schädigende Verhältnisse einzulassen. Nicht dass sie überhaupt keine Schulden unter einander machten, — es dürften aber immer nur kleine, im Bereich ihrer Mittel liegende Vorschüsse an den Einen oder Anderen sein, deren gelegentliche Wiedererstattung für selbstverständlich gilt, oft aber, und bei ungleicheren Mitteln wohl zumeist, garnicht beansprucht wird, so dass davon auch nicht viel Rede gemacht wird. Damit mag es vielleicht zusammenhängen, dass sowohl **Glehn**, wie mir, trotz unseres sonst ziemlich reichlichen Wörterverzeichnisses, der giljakische Ausdruck für «schuldig sein» oder «Schulden haben» entgangen ist, — einen Begriff, der den **Giljaken** gleichwohl nach den bei ihren Nachbarn, den **Golde** und **Aino**, herrschenden Zuständen in vollem Maasse geläufig sein muss.

---

[1] Derselbe, von dem oben (p. 308, Anm. 1.) als einem der Mörder de la Brunière's geredet worden ist.

[2] Das *s* ist in allen hier erwähnten Giljaken-Namen weich, gleich dem französischen *s*.

Uebrigens, wie dem auch sei, jedenfalls besteht die Aushülfe, die den unbemittelten **Giljaken** in der Noth durch ihre reicheren Dorfgenossen, Geschäftsfreunde oder sonstigen Bekannten zu Theil wird, nicht darin, dass sie Dies oder Jenes auf Schuld erhalten, sondern, dass ihnen das zur Fristung des Lebens Nothwendigste umsonst (gilj. *pai*) verabfolgt wird. Und zwar geschieht dies in Folge des national-communistischen Geistes, der, allen Naturvölkern mehr oder weniger eigen, auch den **Giljaken** in immerhin nicht geringem Grade innewohnt. Mehr jedoch als bei manchen anderen Völkern, z. B. den tungusischen Stämmen, ist der Communismus der **Giljaken** streng national, d. h. auf eine Bethätigung nur innerhalb der Stammesgrenzen bedacht, was durch ihre scharfe sprachliche Absonderung von allen ihren Nachbarstämmen und ihr reges Nationalbewusstsein bedingt und genährt wird. Ferner weist ihm der so sehr auf Handel, Gewinn und Mehrung der Güter gerichtete Sinn der **Giljaken** gewisse Schranken an, indem er ihm keineswegs alle Güter ohne Unterschied dienstbar macht, sondern nur solche, die ihnen die Natur selbst in ausreichender Menge und in einem zum Gebrauch so gut wie fertigen Zustande bietet, und welche sie daher gewissermaassen selbst zum Gemeingut stempelt. Als solches betrachten die **Giljaken** vornehmlich die Produkte, die ihnen das Meer und die Flüsse in Menge liefern, Fisch, Seehund und drgl., sowie nächst dem die ausschliesslich von diesen Produkten sich nährenden, durch ihr Fell auch dem Aermsten unentbehrlichen Hunde, endlich auch was ihnen der einheimische Wald an nährenden oder erquickenden Wurzeln, Beeren und sonstigen Vegetabilien liefert. Es gilt ihnen daher als selbstverständlich, dass in Nothfällen der reiche **Giljake** seinen unbemittelten Dorf- und anderen Stammgenossen, die ihn um Hülfe angehen, von seinem Vorrathe an den erwähnten Produkten (Fisch, Seehund etc. und Hundefellen) so viel zukommen lässt, als zur Befriedigung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse an Nahrung und Kleidung erforderlich ist. Und so lange seine Vorräthe daran nicht erschöpft sind, wird gewiss Niemand von ihnen an Hunger oder Frost umkommen. Ganz anders aber steht es um solche Güter, die die Natur dem Menschen nur spärlich bietet und die ihr mit Mühe und Anstrengung gewissermaassen nur abgerungen werden müssen, wie z. B. Zobel- und andere kostbare Thierfelle, so wie um Alles, was hauptsächlich vermittelst der letzteren von den **Chinesen**, **Japanern** oder **Russen** erhandelt wird. Keinem **Giljaken**, sei er reich oder arm, fällt es ein, sie ebenfalls als Gemeingut zu betrachten und sie demgemäss in Nothfällen dem Gemeinwohl zu opfern, resp. zu beanspruchen, dass dies geschähe. Zudem sind diese Güter für den **Giljaken**, im Vergleich mit jenen ersteren sämmtlich, auch die Cerealien, den Tabak und die einfachsten chinesischen oder russischen Kleidungsstoffe nicht ausgenommen, doch nur Luxusgüter, ohne die er im Nothfall sein Leben immer noch sehr wohl fristen kann. So bilden der ausserordentlich rege Handels- und Erwerbstrieb der **Giljaken**, ihr Streben nach Erhaltung und Mehrung des Besitzes ein wirksames Gegengewicht dem Communismus gegenüber, und verhindern, dass der Faule und darum Arme auf Kosten des Arbeitsamen und Reichen lebt, ohne ihm jedoch in der Noth das zur Lebensfristung durchaus Erforderliche zu versagen.

Ferner tragen die Giljaken dem communistischen Princip auch in Betreff des Obdachs oder der Wohnung Rechnung, die in einem Lande mit langem und strengem Winter, wie ihre Heimath, zur Erhaltung des Lebens von nicht geringerer Bedeutung als Nahrung und Kleidung sind. Wie und in welchem Maasse das geschieht, kann man aus dem Nachstehenden entnehmen. Oben wurde schon erwähnt, dass die Giljaken in scheinbar ganz irrationeller Weise einen so grossen und zum Theil complicirten Bau, wie ihr nach chinesischem Muster errichtetes Winterhaus nicht halb so hoch an Werth wie ein einfaches, immer viel kleineres Vorrathshaus schätzen [1]. Das erklärt sich jedoch dadurch, dass das erstere trotz seiner Grösse viel geringere direkte Einnahmen bringt als das letztere, und dies wiederum beruht darauf, dass das Wohnhaus zum Theil communistischen Ursprungs ist und daher auch in seiner Benutzung bis zu einem gewissen Grade dem communistischen Princip unterworfen bleibt, was beim Vorrathshaus ganz und gar nicht der Fall ist. Jenes kann nämlich eben seiner Grösse und complicirten Beschaffenheit wegen nicht wie dieses von einem Einzelnen errichtet werden: es bedarf vielmehr zu seiner Entstehung der gemeinsamen Arbeit vieler Personen, die der Unternehmer, falls er sie nicht unter seinen Angehörigen findet, gegen ein geringes Entgelt aus der Zahl seiner Dorfgenossen oder Nachbarn heranzieht. Wenn es nun später auch dem- oder denjenigen gehört, die den Bau unternommen und sich die Anderen zur Mitarbeit willig zu machen gewusst haben, so bleibt es doch immer unvergessen, dass es seine Entstehung gemeinsamer Arbeit verdankt und dem entsprechend wird es auch stets gewissermaassen als Gemeingut betrachtet: es darf keinem Dorf- oder sonstigem Stammgenossen Schutz und Obdach verwehren, und es widerspräche durchaus den Anschauungen und dem Usus eines giljakischen Hausbesitzers, wenn er von einem beständig bei ihm domicilirenden Individuum einen hohen Miethlohn, und zwar in einer anderen Form als durch Verpflichtung zu Hülfsleistungen für das Hauswesen, erheben wollte. Daher ist der direkte Ertrag eines Winter- und nicht minder auch eines Sommerhauses nur sehr gering.

Anders verhält es sich mit einem Vorrathshause, das vom Besitzer selbst erbaut ist. Dieses steht ihm ausschliesslich zu eigen, und nur die bemittelteren Giljaken haben in sofern ein Interesse daran, als sie Vorräthe und andere Dinge besitzen und dafür keine Unterkunft finden. Doch ist es so praktisch eingerichtet, dass zu deren Niederlage auch nur eine Wand und, wenn es an dieser nicht genügt, eine zweite und eine dritte vermiethet werden kann, bis die Mittel zur Herstellung eines ganzen Vorrathshauses langen [2]. Da sich nun vom bemittelten Giljaken auch mehr fordern lässt, so beträgt ein Wandstück, auch nur zu einem Ja gerechnet, immer noch gegen 10 Ja an unmittelbaren Einnahmen.

---

[1] S. oben, p. 598—601.

[2] Vrgl. die Einrichtung eines Vorrathshauses (p. 338) mit seinen 11 Wandstücken (f—q) und 2 Mittelräumen (c und d).

Endlich huldigen sie auch darin dem communistischen Princip, dass sie mit Ausnahme der Stellen am Strom, wo ihre Lachswehren sich befinden, und der Punkte im Walde, wo ihre Fallen und Selbstschüsse aufgestellt sind, keinerlei Einschränkungen und Beengungen im Betriebe des Fisch- und Thierfanges kennen. So dulden sie ganz unbeschränkt, dass die **Liman-Giljaken** zum Fischfang an den Amur-Strom, so wie dass die **Tschomi-Giljaken** sich zum Lachsfang weit abwärts an den Tymy-Fluss begeben und diese wiederum zum Kangi-Fang an die Meeresküste ziehen. Allerdings sind die Tschomi- und die Tymy- **Giljaken** durch Gastfreundschaft mit einander verbunden. Auch im weithin ausgebreiteten Walde lassen die **Giljaken** selbst **Oltscha** und **Samagirn** in ihr Gebiet eindringen, ohne einander zu behelligen.

Gleich wie der Communismus so beruht ferner auch die Unantastbarkeit des Eigenthums auf dem nationalen Princip. Ich habe selbst alte und ehrwürdige **Giljaken** gesehen, die sich eines kleinen Diebstahls, so z. B. von einem Stück Butter oder dergleichen, nicht erwehren konnten, von jüngeren Leuten natürlich, ganz abgesehen, die sich das Aufschneiden und Ausplündern von Reisesäcken u. drgl. erlaubten, wie es mir z. B. im Dorfe My im Amur-Liman selbst begegnet ist. Auch vor den Bewohnern des am Eingange in den letzteren gelegenen Dorfes Langr bin ich von den Amur-**Giljaken** wiederholt gewarnt worden. Der entgegengesetzte Fall, dass **Russen** von den **Giljaken** stehlen, kommt aber allerdings viel häufiger vor, und die Versuchung, eine lose vorgeschobene Thür oder ein vorgehängtes Fischernetz zu beseitigen, um in ein Vorrathshaus zu dringen und es auszurauben, ist in der That viel grösser [illegible] selbst die kleinen Leichenhäuschen waren ihres Inhalts nicht sicher, obgleich sie nichts Anderes als ein paar Gegenstände von symbolischer Bedeutung enthielten. So kam es, dass ich die hauptsächlichste internationale Beziehung zwischen beiden Völkern aus der giljakisirten russischen Bezeichnung für «stehlen» (*ukradntsch*, russ. ukrastj) kennen lernte, und das giljakische Wort (*enngursitsch*) mir erst viel später bekannt wurde. Hingegen dürfte es kaum vorkommen, dass ein **Giljake** einem Anderen etwas entwendet. Ja, mir sind auch Persönlichkeiten vorgekommen, wie z. B. ein **Judin** in **Tebach**, ein **Mradamn** in Ssabach u. A., denen ich auch vom internationalen Standpunkte vollkommenes Vertrauen schenken durfte. Der erstere brachte mir z. B. eine Cigarren-Dose, die ich in seiner Jurte hatte liegen lassen, nach Verlauf von einigen Tagen zurück, ohne dass in derselben auch nur eine Cigarre gefehlt hätte. Dem letzteren schenkte ich ein noch grösseres Vertrauen. Da ich die Gefahr vor Augen haben musste, die mir eine in der unmittelbaren Nachbarschaft von meinem Hause errichtete mechanische Werkstatt bereitete, indem sie aus ihrem Schornstein fast beständig Funken über mein nur mit Baumrinde gedecktes Haus trug, so dass dieses leicht in Flammen aufgehen konnte, so beschloss ich meine Manuskripte und Sammlungen zum Sommer, da ich eine Reise vorhatte, nach dem Dorfe Ssabach zu bringen und sie dem Giljaken **Mradamn** anzuvertrauen. Die Kisten wurden mit einem Deckel versehen, vermittelst eines Strickes in's Kreuz zugebunden und in der Sommerwohnung des **Giljaken** abgestellt. Mein Vertrauen aber hat sich vollständig bewährt.

Auch die Gastfreiheit endlich wird vom nationalen Princip getragen. Anfangs schien es, dass die **Giljaken** mich ungastlich empfangen wollten. Sie sind zu misstrauisch, zu habgierig, zu sehr auf ihren Vortheil bedacht, um sich umbefangen gehen zu lassen. Auf Sachalin wollten sie mir, bei meinem ersten Besuch der Insel, den Gebrauch des Feuers in ihrer Jurte entziehen, und drohten mir sogar mit dem Messer, so dass ich zu ernster Drohung mit der Pistole meine Zuflucht nehmen musste, um meinen Willen durchzusetzen. Dabei muss ich jedoch bemerken, dass vor meiner ersten Reise nach Sachalin unter den Giljaken das Gerücht sich verbreitet hatte, die Russen wollten die Insel für sich haben und darum alle Giljaken ermorden. Mittlerweile aber, als ich einen Winter im Amur-Lande verbracht und zahlreiche Verbindungen angeknüpft hatte, aus denen sie ersehen konnten, dass ich es gut mit ihnen meinte und ihnen stets freundlich entgegen kam, traten sie auch selbst freundlich und gastfrei mir entgegen, so dass sich zwischen uns ein sehr gutes Verhältniss entspann, und ich mich sogar eines gewissen Vertrauens ihrerseits erfreute. Dennoch gab es allemal einen grossen Unterschied, ob es nur einen Russen (*lotscha*) oder einen *nibach* (Giljaken) zu beherbergen gab: sobald der Ruf *«nibach pritsch»* erscholl, prasselte die von Weibern geschürte Flamme lebhafter auf, dem Eintretenden wurde der Schnee mit einem säbelförmigen Holzstücke (gil. *warwars*) abgeschabt und geklopft, eine Schale mit Fischthran und *ma* zum Willkomm dargereicht, und so spät es auch war noch ein Mahlzeit bereitet. Darauf liessen sich der Wirth und sein Gast an der lodernden Flamme nieder, es wurden die Erlebnisse des Tages besprochen, woran auch die Weiber theilnahmen, und bis spät in die Nacht hinein wurde eine kleine Pfeife nach der anderen geraucht, indem sie stets in derselben ruhig bedächtigen Weise von Hand zu Hand wanderte. Sodann verlangt es auch die Gastfreiheit, dass die Hunde, bevor sie Tags darauf an die Weiterreise gehen, noch gefüttert werden.

Der Giljake reist daher immer nur in kleinen Tagereisen, von Dorf zu Dorf. Wird er bei grösserer Entfernung der Dörfer von einander oder wenn ihn ein Unwetter überrascht, einmal genöthigt, die Nacht im Freien zuzubringen und erreicht er das nächste Dorf nachdem die regelmässig vor sich gehende Hundefütterung dort bereits stattgefunden hat, so wird das Feuer unter den Kesseln ohne Weiteres von Neuem angemacht und für die Hunde des neu angekommenen Gastes eine besondere Mahlzeit bereitet. Selbstverständlich bleibt er dann auch über Nacht im Ort und setzt seine Reise erst am nächsten Morgen nach wiederum vollzogener Hundefütterung fort.

Jedenfalls aber werden die Wetterzeichen auch dann erst sorgfältig geprüft, zumal an den längs der Meeresküste gelegenen Orten, wo starke Winde und Schneegestöber sich besonders oft ereignen und dem Reisenden manche Gefahr bringen. Während der mehrtägigen Unwetter, die mich im Februar der Jahre 1855 und 56 im Dorfe Tyk an der Westküste Sachalin's festhielten, bin ich oft Zeuge der Unentschlossenheit gewesen, die sich der Giljaken bemächtigt, wenn das Wetter noch etwas zweifelhaft ist und es sich um die Frage handelt, ob die Weiterreise unter solchen Umständen zu riskiren sei. Meist liefen allerdings die Verhandlungen dahin aus, dass noch ein Tag der Ruhe zuzugeben sei, denn Eile liegt den Giljaken durchaus fern und eine fast übergrosse Umsicht leitet sie stets auf Land-, wie auf Seereisen. Mehrmals hatte ich aber auch Gelegenheit, die Einsicht, die sie in die klimatischen Verhältnisse ihres Landes und die Erfahrungen, die sie darüber hatten, zu bewundern, denn einmal hatte ich mich bereits zur Weiterreise aufgemacht und sah mich doch genöthigt, nach dem mir verhassten Dorf, wo ich so ungastlich aufgenommen worden war, wieder zurückzukehren. Ein anderes Mal erreichte ich zwar die 5—7 Werst vom Dorf entfernte Meeresküste und setzte meine Reise längs derselben fort, hatte aber auch ein arges Unwetter mit Schneegestöber zu bestehen. Besonders fürchteten die **Giljaken**, von einem über das Ochotskische Meer streichenden und fast immer mit Schneegestöber verbundenen *Ady* (Nord- und Nordwest)- oder *Tchlangi* (Ost- und Nordost)-Sturme überrascht zu werden, während der *Ladwilantsch* (Südostwind), der *Tungyrsch* und *Ngalwos*[1]) (West- und Südwestwind) und der *Kongrsch* (Südwind) sie weniger besorgt machen[2]). Hingegen sind die letzteren besonders gefährlich, wenn es gilt eine Fahrt von Duï nach den an derselben Küste südwärts gelegenen Dörfern zu machen, da das Meereseis alsdann bisweilen unmittelbar vor den Schlitten der Reisenden zerbricht. Im Dorf selbst wurden verschiedene Mittel zur Besänftigung der entfesselten Sturmgeister angewandt. An der Spitze einer langen, in den Schnee gesteckten Stange war ein viereckiges Stück Seehundsfell angebracht, das offenbar die Bestimmung hatte, dem Unwetter als Opfergabe zu dienen. Denselben Zweck, aber in viel hübscherer Form erfüllte auch ein zweites Mittel. Es wurde ein an der Spitze zweizinkiger, am Schaft mit zwei Quirlen angeschnitzter Löckchen versehener Pfeil von gewöhnlicher Grösse bereitet, zwischen die beiden, ebenfalls kleine Holzlöckchen tragende Zinken der starke Mittelnerv eines Tabaksblattes und ein Stückchen glimmenden Zunders gesteckt und der Pfeil dem stürmischen *Ady*-Winde entgegengeschossen. Ein drittes Mittel endlich besteht darin, dass dem Unwetter eine Anzahl Hundewelpen geopfert werden. Im Dorfe Tyk belief sich deren Zahl auf drei und ihnen sollten, wenn der Sturm am nächsten Tage nicht aufhörte, noch drei andere folgen[3]). Dieses Mittel war jedenfalls zweckmässiger, indem es die Nahrungsmittel der Menschen vermehrte und, bei dem zur Zeit sich bereits fühlbar machenden Mangel, dem Hundefutter zu Gute kam.

Zauberpfeil zur Beschwörung des Sturmes.

Niemals habe ich gehört oder gesehen, dass die **Giljaken** beim Betreten eines Hauses den Wirth, die Wirthin oder sonstige Bekannte mit einem Wort oder einer Geberde begrüssten, und eben so wenig geschieht es beim Verlassen desselben. Wie ich aus **Middendorff's** handschriftlichen, mir zur Benutzung überlassenen Aufzeichnungen ersehe, erregte dieses Kommen und Gehen ohne jeglichen Gruss auch schon sein Erstaunen. Bei mir gingen sie ebenfalls beständig ohne Gruss oder in letzter Zeit höchstens mit einem den Russen abgelernten «*sdrástwui*» und «*proschtschái*» ein und aus. Nur den **Mandshu** und **Chinesen** gegenüber machen sie es den tungusischen Amur-Völkern nach, indem sie sich vor ihnen auf ein Knie niederlassen und mit dem Kopf verbeugen, und das geschieht auch nur, um deren Wohlwollen zu gewinnen und sich einer Bestrafung von ihrer Seite zu entziehen, da die **Mandshu**-Beamten in Ssan-ssin und auch anderer Orten auf eine derartige Ehrenerweisung streng halten.

---

[1]) Weich, wie das französische z auszusprechen.

[2]) Am Amur werden die Winde in der Regel minder genau, und nur nach den vier Hauptrichtungen: *Ady*, *Tschlangi*, *Kongrsch* und *Tungyrsch* (N, O, S und W), unterschieden.

[3]) Darüber s. oben, p. 131.

Was mich aber noch weit mehr wundert, ist die Thatsache, dass das Wort «danken» in ihrem Lexikon gänzlich zu fehlen scheint: weder unter einander, noch mir gegenüber habe ich es jemals von ihnen brauchen hören. Nicht anders ist es auch **Middendorff** und **Glehn** ergangen. Ich möchte es der Lückenhaftigkeit unseres Wörterverzeichnisses zuschreiben, das an Ausdrücken für abstrakte Begriffe und Gemüthsbewegungen überhaupt nur arm ist. Andrerseits ist kaum anzunehmen, dass wenn das Danken ihnen wirklich im Herzen läge, sie kein Wort dafür haben sollten und dass uns dieses nur allemal entgangen sei. Haben wir sie doch in den verschiedensten Lagen empfangener Dienst- und Hülfsleistungen und fast bis zum Uebermass dargebotener Gastfreundschaft gesehen. Sollte es in der That möglich sein, dass Gäste, die man bei notorisch kärglichen Mitteln, in Folge eingetretener Unwetter, Tage lang bei sich aufnimmt und mit sammt ihren Hunden ernährt, wie die **Giljaken** es unter einander thun, abreisen, ohne ein Wort des Dankes gesagt zu haben? Beruht Alles nur auf nationalem Communismus oder auf der sicheren Voraussetzung einer in ähnlichen Fällen selbstverständlich entsprechenden Gegenleistung? Mir gegenüber fiel jedenfalls das Eine wie das Andere fort, und dennoch habe auch ich niemals einen Dank von den **Giljaken** erhalten. Ich habe dabei nicht etwa die Gaben im Auge, die infolge des Bettelns gereicht werden, das in den giljakischen Behausungen dem Reisenden sehr lästig werden kann und zu welchem hauptsächlich Kinder vorgeschoben werden. Diese mögen das Danken nicht gelernt oder in neugieriger Anstaunung des Reisenden vergessen haben. Aber ich habe den **Giljaken** oft genug auch grössere Dienste erwiesen. So fanden sie in meinem Hause stets eine gastliche Aufnahme, wobei für die Sicherheit ihres Hab' und Guts, ihrer Hunde und des ganzen übrigen Gefährts Sorge getragen war, so dass sie ruhig ihren Handelsgeschäften im Ort nachgehen konnten. Unter Anderem veranlasste ich einmal, dank dem strengen Gerechtigkeitssinn des damaligen Gouverneurs, Contre-Admirals **Sawoiko**, auch eine Untersuchung über die Entwendung eines ganzen mit verschiedenen Waaren beladenen Gefährtes, die dem **Giljaken Judin** zugestossen war, wobei der Schuldige überwiesen und **Judin** zur Entschädigung eine namhafte Summe ausgezahlt wurde. Dennoch blieb der Dank, obwohl ich es mit einem der besten und angesehensten **Giljaken** zu thun hatte, auch in diesem Falle aus.

Hingegen ist es bei den **Giljaken** üblich, sich zum Zeichen, dass man in nähere, vielleicht gar geschäftliche Beziehungen zu einander treten möchte, gegenseitig kleine Geschenke zu machen. Als ich zum ersten Mal ein solches erhielt, erkundigte ich mich nach dem Preise desselben, bekam aber zur Antwort, dass das Wörtchen *pai*, d. h. umsonst oder unentgeltlich, hinzugefügt worden sei und dass ich es also als Geschenk zu betrachten habe, wobei der mir bereits bekannte **Giljake Jutschin** mich zugleich darüber belehrte, dass ich ihrer Sitte gemäss nunmehr ein Gegengeschenk zu machen hätte, unter Wiederholung desselben Wörtchens *pai*. Unterblieb das Letztere, so wurden auch die dagegen dargebotenen Gegenstände zurückgewiesen und das Wörtchen *pai* nochmals betont. Zuweilen wurde mir dann auch bedeutet, in welcher Form man das Gegengeschenk zu haben wünsche, ob es z. B. aus einigen Tabaksblättchen, etwas Brod, einigen Knöpfen oder drgl. zu bestehen habe. Doch verlangt es die Sitte, dass man beim Empfange des Gegengeschenkes die Zahl der Gegenstände nicht näher prüfe, und ich muss zur Ehre der Giljaken bekennen, dass von dieser Sitte nie abgewichen wurde und dass sie, wie das Gegengeschenk auch ausgefallen, stets damit zufrieden waren. Das hinderte sie jedoch keineswegs ihrem habsüchtigen Naturell gemäss später beim Handel ihre Preisforderungen unter Umständen recht hoch zu stellen. Vielleicht ist diese Sitte in Folge des langen Handelsverkehrs der Giljaken mit den Mandshu-Chinesen und Japanern entstanden, die in Ssan-ssin, wie in Ssiranussi ihre Beamten und Handelsagenten haben, welche im eigenen Interesse und zum Nachtheil des Fiskus, resp. der betreffenden Handelshäuser, eine solche captatio benevolentiae beanspruchen.

Ausserdem pflegen aber die Giljaken auch keinen Handel abzuschliessen, ohne den Wunsch oder die Bitte zu äussern, noch etwas über den abgemachten Preis hinaus, als unentgeltliche Gabe *pai* zu erhalten. Und genau so machte es auch Judin, als er sich in der Handlung der russisch-amerikanischen Companie für die ansehnliche Entschädigungssumme, die er erhalten, verschiedene kostspielige Zeuge und andere Luxusartikel verabfolgen liess.

Uebrigens muss ich den Giljaken nachrühmen, dass man sich bei geschäftlichen Abmachungen mit ihnen, z. B. der Zustellung vorausbezahlter Waaren oder sonstiger Gegenstände, auf ihr Wort und ihre Ehrlichkeit in der Regel verlassen kann. Auch als Führer sind sie meist zuverlässig, ja Manche von ihnen identificirten sich so weit mit meinen Interessen, dass sie mich mitunter sogar vor den diebischen Gelüsten der Bewohner dieses oder jenes in ihren Augen übel berüchtigten Dorfes warnten. Meist hält es sehr schwer, besonders in entlegeneren Gegenden, Führer zur Reise zu bekommen, da die Giljaken in der Regel zu ängstlich und misstrauisch sind, um sich ihrer Freiheit zu begeben und ihr Schicksal an dasjenige des Reisenden zu binden. Mehr als einmal ist es auch mir vollkommen misslungen, erhielt ich aber welche, so hatte ich meist Grund, mit ihrer Bestimmtheit, genauen Lokalkenntniss und Abends, beim lodernden Feuer, auch mit ihrer Mittheilsamkeit und Klugheit zufrieden zu sein. Hat es doch unter den vielen Führern, die ich auf meinen Reisen gehabt, nur zwei gegeben, die mich im Stich gelassen haben. Und das geschah unter Umständen, die ihre Treulosigkeit zum Theil erklärlich machten. Das eine Mal, als ich längs der Küste des Ochotskischen Meeres fuhr, überraschte mich ein arger Schneesturm. Der breitsohlige russische Schlitten haftete hartnäckig am nassen Schnee, und die Hunde waren bereits so müde, dass sie beständig zusammenfielen und durch keine Schläge mehr in Bewegung gesetzt werden konnten: es blieb uns nichts übrig, als Hunde und Schlitten die mässige Uferanhöhe hinanzuziehen, die, mit kleinen Krüppellärchen bestanden, nicht einmal Aussicht auf ein lustiges Lagerfeuer eröffnete. Was Wunder, wenn unter solchen Umständen mein Führer, der sich infolge der vorausgegangenen Schneegestöber nur auf Schneeschuhen von Tägl aus aufgemacht hatte, seinen Weg ganz ohne uns zu beachten fortsetzte, in der Hoffnung, sein nahes Heimathsdorf Kullj noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Er fand sich auch am nächsten Tage nicht wieder ein und verzichtete somit auf den ihm gebührenden Lohn. Der andere Führer, ein aus Lub-wo gebürtiger Tro-Giljake, Namens Eospin, der mich durch einen Theil des Tymy-Thales geleitete, machte es schlimmer: genöthigt in Taliz-wo, in einer kleinen Zeltjurte zu übernachten, wo es nach dem Erlöschen des Feuers bis zum Gefrieren des Quecksilbers kam, schlich er sich aus derselben hinaus, durchschnitt die Riemen an einem meiner Packschlitten, durchwühlte die Sachen und machte sich mit ein paar Kleidungsstücken meiner Leute davon.

Nur in einer Beziehung darf man sich auf die Giljaken garnicht verlassen: wenn es sich nämlich um die Feststellung eines Zeitpunktes handelt, wann etwas geschehen, wann sich z. B. ein Führer oder sonst Jemand von ihnen bei Einem einfinden soll und drgl. m. Das liegt ohne Zweifel daran, dass sie überhaupt keinen rechten Begriff von der Zeit und eine nur sehr ungenaue Zeitbestimmung und Zeitrechnung haben. Von allgemeinen Bezeichnungen, wie Tag (*mua*) und Nacht (*urk*), Morgen (*tyf*) und Abend (*padf*), abgesehen, werden die Tageszeiten nur darnach bestimmt, ob die Sonne (*keng*) im Auf- oder Untergange begriffen ist (*k. myrtsch* oder *padutsch*, wird geboren, resp. *k. jugtsch* oder *mutsch*, stirbt), ob sie steigt (*k. tytyrach bokirtsch*) oder sinkt (*k. kotretsch*), und ob sie ihren ungefähren höchsten Stand, ihre Mittagshöhe erreicht hat (*k. mumulytsch*). In Beziehung auf die Aufeinanderfolge der Tage haben sie auch nur für die beiden dem Heute (*nych*) zunächst liegenden Tage besondere Bezeichnungen, wie gestern (*nymr*) und morgen (*pyt* oder *pat*), vorgestern (*nymrynk*) und übermorgen (*possjch*). Die Wochentage haben natürlich keine Benennungen, und die Monatstage werden auch nicht gezählt. Um einen über die beiden nächsten Tage zurück- oder hinausliegenden Tag zu fixiren, begnügen sich daher die Giljaken damit, die Anzahl der inzwischen gehaltenen oder noch zu haltenden Nachtruhen anzugeben. Auf Reisen kommen ihnen noch die aus Erfahrung wohlbekannten räumlichen Entfernungen zu Hülfe, indem sie genau wissen, welche Strecke sie unter normalen Verhältnissen zu Boot oder Schlitten, ohne sich oder ihre Hunde allzusehr zu ermüden, tagsüber bewältigen können und wo sie ihr Nachtlager aufzuschlagen haben. Solche Lokalitäten tragen bei ihnen denn auch in der Regel, auch ohne bewohnt zu sein, besondere Benennungen. Die Bestimmung der räumlichen Entfernungen nach Tagesreisen oder nach der Anzahl der Nachtruhen pflegt daher, unter normalen Witterungsverhältnissen, recht zuverlässig zu sein. Dieses Modus der Raumbestimmung, durch die auf Zurücklegung der Strecke erforderliche Zeit, bedienten sich die Giljaken natürlich auch in der ersten Zeit ihres Verkehrs mit den Russen, wenn sie um Auskunft über die Entfernungen in ihrem Lande befragt wurden. Auch hier begegnete es mir daher, noch ehe ich den giljakischen Ausdruck für «schlafen» (*k(ch)otsch* oder *k(ch)ontsch* kennen gelernt hatte, auf das aus dem Russischen entnommene und nur entsprechend giljakisirte Wort *esspanytsch* (vom russ. *sspatj*) mit den abgeleiteten Verbalformen *esspara*, *essparor* u. s. w. zu stossen. Unter ungünstigen Verhältnissen, bei stürmischem Wetter, starken Schneeverwehungen und drgl., ist aber auch die Bestimmung nach Tagesreisen sehr schwankend und unsicher, denn sie hängt dann nur davon ab, wie viel Einer sich oder seinen Hunden an

Leistungsfähigkeit zutraut, und das ist immer nur sehr wenig, weil die **Giljaken** sich alsdann überhaupt nicht vom Fleck rühren mögen.

Am schwersten hält es bei den **Giljaken**, einen etwas weiter hinausliegenden Tag, an dem etwas geschehen soll, zu fixiren, wenn sie an Ort und Stelle ungestört ihren Beschäftigungen nachgehen, denn diese verlaufen meist in so gleichmässiger Weise, dass ein Versehen in der Zahl der inzwischen vergangenen Nachtruhen nur allzu leicht möglich und immer wahrscheinlicher als das Gegentheil ist. Allerdings beachten die **Giljaken** auch die verschiedenen Mondphasen und zwar in recht eingehender Weise, indem sie besondere Bezeichnungen für den Voll- und Neumond (*long tscharntsch*,— ist voll und *l. mutsch* — ist gestorben), den zu- und abnehmenden Mond (*padyrou-l.* und *muiw-l.*), den Halbmond und das Mondviertel (*l. putytsch* und *l. per(ch)kotsch*) und das Zu- oder Abnehmen dieser Mondphasen (*padyrcu-l. putytsch* und *muiw-l. putytsch*, resp. *padyrou-l. per(ch)kotsch* und *muiw-l. per(ch)kotsch*) haben, — allein für den obigen Zweck, die Vorausfixirung eines bestimmten Tages, giebt dies doch nur ein annäherndes Mittel ab und bei längere Zeit hindurch bewölktem Himmel, wie er im Amur-Lande keineswegs selten ist, versagt es vollends seine Dienste.

Das Jahr theilen die **Giljaken** in 12 Monate ein[1]). Diese aber haben nicht bloss an einem und demselben Ort mehrere, sondern auch in verschiedenen Theilen des giljakischen Gebietes verschiedene Bezeichnungen. Namentlich sind die einen bei den **Giljaken** des Amur-Stroms und Amur-Limans, der Westküste Sachalin's und der Südküste des Ochotskischen Meeres und die anderen hingegen im Innern und an der Ostküste der Insel, bei den Tymy- und Tro-**Giljaken** im Gebrauch. Ich gebe sie hier zunächst so wieder, wie ich sie selbst nach mehrfacher Erkundigung notirt habe, um später einige Bemerkungen daran zu knüpfen:

Verzeichniss der Monatsnamen der Giljaken:

	auf dem Festlande und der Westküste von Sachalin	im Innern und auf der Ostküste von Sachalin.
Januar	*Tscham-long*	*Klu-long.*
Februar	*Karr-long*	*Tscham-long.*
März	*Tschrad-long*	*Karr-long.*
April	*Arkail-long*	*Tschrad-long.*
Mai	*Walten tengi-long*, auch *Kopengwa-l.* und *Kittägtsch-l.*[2])	*Pittun-long.*

---

[1]) Bei den **Eskimo** hat es 13 Monate, und die Zeit von einem Neumond zum anderen wird, wie der Mond selbst *taktuk* genannt. **Klutschak**, Als **Eskimo** unter den **Eskimos**, Wien, Pest, Leipzig, 1881, p. 208.

[2]) Die beiden letzteren Bezeichnungen sind in dem von Dr. **Grube** zusammengestellten giljakischen Wörterverzeichniss irrthümlicherweise statt auf den Mai auf den April bezogen worden. s. Anhang zum III Bde dieses Werkes p. 44, 58, 59 und 120, und ebenso falschlich ist der *tschrad-long* (März) mit dem Juli identificirt worden l. c. p. 109.

Juni	*Tengi-wota-long* auch *Pota-long*	*Arkail-long.*
Juli	*Matscan-tschrar-long*	*Tscho-taghr-long.*
August	*Lygi-wota-l.* auch *Pilja-tschrar-l.* u. schlechtweg *Pilja-l.*	*Matschki-long.*
September	*Ngarwi-long*, auch *Tschitsch-ngar-long*	*Pilja-long.*
October	*Oni-lami-long*, auch *Pottschawo-long*	*Ngadgho-long.*
November	*Tlo-long*	*Kawekö-long.*
December	*Anj-long*	*Tlo-long.*

Glehn giebt leider nicht an, in welchem der beiden oben genannten Gebietstheile der **Giljaken** er ihre Monatsnamen erkundet hat. Nach ihm lauten sie folgendermassen:

Januar	ebenso wie nach mir.
Februar	
März	
April	*Pitul-long.*
Mai	*Arschkai-long.*
Juni	*Tingi-long* und *Tingivata-long.*
Juli	sind nicht angegeben.
August	
September	
October	*Iging-long.* und *Mugiti-long.*
November	*Klu-long* und *Anj-long* (im Norden).
December	*Tschlo-long.*

Aus dem Umstande, dass die drei ersten Monate bei **Glehn** genau dieselben Namen tragen, wie ich sie nach Angabe der **Giljaken** des Festlandes und der Westküste Sachalin's notirt habe, möchte ich schliessen, dass er sie ebenfalls dort erfragt hat. Dasselbe gilt auch vom Juni, dessen Name sich auf den Massenzug des *Tengi-tscho* (*Salmo-Proteus*) bezieht, der nach ihm *Tingi-tscho* heisst. Die übrigen Monatsnamen, die sich bei **Glehn** finden, scheinen mir hingegen eher bei den **Tro-Giljaken** erkundet zu sein

Meine Kenntniss des Giljakischen reicht lange nicht hin, um alle vorhin angeführten Monatsnamen erklären zu können. Nur über einige von ihnen darf ich mir ein paar erläuternde Worte erlauben. Es liegt nahe anzunehmen, dass sie auf besonders augenfällige, den betreffenden Monat kennzeichnende Naturerscheinungen und Verhältnisse begründet sind, die jedoch der Zeit nach hie und da im Wohngebiet der **Giljaken** nicht unbeträchtlich auseinanderfallen können. Das findet namentlich beim massenhaften Aufsteigen des *Salmo lagocephalus* im Amur und im Tymy-Fluss auf Sachalin statt und ruft bei den Anwohnern des letzteren eine entsprechende Verschiebung der Monatsbezeichnungen den **Amur-Giljaken** gegenüber hervor, wie ich sie oben[1]) bei anderer Gelegenheit bereits ausführlich besprochen habe. In ähnlicher Weise verschieben die Tymy-**Giljaken** auch die am Amur gebräuchlichen Bezeichnungen des Januar, Februar und März um je einen Monat, — eine Verschiebung, für die ich jedoch keine Erklärung finde. Dem Wortlaut nach bedeutet *tscham-long* (Januar, resp. Februar) Adler-, *karrlong* (Februar resp. März) Krähen-Monat, indem jener nach dem Seeadler (*Haliaëtos Albicilla*), dieser nach der Rabenkrähe (*Corvus Corone*) benannt zu sein scheint. Allerdings spielen beide Vögel in den abergläubischen Vorstellungen der **Giljaken** und der erstere ausserdem auch in ihrem Handel mit den **Japanern** eine nicht unwichtige Rolle[1]), dennoch ist mir unerfindlich, warum gerade diese Monate nach ihnen benannt sind. Den festländischen und nördlichsten Theil des giljakischen Gebietes pflegt der Seeadler im Winter, aus Mangel an der ihm besonders zukommenden Fischnahrung, sogar zu verlassen, und nur an den Küsten des Nordjapanischen Meeres, wo das Eis oft durch Stürme zerbrochen wird, und im Innern Sachalin's, an dem auch im Winter nicht gefrierenden oberen Tymy-Flusse, harrt er auch zu dieser Jahreszeit aus[2]). Dort bildet er daher inmitten der Schneelandschaft, und bei einer unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers sinkenden Temperatur, in der That eine prägnante Erscheinung. Doch bleiben sich Januar und Februar in dieser Beziehung gleich, und somit ist die Verschiebung der am Amur gebräuchlichen Bezeichnung des ersteren Monats bei den Tymy-**Giljaken** auf den letzteren dadurch noch keineswegs erklärt. Sollte der Name «Adlermonat» nicht überhaupt fremdländischen, vielleicht chinesischen Ursprungs sein?[3]) Im Tymy-Thale hörte ich den Januar *klu-long* nennen, — eine Bezeichnung, die jedoch **Glehn**, offenbar irrthümlicher Weise, gleich wie auch diejenige für den December (*anj-long*), dem November zuschreibt. Nach meinen Erkundigungen wird hingegen der auf dem Continent und an der Westküste Sachalin's für den letzteren Monat übliche Name *tlo-long* bei den Tymy- und Tro-**Giljaken** auf den December verlegt, womit auch **Glehn**, der ihn *tschlo-long* nennt, übereinzustimmen scheint, und was den vorhin erwähnten Namensverschiebungen ganz analog wäre. Der Name *anj-long* aber, d. h. «Jahres-» oder vielleicht «Jahresschluss-Monat», den ich die Amur-**Giljaken** für den December gebrauchen hörte, liesse sich leicht aus der vermuthlich auch ihnen nicht entgangenen Beobachtung erklären, dass in diesem Monat die Sonne ihren niedrigsten Stand über dem Horizont erreicht und von nun ab wieder zu steigen beginnt. Am schwankendsten und unsichersten endlich ist der mir unverständlich gebliebene Name *arkail*, der nach meinen Erkundigungen auf dem Festlande und an der Westküste Sachalin's den April, im Innern und an der Ostküste der Insel den Juni, nach **Glehn**'s Ermittelung aber den Mai bezeichnen soll. Die beiden letzteren Angaben beruhen jedoch offenbar auf einem Irrthum, denn sie stehen im Widerspruch mit den Naturereignissen, welche mir die **Giljaken** selbst als charakteristisch für einzelne Monate anführten. So hiess es bei ihnen, der *arkail-long* (April) sei der Monat, da das Eis auf dem Amur bricht, der Mai, derjenige, — da der Strom eisfrei wird, der September, — da die Gänse *kalchalch* (*Anser grandis*) ziehen, und der November, — da sich auf dem Amur wiederum eine Eisdecke bildet und viel Schnee fällt. Die Ungewissheit, in der die Giljaken im Allgemeinen in Betreff des laufenden Monats leben, macht natürlich die Feststellung eines weiter hinausliegenden Zeitpunktes bei ihnen noch besonders schwer.

---

[1]) S. 326—328.

---

[1]) S. oben, p. 437, 438 und 565.

[2]) S. Bd. I, dieses Werkes, p. 226 und 227.

[3]) Bei den **Tschulymschen Tataren** und den **Baraba-Bewohnern** heisst der März «Adlermonat» (*kutschugen-ai*, resp. *kutschigar-ai*, (**Falk**, Beytr. zur topograph. Kenntn. des Russ. Reichs, Bd. III, St. Petersb. 1786, p. 537 und 539), gleichwie auch bei den **Samojeden** der Grosstundra (*lembi-jirij*, s. A. G. **Schrenck**, Reise nach dem Nordosten des europ. Russlands, Dorpat 1848, Bd. I, p. 537), wo der Adler als frühester Zugvogel ankommt, bei den **Ostjaken** der Januar (**Falk**, l. c. p. 460).

Die zwölf Monate des Jahres werden von den Giljaken in sehr ungleichmässiger Weise auf die einzelnen Jahreszeiten vertheilt. Eigentlich unterscheiden sie nur zwei Jahreszeiten: Winter (*tulf* oder *tulv-anj*) und Sommer (*tolf* oder *tolv-anj*) wobei ihnen hauptsächlich wohl der Umstand massgebend ist, ob sie in ihren Winter- oder Sommerbehausungen wohnen. Auf jenen kommen demnach 7 Monate (October bis April), auf diesen 5 (Mai bis September). Der Herbst (*tylf* oder *tylv-anj*) und der Frühling (*chonf* oder *chonv-anj*) kommen eigentlich garnicht in Betracht, und nur sehr selten hört man ihrer erwähnen. Geschieht aber diese Unterscheidung, so fällt auf jede dieser Jahreszeiten nur je ein Monat, — es sind die Monate des gewöhnlichen Umzuges aus den Sommer- in die Winterwohnungen und umgekehrt: dort der October und hier der April. In diesem Falle kommen also bei den Giljaken:

auf den Winter 5 Monate — November bis März.
„ „ Frühling 1 Monat — April.
„ „ Sommer 5 Monate — Mai bis September.
„ „ Herbst 1 Monat — October.

Bei Gelegenheit der Zeitrechnung mögen auch einige Worte über die kosmischen Vorstellungen der Giljaken eingeschaltet werden. In Folge des sichtbaren Auf- und Unterganges der Sonne stellen sich die Giljaken natürlich vor, dass die Erde (*mif*) fest steht und die Sonne (*keng*) sich um sie bewegt. Auf Grundlage des kreisförmigen Horizonts denken sie sich ferner die Erde in Gestalt einer kreisförmigen Scheibe. Darüber, wo die Sonne bleibt, wenn sie untergegangen und es Nacht geworden ist, geben sie sich in der Regel keine Rechenschaft, und auf meine darauf bezügliche Frage antworteten sie unter Lächeln mit der Gegenfrage, ob ich sie denn alsdann gesehen hätte. Den Weiterdenkenden unter ihnen, wie Iutschin, Ruigun u. A., drängte sich übrigens aus der steten Aufeinanderfolge von Tag und Nacht auch der Gedanke einer continuirlichen Bewegung der Sonne um die Erde und damit eines Alternirens von Tag und Nacht auf der ihr gerade zu- oder von ihr abgewandten Seite der Erde auf, — ein Gedanke, der sich sogleich in der Frage, ob es auf jener Seite der Erde auch Thiere und Menschen gäbe, Luft machte. Leichter, als ich mir gedacht hatte, fand bei ihnen übrigens die Vorstellung, dass die Erde keine scheiben-, sondern eine kugelförmige Gestalt habe, Eingang. Gleich wie die Sonne, so bewegen sich ihrer Ansicht nach auch die Sterne um die Erde. Von diesen haben sie jedoch eine kosmisch insofern fortgeschrittene Vorstellung, als sie sie für ähnliche Weltkörper wie die Erde halten, die ihnen nur in Folge der grossen Entfernung so klein erschienen. Das ging unzweifelhaft schon aus den unterschiedslos von ihnen gebrauchten Bezeichnungen *unghyr* «Stern» und *unghyr-mif* «Stern-Erde» hervor. Manche Sternbilder tragen bei ihnen auch besondere Namen. So heissen die drei Sterne im Schwanze des Grossen Bären *tscharmu-kritsch*, die vier im Rumpfe desselben *njagrnjo*[1], d. h. Rattenvorrathshaus; ein Sternbild mit zahlreichen Sternen in der Nähe des Grossen Bären, vielleicht die Plejaden (?), trägt am Amur den Namen *lunr* (Zobel) und auf Sachalin *taghr-njo*, d. h. Vorrathshaus von *Tamias striatus* oder auch *tamml-unghyr*, (viele Sterne); das Schwert des Orion heisst *tscherhurk*, die Milchstrasse *taighonantif*, das ist wohl soviel wie «unbekannte Strasse», u. s. w. Eine ihrer ersten und häufigsten Fragen war dabei, ob es auf den Sternen auch Menschen gäbe. Auf meine Antwort, dass solche Gegenstände zu klein seien, um bei der grossen Entfernung der Sterne selbst durch das Fernrohr gesehen zu werden, entgegneten sie mit grosser Bestimmtheit, ihre Schamanen hätten sie aber dennoch gesehen und ihren Erzählungen zufolge glaubten sie fest, dass es auf den Sternen hohe Bäume und ausgedehnte Waldungen, mannigfache Thiere, wie Zobel, Ottern, Füchse, Bären, Hunde etc. und endlich auch Menschen gäbe. Diese Menschen, die sie wiederum unterschiedslos bald als *unghyr-nibäch* (Sternmenschen) und bald als *unghyr-mif-nibäch* (Stern-Erdenmenschen) bezeichneten, seien von besonders riesigem Wuchs, die Augenbrauen buschig behaart, die Nase lang und stark u. s. w. Bisweilen fände auch ein Zusammentreffen eines Erden- mit einem Sternmenschen statt, und dann wüssten die Schamanen, wie man sich dem gegenüber zu benehmen habe. Es folgte darauf die Erzählung von einem solchen Zusammentreffen, der ich aber in ihrem phantastischen und verworrenen Detail leider nicht mehr zu folgen vermochte.

Sehen wir jedoch von den Schamanen, ihren Künsten, Geisterbeschwörungen, Tänzen und Gesängen, denen ein späterer Abschnitt dieses Werks gewidmet werden soll, zunächst ab, und verweilen wir noch bei den Erscheinungen des socialen Alltagslebens der **Giljaken**, so bleiben mir noch einige Bemerkungen über deren Belustigungen, Gesang, Musik, Tanz und Spiele übrig.

Die **Giljaken** sind von zu nüchterner, ernster, praktischen Zwecken, wie Erwerb, Handel und Gewinn, zugewandter Sinnesart, um sich viel und oft mit Gesang abzugeben. Namentlich habe ich sie auf den Bärenfesten und bei anderen gelegentlichen Versammlungen niemals zu dem Zweck singen hören, um sich und Andere damit zu belustigen oder zu erfreuen. Nur wenn der **Giljake** sich allein und unbeobachtet weiss und in der Stille der ihn umgebenden Natur eine wehmüthige Stimmung ihn überkommt, wenn er z. B. am verglimmendem Feuer im lautlosen Walde sitzt oder bei Windstille im leichten Boot ohne Ruderschlag den Strom abwärts treibt, — nur in solchen und ähnlichen Fällen habe ich ihn auch am Tage singen hören, und so einförmig und melancholisch klingen dann die langgetragenen Gurgeltöne seines Gesanges zu Einem herüber. Sehr oft singt er hingegen in der Nacht, um sich die langsam hinschleichenden schlaflosen Stunden abzukürzen. Auf der Schlafbank unter seinem Hundepelz ausgestreckt, hebt er dann, unbekümmert um die Ruhe seiner Nachbarn und der übrigen Schläfer, mit lauter Stimme einen Gesang an. Ist eine der Strophen zu Ende, so pflegt von hier oder da ein gurgelndes *ga* zu ertönen, zum Zeichen, dass er einen Leidensgenossen gefunden habe und sein Lied nur immer fortsetzen möge. Auf diese Ermuthigung hin erfolgt eine zweite, eine dritte Strophe u. s. w. Bald ist es ein Mann, bald ein Weib, von dem der nächtliche Gesang oder das aufmunternde *ga* ertönt. Zuweilen, wenn er mir allzulange dauerte, habe ich ihm selbst, öfter noch haben meine Leute ihm Einhalt gethan. Die **Giljaken** aber sind an diese Störung der Nachtruhe vollkommen gewöhnt, und niemals habe ich sie selbst Einsprache dagegen erheben hören. Ganz ebenso geht es auch bei den anderen Eingeborenen des unteren Amur-Landes, **Oltscha**, **Samagira**, **Golde** her[1]), nur wird bei ihnen der zur Fortsetzung des Gesanges anstachelnde Zuruf *ga* durch das näselnde *kä*, *kä* ersetzt[2]). Ueberhaupt ist es auffallend, wie oft und leicht der **Giljake**, **Oltscha** etc. seine Nachtruhe unterbricht; auch abgesehen vom nächtlichen Gesange, verlässt er, so bald der Schlaf seine Augenlider meidet, das Lager, kauert vor dem Herde, schürt das Feuer darin oder darauf, raucht eine Pfeife nach der anderen u. s. w. Niemals habe ich ihn aber, sei es Nachts oder am Tage, in der Jurte auf und nieder gehen sehen, und allemal wenn ich es that, wie es in stürmischen Tagen, die keine Bewegung im Freien gestatteten, nicht selten geschah, rief dieses für sie unbegreifliche Hin- und Hergehen ein allgemeines Staunen und Lächeln unter den Anwesenden, ja, bisweilen sogar eine direkte Frage nach dem Zwecke desselben hervor.

---

[1] Nach dem Tymy-Dialekt, njo — njö auf dem Continent.

Je seltener ich aus den oben angeführten Gründen die **Giljaken** am Tage habe singen hören, desto interessanter ist mir eine Angabe **Middendorff**'s darüber, die ich unter seinen mir zur Verwerthung überlassenen handschriftlichen Notizen gefunden habe. Mein Vorgänger im nördlichen Amur-Lande[3]) lernte die **Giljaken** am Tugur- und Ulbanj-Busen, also an ihrer äussersten nordwestlichen Grenze kennen, wohin er in Gesellschaft einiger **Jakuten** und **Tungusen** gekommen war. Durch diese darauf aufmerksam gemacht, dass es unter den Bewohnern des Orts einige Meister im Gesange gebe, forderte er sie auf, ihre Künste zu produciren. Anfangs weigerten sie sich, dann sang Einer ein Weilchen, brach aber bald, vielleicht verlegen geworden, in Lachen aus, worin ihm alle Anderen folgten. Jetzt mussten sie einzeln der Reihe nach vortreten. Im Allgemeinen sangen sie mit weit mehr Melodie als die **Jakuten**, doch spielten Gurgel- und

---

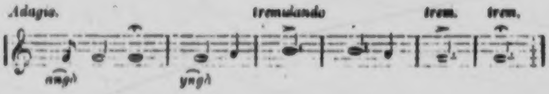
[1]) Die sibirischen **Tungusen** hingegen, die **Erman** auf seiner Reise von Jakutsk nach Ochotsk begleiteten, sangen zwar gern am Tage, erklärten aber, als er sie einmal aufforderte, ihre Gesänge Abends beim Feuer zu wiederholen, einstimmig und mit einer Art heiliger Scheu: in der Nacht sei es Sünde zu singen. (**Erman**, Reise um die Erde, Histor. Bericht, Bd. II, p. 354). Sollte ihnen dies nicht schon von den Russen beigebracht worden sein, um nicht in der Nachtruhe gestört zu werden.

[2]) **Brylkin** (Письма съ Сахал.-Зап. — Сибирск. Отд. Геогр. Общ. Кн. VII, Иркутскъ 1864, стр. 20) erzählt, dass ein **Aino** im Dorf Tschikapergunai, nachdem er Ssaki getrunken hatte, ein Lied zu singen anfing, eine Improvisation über seine Fahrt. Sobald er innehielt, riefen alle **Aino** einstimmig, um ihn zum Weitersingen zu bestimmen, die Worte *kä*, *kä*, d. h. weiter, weiter, und so ging es endlos fort. Desgleichen berichtet **Hooper** (Ten months among the Tents of the Tuski, London 1853, p. 137), dass die **Tschuktschen**, als Zuschauer bei Vorstellungen, wie Tänzen, Nachahmungen der Eskimo und dergl., die bei ihnen stattfinden, ihren Beifall durch die Worte *kah! kah!* zu erkennen geben, was so viel wie dacapo bedeute.

[3]) Bekanntlich durchkreuzte **Middendorff** das nördliche Flusssystem des Amur von der Tugur-Mündung über den Amgunj, die Bureja und Dseja bis nach Ustj-Strelka, am Zusammenfluss von Schilka und Argunj zum Amur (s. Beitr. zur Kennt. des Russ. Reiches, Bd. IX, 2. Abth., p. 615—623).

Nasentriller auch stets eine Hauptrolle dabei. In prägnanter, drastischer Sprache, unter Angabe der betreffenden Notenstücke, charakterisirt nun **Middendorff** die Gesangsweise der einzelnen Sänger. »Zuerst trat der **Giljake Lamran** vor. Er hatte eine angenehme Stimme und wirklich viel Fertigkeit. Man hörte beim Gesang bloss ein paar Worte ausser *añgà — yngà*, und es scheint, als hätten diese Worte, die bei jedem Liede als Einleitung und Refrain gebraucht werden, weiter keine Bedeutung, sondern gehörten einmal zum Singen. Hier die Noten:

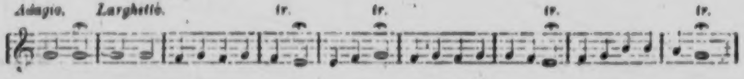
1.



Der einleitende Ton wurde so lange, als der Athem zuliess, ausgehalten und bildete (ohne Worte) die Introduzione. Der Triller ist ein Gurgeltriller und wird ebenfalls lange ausgehalten. Da **Lamran** den Ton sehr rein hielt und auch einen passablen Vibrirgurgeltriller schlug, so machte sich diese langsame Weise recht angenehm, aber auch nicht wenig melancholisch.

Der zweite Sänger war der **Giljake Dsheien** und sein Gesang folgender:

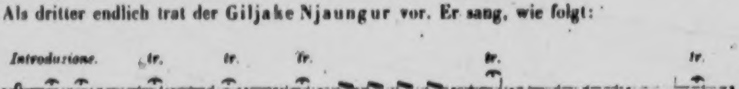
2.



Dsheien's Gesangsweise war weit rascher als die des **Lamran**, der Gesammteindruck aber doch etwas traurig. Obgleich das Aushalten der Gurgeltriller auch bei ihm die Hauptsache ausmachte, so kam hier noch eine eigene Virtuosität hinzu: beim Aushalten des Tones nämlich machte er plötzlich, als versagte ihm der Athem und als quetschte ihm Jemand die Kehle zu, so dass Einem ganz angst und bange wurde, er werde ersticken, worauf jedoch das angefangene Wort ganz rein heraus kam. Ferner trat dazwischen eine Art Rülpsen und Schluchzen ein, wobei das Wort wie bei einem Stotternden, z. B. *an - - - añgà*, bloss im Beginne ausgesprochen wurde, nun folgte der versagende Athem, das Schluchzende und Rülpsende, dann kam das *añgà* rein heraus. Dieses leitete auch nicht bloss das Ganze und die verschiedenen Strophen ein, sondern würde häufig sogar zwischen den einzelnen Worten eingeflickt.

Als dritter endlich trat der **Giljake Njaungur** vor. Er sang, wie folgt:

3.



Njaungur entwickelte eine besondere Virtuosität im Singen: schon die Melodie zeigte sich viel variirter als die früheren; dazu producirte er aber noch das Stottern, Versagen der Stimme, Zuschnüren der Kehle und Zustopfen der Gurgel nebst darauf folgendem Herausrülpsen der Worte wie sein Vorgänger, nur mit grösserer Fertigkeit, und überdies schlug er ausser dem Gutturalbockstriller noch einen Nasenfisteltriller. Bei ihm erinnerten die Triller und insbesondere der letztere lebhaft an das Vibriren der Maultrommel. Diese Triller erfordern viel Uebung, und für uns ist es unmöglich, sie so lange auszuhalten und so rein herauszubringen. Physiologisch interessant ist auch, dass bei Hervorbringung dieser Triller das Gaumensegel eine Hauptrolle spielt.»

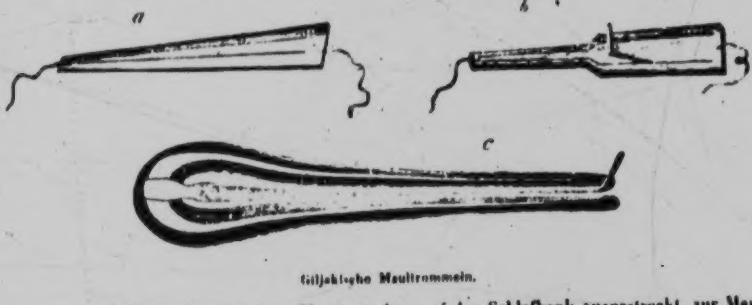
«Aus allen diesen Gesängen, fährt **Middendorff** fort, leuchtete schon die Verschiedenheit je nach der Individualität des Sängers hervor: während **Lamran**, bei guter Stimme und reinem Triller, in seiner Art eine melancholisch angenehme, ernst stimmende Gesangsweise hatte, glichen die beiden anderen Sänger unseren Kunstvirtuosen, die auf dem Cello Violinvariationen spielen. Zu dem Gesange muss man sich hinzudenken, dass die giljakische Sprache und schon das *ampi* so klingt, als hätte die Nase einen Hühnergabelknochen als Klemme aufgesetzt; dazu das kindermässige Aussprechen des *r*, das so klingt, als stände es in der Mitte zwischen *r*, *g*, *l* und das noch mit *d*, *g* und *k* verbunden wird, ferner das französische *n̄g*, das englische *th* und *w*, das mit *d* combinirte *g* u. s. w.»

Von den beiden letzteren Gesängen hat **Middendorff** auch die Worte aufgezeichnet, allein von diesen muss ich hier leider absehen, weil sie auch nicht annähernd zu enträthseln sind. Und das darf Einen auch nicht weiter Wunder nehmen, denn bei dem nur sehr kurzen Verweilen des Reisenden unter den **Giljaken** mussten die vielen und so sehr eigenartigen Laute ihrer Sprache höchst fremdartig und verwirrend an sein Ohr klingen, das ihrer noch ganz ungewohnt war. Und dazu tritt noch der das Verständniss in so hohem Grade erschwerende Umstand hinzu, dass der Sänger die vollste Freiheit hat, die Worte nach seinem Belieben, wie es eben zu seinem Rhythmus und seiner Melodie passt, zu verändern und zu moduliren, — eine Freiheit, von der er in der Regel auch beim Wiederholen der Worte nicht ablässt, weil sie sich seinem Gedächtniss beim Singen einmal so eingeprägt haben. Darum ist es auch mehr als zweifelhaft, dass ein Dolmetscher, deren es damals unter den Russen nur welche von der niedersten Sorte gab, den Inhalt eines giljakischen Gesanges wirklich verstanden haben sollte: er gab ihn vielmehr, wie es auch **Middendorff** nicht entging, nur ganz *praeter propter* wieder. Die vorhin erwähnte Sängerlicenz ist ferner auch der Grund, weshalb ich die mir gegen Ende meines zweijährigen Aufenthalts unter den **Giljaken** von **Jutschin**, **Tenghan** und Anderen unter die Feder diktirten giljakischen Lieder so wenig verstehe, dass ich nur einzelne Worte derselben, so wie die darin vorkommenden Orts- und Eigennamen erkennen kann. Nicht anders ist es auch Dr. **Grube** ergangen, obgleich ihm ausser meinem giljakischen Vokabular auch das von **Glehn** gesammelte lexikalische Material zu Gebote stand. Nur das mir von **Jutschin** unter dem Namen *Walghytsch* mitgetheilte Lied[1]) hat für mich ein grösseres Interesse, und das auch nur wegen der Erläuterungen, die er mir in Beziehung auf den darin erwähnten oder besungenen Ort Mlygh-wo gab, einen Ort, wohin nach dem Glauben der **Giljaken** die Seelen der eines natürlichen Todes Verstorbenen wandern sollen. Doch darüber später.

---

[1]) № III, in Dr. **Grube**'s giljakischem Wörterverzeichniss, s. Anhang zum III. Bde dieses Werks, p. 41.

Dürftiger noch, aber lange nicht so eigenartig wie der Gesang sind die musikalischen Leistungen der **Giljaken**. Abgesehen von der Schamanentrommel, die anderen Zwecken dient, kennen die **Giljaken** nur zwei musikalische Instrumente, — beide von sehr primitiver Art. Das eine derselben ist eine Maultrommel oder ein Brummeisen (gilj. *kanga* oder *wutschranga*, oltsch. *mugheny*), ein Instrument, das sie angeblich von den «**Mandshu**» beziehen und demgemäss recht hoch schätzen, das aber von so einfacher Beschaffenheit ist, dass sie es sehr wohl auch selbst herstellen könnten. Es ist in dreierlei Formen unter ihnen verbreitet: aus Messing, aus Holz und aus Eisen. (S. unten die Holzschnitte a. b. c.). Die erstere (a) besteht aus einem ein paar Zoll langen, schmalen Plättchen aus Messingblech, in das der Länge nach eine zungenförmige, an einem Ende mit der Umrahmung im Zusammenhang gebliebene Lamelle geschnitten ist. Beide Enden der Umrahmung sind durchbohrt und mit einem Zwirnfaden versehen, um das Instrument vor dem Munde zu halten und durch Ausstossung der Luft die zungenförmige Lamelle in Schwingungen zu versetzen. Die zweite (b), aus einem dünnen Holzplättchen gemachte Form wird ebenso gehandhabt, nur ist sie überhaupt breiter, und die anfangs ebenfalls breite Zungenlamelle verjüngt sich erst plötzlich von der halben Länge an und ist dort mit einem kleinen Loch und einem genau hineinpassenden Stiftchen versehen, um der Vibration nachhelfen und sie beliebig moduliren zu können. Die dritte Form (c) endlich besteht aus einem schmalen und ziemlich massiven eisernen Bügel, zwischen dessen Schenkeln eine dünne, am freien Ende aufwärts gebogene Lamelle aus demselben Metall sich befindet. Um auf dieser Maultrommel zu spielen, wird sie gewöhnlich mit dem eisernen Blatt eines Beiles an die Lippen gedrückt, was die Töne reiner hervortreten lässt und ihnen zugleich als Resonanz dient.



Giljakische Maultrommeln.

Der **Giljake** liebt es sehr, in seinen Mussestunden, auf der Schlafbank ausgestreckt, zur Maultrommel zu greifen und ihr die auch beim Gesange seinem Ohr so wohlgefälligen Triller und sonstige, immer etwas melancholisch klingende Melodien zu entlocken. Und die Kunstfertigkeit, die er dabei an den Tag legt, ist in der That ganz ausserordentlich.

Das andere musikalische Instrument, das den **Giljaken** zwar ebenfalls bekannt ist, aber lange keine solche Verbreitung unter ihnen hat, ist ein Streichinstrument, ein Monochord oder eine ganz primitive Geige (gilj. *tyngrsch*, oltsch. *tankara*). Sie besteht aus einem kleinen Cylindermantel von Birkenrinde (gilj. *tyngr-tschobrai*), der oben durch eine straimm ausgespannte Fischhaut (gil. *tschobrai-tywerch*) geschlossen ist. Quer durch denselben ist ein Stöckchen gesteckt, das mit einem Ende nur wenig, mit dem anderen aber recht weit aus dem Cylindermantel hervorragt. An das kurze Ende wird die Darmsaite befestigt, die von dort über einen auf der Fischhaut errichteten Steg (gilj. *twua*, wie beim Bogen) zum anderen Ende des Stöckchens verlauft, wo sich die zum Spannen der Saite dienliche Vorrichtung befindet. Der Fiedelbogen (gilj. *tyngr-puntsch*) ist stark gekrümmt und mit Rosshaar (gilj. *kich*) bespannt. Natürlich wird die Saite zwischen dem Stege und dem langen Ende des durch den Cylindermantel gesteckten Stöckchens gestrichen. Das Instrument scheint mir, auch seiner Bezeichnung nach zu urtheilen, von oltschaischem, goldischem oder überhaupt tungusischem Ursprung zu sein. Ich habe es nur in Kidsi spielen sehen und hören, und die einförmig melancholische Melodie war den giljakischen sehr ähnlich.

Sehr charakteristisch für die ernste, nüchterne und praktische Sinnesart der **Giljaken** ist es, dass ich sie im Laufe von zwei Jahren niemals, weder auf ihrem Bärenfest, noch bei anderen Gelegenheiten, habe tanzen sehen: offenbar sagt ihnen diese Art geselliger Belustigung keineswegs zu. **Middendorff** ist es allerdings begegnet, aber das fand unter ganz aussergewöhnlichen Umständen statt: es war in Burukan, einem Ort, den die **Giljaken** nur in Handelsgeschäften besuchen; die vermuthlich durch Branntwein erhitzten **Tungusen** führten einen dämonisch wilden Tanz auf, zu dem die anfangs nur zuschauenden **Giljaken** sich endlich auch hinreissen liessen[1]. Sonst, meinten sie, thäten sie das nicht, wie es auch **Middendorff** in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen bemerkt. Und das verrieth auch ihr ganzes Benehmen dabei. Während die **Tungusen** in ihren kurzen, knappanliegenden Fellröcken sich leicht und geschickt bewegten, waren die Bewegungen der **Giljaken**, die ihre langen, bis zur halben Wade hinabreichenden Hundsfellpelze dabei anbehielten, in hohem Grade bärenartig plump und ungelenkig. Auch schloss der Tanz allemal, wenn sie es jenen recht nachmachen wollten, mit baldiger Ermüdung und einem lauten Ausplatzen in Lachen. So kindisch lächerlich kamen sie sich selbst bei diesem ihnen durchaus ungewohnten und fremden Gebahren vor.

Nicht minder verwunderlich war es mir, bei den **Giljaken** nichts Derartiges zu finden, was auf die Aufführung von Mummenspielen, oder theatralischen Vorstellungen hindeuten konnte, keine phantastischen Kostüme, keine Masken und drgl., während doch andere paläasiatische Völker, wie z. B. die **Aleuten** und nordwestamerikanischen **Eskimo**, so überreich daran sind und so grosse Freude an derlei Belustigungen finden, dass in den meist zu dem Zweck errichteten Kashims complicirte Vorrichtungen zum Aufstellen der Bühne, Auftreten der Schauspieler und drgl. vorhanden sind[1]. Die **Giljaken** scheinen somit von so nüchterner Sinnesart zu sein, dass sie auch keiner Illusion fähig sind.

---

[1] **Middendorff**, Reise etc. Bd. IV, p. 1486.

Ihre geselligen Belustigungen sind hauptsächlich derart, dass sie den Männern Gelegenheit bieten, im gegenseitigen Wetteifer Proben grosser Geschicklichkeit, Unerschrockenheit, Kühnheit und Kraft an den Tag zu legen und sich hinterdrein an einem opulenten kräftigen Mahl zu laben, während die Weiber, ausser der sehr activen Betheiligung an der Herrichtung des letzteren, fast nur eine passive Rolle bei denselben spielen und kaum zum Genuss ihrer eignen Mühen gelangen. Im nächsten, ausschliesslich dem Bärenfest der **Giljaken** und der nächst angrenzenden Völker gewidmeten Abschnitt werde ich auch die in das Programm derselben gehörigen Belustigungen in der Reihenfolge, wie ich sie selbst kennen lernte, besprechen.

Hier mag aber noch eines nicht dahin gehörigen Spieles der **Giljaken** Erwähnung geschehen, das sie den **Chinesen** verdanken, ich meine das Kartenspiel. Es sind die bekannten kleinen chinesischen Spielkarten, die von chinesischen Händlern vom Sungari und oberen Ussuri den Amur abwärts durch das Gebiet der **Golde** und **Oltscha** getragen werden[2] und bis in die Hände der **Giljaken** gelangen. Diese haben für's Kartenspiel nur den Ausdruck *pai*, d. h. umsonst oder unentgeltlich, ein Beweis von der harmlosen Weise, in der es bisher betrieben wurde. In der That spielten die **Giljaken** zu meiner Zeit nur um Tabak, was im Hinblick auf den in der Regel gemeinsamen Genuss einer jeden Pfeife Tabaks sich noch mehr als ein ganz unschuldiges Vergnügen abhebt. Dennoch wussten sie, dass die «**Mandshu**» (**Chinesen**) einen ganz anderen Gebrauch davon machten und um weit höhere Einsätze spielten. **Przewalski** schildert die grosse Verbreitung, die das Kartenspiel unter den **Chinesen** im oberen Ussuri- und im angrenzenden Küstengebiet, besonders am Zymu-che und Ssutschan, hat, wo ein im Winter arbeitsloses Gesindel ganze Tage und Nächte hindurch im Kartenspiel verbringt und den Ruin manches ehemals reichen Hausbesitzers verursacht[3]. Unter diesen Umständen darf man sich wundern, dass es sich nicht rascher den Amur abwärts verbreitet hat, und dass es namentlich unter den hab- und gewinnsüchtigen **Giljaken** keinen günstigen Boden gefunden hat. Es liegt das ohne Zweifel auch an der Energie, mit welcher sich diese die **Chinesen** vom Leibe zu halten gewusst haben. Mittlerweile mag es ihnen übrigens auch von russischer Seite zugetragen worden sein.

Bevor ich an die Schilderung des Bärenfestes der **Giljaken** gehe, muss ich in Betreff ihrer oben berührten socialen und gesellschaftlichen Verhältnisse noch einen kurzen vergleichenden Blick auf die ihnen zunächst benachbarten Völker, die **Oltscha** und **Golde**, werfen.

---

[1] Ueber die theatralischen Aufführungen der **Aleuten** s. insbesondere: Вениаминовъ. Зап. объ остр. Уналашк. отд., С. Петерб. 1840, ч. II, стр. 85, 93. Hinsichtlich der **Eskimo** vgl. oben p. 343, 344.

[2] **Maack** (Путеш. на Амуръ, стр. 190) sah z. B. diese chinesischen Spielkarten, das Spiel aus 120 Karten zusammengesetzt, bei den **Golde** von Ykka im Gebrauch.

[3] Пржевальскій, Путеш. въ Уссур. краѣ. С. Петерб. 1870, стр. 90.

Wie die **Giljaken**, so waren auch die **Oltscha** zu meiner Zeit, nachdem der officielle mandshu-chinesische Handelsort Deren etwa in den 20-er Jahren aufgehoben worden war, weder China, noch Russland tributpflichtig. Nur wenn die Einen oder die Anderen sich des Handels wegen nach dem Sungari begaben, mussten sie, wie oben[1]) schon erwähnt, um die Erlaubniss dazu zu erhalten, den Beamten in Ssan-ssin einen gewissen Tribut entrichten. Dennoch war in der Stellung dieser beiden Völker zu der unlängst und gewissermassen nur zwangsweise von den **Mandshu-Chinesen** aufgegebenen Herrschaft über dieselben ein sehr merklicher Unterschied vorhanden. Die energischeren **Giljaken** beachteten fortan die ihnen wohl auch vordem unliebsamen, von der mandshu-chinesischen Regierung behufs Tributserhebung eingesetzten **Bezirksältesten** nicht mehr und gestatteten weder einem **Mandshu**-Beamten, noch einem chinesischen Kaufmann ihr Land zu betreten. Die sanftmüthigeren und ängstlicheren **Oltscha** hingegen fanden keinen Muth zu solchem Entschluss: sie standen noch unter der Furcht vor einer **Wiederkehr** der mandshu-chinesischen Herrschaft und der Ereignisse, die nach der Aufhebung des in ihrem Gebiet gelegenen Handelsortes Deren erfolgt zu sein scheinen[2]). Diese Furcht lässt sich zum Theil dadurch erklären, dass die ihnen unmittelbar benachbarten unteren **Golde**, sowie die **Samagirn** am Gorin auch fernerhin noch unter mandshu-chinesischer Botmässigkeit verblieben und die **Oltscha** von dorther manche Flüchtlinge und Zuzügler erhielten. Zum Theil wurde sie auch dadurch genährt, dass die unter den **Oltscha** hie und da weilenden chinesischen Kaufleute, jeglicher Kontrole, wie sie ehemals durch die **Mandshu**-Beamten in Deren geübt worden, enthoben, nunmehr den **Oltscha** gegenüber mit noch grösserer Breitspurigkeit und Dreistigkeit auftraten, zumal da sie bei ihnen die altgewohnte, devote Unterwürfigkeit fanden.

Die Furcht vor einer Wiederkehr der mandshu-chinesischen Herrschaft und die damit verbundene Unsicherheit des Besitzes, sowie andererseits auch die in der tungusischen Natur der **Oltscha** liegende, den **Giljaken** gegenüber weit geringere Betriebsamkeit und Gewinnsucht machen es ferner erklärlich, dass der grössere oder geringere Wohlstand bei ihnen lange keine so ansehnliche Rolle wie bei jenen spielt und dass ihnen somit auch die sociale Gliederung, die sich auf Grundlage desselben entwickelt hat, mehr oder weniger abgeht. Nicht, dass es auch unter ihnen manche reiche Individuen gäbe, wie z. B. **Todo** in Tschiloi, der zu den wenigen **Oltscha** gehörte, die sogar einen Luchspelz besassen[3]). Allein der Reichthum kommt bei ihnen überhaupt nicht in dem Grade wie bei den **Giljaken** in Betracht, und die damit Gesegneten geniessen daher auch lange nicht das Ansehen, den moralischen Einfluss und die Popularität, die sie bei den letzteren haben. Dies hat aber seinen Grund zum grossen Theil auch wieder in der grösseren Betriebsamkeit und Gewinnsucht der **Giljaken**. Wenn Einer von diesen zu einem gewissen Reichthum gelangt, so bleibt er unablässig bemüht, ihn durch Ankauf neuer Pelzwaaren im Umkreise und auf Handelsreisen zu vergrössern, wodurch sein Name und Ansehen weit und breit im Lande bekannt werden. Die **Oltscha** hingegen sind in dieser Beziehung von entschieden trägerem und genügsamerem Naturell.

---

[1] Vrgl. p. 407.

[2] S. oben, p. 624—628.

[3] S. oben p. 390.

Ein anderer socialer Zug, der die **Oltscha** von den **Giljaken** unterscheidet, besteht darin, dass ihr Communismus sich weit weniger als bei den letzteren nur in den Grenzen der Stammesangehörigkeit bewegt. Und das ist aus dem Grunde erklärlich, weil sie zwar einerseits mit den **Giljaken** nach ihrer Lebensweise, ihren Sitten und Gebräuchen am meisten übereinstimmen, andererseits aber ringsum von nahe verwandten tungusischen Stämmen umgeben sind, mit denen sie mancherlei gemeinsame Charakterzüge haben und deren Mundarten ihnen leicht verständlich sind. Dank diesem um Vieles abgeschwächten Nationalbewusstsein findet bei ihnen zwar der einzelne Mann in Fällen der Noth keinen solchen Halt an seinen begüterteren Landsleuten wie bei den **Giljaken**, dafür aber herrscht in der Gesammtheit ein entschieden milderer und humanerer Geist als bei den letzteren.

Einen sprechenden Beleg dafür, dass die **Oltscha** und ebenso die **Golde**, **Samagirn** u. s. w. ihren Communismus nicht auf so enge Stammesgrenzen wie die **Giljaken** beschränken, geben die oben[1]) bereits besprochenen Jagdgepflogenheiten ab. Am Gorin z. B. haben **Oltscha**, **Golde** und **Samagirn** ihre Jagdzelte, diese stehen aber mit ihrem Haus- und Jagdgeräth allen Jägern offen, gleichviel von welcher Nationalität sie seien, unter der stillschweigenden Voraussetzung, dass keine Entwendung der Jagdausbeuten oder Utensilien stattfindet. Damit wird also auch eine über die Stammesgrenzen hinausgehende Ehrlichkeit vorausgesetzt. Und dass eine solche in der That statt hat, habe ich selbst Gelegenheit gehabt zu erfahren. In einem Jagdzelt sah ich z. B. ein ganzes noch nicht abgebalgtes Moschusthier liegen, das ich gern kaufen wollte. Der Eigenthümer, ein **Oltscha**, war jedoch abwesend, und das Zelt hatte, als ich hinkam, leer gestanden. Mein Führer, ein **Golde**, meinte indess, der Handel sei dennoch leicht abzuschliessen, und das Thier nicht mehr wie ein Bündel Tabaksblätter werth. Ich erhöhte nun den Preis auf 2 Bündel, worauf er an die Stelle des entnommenen Thieres ein Holzstäbchen mit Einkerbungen setzte, davon die eine, obere Einkerbung besagte, dass ein Thier erstanden sei, und die auf einer anderen Seite unten angebrachten Einkerbungen die Zahl der dafür gezahlten Gegenstände angaben, die in natura vorlagen. Als ich später durch Zufall denselben **Oltscha** am Amur traf, bestätigte er mir den erwähnten Preis für das Moschusthier erhalten zu haben und mit dem Handel ganz zufrieden zu sein. Eine ebensolche Achtung haben die **Oltscha**, **Golde**, **Samagirn** auch vor dem Eigenthum des Reisenden; ich habe in ihren Dörfern nie einen Diebstahl, geschweige denn eine gewaltsame Entwendung an meinen Effekten bemerkt, wie sie bei den **Giljaken** wohl vorkommen. Freilich geschieht das aber nicht immer aus Ehrlichkeit, sondern zum Theil verhindern sie daran ihre grössere Genügsamkeit und ein geringeres Bestreben ihren Besitz zu mehren, so wie zum Theil auch ihr ängstlicheres und furchtsameres Naturell.

---

[1]) S. 581.

Auch die Gastfreiheit endlich ist bei den Oltscha und anderen tungusischen Stämmen weit weniger national gefärbt als bei den Giljaken. Sie ist überhaupt mit mehr entgegenkommender Dienstfertigkeit und Gefälligkeit verbunden und wird in civileren und freundlicheren Formen zum Ausdruck gebracht. Zuweilen empfängt Einen der Wirth des Hauses schon an der Thür, beugt zum Gruss den Kopf oder sagt auch ein freundliches *ssoro-de*, guten Tag, und ladet Einen mit einer Handbewegung zum Eintreten ein. Mitunter wird vor dem Reisenden auch ein Knie gebeugt, wie es die Samagirn und die Golde in der Regel thun und zwar die letzteren in einer um so devoteren Form, je weiter man stromaufwärts, d. h, je näher man zu den Mandshu und Chinesen kommt, ja die oberen Golde legen beim Kniebeugen wohl auch die Handflächen gleichsam bittend an einander. Im Hause breitet der Wirth für den Reisenden einen kleinen Teppich auf der Schlafbank aus und stellt ein Schemeltischchen und ein Becken mit glimmenden Kohlen (*Jachalacco*) daneben, ja er zündet wohl auch seine Pfeife an den Kohlen an und reicht sie dem Gast, in der Erwartung, dass dieser ein Gleiches thue, — lauter von den Mandshu und Chinesen abgelernte Sitten. Inzwischen haben die Weiber die Effekten des Reisenden vom Schlitten gehoben und ebenfalls in's Haus gebracht.

Sehr wohlthuend berührt Einen in den Häusern der Oltscha, Golde und Samagirn auch die leichtere, von den Fesseln des Aberglaubens so sehr viel freiere Bewegung. Ich habe trotz vielfachen Verkehrs in denselben keinen oltschaischen oder goldischen Ausdruck für das giljakische *Uitsch* gehört, und niemals äussert es sich in wiederholten, von allen Seiten der Jurte als Zeichen des allgemeinen Unwillens erschallenden Zurufen, wie es mir bei den Giljaken so oft begegnet ist[1]). Dazu sind sie schon zu bescheiden und zurückhaltend. Endlich muss ich bei den Oltscha und Golde noch eines Zeichens humanerer Gesinnung oder wenigstens civilerer Form gedenken: das Danken, das den Giljaken so ganz und gar fern zu liegen scheint, glaube ich bei jenen wiederholt in dem Ausdruck *fodomonero* vernommen zu haben.

Anders als mit den Giljaken und Oltscha verhielt es sich zu meiner Zeit in politisch-administrativer Beziehung mit den Golde. Diese waren, gleichwie die Samagirn und Orotschen, auch nach der Aufhebung des Handelsorts Deren der mandshu-chinesischen Regierung tributpflichtig verblieben, ein Verhältniss, das erst 1858 nach dem Abschluss des Aiguner Traktats zwischen Russland und China und der in Folge dessen erfolgten definitiven Besitznahme vom unteren Amur-Lande durch die Russen sein Ende erreichte. Um die Erhebung des Tributs (gold. *álba*) zu organisiren, benutzte die mandshu-chinesische Regierung die bei den Amur-Völkern seit Alters vorhandene Gliederung nach väterlichen Geschlechtern oder Stämmen (*hala*) und setzte einem jeden derselben einen Stammältesten (*halada*) vor, der den Tribut zu empfangen und darüber, sowie über die in seinem Stamme vorgekommenen Sterbefälle und

---

[1]) Auf Grund des vielfachen *Uitsch* in den giljakischen Jurten machte ich für die in meinem Hause im Nikolajefschen Posten verkehrenden Giljaken ebenfalls die Beobachtung von dreierlei *Uitsch* obligatorisch. Sie durften nämlich: 1) sich nicht auf mein Bett setzen, 2) nicht mitten auf die Diele spucken, und 3) nicht ihren, sondern nur meinen Tabak rauchen, — ein *Uitsch*, das sie besonders gern einhielten.

Neugeburten buchzuführen und dem Mandshu-Beamten, der von Zeit zu Zeit das Land bereisen musste, Rechenschaft darüber abzugeben und den eingesammelten Tribut einzuhändigen hatte. Ursprünglich soll die Würde des Halada in jedem Stamme erblich gewesen sein. Da sich jedoch die einzelnen Stämme über verschiedene Dörfer aus- und durcheinander verbreiteten, so wandelte sich allmählich die Eintheilung nach Stämmen in eine solche nach Bezirken um, zu denen mehrere Dörfer gehörten, in deren einem der meist von Mandshu-Beamten ernannte Halada seinen Sitz hatte. Diese Verwaltung des unteren Amur-Landes durch die mandshu-chinesische Regierung lernte auch Mamia-Rinsô in demselben kennen, anfangs auf Sachalin, bis wohin sie sich damals erstreckte und später in Deren und am Amur-Strome. Im Munde des Japaners aber, der die Buchstaben *l* und *d* durch *r* und *t* ersetzt, nahm die Bezeichnung des Stammältesten *halada* die Form *harata* an[1]). Obgleich nun für die Bezirke die Namen der Stämme beibehalten wurden, so musste doch mit dieser zu administrativen Zwecken geeigneteren Volks- oder Landeseintheilung das Bewusstsein der Stammeszugehörigkeit im Volke mehr und mehr schwinden. Der Golde Dshinga z. B., auf dessen Erzählung die obigen und noch folgenden, handschriftlichen Aufzeichnungen von Maximowicz beruhen, musste sich auf den Namen seines eigenen Stammes lange besinnen, während er die einem Halada unterstellten Dörfer ohne Weiteres herzuzählen wusste. Dieses Vorwiegen eines administrativen Gesichtspunktes bei den Golde, wie er ihnen durch die mandshu-chinesische Regierung beigebracht worden, im Gegensatz zu dem ganz und gar durch Familienverhältnisse, die Satzungen des Erbrechts und der Blutrache, bedingten Begriff des Kall bei den Giljaken[2]), bildet einen sehr charakteristischen Unterschied zwischen diesen Völkern. Die Halada's, von denen Dshinga zu erzählen wusste, waren: ein giljakischer in Tschomi, oltschaische in Uchtr, Kasm und Gauwue, obgleich es bei den Giljaken und Oltscha längst keine mehr gab, und eine Anzahl goldischer: so in Kourmi, ein Halada, dem auch die Samagir-Dörfer am Gorin unterstellt waren, in Zollazi, Dsongmi, Odshal, Boolan, Emero, Katar und Kewurda, für den unterhalb des Ussuri von links einmündenden Kewur-Fluss, u. s. w. Auch die Namen einiger Stämme und der Dörfer, über die sie sich ausgebreitet hatten, waren ihm bekannt; so die Tummala-hala mit den Dörfern Belho, Chome etc., die Ssioiger-hala mit 13 Dörfern, darunter Odshob, die Bjelde-hala, die Dorfer Daisso, Dole, Dshare, Kjaure, Ssoja, Chula und andere umfassend; die Possar-hala mit den Dörfern Mare, Tolho, Adseko, Dondon, Da, Gassieng; die Geikar- oder Onni-hala mit den Dörfern Naiche, Dyrerga, Boaza; die Dsjads'chor-hala, zum Theil ebenfalls in Tolho und Da; die Kilengko-hala, zum Theil in Gassieng wohnhaft, die Achtar-hala in Ssündaka, die Udi-hala in Kewurda u. s. w.

Der Halada hat, ausser seinen oben erwähnten Verpflichtungen auch für die Instandhaltung des in seinem Bezirk gelegenen, zum zeitweisen Aufenthalt eines angereisten Mandshu-Beamten dienlichen Tributhäuschens (*giassa*), für Versorgung desselben mit Fischvorräthen, für Bootreparaturen und drgl. mehr einzustehen. Diese Tributhäuschen, deren eines z. B. dem Orte

---

[1]) S. oben, p. 620. Die Etymologie der von demselben Reisenden für den Nachstältesten des Stammes gebrauchten Bezeichnung *kasinta* ist mir unbekannt.

[2]) S. oben, p. 602 u. ff.

Mylki gegenüber am rechten Amur-Ufer in einer durch eine Insel geschlossenen Flussbucht liegt, haben das Aussehen eines pallisadirten goldischen Dauro's. Zur Zeit, wann der Mandshu-Beamte seinen Aufenthalt in der Giassa hat, muss der Halada für eine möglichst weite und allgemeine Verbreitung der Kunde davon sorgen, damit diejenigen, die ihren Tribut noch nicht entrichtet haben, sich in derselben einfinden können.

Der Tribut besteht in einem Zobelfell per männliche Seele, und tributpflichtig ist Jeder, der das 15-te Jahr zurückgelegt hat. Jeder Tributzahlende erhält ein Gegengeschenk, das je nach Umständen aus mehreren Stücken, aber verschiedener chinesischer Baumwollenzeuge besteht, die bei den Golde unter den Namen *ssamssa*, *ssangnja*, *chodo-* und *amba-bosso* bekannt sind, von weisser, blauer, auch rother Farbe, die beiden ersteren zu je 4, die *chodo-bosso* zu 8 und die *amba-bosso* zu 10 Faden Länge das Stück. Die Anzahl der Zeugstücke, mit denen der Tributzobel vergütet wird, richtet sich nach der grösseren oder geringeren Menge, in welcher das Zeug in Itscha-choton vorhanden ist. Im Jahre 1855 z. B. vergüteten die Mandshu in Itscha-choton den Tribut nur mit je 4 Stück *ssamssa* und 2 Stück *chodo-bosso*, während sie in früheren Jahren 4 Stück *ssamssa*, 8 Stück *ssangnja* und 1 Stück *amba-bosso* für jeden Tributzobel gaben. Ausserdem vergüten die Mandshu den Tributzobel höher, wenn man selbst nach Itscha-choton reist, als wenn man ihn dem Beamten an Ort und Stelle einliefert.

Der Halada unterscheidet sich von den Uebrigen dadurch, dass er zwei Tributzobel jährlich zahlt und dafür ausser jenen Baumwollenzeugen noch ein Stück Seidenzeug erhält. Wird aber ein neuer Halada eingesetzt, so muss er zuvor eine Inaugurationsfahrt nach Itscha-choton machen, was ihm eine Menge Zobel kostet. Dafür erhält er das Recht einen chinesischen Beamtenhut mit einem kleinen dunkelblauen Glasknopf zu tragen.

Da die Halada's in der Regel gar keine Vorstellung von der Zahl der in ihrem Gebiet angesessenen Eingeborenen haben und die dem Mandshu-Beamten zur Verpflichtung gemachte Buchführung sowohl über die Tributzahlenden, wie über die in der Zwischenzeit Verstorbenen oder Neugeborenen ebenfalls höchst mangelhaft ist, und da ferner ein Jeder sich der Tributzahlung nach Möglichkeit zu entziehen sucht und, wenn es ihm nicht gelingt, zur Strafe das Doppelte und Dreifache zahlen muss, so wird das Tributeinsammeln zu einem vollständigen Willkürakt und giebt zu Gewaltthätigkeiten und Erpressungen aller Art Anlass. Kaum dürfte sich in der That ein Mandshu-Beamter finden, der eine solche Gelegenheit, sich auf Kosten der Eingeborenen zu bereichern, unbenützt verstreichen liesse, und allgemein werden sie daher von den Golde gefürchtet und verabscheut, und wenn auch äusserlich devot behandelt, doch hinterrücks mit dem Spottnamen *ssingare*, Ratten, bezeichnet, weil sie wie diese ihren Hauptreichthum, die Zobelfelle, verzehren.

Die beständige Aussicht, von den Mandshu-Beamten gewaltsam ausgeplündert zu werden, und das Gefühl der Ohnmacht den chinesischen Händlern gegenüber, die sie durch Vorschüsse von allerhand Waaren, insbesondere von Branntwein, Tabak, Kleidungsstoffen und drgl. zu ihren ständigen Schuldnern machen, benehmen den Golde alle Lust und Freudigkeit am Besitz und seiner Vermehrung. Dazu kommt die durch die letzteren verursachte Zerrüttung ihrer

Familienverhältnisse, sowie die mehr oder minder allen Naturvölkern, insbesondere aber den leichtlebigen Tungusen eigene Sorglosigkeit und Trägheit, an die Arbeit anders als von äusserster Noth gedrängt zu gehen. In diesen Lebensverhältnissen und Charaktereigenschaften der Golde liegt der Grund, wesshalb sie trotz des grossen Wild- und Fischreichthums ihrer Heimath doch lange nicht in dem Wohlstande wie die Oltscha und die Giljaken leben und der letztere auch kein so massgebendes Moment in ihren socialen Verhältnissen abgiebt.

Aus denselben Gründen erklärt sich auch ihr in der Regel etwas gedrücktes und ängstliches Wesen, das mit dem Selbstgefühl und Freimuth der Giljaken in starkem Contrast steht. Die Unterwürfigkeit den Mandshu-Chinesen gegenüber geht soweit, dass sie ihnen auch stets nach dem Sinn zu reden suchen und nichts zu äussern wagen, was diesen irgend wie unlieb sein könnte, daher sie auch, wenn sie dies merken oder befürchten, sogleich bereit sind, das Gegentheil von dem soeben Gesagten zu behaupten. Dieses ihnen zur Natur gewordene Benehmen ihren tyrannischen Herrschern gegenüber glaubten sie, als Führer und Ruderer auf unseren Booten, auch gegen uns beobachten zu müssen. Lautete z. B. die Antwort auf unsere Frage, ob es noch weit bis zum nächsten Dorfe sei, «ja, weit», und wurde unsererseits nur ein leiser, unliebsamer Zweifel daran ausgesprochen, so hiess es sogleich, «nein, es ist nahe». Gern sondiren sie daher zuvor, was man wohl selbst meine, und geben die Antwort in demselben Sinne ab, oder sie lautet auch nur schlechtweg *nossa* «weiss nicht», oder aber in naiverer Weise: *bichaissa*, *ssissare*, «wie soll ich wissen, Du weisst es», — eine Antwort, die uns oft, zumal in Dingen, die ihnen wohlbekannt sein mussten, in Entrüstung versetzte. Immer aber söhnten uns die überaus grosse Gutmüthigkeit, Friedfertigkeit, Ehrlichkeit und Leichtlebigkeit dieses Volkes mit seinen durch die Mandshu-Chinesen ihm beigebrachten Untugenden wieder aus. Unausgesetzt die Schritte der Russen im Amur-Lande verfolgend, hatte die mandshu-chinesische Regierung den Golde untersagt, uns als Führer oder als Ruderer auf unseren Booten zu dienen. Dieses Verbot wurde von ihnen allerdings nicht eingehalten, da sie nicht die Kraft hatten, den guten Preisen, die wir ihnen boten, zu widerstehen und wohl auch nichts Uebles darin sahen, den ihnen verhassten Mandshu, so lange es ihnen keine Gefahr brachte, nicht zu gehorchen. Aengstlich vermieden sie aber jeden Ort, wo sich ein Regierungsbeamter aufhielt, und als ihnen dies einmal nicht gelang und sie ihn doch zu Gesicht bekamen, war ihre Angst so gross, dass sie ihre Verpflichtung uns gegenüber sogleich auflösen und, ohne ihren Lohn erhalten zu haben, davonziehen wollten, was nur durch Androhung von Gewaltmassregeln unsrerseits verhindert werden konnte. Das störte jedoch unser gutes Verhältniss keineswegs, denn nachdem die Angst sich gelegt hatte, waren sie froh, des Lohnes nicht verlustig gegangen zu sein, und bald trat auch die frühere Willigkeit und Freundlichkeit, ja selbst Heiterkeit wieder ein. Wenn des Tags zur Mahlzeit gelandet, oder nach mehrtägiger Fahrt gar ein Rasttag gehalten wurde, gab es zum Zeitvertreib immer bald Gesang, bald irgend ein, sei es ganz naturwüchsiges, sei es auch den Mandshu-Chinesen abgelerntes Spiel, deren wir auf diese Weise bei den Golde mehrere kennen lernten. Bald wurde z. B. ein Seil, dasselbe, das sonst zum Stromaufwärtsziehen des Bootes diente, von zwei Mann hin- und hergeschwungen, während ein Dritter verschiedene Evolutionen über demselben machte, so jedoch, dass das Seil stets unbehindert durchschwingen konnte, — ein Spiel, das *tabbaterè* heisst: zuerst warf sich der Betreffende dabei auf alle Viere und liess das Seil, abwechselnd auf die Arme oder auf die Beine gestützt, durchschwingen: dann legte er sich auf den Rücken, warf die Beine in die Höhe und übersprang das Seil mit den Armen u. s. w. Nach etwa 3 bis 4 Evolutionen verschiedenen Charakters, sobald das Seil stockte, trat ein anderer Mann ein[1]). Bald gab es ein Wettringen (gold. *nguatsche*), bald ein Wettspringen, sei es auf einem Bein (*toomendi*), sei es auf beiden, aber mit geschlossenen Beinen und ohne Anlauf (*derindi*), wobei es darauf ankam, sich durch eine gewaltsame Armbewegung einen Schwung nach vorn zu geben: wer den Anderen zu Boden geworfen, resp. den weitesten Sprung gethan, blieb Sieger. Ein anderes Mal zeichneten unsre Golde ein Schachbrett auf den feuchten Ufersand und führten mit Holzstäbchen von zweierlei Art verschiedene schach- oder richtiger dammartige Spiele darauf aus. Eines derselben, dem ich beiwohnte und das sie nach seinem Ursprunge »Mandshu« oder nach der Anzahl der beiderseitigen Holzstäbchen *tonga-* (Fünfer-) *anaka* nannten, bestand in Folgendem. Das quadratische Schachbrett wurde in 4 × 4 kleinere Quadrate oder Felder getheilt; die Spielenden erhielten je 5 mit einem Abzeichen versehene Stäbchen, die sie zunächst auf 2 einander gegenüber gelegenen Seiten desselben in die Kreuzungspunkte der die Felder begrenzenden Linien setzten. Abwechselnd durfte nun Jeder einen Schritt vor-, seit- oder auch rückwärts längs diesen Linien, nicht aber in der Diagonale der Felder thun. Sobald zwei Stäbchen des Einen hinter einander auf derselben horizontalen oder vertikalen Linie standen und unmittelbar davor ein Stäbchen des Gegners sich befand, wurde dieses weggenommen, und so fort bis alle Stäbchen des Einen oder des Anderen beseitigt waren. Wie schon die besondere Bezeichnung dieses Spieles (*tonga-anaka*) andeutete, haben die Golde gewiss noch mancherlei andere von derselben Art, die sie theils den Mandshu oder Chinesen abgelernt, theils auch selbst combinirt haben mögen.

Zuweilen vertrieben sie sich die Zeit auch dadurch, dass Einer oder der Andere ein Gesangsstück vortrug. Besonders zeichnete sich in dieser Beziehung ein junger Golde Namens Hykkerlakè aus, den ich auf meiner Rückreise den Amur stromabwärts oberhalb der Ussuri-Mündung als Führer annahm. Immer heiter und mittheilsam hatte er einen unerschöpflichen Vorrath nicht bloss goldischer, sondern angeblich auch mandshurischer und chinesischer Lieder, die er mir auch unterwegs in der Weise vortrug, dass er in seinem Rindenkahn hart an mein Boot heranruderte, mit seinem Bein sich daran hakte und sich so von diesem in's Schlepptau nehmen liess. Die goldischen Lieder haben zwar meistens auch etwas Melancholisches und Getragenes und werden in der Regel mit langgezogener Stimme vorgetragen, jedoch ohne die Gurgeltöne, die ein wesentliches Attribut des giljakischen Gesanges bilden, und es wohnt ihnen weit mehr Melodie und Wohlklang der Sprache inne. Die chinesischen dagegen schienen mir im Munde der Golde sehr gekünstelt, um nicht zu sagen entstellt zu sein.

---

[1]) Nach Castrén (Reiseber. und Briefe aus d. J. 1845—1849, p. 223) kommt dieses Spiel auch bei den Tungusen am Jenissei vor, die dabei eine ausserordentliche Gewandtheit an den Tag legen, indem sie während des Springens über das geschwungene Seil noch einen Bogen und Pfeile vom Boden aufheben, den Bogen spannen und die Pfeile abschiessen, — ja besonders kühne Leute unter ihnen sollen sogar auf dieselbe Weise ihre Beine der Schneide einer Bärenaxt aussetzen, die eine auf dem Boden ausgestreckte Person mit äusserster Kraft herumschwingt.

Da vorhin, bei Besprechung der socialen Verhältnisse der Giljaken, auch ihrer Zeitrechnung gedacht worden ist, so mögen hier einige Bemerkungen über denselben Punkt bei ihren Nachbarn auf dem Festlande, den Oltscha und Golde, folgen. Trotz der bereits weit vorgeschrittenen Assimilirung der Oltscha nach ihrer Lebensweise und ihren Sitten mit den Giljaken stimmt ihre Zeitrechnung doch nicht mit der giljakischen, sondern mit derjenigen ihrer südlichen, tungusischen Nachbarn, der Golde und, wie es scheint, auch der Mandshu überein. In den handschriftlichen Aufzeichnungen von Maximowicz, der sich unter den beiden Völkern länger aufgehalten hat, finde ich darüber folgende Notizen. «Fragt man, heisst es da, einen Oltscha oder Golde nach ihrer Zeiteintheilung, so lautet die Antwort in der Regel: ««wie sollen wir das wissen, frage die Mandshu oder Chinesen, die werden es Dir sagen»». Zwar weiss ein Jeder einen oder den anderen Monat zu nennen und auch die Jahreszeit, in die er fällt: *obtua* (Winter), *niengnia* (Frühling), *dshoa* (Sommer) oder *bolo* (Herbst), aber darüber geht es meist nicht hinaus. In Mylki traf ich endlich einen Golde der mir 12 Monate nannte, doch weiss ich nicht, ob alle Namen goldischen, oder einige vielleicht mandshurischen, oder gar chinesischen Ursprungs sind. Diese 12 Monate (*bie*) des Jahres (*aingonie*) hiessen nach ihm folgendermassen: *Nguiren* (in welchem das Eis auf dem Strom sich einzustellen pflegt), *Itschia* (in welchem der Strom sich mit einer festen Eisdecke belegt), *Güsse*, *Agdsema*, *Naúdsema*, *Chu*, *Chicla* (in welchem das Eis bricht), *Niüngun-bie* (der 6-te Mond), *Nádan-bie* (der 7-te Mond), *Dshákfun-bie* (der 8-te Mond), *Chüjun-bie* (der 9-te Mond) und *Dshoan-bie* (der 10-te Mond). Nun nannte er aber trotz seiner Behauptung, dass das Jahr nur 12 Monde (*bie*) habe noch einen dreizehnten *Potkianko*, in welchem die Lachsart *daua* (*Salmo lagocephalus*) gefangen und viel Jukola aus derselben bereitet wird». In Odshal lernte Maximowicz ferner einen Golde kennen, der ihm die obigen Angaben zum Theil bestätigte und zum Theil noch durch folgende, die einzelnen Monate kennzeichnende Naturverhältnisse oder Beschäftigungen der Golde und Oltscha ergänzte. «Im *Nguiren*, meinte er, da der Fluss friert, zieht man in die Berge und Wälder, auf den Zobelfang und kommt erst, nachdem man im *Itschia*, *Gusse*, *Agdsema* und *Naúdsema* der Jagd obgelegen, im *Chu-bie* nach Hause. Während die Golde auf der Jagd sind, machen die Oltscha ihre Handelsfahrten zu den Orotschen (was sie übrigens zum Theil auch im Sommer thun). Im *Chicla* geht der Fluss auf; man fängt dann *adi* (*Acipenser orientalis*) und *uja* (*Cyprinus carpio*) in Menge und trocknet davon, was man nicht aufisst. Der *Nadan-bie* ist fischarm. Im *Dshakfun-bie* wird *uru*, unterhalb Kidsi auch *sselke* (*Salmo Lycaodon*), sowie *uja*, *kundu* (*Acip. Schrenckii*) und einzeln und selten auch *adi* gefangen. Im *Dshoan-bie* und im *Potkianko* findet der Fang der *daua* und die Bereitung von Jukola aus derselben statt. Mit dem *Potkianko* beginnt man das Zählen der Monate im Jahr und zählt, (wie übrigens auch bei den Giljaken) nicht nach Tagen, sondern nach Nächten».

Selbstverständlich können sich die 13 Monate der Golde mit unseren 12 nicht genau decken. Die in denselben statthabenden Naturereignisse und Beschäftigungen der Eingeborenen lassen jedoch die Monate, auf welche sich die goldischen Namen beziehen, deutlich genug erkennen. In einem Punkt übrigens stimmen die beiden **Maximowicz**'schen Gewährsmänner nicht mit einander überein: während der **Mylki-Golde** den *Potkianko* nur schlechtweg als einen 13-ten Monat nannte, bezeichnete ihn der **Odshal-Golde** direkt als denjenigen, mit welchem das Zählen der Monate, also das neue Jahr beginnt. Zählt man, namentlich nach Angabe des **Mylki-Golde**, von den nur durch Zahlen bezeichneten Monaten rückwärts, so kommt man auf den *Güsse-bie* als ersten im Jahr. Dies ist in wörtlicher Uebersetzung der *Tscham-long* oder Adlermonat, also Januar der **Giljaken**. Doch weiss ich nicht, ob die letzteren thatsächlich mit ihm die Zählung der Monate im Jahr beginnen, oder ob dies sowohl wie der resp. Name des Monats bei **Giljaken** und **Golde** auf mandshu-chinesischen Einfluss zurückzuführen ist. Bezüglich der **Golde** erfahren wir aber jedenfalls, dass ihr Neujahr mit dem *Potkianko* beginnt, dem Monate, da der Massenzug des *Salmo lagocephalus* den Amur stromaufwärts stattfindet. Dieses für alle Anwohner des Amur-Stromes, wie seiner Nebenflüsse hochwichtige Ereigniss tritt an seiner Mündung um die Mitte oder gegen Ende des August ein und dauert weiter aufwärts, im Gebiet der **Oltscha** und **Golde**, den ganzen September, ja im Ussuri mit abnehmender Energie auch noch im October, bis zur Bildung der Eisdecke fort[1]). Gleich wie daher bei den **Giljaken** auf dem Festlande der August, auf Sachalin aber, in Folge späteren Eintreffens jener Massenzüge von *Salmo lagocephalus*, der September als *pilja-tschrar-* oder schlechtweg *pilja-long*, d. i. «grosser Fisch-» oder schlechtweg «Grosser Monat», bezeichnet wird, so scheint es den **Oltscha** und **Golde** mit ihrem *Potkianko* zu gehen, der, bei jenen früher, bei diesen später, in den September bis October fällt und den Eintritt eines neuen Jahres und neuen Cyklus von Beschäftigungen inaugurirt[2]). Darin spricht sich jedenfalls ein nationaler Zug im Kalender der **Golde** und **Oltscha** aus. Auf den *Potkianko* folgen nun: *Nguiren*-November, *Itschia*-December, *Gusse*-Januar, *Agdsema*-Februar, *Naudsema*-März und *Chu-bie*-April, — lauter Monate, die die **Golde** zumeist und die **Oltscha** wenigstens zum grössten Theil auf der Jagd in den Wald- und Bergwildnissen zubringen. Erwägt man, von welch ausserordentlicher Bedeutung für sie diese Beschäftigung ist und wie gern sie ihr nachgehen, so erscheint es als charakteristisch, dass sie für diese Monate ebenfalls eigene, nicht bloss durch Zahlen bezeichnete Namen haben. Ihnen gesellt sich auch noch der *Chiela-bie*, Mai, hinzu, der für sie insofern von grösster Bedeutung ist, als sich ihnen alsdann mit dem Aufgange des Stromes und dem Beginn des Fischfanges und besonders der mit Harpunen betriebenen Jagd auf die grössten Fische des Stromes, die Hausen und Störe, eine neue Nahrungsquelle eröffnet. Für die nun folgenden Sommermonate Juni bis August haben sie hingegen, entsprechend dem weit geringeren Eifer, mit dem sie den übrigen Fischfang betreiben, nur Bezeichnungen durch Zahlen, die im Gebrauch manche Ungewissheiten nach sich ziehen mögen, im Gegensatz zu den mehr ichthyophagen **Giljaken**, die sich gerade für diese Jahreszeit, vom Mai bis August, durchaus nationaler, auf den Fischfang bezüglicher Monatsnamen bedienen.

---

[1]) S. oben, p. 525.

[2]) Sollte nicht auch die andere Bezeichnung *Poltschawo-long*, die ich bei den **Amur-Giljaken** neben der gebräuchlicheren *Oni-lami-long* für den October hörte, auf den *Potkianko* zurückzuführen und also oltscha-goldischen Ursprungs sein?

Ueber die kosmischen Vorstellungen der Golde haben weder Maximowicz, noch ich etwas Bestimmteres erfahren können. Maack[1]) theilt jedoch nach der Erzählung eines goldischen Gewährsmannes mit, dass sie die Erde um den Polarstern sich drehen lassen, den sie für den einzig unbeweglichen Stern am Himmel halten und daher *chadei-ossikta*, «unbeweglicher Stern», nennen. Derselbe Mann wusste ihm auch die Namen einiger anderen Gestirne zu nennen. So soll der Jupiter bei ihnen *choraktá*, der Adler *ilan-ossikta* (Dreigestirn), α *lyrae-dsára*, α *aurigae-ssuen dsara*, der grosse Bär *faulja* heissen. Dem letzteren wird in China eine besondere Verehrung gezollt, denn nach Pauthier[2]) muss es in der Hauptstadt einer jeden der achtzehn Provinzen dieses Reiches unter anderen Tempeln auch einen dem Gestirn des Grossen Bären (*wen-tschang-li-kiun*) gewidmeten Tempel geben. Kein Wunder daher, dass diesem Gestirn, vielleicht unter mandshu-chinesischem Einfluss, auch im Amur-Lande von Golde und Giljaken eine besondere Beachtung geschenkt wird. Die Milchstrasse nennen die Golde *ba-mamgu*, was Maack mit der Bezeichnung Mamgu für den Amur in Beziehung bringt, obgleich diese richtiger Mangu lautet[3]). Sollte es übrigens eine derartige Beziehung geben, so könnte sie nur darin bestehen, dass die Golde in der Milchstrasse eine Abspiegelung des Amur-Stromes zu sehen glauben. Meinte doch auch der Mandshu Kächuing, mit dem wir an der Ussuri-Mündung zusammentrafen, indem er auf die zusammenfliessenden Arme der Milchstrasse hinwies: «*yi Sachali, yi Sungari*», was an die Auffassung der Australier erinnerte, die in der Milchstrasse eine Abspiegelung des Darling-Stromes sehen, an dessen Ufer ihre verklärten Abgeschiedenen den Fischfang betreiben[4]).

---

[1]) Путеш. на Амуръ, С. Петерб. 1859, стр. 161, 189.

[2]) Chine moderne ou descr. hist. géogr. et littér. de ce vaste emp. 2. Partie, p. 262. (L'Univers).

[3]) S. oben, p. 114—116.

[4]) Peschel, Volkerkunde, p. 332.

13. Abschnitt[1].

(Die Bärenfeste. Deren cultueller Character und sociale Bedeutung. — Die Bärenfeste bei den Amur-Giljaken. Feierlichkeiten und Belustigungen vor und bei der Tödtung der Bären, sowie bei deren Verspeisung. Beisetzung der Gebeine und Schädel der Bären. Modificationen bei den Oltscha, sowie bei den Giljaken auf Sachalin und den Ainos.)

Im Leben aller Völker des Amur-Landes und Sibiriens bis nach Kamtschatka spielt der Bär eine hervorragende Rolle. Bei keinem von ihnen dürfte es aber in dem Maasse der Fall sein, wie bei den **Giljaken**. Die kolossale Grösse, die er im Amur-Lande erreicht[2], sein bösartiges Naturell, das ihn, vielleicht in Folge davon, dass er dort lange nicht die Fülle von Nahrung, wie in Kamtschatka findet, selbst vor einem Angriff auf den Menschen nicht zurückschrecken lässt, und sein immerhin häufiges Vorkommen machen ihn zum gefürchtetsten Raubthier des Landes. Kein Wunder daher, wenn sich die Phantasie der Giljaken viel mit ihm beschäftigt und ihn im Leben wie nach dem Tode mit furchtsam-abergläubischen Vorstellungen umgiebt. So herrscht unter ihnen z. B. der Glaube, dass die Seele eines im Kampf mit dem Bären gefallenen Giljaken in den Leib dieses Raubthiers wandere, wozu vielleicht hauptsächlich der Umstand Veranlassung gegeben hat, dass der Bär in seiner Lebensweise und seinen Geberden manche Aehnlichkeit mit ihnen verräth, indem er wie sie zum grossen Theil von den massenhaft in die Flüsse aufsteigenden Lachsen, von Beeren, Pflanzenknollen und drgl. sich nährt, wie sie zum Winter in Erdhöhlungen unter verschneitem Baumgezweig sich ein Lager bereitet, gleich ihnen sich zum Kampf aufrichtet u. s. w. Trotz alledem mag aber der Giljake auf den Hochgenuss, den Bärenfleisch und Speck seinem Gaumen bereiten, nicht verzichten, und ganz vornehmlich leckert es ihn darnach, wenn der Bär zuvor einige Zeit in der Gefangenschaft gelebt hat und mit Fisch gefüttert worden ist, denn diese Nahrung verleiht seinem Fleisch und Speck einen den Giljaken besonders angenehmen Fischbeigeschmack. Zudem darf man sich alsdann dem Genuss dieser Leckerbissen auch ganz gefahrlos und ungestraft hingeben, denn, um Letzteres zu erreichen, bedarf es nach giljakischer Vorstellung einer langen Reihe vorläufiger Handlungen, die sämmtlich dahin abzielen, den Bären bei seinen Lebzeiten durch Ehrenbezeugungen zu überlisten und über Alles, was mit ihm vorgenommen wird, gleichsam hinwegzutäuschen, nach seinem Tode aber durch Huldigungen, die noch den Manen des Erlegten erwiesen werden, die erzürnten Rachegeister des mächtigen Raubthiers zu besänftigen.

---

[1] Die Inhaltsangabe zu diesem Abschnitt fehlt im Manuscript.

[2] Darüber s. meine Messungen an Bärenschädeln im I. Bd. dieses Werks, p. 8 ff.

Die Ehrenbezeugungen beginnen gleich bei der Abführung des Bären in die Gefangenschaft. Ist der Bär in seinem Lager aufgefunden und nach erfolgreichem Kampf glücklich gefesselt worden, so wird er, wie schon erwähnt[1], im Triumphzuge auf zwei neben einander gestellten und zusammengebundenen Schlitten nach dem Ort, von welchem die Jäger ausgingen, gebracht und hier mit lautem Jubelrufen von Alt und Jung empfangen. Dasselbe geschieht auch, wenn ein Giljake von der nach Sachalin unternommenen Handelsreise heimkehrt und im Mittelraum seines Bootes einen oder ein paar auf der Insel gekaufte junge Bären mitbringt[2]. An Behausungen zur Aufnahme des Bären pflegt es in den giljakischen Dörfern niemals zu fehlen, nöthigenfalls wird ihm aber auch eine neue errichtet. Diese besteht aus einem viereckigen, mit einer kleinen, stark verrammelten Thür und einer noch kleineren, stets offenen Fensteröffnung versehenen, von oben unbedeckten Balkenkasten. Der Bär wird zum Hineinsteigen in denselben genöthigt und, nachdem er entfesselt worden, durch eine Lage darüber gebreiteter, vermittelst Stangen befestigter und mit Steinen beschwerter Bretter am Entweichen aus seinem Kerker verhindert. Von nun an gehört er gewissermaassen der ganzen Dorfgenossenschaft an, denn alle Glieder derselben haben für seine Pflege und Ernährung [illegible]rgen und sind demgemäss auch berechtigt, an dem in Aussicht genommenen, zu seinen Ehren stattfindenden und allendlichen mit seiner Tödtung und Verspeisung schliessenden Feste Theil zu nehmen. Das Bärenfest ist somit in ganz eminentem Sinne ein communistisches Fest, das alle einzelnen Glieder einer Dorfgenossenschaft mit einander verbindet und darum begreiflicherweise auch den Hohepunkt des socialen und geselligen Lebens der **Giljaken** bildet. Dem ursprünglichen Eigenthümer des Bären, der ihn gekauft hat oder auf dessen Veranstaltung er gefangen worden ist, steht nur das Recht zu, über die Zeit, wann das Fest stattfinden soll, zu bestimmen und dieses, natürlich stets in den Grenzen altherkömmlichen Brauches, zu leiten. Desgleichen bleibt es ihm als Gastgeber anheimgestellt, das Festmahl durch Hinzufügung noch anderer kulinarischer Genüsse, als der Bär sie bietet, zu einem mehr oder weniger opulenten zu gestalten und demgemäss auch ausserhalb seines Dorfes wohnende Verwandte, Freunde und Bekannte, selbst von fremder Zunge, dazu einzuladen. Ihm fällt endlich nach vollbrachter Festlichkeit das Fell des Bären zu.

Die Fütterung des eingekerkerten Bären durch alle Bewohner des Dorfes geschieht nach einer vorläufig festgestellten Ordnung. Die durch die kleine Fensterluke im Kerker ihm gereichte Nahrung besteht ausschliesslich aus Fisch, in rohem oder gedörrtem Zustande (Jukola), Mossj, d. i. einem aus zerriebenen Fischhäuten oder zerkleinerter Jukola, Fisch- oder Seehundsthran und Preissel- oder Rauschbeeren zusammengesetzten Brei[1]), und Wasser, das ihm im Sommer in flüssiger Gestalt, im Winter aber nur als Eis oder Schnee gereicht werden darf. Zur Darreichung der Nahrung, namentlich des Mossj's und Wassers, dient der auf Taf. LI, Fig 2, abgebildete lange Löffel (gilj. *nichyr*). Von Zeit zu Zeit, jedoch nur selten und hauptsächlich wohl um den Kerker zu reinigen, wird der Bär aus demselben herausgebracht. Zu dieser Procedur, der ich im Dorfe Tschomi am Amur-Liman beigewohnt habe, muss er aber zum Theil wieder gefesselt werden. Das geschieht, indem man ein paar Bretter der Kerkerdecke vorsichtig auseinander schiebt, dem Bären noch im Kerker eine Schlinge um den Hals wirft und die Hinterbeine fesselt. Darauf werden auch die übrigen Bretter der Kerkerdecke beseitigt und der Bär von einer Anzahl Menschen in die Jurte gezerrt, wo der in ihrer Mitte befindliche Hundetisch inzwischen weggeräumt worden ist. Da man sich auf die dem Thier, wenn es vollerwachsen ist, um den Hals geworfene Riemenschlinge allein nicht verlassen darf, so springt jetzt ein **Giljake** mit gespreizten Beinen vor den Bären, fasst ihn an den Ohrwurzeln und drückt ihm den Kopf gegen den Erdboden. Dasselbe thun gleichzeitig zwei andere mit Holzstangen bewaffnete **Giljaken** mit seinen Vordertatzen, und nun springt noch Einer dem Thier auf den Rücken, setzt sich rittlings auf dasselbe und legt ihm ein Halsband an, von welchem mittels eines drehbaren Ringes nach zwei Richtungen hin lange eiserne Ketten und Riemen auslaufen. Mit diesen wird nun der Bär, nachdem ihm die Hinterbeine wieder entfesselt worden und er sich, laut brüllend, aufgerichtet hat, zwischen den beiden Mittelpfeilern der Jurte so angebunden, dass er sich bequem niederlegen und auch wieder aufrichten kann. Gleichsam zum Lohne oder als Liebkosung werden ihm dann einige Scheiben Jukola oder Seehundsspeck gereicht, worauf er noch mehrmals im Innern des Hauses umher und dann nach seinem Zwinger zurückgeführt wird.

---

[1] S. oben, p. 563.

[2] S. oben, p. 612.

Ohne Zweifel hat diese Sitte der **Giljaken**, Bären in der Gefangenschaft zu halten, sie zuweilen in ihre Häuser zu bringen und in der angegebenen Weise zu behandeln, zu der in Sibirien weit verbreiteten Sage Veranlässung gegeben, dass sie Bären zähmen und als Hausthiere zum Reiten und Fahren gebrauchen. In einer aus dem XVII. Jahrhundert stammenden, von **Spasskij**[2]) abgedruckten russischen Urkunde über den Amur («Сказаніе о великой рѣкѣ Амурѣ») heisst es nämlich: «auf einer der Strommündung gegenüberliegenden grossen Insel (Sachalin) wohnen giljakische Völker, die in ihren Dörfern zu 500—1000 Hunde halten, alles mögliche Gethier essen und Bären zu friedlicher Arbeit auffüttern»[3]). **Spasskij** wollte dieser letzteren Angabe anfangs keinen Glauben schenken, sowohl wegen ihrer Seltsamkeit, als auch aus Mangel an anderweitigen Bestätigungen. In der 1840 von ihm herausgegebenen «Abschrift eines Entwurfs vom Sibirischen Lande» (Списокъ съ чертежа Сибирскія земли), heisst es aber ausdrücklich: «die Giljakischen Leute säen kein Brod, essen Fisch und fahren oder reiten auf

---

[1] Ueber die Bereitung desselben s. oben, p. 439.

[2] In seinem Artikel «Сказанія Русск. о рѣкѣ Амурѣ въ XVII. столѣт.» im Вѣстн. Имп. Русск. Географ. Общ., Ч. VII, 1853 г., Отд. II, Изслѣд.), p. 20.

[3] Der letztere Passus lautet im Original: «и медвѣдей кормятъ въ улусахъ для работы мирно».

Bären» (Гилянскіе люди хлѣба не сѣютъ, питаются рыбою, а ѣздятъ[1]) на медвѣдяхъ). Dieselbe Sage, dass an der Mündung des Amur-Stromes «ein wüstes Volk, **Gilaki** genannt, wohne, das viele Bären und Hunde halte, um von ihnen Dienst zu haben», war auch **Witsen** zugegangen[2]). Und sie findet sich endlich auch bei **Strahlenberg**[3]), denn da heisst es: «an der Mündung des Amur-Stromes wohnt ein Volk, dass die Russen **Kilaki** nennen; von diesen Leuten haben mir einige «Jakuttische Tatern» erzählt, dass sie die Bären zähmen und so gebrauchen, wie wir die Pferde»[4]).

Je nach dem Alter der Bären wird die Dauer ihrer Gefangenschaft bemessen: alte Thiere werden nur einige Monate, junge mehrere Jahre, bis sie ganz erwachsen sind, in der Gefangenschaft gehalten. Haben sie in Folge reichlicher Nahrung und mangelhafter Bewegung eine dicke Specklage angesetzt, so naht die Zeit, sie in festlichem Gepränge ihrem Ende entgegen zu führen. Die einzige Jahreszeit, in der bei den **Giljaken** Bärenfeste stattfinden, ist der Winter, denn alsdann halten sie sich, wenigstens auf dem Festlande, in den nach chinesischem Muster erbauten geräumigen Wohnungen auf und haben viel Zeit zu geselligen Zusammenkünften, Festlichkeiten und Schmausereien, ja der Ueberfluss an Zeit ist wohl auch der Hauptgrund, weshalb sie diese so gern möglichst lange ausdehnen. Namentlich ist der December oder Anj-long der Continental-**Giljaken** derjenige Monat, in welchen die meisten Bärenfeste fallen. Doch ist das keineswegs obligatorisch; sie können ebensowohl auch im Januar und Februar stattfinden, ja, ich habe bei den **Oltscha** selbst einem Feste beigewohnt, das erst am 22. März (3. April) begangen wurde. Dies ist aber ziemlich auch der späteste Zeitpunkt dafür, denn dann giebt es schon ernste Vorbereitungen für den Sommer zu treffen, und bald darauf, im April und zu Anfang des Mai, wird auch schon der Umzug in die Sommerbehausungen vorgenommen. Zuweilen wird die Fixirung des Zeitpunktes, wann ein Bärenfest stattfinden soll, dem Schaman übertragen, meist jedoch bleibt dies, wie schon erwähnt, dem Eigenthümer des oder der Bären, der selbst auch Gastgeber ist, überlassen, und dieser macht es von seinen eignen Geschäften abhängig und kann, wenn die letzteren es verlangen, auch eine mehr oder weniger lange Pause zwischen den einzelnen Festakten eintreten lassen. In Folge dessen, so wie dank der grossen Anzahl der von den **Giljaken** und den **Oltscha** in der Gefangenschaft gehaltenen Bären und der langen Dauer des ganzen Festes kann es daher leicht geschehen, dass der Reisende im Lande hier oder da auf einen Einzelakt des Festes stösst, meist suchen jedoch bei solcher Gelegenheit die von Misstrauen und Argwohn beseelten **Giljaken** derartige Fremde unter allerhand Vorwänden vom Betreten ihrer Wohnungen fern zu halten, wie ich es auf Sachalin auch selbst erfahren habe.

Nach diesen vorläufigen und allgemeineren Bemerkungen über das Bärenfest der **Giljaken** gehe ich zur speciellen Schilderung desselben über. Zu Anfang des Jahres 1856 besuchte mich im Nikolajef'schen Posten der mehrfach erwähnte, als Veranstalter grosser Bärenfeste unter seinen Landsleuten renommirte Giljake Judin aus Tebach. Da er mir sehr gewogen und sogar zu Dank verpflichtet war, so bat ich ihn mir Gelegenheit zu geben, einem dieser Feste von seinem Beginne an beizuwohnen, worauf ich zur Antwort erhielt, dass in den nächsten Tagen ein solches Fest bei ihm selbst stattfinden werde und er eben aus dem Grunde nach Tschorbach, wie der russische Posten bei den Giljaken hiess, gekommen sei, um noch einige Einkäufe zum bevorstehenden Feste zu machen. Mit meinem Freunde und nachmaligen Collegen an der Akademie, Herrn C. Maximowicz, der ein geübter Zeichner war und eben zum Besuch bei mir weilte, machten wir uns daher am 9. (21.) Januar zur Fahrt nach Tebach auf. Nachdem wir in Allof genächtigt, trafen wir um Mittag des folgenden Tages in Wair ein, wo wir bereits Spuren stattgehabter Bärenfestlichkeiten sahen: eines seiner Häuser war nämlich dadurch ausgezeichnet, dass vor seinen Querwänden jederseits ein hohes, schlankes Tannenbäumchen stand, das zumeist geschält und auch aller Zweige beraubt war, bis auf den Wipfel, wo eine magere Krone über den Giebel des Hauses emporragte. Eine Schnur lief in geringer Höhe über der Dachfirste von einem Bäumchen zum anderen, und von ihr hingen Bündel gekräuselter Hobelspäne, giljakisch sogen. Zach's, zum Dach hinab. Ein in der Nähe der Hausthür in den Schnee gesteckter Stab trug an seiner Spitze ebenfalls ein Tannenreis und ein Bündel Holzlocken. Es war voller, heller Mondschein, als wir vor Judin's Haus in Tebach vorfuhren, das ganz ebenso wie dasjenige in Wair geschmückt war. Schon als wir die lange, zum Strome steil abfallende Ufer-Höhe, auf deren Rücken das Dorf Tebach liegt, hinanfuhren, hörten wir lautes Jubelgeschrei und jetzt sahen wir auch eine Menge vor dem Hause sich tummelnder Giljaken. Es waren junge Männer aus dem Dorf und sonstige, zum Fest eingeladene Gäste, die sich in munterer Laune mit verschiedenen Spielen abgaben, wie sie ein Bärenfest stets mit sich bringt. Die Spiele sahen manchen unserer Française-Touren sehr ähnlich: die Spielenden fassten sich, einen Kreis bildend, an die Hand; der Kreis bewegte sich lebhaft in die Runde, bis er irgendwo riss und aus dem Kreise eine einfache Reihe entstand. Sobald dies geschah, lief ein Vordermann unter den aufgehobenen Armen der beiden äussersten Glieder am anderen Ende der Reihe durch, die ganze Reihe hinter sich herziehend, und nöthigte so den letzten Mann, sich um sich selbst umzudrehen. War ihm dies gelungen und wurde er dadurch selbst zum Vordermann, so machte er es jenem ersteren nach, und so wechselte es fort und fort ab, bis durch Ungeschicklichkeit eines der Vordermänner, oder durch Ausgleiten und Fallen eines Gliedes in der Kette die ganze Reihe zerrissen wurde, was bei dem vor dem Hause uneben eingetretenen glatten Schnee nicht selten geschah und stets von schallendem Gelächter aller Umstehenden begleitet wurde. Nebenan tummelte sich ein anderer aus Knaben zusammengesetzter Kreis, die den Erwachsenen Alles genau nachmachten (s. Tab. XI). Um beide Kreise aber hatten sich zahlreiche Weiber, Mädchen und kleine Kinder des Dorfes angesammelt, die bei jeder Gelegenheit ihren Beifall durch übereinstimmendes wildes Schreien, und durch Trampeln und lautes Klopfen auf ihre Pelze und Röcke zu erkennen gaben.

---

[1] Das russische Verbum ѣздить heisst sowohl «fahren», als auch «reiten».

[2] **Witsen**, Noord-en Oost Tartarye, 1705, p. 881.

[3] Das Nord- und Ostliche Theil von Europa und Asia. Stockholm, 1730, p. 386, 387.

[4] Dieselbe Fabel wurde **Witsen** (l. c., p. 686) auch von den Jukagiren im Lande «Sabatsia» (собачья земля = Hundeland) in Sibirien berichtet, doch bezeichnet er selbst den Bericht als zweifelhaft.

Nachdem das Spiel zu Ende war, trat Judin auf uns zu und nöthigte uns ins Haus zu treten, wohin uns der ganze Schwarm von draussen folgte. Hier war der Hundetisch weggeräumt, und an dessen Stelle befanden sich drei Bären, die an die beiden Mittelpfeiler der Jurte und an die beiderseitigen Stützpfeiler der entfernten Hundetischplatte gebunden waren, denn die letzteren allein boten keinen genügenden Widerstand. Der Bär trägt dabei ein dickes Lederband um den Hals und ein zweites auf dem Rücken, mit jenem zusammenhängendes um den Leib gleich hinter den Vorderbeinen, das dazu dient, das Halsband am Abgleiten über den Kopf des Thieres zu verhindern. Da der sonst vom Hundetisch eingenommene Raum für drei Bären verhältnissmässig klein ist, zumal die Thiere nicht allzunahe von einander aufgestellt werden dürfen, so müssen die vom Halsband auslaufenden Ketten, die sich jederseits in einen langen Strick fortsetzen, recht stramm angezogen werden, immer jedoch nur so, dass die Thiere noch sich niederlegen, wieder aufrichten und auch etwas zur Seite bewegen können. Dadurch wird der freie Verkehr in der Jurte recht sehr behindert, denn nunmehr muss man sich bei jedem Schritt dicht an den Rand der Schlafbank halten, um nicht unversehens von einer Bärentatze gepackt zu werden.

Nur zwei der Bären, ein sehr grosses Thier weiblichen Geschlechts und ein ansehnlich kleinerer, jedoch vollerwachsener, 7 Jahre alter männlicher Bär, gehörten Judin, der sie in den ganz, resp. zur Hälfte von Oltscha bewohnten Dörfern Tarhilwi und Aure gekauft hatte; der dritte, ebenfalls männliche Bär von mittlerer Grösse stammte aus Kalm und war Eigenthum eines anderen Tebach-Giljaken. Wie in der Grösse so waren die Thiere auch in der Färbung verschieden: der kleine Bär war lichtbraun, der grosse dunkelbraun, der mittelgrosse fast schwarz. Ausserdem unterschied sich der grosse Bär von den beiden anderen noch dadurch, dass er unten am Halse ein weisslichgraues Band hatte, was aber noch nicht hinreichte, um ihm bei den Giljaken den Namen Kragenbär (gilj. *molk*) zuzuziehen, da dies erst dann geschieht, wenn das Weiss ganz rein ist und sich über einen grossen Theil der Kehle erstreckt. Dass endlich die drei Bären auch verschieden in ihrem Benehmen waren, namentlich in der Art, sich gegen Angriffe zur Wehr zu setzen, sollten wir sogleich sehen.

Gleich nachdem wir, von der Menge gefolgt, im Hause auf einer der Schlafbänke Platz genommen, wurde hier ungeachtet des beschränkten Raumes ein anderes Spiel vorgenommen, das ich oben bei Besprechung der Golde-Spiele bereits beschrieben habe, und das im Springen über eine von zwei Menschen geschwungene Schnur besteht. Die Giljaken nannten es *tyk-tyk* [1]) und die Beschäftigung damit *tykyrtsch*. Es dauerte jedoch nicht lange und wurde bei Weitem auch nicht mit der Gewandtheit wie von den Golde exekutirt. Es gehörte jedoch auch in das Programm der Belustigungen während des Bärenfestes und fand, nach dem Lärm, Geschrei und Gelächter des Publikums zu urtheilen, grossen Beifall. Ich habe es sonst von den Giljaken nicht aufführen sehen, und der Umstand, dass es im engen Raume des Hauses und nicht draussen stattfand, wo in der mondhellen Nacht sowohl die bepelzten Mitspieler, als auch die Zuschauer es weit besser und bequemer gehabt hätten, so wie auch die kurze Dauer des Spieles

---

1) Tyk bedeutet Schnur.

liessen beinahe darauf schliessen, dass es nur den anwesenden Bären zu Ehren geschah. Auch wurden diese gleich darauf mit Mossj traktirt, das sie aus langen Niehyr's zu lecken bekamen.

Jetzt ging man an die Hauptbelustigung des Festes, das Umziehen mit den Bären von Haus zu Haus. Dabei, wie bei allen folgenden Vorgängen, wurde stets dieselbe Reihenfolge mit den Thieren eingehalten, indem zuerst der kleine, dann der grosse und zuletzt der mittelgrosse Bär kam, — eine Reihenfolge, die wohl durch den ungleichen Antheil ihrer Eigenthümer am Feste bedingt war, da Judin zwei von ihnen gehörten und er zugleich der Hauptgastgeber des ganzen Festes war. Der Reigen begann also mit dem kleinen Bären. Die Stricke, mit denen er an die Pfeiler gebunden war, wurden gelöst, und an jeden von ihnen stellte sich eine lange Reihe von Giljaken in alternirender Ordnung auf. Die beiden dem Bären jederseits zunächst stehenden Männer hatten ihre Pelze verkehrt, die Rückenseite nach vorn, angezogen und den Schurzrock aus Seehundsfell (*kossjkha*) möglichst stramm und glatt um den Leib gebunden, damit die Bärenkralle, wenn sie sie streifte, nirgends anhake, sondern an dem glatten Fell abgleite. Jeder von ihnen hielt auch einen kurzen Stock in der Hand um den Bären damit zu zerren. Mit weitgespreizten Beinen und stark vorgestreckter Brust springt nun der Vordermann, der in der Richtung steht, wohin der Zug sich bewegen soll, vor den Bären und zerrt ihn mit seinem Stock. Das Thier brüllt laut auf, wirft sich nach vorn, erhebt sich zum Theil und fährt mit der Tatze auf seinen Gegner los. Dieser aber springt im Moment einen Schritt zurück und alle am selben Strick Stehenden machen ebenfalls einen Schritt vorwärts, zur Hausthür hin, den Bären nach sich ziehend; Dasselbe wiederholt sich ein zweites, ein drittes Mal; vergeblich sucht der Bär den Gegner zu packen, immer gleiten die Tatzen an seinem Schurzrock ab. Inzwischen bemühen sich auch Andere mit Stöcken und Stangen den Bären nach der Richtung zu drängen, wohin er hin soll. Dringt er jedoch zu sehr auf den Vordermann ein, hat er ihn mit der Tatze nicht bloss gestreift, sondern sich auch in seinen Pelz eingekrallt, und wird dessen Lage gefährlich, so zerrt der in der Reihe hinter dem Bären stehende Vordermann das Thier von hinten und nöthigt es, sich zu wenden und seine Angriffe gegen ihn zu richten, während die am hinteren Strick Stehenden das Thier gleichzeitig rückwärts ziehen.

So schwankt der Zug unter lautem Wuthgebrüll des hin und her gezerrten Bären, in das auch die beiden anderen Thiere einstimmen, und unter wildem, wechselndem Jubelgeschrei der Bärenführer wie der Umstehenden bald nach vor-, bald nach rückwärts, immer jedoch mehr und mehr der Hausthür sich nähernd. Die wenigen Thranlampen vermögen den weiten Raum der Jurte mit ihrem dunklen, schwarzberussten Balkengerüste nicht so weit zu erhellen, dass alle um den Bären Beschäftigten seine Bewegungen deutlich wahrnehmen können, und doch ist dies zum rechtzeitigen Einspringen des einen wie des anderen Vordermanns durchaus erforderlich. Eine Anzahl Knaben springt daher auf die Schlafbänke und beleuchtet von dort aus, dem Zuge hin und her folgend, mit improvisirten Fackeln, die aus zusammengerollter Birkenrinde bestehen und bald hell aufleuchten, bald nur dunklen Rauch verbreiten, den wildbewegten Vorgang. Fürwahr ein eigenartiges Bild (s. Taf. XLVII).

In derselben Weise wie der kleine Bär wurden nun auch die beiden anderen Bären auf dem Hause hinausgeführt. Jener war jedoch entschieden der wüthendste und widersetzlichste von allen, was die Giljaken dem Umstande zuschrieben, dass er bei seiner Gefangennahme ein Bein gebrochen hatte und in Folge dessen noch lahmte. Bemerkenswerth war auch, wie verschieden die drei Bären ihre Wuth äusserten und sich zur Wehr setzten: während der kleine und der grosse Bär sich dabei aufrichteten und den Zerrenden mit der Tatze zu packen suchten, benahm sich der dritte Bär ganz anders; er machte gar keine Anstalten sich zu erheben, sondern suchte die Stiche mit dem Stock dadurch abzuwehren, dass er die Tatze vor den Kopf hielt und selbst nach den Füssen des ihn Zerrenden griff, oder er legte sich auch auf den Rücken und wehrte sich mit den Tatzen. Er war auch der einzige unter den dreien, der in seiner Wuth den festeingetretenen Erdboden in der Jurte aufzuscharren suchte, was ihm jedoch von den Giljaken allemal wieder gelegt wurde.

Der Zweck des Hinausführens der Bären war, sie durch alle Häuser des Dorfes, deren es in Tebach sieben gab, zu führen: in jedes von ihnen kehrte der Zug mit den drei Bären ein, und allenthalben wurden sie in derselben Ordnung, der grosse Bär in der Mitte, die beiden anderen zu den Seiten, aufgestellt und mit Mossj aus Nichyrlöffeln traktirt, zum Zeichen, dass sie in jedem Hause in Ehren gehaltene und willkommene Gäste seien. Der Umzug dauerte daher recht lange, und in Judin's Haus kehrten die Bären zur Nacht nicht mehr zurück, sondern blieben in einem der anderen Häuser stehen. Erst am Morgen des folgenden Tages (11. Jan.) wurden die beiden Thiere, die unserem Wirthe gehörten, der kleine und der grosse Bär nach dessen Haus zurückgebracht und dort wie üblich aufgestellt.

Mittlerweile war es auch Zeit, die stets in den Morgenstunden statthabende Fütterung der Hunde vorzunehmen, deren es hier der zahlreich angereisten Gäste wegen sehr viele gab. Da der Hundetisch weggeräumt war, so musste eine andere Vorrichtung getroffen werden, um die Hunde dennoch im Hause füttern zu können. Dazu wurde eine lange Stange durch eine Oeffnung in einem der Mittelpfeiler, zwischen denen der grosse Bär stand, quer durchgesteckt und an ihren Enden an die beiderseitigen Stützpfeiler der Hundetischplatte befestigt. An diese Stange wurden nun die durch die Anwesenheit der Bären im Hause sehr aufgeregten Hunde geknüpft, vor ihnen aber lag ein Brett, auf welches die Tröge mit der dampfenden Fischbrühe zu stehen kamen. Diesmal schien die Fütterung der Hunde mit besonderer Sorgfalt zu geschehen, da am folgenden Tage ein Hunderennen stattfinden sollte. Judin war sehr geschäftig und bemüht, seinen Gästen dabei Alles recht zu machen.

Nachdem die zur Hundefütterung dienliche Vorrichtung entfernt worden war begann wieder das Aus- und Einführen der Bären, ohne dass ich jedoch einen ersichtlichen Zweck davon wahrnehmen konnte: der kleine Bär wurde in eine andere Jurte gebracht, der grosse aber viermal zur Thür des Hauses hinaus und gleich wieder zurückgeführt, mit nur minutenlangen Zwischenpausen. Mag sich durch die häufige Wiederholung dieses Experiments das Halsband an diesem Bären etwas gelockert haben oder sonst schadhaft geworden sein, kurz es erschien den Giljaken nothwendig, es mit einigen Hülfsschnüren zu versehen, — ein Unternehmen, das mir im höchsten Grade interessant war, da es mir die grosse Unerschrockenheit der Giljaken den Bären gegenüber und ihre kolossale Gewandtheit und Geschicklichkeit im Umgange mit ihnen zeigte. Diese Aufgabe war noch schwieriger als das oben geschilderte erste Anlegen des Hals- und Leibbandes, denn letzteres geschah, nachdem die Hinterbeine des Thieres schon im Kerker gefesselt worden waren, hier aber konnte der Bär einen völlig freien Gebrauch von allen vier Extremitäten und dem Gebiss machen. Während nun der Zug ausserhalb des Hauses hielt, wurden alle zur Ausführung des Stückes erforderlichen Schnüre und Riemen fertig gelegt. Den Moment wahrnehmend, da das mächtige Thier sich ganz aufgerichtet hatte, warf sich ein Giljake ihm von vorn um den Hals und umklammerte es, so fest er konnte. Im selben Moment fesselte ihm ein Zweiter die Schnauze. Gleichzeitig griffen mehrere Andere das Thier von hinten an, zogen ihm mittelst Schlingen die Hinterbeine vorweg und hielten sie an den Boden gedrückt zurück. Der Bär fiel auf die Vordertatzen nieder, aber hier war ebenfalls sogleich Einer bereit, ihm diese mit einer Stange gegen den Boden zu drücken und in Fesseln zu schlagen. So war das Thier durch rasches und einmüthiges Einschreiten in einem Augenblick vollständig entwaffnet und gefesselt, und jetzt konnten die an seinem Halsbande erforderlichen Hülfsschnüre in aller Ruhe und ohne Gefahr angelegt werden. Sobald dies geschehen, sprangen sämmtliche Giljaken vom Bären ab, auf einen Ruck lösten sich alle mit besonderem Kunstgriff ihm um Schnauze und Tatzen geknüpften Knoten und Schlingen auf, und der Bär stand wieder bis auf das Hals- und Leibband ganz frei und ungefesselt an seiner Kette da, laut brüllend und sich wiederholentlich schüttelnd. Er wurde nun, gleichwie auch der kleine Bär, wieder in's Haus geführt und dort mit fein zerstückeltem Eise und Strickbeeren regalirt, worauf nach kurzer Pause dieselbe Procedur, dass der kleine Bär sogleich, der grosse aber erst nach vier und dazwischen auch nur nach zweimaligem Aus- und Einführen aus Judin's Hause nach einem anderen gebracht wurde, sich noch mehrmals wiederholte.

Gleich nachdem die Bären entfernt worden waren, begann die männliche Jugend des Dorfes grössere und kleinere Stöcke von Ellern und Ebereschen in's Haus zu tragen und an der Stelle, wo die Bären gestanden hatten, niederzulegen, bis sich ein grosser Haufen davon erhob. Alles, was ein Messer hatte, die Weiber und Mädchen allein ausgenommen, machte sich nun daran, diese Stöcke an dem einen Ende anzuschneiden, oder richtiger anzuhobeln, d. h. giljakisch sogen. *nauzs*[1]) aus ihnen zu bereiten. Viele derselben waren nur an einer Seite, die meisten aber an zwei einander gegenüber gelegenen Seiten und manche auch rundum mit dem Messer angehobelt, ja von einigen fielen sehr feine und zierlich gekräuselte Holzlocken (die mehrfach erwähnten gilj. sogen. Zach's) vom oberen Ende des Stockes zum unteren hinab. Dieses Symbol, das bei den Giljaken alle religiösen, auf Furcht vor dem Einfluss böser Geister begründeten Handlungen, wie die Opferspendungen auf dem Strom[2]), die Sturmbeschwörungen[3]) und drgl. m. begleitet, darf natürlich auch beim Bärenfest nicht fehlen. So sehen wir es schon über dem Dache des Hauses prangen, in welchem ein Bärenfest gefeiert wird und zugleich ein Stück Bärenkultus sich abspielt. In reichlicherem Maasse noch sollte es uns im weiteren Verlauf des Bärenfestes entgegentreten. Zunächst wurde jedoch der ganze Haufen angehobelter Stöcke wieder hinaus getragen, um erst Tags darauf zur Verwendung zu kommen. Während die Männer, Jünglinge und Knaben an den Stöcken schnitzten, bereiteten die Weiber einen frischen Vorrath von Mossj, in das sie diesmal auch zerkleinerte Tannennadeln (von *Picea ajanensis* Fisch., gilj. *twisk*) hineinrührten, — eine Beschäftigung, die bis zum Abend dauerte.

---

[1]) Das *z* ist hier weich, wie das französische *z* auszusprechen.

[2]) S. oben, p. 517, 518.

[3]) S. oben p. 671.

Mittlerweile ging das Ein- und Ausführen der Bären in den anderen Häusern des Dorfes ununterbrochen vor sich. An dieser Belustigung können die Giljaken nie genug haben, und alle dabei vorkommenden Einzelbegebenheiten nehmen sie so lebhaft in Anspruch, wie bei anderen Völkern etwa ein Kampf-, ein Festspiel oder ein Tanz bei lustiger Musik, die hier das Gebrüll der Bären abgiebt. Jedermann hat dabei Gelegenheit, seine Kühnheit, Unerschrockenheit, Gewandtheit und Geistesgegenwart als Vordermann in der einen oder der anderen Reihe der Bärenführer zu produciren: je näher er das wüthende Thier an sich herankommen lässt, je grösser die Gefahr, der er sich aussetzt, desto lauter der ihm zu Theil werdende Beifall und desto grösser sein Ruhm und Ansehen unter den Leuten. Alle Einzelheiten werden aufmerksam verfolgt und nachher in lebhafter Diskussion besprochen, kurz man erkennt die sonst ernsten, gesetzten, vorsichtigen und etwas wortkargen Giljaken bei solcher Gelegenheit kaum wieder. Spät Abends stattete noch der Zug mit dem mittelgrossen Bären dem Hause Judin's einen kurzen Besuch ab. Zur Nacht aber kehrten in dasselbe nur die beiden ihm gehörigen Bären zurück. Menschen und Thiere hatten sich müde gezerrt und schienen einiger Ruhe zu bedürfen. Die Nacht verlief auch ruhiger, als bei der Einquartierung zweier Bären zu erwarten stand.

Gegen Morgen, d. 12. Januar, erwachte ich jedoch von einem lauten Bärengebrüll: das Hin- und Herführen der Thiere, zum Hause hinaus und wieder zurück, hatte von Neuem begonnen: erst wurden unsre beiden Schlafkameraden hinaus und dann alle drei Bären wieder herein gebracht, in der Ordnung wie zu Anfang des Festes aufgestellt und aus drei Nichyr's mit dem gestern bereiteten Mossj, davon auch die Menschen assen, gefüttert, worauf der fremde Bär wieder entfernt wurde, während die beiden anderen im Hause blieben. Jetzt ging man an die Bereitung der Stätte, wo die Bären am folgenden Tage ihren Todesstreich erleiden und dann abgebalgt und zerkleinert werden sollten. Dazu wurde unweit vom Hause ein längliches Viereck mit den am Tage zuvor geschnitzten Stöcken (*nauws*) umsteckt, auf dessen Längsdurchmesser an vier etwa um einen Faden von einander entfernten Stellen je zwei starke kopfförmig zugespitzte Pfähle neben einander in den Erdboden eingerammt standen. Diese Pfähle waren alt und mögen schon mehrmals zu demselben Zweck gedient haben. Sie wurden ebenfalls mit angeschnittenen Stöcken umgeben. An dem einen Ende, in der Linie der Pfahlreihe, war ein Eingang zu dem von den Nauws umsteckten Platze (der gilj. sogen. *kadhra*) freigelassen, am anderen, entgegengesetzten Ende stand auf vier in die Erde getriebenen Pfosten in einiger Höhe über dem Erdboden ein kleiner, aus Brettern errichteter Bau (bei den Giljaken *lüsng*[1]) genannt), der nach hinten geschlossen, nach vorn, zur Pfahlreihe hin, aber ganz offen war und hier ausser einer dem Dach genäherten Querstange noch eine zweite, untere Querstange hatte, durch die jene Oeffnung in zwei ungefähr gleiche Hälften getheilt war. Auch der Weg, der von **Judin's** Hause zu dieser Todesstätte der Bären führte, war mit einigen angeschnitzten Stöcken bezeichnet.

---

[1] Das *s* ist weich, wie das französische *z* auszusprechen.

Inzwischen ging im Hause die Hundefütterung in derselben Weise wie gestern vor sich, mit der Einschränkung jedoch, dass diejenigen Thiere, die an dem in einer Stunde bevorstehenden Hunderennen theilnehmen sollten, zunächst noch nichts bekamen: sie wurden zwar auch in's Haus gebracht, durften aber nur zusehen, wie die übrigen Thiere frassen, ihre Fütterung hingegen wurde bis nach dem Rennen aufgeschoben, um sie dadurch noch mehr zum raschen Laufen anzuspornen. Man begab sich nun nach dem einen Endpunkt der Rennbahn, die auf der Eisdecke des Flusses lag und aus einem etwa zwei Faden breiten Streifen bestand, auf welchem in einer Länge von etwa $1\frac{1}{2}$—2 Werst der Schnee nach beiden Seiten hin weggeschaufelt und das Eis einigermaassen geebnet worden war. Hier standen zwei Schlitten, der eine mit 14, der andere mit 10 Hunden bespannt, von denen die drei vordersten am ersten Schlitten mit eleganten mandshurischen Halsbändern, den oben erwähnten Rüssk's[1]) geschmückt waren. Vor den Schlitten wurden zwei andere Hunde an langen Riemen gehalten. Auf dem erhöhten Wall zu beiden Seiten der Rennbahn hatten sich zahlreiche Zuschauer aufgestellt. Zuerst wurden nun die beiden nicht vorgespannten Hunde losgelassen, die am Ende ihres langen Riemens nur einen Fuchs-, resp. einen schwarzen Hundeschwanz hinter sich herzogen. Mit dieser leichten Last entschwanden sie im Nu auf der Rennbahn und den Berg zum Hause hinan, wo sie von den Weibern und Kindern aufgefangen wurden. Es waren besonders schnellfüssige Thiere, der eine von ihnen ein bei den **Giljaken** sogen. *kylä* oder *kylä-kan*, auf dessen Besitz **Judin** sehr stolz war, indem er meinte, dass es im ganzen Amur-Lande nur etwa 2 oder 3 Thiere von gleicher Güte gäbe, deren Besitzer er auch zu nennen wusste. Worin jedoch ausser der Schnellfüssigkeit noch die Eigenthümlichkeiten eines kylä-kan liegen, ist mir nicht klar geworden. Nicht so leichten Kaufes kamen die vor die Schlitten gespannten Thiere davon, denn ob auch die Last, die sie zu schleppen hatten, kaum grösser war — auf jedem der im Uebrigen ganz leeren Schlitten lagen nur zwei in's Flechtwerk desselben gesteckte Hemmstöcke — so wurden ihnen doch Hindernisse anderer Art in den Weg gelegt. Sobald nämlich die Hunde im schnellsten Lauf dahinrasten, warf sich irgend ein auf dem Wall an der Rennbahn stehender **Giljake** auf den Schlitten und suchte durch Ergreifen der Hemmstöcke Meister der Hunde und ihres Gefährtes zu werden, was ihm natürlich nicht sogleich gelang. Schlug es dem Einen fehl, so that es ein Zweiter, ein Dritter: auf den Schlitten stürzend, klammerte er sich an denselben fest, zwei, drei Mal überschlug sich der Schlitten, aber der Mann hielt an ihm fest und liess sich im schnellsten Lauf fortschleifen, bis es ihm gelang, sich rittlings aufzusetzen und mit den beiden Hemmstöcken in der Hand den Berg im Triumph hinanzufahren. Während des ganzen Hunderennens trommeln die Weiber mit Knütteln und Stöcken auf einem vor dem Hause von einem Gerüst herabhängenden Balken. Das geschieht auch mit einer gewissen Regelmässigkeit und erfordert einige Sachkenntniss, indem es verschiedene, der Gelegenheit angepasste Arten und Weisen des Trommelns giebt. Jedes der Weiber erhält nämlich zwei Knüttel oder einen Knüttel und einen Stock und schlägt damit bald gleichzeitig, bald abwechselnd zwei, dreimal nach einander auf den Balken, dann Knüttel an Knüttel oder Knüttel an Stock, dann wieder auf den Balken u. s. w. in verschiedenem Rhythmus und Tempo, wie es die jedesmalige Weise eben erfordert. (S. Taf. XLVIII). Sobald alle am Rennen betheiligten Hunde wieder zurück sind, wird ihnen von den Weibern das ersehnte Mahl im Hause vorgesetzt. Die Männer aber ergehen sich in lebhafter Erörterung aller beim Hunderennen vorgekommener Einzelheiten, indem es den einen Hund zu rühmen, an dem anderen was auszusetzen, mehr aber noch über die Ungeschicklichkeit des Einen ihrer Landsleute zu lachen und die Kühnheit und Gewandtheit eines Zweiten und Dritten zu bewundern giebt. Denn, wie aus dieser Schilderung zu ersehen ist, hat das Hunderennen bei den Giljaken nicht sowohl den Zweck, die Hunde auf ihre Güte zu prüfen, als vielmehr, gleichwie auch bei anderen zum Bärenfest gehörigen Belustigungen, den Menschen Gelegenheit zu bieten, ihre oben erwähnten physischen und moralischen Vorzüge zu produciren.

---

[1]) S. oben p. 485 nebst Holzschnitt und Taf. XXXVI, Fig. 4 und 5.

Nach diesem Intermezzo nahm man das am Morgen unterbrochene Bärenführen wieder auf, wobei Alles genau wie an den vorigen Tagen wiederholt wurde so, dass z. B. der grosse Bär nicht anders Judin's Haus betrat oder verliess, als nachdem er viermal durch die Thür hin und her geführt worden war. Wieder mussten die Bären durch alle Häuser des Dorfes geführt und überall mit Mossj oder zerstückeltem Eise bewirthet werden. Zwei Mal kehrten sie dabei auch in Judin's Haus ein und wurden ebenso behandelt. Die Giljaken sehen es besonders gern, wenn auch ihre Knaben, mögen sie noch so klein sein, an der Bärenfütterung sich betheiligen: tapfer treten diese an das Thier heran und reichen ihm den mit Mossj gefüllten Löffel dar, der zuweilen von mehreren kleinen Händen gehalten und unterstützt wird; manchem Däumling aber, der noch kaum auf seinen Füssen stehen, geschweige denn einen Nichyr halten kann, muss der Vater oder ältere Bruder durch Emporheben des Kleinen dabei zu Hülfe kommen. Vielleicht geschieht dies aus pädagogischen, wahrscheinlicher jedoch aus abergläubischen Gründen, in der Vorstellung nämlich, dass den Kindern dadurch, auch wenn sie einmal erwachsen sind, die Gunst des mächtigen Thieres erhalten bleibe. Sobald aber die Bären wieder aus dem Hause weggebracht sind, benutzen die Kinder den frei gewordenen Raum um sich darauf zu tummeln und ein genaues Conterfei von Allem, was sie beim Führen der Bären, beim Wechseln der Bänder an denselben u. s. w. gesehen, unter getreuester Nachahmung aller Bewegungen, Posen und Allüren der Erwachsenen aufzuführen, wie es oben (p. 702 und ff.) geschildert worden ist. So lernen sie mit dem Bären umgehen, lange bevor sie noch selbst mit Hand anlegen können.

Am Abend, bei hellem Mondschein, wurden die Bären noch über das Dorf hinaus auf dem Flusseise den langen Weg um das Cap Tebach herum geführt. Es war ein langer Zug, der sich zum Strom hinab in Bewegung setzte, denn ausser den drei Bären, die in derselben Reihenfolge wie immer geführt wurden, folgte ihnen noch eine grosse Anzahl dabei unbeschäftigter Knaben. Da das Ufer hoch ist und recht steil zum Strom abfällt, so war es interessant anzusehen, wie sich der Zug, ohne auch nur einen Moment in Verwirrung zu gerathen, den glatten Berg abwärts bewegte: während die am vorderen Strick Stehenden spornstreichs hinunter liefen, mussten die am hinteren Strick Beschäftigten sich aus Leibeskräften zurückstemmen, um zu verhindern, dass der Bär nicht ebenso schnell hinunterlaufe und dort Schaden anrichte: mit vereinter Kraft gelang es ihnen jedoch, alle drei Bären nur langsam und gleichmässig den Berg hinabrutschen zu lassen. Zurück ging es viel leichter, indem die Hinterleute sich von den Bären in's Schlepptau nehmen und bergaufziehen liessen. Während dieses ganzen Zuges trommelten die Weiber wieder unablässig auf ihrem Balken. Es folgte nun eine kleine Pause, in welcher einige Spiele vor dem Hause vorgenommen wurden, wie die oben erwähnten Ringeltouren, ferner ein Springen um die Wette, bald auf einem Fusse, bald auf beiden, wie ich es auch schon bei den Golde gesehen hatte, und dann ging es wieder an das beliebte, die Giljaken nie ermüdende Bärenführen, das bis spät in die Nacht hinein fortgesetzt wurde. Denn in dieser dem Tödten der Bären unmittelbar vorausgehenden Nacht darf bei den Giljaken überhaupt nicht geschlafen werden: die Männer verbringen sie abwechselnd mit Bärenführen und -füttern, die Weiber aber mit Bereiten von Speisen zu dem am folgenden Tage bevorstehenden Festmahle. Wenden wir uns daher jetzt einen Augenblick diesen letzteren zu.

In einem der vorigen Abschnitte[1]) ist schon hervorgehoben worden, dass die beim Bärenfest vornehmlich zur Verwendung kommenden Nahrungsmittel von vegetabilischer Natur sind und namentlich aus den eben da genannten Cerealien und Leguminosen von mandshu-chinesischem, japanischem und russischem Ursprunge bestehen. Das gilt namentlich von der grossen kurz vor der Tödtung des Bären veranstalteten Festmahlzeit und, wie wir in der Folge sehen werden, auch von derjenigen, bei welcher, zuweilen erst eine geraume Zeit später, der Bär selbst zur Verspeisung gelangt. Ausserhalb dieser beiden, ich möchte sagen, officiellen Festmahlzeiten, die aber in mehr oder weniger opulenter Weise in allen oder doch den meisten Häusern desjenigen Dorfes, das ein Bärenfest begeht, veranstaltet und zum Theil noch längere Zeit hindurch wiederholt werden, geniessen die Giljaken auch während des Bärenfestes die für gewöhnlich übliche Fischnahrung, die jedoch nur in unregelmässiger Weise, in den Pausen zwischen den einzelnen Festaufzügen und überhaupt je nach Bedürfniss der Einzelnen eingenommen wird. Bei der grossen Zahl der zum Fest geladenen oder überhaupt an demselben theilnehmenden Personen ist jedoch auch der Consum an Fisch bei solcher Gelegenheit immerhin sehr ansehnlich, und ich war in der That verwundert über die Menge kolossaler Hausen und Störe, die neben der gewöhnlichen Jukola-Nahrung der Giljaken allein in Judin's Hause zur Verwendung kamen. Es ist daher ganz begreiflich, dass die giljakischen Weiber während des ganzen Bärenfestes, besonders aber in der Nacht, die der Hauptfestmahlzeit vorausgeht, vollauf mit der, wie auch schon erwähnt[2]), zuweilen recht complicirten Bereitung der dazu erforderlichen Speisen beschäftigt sind. Diese letzteren werden stets an dem Herde bereitet, der an der Querwand des Hauses, in einer Linie mit den in seinem Mittelraume aufgestellten Bären liegt und somit ihren Blicken besonders ausgesetzt ist. Ich will ihn daher den Bärenherd nennen. In ihm, und zwar nur in ihm, werden von den Weibern sowohl in dieser letzten Nacht, als auch überhaupt, während der ganzen Dauer des Bärenfestes von Zeit zu Zeit ganz ansehnliche Mengen von frischen Tannenreisern (von der Picea ajanensis, gilj. *twissk*) verbrannt, was vielleicht auch zu den Ehrenbezeugungen gehört, die man den Bären erweist, oder den Opferspendungen, die man ihnen darbringt. So kündigt sich das Bärenfest auch schon durch den in den Häusern und zum Theil auch draussen herrschenden Duft nach verbrannten Tannennadeln an.

---

[1]) S. oben, p. 443 ff.

[2]) S. oben, p. 443.

Gegen 6 Uhr Morgens, des 13. Jan., hörte endlich das Bärenführen auf: die Thiere wurden, nachdem sie ihren letzten Rundgang durch das Dorf gemacht hatten, auf die für sie bereitete Todesstätte, die gilj. sogen. *kadhra*, geführt, und dort zwischen den in ihrer Mitte in einer Reihe stehenden Pfählen aufgestellt und sorgfältig befestigt. Die Reihenfolge der Bären war dabei wiederum dieselbe, so dass der kleine Bär am nächsten von dem im Grunde der *Kadhrü* gelegenen Bau, dem *Lasqn*, der grosse in der Mitte und der mittelgrosse zunächst dem Eingange zu stehen kam. Alsdann begab sich Alles in Judin's Haus, wo die Weiber inzwischen die zum Festmahl bereiteten Speisen in hölzernen Trögen, runden Holzschalen und viereckigen Birkenborkschalen, auf dem Fussboden im Mittelraume des Hauses, wo vordem die Bären gestanden, aufgestellt hatten. Die zum Mahle geladenen Gäste nahmen auf der an der Querwand dem Bärenherde gegenüber gelegenen Bank Platz, die bei solcher Gelegenheit als Ehrenbank gilt, obgleich sie an Wärme und oft auch an Licht der neben dem anderen Herde befindlichen Längsbank, wo sich der Hauswirth sowohl als auch etwaige sonstige Gäste aufhalten, in der Regel nachstehen dürfte. Sie gilt aber als Ehrenbank in diesem Falle, weil sie in grösserer Nähe von den Bären und ganz angesichts derselben liegt. Auf ihr giebt es daher, wie uns Judin mittheilte, auch noch mehr Uitsch's als sonst wo im Hause zu beobachten, und als wir dort z. B. einige Notizen über das Bärenfest in's Tagebuch eintragen und Skizzen davon entwerfen wollten, bat er uns in aller Höflichkeit, uns dazu auf jener Längsbank niederzulassen, da es hier von den Bären leicht gesehen und übel aufgenommen werden könnte. Die Gäste setzten sich mit kreuzweise unterschlagenen Beinen in zwei Reihen auf der Bank nieder: die Aelteren und Angeseheneren unmittelbar längs der Wand, die Jüngeren am Rande der Bank. Zwischen den beiden Reihen blieb ein hinlänglich breiter Raum übrig, um als Weg zu dienen, auf welchem die Schüsseln von einem Ende der Bank zum anderen wanderten, indem sie am linken Ende derselben vom Fussboden auf die Bank gesetzt wurden und am rechten wieder zurückkamen. War die eine Schüssel ein Stück vorwärts gerückt auf dem Wege, so folgte ihr eine zweite, eine dritte u. s. f. Die Zahl der verschiedenen Speisen war aber geringer als die der Schüsseln, denn manche Speise wiederholte sich nach ein paar Gängen von Neuem. Seltsamerweise nimmt der Wirth selbst an diesem Mahle nicht theil, und desgleichen sind alle väterlicherseits mit ihm Verwandten, also die sogen. Ngafk's, von demselben ausgeschlossen, während die mütterlicherseits Verwandten (Amal's oder Armal's), gleich den Freunden und Bekannten zu den Theilnehmern am Mahle gehören dürfen. Es war nach der Menge der hin- und zurückwandernden Schüsseln und Speisen zu urtheilen ein sehr reiches Mahl, das **Judin** seinen Gästen vorsetzte. Nichts desto weniger begaben sich die meisten seiner Gäste nach aufgehobener Mahlzeit noch in ein anderes Haus, um auch dort zu speisen und so ging es von Haus zu Haus durchs ganze Dorf, so dass auch die jeweiligen Ngafk's eines Hauswirths dabei nicht zu kurz kommen dürften.

Diejenigen **Giljaken** aber, die in **Judin's** Hause blieben, meist jüngere Leute, die die Nacht mit Bärenführen verbracht hatten und daher wohl ermüdet waren, benutzten die nach dem Festmahl entstandene Pause, um sich durch ein paar Stunden Schlafs wieder zu kräftigen. Die Ruhe währte indess nur sehr kurze Zeit, denn bald begannen die Weiber ihre tägliche Morgenbeschäftigung, die Hunde zu füttern, und dann wiederholte sich unter Getrommel der Weiber ein Theil des gestrigen Hunderennens, indem man die besten Renner, mit je einem Fuchs- oder schwarzen Hundsschwanz versehen, unten auf dem Strome losliess und oben am Hause wieder auffing. Ein kurzes, formloses Frühstück von den Ueberbleibseln des Festmahls beschloss dies Intermezzo, und dann schritt man an die wichtige bevorstehende Tagesordnung.

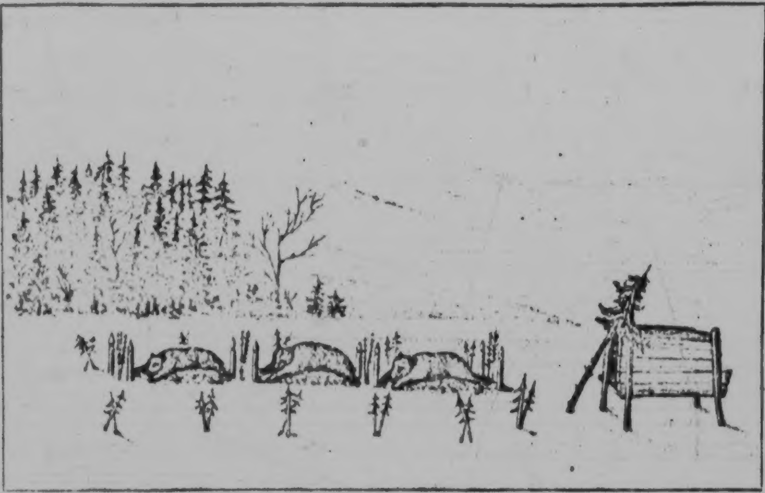
Aus allen Häusern des Dorfes versammelten sich die Leute um die Stätte, wo die Bären, an ihre Pfähle befestigt, standen. Drei **Giljaken** trugen Insignien von eigenthümlicher Art in der Hand. Diese bestanden aus einem jungen, geraden Tannenbäumchen (*Picea ajanensis*), an dem alle Aeste entfernt waren, bis auf den Wipfel und die obersten ihm zunächst stehenden Zweige, die aufwärts um den Wipfel gedrückt mit einem Faden zusammengebunden waren. Um diesen Wipfel des Bäumchens war eine aus Eichhornschwänzen gefertigte Boa (gilj. *tolp*), wie sie die **Giljaken** um Kopf und Hals tragen, oder auch ein Fuchsschwanz schlangenförmig mit zwei Umgängen geschlungen und dann ebenfalls befestigt. Zwei dieser eigenthümlichen Fahnen waren von der ersteren, die dritte von der letzteren Art. Zu diesen drei Fahnenträgern gesellte sich noch ein vierter, der zwar, soviel ich sehen konnte, nur einen einfachen langen Stock in der Hand hatte, diesen aber ebenso aufrecht wie Jene ihre Fahnen trug. Während nun Alles um die Bärenstätte versammelt stand, schritten die 3 Männer mit ihren Insignien in die Umzäunung derselben hinein, gingen mehrmals unmittelbar um die Bären herum, allemal bis zum Wege, der zu ihr führte zurückkommend und hier wieder umkehrend, und pflanzten endlich ihre Insignien jede einem der Bären gegenüber auf. Damit war gewissermaassen das Signal zum Aufbruch gegeben: die Bären wurden von ihren Pfählen abgelöst und aus der Kadhra hinausgeführt.

Ehe man weiter ging, mussten jedoch die Hals- und Leibbänder an den Bären noch einmal auf ihre Haltbarkeit untersucht werden. Am grossen Bären war es schon Tags zuvor geschehen und das Thier mit neuen Hülfsbändern versehen worden. Auch am mittelgrossen Bären erwies sich Alles in Ordnung. Der besonders böse und widerspenstige kleine Bär schien aber entschieden einer Aufbesserung seiner Fesseln zu bedürfen, und das ist immer ein sehr gefahrvolles Experiment, zu dessen Ausführung in diesem Falle **Chusisin**, **Judin's** einziger Sohn, ein junger und kräftiger Mensch, der am tagelangen Bärengezerre offenbar noch immer nicht genug hatte, sich erbot. Er hatte schon Tags zuvor am grossen Bären ein Stück ausgeführt, das seinen kühnen und rasch entschlossenen Muth glänzend darthat. Als dieser Bär nämlich aus dem Hause geführt wurde, packte er den ihn zerrenden vordersten Giljaken so fest mit den Krallen, dass dieser nicht mehr loskommen konnte und vom wüthenden Thiere dicht an sich herangezogen wurde. In diesem Augenblick sprang Chusisin, der unmittelbar hinter dem Bären stand, dem Thier über den Rücken weg und kam dicht vor seinem Maul zu stehen: der überraschte und von Neuem in Wuth versetzte Bär liess seine erste Beute fahren und biss nach der zweiten, glücklicherweise aber ohne Erfolg. Jetzt, für den kleinen Bären, traf Chusisin die Vorrichtung, dass er seinen Hundepelz umgekehrt, mit dem Fell nach innen, anzog und darüber noch einen Rennthierpelz mit dem Fell nach aussen und dem Rückentheil nach vorn gekehrt anthat, zugleich band er den Gürtel so um sich, dass der Pelz ihm vorn buckelförmig vorragte und weit vom Körper abstand. So gerüstet wartete er einen Moment ab, da der mit Stöcken gezerrte Bär brüllend die Zähne fletschte; jetzt trat er mit vorgestreckter Brust auf ihn zu und liess ihn sich in den über derselben aufgebauschten Pelz einbeissen. Dann warf er sich dem Thier um den Hals, packte seinen Kopf an den Ohren und drückte ihn nieder. Die Umstehenden aber waren im selben Moment bereit, ihm die Schnauze zuzubinden, die Tatzen herabzudrücken u. s. w., wie ich es oben schon geschildert habe.

Nachdem dies abgemacht war, traten die Bären ihren letzten Gang an: in derselben Ordnung wie immer bewegte sich der Zug, von starkem Getrommel der Weiber begleitet, vom hohen Ufer hinab zum Strome. Dort angelangt, umkreiste er in der Entfernung von einigen Schritten das Eisloch, aus welchem die Weiber Wasser schöpfen, (s. Taf. XLVIII.) und kehrte bergan wieder zurück. Dabei kamen die Bären an Judin's Hause und demjenigen, wo der Eigenthümer des dritten Thieres wohnte, dicht vorüber: die Thüren standen offen, und der Zug stockte unwillkürlich, denn die Bären machten die grösste Anstrengung, um wieder hineinzugelangen. Das wurde ihnen aber nicht mehr gestattet. Am Eingange zur Kadhra hielt der Zug. Von allerseits kamen die Knaben herbei gelaufen, um ihre kleinen, aber nicht immer harmlosen Pfeile auf die Thiere loszuschiessen, was ihnen unter sichtlichem Ergötzen der Führer erlaubt wurde. Die Wahl des Schützen aber, der dem Bären den Todespfeil senden soll, hängt vom Eigenthümer desselben ab und gilt als ehrenvolles Zeichen seiner Gunst. Judin hatte für die beiden ihm gehörigen Thiere zwei junge Leute gewählt, darunter einen Oltscha aus Tschilwi, von dessen ihm befreundeten Vater er den einen Bären gekauft hatte. Beide Thiere fielen, aus der Entfernung von etwa 5 Schritt in die rechte Lunge getroffen, gleich nach dem ersten Schuss todt nieder; das dritte verendete nur langsam, nachdem es zwei Pfeile erhalten hatte. Das Blut aber, das sie beim Tödten verloren hatten, wurde sogleich mit Schnee beworfen, da sonst Jemand hineintreten könnte, was entschieden ultsch wäre.

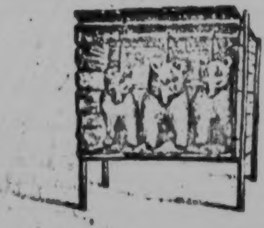
Sobald die Bären todt waren, wurden sie an der Kette und einem um die Schnauze gebundenen Hülfsriemen in die Kadhra geschleift und an den Stellen, wo sie im Leben gestanden, auf ein aus angeschälten Stöcken für sie bereitetes Lager nieder gelegt. Hier lagen alle drei Cadaver in derselben Ordnung und in gleicher Lage: die Schnauze und die Vorderbeine nach vorn, zum Eingang in die Kadhra, die Hinterbeine nach hinten, zum Läsng gerichtet. Die Hals-

und Leibbänder wurden ihnen abgenommen und mit Stöcken der Schnee vom Fell abgeklopft. Alsdann schritt man an das Abbalgen und Zerstückeln der Cadaver. Dazu wurde zunächst ein Riemen um den Hals des Thieres geschlungen und an den davorstehenden Pfosten geknüpft. Ueber diesen Riemen hinüber zu steigen ist wiederum ütsch, — man darf nur um ihn herumgehen sei es vorn oder hinten. Der Bär wurde nun auf die Rückenseite umgewälzt und erhielt einen Schnitt längs der Mitte der ganzen Bauchseite, von der Kehle an, und von diesem Mittelschnitt vier andere jedem Beine entlang. Dann wurde das Fell abgebalgt und an den Füssen rundherum durchschnitten, jedoch so, dass oberhalb der Krallen je ein Ring von Fell nachblieb. Nachdem die Bauchseite abgebalgt war, wälzte man das Thier um und streifte ihm auch auf der Rückenseite das Fell bis zum Kopf ab. Darauf schwang der am Schwanzende stehende Mann das Fell nochmals über dem Cadaver auf und nieder und warf es über den Kopf des Bären weg seinem Gefährten am Kopfende zu, der es Jenem wieder zurück schleuderte. Dieses Experiment wurde mehrmals wiederholt, worauf man den Cadaver wieder auf die Rückenseite umlegte und an seine Zergliederung ging. Vor Allem musste die etwa zwei Zoll dicke Speckschicht abgetragen werden. Dazu wurde zuerst ein schmaler Speckstreifen längs der Mitte der ganzen Bauchseite ausgeschnitten, an einem Ende mit einem oesenförmigen Einschnitt versehen und damit auf einen der umstehenden angeschälten Stöcke gehängt. Ein ähnlicher, vom Kopf bis zum Schwanz reichender Speckstreifen wurde auch der Rückenseite des wieder umgewälzten



Tödtungsstätte der Bären.

Cadavers entnommen und ebenso behandelt. Dann wurden zwischen diesen beiden Längsstreifen jederseits noch zwei schmale Querstreifen ausgeschnitten, davon der eine gleich hinter den Vorderbeinen und der andere unmittelbar vor den Hinterbeinen lag und mit denen man ebenso verfuhr. Offenbar war damit eine Opferspendung gemeint, die vielleicht zur Besänftigung der Rachegeister des getödteten Bären dienen sollte. Durch die in den Speck geschnittenen Längs- und Querrinnen war die ganze Specklage in 6 Felder getheilt, welche nun einzeln abgelöst und sogleich zwischen je zwei frische Tannenzweige gelegt und in die Vorrathskammer getragen wurden. Während dieser Arbeit konnten sich die **Giljaken** nicht enthalten, ab und zu vom Speck zu naschen. Nun folgte die Zergliederung des übrigen Körpers: zuerst wurden die Beine amputirt, dann das Brust- und Bauchstück ausgeschnitten, die Eingeweide herausgenommen und ausgedrückt, endlich der übrige Rumpf vom Kopf abgelöst und an einer Seite längs der Wirbelsäule in zwei Hälften zerschnitten. So war die Zergliederung vollendet und nur der Kopf im Fell zurück geblieben. Alle drei Bären wurden dabei genau in derselben Weise behandelt. Nachdem die Fleisch- und Knochenstücke der Bären und zuletzt auch die auf die Stöcke gehängten und mittlerweile gefrorenen Speckstreifen in den Vorrathskammern geborgen waren, wurden die drei Bärenköpfe mit dem übrigen Fell nach dem Läsng getragen und dort vermittelst eines gleich hinter dem Kopf um das Fell geschlungenen und an die obere Querstange geknüpften Riemens so aufgestellt, dass die Köpfe auf der unteren Querstange, die Felle aber im Innern des Baues ruhten. Es hatte somit den Anschein, als ob die Bären in diese Behausung hineingetreten seien und von dort zur Fensteröffnung hinaus schauten, in der Mitte der grosse, ihm zur Linken der kleine und zur Rechten der mittelgrosse Bär, also in der Ordnung, wie sie auch im Hause gestanden hatten. Vor diesen Bau aber wurde ein Tannenzweig in den Schnee gesteckt, der mit seinen Spitzen an die Bärenköpfe hinanreichte und sie zum Theil beschattete.



Aufstellung der Köpfe nebst Bälgen im Läsng.

Damit war der erste grosse Akt des Bärenfestes zu Ende: im Läsng werden Kopf und Fell des Bären und in den Vorrathskammern seine zerstückelten Fleisch- und Specktheile so lange aufbewahrt, bis die Wiederaufnahme des Festes beschlossen ist. **Judin** schien aber dazu keine Eile zu haben, — er gedachte vielmehr zuvor noch eine Handelsfahrt nach Sachalin zu unternehmen. So leid mir dieser Aufschub that, so konnte ich mich doch damit trösten, den ferneren Verlauf des Bärenfestes bereits im vorigen Jahre im Dorfe Uda gesehen zu haben. Allerdings liegt dieses Dorf nicht mehr im Gebiet der **Giljaken**, sondern in dem der **Oltscha**, allein da die ganze Sitte der Bärenfeste ohne Zweifel von jenen auf diese übergegangen ist, so liess sich bei dem conservativen Sinn der Naturvölker nicht annehmen, dass zwischen denselben in den Hauptzügen des Festes wesentliche Differenzen stattfinden sollten. In **Judin**'s Hause war jetzt wieder Ruhe eingetreten: die vielen Gäste waren fort, der Hundetisch wurde wieder aufgestellt, und die Uitsch-Befürchtungen hatten einer freieren Bewegung im Hause Raum gegeben. Wir blieben dort noch einen Tag: ich, um die während der jüngst vergangenen Tage gemachten zahlreichen Tagebuchnotizen zu ordnen und zu ergänzen, und Herr **Maximowicz**, um in die nach dem Leben entworfenen Skizzen auch das landschaftliche Bild von Tebach einzutragen. Diese Skizzen meines jetzt leider verstorbenen Freundes sind auf den Taff. XI, XLVII und XLVIII, sowie im Holzschnitt auf p. 712 u. 713 dieses Werkes wiedergegeben, nachdem die ersteren bereits hier am Ort von Herrn **Dimitrijef-Orenburgskij**, die letzteren von Herrn Fr. **Russow**, Custos an unserem Museum, unter strengster Beachtung aller Einzelheiten in eine kunstgerechtere Form gebracht worden sind.

Am 15-ten Januar Abends waren wir wieder in Nikolajefsk, wo ich unverzüglich an die Vorbereitungen zu meiner zweiten Reise nach Sachalin schritt. Der Tag der Abreise stand bereits fest, als **Judin** sich wieder bei mir einfand. Er hatte die ihn beschäftigende Frage, ob es günstiger sei, das begonnene Bärenfest vor oder nach der von ihm beabsichtigten Handelsreise wieder aufzunehmen, einigen älteren Dorfgenossen, darunter sich auch ein Schamane befand, vorgelegt, und diese waren der Meinung, dass das Fest erst zu Ende gebracht werden müsse. Er sei daher gekommen, um zu dem Zweck wieder einige Einkäufe in Nikolajefsk zu machen. Auf seine wiederholte Einladung ebenfalls hinzukommen, bat ich ihn jedoch, anstatt meiner diesmal einen Freund von mir (*«amal»*, wie die **Giljaken** sagen), nämlich den Herrn von **Ditmar** und als dessen Begleiter einen guten Bekannten von uns, Herrn von **Brevern**, in seinem Hause aufzunehmen. Ersterer versprach mir, ein genaues Tagebuch über den ferneren Verlauf des Bärenfestes in Tebach zu führen und letzterer — Skizzen von demselben aufzunehmen, — ein Versprechen, das beide Herren eingehalten haben, indem sie mir das aus Tebach mitgebrachte höchst dankenswerthe Material zur Verfügung stellten[1]).

Als **Ditmar** und **Brevern** am 27. Jan. (7. Febr.) um 8 Uhr Morgens in Tebach anlangten und in **Judin's** Haus traten, fanden sie den Hundetisch weggeräumt und den Fussboden im ganzen Mittelraum des Hauses mit Tannenzweigen (wiederum von der Picea ajanensis, gilj. *twisk*) dicht belegt. Vor dem zweiten, dem Bärenherde gegenüber in der Nähe der Ehrenbank stehenden Mittelpfeiler des Hauses stand ein grosses, vierkantiges, ebenfalls mit Tannenzweigen, jungen Tannenbäumchen und Holzlocken (Zach's) reich geschmücktes Gerüst aus Erlenstangen, den Stämmen junger Bäumchen, die altherkömmlichem Brauche gemäss stets ungeschält sein müssen und an den Kreuzungsstellen nur mit Bast und dem Garn alter Fischernetze zusammengebunden sein dürfen. Von dem obersten Fach dieses etagèrenähnlichen Gerüstes sahen die unabgehäutet gebliebenen Köpfe der beiden **Judin** gehörigen Bären gleichsam in die Jurte und auf die Menschen in derselben hernieder, das übrige Fell aber bis auf die

---

[1]) Herr C. v. **Ditmar** ist der rühmlichst bekannte, jetzt seit April 1892 leider verstorbene Reisende in Kamtschatka und Verfasser des Werkes «Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka» (s. Beiträge zur Kennt. des Russ. Reiches 3. Folge, Bd. VII).

Zehen, Krallen und Sohlen hing hinter dem Gerüst bis zur Erde hinab[1]). Auf dem zweiten Fach der Etagère lagen unter jedem Bären das ihm zugehörige Beckenstück und ein paar Fische (Cyprinus carpio, gilj. *pilengat*), die ihnen gleichsam zur Nahrung vorgelegt waren. An den Seiten des Gerüstes, von den es schmückenden Tannenbäumchen und -Zweigen hingen ausser zahlreichen Zach's Fellstücke früher verspeister Bären und allerhand zierlich geschnitzte, hölzerne Löffel und Schalen herab, deren Bestimmung später besprochen werden soll. In einem anderen Hause desselben Dorfes, wo der Eigenthümer des dritten (mittelgrossen) Bären wohnte, gab es eine ganz eben solche Einrichtung und Ausschmückung im Innern, nur war die Etagère kleiner, darum aber um so reichlicher verziert, und es schaute nur ein Bärenkopf von ihr herab. Immer bleibt es dem Eigenthümer überlassen, wenn er zwei oder mehr Bären besitzt, bei ihrer Verspeisung entweder jedem eine besondere, oder eine allen gemeinsame und dann entsprechend breitere Etagère zu errichten.

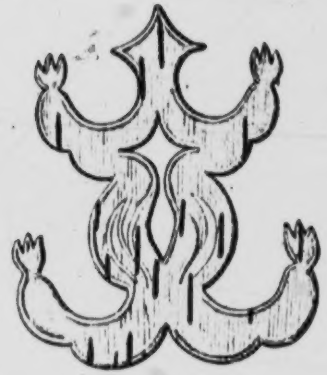
Ist im Hause Alles wie erforderlich hergerichtet und ausgeschmückt, so findet die Ueberführung der Bärenköpfe aus dem Läsng in das Haus statt. Diese war der Ankunft der Herren Ditmar und Brevern in Tebach bereits vorausgegangen. Wie sie aber nachträglich erfuhren und wie ich es auch selbst von den Giljaken gehört habe, geht es dabei in folgender Weise zu. Die ältesten Giljaken des Dorfes «*cheimar*», d. i. Greise, heben den Bärenkopf nebst Fell aus dem Läsng, tragen ihn auf einem durch den Schnee gebahnten, mit angeschälten Stöcken, Holzlocken und Tannenzweigen hie und da geschmückten Wege dreimal um das Haus herum und bleiben dann vor einem in der Querwand desselben dem Bärenherde gegenüber gelegenen Fenster stehen. Der Rahmen dieses Fensters ist ausgehoben und durch dieselbe Oeffnung, nicht durch die Hausthür, wird der Bär in's Haus und direkt vor den ihm geweihten Herd getragen, um sich dort erst zu erwärmen, bevor er auf die Etagère als Ehrenplatz gehoben wird. An diesem Fenster wird nun, nachdem der Bärenkopf durchgetragen worden, von aussen, auf die das Glas ersetzende dünne Fischhautscheibe eine aus Birkenrinde geschnittene Darstellung der Kröte (gilj. *mipitsch*) geklebt (siehe den Holzschnitt p. 716), im Innern des Hauses aber auf die daran stossende Ehrenbank eine Figur hingesetzt, die einen Bären in giljakischer Kleidung darstellen soll (Taf. LVIII, Fig. 3)[2]). Die Bedeutung dieser symbolischen Handlung scheint mir ungefähr folgende zu sein. Die Kröte, ein Thier, das bei den Giljaken im schlimmsten Rufe steht und oft sowohl einzeln, als in Beziehung zum Bären und dem Bärenfeste[3]) dargestellt wird, gilt als böser Geist und eigentliche Anstifterin all' des Unglücks, das dem Bären durch seine Gefangennahme, Tödtung und schliessliche Verspeisung widerfährt. Sie ist der Sündenbock, auf den die Giljaken alle Schuld und Verantwortung für ihre Handlungen am Bären wälzen, und sie erhält daher auch keinen Einlass in das festlich geschmückte Haus, sondern bleibt ausserhalb desselben am Fenster kleben, wo sie Zeuge ihrer Unthaten sein kann. Der Bär hingegen wird als willkommener Gast von den Festgenossen begrüsst und findet als ihresgleichen (darum die Kleidung) auf der Ehrenbank Platz. Weitere Belege für die Richtigkeit dieser Deutung, die ich immerhin nur vermuthungsweise aussprechen darf, werden sich noch in der Folge ergeben.

---

[1]) S. Taf. XLIII. In Folge der oben erwähnten Hindernisse, die die Giljaken dem Aufnehmen von Skizzen während des Bärenfestes in den Weg legen, ist auf unserer Tafel nur ein Bär dargestellt worden, was dem Verständniss genügt. In Judin's Hause aber gab es deren zwei.

[2]) Die betreffende Figur ist zu dem Zwecke, um hingesetzt zu werden, in den Hüft- und Kniegelenken beweglich, die Kleidung natürlich nur sehr roh und rudimentar verwirklicht.

[3]) S. u. A. die im Einzelnen später zu besprechenden Taff. LI, LIX, LX, LXI.



Kröte aus Birkenrinde.

Gleich nach der Hundefütterung, die auch in diesen Tagen, ungeachtet der festlichen Ausschmückung, im Hause stattfindet, begab man sich an die Tagesarbeit — das Kochen des Bärenfleisches im betreffenden Herde. Diese Arbeit fällt nur den ältesten Männern, den Greisen, als hohes Ehrenamt zu; die Weiber und Mädchen, die Knaben und Jünglinge sind davon ausgeschlossen, und sie geht daher nur sehr langsam, bedächtig und gewissermaassen feierlich vor sich. Zuvor wurde der Kessel im Herde mit einem dicken Kranz von Hobelspänen umgeben und ein ebensolcher Halbkranz vor die Ofenthür gebreitet. Dann wurde der Kessel mit Schnee gefüllt, denn Wasser zum Kochen des Bärenfleisches zu gebrauchen ist uitsch, und darauf das Feuer unter dem Kessel mit Hobelspänen und Tannenzweigen angemacht, mit welchen letzteren auch von Zeit zu Zeit immer wieder geräuchert wurde. Gleichzeitig wurde ein grosser hölzerner Trog an Riemen unmittelbar unter die Bärenschnauzen gehängt, so dass er etwa drei Fuss hoch über dem Erdboden schwebte. Der Trog war mit allerhand Arabesken und Figuren reich verziert und zeigte namentlich auf der einen Seite einen erhaben geschnitzten Bären und auf der anderen eine ebenso gearbeitete Kröte.

So langsam rückte die Arbeit der Greise vor, dass sie erst gegen Abend das Fleisch der Beine und Füsse zu zerlegen begannen. Jedes Bein wurde erst vor die Bären auf das Tannenreisig gelegt, gleichsam um erst ihre Erlaubniss zum Bereiten desselben einzuholen; dann erst wurde es zerlegt und in den Kessel gethan. Die gekochten Stücke wurden mit einem eisernen Haken aus dem Kessel heraus gefischt und in den vor den Bären hängenden Trog gebracht, damit sie zuerst davon geniessen. Ausser den Alten war nur ein Hund im Hause geblieben, und zwar, wie es schien, nur um das beim Kochen und Hinübertragen in den Trog gebrauchte Geschirr durch Ablecken zu rei[illegible]

Am folgenden Tage (28. [illegible].) begannen die Greise vom frühen Morgen an ihre Arbeit des Fleischzerlegens und -kochens, die nur durch die gewöhnliche Fütterung der Hunde im Hause und ein ihr vorausgeschicktes Rennen besonders ausgeschmückter und, wie oben bereits erwähnt, nur einen Fuchs- oder Hundeschwanz hinter sich herschleppender Thiere unterbrochen wurde. Darauf brachte man aus den Vorrathshäusern noch eine Menge von Gegenständen herbei, die sämmtlich am Bärengerüst aufgehängt oder irgendwie sonst in buntem Durcheinander angebracht wurden: Fellstücke und Tatzenhäute früher getödteter Bären, die Kette, an der sie bei Lebzeiten geführt wurden, getrocknete, in Birkenrinde gewickelte Bären-Penes, Messer die an der Ansatzstelle der Klinge mit einem Büschel von Haar aus der Penisgegend des Bären umgeben sind, gilj. sogen. *üng-dshakko*, mit denen es uïtsch ist, was anders als Bärenfleisch oder -Speck zu schneiden (s. Taf. LI, Fig. 3), und eine Menge hübsch geschnitzter Löffel und eigenthümlich geformter Schalen. Die letzteren kamen auch sofort zur Verwendung, indem sie mit der aus dem Bärenfleisch gewonnenen Brühe gefüllt wurden, die bald unmittelbar, bald mit Hülfe der Löffel geschlürft wurde. Dieses nur beim Verspeisen des Bären von Giljaken gebrauchte Service ist sehr interessant und bedarf einer ausführlicheren Besprechung.

Die Schalen bei den Giljaken, nach dem Bärenlöffel (*nichyr*) *nichyry-ngir* oder *nichyry-ngith*, d. h. Bärenlöffelschalen genannt, sind immer aus einem einzigen, oft recht langen Holzstück geschnitzt, das etwa in der Mitte oder nahe dem einen oder dem anderen Ende eine bald ganz ansehnliche, bald auch nur untiefe ovale Aushöhlung hat (Taf. L. Fig. 1 u. 2.) Jene sind namentlich zum Genuss der Bärenfleischbrühe, diese (eben da, Fig. 3) zu dem des Bärenfleisches oder -Speckes bestimmt. Was aber die Schalen besonders interessant macht, ist, dass bald das eine, bald das andere Ende des Holzstückes, bald auch beide, Schnabel- und Griffende, mit verschiedenen auf den Bären und das Bärenfest bezüglichen Schnitzereien versehen sind. Die letzteren finden sich in ebenso reichem Maasse auch an den Stielen und zuweilen sogar am unteren Ende der Löffel, die von den Giljaken bei Bärenfestmahlzeiten gebraucht werden. Es ist mir gelungen, unsrem Museum eine ganze Anzahl solcher Bärenfest-Schalen und -Löffel heimzubringen, die dem angesehenen Giljaken Ssogin in Kuik angehört hatten und mir nur durch einen glücklichen Zufall in die Hand gespielt wurden: die Giljaken wiesen zu meiner Zeit das Angebot einer noch so hohen Zahlung für irgend ein bei ihren Bärenfesten gebräuchliches Utensil mit der Behauptung zurück, dass ein solcher Handel allzu sehr «uïtsch» sein würde. Betrachtet man diese Schnitzereien genauer, so gewahrt man, dass sie den Bären in all' den verschiedenen Lagen und Stellungen wiederzugeben suchen, in die er während des Bärenfestes gebracht wird: auf Taf. L, Fig. 1 z. B. ist er mit dem Hals- und Leibbande dargestellt; auf Taf. L, Fig. 3 und Taf. LII, Fig. 3 und 5 ist die Aufmerksamkeit auf den drehbaren Ring auf der Oberseite seines Leibbandes gerichtet; Taf. LII, Fig. 4 stellt ihn aus dem Bärenlöffel fressend dar; Taf. LI. Fig. 6 zeigt, wie er, an der Kette geführt, sich gegen seine Angreifer zur Wehr setzt, und dieselbe Fig., sowie Fig. 5 auf Taf. LII geben den im Läsng und später von dem Gerüst im Hause herab schauenden Bärenkopf wieder. Am interessantesten ist aber der auf Taf. LI, Fig. 6 abgebildete Löffel und zwar weil er nicht bloss überhaupt als Meisterstück giljakischer Holzschnitzerei gelten kann, sondern auch weil er fast allein schon alle jene Situationen des Bären auf dem ihm geltenden Feste wiedergiebt und ausserdem noch durch die Verkettung des vom Gerüst im Hause herabschauenden Bärenkopfes mit der in der Löffelhöhlung dargestellten Kröte diese als die geistige Urheberin des ganzen Bärenfestes erscheinen lässt. Diese Schalen und Löffel werden immer nur während des Bärenfestes angefertigt, und auch hier in

Tchach sassen zwei Giljaken auf dem Fussboden vor dem Bären, eifrig mit dem Schnitzen solcher Geräthe beschäftigt.

Am Nachmittag desselben Tages wurden neue Quantitäten Bärenfleisches aus den Vorrathskammern gebracht und vor die Bären auf den mit Tannenzweigen bedeckten Fussboden gelegt. Nach wie vor wurde der Kessel mit Schnee nachgefüllt und das Kochen jetzt schon eifriger fortgesetzt, — immer jedoch ganz ohne Salz, dessen Gebrauch nicht bloss beim Bereiten von Bärenfleisch und -Bouillon, sondern auch allen anderen Speisen während des Bärenfestes streng verpönt ist, gleichwie es auch im hohen Grade uïtsch wäre, wollte man an dem einen oder dem anderen Herde nicht nur Bären-, sondern überhaupt nur irgend welches Fleisch braten, denn der Bär höre das Zischen des bratenden Fleisches und entsetze sich darüber. Nach Maassgabe als das Bärenfleisch gar gekocht war, wurde die Brühe in die erwähnten Schalen geschöpft und getrunken, das Fleisch aber unter die Etagère auf Tannenzweige gelegt und mit eben solchen bedeckt. Erst am Abend wurde es in den vor den Bärenköpfen hängenden Trog gethan. Ausserdem wurden gegen Abend sechs der grössten Störe und Hausen, deren einer gegen acht Fuss lang war, in's Haus gebracht und vor die Bären gelegt: sie waren ihnen zum Opfer dargebracht und für den bevorstehenden Schmaus bestimmt.

Am Morgen des folgenden Tages (29. Jan.) nahmen die Alten ihre Arbeit vor dem Bärenherde wieder auf. Die jungen Leute waren ebenfalls geschäftig, indem einige von ihnen neues Brennholz herbeischafften, andere in den nahen Gebirgswald fuhren, um aus einer Niederlage von Preisselbeeren, welche die Weiber im Herbst dort errichtet hatten, den zum Fest erforderlichen Vorrath zu bringen. Inzwischen wurden die Hunde gefüttert, mit Ausnahme derjenigen vierzehn Thiere, die Judin zu einer Bravour-Fahrt auf dem Flusse ausgesucht hatte. Diese wurden mit den oben erwähnten rothbequasteten Halsbändern ausgeschmückt und vor einen kleinen, hübsch verzierten Schlitten gespannt, den ihr Eigenthümer selbst lenkte. Die Fahrt ging unter lautem Getrommel der Weiber im schnellsten Tempo erst das steile Ufer hinab zum Strome und dann auf einer geebneten Bahn längs dem letzteren vor sich und endete ohne Unfall, von stürmischem Beifall der versammelten Menge begleitet. Dann erst erhielten auch diese Hunde ihr Mahl im Hause, während die Menschen sich an der Bärenfleischbrühe delektirten.

Am Nachmittag begannen die Alten den Bärenspeck in lange Striemen zu schneiden, welche sie, mit Hobelspänen (Zach's) und Tannenzweigen verziert, ebenfalls vor die Bärenköpfe hängten und erst kurz vor dem Eintreten völliger Dunkelheit wieder entfernten, indem sie sie in einen kleinen, in derselben Art geschmückten Trog thaten und auf den Fussboden vor die Bären stellten. Mittlerweile war in diese Vorbereitungen zum Festmahl auch mehr Leben und Bewegung eingetreten: einige junge Männer begannen die sechs vor den Bären liegenden Störe zu zerlegen, und etwas abseits auf einem quasi unwürdigen Platze, wo sie von den Bären nicht gesehen sein sollten, gingen die Weiber daran, verschiedene Speisen, wie Mossj, mehrere Grützarten, Bohnen mit Fisch- oder Seehundsthran und drgl. m. zu bereiten, — eine Arbeit, die, in gewohnter, ganz anderer Weise vorgenommen, rasch und kräftig von statten ging.

Der Morgen des folgenden Tages (30. Jan.) begann damit, dass die beiden Beckenstücke der Bären, ferner drei Karpfen (Cypr. carpio, gilj. *pilengat*) und endlich ein Theil aller gestern bereiteten Speisen in verschiedenen Birkenborkschalen auf das Bärengerüst gethan wurden, worauf ein alter Mann sich vor die Bären setzte und aus zwei Bärenschalen zugleich von dem frisch bereiteten Mossj genoss.

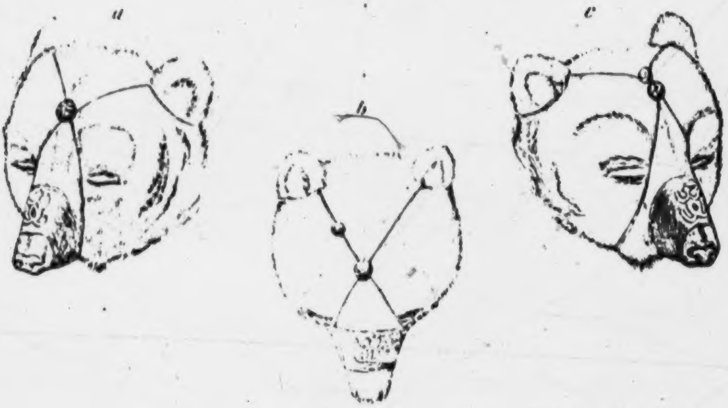
Es folgte die gewöhnliche Hundefütterung im Hause und, wie in den vorigen Tagen, ein Rennen ausgeschmückter Hunde nebst Getrommel der Weiber. Darauf wurden wieder Bärenspeckstriemen an die Etagère gehängt und dann unter starkem Räuchern mit Tannenzweigen die inneren Organe der Bären zerlegt und in kleine Bärenschalen gethan. Diese Theile scheinen somit nicht gekocht, sondern gleich dem Speck roh genossen zu werden.

Gleichzeitig setzten sich die Weiber in einer Ecke des Hauses um ein altes Mütterchen herum und begannen aus bunten Lappen eine etwa 10 Zoll lange und 3 Zoll breite Binde zusammenzunähen — den sogen. *tschudbas* der Giljaken. Diese Binde wird dem Bären bei Sonnenuntergang unmittelbar unterhalb der Augen um die Schnauze gebunden, um die aus ihnen quellenden Thränen zu trocknen. In ihrer Mitte auf dem Schnauzenrücken ist aber eine aus Birkenrinde geschnittene Darstellung der Kröte angeheftet[1]). Ich kann mir diese symbolische Handlung im Zusammenhang mit dem, was oben gesagt worden, nicht anders als etwa folgendermaassen deuten. Mit der Zerlegung seiner inneren Organe, Herz, Leber und dergl., sieht der Bär sein allendliches Schicksal besiegelt und vergiesst nun Thränen über den bösen Geist, die Kröte, die ihn dahin geführt und das Ganze verschuldet hat. Er selbst erkennt also die Kröte als schuldig an. Die Giljaken hingegen haben ihm nur Gutes erwiesen: sie haben ihn als Gast in ihrem Hause aufgenommen, ihn auf den Ehrenplatz gesetzt, ihm von allen Speisen gereicht, überhaupt Alles nur mit seinem Wissen und seiner Erlaubniss gethan, und ihre Weiber erweisen ihm noch den letzten Liebesdienst, in dem sie ihm tröstend die Thränen in den Augen trocknen. Ihnen fällt also keinerlei Schuld an seinem Schicksal und keine Verantwortung dafür zu. Zugleich wird an den Bären noch eine zweite symbolische Handlung vorgenommen, deren Erklärung, wie mir scheint, etwas weiter gesucht werden muss. Ausser dem Tschudbas wird ihnen nämlich noch eine zweite Kopfbinde angelegt: ein kreuzweis gebundener Riemen, an dem sich eine oder ein paar etwa 1½ Zoll grosse Achatkugeln befinden, die ihnen auf der Stirn und zum Theil auch etwas abseits zu liegen kommen[2]). Der kleine Bär namentlich erhielt eine Binde mit einer Achatkugel, die ihm über den Augen mitten auf der Stirn lag; der grosse bekam zwei Kugeln der Art: ausser jener nämlich noch eine zweite, die über dem rechten Scheitelbein ruhte, und dem in einem anderen Hause (bei seinem Eigenthümer) aufgestellten mittelgrossen Bären endlich wurde eine Binde mit zwei in der Mitte der Stirn unmittelbar über einander gelegenen Achatkugeln aufgesetzt. Es scheint somit in diesem Punkte, wenn mehr Kugeln als Bären vorhanden sind, der Willkür einiger Spielraum gegeben und nur die eine in der Mittellinie der Stirn gelegene Kugel obligatorisch zu sein. Diese Achatkugeln sind von chinesischer (»mandshurischer») Arbeit und werden von den Giljaken sehr hoch geschätzt und nie veräussert. Ihr exotischer Ursprung scheint mir aber auch eine Erklärung des ganzen Vorganges nahe zu legen.

---

[1]) Gleich derjenigen, die an das Fenster geklebt wird, s. p. 716.

[2]) S. d. Holzschn. p. 720.



Bärenkopfbinden mit Krötenfigur und Achatkugeln.

Bei dem langjährigen und häufigen Verkehre der Giljaken mit den Chinesen am Sungari dürfte es ihnen nämlich gewiss nicht entgangen sein, dass die buddhistischen Gottheiten derselben in der Regel eine Beule oder Anschwellung auf der Stirn über den Augen haben, ja es ist möglich und wahrscheinlich, dass sie darin sogar ein Abzeichen besonderer Heiligkeit der betreffenden Gottheiten in den Augen der Chinesen sehen. Zieht man nun das Bestreben der Giljaken, chinesischem Wesen nachzuahmen, in Betracht, so ist es wohl denkbar, dass sie diese buddhistische Stirnbeule auch am Kopf des in abergläubischer Furcht von ihnen verehrten und gewissermaassen ebenfalls für heilig gehaltenen Bären nachzubilden suchen und das mit Hülfe jener Achatkugeln thun, die ihnen zu dem Zweck von den Chinesen selbst geliefert werden. Damit wird also der Bär nach giljakischem Begriff gewissermaassen unter die Gottheiten versetzt und also ein förmlicher Bärenkultus betrieben.

Mit dem Anlegen der Schnauzen- und Kopf- oder der Kröten- und der Achatkugelbinde sind dem Bären alle erdenklichen Ehren erwiesen worden, und nun können die Giljaken im Bewusstsein völliger Schuldlosigkeit ruhigen Gewissens sich den Freuden der Tafel hingeben. Sofort wurde auch auf einem Schlitten eine Menge von Holzschalen in das Haus gebracht und auf dem Fussboden um die Bären herum geordnet, während die Festmahlgenossen auf der Ehrenbank, mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen sitzend, Platz nahmen. Zuerst wurde ein Schneeschuh, der wohl zum heiligen Geräth gehörte, da er während der ganzen Zeit an die

Etagère gelehnt gestanden hatte, dazu benutzt, um den Gästen Stücke von gefrorenem Stör zu präsentiren. Während sie noch davon assen wurden einfache kreisrunde hölzerne Schüsseln oder richtiger grosse Teller (gilj. *aam-ngir*[1]) mit einer Speise gefüllt, die aus gekochten Bohnen, einer Grützart, Fisch- oder Seehundsthran und zerhacktem Lauch bestand und deren Vorlegen mit der grössten Förmlichkeit vor sich ging. An jeder Seite der Etagère war nämlich ein Mann damit beschäftigt, einen Teller nach dem anderen vom Fussboden zu heben und zum Speisenvorleger, der im vorderen Theile der Jurte auf einem Schlitten sass, zu bringen. Dieser schöpfte mit einem grossen halbkugelförmigen eisernen Löffel (Taf. XXXIII, Fig. 5) den vorhin erwähnten Brei aus einem Trog und legte davon auf die Teller, die dann sogleich wieder auf ihren Platz zurück gebracht wurden. Das wiederholte sich mit jedem Teller dreimal, worauf der Vorleger aufstand, zu jedem einzelnen Teller hintrat und zu den ohnehin schon kolossalen Portionen noch etwas Brei und ein Stück gefrorenen Störfleisches hinzufügte. Jetzt traten von jeder Seite zwei Männer an die Reihe der Teller heran, legten in jeden derselben einen zierlich geschnitzten Löffel und reichten sie den Gästen, jedem einen Teller, dar, mit den beiden in der Mitte der Bank sitzenden beginnend und von dort nach den Enden hin fortschreitend. Was von den übermenschlichen Portionen übrig blieb, wurde in einen Trog zurück geschüttet. Die Weiber waren vom Mahle ganz ausgeschlossen, ja, es war während desselben sogar keines von ihnen zugegen. Darauf erhob man sich von den Sitzen, die Teller wurden in das andere Haus, wo der mittelgrosse Bär aufgestellt war, hinübergebracht, und dort fand ein eben solches Mahl statt. Hier wie dort war es jedoch nur ein dem eigentlichen Festessen vorausgeschicktes Mahl, denn noch war kein Bärenfleisch oder -Speck verzehrt worden, was erst am folgenden Tage stattfinden sollte.

Dieser Tag (d. 31. Jan.) wurde ziemlich in derselben Weise, wie die früheren, mit Zerschneiden von Bärenfleisch und -Speck im Angesicht der Bärenköpfe begonnen. Frühzeitig am Vormittag trafen schon zahlreiche Gäste ein. Diese wurden aber ohne Weiteres auf die Ehrenbank hinter dem Bärengerüst gesetzt und auffallender Weise ohne alles Ceremoniel, das am gestrigen Tage so streng eingehalten worden war, bewirthet: jeder Gast erhielt einen Tannenzweig und darauf rohes und gekochtes Bärenfleisch und einige Striemen Bärenspeck so wie ein Häufchen feiner Hobelspäne (*zach*). Es war das erste Bärenfleisch, das verzehrt wurde. Die Portionen waren sehr reichlich zugemessen, und allmählich betheiligten sich alle im Hause Anwesenden oder Neuhinzugekommenen an dem Essen, ja selbst die Weiber und Kinder bekamen ihr Theil davon, indem ein paar junge Leute mit besonders geformten Schalen (Taf. L, Fig. 5 und Taf. LI, Fig. 1 — gilj. *ans-tymyk*[2]) genannt) unter den Speisenden umhergingen und Beiträge zum Vertheilen unter die Weiber und Kinder einsammelten. Die Menge des an diesem Tage verzehrten Bärenfleisches und -Speckes war daher sehr ansehnlich. Was von den Portionen, die die Gäste vorhatten, nachblieb, wickelten sie in die feinen Hobelspäne und Tannenästchen ein und nahmen sie mit nach Hause, — ein Päckchen, das die Giljaken *möps* nennen sollen [1]).

---

[1] S. oben, p. 118.

[2] Das *s* in diesem Wort wird weich, wie das französische *z*, ausgesprochen. Ans-tymyk heisst diese Schale wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer Hand (*tymyk*).

Die benagten Knochen hingegen wurden in den Kessel zurückgelegt, aus welchem das gekochte Fleisch vertheilt worden war. Als das Mahl zu Ende ging, stellte sich ein alter Mann mit einem Tannenzweige in der Hand an der Hausthür auf und trieb jeden Durchgehenden, der vom Bärenfleisch oder -Speck gegessen hatte, mit einem sanften Schlage zum Hause hinaus, — eine Handlung, die gleichsam zur Strafe für die am Bären verübte Unthat dienen sollte. Draussen wurden aber die Hinausgetretenen in einer weniger sanften Weise angefasst; denn dort empfing sie ein Kreuzfeuer von Schneebällen, mit denen die Knaben sie bewarfen, während die Weiber lebhaft auf den hängenden Balken lostrommelten. Eine ganz gleiche Mahlzeit und mit gleichem Ausgang fand auch in dem Hause, wo der Eigenthümer des dritten Bären wohnte, statt. Zur Abreise der Gäste aber waren hier wie dort vor dem Hause zu beiden Seiten des Weges eine Menge einzelner kleiner Speischäufchen — von Störfleisch, Mossj und drgl. — auf den Schnee bereit gelegt, um von den Vorbeifahrenden mitgenommen zu werden, — nur Bärenfleisch und -Speck fehlten, denn diese hatten sie bereits in ihrem Möps als Wegkost erhalten.

In Folge des Festmahls konnten die Hundefütterung und das Hunderennen erst kurz vor Mittag stattfinden. Am Nachmittage aber traten zum ersten und einzigen Male die Weiber in lebhafter Betheiligung an den Festbelustigungen auf, indem sie zur Trommelmusik, die in einem ganz eigenen, wilden Rhythmus ertönte, einen Tanz aufführten. Zur Zeit war immer nur eine einzige Tänzerin in Bewegung, die entweder Tannenzweige, oder castagnettenartige Holzklappern in den Händen hielt, und der Tanz bestand eigentlich nur in den allertollsten Stellungen und Verrenkungen des Oberkörpers gegen den Unterkörper. Ditmar erinnerte er auffallend an den Bärentanz der Kamtschadalinnen, und auch die Musik war ähnlich, nur dass hier, gleichfalls von Weibern, mit Knütteln und Stöcken auf einen schwebenden Balken getrommelt wurde, während in Kamtschatka die Tanzenden und die Zuschauer gemeinsam singen. Ich muss übrigens bemerken, dass es wohl nur sehr selten zu einem solchen Ausbruch von Lustigkeit unter den giljakischen Weibern kommen mag, da sie im Allgemeinen noch ernster und gesetzter als die Männer und immer auch viel mehr als diese durch allerhand Arbeiten und Beschäftigungen in Anspruch genommen sind. Keineswegs aber könnte es etwa in einer durch Branntweingenuss erhöhten Stimmung erfolgen, denn dieser ist oder war zu meiner Zeit bei den Giljaken während der Bärenfeste durchaus verpönt — eine, wie schon erwähnt [2]), von kühler Berechnung eingegebene und von grosser Energie des Charakters zeugende Maassregel. Viel auffallender und auch schwerer erklärbar ist eine andere Thatsache, dass nämlich in keinem Hause, wo ein Bärenfest begangen wird, schamant werden darf. Der Grund davon liegt vielleicht darin, dass die in den Augen der Giljaken unheimliche Kunst des Schamanens die Feststimmung stören und durch die Macht, die sie über die Geisterwelt wie über das menschliche Gemüth ausübt, Verwirrung und Unheil unter den am Fest Theilnehmenden anrichten könnte. Den Weibern aber, die diese

---

[1]) Eine Bezeichnung, die ich selbst nicht gehört habe. | [2]) S. oben, p. 468.

Kunst ebenfalls auszuüben im Stande sind, bliebe sie ausserdem auch darum untersagt, weil sie dieselbe schon aus Rache dafür, dass sie von den Festmahlzeiten principiell ausgeschlossen sind, leicht missbrauchen könnten.

Eine bestimmte Zeitdauer haben die Bärenfeste nicht: es wird eben unter beständigem Wechsel der Theilnehmer, Angehörigen, Freunde, Dorfgenossen und sonstigen Gäste, so lange geschmaust, als die Menge des Bärenfleisches und -Speckes vorhält: in Tebach, meinte Judin seinen Gästen, Ditmar und Brevern, gegenüber, würde sie, da dort drei Bären getödtet worden seien, noch für viele Tage ausreichen. Als daher am folgenden Tage (1/13. Febr.) die Festvorgänge sich in der That ganz in derselben Weise zu wiederholen begannen, verliessen sie dies Dorf und kehrten nach Nikolajefsk zurück.

Wie oben erwähnt, hatte ich schon im vorigen Jahr (1855) Gelegenheit, gerade diesen zweiten, mit der Verzehrung des Bären abschliessenden Theil des Bärenfestes bei den **Oltscha** im Dorfe Uda anzusehen. Meine Vermuthung, dass ihre Gebräuche dabei von denjenigen der Giljaken nicht wesentlich verschieden sein dürften, wurde durch Ditmar's Mittheilungen zum grossen Theil bestätigt. Zum Beweise dessen und zugleich als Beleg für die Einbürgerung giljakischer Sitten unter den Oltscha, will ich hier eine kurze Beschreibung dessen, was ich bei dieser Gelegenheit bei ihnen gesehen habe, unter Bezugnahme auf das oben von den Giljaken Mitgetheilte einschalten.

Als ich am 22. März (3. April) um etwa 10 Uhr Vormittags in dem nur 5 Werst unterhalb Kidsi gelegenen Dorfe Uda ankam und in eines seiner 5 Häuser trat, fand ich es im Innern genau ebenso ausgeschmückt, wie es bei einer bevorstehenden Bärenfestmahlzeit auch bei den Giljaken der Fall ist. Nur erhob sich hier der mit dem Bärenkopf und -Fell, so wie mit vielen Tannenzweigen und Hobelspänen (gilj. *zach* = oltsch. *qjamssassá*) geschmückten Etagère gegenüber, am anderen Mittelpfeiler des Hauses ein zweites, jener ganz ähnliches nur etwas kleineres Gerüst, das auf seinen Fächern ebenfalls Fleisch und Speckstücke des zertheilten Bären nebst allerhand anderen Gegenständen enthielt. Ferner war der Gang zwischen dem Bärengerüst und der Ehrenbank durch eine quer hinübergelegte Stange gesperrt und dadurch diese Bank sowohl wie die ganze Jurte in zwei Hälften getheilt. Der Fussboden im ganzen Mittelraume des Hauses zwischen den beiden Etagèren war mit Tannenzweigen dicht belegt, auf denen hie und da ebenfalls mit Bärenfleisch und -Speck gefüllte und mit *qjamssasa*'s verzierte Tröge standen. Zu beiden Seiten desselben lagen in Reih und Glied geordnet, aber zunächst noch mit dem Boden nach oben gekehrt, die für die Speisenden bestimmten Birkenborkschalen und grossen runden Holzteller (gilj. *aam-ngir* = oltsch. *kolá*); die oben ausführlich beschriebenen Bärenschalen (gilj. *nichyr-ngir* = oltsch. *nechará*) aber standen aufrecht auf und unter dem Bärengerüst. Die Zahl dieser verschiedenen Geräthe betrug jederseits sieben, war also für 14 Theilnehmer am Festmahl berechnet. Es waren zunächst nur Ehren halber aus verschiedenen Dörfern eingeladene Gäste, darunter auch ein Giljake aus Tylm; die Dorfgenossen und sonstigen Freunde und Bekannten sollten erst in den folgenden Tagen daran theilnehmen.

Jetzt wurden auch die ausser dem Bärenfleisch und -Speck für das Festmahl bestimmten

Speisen in grossen hölzernen Trögen und Birkenborkschalen hereingetragen und zwischen dem mit Tannenzweigen belegten Mittelraume der Jurte und dem Bärenherde neben und über einander aufgestellt und manche von ihnen im Laufe der Mahlzeit nach Bedürfniss durch neue ersetzt. Es waren zunächst vier, etwa 3 Fuss lange und einen Fuss breite Tröge mit Hirsebrei (oltsch. wie gilj. *budá*), ein kleinerer, nur etwa zwei Fuss langer Trog mit Gerstenbrei (oltsch. wie gilj. *mudi*), ein ähnlicher Trog und ein zwei Fuss im Quadrat grosser Korb aus Birkenrinde mit gelben Bohnen (oltsch. *ture*), — lauter mandshu-chinesische Produkte; ausserdem ein zwei Fuss langer Trog mit ziemlich zerquetschten Preisselbeeren und eine Birkenborkschale mit Fischthran. Der Vorleger der Speisen setzte sich rittlings auf einen vor dem Bärenherde stehenden Schlitten, und die Gäste nahmen auf der Ehrenbank, längs der Wand Platz, in der Ordnung, dass die beiden angesehensten, darunter auch der Giljake von Tylm, in der Mitte oder zuinnerst der nach jeder Seite hin sieben Mann zählenden Reihe sassen.

Es war 12 Uhr, von draussen ertönte das bereits beschriebene Getrömmel der Weiber und das Festmahl begann. Jede Seite der Speisenden, von der Mitte zum äussersten Ende gerechnet, hatte ihren Vorsetzer und ihren Marschall. Jene beiden sind für die Dauer des Mahles dazu ernannte junge Leute, als Marschälle will ich aber die beiden Gäste bezeichnen, die jederseits am äussersten Ende der Speisenden sassen. Die Vorsetzer kehrten zuerst die in einer Reihe auf dem Fussboden stehenden grossen Teller (*kota*) und ebenso die in einer zweiten Reihe dahinter befindlichen Birkenborkschalen mit der Höhlung nach oben um, nahmen dann die Teller vom Fussboden auf, trugen sie zum Vorleger, der in einen jeden von ihnen eine gleiche, durch den grossen eisernen Schöpflöffel bestimmte Portion that, und setzten ihn auf seinen früheren Platz zurück, wobei vom hintersten, dem Bärengerüst zunächst stehenden Teller begonnen und nach vorn vorgeschritten und zuerst die eine und dann die andere Seite der Geräthe besorgt wurde. Die erste Speise bestand aus trocknem Hirsebrei. Als die Teller mit ihren Portionen versehen waren, erhoben sich die beiden Marschälle von ihren Sitzen und stellten sich an der vom Bärengerüst zur Ehrenbank quer hinüber gelegten Stange Rücken an Rücken auf, die Vorsetzer reichten ihnen die vollen Teller, und sie stellten sie auf die Mitte der Bank vor die Gäste hin, stets in derselben Reihenfolge, von den beiden Mittelsten beginnend und nach den Enden hin fortschreitend, so dass sie die für sie selbst bestimmten Teller ganz zuletzt hinsetzten. Darauf nahmen sie die Löffel vom Bärengerüst und versahen jeden Teller damit. Nun traten die Vorsetzer wieder vor und schmeckten von jedem derselben, immer in derselben Ordnung. Jetzt erst rückten die Gäste ihre Teller näher heran, nahmen einen Bissen, legten aber dann den Löffel zurück und schoben den Teller von sich, worauf die beiden Marschälle, die es ebenso gemacht hatten, wieder aufstanden, erst die Löffel einsammelten und an ihren Platz zurücklegten und dann die Teller den Vorsetzern zurückgaben, die diese auf den Fussboden stellten. Alles geschah immer in derselben Reihenfolge der Gäste. Nun schütteten die Vorsetzer den Inhalt der Teller in eine Birkenborkschale, die Kinder aber waren gleich zur Hand, um zur grossen Heiterkeit der Gäste die Teller wieder rein zu lecken. Als sie damit fertig waren, wurde die zweite Speise unter Beobachtung ganz derselben Förmlichkeiten vorgelegt und aufgetragen. Sie bestand ebenfalls aus Hirsebrei, doch hatte der Vorleger mit einem Stöckchen in jede Portion eine Vertiefung gemacht und einen Löffel voll Fischthran hineingethan. Diese Speise wurde von den Gästen nicht blos geschmeckt und dann zurückgeschoben, sondern gegessen, ja sie riefen auch die Kinder herbei, die sich vor ihnen platt auf den Bauch hinstreckten und von ihnen gefüttert wurden, und selbst ältere Knaben und Jünglinge traten, dazu aufgefordert, heran und assen vom Teller. Nach abermaliger, in derselben Weise erfolgter Reinigung des Geschirrs kam, wiederum unter denselben Förmlichkeiten, die dritte Speise, die aus gekochten Bohnen bestand und ein gleiches Schicksal mit der ersten erfuhr. Darauf rückten die Gäste bis an den Rand der Bank vor, so dass sie mit herabgelassenen Füssen auf ihr zu sitzen kamen, die Vorsetzer reichten ihnen den gewöhnlich zum Wassertrinken gebräuchlichen, an einen Stiel mit umgebogenem Ende[1]) befestigten Rindenbecher voll Wasser, und Jeder trank davon. Als sie jetzt aufstanden, gab es Unruhe und Lärm im Hause: die jungen Leute und Knaben eilten, mit Tannenzweigen bewaffnet zur Thür und stellten sich dort auf, die Gäste aber kamen in der Ordnung, wie sie gesessen hatten, vom mittelsten bis zum äussersten, erst der einen und dann der anderen Seite, zur Thür gegangen und erhielten mit den Tannenzweigen Schläge auf den Rücken. Besonders viel davon bekamen die Jüngeren unter ihnen ab, und da sie sich dem durch Eile und Gewandtheit zu entziehen suchten, so gab es grosse Heiterkeit unter Jung und Alt. Draussen wurden sie von den Jünglingen und Knaben ebenso, von den Weibern und Mädchen aber mit Getrommel auf den schwebenden Balken empfangen. Damit war der erste Abschnitt des Festmahls zu Ende.

Nach einer kleinen Pause, als die Gäste wieder hereingetreten waren und in derselben Reihenfolge Platz genommen hatten, begann der zweite Abschnitt, der in allen Einzelheiten des Ceremoniels dem ersten ganz gleich war und auch denselben Ausgang nahm. Das Bestreben, Alles ebenso einzuhalten, ging so weit, dass stets auch derselbe Löffel auf denselben Teller gelegt werden musste, — was sicherlich nicht aus etwaigem Ekel geschah, — und als der eine Marschall sich einmal darin versah, wurde er von einem der Gäste darauf aufmerksam gemacht und wechselte sogleich die Löffel um. Nur die Speisen waren zum Theil verschieden. Den ersten Gang in diesem Abschnitt bildeten Bohnen mit je einem Löffel voll Fischthran in jeder Portion (der erste Abschnitt hatte mit derselben Speise ohne Thran geschlossen). Diese Speise und nicht minder die dritte, die aus ziemlich zerquetschten Preisselbeeren mit je einem Löffel voll Fischthran bestand, wurden genossen und auch mit manchen herbeigewinkten jüngeren und kleinen Hospitanten getheilt, während die aus trocknem Hirsebrei bestehende zweite Speise zurückgewiesen und in eine bereitstehende Birkenborkschale geschüttet wurde. Nach diesem in derselben Weise abgeschlossenen zweiten Abschnitt des Festmahls trat eine etwas längere Pause ein, welche von Manchem der Gäste zu einem Schläfchen benutzt wurde.

Als alle Gäste sich wieder versammelt und ihre früheren Plätze eingenommen hatten, begann der dritte Abschnitt des Mahles, von dessen drei Gängen jedoch, die aus trocknem Hirsebrei, Bohnen mit Fischthran und trocknem Gerstenbrei bestanden, nur der zweite gegessen wurde und auch bei der naschenden Jugend Beifall fand, die beiden andren hingegen in üblicher Weise wieder weggeräumt wurden. Dieser Abschnitt zeichnete sich von den beiden vorhergehenden dadurch aus, dass in der etwas längeren Pause zwischen dem zweiten und dritten Gange einer der Marschälle, ein bejahrter, wohlgekleideter Mann, der einen Gürtel aus Hobelspänen um seinen Pelz trug, wie ihn auch manche Andere unter den Gästen hatten, einige Lieder theils recitirte, theils sang und dadurch sehr zur Erheiterung der Gesellschaft beitrug. Ferner bot er auch darin eine Abwechselung, dass sich am Schlusse desselben einige junge Männer zu dem vor dem Hause hängenden Balken begaben und auf ihm, statt der sonst dort thätigen Weiber und Mädchen, mehrere Weisen mit wechselndem Rhythmus ausführten.

---

[1]) Zum Aufhängen am Rande des in jedem Hause in der Nähe der Hausthür befindlichen grossen Wasserbehälters.

Der vierte Abschnitt begann mit denselben Förmlichkeiten wie die früheren und brachte als erste Speise wieder Hirsebrei mit Fischthran. Als dieser aber verzehrt war, wurden die grossen Holzteller ganz weggeräumt und statt ihrer die Bärenschalen (*nechara*) zum Speisenvorleger gebracht. Dieser goss in jede Schale einen Löffel voll flüssigen (jedoch kalten) Bärenfettes (oltsch. *chimssa*, d. h. Thran) und that dann einige Striemen festen Bärenspecks (oltsch. *ngmu*), der in etwa spannenlange und einen halben Zoll breite Striemen geschnitten und auf dünne Stöckchen gereiht war, darauf. Desgleichen versah er jede Schale mit einem schaufelförmigen Stöckchen und einer Handvoll feiner Hobelspäne (*gjamssassa*), die zwar als ein Symbol der Heiligkeit gelten, in diesem Falle aber zum Abwischen von Mund und Fingern dienten. Als alle Schalen gefüllt auf dem Fussboden standen, wurden sie vom Vorsetzer und Marschall in derselben ceremoniellen Weise vor die Gäste gestellt. Bevor aber diese sie heranrückten, musste noch von jeder derselben geschmeckt werden, was die Vorsetzer an drei bis vier Portionen thaten und sich dann von anderen jungen Leuten, um auch ihnen etwas vom leckeren Bissen zu gönnen, ablösen liessen. Die Portionen waren so reichlich bemessen, dass sie von den Gästen allein nicht wohl bewältigt werden konnten, und es wurde daher von den Haus- und anderen Dorfbewohnern, die sich zum bevorstehenden fünften Abschnitt allmählich schon eingefunden hatten, fleissig bei den Gästen hospitirt. Nach dem wie immer vom Vorsetzer gereichten Trunk Wassers erfolgte der Aufbruch und wurde die zum Schluss jedes Abschnitts an der Thür und ausserhalb des Hauses übliche Scene aufgeführt.

Der fünfte Abschnitt des Mahls bedurfte einiger Vorbereitung und die Pause zwischen ihm und dem 4-ten war daher länger als sonst: die in einer Reihe auf dem Fussboden aufgestellten Bärenschalen wurden gereinigt, indem die in einigen von ihnen nachgebliebenen Reste in eine derselben gesammelt und weggebracht, die übrigen aber von den Kindern reingeleckt wurden. Desgleichen wurden auch die Birkenborkschalen mit den Speisen, von denen bloss geschmeckt worden war, bei Seite gestellt. Ihr Inhalt war für den nächsten Tag bestimmt und konnte für eine fast ebenso grosse Gesellschaft langen, da in den drei ersten Abschnitten stets eine zurückgeschobene mit einer genossenen Speise abgewechselt hatte und jene stets trocken, diese mit einem Löffel voll Fischthran in jeder Portion gereicht wurde. Endlich mussten auch die Bärenschalen sowie die kleinen schaufelförmigen Stäbchen und die *Gjamssassa's* an ihren Platz, jene unter und um das Bärengerüst, diese beiden auf die Fächer desselben gebracht werden. Inzwischen füllte sich das Haus mehr und mehr mit Menschen an, denn an dem jetzt bevorstehenden letzten Theile des Festmahls durften nicht bloss die geladenen Gäste, sondern auch andere erwachsene Dorfbewohner männlichen Geschlechts theilnehmen, und diese hatten sich in der That zahlreich eingefunden und auf den übrigen Bänken des Hauses im Anschluss an die Reihe der Gäste Platz genommen. In dem Gange zwischen den Bänken und dem Mittelraume des Hauses tummelten sich Knaben und im vorderen Theile desselben sah man auch Weiber und Mädchen stehen. Bei so grosser Zahl der Speisenden schien man das bisher auf's Strengste befolgte Ceremoniel, mit je einem Vorsetzer und einem Marschall auf jeder Seite des Hauses, für nicht mehr durchführbar oder wenigstens für nicht erforderlich zu halten. Dagegen wurde dem Speisevorleger ein Gehülfe zugetheilt, um die Zertheilung des Bärenfleisches in einzelne Portionen zu beschleunigen. Die beiden ersten Portionen gab der Kopf des Bären ab, indem der Schädel mit dem Oberkiefer die eine und der Unterkiefer die andere Portion bildete. Jede derselben wurde auf ein rundes, mit dem Haar nach oben gekehrtes Kopffellstück des Bären mit einer unmittelbaren Unterlage von Tannenzweigen gelegt. Die übrigen Schüsseln oder Teller bestanden ebenfalls aus solchen, etwa einen Fuss im Durchmesser grossen Stücken von Kopf- oder Bein- und Fussfellen früher getödteter Bären, und manche von ihnen waren aus mehreren Flicken zusammengenäht. Gleich den Bärenschalen oder Holztellern und drgl. gehören sie schon einmal zum Hausgeräth der Jurte oder richtiger wohl des Dorfes, da sie als Gemeinbesitz je nach Bedürfniss bald dem einen, bald dem anderen seiner Häuser zu dienen haben. Niemals wird aber das Bärenfleisch unmittelbar auf diese Fellschüsseln, sondern stets auf darüber gebreitete Tannenzweige gelegt, was jedoch auch nicht gerade sehr sauber ist, da sie nicht einmal der obenerwähnten Reinigungsmethode unterliegen dürften. Die beiden ersten Portionen wurden vor die beiden angesehensten, in der Mitte sitzenden Gäste, deren einer der Giljake aus Tylm war, gesetzt. Die Uebrigen erhielten ihre Portionen ebenfalls sogleich, nachdem diese abgetheilt waren, jedoch stets ohne alle Ceremonie durch einen der Vorleger. Die Portionen waren entsetzlich gross, indem sie ausser dem Fleisch noch 7—8 mächtige Striemen oder Scheiben von Bärenspeck enthielten. Noch rührte aber Niemand an der ihm zugetheilten Portion. Es wurden zuvor die Thranlampen im Hause angezündet: vier in der Nähe der vier Ecken desselben, wo sie gewöhnlich brennen, eine fünfte an einer seiner Längswände und noch eine sechste endlich, die speciell dem Bärenfeste galt. Hinter dem Bärengerüst nämlich, in dem Gange zwischen diesem und der Ehrenbank, vor den beiden mitten auf derselben sitzenden Gästen, wurde ein Stock in den Fussboden getrieben, der am oberen Ende in drei auseinander klaffende Arme auslief. Auf diese wurde eine mit Fisch- oder Seehundsthran gefüllte und mit einem Docht versehene Pectenschale (von *Pecten jessoensis* Jay) gesetzt. Die kleine Flamme dieser Lampe warf ihr Licht insonderheit auf das mit Tannenzweigen, zahlreichen Holzlocken (*gjamssassa*) und von oben herab mit dem Bärenfell geschmückte Gerüst im Mittelraum der Jurte, während die übrigen Lampen die lange Reihe der längs ihren Wänden sitzenden und mit untergeschlagenen Beinen des Mahles harrenden, sämmtlich bepelzten Tischgenossen düster beleuchteten. Es lag etwas Geordnetes und doch Wildes und Ungeschlachtes in diesem eigenartigen Bilde. Jetzt trat einer der Vorleger zu den Gästen, die die beiden Kopfstücke des Bären erhalten hatten, schnitt von diesen, wie von den Portionen der ihnen zunächst Sitzenden je ein kleines Stück Fleisch in seine Bärenschale ab und entfernte sich damit. Nun erst zogen die beiden mittelsten Gäste ihre Portionen heran und gingen an's Essen, und ihrem Beispiel folgten alsbald alle Uebrigen. Sogleich fanden sich hie und da auch kleinere und grössere Hospitanten ein, ein paar jüngere Leute aber gingen die ganze Reihe der Speisenden entlang und sammelten von ihnen Beiträge in besondere Bärenschalen, für die am Mahle Nichttheilnehmenden, und davon bekamen denn auch die Weiber und Mädchen einige Bissen.

Mittlerweile war es halb acht Uhr Abends geworden, das Festmahl hatte also 7½ Stunden gedauert und war, nach der Grösse der noch unverzehrten Portionen zu urtheilen, noch lange nicht zu Ende. Leider war ich aber genöthigt abzureisen, da ich des vielen Aufwassers wegen, das sich zu dieser Jahreszeit bereits über der Eisdecke des Stromes gebildet hatte, die Nächte zum Weiterkommen benutzen musste.

Halten wir nun diesen zweiten Akt des Bärenfestes, wie er einerseits bei den Giljaken, andererseits bei den Oltscha vor sich geht, gegeneinander. Trotz grosser Uebereinstimmung in den Haupt-, wie in den Nebenzügen dieses Festaktes, tritt uns aus seinem Vorgange bei den Giljaken und bei den Oltscha ein sehr verschiedener Geist entgegen. Bei jenen trägt das Fest durchaus den Charakter des Ursprünglichen, bei diesen den des Ueberkommenen. Ist der Zweck des Ganzen auch hier wie dort ganz derselbe, rein utilitarische — die allendliche Verspeisung des Bären, so sucht man ihn doch bei den Einen und bei den Anderen in sehr verschiedener Weise zu erreichen. Bei den Giljaken geht das Bärenfest von der Idee des Bärencultus aus oder knüpft sich wenigstens an diese an: es wird theils von Verehrung für das mächtige Raubthier, theils von abergläubischer Furcht vor ihm und seinen Rachegeistern getragen, man weist ihm den Ehrenplatz im Hause an, man giebt sich den Anschein, nur mit seiner Erlaubniss, gleichsam widerwillig und nothgedrungen zu handeln und wälzt schliesslich alle Schuld und Verantwortung von sich ab. Bei den Oltscha hingegen ist davon kaum etwas zu merken: die einzigen auf den Bären und das Bärenfest bezüglichen abergläubischen Vorstellungen, die ich bei ihnen fand, bestanden darin, dass sie mir kein Bärenfleisch verkaufen wollten und dass sie für *nĭtsch* hielten (ein Begriff, den sie ebenfalls von den Giljaken erhalten haben), während des Bärenfestes mit einem dem Herde entnommenen Feuer hinauszutreten, was zu jeder anderen Zeit keineswegs verboten sei. Der ängstlich abergläubischen, gewissermassen religiös gefärbten Auffassung der Giljaken gegenüber, ist der zweite und wichtigste Theil des Bärenfestes bei den Oltscha in ein blosses Ceremoniel, eine Reihe pedantisch beobachteter Förmlichkeiten ausgeartet, wie man sie wohl bei den Jahrtausende alten Chinesen, nicht aber bei einem Naturvolke erwarten dürfte. Vielleicht ist diese Ausartung einer den Oltscha ursprünglich fremden Sitte, die ihre Wurzeln nicht im Volke selbst hat, in der That unter mandshu-chinesischem Einfluss zu Stande gekommen. Sind doch bei ihnen auch alle Speisen, die beim Fest gereicht werden, mit fast alleiniger Ausnahme von Bärenfleisch und -Speck, von mandshu-chinesischer

Provenienz, während bei den Giljaken altherkömmlichem Brauche gemäss noch Stör- und Hausenfleisch und das aus Lachsarten bereitete Mossj eine hervorragende Rolle beim Feste spielen. Dass das Geniessen fremder, mandshu-chinesischer Speisen immer mit mehr Förmlichkeiten geschieht, lässt sich übrigens auch bei den Giljaken beobachten und findet darin seine Erklärung, dass es den Naturmenschen unwillkürlich über das Alltagsleben hinaus in eine feierlich gehobene Stimmung versetzt. Die grössere Menge mandshu-chinesischer Speisen beim Bärenfest der Oltscha, im Vergleich zu den Giljaken, rührt aber unzweifelhaft von der grösseren Nähe und Anzahl ihrer Bezugsquellen für derartige Waaren her, in Folge sowohl des ständigen Aufenthalts chinesischer Kaufleute im Wohngebiet der Oltscha und Golde, als auch des häufigeren und regeren Verkehrs dieser Völker mit den Chinesen am Sungari.

Nehmen wir nach dieser auf das Bärenfest der Oltscha bezüglichen Einschaltung, die mir zum Vergleich mit demselben Festakt der Giljaken nothwendig schien, den Faden unsrer Schilderung des Bärenfestes der Giljaken wieder auf. Noch fehlt uns die Kenntniss seines Schlussakts: was geschieht, nachdem Speck, Fleisch und innere Organe des Bären verzehrt worden, mit dem Schädel und den Knochen des Thieres? Leider bin ich hier nicht selbst Augenzeuge gewesen und kann daher nur das berichten, was ich theils von den Giljaken gehört habe, theils aus anderen Thatsachen folgern muss. Ditmar verliess Tebach noch vor diesem Schlussakt. Er schliesst seine dortigen Notizen mit der Bemerkung, dass seine längere Anwesenheit dort bei Judin und anderen Giljaken Anstoss zu erregen schien und dass die wiederholten Betheuerungen des Ersteren, er werde den Schluss des Festes nicht abwarten können, weil dieses sich noch lange hinziehen werde, nur allzudeutlich den Wunsch erkennen liessen, dass er seine Abreise beschleunigen möge. Am Tage zuvor, als das erste Bärenfleisch verzehrt wurde, waren die Bärenköpfe noch unberührt und trugen ihre Schnauzen- und Kopfbinden. Als ich bei den Oltscha in Uda eintraf, sah ich diese Binden nicht: sie waren, falls sie bei den Oltscha überhaupt im Gebrauch sind, bereits entfernt, der Schädel und der Unterkiefer waren aus dem Fell herausgenommen und wurden, wie gesagt, den Gästen zum Verspeisen der Fleischtheile vorgesetzt. Der erstere war nicht gespalten, und von den Gehirntheilen habe ich nichts gesehen. Schwerlich dürften sie sich aber diesen besonders schmackhaften Bissen entgehen lassen. Um jedoch seiner ganz habhaft zu werden müssen sie den Schädel spalten. Daraus darf man gewiss den Schluss ziehen, dass auch die Lehrmeister der Oltscha, die Giljaken, es ebenso machen und, nachdem die übrigen Theile des Bären verzehrt worden, schliesslich auch den Kopf abfellen und den Schädel spalten. Es mag aber dieser letzte gegen den Bären geführte Schlag, das Zerspalten seines Schädels, zu denjenigen Vorgängen gehören, die gern im Geheimen, wenigstens nicht in Gegenwart von Fremden, vorgenommen werden, und darum die Abreise Ditmar's aus Tebach besonders herbeigewünscht worden sein. Wie nun das Herausnehmen des Bärenkopfs aus dem Fell, so geschieht höchst wahrscheinlich auch das Zerspalten des Schädels im Hause, wo gleich oder bald darauf die Verspeisung seiner Fleisch- und Gehirntheile stattfindet. Dafür spricht schon der Umstand, dass das Instrument, mit welchem der Schädel des Bären zerspalten wird, gleich zu Anfang des zweiten Festakts in's Haus gebracht wird. Es ist eine Spitzaxt (gilj. *mytsching*), die auf Taf. LI, Fig. 5, nach einem Exemplar abgebildet worden ist, das während der Festzeit in Judin's Haus am Bärengerüst gelegen hatte. Diese Spitzaxt ist nach ihrer ganzen Form, besonders aber nach ihrem Stiel und der Art der Befestigung des Schlägels an denselben zu urtheilen, unverkennbar ein Stück aus uralter Zeit und hat gewiss ehemals einen steinernen Schlägel gehabt, der später durch einen eisernen ersetzt worden ist[1]). Wenn endlich auch das Gehirn des Bären verzehrt ist, werden die Schädel- und die übrigen abgenagten und zusammengesammelten Knochen des Bären mit dem Fell zum Hause hinaus nach einer unweit von demselben im Walde gelegenen Stelle getragen, — ein Akt, der nach Angabe der Giljaken ebenfalls mit einer gewissen Feierlichkeit von den ältesten Leuten im Dorfe besorgt wird. Dort werden alle Knochen mit Ausnahme des Schädels in die Erde versenkt oder schlechtweg verscharrt. Mit dem Schädel des Bären wird aber anders, und zwar in einer Weise verfahren, von der ich erst nach einigen bei den benachbarten Völkern gemachten Erfahrungen genaue Kenntniss gewann. Die obenerwähnte, offenbar noch aus der Steinzeit herrührende Spitzaxt wird nämlich, nach den Spuren des Schlages zu urtheilen, auch von den Golde zu einem ähnlichen Zwecke gebraucht. Diese spalten jedoch den Bärenschädel nicht, sondern begnügen sich damit, auf den Genuss des Bärengehirns verzichtend, ihm ein Loch durchs Gewölbe zu schlagen und ihn an einem der Jochbögen auf einen eigens dazu gewählten Baum zu hängen. Bei Buri nahe der Ussuri-Mündung sah ich einen solchen mit zahlreichen Bärenschädeln behängten Baum stehen. Als ich ihn erkletterte, um mir die besterhaltenen Exemplare herabzuholen[2]), fand ich, dass jeder von ihnen ein grosses, bald das rechte, bald das linke Scheitelbein perforirendes Loch trug. Im Wohngebiet der Giljaken habe ich zwar mit Delphinschädeln behängte Bäume gesehen, niemals sind mir aber welche mit Bärenschädeln begegnet, obgleich die Zahl der alljährlich erlegten oder gefangengenommenen und verspeisten Bären dort sehr viel grösser als bei den Golde sein dürfte. Das weist entschieden darauf hin, dass die Giljaken, ungleich den Golde, ausser dem Einschlagen oder Zerspalten des Bärenschädels noch eine andere Manipulation mit ihm vornehmen, die ihn kaum weniger als das Verscharren der Knochen, den Blicken der Menschen zu entziehen geeignet ist. In der That bin ich an verschiedenen Orten im Walde in der Nähe giljakischer Wohnungen auf Stellen gestossen, die sich bei aufmerksamer Betrachtung als Bärenschädelstätten erwiesen: Stämme junger Bäumchen waren in der Höhe von einigen Zollen über dem Erdboden abgehauen, das stehengebliebene Stück des Stammes war in zwei Zinken gespalten und der bis auf seine Basis gespaltene Bärenschädel so in den Baumspalt eingekeilt, dass die beiden Zinken aus seinen Jochbögen hervorragten und ihn dicht am Erdboden zwischen sich eingeklemmt hielten; ausserdem war jederseits noch ein kurzer Holzkeil von oben durch den Jochbogen in die Erde getrieben. Verwächst die Stelle mit Gras, so wird dem flüchtigen Auge Alles unkenntlich. Diese Art, den Bärenschädel zu behandeln, ist von den Giljaken auch auf die Oltscha und von diesen auf die ihnen nahe verwandten und am Udyl-See u. a. O. auch unmittelbar benachbarten Samagirn übergegangen. Beim Dorfe Ngagha am Gorin fand ich in der nächsten Umgegend nach zwei Richtungen hin solche Bärenschädelstätten und zählte auf der einen, die in einem lichten Birkenwäldchen lag, in einem Umkreise von 30 Schritt nicht weniger als neun genau in der Weise wie bei den Giljaken behandelter Bärenschädel. Da an diesen selben Stellen vermuthlich auch die übrigen Bärenknochen verscharrt liegen, so sind es nicht bloss Bärenschädelstätten, sondern überhaupt Bärenbeinäcker.

---

[1]) Die ebenda, Fig. 4, abgebildete, zum Tödten von Stören und Hausen dienende Keule hat noch jetzt ein steinernes Endstück (s. oben p. 519). Die Unterschrift auf der Tafel LI ist demgemäss zu berichtigen.

[2]) Darunter befand sich auch jener grösste aller bisher bekannten Schädel von Ursus arctos (von 450 mm. Länge), der im ersten Bande dieses Werkes (p. 8—16) ausführlich besprochen worden ist.

Die **Golde** hingegen, die ihre Bärenschädel auf Bäume hängen, thun Aehnliches auch mit anderen dazu geeigneten Bärenknochen. So sah ich bei Bitschu an der Gorin-Mündung einen zerfallenen oder gespaltenen Bärenschädel einige Fuss hoch auf dem Stubben eines gebrochenen Baumes liegen, unten aber hingen im Gesträuch verschiedene Knochen des Thieres, darunter ein Schulterblatt und eine Anzahl von Rückenwirbeln, die mittelst der *Foramina vertebralia* auf die Zweige des Strauches gereiht waren, und daneben hingen goldische Birkenborkschalen und -Körbchen, wie man sie auch an den Grabstätten verstorbener Menschen findet, und die offenbar den Manen des getödteten Thieres zum Opfer dargebracht waren.

Es ist nicht anzunehmen, dass die **Giljaken** von Sachalin in ihren Grundanschauungen über den Bären und das ihm geweihte Fest sich wesentlich von ihren Stammgenossen auf dem Festlande unterscheiden sollten, zumal wir uns die Verbreitung der Giljaken in der Weise zu denken haben, dass sie, von der Amur-Mündung nach Sachalin gekommen, dort längere Zeit hindurch eine Heimstätte gefunden haben und alsdann erst, durch die Aino gedrängt, zum grossen Theil auf das Festland zurückgewandert sind[1]. In den einzelnen Festvorgängen hingegen finden zwischen ihnen ganz beträchtliche Verschiedenheiten statt, die hauptsächlich durch die verschiedene Bauart und Geräumigkeit der Behausungen der Continental- und der Sachalin-Giljaken bedingt sind.

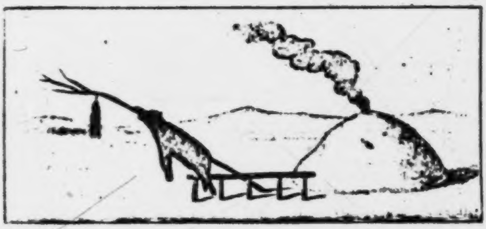
So unscheinbar das Aeussere einer Erdjurte der letzteren ist — ein flachkegelförmiger, verschneiter, an der Spitze durch den ausströmenden Rauch etwas geschwärzter Hügel — so dürftig ist auch ihre äussere Ausschmückung zum Bärenfeste. In der Regel sind am Eingange zur Jurte nur ein oder ein paar ihrer unteren Zweige beraubte junge Tannenbäumchen in den Schnee gesteckt, von deren Wipfel gleich wie auch von Aesten des umstehenden Gesträuchs einige lockenförmig gekräuselte Hobelspäne herabhängen (*zacha*). Nur wenn in derselben Behausung vor einigen Wochen, einem Monat, ja selbst in Jahresfrist, schon ein Bär verzehrt worden ist, pflegt auch das Fell dieses letzteren zur äusseren Ausschmückung der Jurte verwandt zu werden, indem es über eine lange und kräftige, schräg in den Schnee gesteckte und zuweilen auch durch ein kleines Geländer gestützte Ruthe gebreitet und davor ein Bündel von Holzlocken (*zacha*) angebracht wird[2]. So habe ich es in Tyk, Dul, Jwlk, Pud-wo und a. O. an der

---

[1] Siehe S. 214, 247, 568 und 570 dieses Werks.

[2] S. Holzschn. p. 732.

Westküste und im Tymy-Thale auf Sachalin gesehen. Waren das Kopf- und die Beinstücke des Fells bereits abgeschnitten, um als Schüsseln bei den Bärenfestmahlzeiten zu dienen, so werden sie bei solcher Gelegenheit wieder an das Rumpfstück angenäht, um das Fell ganz erscheinen zu lassen.



Bei der Jurte aufgehängtes Bärenfell.

Der enge, niedrige und dunkle Gang, der zur Erdjurte führt, und der kleine, statt einer Thür oft nur durch ein in horizontaler Richtung verschiebbares Brett geschlossene Eingang in dieselbe machen das Ein- und Ausführen von Bären hier unmöglich, und im Innern der vom Herde und von den drei Schlafbänken fast ganz eingenommenen Jurte fände sich auch kein Raum, um auch nur einen Bären, geschweige denn deren zwei oder drei, zeitweise aufstellen zu können[1]. Auf dieses Hauptvergnügen der Amur-Giljaken während des Bärenfestes müssen daher ihre Stammgenossen auf Sachalin, soweit es dort nur Erdjurten giebt, verzichten. Die Möglichkeit dazu wurde den Giljaken erst geboten, als die anfangs auch auf dem Festlande bei ihnen üblichen Erdjurten (*toryf*) durch Häuser von chinesischer Bauart (*tschadryf*) ersetzt wurden, was zu meiner Zeit auf dem Festlande, bis auf eine Erdjurte in Pättach, schon durchweg und auf der Limanküste Sachalin's zum grossen Theil geschehen war[2]. Mag sich der conservative Geist, der jedes Naturvolk beseelt, im Anfange auch gegen jede Aenderung der altherkömmlichen Sitte gesträubt haben, allmählich musste sich eine grössere Ausnutzung der Vortheile, die ihnen die neue Behausung, durch ihre Lage zu ebner Erde und ihre grössere Geräumigkeit auch für die Feier des Bärenfestes bot, doch Bahn brechen, und das kann bei einem Volk von so praktischer Begabung, wie die Giljaken, nicht einmal lange gedauert haben. Wenn man die Amur-Giljaken ihre zeitweise im Hause aufgestellten Bären scheinbar ganz ohne Zweck viele Male zur Thür hinaus- und gleich wieder hereinführen und in der Art mit ihnen von Haus zu Haus durchs ganze Dorf umherziehen sieht, so macht es den Eindruck, als ob sie, gewissermaassen in traditioneller Erinnerung an die Beschränkung, die ihnen in dieser Beziehung ehemals auferlegt war und in der ihre Stammgenossen auf Sachalin sich noch gegenwärtig befinden, immer noch in dem Genuss schwelgen, den ihnen ihre jetzigen, für das Bärenfest geeigneteren Wohnungen bieten. In der That scheint jene Sitte nur die allmählich zum Gebrauch gewordene Aeusserung von Freude und Befriedigung seitens der Continental-Giljaken über die im Laufe der Zeit stattgehabte Veränderung in der Bauart ihrer Behausungen zu sein.

---

[1] S. den Plan und die Einrichtung der giljakischen Erdjurte, p. 322 dieses Werks.

[2] S. oben p. 332.

Ein anderer durch die verschiedene Bauart der Behausungen bei den Continental- und den Sachalin-Giljaken bedingter Unterschied in den Bärenfestgebräuchen betrifft die Ueberführung des Bärenkopfs aus dem Läsng in die Jurte. Diese geschieht bei den ersteren nicht durch die Thür, sondern immer durch eines der Fenster des Hauses. Die Erdjurte hat aber keine Fenster und erhält das Tageslicht nur durch den Rauchfang, der auch überhaupt ausser der Thür die einzige nach aussen führende Oeffnung in ihr abgiebt. Ich vermuthe daher, dass jene Ueberführung auch bei den Sachalin-Giljaken nicht durch die Thür, sondern durch den Rauchfang stattfindet, was in den giljakischen Häusern von chinesischer Bauart nicht wohl möglich wäre, weshalb die Continental-Giljaken an Stelle des Rauchfangs eine der Fensteröffnungen zu benutzen genöthigt sind, was auch viel bequemer ist. Eine Bestätigung dieser meiner Vermuthung hinsichtlich der Sachalin-Giljaken glaube ich darin zu finden, dass über der Jurte, in der ein Bär verzehrt worden ist, gleich nach Beendigung der Mahlzeit das Fell des verspeisten Thieres über eine in schräger Richtung zum Rauchfange hinausragende Stange gebreitet wird, von deren Spitze ein Bündel gekräuselter Hobelspäne herabhängt, wie ich es im Dorfe Tyk gesehen habe. Hier, am Rauchfange, bleibt wohl auch die aus Birkenrinde geschnittene Kröte liegen, während der Bärenkopf nebst dem Fell durch den Rauchfang direkt auf die Platform des Herdes hinabgelassen wird.

Dort, im Innern der Jurte, ist inzwischen das zur Aufnahme des Bärenkopfs ganz ebenso wie auf dem Festlande aus ungeschälten Ellernstangen errichtete und mit Tannenzweigen reich geschmückte Gerüst fertig hergestellt. Es steht dicht am hinteren Ende der Herdesplatform, in dem zwischen ihr und der hinteren oder Ehrenbank befindlichen Gange, also an einer Stelle, die genau derjenigen entspricht, welche es auch in den giljakischen Häusern von chinesischer Bauart einnimmt. Da die Herdesplatform in einer grösseren Erdjurte recht geräumig ist, so lassen sich auf ihr, den beiden Herden im Tschadryf entsprechend, auch zwei gesonderte Feuer anmachen, über denen vom Jurtengebälk die zum Kochen des Bärenfleisches, wie zum Bereiten der übrigen Speisen dienenden Kessel herabhängen. Das dem Bärengerüst nähergelegene dieser Feuer ist das *kotr* — oder *tschchyf*[1]) — *tur*, das Bärenfeuer, in dem während des Bereitens des Bärenfleisches und auch sonst zur Bärenfestzeit des beliebten Duftes wegen frische Zweige von Tannen, und besonders von den im nördlichen Sachalin so häufigen Cederngesträuch, verbrannt werden.

Einen wesentlichen Schmuck im Innern der Erdjurte geben die als Symbol der Heiligkeit, Reinheit und Unantastbarkeit geltenden Holzlocken (*zach's*) ab: hängen sie schon immer in je einem langen Büschel von der Mitte der vier das kegelförmige Dach stützenden Querbalken herab, so wird ihre Zahl zur Zeit des Bärenfestes noch um vier neue vermehrt, die in den vier

---

[1]) Wie der Bär auf Sachalin in der Regel heisst.

Winkeln der Jurte angebracht sind. In den giljakischen Häusern auf dem Festlande sieht man deren meist nur zwei, und auch diese nicht immer, von den beiden Grundpfeilern des Hauses herabhängen, nach Maassgabe aber der Annäherung zu den Aino, bei denen sie unter dem Namen *inau* im Gebrauch sind, scheint deren Zahl zuzunehmen.

Ich wohnte dem Bärenfest in Tyk bei, als schon das Fleisch des Thieres verzehrt wurde, also gegen Ende des zweiten Aktes. Auf dem Bärengerüst lagen noch Theile des zergliederten Thieres, darunter auch der vom Muskelfleisch bereits gereinigte Schädel, den ich dem Eigenthümer des Thieres begreiflicherweise vergeblich abzukaufen versuchte. Auf den Bänken sassen noch einige mit dem Verzehren ihrer Portionen beschäftigte Giljaken, andere drängten sich theils um sie herum, theils in den Gängen zwischen dem Herde und den Bänken, ein Jeder bemüht, sich mit seinem Messer hier oder dort ein Stück Fleisch zu erobern. In einen kleinen Trog sammelte einer der Hausgenossen Beiträge von den Speisenden ein, um sie auch den Weibern und Kindern zukommen zu lassen, und ähnliche Tröge mit Bärenfleischstücken wurden auch nach den anderen Jurten des Dorfes getragen. Pflegt auch bei den Amur-Giljaken, wenn es zu diesem Moment der Festmahlzeit kommt, die Förmlichkeit aufzuhören, so war hier vollends nichts mehr davon zu verspüren, — Alles bewegte sich in dem engen Raum formlos durcheinander. Eine Mahlzeit aus mandshu-chinesischen Produkten, Cerealien und Leguminosen, die in den Amur-Dörfern den Gästen in so reichlichem Maasse vorgesetzt zu werden pflegen, schien hier dem Fleischgenuss nicht vorausgegangen zu sein, da der Hauswirth und Eigenthümer des Bären offenbar nicht zu den Bemittelten gehörte und nach Sachalin überhaupt nur wenig von diesen Produkten und auch das nur durch Vermittelung der Amur-Giljaken und -Oltscha gelangt. Unter solchen Umständen war es verständlich, dass in Duï, wo bald darauf und unter grösserem Conflux von Theilnehmern ein Bärenfest begangen wurde, zur Befriedigung der letzteren gleich darnach noch eine Nachfeier stattfand, bei der, wie oben[1] gelegentlich der Besprechung der Kynophagie bei den Giljaken schon erwähnt worden, in Ermangelung anderer Nahrungsmittel, Hunde verzehrt wurden.

Auffallend war es mir, dass von den Nebenbelustigungen, die bei den Amur-Giljaken das Bärenfest zu begleiten pflegen, wie Hunderennen, allerhand Spiele von Alt und Jung und drgl., auf Sachalin nichts zu sehen war. Fasst man Alles zusammen, so darf man den Schluss ziehen, dass bei den Sachalin-Giljaken, namentlich im Bereich der ausschliesslichen Erdjurten, also am Nordjapanischen, Ochotskischen Meer und im Tymy-Thale, in Folge sowohl ihrer grösseren Abgeschiedenheit und geringeren Wohlhabenheit, als besonders auch ihrer kleineren und ungeeigneteren Wohnungen, das Bärenfest weit hinter der Entfaltung zurückgeblieben ist, die es bei ihren Stammgenossen am Amur erlangt hat, wo bei solcher Gelegenheit Bewohner verschiedener, zum Theil sogar entlegener Ortschaften zusammen strömen und ein reges Leben und Treiben unter ihnen herrscht, und dass es daher bei jenen auch lange nicht von der grossen socialen Bedeutung wie bei diesen ist.

---

[1] S. 434 und 435.

Werfen wir nun des Vergleichs halber noch einen Blick auf das Bärenfest der **Aino** von Sachalin und von Jesso. Einzelne Nachrichten darüber reichen bis in das XVII Jahrhundert und in der japanischen Literatur wohl noch viel weiter zurück. Ausführlichere Beschreibungen vom ganzen Fest haben aber Dr. B. **Scheube** in Bezug auf die **Aino** von Jesso[1] und die Herren **Rudanofskij**[2] und **Busse**[3] in Betreff derjenigen von Sachalin entworfen. Jener wohnte dem Feste in dem an der Vulkan-Bai gelegenen Dörfchen Kunnui bei und diese beobachteten es im Dorfe Ssussuja, das an dem gleichnamigen in die Aniwa-Bai mündenden Flusse liegt.

Obgleich die **Aino** dem Bären den Beinamen «Gott» beilegen, indem sie ihn *Kimui-Kamui* oder nach **Siebold** *Hokjok-Kamui* nennen[4], und obgleich sie ihn, nach **Dobrotworskij**, für einen Sohn des Berg- und Wald- oder Wildnissgottes (ain. *nuburi-kamui*) halten[5]) und mit abergläubischer Furcht und Verehrung behandeln, so hindert es sie doch keineswegs, ihn zu tödten und zu verspeisen, — nur müssen dabei gewisse altherkömmliche Bräuche und Formalitäten beobachtet werden, um die Schuld von ihnen abzuwälzen und sie der Rache seiner Manen zu entziehen. Dr. **Scheube** meint zwar, das Motiv sowohl des Bärenfestes (*Jomante* der **Aino**[6]), wie der ihm vorausgegangenen Auffütterung des jungen Bären sei Sühne, die dem ganzen Bärengeschlecht für die ihrerseits an ihm verübte Unbill dargebracht wird, allein dieser Ansicht kann ich keineswegs beistimmen. Bei dem auch den **Aino** in allen Dingen eigenen utilitarischen Standpunkte glaube ich vielmehr, dass sie, von Furcht und Aberglauben beherrscht, darin nur Mittel zu ruhiger und strafloser Ausnutzung des Bären sehen. Die dem Bärenfest zu Grunde liegende Anschauung scheint mir demnach bei den **Aino** ganz dieselbe wie bei den **Giljaken** zu sein, und in den Grundzügen stimmen auch die dabei üblichen Gebräuche beider Völker mit einander überein.

Der Japaner **Kannemon** erzählt schon in seinem *Jeso-ki*, dass wenn die **Aino** ein Bärenjunges finden, sie es nach Hause tragen, wo es von der Frau des Finders gesäugt wird[7]), — eine Erzählung, die sehr unwahrscheinlich klingt, obgleich **Scheube** auf dem Bärenfest in Kunnui eine solche Bärenamme sah, die traurig bei Seite sass und bisweilen sogar in Thränen ausbrach. Zwar schien ihm ihre Trauer nicht gemacht und nur etwa von den Regeln des Festes vorgeschrieben, sondern in der That durch das Schicksal ihres Pfleglings hervorgerufen zu sein, allein da sie sich später an den beim Fest üblichen Tänzen lebhaft betheiligte, ja ihnen zum

---

[1] Dr. B. **Scheube**, Bärenkultus und Bärenfeste der **Aino** (Das Ausland, Jahrg. 1881, Nr. 16, p. 303—308; nach den Mittheil. der deutsch. Gesellsch. für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, 1880, Heft 22).

[2] Siehe П. **Тихменевъ**, Истор. обозр. образ. Росс.-Америк. Компаніи, С. Петерб. 1863. Ч. II, стр. 123—127.

[3] Н. **Буссе**, Остр. Сахалинъ и Экспед. 1853—54 гг., С. Петерб. 1872, стр. 54—57.

[4] **Scheube**, l. c. **Siebold**, Aardr.- en volkenk. toelicht. tot de ontdekk. van **Vries**, p. 110.

[5] М. **Добротворскій**, Аинско-русскій словарь. Прилож. къ Учен. Зап. Импер. Казанск. Универс. 1875 г., стр. 11.

[6] Nach **Mamia Rinsô** heisst das Bärenfest bei den **Aino** von Jesso *omsie*, C. **Siebold**, Nippon, VII, p. 189, 203.

[7] **Titsingh**, Ieso-ki ou description de l'île d'Iesso, composée par **Kannemon** en 1652 (**Malte-Brun**, Ann. des Voyages, T. XXIV, Paris 1814, p. 134). Vergl. **Klaproth**, San kokf tsou ran to sets, ou aperçu général des trois royaumes. Paris 1832, p. 236.

Theil sogar selbst vortanzte, und da das Beklagen und Beweinen des Bären überhaupt zu den nothwendigen Erfordernissen eines Bärenfestes gehören, um sich dadurch von aller Schuld am Tode des Bären und einer etwaigen Verantwortung dafür zu entlasten, so dürfte man gewiss nicht fehl gehen, wenn man jene vermeintliche Trauer nur auf Rechnung dieser den **Aino** mit den **Giljaken** und anderen Völkern gemeinsamen Vorstellung schreibt. Unter den **Giljaken** habe ich jedenfalls nie etwas gehört, was jene Erzählung **Kannemon's** von den **Aino** bestätigen könnte. Bei ihnen dürfte vielmehr ein flüssig bereitetes Mossj dem Bärenjungen als erste Nahrung dienen. Anfangs frei oder in einem kleinen Käfig in einem Winkel der Hütte gehalten, wird der Bär, wenn er grösser geworden, in einen solideren, ausserhalb des Hauses befindlichen und ganz ebenso wie bei den **Giljaken** construirten Kerker gebracht und mit Fisch gefüttert[1]). Der einzige Unterschied eines ainischen Bärenkerkers von einem giljakischen besteht darin, dass ihm die an den Ecken des Baues aufgepflanzten mehr oder weniger langen Stangen mit herabhängenden feinen Holzspiralen, wie sie **Coen**, Steuermann eines der von **Vries** geführten Schiffe schon bei Entdeckung der Bai Aniwa im Jahre 1643 sah[2]), nicht leicht fehlen dürften[3]).

Diese Stangen oder Stöcke mit herabwallenden Holzspiralen, bei den **Aino** von Sachalin *inau* oder *inao*, bei denen von Jesso *inabo* genannt, und den mit Papierstreifen geschmückten Hei- oder Gohei-Stäben [illegible] als Symbole der Gottheit und Heiligkeit im altjapanischen Kami-Dienste (*Sintô*) gebräuchlich sind[4]), nachgebildet, spielen beim Bärenfest der **Aino** überhaupt eine sehr wichtige Rolle. Nicht bloss der Bärenkäfig, auch das Innere der Hütte ist damit ausgeschmückt, und um diese herum, so wie vor derselben auf einem an deren Ostseite gelegenen Platz, wo der Bär nachmals getödtet wird, sind sie in grosser Anzahl aufgestellt. Mit ihnen zugleich und zum Theil an sie befestigt werden auch Bambusblätter zur Ausschmückung während des Bärenfestes benutzt, wie **Scheube** meint, um durch ihren immergrünen und unverwüstlichen Zustand den Wunsch auszudrücken, der todte Bär möge wieder lebendig werden. Im Norden Sachalin's und im Amur-Lande, wo die Bambusstaude fehlt, sahen wir die **Giljaken** zu demselben Zweck der Ausschmückung sich der ebenfalls immergrünen Cedern- und Tannenzweige bedienen und diese auch in das dem Bären geweihte Feuer werfen, um durch den beim Verbrennen derselben erzeugten Rauch und Duft sein Wohlgefallen zu erregen und ihm oder seinen Manen, wenn auch nicht den Wunsch eines Wiedererwachens zum Leben, doch jedenfalls ihre Ehrerbietung und Verehrung auszudrücken.

Nach **Mamia Rinsô**[5]) geht bei den **Aino** von Sachalin dem eigentlichen Bärenfeste ein anderes Fest voraus, bei welchem dem Bären, wenn er 2 bis 3 Jahre alt geworden, damit er durch sein Gebiss Niemanden verwunden könne, die Eckzähne abgestumpft werden. Dazu werden ihm, nachdem er mittels einer Schlinge aus dem Käfig gehoben worden, die Füsse an Stangen gebunden, damit er nicht aufspringen könne, und die Eckzähne mit einem von ihnen selbst verfertigten sägeartigen Instrument ihrer Spitze beraubt. Die muthigeren, kühneren und im Umgange mit dem Bären geübteren und wohl auch geschickteren Giljaken verschmähen dies zu thun und halten hingegen die durch einen Bären ihnen beigebrachten Verwundungen, deren es bei ihnen nicht selten welche giebt, für höchst ehrenvoll.

---

[1]) In der Rumjanzof-Bai auf Jesso, wie in der Aniwa-Bai auf Sachalin sahen **Krusenstern** (Reise um die Welt, Bd. II, p. 79) und **Langsdorff** (Bemerk. auf einer Reise um die Welt, Bd. I, p. 285) fast in jeder **Aino**-Hütte einen jungen Bären.

[2]) **Siebold**, Aardr.-en volkenk. toelicht. etc. p. 110.

[3]) S. auch **Scheube**, l. c.

[4]) **Scheube**, l. c. **Siebold**, Nippon, VII, p. 202.

[5]) **Siebold**, Nippon, VII, p. 189.

Bevor die Aino auf dem eigentlichen, mit der Tödtung und Verspeisung des Bären abschliessenden Feste Hand an ihn anlegen, bringen sie, zuerst die Männer und dann die Bärenamme und einige ältere Frauen, im Hause dem Gott des Feuers vor dem mit einem Inau geschmückten Herde und dann dem Hausgott in der ihm geheiligten Ecke ein Trankopfer dar. Dies geschieht in der Weise, dass sie mit der linken Hand ein mit Saki gefülltes Trinkgefäss zur Stirn empor heben und mit der rechten ein flaches, vorn zugespitztes Stäbchen, das vorher quer über der Schale lag, in die Flüssigkeit tunken und einige Tropfen davon zu Boden, oder vor dem Gott des Feuers in dieses selbst fallen lassen und darauf das Stäbchen einige Male horizontal hin- und herbewegen und einige Worte, die von Scheube nicht verstanden wurden, vor sich hermurmeln. Dasselbe wiederholt sich vor dem Bärenkerker, worauf die Weiber und Mädchen einen Tanz vor demselben aufführen und dabei sich dem Bären mit liebkosenden Blicken und Bewegungen zuwenden.

ANHANG.

Auszüge aus des Verfassers hinterlassenen Reise- Notiz- und Tagebüchern.

[p. 739]

I. Religiöse Vorstellungen der Amur-Völker. — Götzen, Amulete. — Schamanen.

Religiöse Vorstellungen.

1. Giljaken. Ueber die Religion der Giljaken ist es schwer Auskunft zu erhalten. Von Jutschin und Labgun*) erfuhr ich Folgendes. Sie nennen Gott *ýzigy***) und bezeichnen ihn als den guten, *kíngulätsch*, ein Attribut, das soviel wie gut *(sontz)* heisst. Sie verstanden nicht meine Frage, ob Gott im Himmel wohne, oder wo sonst? und meinten bloss, dass sie in den Jurten keinen Gott (Götzen) hätten. Diese mir von den Giljaken wiederholentlich gegebene Betheurung, dass sie keine Götzen hätten, zog ich um so mehr in Zweifel, da ich selbst Thier- und Menschengestalten in Holz geschnitten aus dem Dorfe *Kŭik****) habe. Doch blieben sie dabei und erzählten ferner, dass der Gott der Mandshu *Mdā* heisse und dass die Mandshu in Holz geschnittene Götzen hätten, Menschengestalten in verschiedener Stellung, mit der Pfeife im Munde, die Arme in die Seiten gestemmt und dergl. Die Mandshu beugten sich vor diesen Götzen, die Giljaken aber thäten das nicht, wenn sie zu den Mandshu kämen.

Ich fragte weiter, ob und wie die Giljaken beten? erhielt darauf aber stets zur Antwort, dass sie nicht beten. Meine weitere Frage war daher, ob sie neben und ausser dem guten Gotte (oder Geiste) auch einen bösen Gott hätten? eine Frage, welche sie sichtlich verwunderte, wobei ich sah, dass ihnen die Zusammenstellung meiner Worte «Gott» und «böse» unsinnig und widersprechend vorkam. Sie verneinten daher die Frage. Da die Giljaken aber dabei dennoch voll Aberglauben sind, so kann ich mir den Widerspruch zwischen ihrer hier erwähnten Vorstellung von Gott und den mir zugekommenen Beweisen für verschiedenartige Götzen und ihr Schamanenthum nicht anders als folgendermaassen erklären:

---

*) Aus den Dörfern Patchä und Waaj an der Amur-Mündung.

**) Durch *y* und *ja* ist das vom Verf. gebrauchte ы und я des russ. Alphabets ersetzt worden.

***) Am l. Ufer d. Amur, unterhalb Nikolajewsk, auch: Kurgdo, Kurgra, Kurgri-wo, s. p. 320, 382.

Es besteht unter den Giljaken eine dunkle, schwache Vorstellung von Gott, von einem höchsten Wesen, dem das Attribut des «Guten» in vollem Maasse und ohne alle Beimischung von Bösem zukommt, und das von Menschen angebetet wird. Aber diese Vorstellung ist eine ganz abstrakte, völlig leere, und greift dabei garnicht in das Leben, in die Gebräuche und Sitten der Giljaken ein; es ist das für sie nichts Concretes und sie kennen daher nur das Wort «beten», nicht den Act selbst. Auch wissen sie, bei dieser völligen Leere des Begriffs, von Gott nichts mehr, als dass er «*kĭngulátsch*, der Gute», ist. Im wirklichen, concreten Leben erfahren aber die Giljaken viel Uebles und Böses, und da giebt es viele Kräfte der Natur, die ihnen zunächst bei der Jagd und beim Fischfang oft hinderlich, gefahrdrohend und selbst verderblich sind, wie die oft ungefesselte Kraft der Elemente selbst, die oft verderbliche Kraft der Raubthiere, das bisweilige, aus ihnen unerklärlichen Gründen vorkommende Ausbleiben von Fischen und dergl. m., — Kräfte, denen gegenüber der Mensch immer, und um so mehr ein Naturvolk, das völlig von der Natur abhängt, seine Ohnmacht fühlen muss. Er kann solchen Kräften der Natur nicht immer entgehen und sie bringen ihm Schaden: sie sind ihm daher so viele böse Geschehnisse, die er (von dem allgemeinen, egoistisch teleologischen, ursprünglichen Gesichtspunkte des Menschen aus) als immer nur gegen sich gerichtete und seiner Kraft überlegene Mächte ansieht und in concreter, aber roher Vorstellung, mehr oder weniger personificirt. Diese gefühlte eigene Ohnmacht gegenüber den ihm feindlichen Kräften, und dabei dennoch immer der unveräusserliche Wunsch, ihren schädlichen Eingriffen in sein Leben zu entgehen, — diese Ursachen, verbunden mit der nothwendigen, unwillkührlichen und unbewussten Ansicht, dass in dem Wirken dieser Mächte, ebenso wie in seinen eigenen Handlungen, ein Zusammenhang von Ursache und Wirkung, Grund und Folge, besteht, führen ihn zu einer Reihe von Folgerungen, durch die seine eigenen Handlungen und das Wirken der ihm feindlichen Mächte in einen Causalnexus gebracht werden. Und so entsteht sein vielgestaltiger Aberglaube, der zu Gebräuchen und besonderen Verrichtungen, die bestimmt sind die bösen Mächte zu beschwichtigen oder fern zu halten, so wie zur personificirenden Vorstellung der bösen Mächte auf diese oder jene rohe, annähernde Weise, durch Ausschneiden von Thier- und Menschengestalten in Holz, und zum Schamanenthum Anlass giebt. Diese Entstehung und Bedeutung mögen die vielen Holzfiguren von Bären, Eidechsen, Kröten, Schlangen und auch von Menschen haben, die sich bei den Giljaken finden. Der Giljake hält sie nicht für Götter und betet sie auch nicht an. Sie sind nur Darstellungen oder Andeutungen feindlicher Mächte in der Natur, denen er zu entgehen trachtet. Dass sich aber darunter auch Menschengestalten finden, darf nicht so gedeutet werden, als ob sie personificirte Vorstellungen von göttlichen Wesen seien, wie sie der Anthropomorphismus in geistigerer Weise auch an anderen Orten erschaffen hat. Der Mensch steht nach der Ansicht eines Naturvolkes, und auch der Giljaken, ganz und gar und nur in der Natur, er steht nach ihrem Aberglauben mit den Vorgängen der Natur (oder der bösen Mächte) in einem viel näheren, unmittelbaren Causalverbande, und deshalb schon mag die Darstellung des Menschen zur Verrichtung manches Schamanenactes nothwendig sein. Die Vorstellung von Gott, dem Guten, ist bei den **Giljaken** dagegen eine viel zu leere und zu inhaltslose, als dass von einem Zusammenhange mit demselben und so auch von anthropomorphistischen Ideen und Darstellungen die Rede sein könnte. Wenn aber die **Giljaken** diesen Aberglauben und das Schamanenthum u. s. w. nicht für Gottesdienst und Gebet halten, sondern nur für ein praktisches Handeln in ihrem Leben, um allem Schaden zu entgehen, so sind wir doch genöthigt, dieses ihr religiöses Bewusstsein zu nennen. Und so finden wir einen merkwürdigen ungeheuren Widerspruch in den religiösen Vorstellungen der **Giljaken**. Einerseits die Vorstellung von einem einzigen höchsten und guten Wesen, wenn auch so völlig leer, dass sie die Anbetung desselben ausschliesst und andererseits die Personificirung unzähliger böser Mächte, nebst einem rohen Cultus zur Abwehr und Fernhaltung derselben; zahlreiche Darstellungen von Thieren und Menschengestalten in den Jurten, und doch sagen die **Giljaken**, dass sie keine Darstellungen von Gott besitzen; unzählige Acte von Aberglauben und Schamanenthum u. drgl., und dennoch leugnen sie, dass sie beten. Und andererseits sprechen sie von einem höchsten, völlig guten Wesen und haben das Wort «beten» *(mjágratsch)* und beten diesen Gott doch nicht an. Wie ist das zu erklären? Mir scheint, es liegt hier kein Dualismus der Vorstellungen vor, sondern es handelt sich überhaupt um zwei von einander völlig abgetrennte, mit einander in keiner Verbindung stehende und auch historisch verschiedene Vorstellungen. — Die erstere ist ein völlig abgeschwächter, dunkler, nur noch traditioneller Deismus, der unter den **Giljaken** nicht mehr als nur in einigen überkommenen Worten besteht — **Gott**, **das Gute**, **beten**, und keinen anderen Einfluss auf ihre anderweitigen sogenannten religiösen Vorstellungen und Handlungen (Aberglauben, Götzen, Schamanen) ausübt, als dass jene Worte auf diese Vorstellungen und Handlungen nicht übertragen werden. Die zweite religiöse Vorstellung ist mit derjenigen vieler roher sibirischer Völker wahrscheinlich im Wesentlichen übereinstimmend und geht auf Fernhaltung der bösen Geister und Mächte vom Menschen durch verschiedene abergläubische Beobachtungen und Verrichtungen aus. Die erstere deistische Vorstellung ist wahrscheinlich der Nachklang einer uralten, vielleicht noch an die Wiege der **Giljaken** erinnernden Vorstellung. In der That findet sich in dem Attribut Gottes *kingulatsch* und in dem abstracten, nihilistischen Character der Vorstellung ein Anklang an central-asiatische Religions-Systeme, die zweite Vorstellung mag dagegen in viel späterer Zeit, nachdem der **Giljaken**-Stamm sich stromabwärts in die östlichen Waldwildnisse des asiatischen Continents begeben hat (?), seine Entstehung genommen haben, und darum mit den religiösen Vorstellungen nachbarlicher sibirischer Völker, und auch der *Aino*, so viele Berührungspunkte und Aehnlichkeiten bieten. Die erstere Vorstellung ging bis auf einige Worte völlig verloren, und eine andere, rohere und concretere bildete sich aus, ohne aber, wegen des Bestehens der Tradition, bei den **Giljaken** selbst Ansprüche auf eine religiöse zu gewinnen oder jenen leeren **Gottesbegriff** völlig zu verdrängen und zu ersetzen.

Dass die Holzgötzen der **Giljaken** in der That keine sehr grosse Achtung oder Anbetung bei ihnen geniessen, ersah ich daran, dass die **Giljaken** von Kulk, aus deren verlassener Jurte ich mir im Sommer 1854 eine Collection von ihren Götzen zugeeignet, bei ihrer Ankunft im Dorfe den Verlust nicht zu bemerken schienen oder wenigstens nicht für der Rede werth hielten. Auch sah ich einmal im selben Dorfe einen kleinen Knaben mit einer hölzernen Bärenfigur spielend aus dem Hause treten, ein Zeichen, dass ihm diese Sachen nicht so unzugänglich waren, wie sie es gewiss wären, wenn sie eine besondere Verehrung genössen. (Bm. I. p. 22—27).

Götzen und Amulete in menschlicher Gestalt.

2. Giljaken. Die verschiedenartigen in Holz geschnittenen Götzen, bald menschliche, bald Thiergestalten, die zur Abwendung von Gefahr, Unglück, Krankheit und drgl. dienen, wurden mir von den Giljaken mit dem allgemeinen Namen *kägn* und *tschngai*[1]) bezeichnet. Ausserdem aber sind mir für einzelne Gestalten auch noch besondere Namen genannt worden. Eine rohe Darstellung der ganzen menschlichen Gestalt (Taf. LIII, Fig. 1.) oder zum wenigsten ein solches Brustbild befindet sich in der Regel in der Jurte des Giljaken auf den Querbalken des Dachstuhls, über den Schlafbänken der schmalen, von dem Eingange entfernten Seite der Jurte (über der Stelle also, wo auch bei den Oltscha und Golde die ähnlich gestalteten *Sèwa's* stehen). Doch tragen die Giljaken bisweilen ähnliche kleine Götzen an der Brust, denen sie den Namen *pangch* geben (Taf. LIII, Fig 5.). Ist ein Giljake schwer krank, so schnitzt ihm der Schaman einen solchen Götzen, oder giebt ihm die Anweisung einen zu schnitzen und diesen anzulegen, damit er gesund werde. Allgemeine Sitte, Götzen um den Hals zu tragen, ist es aber nicht. Oft ist es auch nicht gerade ein Götze, sondern irgend ein Amulet anderer Art, zusammengeknäuelte Riemen und drgl., die auf den Rath eines Schamanen dem Kranken um den Hals gelegt und nach der Genesung auch noch fort getragen werden. Ein solches Amulet heisst *ngif* und *kissj*. Von Judin in Tebach erhielt ich ein Amulet in Form eines geschnitzten Bogens mit einem menschlichen Gesicht (s. Taf. LVII, Fig. 9). (Bm. I. pag. 57, 58.).

3. Giljaken. Dorf Poghobi an der West-Küste von Sachalin. In einer Jurte sah ich den Wirth an einem Stocke lange Holzlocken schneiden. Als diese recht umfangreich geworden, schnitt er das ganze Büschel oben von Stocke ab und band sie an dieser Stelle zusammen. Es war dieses *Zach* für ein krankes Weib in der Jurte bestimmt, welches Brustschmerzen hatte und stöhnend und klagend da sass. Das *Zach* wurde ihr um den Hals gebunden und die Enden steckte sie sorgfältig in den Busen, an den Körper sie andrückend. Es sollte dieses ein Heilmittel sein. In der That hörte das Weib, nachdem es diese Medicin erhalten hatte, auf zu stöhnen und verhielt sich die übrige Zeit sehr still und ruhig. So mag hier, wie oft, ein Aberglaube heilende Wirkung ausüben. Das *Zach* wird also auf Sachalin noch als Amulet gegen

---

[1]) Auch das Wort *paſk* scheint sich allgemein auf Götzen zu beziehen.

Krankheiten gebraucht und scheint daher die verschiedenen Götzengestalten und ähnliche Figuren, die am Amur und Liman zu ähnlichen Zwecken dienen, zu ersetzen. (2 W. R. I. p. 6).

4. Giljaken. Der auf Tafel LIII, Fig. 4 abgebildete Götze in menschlicher Gestalt wurde mir von den Giljaken *myikr* genannt. Er ist in der Gestalt dadurch ausgezeichnet, dass er nur einen Arm besitzt, der andere ist absichtlich weggelassen. Welche Bewandtniss es aber mit dieser Darstellung hat, konnte ich nicht erfahren. Auch dieser Götze wird von einem Schamanen oder auf den Rath desselben, zur Abwendung von Krankheiten geschnitzt. Ich erhielt ihn aus dem Dorfe Kuïk. Im selben Dorfe fand ich unter den während des Sommers in einer Vorrathskammer zusammengestellten Habseligkeiten der Giljaken geschnitzte Götzen anderer Art, aber ebenfalls von menschlicher Gestalt. Es waren cylindrische Holzstücke, an deren einen Seite ein roh dargestelltes menschliches Gesicht sich befindet. Das obere Ende des Holzstückes ist konisch zugespitzt und trägt eine Art Mütze von schmalen Rindensträhnen, welche vorn bis zur Stirn, hinten über das ganze Holzstück hinunterhangen und das Haar vorzustellen scheinen. Unter dem Gesichte ist das Haar durch ähnliche Rindenbändchen an das Holzstück befestigt. Taf. LIII, Fig. 2 stellt einen solchen Götzen dar. Mehrere solcher Götzen standen in einem kleinen aus Brettern gemachten, mit lockerem Grase gedeckten Häuschen, welches auf Taf. LIII, Fig. 3 dargestellt ist. Diese Götzen wurden mir von Allof-Giljaken *tybys* genannt. Der Giljake Surgin aber kannte diesen Namen nicht, sondern bediente sich des Ausdrucks *tyf-ÿžigy* d. i. Hausgott. Es war zum ersten Mal, dass ich das Wort *ÿžigy* in Verbindung mit den Götzen von den Giljaken gebraucht hörte und ich glaube, dass dieses nur geschah, um mir verständlich zu sein. Ob ferner dabei unter *tyf*, d. i. Haus, die Jurte der Giljaken oder das kleine Götzenhäuschen gemeint war, konnte ich ebenfalls nicht erfahren. Da jedoch diese letztere den Namen *känigs* trägt, so muss ich es auf die Jurte der Giljaken beziehen und es schienen diese Götzen daher hauptsächlich die Stelle von Laren oder Hausbeschützern zu spielen. (Bm. I. p. 58, 59).

5. Giljaken. Im Giljaken-Dorfe Patt (am r. Amur-Ufer) sah ich draussen an einer Vorrathskammer drei Götzen stehen, aus Holzblöcken gehauene menschliche Figuren, sehr ähnlich denjenigen der Oltscha, wenn auch nicht mit dem specifischen Ausdruck, welcher allen Götzen der letzteren eigenthümlich zu sein scheint. Auf meine Nachfrage theilten mir die Giljaken mit, dass sie diese *Kägn* göttlich verehren. In Patt, meinten sie, werden dieselben auch in den Jurten gehalten, bei anderen Giljaken aber nicht. Ich liess mir nun die Götzen in der Jurte zeigen: drei grosse hölzerne menschliche Figuren, mit alten rauchigen *Zachs* am Halse, wie das auch bei den Oltscha Sitte ist, standen hier auf dem Balkengerüste der Jurte über der hinteren Schlafbank.— Auch im Dorfe Kuïk sah ich in den Jurten Götzen am selben Platze stehen, wie in Patt. Es ist das eine sehr dunkle, dem Auge verborgene Stelle der Jurte, und wer es nicht weiss, dass die Giljaken dort ihre Götzen halten, wird diese schwerlich finden. Daher mag manche Jurte Götzen enthalten haben, die mir ohne dieselben zu sein schien. Manche enthält aber wirklich keine, wie ich das in Wait angetroffen habe. — Mir scheint, dass die Götzen, je weiter stromabwärts am Amur, desto weniger geachtet oder wenigstens offenkundig verehrt werden (I. W. R. II, p. 119, 137. Anm. 5.).

6. Giljaken. Durch C. v. Dittmar erhielt ich, in Folge seines Besuches in Tebach zum Bärenfest, eine Reihe giljakischer Götzen, die theils auf das Fest selbst, wie Fig. 3, Taf. LVIII, theils auf andere Dinge sich beziehen. Spätere Nachfragen über die Bedeutung derselben haben mir einen neuen Blick in die religiösen Anschauungen der Giljaken zu thun gestattet. Diese Götzen und Darstellungen verschiedener Art sind Amulete, dazu bestimmt, die verschiedenen Krankheiten von dem Menschen fern zu halten, oder wenn sie ihn befallen, wieder zu entfernen. Die meisten derselben sind gelenkig dargestellt und sollen eben die Ungelenkigkeit oder Krankheit bestimmter Glieder heben*). So ist namentlich die Figur 2, Taf. LV, mit gelenkigem Rumpfe, dazu bestimmt, Krankheiten des Rückens und Rumpfes zu heben, diejenige mit gelenkigen Beinen (Knieen), Fig. 4 ebenda, Krankheiten dieser Extremitäten zu heilen. Die grosse Figur mit gelenkigem Kopf, Rücken und Beinen, Fig. 1 auf derselben Tafel, der *Tschaltscha-tschngai*, wird, wie oben erwähnt **), bei der Geburt der Kinder gemacht und ihnen vorgehalten, damit sie durch Ansehen derselben von Krankheiten, sei es des Halses, Rumpfes oder der Extremitäten bewahrt bleiben. Der kleine Götze mit einem Ausschnitt in der Brust und mit gelenkigen Armen und Rücken, Taf. LV, Fig. 3, ist dazu bestimmt, Krankheiten der Brust, Husten und drgl. nebst Krankheiten der betreffenden Gelenke zu heben.

Alle diese Götzen oder Amulete, den *Tschaltscha-tschngai* nicht ausgenommen, werden zur Begütigung ihrer Macht oder zur Gewinnung ihrer Gunst, mit Beeren und anderen Dingen gefüttert, davon die Holzstücke Spuren tragen. Um den Hals werden diese Darstellungen jedoch nicht getragen, sondern in der Jurte an die Wand gehängt.

An diese Götzen schliessen sich zwei Amulete an, deren Bestimmung ähnlicher Art ist: es ist der *Lalz* und *Kissj* (Taf. LX, Fig. 1, 2). — Ersterer ist ein eiserner, an einer Stelle nicht geschlossener Reif, der um den Kopf gegen Kopfschmerzen getragen wird. Die beiden gegeneinander gekehrten Enden laufen jederseits in zwei Spitzen aus, deren eine eine Eidechse, die andere eine Schlange darstellt, wobei die gleichartigen Gestalten beider Enden alternirend gegeneinander gestellt sind. Leider ist das vorliegende Stück von vielfachem Gebrauche etwas mitgenommen und fehlt die Eidechse an dem einen Ende.

Das andere Amulet ist ein eiserner Halbring, woran Figuren von verschiedener Bedeutung, aus demselben Metall hängen, nämlich: an dem einem Ende eine rohe menschliche Gestalt und ein ungefähr dreieckiges Stück, das nach Aussage einiger Giljaken ein Schneehuhn darstellen soll, am andern Ende ein ebensolches vermeintliches Schneehuhn und ein Herz; in der Mitte endlich eine ungefähre menschliche Gestalt mit zwei Köpfen, welche den *Kins*, die böse, zerstörende Macht, also den Teufel, darstellen soll. Nach Berichten der Giljaken selbst halten sie dafür, dass die Krankheit eben nichts weiter sei, als dass der *Kins* am Menschen nage und ihn endlich zu Tode fresse. Das sei das Ende aller, die an Krankheiten sterben. Kein Wunder, dass die Giljaken bei solchem Glauben den Seelen der an Krankheiten Verstorbenen das Himmelreich nicht vindiciren, sondern sie in die Erde wandern lassen, während die Seelen aller Ermordeten und sogar der Selbstmörder gen Himmel fliegen. Die Erde ist nach giljakischem Glauben der Sitz unzähliger *Kins* oder Teufel, die sowohl in den Wäldern und Bergen, wie im Wasser und aller Orten stecken. Die *Kins* werden von den Giljaken mit zwei und drei Köpfen dargestellt, vielleicht um mit diesem Plus den Menschen gegenüber ihre Uebermacht über denselben zu bezeichnen[1]).

---

*) S. Taf. LIV u. LV.

**) S. pag. 643.

Die Bedeutung der vermeintlichen Schneehühner, wenn es welche sind, kenne ich nicht. Das Herz aber hat auf die Bestimmung des ganzen Halbringes Bezug. Diese ist nämlich die, gegen Krankheiten der Brust, Husten und drgl. um den Hals getragen zu werden. Der Name *kissj*, der mir dafür angegeben wurde, scheint jedoch von allgemeiner Bedeutung zu sein und auf jedes Amulet überhaupt sich zu beziehen (Bm. II, p. 30—32).

7. Götzen in menschlicher Gestalt bei anderen Amurvölkern. Die hölzernen Götzen, *Säwa's*, der **Samagirn** sind ganz ebenso gestaltet wie die der **Oltscha** und **Golde** (Taf. LIII. Fig. 6—8) und stehen auch an demselben Platze, an der von der Thür entfernten Querwand der Jurte, auf der Schlafbank in aufrechter Stellung gegen die Wand gelehnt. (1. W. R. II. p. 77.)

8. Golde. Dieselbe Sitte wie bei den Giljaken, Götzen am Halse zu tragen, besteht wahrscheinlich bei allen Amurvölkern. Fig. 1 auf Taf. LIV stellt einen solchen kleinen in Blei gearbeiteten Götzen dar, den ich von einem Golde am Ussuri erhielt. (Bm. I, p. 58.)

9. Samagirn. In einer unbesetzten Jägerhütte der Samagirn am Gorin fand ich einen kleinen Götzen aufgehängt, welcher die menschliche Gestalt genau in derselben Weise und mit denselben Zügen wiedergab, wie die grossen *Säwa's*, die man in den Jurten der Samagirn, Golde und Oltscha sieht. Die einzige Abweichung bestand darin, dass er auf dem Kopfe eine Holzöse trug, durch welche ein Riemen gesteckt war, zu dem Zwecke um den Hals getragen zu werden (Taf. LIV, Fig. 2). Wenn dieses geschieht, meinte mein Führer, werde der *Säwa* zugleich von dem, der ihn trägt, auch gespeist, indem der Eigenthümer ihm von allem, was er selbst isst, auch etwas um den Mund schmiere. Als ich nun fragte, was der *Säwa* eigentlich sei, meinte er, er sei Alles, das Wohl Jedermanns, so auch sein, des Führers körperliches Wohl, z. B. das Gesundwerden seines von einem meiner Hunde gebissenen Beines. Mehr konnte ich nicht erfragen[2]). Es verbindet sich offenbar mit dem *Säwa* der Begriff von Wohlstand und Wohlsein des Menschen unter dem Einfluss einer ausser ihm befindlichen, ihm überlegenen Macht. Diese Vorstellung mag von derjenigen der Giljaken nicht sehr verschieden sein. Ein

---

[1]) Nach Aussagen der Giljaken ist an diesen zwei- und dreiköpfigen Gestalten einer der Köpfe ein Menschenkopf. Es ist also damit dargestellt, dass der *Kins* den Menschen ergriffen hat.

[2]) Das auf p. 687 erwähnte, für ein am Gorin einem Jagdzelte entnommenes Moschusthier hinterlegte Stäbchen nannte der Führer des Verf. auch *Säwa* (1. W. R. II. p. 84, 85.)

Umstand aber, der sehr zu Gunsten der religiösen Vorstellungen der tungusischen Amurvölker, welche sie auch seien, im Vergleich mit den Giljaken spricht, ist der, dass jene bei weitem nicht so ängstlich abergläubisch wie diese sind (1. W. R. II, p. 85, 86).

Thiergötzen.

10. Giljaken. Unter den Thieren, welche als Götzen von den Giljaken in Holz dargestellt werden, spielt die erste Rolle der Bär. Die Veranlassung dazu liegt in der Gefahr, der sie im Kampfe mit diesem Raubthier unterworfen sind, denn dem Bären wird (wie gelegentlich der Bärenfeste erwähnt worden) besonders gern nachgestellt. Den dabei zu gewärtigenden Verletzungen und Todesfällen vorzubeugen, dazu dienen die Bären-*kögn's* oder *Tschngai's*. Auch habe ich oben erwähnt, welche abergläubische Ansichten an den Tod eines durch einen Bären gefallenen Menschen bei den Giljaken sich knüpfen 1). Selten wird man daher ein Dorf antreffen, in dessen Umgebung bei genauerer Untersuchung sich nicht einige Bärengötzen finden sollten. Es ist dieses den Giljaken und tungusischen Amur-Völkern gemeinschaftlich.

Die Bärengötzen sind meist sehr roh gearbeitet. Das Thier ist gewöhnlich sitzend, bisweilen stehend dargestellt. Der auf Tafel LVIII, Fig. 1, 2 abgebildete Götze, aus dem Dorfe Kuik herrührend, ist einer der besten, die ich gesehen habe. Er ist noch dadurch ausgezeichnet, dass um den Leib desselben ein erhabenes Band läuft, auf welchem andere den Giljaken heilige, oder richtiger unheimliche und verhängnissvolle Thiere dargestellt sind, (und es sind dieses die meisten Reptilien, welche das Land der Giljaken producirt): die Kröte — *mipitsch* 2) auf der vorderen Seite des Bären-Götzen, die Eidechse *mä(r)ngai* auf der hinteren Seite desselben, und die Schlange *kÿlanga*, deren Bild jederseits zwischen den beiden ersteren sich befindet. Ich bin oft Zeuge davon gewesen, welche Scheu und Furcht die Giljaken vor den Reptilien haben*).

Nächst dem Bären findet man bei den Giljaken Götzen vom *Att* oder *Märeder*, an den sich bei ihnen geradezu abergläubische Furcht knüpft. Doch da in ihrer nordischen Heimath der Tiger und Irbis, welche beide unter demselben Namen *Att* oder *Märeder* vereinigt werden, nur selten sich sehen lassen und Unglücksfälle durch sie selten sind, so findet man den Götzen des *Att* weniger häufig als den des Bären. Die geringe Bekanntschaft der Giljaken mit diesen Raubthieren lässt sie auch die Götzen derselben nur schlecht und obenhin darstellen 3), s. Taf. LVIII. Fig. 4, 5, 6. Fig. 4 stellt einen *Att*-Götzen dar, den ich im Dorfe Kuik fand. Er trägt keine der Zeichnungen, welche Tiger und Irbis characterisiren und auf den Darstellungen dieser Thiere bei den Golde vorhanden sind. Nur die allgemeine Gestalt ist jenen Figuren ähnlich.

---

1) S. pag. 696.

2) Ausser dieser Darstellung erhielt ich noch zwei einzelne, in Holz geschnittene Kröten-Götzen der Giljaken, welche auf Taf. LIX, Fig. 7, 8 abgebildet sind.

3) S. d. Werkes Band I. p. 92—94.

*) S. Anhang 20. Abs. 2.

Dass aber diese Figur in der That einen *Att* darstellen soll, ist gewiss, da ich den Götzen von einem darin erfahrenen Giljaken selbst habe. (Bm. I. p. 59. 61).

11. Giljaken. Weniger als Götze oder Amulet, denn als Schnitzwerk, als Darstellung, *Tschngai* überhaupt, scheint ein aus Holz geschnitzter Fisch zu dienen, der aus dem Giljaken-Dorfe Tebach herrührt. Er soll den Fisch *ngy-tscho* darstellen, der mir unbekannt ist. Schon früher erhielt ich aus Tebach die Figur eines anderen kleinen Fisches, des *Pilengat*, Cyprinus carpio, der ebenfalls keine andere Bedeutung als die von *pai* hatte (s. S. 672). Beide sind auf Tafel LX. Fig. 4, 5 abgebildet. Später bekam ich noch einen geschnitzten Fisch aus Tebach, der den *Pak(ch?)-tscho* d. i. einen grossen *Pilengat-tscho* darstellen sollte. (Bm. II. p. 32).

12. Oltscha. Im Dorfe Adi (am Amur) war meine erste Beschäftigung, nach einem hölzernen Götzen zu forschen, der einen Tiger darstellen sollte und den Maximowicz auf seiner ersten Reise stromaufwärts hier gesehen hatte. Er befand sich damals im anliegenden Gehölze unter einem alten Eschenbaume. Jetzt aber fanden wir ihn dort nicht mehr. Wir erkundigten uns deshalb bei den Eingeborenen und verlangten den Götzen zu sehen, allein die Leute wollten uns durchaus nicht verstehen, und meinten endlich, dass ihnen solches Krankheiten des Leibes zuziehen würde. Erst durch Versprechen von Tabak gelang es uns, sie willig zu machen, den Götzen zu zeigen. Zunächst führten sie uns zu einem zerschlagenen Götzen des Thieres. An diesem war wenig zu sehen: er stellte das Thier in liegender Stellung dar, den Schwanz über den Rücken gelegt, und der breite kurze Kopf verrieth deutlich eine Katzenart. Alsdann geleitete ein Oltscha mich in's Gehölz und zeigte mir hier einen zweiten Götzen des Thieres, den er sorgfältig in einem kleinen Verschlage von Holzstücken hielt. Dieser Götze liess den Tiger unzweifelhaft erkennen: er war etwa zwei Fuss lang und stellte das Thier ebenfalls in der Stellung dar, wie es auf der Lauer zu liegen pflegt, nur dass der Schwanz auf dem Rücken ruhte. Der Kopf war kurz und breit, das Kinn ebenfalls kurz. Ueber den Rücken des Thieres war ein schwarzer Streifen gezogen, von welchem aus quer über die Seiten abwechselnd schwarze und rothe (der eine Oltscha sagte «gelbe») Streifen liefen. Diese Darstellung machte es unzweifelhaft, dass der Götze den Tiger und nicht Felis irbis darstellte, was zudem noch durch die genaue mündliche Beschreibung bestätigt wurde, die sie von dem Thiere zu geben im Stande waren. Der Götze war aber nicht von ihnen selbst, sondern vom Schamanen gemacht worden. Die Leute nannten des Thier *máre* und *máre-mafá*. Letztere Bezeichnung, mit dem Beiworte «Alter», verräth schon eine Analogie mit der Betrachtungsweise hinsichtlich des Bären, dem dieses Beiwort insonderheit und auch schlechthin zukommt. Denn der Bär heisst bei ihnen einfach *mafá* oder *búju-mafá* das alte Thier, obgleich *búju* auch so viel wie Elenthier heisst. Wie dem Bären so mag nun auch dem Tiger die Furcht, die er den Eingebornen einflösst, den Beinamen «Alter» zugezogen haben. Aus diesem Grunde mag sich denn an ihn auch ein ähnlicher Aberglaube wie an den Bären knüpfen und diese Furcht veranlasst die Verfertigung von Götzen, — Bären wie Tigern. Wie vom Bären so mochten sie auch vom Tiger nicht gern sprechen, vermieden ihn zu nennen und zögerten den Götzen zu zeigen, aus Furcht dadurch zu Schaden und

Krankheiten zu kommen. Dieses war die erste und unzweifelhafte Spur, welche ich vom Tiger im Amurlande fand.

Im Gehölze, wo der Tiger-Götze sich befand, lagen auch noch andere hölzerne Götzen, — Bären und andere Thiere, wie auch Menschen darstellend, meist unter grösseren Bäumen, an den Stamm gelehnt, oder auch im Gebüsch versteckt. Viele waren bereits umgefallen oder an eine andere Stelle gerückt und lagen hier vernachlässigt unter den Füssen der Vorübergehenden. Es beweist diese Nichtachtung der Götzen durchaus, dass die Darstellung und Aufbewahrung derselben bloss durch eine abergläubische Furcht veranlasst wird und dass es nur Mittel sind, bösen Mächten zu entgehen, nicht Mittel, sich die guten Geister näher zu bringen und zu befreunden, in welchem letzteren Falle die Götzen werth gehalten werden müssten. (1 S. R. II. p. 2—4).

13. Oltscha. Im *Oltscha*-Dorfe Dshai erhielt ich einen gegen Krankheiten dienenden Götzen, der ein Phantasie-Thier mit einem grossen Herzen im Munde darstellt (Taf. LIX, Fig. 5.) — (2 S. R. I. p. 35).

14. Golde. In dem Dorfe Naichi sah ich wiederum zwei Tigergötzen, genau von derselben Beschaffenheit wie die in Adi, nur nicht liegend sondern aufrecht dargestellt. Ueber den Rücken lief ebenso ein schwarzer Streifen, von welchem abwechselnd schwarze und rothe Streifen quer über die Seiten gezogen waren. Der Schwanz war lang und schwarz und roth geringelt. Die Golde nannten die Götzen ebenfalls *máre-mafá*. Da der Beiname *mafá* aber gemeinhin dem Bären zukommt, so wird letzterer zum Unterschiede auch *Sahár-mafá*, der schwarze Alte, genannt. (1 S. R. II. p. 44).

15. Golde. Beim Dorfe Agdrai am Ussuri stand unter einer Eiche, von Holzscheiten verdeckt, die hölzerne Figur einer grossen Katzenart aus der Gruppe der Leoparden. Ich rief sogleich mehrere ältere Männer des Dorfes herbei, um Auskunft über das Thier, das es darstellte, zu erhalten. So roh die Darstellung war, so war das Katzengeschlecht darin nicht zu verkennen. Auch erinnerte die Gestalt des Thieres ganz an die Götzen der Tiger in Adi und Naichi. Die nur rudimentär angegebenen niedrigen Füsse deuteten auf die lauernde Stellung, die den Katzen vereigenthümlich ist. Die Zeichnung des Götzen war aber von derjenigen der Tiger völlig verschieden: denn statt der Querstreifen bedeckten den Körper zahlreiche ringförmige Rosetten und zwar alternirend schwarze mit einem rothen Fleck und rothe mit einem schwarzen Fleck in der Mitte; diese Zeichnung erstreckte sich auch auf den Schwanz. Ueber den Rücken verlief ein schwarzer Streifen bis zur Schwanzspitze; von der Schnauze liefen schwarze und rothe Querstreifen schräg gegen den Hals herab. Die Leute meinten, dass die Darstellung des Thieres (Irbis?), das sie *jérga* nannten, sehr naturgetreu sei.

Ich wünschte den Götzen zu zeichnen und fragte, da die Mücken im Walde sehr lästig waren, ob sie den Götzen nicht in die Jurte bringen könnten. Aber darauf gingen die Golde durchaus nicht ein, ebensowenig wie auf meine Anfrage, ob sie mir den Götzen nicht verkaufen wollten. Dagegen erbot sich ein Golde, mir einen ganz ähnlichen und naturgetreuen

Götzen des *Jérga* aus Holz zu schneiden und zu bemalen, was er auch ausführte (Taf. LIX. Fig. 3) (1. S. R. III. p. 29. 30).

16. Golde. In Dschuada am Ussuri erhandelte ich zwei kleine Holzgötzen vom Tiger und Ussuri-Leoparden. Ersterer ist etwas grösser als der andere, was auf die verschiedene Grösse der Thiere Bezug haben mag. Beide sind völlig derselben Gestalt wie die grossen Götzen, nur en miniature. Die Zeichnung des Irbis unterscheidet sich von dem aus Agdrai darin, dass die ringförmigen Rosetten nicht *einen* sondern mehrere Flecke einschliessen (Taf. LIX Fig. 1, 2). (Bm. I. p. 61).

17. Golde. Ich hatte bereits in Chaizo zwei noch kleinere Götzen des Tigers und Leoparden bei einem Golde gesehen, der sie an den Aermel seines Rockes angeheftet trug, wohl als eine Art Amulet gegen einen Anfall von diesen Thieren, ähnlich wie sie auch hölzerne Menschen-Götzen um den Hals tragen. (1. S. R. III. p. 49).

18. Manägirn. Bei den Manägirn habe ich nicht selten kleine aus Holz geschnitzte Götzen bemerkt, die oft die Gestalt von phantastischen Vögeln und Drachen hatten, und die wohl zu demselben Zwecke der Fernhaltung von bösen Geistern und Krankheiten und drgl., wie bei den Völkerschaften am untern Amur, angefertigt werden. (2. S. R. III, p. 41).

Aus Menschen- und Thiergestalten und anderweitig combinirte Götzen und Amulete.

19. Giljaken. Der Glaube an eine Seelenwanderung bezüglich des Bären mag mehreren bildlichen Darstellungen unter den Giljaken zu Grunde liegen, — Amuleten oder kleineren Götzenbildern, die bei Krankheiten um den Hals getragen werden. Man trifft nämlich unter ihnen Doppelgestalten von Mensch und Bär. Es ist gewöhnlich ein kleines Holzstück, das an einem Ende in zwei Theile ausläuft, wovon der eine einen menschlichen, der andere einen Bärenkopf darstellt. Ich habe solche Stücke aus Kalm und Allof erhalten. Das erstere hat ausser den beiden erwähnten Darstellungen auch an dem einfachen Ende ein menschliches Gesicht (Taf. LVII, Fig. 8), das letztere läuft hier ohne Schnitzwerk aus. An beiden aber setzt sich die Theilung der mit Menschen- und Bärenkopf bezeichneten Spitzen noch eine Strecke weit durch eine Furche fort, welche allmählig gegen das einfache Ende sich verliert. Die Giljaken erklärten mir, dass diese Furche auch noch weiter die menschliche Hälfte von der Bärenhälfte trenne, bis sie in einander verschmölzen. (Bm. II, p. 59.)

20. Giljaken. Im Walde bei dem Dorfe Chiare unweit des Bestattungsortes der Leichen waren unter den Bäumen einige Götzen der Giljaken in derselben Weise wie immer aufgestellt d. h. hart am Fusse eines Baumes aufrecht stehend und mit Stöcken und anderen Holzstücken verdeckt (s. Taf. LXV links). Es war da z. B. eine Doppelgestalt vom Tiger (Att) und

Menschen, an welchem letzteren die Nase durch einen Bären dargestellt war (Taf. LXVI, Fig. 2). Ein anderer Götze trug auf einem menschlichen, mit beweglichen Armen und Beinen versehenen Rumpf einen Att-Kopf mit einem vierzinkigen Kamme darauf (Taf. LVII, Fig. 2).

Endlich fand ich hier die Darstellung eines Thieres, welches an ein Krokodil oder einen Alligator erinnerte. Es war offenbar eine Amphibie und der weite Rachen dicht mit Zähnen besetzt. Die Eingebornen nannten ihn *Chaž*, oder als Götzen *Chaž-kägn*, wussten aber nichts von dem Thier, welches die Figur darstellt, indem sie weder im Wasser noch auf dem Lande ein solches Thier gesehen oder traditionell von demselben sprechen gehört hatten. Sie meinten nur, dass man diese Figur bei Rückenschmerzen mache, um von dem Uebel befreit zu werden (Taf. LIX, Fig. 9.) (2. S. R. I, p. 15.)

21. **Giljaken.** Im Dorfe Kalm erhielt ich recht viele Götzen gekauft, alle verschieden und darunter einige sehr interessante. So z. B. einen Götzen von menschlicher Gestalt mit einem Bärenkopfe (Taf. LVII, Fig. 3). Er wurde mir *Ogink* genannt, eine Bezeichnung, die auch andere Götzen in rein menschlicher Gestalt hatten. Ein anderer hatte einen Eulen (*ki*)-Kopf auf menschlichem Körper (Taf. LVII, Fig. 5); bei einem dritten sass die Eule dem Menschen auf dem Kopfe (Taf. LVI, Fig. 4); mehrere menschliche Gestalten hatten Höhlungen im Rumpfe zum Einlegen von Speise bestimmt.

Ein Götze bestand aus einem Klotz mit menschlichem Gesicht und einer Reihe von Zacken auf dem Scheitel, deren jede mit einem menschlichen Gesichte versehen war.

Hier erhielt ich auch die Schale gekauft, in welcher die Götzen Speise vorgelegt bekommen und welche *toll-ngir* oder *kägn-ngir* heisst.

Dann gab es hier Götzen vom Weisswal (*pómi-tscho*) mit einem Menschen darauf (Taf. LVI, Fig. 5), so wie vom Wolf; Amulete mit zwei Köpfen vom Bären und Raben und drgl. mehr.

Im Dorfe Tschelmok standen auf einem Wandbrette in der Ecke einer Jurte viele Götzen mit *Zach's* umwunden und einige mit Bärenfell bekleidet. Ich erhielt einen kleinen Tigergötzen mit einer menschlichen Gestalt über demselben (Taf. LVII, Fig. 1), ferner ein Amulet mit drei Idolen, deren eines einen Menschen, das zweite einen Wolf und das dritte ein anderes Thier darstellte, das man mir nicht zu bezeichnen wusste. Neben den Götzen lag eine Menge von Götzenschalen, alle ungefähr von derselben Form mit Darstellungen verschiedener Art, bald mit einem menschlichen Gesichte, bald mit einer Kröte, einer Eidechse und drgl. darauf. Es waren alles *toll-ngir's*. Nur eine Götzenschale war ganz verschieden und bestand aus zwei in Form einer 8 neben einander gestellten, aus einem Stücke Birkenrinde bestehenden Bechern, (Taf. LXI, Fig. 1). Dieses Gefäss hiess *tschobrä* und hatte dieselbe Bestimmung. Kein Zureden half aber die Eigenthümerin dazu zu bringen, eine oder die andere dieser Götzenschalen zu verkaufen. Sie meinte, es sei *vitsch* und werde ihren Tod nach sich ziehen.

Auch im Dorfe Patt wurden mir mehrere hübsch geschnittene und interessante Götzen verkauft. An dem einen hatte der Kopf hinten die Gestalt eines Herzens, an einem andern standen zwei menschliche Gestalten auf einem Block, der zwei Herzen darstellte (Taf. LV, Fig. 5).

Das Herz (*ngif*) kommt überhaupt bei solcherlei Schnitzwerk der Giljaken sehr viel in Anwendung (s. oben 13).

Unter den Götzen gab es hier noch einen mit dem Kopf eines *Tung* oder Seebären. Auch der Seehund wird dargestellt in Götzenform, doch erhielt ich keinen solchen (2 S. R. I p. 6—9).

22. Giljaken. Eine in Holz geschnitzte Figur, welche unweit Tschchyrkrach an der Amur-Mündung gefunden worden war, stellt ungefähr einen fliegenden Fisch-Menschen dar. Der Kopf ist nämlich einem Fischkopfe ähnlich, mit eisernen Zähnen im Ober- und Unterkiefer. Die Augen sind durch blaue Glasperlen dargestellt. Bald hinter dem Halse setzen die vorderen und hinteren Extremitäten an. Die ersteren sind offenbar Arme mit Händen daran, die letzteren Beine mit Füssen, ähnlich denjenigen des Menschen. Die ersteren sind nach vorn, die letzteren nach hinten ausgestreckt, ungefähr in einer Horizontalebene mit dem Kopfe, so dass die Gestalt wie im Fluge dargestellt erscheint (Taf. LXVI, Fig. 1.). C. v. Ditmar (durch dessen Vermittelung zum Theil die Figur an mich gelangte) erzählte mir, dass bei den Giljaken von Patchä eine Sage existire, welche er nicht abgeneigt war, damit in Zusammenhang zu bringen, zumal dieses Dorf und das erwähnte Cap nicht weit aus einander liegen.

«Einst kehrten die Giljaken von Patchä», so erzählt die Sage, «vom Fischfang auf zwei mit Fischen beladenen Böten heim. Sie waren zu ermüdet, um die Fische sogleich auszuladen und schoben die Arbeit für den nächsten Morgen auf. Die Böte wurden nur herausgezogen und die Fische mit Birkenrinde oder drgl. bedeckt. Am nächsten Morgen, als sie an die Arbeit gehen wollten, fanden sie die Böte leer. Rundherum aber lagen zahlreiche Abfälle von Fischen, welche deutlich bewiesen, dass sich jemand dieselben hatte wohlschmecken lassen. Sie fuhren daher von Neuem auf Fischfang und kehrten wiederum mit voller Ladung zurück. Doch schoben sie das Ausladen wiederum auf und es ging ihnen wie am Tage zuvor. Zum dritten Male gingen sie auf Fischfang und brachten nochmals zwei volle Böte zurück. Nun beschlossen sie aber, in der Nacht Wache zu halten, um dem Vernichter ihrer Beute auf die Spur zu kommen. Dieses gelang und der Uebelthäter wurde gefangen. Es war eine seltsame Gestalt mit Fischkopf und menschlichen Armen und Beinen. Das Ungeheuer wurde in einen ähnlichen Bau gesetzt, wie man ihn für die Bären errichtet, und mit Fisch gefüttert. Ein Jahr lang lebte es in dieser Gefangenschaft, alsdann bat es die Giljaken es frei zu lassen. Diese brachten es auf ein Cap am Amur-Strome, zwischen dem Dorfe Patchä und dem Cap Tschchyrkrach und banden es dort an einen Brunnen. Allein das Ungeheuer biss die Schnur entzwei und entkam, so dass die Giljaken, als sie wiederkehrten, es nicht mehr vorfanden».

Ich forschte nun bei den Giljaken nach, was die Figur vorstelle und wozu sie diene. Einstimmig wurde die Figur *Wagn* genannt, und man erklärte mir, dass damit die Stelle bezeichnet werde, auf welcher der Leichnam eines ermordeten Giljaken verbrannt war. (Bm. I. p. 50, 51).

23. Giljaken. In der Nähe des Dorfes Patt (am rechten Amurufer) stand im Gebüsch ein *Wagn*, welcher einem von einem Amgunj-Nägda ermordeten Giljaken galt. Der *Wagn* war alt, die Augen waren ihm ausgefallen, die Extremitäten aber alle vorhanden, nur viel minder sorgfältig gearbeitet als an dem von mir in Tschchyrkrach erworbenen Exemplar. Der *Wagn* reichte vom Boden mir bis an den Gürtel und war mit dem Kopf dahin gerichtet, wo der Mörder wohnte, d. h. in der Richtung nach dem Amgunj-Fluss. Ich will jedoch nicht behaupten, dass eine solche Aufstellung Regel unter den Giljaken sei. (2 S. R. I, p. 8.)

24. Oltscha. Die Oltscha schreiben den ruhig Sterbenden wie den durch Menschenhand Umgekommenen gleiches Schicksal zu, und errichten letzteren keine *Wagn's* wie die Giljaken. Nach der Mittheilung des Oltscha Chossiambo liegt der Darstellung des *Wagn* der Vogel *Kóro* zu Grunde, dessen Erscheinung in irgend einem Dorfe unheilvoll für dessen gesammte Bevölkerung sei, Denn wer ihn sieht, muss sterben. Ein solcher Fall hatte sich vor vielen Jahren im Dorfe Chala, gegenüber Kisi (Kidsi?) ereignet. Der *Kóro* war hingekommen und hatte sich auf dis Spitze einer Lärche (oltsch. *sissa*, gilj. *koi*) niedergesetzt, wo ihn die Bewohner von Chala erblickten und alle, die ihn sahen, starben und nur einige wenige entgingen dem Unheil. Seitdem zählt das ehemals grosse Dorf Chala auch nur wenige Bewohner. (2. S. R. I, p. 39.)

25. Oltscha. Bei den Oltscha sah ich einen Götzen-Gürtel, einen *Säwuchsa*, mit verschiedenen *Säwa's* oder Götzendarstellungen versehen, um als Amulet gegen Krankheiten um den Leib getragen zu werden (Taf. LX, Fig. 3). Auf den Gürtel von Leder waren jederseits, der Länge nach, zwei Schlangen (*dshalda*), auch von Leder, aufgenäht, zwischen denen in derselben Richtung je ein Fuchs, in Holz geschnitzt, befestigt war. Vorn, in der Mitte befand sich eine Kröte von Leder und darauf eine menschliche Gestalt in Holz. Das Interessanteste am Gürtel aber war die unterhalb der Kröte und Menschengestalt angehängte Darstellung vom *Khasj* (*Chat* der Giljaken) in Holz, dieses Phantasie-Thieres, dessen Bekanntschaft ich bei den Giljaken in Chiare machte und das bei den Oltscha ebenso als ein Schutzmittel gegen Krankheit geschnitzt wird. Ueberhaupt ist die grosse Uebereinstimmung der giljakischen *Kägn* und der *Säwa's* der Oltscha sehr in die Augen fallend und lässt auf eine ähnliche Uebereinstimmung der religiosen Begriffe und Vorstellungen dieser Völker schliessen (2. S. R. I p. 32. 33).

Schamanen.

26. Giljaken. Bei den Giljaken ist das Schamanen viel weniger im Gebrauch als bei den tungusischen Amurvölkern, den Oltscha, Golde, Kile, und anderen, und daher sind auch die Schamanengeräthe bei ihnen weit seltener zu finden. Wie im Allgemeinen bei den Amurvölkern so findet sich auch im Einzelnen, bei den Giljaken, das Schamanenthum stromabwärts, nach dem Liman oder nach Sachalin zu immer seltener und seltener. Kaum wird man von Wassj an und am Liman irgendwo einen Schamanen und Schamanen-Utensilien antreffen. Ich habe nach vielfachen Erkundigungen danach keine gesehen oder von ihnen gehört. So scheint das Schamanenthum stromabwärts gezogen zu sein und seinen Ursprung tiefer landeinwärts zu haben. (Bm. I, p. 75.)

27. Giljaken. Im ganzen Gebiete der Amur-Giljaken giebt es nur wenige Schamanen, welche einen Ruf unter ihren Landsleuten haben. Man nannte mir als den berühmtesten unter ihnen, «einen grossen Schamanen», Sajan, weit oberhalb Nikolajewsk am Amur-Strom. Ein anderer, minder berühmter, Tschezach, ist im Dorfe Kaki, oberhalb Nikolajewsk zu Hause. Nach den Dörfern, wo es keine Schamanen giebt, werden diese im nöthigen Falle, bei Krankheiten, Sterbefällen und drgl. herbeigeholt[1]). Schamanengeräthe aber, wie Trommeln und dergleichen giebt es auch bei anderen Giljaken, so bei den Brüdern Surgin und Sogin in Kuik, obgleich sie beide keine Schamanen sind. Auch ist die Kunst zu tanzen, die Trommel zu schlagen und drgl., wie es bei dem Schamanen-Akte gebräuchlich ist, vielen anderen Giljaken bekannt und wird auch ohne Weiteres geübt, auf Begehren oder nach Wunsch, ohne dass es als Sünde betrachtet wird oder die Ausübenden gerade Schamanen seien. So soll ein Knabe im Dorfe Wait das Schamanen ebenfalls sehr gut verstehen, ohne selbst ein Schaman zu sein. Dazu gehört bei den Giljaken, wie mir scheint, nicht sowohl eine Kunstfertigkeit im Tanzen, Gesange und drgl., sondern die Fähigkeit gewisse Kunststücke zu machen, wie z. B. sich ein Messer scheinbar durch den Leib zu stossen und drgl. Dinge, welche sie ihren grossen Schamanen besonders nachrühmen. (Bm. I, p. 34, 35.)

28. Giljaken. Schamanenakt. Dass die Schlangen besonders gefürchtet werden, erfuhr ich aus einer mir durch Augenzeugen gemachten Mittheilung über die Geisterbeschwörung eines Schamanen bei den Giljaken von Petrowskoje. Der Schaman wandte sich, nach ausgeführtem Gesang und Geheul der Umstehenden, an den — Himmel, Sonne, Mond und Sterne beherrschenden Gott, (von dem er übrigens nichts mehr zu sagen wusste, als dass er in der Weise von den Aeltesten seines Volkes unterrichtet worden sei), und sprach die Beschwörungen oder Anreden an den Bären und die Schlange aus, als an die beiden, von Giljaken und Russen am meisten gefürchteten Thiere. Bei diesen Beschwörungen schlug er bisweilen mit einem Stäbchen, an dessen einem Ende eine Schlange, am andern ein Bär abgebildet war, auf eine trommelartig in einem Ringe ausgespannte Thierhaut. Die Umstehenden heulten und tanzten, der Schaman richtete alsdann an den Gott die Bitte um guten Fischfang, gutes Wetter, um Abfliessen des Regens in's Meer, um günstige und ungefährliche See für Giljaken und Russen. (Bm. I, p. 9.)

29. Giljaken. Schamanenakte bei Krankheiten[2]). Die (unheilbringende) Kröte, ist doppelter Art, nämlich bald eine einfache, schlechtweg *mipitsch* genannt, bald eine doppelte, *wap-mipitsch* mit doppeltem Rumpf und Extremitäten. Die erstere hat ihren Aufenthalt auf dem Lande, die letztere dagegen im Wasser, jene wird daher auch als *mif-mipitsch*, diese als *toll-mipitsch* bezeichnet[3]). Beide sind gewaltig und nicht geheuer, *magá*, ganz besonders der *Wap-mipitsch*, welcher nach giljakischem Ausdruck dem Teufel gleich ist (*kins ngarlatsch*), woher wohl auch seine Doppelgestalt rühren mag. Ihre böse Macht äussert sich nun darin, dass sie zum schlafenden Menschen heranschleichen und ihm durch den Mund in's Innere, in Brust und Magen kriechen, worauf der Mensch erkranken und sterben muss, wenn er nicht die gehörigen Mittel ergreift, um sich vom *Mipitsch* zu befreien. Das einzige Mittel aber, das ihm helfen kann, ist ein Schaman. Dieser beschwört einen *Kägn* (einen guten Gott), der aus dem Kranken den *Mipitsch* wieder entfernt. Zugleich wird dem Kranken ein vom Schamanen selbst, oder von jemand anderem auf Anordnung des Schamanen geschnitzter *Mipitsch* um den Hals gehängt, und muss noch fernerhin vom Kranken getragen werden, um ihn für die Zukunft zu schützen. Einem kranken Manne wird ein einfacher, einem Weibe ein doppelter *Mipitsch* umgehängt. Die *Mipitsch* sind immer aus Holz geschnitten, zumal der *Wap-Mipitsch*. Nur auf dem Schnauzenbande des todten Bären (s. p. 716. 720) befindet sich ein einfacher *Mipitsch* aus Birkenrinde. Dieser wird von Weibern, die hölzernen aber werden immer von Männern angefertigt, da Schnitzarbeiten aller Art nur Beschäftigung der Männer sind, während die Weiber sich auf das Ausschneiden von Arabesken und Figuren aus Zeug, und daher auch aus Birkenrinde, verstehen.

---

[1]) Dass die Schamanen weniger eine religiöse, als praktische, freilich mit Aberglauben gemischte Bedeutung unter den Giljaken haben, geht auch daraus hervor, dass sie niemals Geistliche, sondern Aerzte und Apotheker, weil sie Krankheiten heilen, als Schamanen bezeichnen, oder als ihren Schamanen entsprechend ansehen. (Bei den Bärenfesten darf der Schaman zwar zugegen sein, aber nicht «schamanen», s. p. 714, 722; vergl. auch p. 563).

[2]) Unwirksam bei Schlangenbiss, wogegen nur die um die Wunde gebundene Haut der Schlange hilft.

[3]) Diese Nachrichten rühren zumeist von Porkuk und ihrem Sohne Dshaman aus Kuik., Jutschin

Aehnlich wie von Kröte und Schlange ist auch die Anschauung der **Giljaken** von der Eidechse (*mä(r)ngai*), nur wird ihr eine viel geringere Macht zugeschrieben. Sie kriecht dem schlafenden Menschen angeblich in den Kopf und wird auf ähnliche Weise, wie jene, durch einen Schamanen entfernt, so wie durch das Umlegen eines eisernen Amulet-Reifs (*lalž*)[1] um den Kopf. Dieser Reif trägt jederseits in der Gegend der Schläfen die Darstellung einer Eidechse; nach vorn, näher zur Stirn hin befindet sich jederseits eine menschliche Gestalt, die an der einen Seite einen Mann, an der andern ein Weib bedeuten soll. Ganz vorn endlich, auf der Stirn trägt der *Lalž* eine Froschgestalt. Letzteres ist auffallend, da der Frosch (*dhal*) für nicht unheilbringend gilt, nicht *magá* ist. (Bm. II, p. 44—46.)

30. Giljaken. Wunderbare übernatürliche Handlungen, welche der giljakische Schaman ausführt, sind hauptsächlich die Mittel, durch die er Bewunderung und Ansehen unter seinen Landsleuten gewinnt. Jemehr diese Handlungen von dem natürlichen Laufe der Dinge abweichen, desto höher steigt der Ruf des Zauberers. Einen solchen geniesst z. B. der **Giljake** Räppun in Tebach, von dem folgendes Wunder berichtet wird. Es werden ihm die Hände auf dem Rücken durch Riemen festgebunden und die Gurgel ebenfalls durch einen Riemen zugeschnürt. Alsdann setzt er sich auf den Erdboden in der Jurte nieder, wo Licht und Herdfeuer ausgelöscht wird. Sobald es finster wird, stimmt er einen Gesang an, welcher nach Schamanenweise, mit langer Dehnung, häufiger Wiederholung und Umstellung derselben Worte monoton und mit zitternd heulender Stimme ausgeführt wird. Hiernach fällt der Schaman wie todt nieder.

---

meinte, dass der *Wap-mipitsch* die Begattung der Kröte darstelle, die zumeist im Wasser stattfinde und welche anzusehen bei den **Giljaken** für *nitsch* gehalten werde. Auch nach ihm muss der *Wap-mipitsch* von Weibern getragen werden.

[1] s. Anhang 6.

Nun stimmen alle in der Jurte Anwesende, Männer, Weiber und Kinder, einen Gesang an, der dazu dient, einen *Kägn* heran zu beschwören.

Während diese Beschwörung noch dauert erscheint ein *Kägn*, für alle unsichtbar, mit Ausnahme des Schamanen, löst ihm die Riemen an Hals und Händen und giebt ihm neues Leben. Sowie der Gesang verhallt ist, steht der Schaman wieder lebendig da.

Minder gewaltig ist der Schaman Chorvin aus Tschcharbach, doch ist dieser auch nur noch ein Knabe, ein *Matschcrlagu-tscham*. Dennoch übt er ebenfalls wunderbare Dinge aus. So setzt er sich, erzählen die Giljaken, mit auf dem Rücken festgebundenen Händen in der Jurte nieder, die Feuer sind ausgelöscht und alle Umstehenden stimmen einen Schamanengesang an, worin der *Kägn* angerufen wird, zu kommen und zu tanzen, und in der That komme noch während des Gesanges ein kleiner kaum nagelgrosser *Kägn* und tanze ihm auf den Armen. Sobald der Gesang verstummt ist, steht der Schamanenknabe entfesselt da.

Jeder Schaman hat seine eigenen Gesänge; was sie bedeuten und ob sie auch bei bestimmter Gelegenheit gesungen werden, ist mir unbekannt geblieben. Soviel scheint gewiss, dass jeder Schamanengesang zur Beschwörung eines *Kägn* dient, der sich einfinden und Hülfe leisten soll, sei es zur Heilung von Krankheiten oder zum Enthüllen der Zukunft und drgl. m. Auch scheint es, dass nach der Vorstellung der Giljaken der *Kägn* seine Wirkung stets tanzend ausführt, eine Vorstellung, die mit dem Gebrauche des Tanzens von Seiten des Schamanen selbst im Zusammenhange stehen mag. In den oben erwähnten Schamanengesängen wird der *Kägn* ausdrücklich zum Tanzen (*lärta*) aufgefordert. Nie ist aber das Erscheinen und Tanzen des *Kägn* jemand anderem in der Jurte sichtbar, als bloss dem Schamanen und das ist eben das Zeichen und der Beweis seiner höhern Macht und übernatürlichen Gewalt. (Bm. II, p. 17, 18.)

31. Giljaken. Der Giljake Jutschin aus Patchä schilderte mir in umständlicher Weise den Vorgang einer Geisterbeschwörung, die durch die Kraft eines Schamanen geschehe. Sein Bericht stimmte mit den oben mitgetheilten Schamanenhandlungen in hohem Grade überein. Ich lasse ihn hier folgen.

Es ist Nacht und dunkel in der Jurte. Auf dem Erdboden, mitten in der Jurte, wo der Hundetisch weggeräumt worden ist, liegt ein Schaman, mit auf dem Rücken gebundenen Armen, an der Kehle eine Schlinge von Riemen, deren beide Enden zwei Giljaken weit auseinander und entfernt vom Schamanen sitzend, festhalten. Alles ist lautlos in der Jurte, bis der Schaman das Wort *tſwyssj* ausruft, worauf ein Lärm in der Jurte entsteht wie von tanzenden Hölzern — er rührt von einem oder mehreren *Kägn's* her, die sich in der Jurte eingefunden haben. Alsbald reden die umsitzenden Giljaken den *Kägn* an, indem sie ihm verschiedene Fragen bezüglich seines Erscheinens vorlegen: ob er nämlich Beeren, oder Elenfett, oder eine Wurzel und drgl. brauche, oder ob er nur so gekommen sei? u. drgl. m. Der *Kägn* giebt auf eine jede Frage eine Antwort in bejahender oder verneinender, oder ausweichender Weise, was er durch verschiedene Arten des Lärmens ausdrückt. Folgt nämlich auf die Frage ein einfaches Hämmern, so ist die Antwort bejahend, folgt ein blosses Schaben, so ist sie verneinend, folgt endlich ein einmaliges Hämmern und darauf ein Schaben, so heisst das so viel wie «ich weiss nicht».

Nun nähern sich die *Kägn* unter stetem Geräusch dem gebunden liegenden Schamanen und tanzen lärmend auf ihm umher. Der Schaman haucht, allen hörbar, seinen Geist aus. Ist er todt, so stimmen alle in der Jurte sitzenden Giljaken den Beschwörungssang des *Kägn* an; lebt er aber, so singt nur einer von den Giljaken, zu dessen Wohl der *Kägn* befragt wird. Dieses geschieht, indem man ihn fragt: «Soll dieser (der betreffende Name) singen? soll jener NN. singen?» u. s. w. bis die Antwort bejahend lautet. Der Gesang, den die Giljaken nach dem Tode des Schamanen anstimmen, lautet soviel wie: «Mache bald lebendig, komme bald, warum zögern? komme bald, tanze bald!»

Durch diesen Gesang bewogen tanzen die *Kägn* lärmend wieder von dem Schamanen hinunter. Man hört ihn wiederum tief aufseufzen, — diesmal von Neuem Geist einathmend — und nun steht er von allen Banden entfesselt und wieder lebendig da. Mit den Worten: *käutschek via, käutschek via!**) die er jedem *Kägn* zuruft, bannt der Schaman nun alle *Kägn* wieder von dannen, es wird still in der Jurte, die Schamanenhandlung ist zu Ende und es dürfen die Feuer in den Herden wieder aufgeblasen werden. (Bm. II, p. 55 und 57.)

32. Giljaken. Im Dorfe Tyk auf Sachalin erzählte man mir, dass es bei den Giljaken auf Sachalin ebenfalls Schamanen gäbe; auch sollen sie dieselben Werkzeuge ihrer Kunst, wie die auf dem Continent, Trommel (*kassj*), Schamanengürtel (oltsch. *jangpá*) u. s. w. haben (Taf. LXI, Fig. 2, 4.) (2. W. R. I, p. 10).

Das grosse, aus wenigstens 10 Jurten bestehende Dorf Tschai-wo, an der Ostküste, sollte einen bei den Giljaken berühmten Schamanen besitzen. (2. W. R. II, p. 7.)

33. Samagirn. Im Dorfe Ngágha hörte ich am Abend Trommelschall. Ich erfuhr, dass in der Nachbarjurte die Schamanentrommel gerührt werde und begab mich sogleich dahin. In der Jurte war kein Licht, auch in den beiden Herden waren nur glimmende Kohlen vorhanden, vor welchen Weiber und Kinder kauerten. Aus einem entfernten finstern Winkel des weiten dunklen Raumes erschallten, von einem melancholischen einförmigen Gesang begleitet, die dumpfen Töne der Trommel, welche bisweilen so gewaltig waren, dass die ganze Jurte erdröhnte. Ich setzte mich, von meinem Führer begleitet, auf eine der Schlafbänke nieder und hörte einige Zeit der unheimlichen Musik zu. Als ich fragte, warum kein Feuer in der Jurte sei, erfuhr ich, dass die Schamanentöne einem kranken Weibe in der Jurte galten und dass dabei kein Feuer sein dürfe. In der That, als nach einiger Zeit in den Herden die Flammen angeblasen und die Nachtlampen in der Jurte angezündet wurden, verstummten Trommeltöne und Gesang augenblicklich. Ich näherte mich nun dem Schamanen, der auf einer der Schlafbänke sass. Neben ihm lag das kranke Weib, ein Kohlenbecken (*jachalacco*) mit verglommenen Kohlen zu ihrer Seite. Er wies auf die Kranke und gab mir zu verstehen, dass das Schamanengetöne ihr gegolten habe. Ich besah mir nun die Werkzeuge der grässlichen Musik genauer. Die Trommel (*üngtschu* der Kile u. a. tungus. Amur-Völker) bestand aus einem unregelmässigen, an den Enden spitzeren ovalen Reif von Holz, in welchem eine Membran von Reh-Blase ausgespannt war. Ein Kreuzband an der inneren Fläche der Trommel diente zum

---

*) Vielleicht *kaunčira* = auf! *vird* = lasst uns gehen! n. d. gilj. Wörterverzeichniss v. Dr. W. Grube.

Halten derselben, während sie mit einem Hundefusse, oder einem mit dem Felle eines Hundefusses überzogenen Stabe (*gessé*) geschlagen wurde [1]). Leider konnte ich, aus Mangel an Sprachkenntniss, mich auch nicht über den Inhalt des Schamanengesanges unterrichten lassen, (1. W. B. II, p. 77, 78.)

34. Oltscha. Während ich im Dorfe Yrri in einer Jurte am Abend Thee trank sah ich die Leute zwei Schamanentrommeln und anderes Zubehör hervorkramen und wie es schien zum Gebrauche zurechtlegen. Ich äusserte nun den Wunsch den Akt anzusehen und es wurde sogleich an die Vorbereitungen dazu geschritten. Zunächst wurden die Schamanentrommeln vor dem Herde gelinde erwärmt, um ihnen die gehörige Spannung und einen lauten Ton zu geben. Sie waren auch hier von Rehleder [2]) gemacht, doch wird ausser diesem auch das Leder von Elen, Hirsch und Rennthier, also von allen Cervus-Arten zu Schamanentrommeln, wenn sie gut sein sollen, benutzt. Während die Trommeln gestimmt wurden, machte sich auch der Schaman in seiner Kleidung bereit. Er zog seinen langen Oberrock aus und band sich die giljakische sogenannte *Kossjkha* [3]) vor. Um den Kopf legte er ein Band von Hobelspänen, an welchem nach hinten ein Bündel von Hobelspänen (Holzlocken) gleich einem Zopfe über den Rücken hing, die sogenannte *Giasadá*. Alsdann band er sich den Schamanengürtel vor, welcher an einem Riemen eine Menge eiserner Blätter, messingener Ringe u. drgl. metallener Stücke hat, die dazu dienen, während des Tanzes des Schamanen ein lautes Geklapper und Gerassel zu geben. Der ganze Gürtel heisst in der Sprache der Oltscha *jangpá* und trägt folgende metallene Anhängsel: einen grossen messingenen Kreis mit einer kleinen Oese und einigem Relief auf der Oberfläche, welcher einen mandshurischen Ursprung verräth. Dieser Kreis ist das sogenannte *Tolé*, das grösste Stück unter den Klappern des Gürtels. Ferner einige eiserne Stücke in Form eines Feuerstahls (*jassó*) der mandshu- und tungusischen Völker, dann zahlreiche eiserne Platten von unregelmässiger Form, die sogen. *Kyiré*, welche den grössten Theil der Klappern ausmachen; dann einige zusammengerollte eiserne Platten, die sogen. *Kongoró*, und endlich eine Art kleiner Glocken von Messing, aber ohne Zunge, *Kongoktó* (Glocke). Alle diese Stücke hängen in einem Haufen dicht beisammen und kommen, wenn der Gürtel umgeschnallt ist, an diesem nach hinten zu liegen. Der Gürtel hat ein bedeutendes Gewicht [*]).

Als der Schaman ihn umgebunden, setzte er sich auf die Bank, die Trommel wurde ihm gereicht und auf den Erdboden vor ihm eine eiserne Platte mit glühenden Kohlen gesetzt, über welche das trockene Kraut von Ledum palustre (*olsch. siankurá*) gelegt wurde. Dieses verbreitete sogleich einen stark riechenden und gewiss auch betäubend wirkenden Rauch in der Jurte, worauf der Schaman, inzwischen gegen den aufsteigenden Qualm sich bückend, in leisen und gezogenen Tönen einen melancholischen Gesang gegen den Rand der

---

1) Vergl. Taf. LXI, Fig. 4.

2) oder -Blase (?) s. Anhang 33.

3) Schurzrock s. p. 392.

*) Vergl. Taf. LXI, 4, wo die dargestellte Scene als giljakisch bezeichnet ist, obgleich in den Aufzeichnungen keine andere so zutreffende Schilderung sich findet. Es bezieht sich die Zeichnung also wohl auf die Oltscha, wenn sie nicht etwa nur die schematische Wiedergabe eines giljakischen Schamanenakts sein soll.

senkrecht aufwärts gehaltenen Trommel anstimmte, den er bisweilen mit bald schwächeren, bald stärkeren Schlägen gegen die Trommel begleitete. Allmählig aber wurden die Töne lauter, die Trommelschläge kräftiger. Der Schaman stand auf und begann seinen Gesang auch noch mit dem Geklapper des *Jangpi* zu begleiten. Dieses geschieht durch Hin- und Herbewegung der Hüften, ebenfalls in einem gewissen Rhythmus mit dem Gesange und dem Trommelgewirbel. Das Kohlenbecken mit der *Siankurá* wurde nun entfernt, der Schaman stand mitten in der Jurte, mit dem Gesichte gegen die Thür, mit dem Rücken gegen die Umsitzenden gewendet. Bisweilen aber drehte er sich, indem er das Geklapper des *Jangpá* steigerte, auch gegen die Umsitzenden um, dabei die Füsse ebenfalls gewissermassen rythmisch, jedoch immer nur langsam bewegend. Es war kein eigentlicher Tanz, sondern nur eine gesteigerte Bewegung der Hüften, mit einer langsamen rythmischen Umwendung des ganzen Körpers verbunden. Dabei hielt er die Trommel hoch empor und richtete sie gegen alle Seiten der Jurte. Die Töne, die er auf der Trommel hervorrief, waren ebenfalls sehr mannigfaltig, bald leise wirbelnd, bald durchdringend laut, so dass die kleine Jurte erdröhnte. Um diese Töne hervorzurufen, musste er mit der Hand sehr verschiedene Bewegungen machen, aber stets lag in denselben auch etwas Rythmisches, wie in den Umdrehungen des Körpers und den Bewegungen der Füsse. Mit dem heftigeren Geklapper des *Jangpi* und dem lauteren Trommelgewirbel wurde der Gesang selbst schwächer und verstummte endlich ganz, nur die Musik und der Tanz dauerten lange Zeit in unheimlich aufregender, zugleich ermüdender Weise fort. Oft wurde die Trommel gewechselt, die herabgespannte inzwischen von einem der Umsitzenden durch langsame Umdrehungen vor dem Feuer wieder von Neuem gestimmt. Auch wurde dem Schamanen dazwischen ein Schluck Wasser und einmal auch ein kleiner Bissen, vermuthlich von Fisch gereicht. Endlich brach er, scheinbar stark erschöpft ab und setzte sich auf die Bank nieder, sogleich sich eine Pfeife bereitend. Allein nach kurzer Rast begannen Musik und Tanz von Neuem. Der Schaman stand auf und schien die frühere Weise fortsetzen zu wollen. Dann gab er ein Zeichen gegen eins der umsitzenden Weiber. Dieses bekam nun sogleich eine Art grossen Kranzes und zugleich eine ziemlich hohe Krone von Stroh auf den Kopf und ein Band von Holz mit lang herabhängenden Zipfeln um den Hals. Es wurde der Fellsack, in dem die Trommeln aufbewahrt werden, auf den Erdboden in der Mitte der Jurte ausgebreitet. Das Weib setzte sich darauf nieder und der Schaman begann um dasselbe einen langsamen Tanz, von Trommel und *Jangpi* begleitet. Alsdann, auf ein Zeichen des Schamanen, wurde die Flamme in den Herden ausgelöscht, ich musste meine Kerze ebenfalls ausblasen und es wurde in der Jurte nun völlig dunkel. Der Schaman stand im Rücken des Weibes und setzte seine Musik einige Zeit fort. Alsdann aber bemerkte ich, dass die Trommel von einem der Umsitzenden geschlagen wurde, ein Umstand, der verbunden mit der Sitte der durchaus erforderlichen Finsterniss, mich vermuthen lässt, dass beim Schamanenacte die Sinnlichkeit stark im Spiele sein müsse. Endlich nahm der Schaman selbst die Trommel wieder in die Hand, die Flammen in den Herden wurden wieder aufgeblasen und auch mein Licht wieder angezündet. Das Weib sass wie zuvor, aber Kranz und Halsschmuck fehlten und einige Stücke davon lagen zerrissen auf dem Erdboden. Der Schaman berührte mehrmals, die Hand rythmisch und wie in Kreisen bewegend, den Kopf des Weibes, worauf dieses aufstand und die Decke entfernt wurde. Nun stimmte der Schaman noch einen langen Gesang an, welcher aus regelmässig langen Strophen zu bestehen schien, deren jede in derselben Weise von Trommel und *Jangpá* begleitet wurde. In bestimmten Zwischenräumen sang er die Töne gegen den Rand der senkrecht gehaltenen und eben erschütterten Trommel, welche lebhaft vibrirend resonirte und dem Gesang einen ganz eigenthümlichen Klang gab, als käme er in doppelter Weise und von verschiedenen Orten her. Dieser Gesang dauerte noch lange Zeit fort und mehrmals wurde die Trommel gewechselt, bis der Schaman endlich erschöpft abbrach. Gewiss enthielt dieser letzte Gesang den wesentlichen Inhalt des Schamanenactes. Leider konnte ich ihn aber nicht verstehen und auch mein Führer konnte mir nur sagen, dass die ganze Ceremonie mit dem Weibe so viel wie *Süwa*[1]) sei. (1. W. R. II p. 94—97.).

35. Oltscha. Im Dorfe Mongolé ertönte der Schall einer Schamanentrommel aus einer der Jurten. Ein Schaman sass hier auf der Bank neben einem schlafenden Kranken und diesem galten Getrommel und Gesang. Da ich die Worte nicht verstand, so kam mir beides genau so vor, wie ich es bei den *Samagirn* in Ngágha gesehen und gehört hatte[2]). Bis zum späten Abend war in Intervallen der dumpfe Schall der Schamaneninstrumente im Dorfe zu vernehmen, (T. 1. W. R. II. p. 113 und 114.).

36. Oltscha. In einer Giljaken-Jurte des Dorfes Kalm[3]) gab es ein krankes Kind. Das Oltscha-Weib, das auf dem uns begleitenden Oltscha-Boote sich befand erbot sich für drei Bündel Tabak es durch Schamanen zu kuriren. Alsbald ertönten die Schamanenlaute in der Weise, wie ich sie in Mongolé und Ngágha bei Krankenkuren gehört und beschrieben habe, nur dass sie hier von einen Weibe hervorgerufen wurden. Nach einem einleitenden Gesange unter Begleitung der Trommel nahm die Schamanende einige Hobelspäne (*súwa*) und ein Läppchen und strich mit denselben über das nackte, im Schoosse der Mutter liegende Kind, in der Art des Magnetisirens, fort, indem sie zugleich gegen den Rand der resonirenden Trommel sang. Als dieses geschehen beschloss sie durch einen Gesang und Trommelschlagen die Kur, worauf das Kind wieder in die Wiege gelegt wurde. (1. S. R. I p. 7.).

37. Oltscha. In das Land *Bun*, das Jenseits der Oltscha, vermögen sich nur die «guten, wirklichen» Schamanen zu begeben, deren es nur wenige giebt, nicht die «kleinen oder schlechten» Schamanen, deren man in jedem Dorfe welche findet[4]). Diese können nur die Schamanengesänge und Tänze ausführen, aber in das Land *Bun* reisen können sie nicht. Sie sind daher auch keine eigentlichen Schamanen, sondern nur *solde nei* d. i. gewöhnliche Menschen. Wirkliche Schamanen, die das Land *Bun* besuchen, zählen die Oltscha gegenwärtig nur fünf: zwei derselben wohnen am See Udyl, einer am Amgunj und zwei am Gorin, — sonderbarer Weise alle an den Nebenzweigen des Amur und keiner am grossen Strome selbst. (2. S. R. I. 37.).

---

[1]) S. Anhang 9.
[2]) S. Anhang 31.
[3]) Am r. Ufer d. Amur.
[4]) S. Anhang 27.

38. Golde. Während wir uns mit Beobachtungen und Sammeln am Cap Auwa*) beschäftigten, ging ein kleines stark bepacktes Golde-Boot an uns vorüber. Zwei Weiber sassen in demselben und ein alter Mann zog es an einer Leine fort. Es hielt in Auwa und wir erfuhren, dass auf demselben eine Leiche sei. Bei seiner Ankunft in Auwa war ein allgemeines Klagegeschrei und Geheul von den Bewohnern des dort belegenen Dauro **) erhoben worden, eine Condolation, in welche auch ein Chinese einstimmte, der von seiner nahen Wohnung, ebenfalls Auwa genannt, herüber gekommen war. Es war die Leiche des Mannes von einem der auf dem Boote befindlichen Weiber. Dieses hatte zur Trauer ihr langes Haar geschoren und den Kopf verbunden. Die Leute schlugen ihr Zelt vor dem Dauro auf, um zu übernachten. Als es Abend wurde, brannte ein Feuer vor ihrem Zelte und die Schamanentrommeln wurden davor gespannt. Das Schamanen wurde von einem Weibe (jedoch nicht der Wittwe des Verstorbenen) in üblicher Weise ausgeführt. Der Mond kam hinter einer dunkeln Wolke hervor. Sein blasses Licht fiel auf die hässliche Geisterbeschwörerin, welche singend vor dem lodernden Feuer ihre grosse Trommel schwang und tanzend den klirrenden Schamanengürtel bewegte. Die Wittwe aber und die Golde aus dem Dauro sassen und standen um's Feuer und hörten dem Gesange und den unheimlichen Tönen der Trommel und des Gürtels schweigend zu. Das Schamanen galt offenbar der Leiche und dauerte bis zum späten Abend, um sich beim Sonnenaufgang zu wiederholen, worauf das Zelt abgebrochen wurde und das Boot mit der Leiche sich zur Weiterreise in Bewegung setzte. Wahrscheinlich hatte der Tod des Mannes eine bestandene Wirthschaft aufgelöst und das Weib suchte sich eine Heimath stromaufwärts (1. S. R. III p. 34).

39. Golde. Der Storch hat keine andere Verwendung bei den Golde, als dass sein Fleisch von den Schamanen gegessen wird. (1. S. R. IV. p. 14).

Anmerkung. Ueber die Schamanen der Manägirn hat der Verf. ausser ihrem Vorhandensein nichts ermitteln können. (2. S. R. III. p. 41).

40. Dauren. Im Dorfe Chormoldin am oberen Amur zeigte man mir die bei den Dauren üblichen Schamanenutensilien. Es war eine aus Pappe gemachte, mit menschlichen Gesichtern auf jeder ihrer Zacken bemalte Krone ***) und ein Mantel aus rothem Zeuge, an dem in mehrfachen Reihen grosse Messingplatten und kleinere Metallstücke hingen, was dem Mantel ein ungeheures Gewicht gab. Man musste den Schamanen bedauern, der unter solcher Last seine Tanzbewegungen zu machen hatte. Der Wirth und Eigenthümer des Mantels gab an, selbst Schaman zu sein, und Krankheiten wegzaubern zu können. Nach seiner Angabe sollten auch die Mandshu dergleichen Schamanengebräuche üben. Bei beiden aber findet man daneben die kleinen Tempelchen in den Gemüsegärten, welche buddhistisch zu sein scheinen. (2 S. R. II, p. 57).

---

*) Auf der Karte — Aua, am r. Ussuri-Ufer.

**) Sommerzelt der Golde s. p. 372; in den Reisetagebüchern des Verf. findet sich aber auch der Ausdruck «Dauro von (so viel) Zelten», es ist also darunter auch eine Sommercolonie zu verstehen.

***) Vielleicht der buddhist. Priesterkrone nachgebildet, ebenso wie bei den gekrönten Giljaken-Götzen, s. Anh. 20 und 21. Einige ähnliche Götzen, jedoch mit aufrecht stehenden Thierfiguren auf den Köpfen, besitzt das akad. Museum von den Oroken auf Sachalin.

41. Mandshu. Im Dorfe Torell vernahmen wir die wohlbekannten, lange nicht gehörten Töne einer Schamanentrommel, die uns hier ziemlich unerwartet kamen, da Torell von Mandshu bewohnt ist, die wir für Buddhisten zu halten geneigt waren. Hier lag aber der Beweis vor, dass Schamanenglaube, wenn nicht ausschliesslich, so doch mit dem Buddhismus untermischt bei den Mandshu im Gange ist. (2. S. R. II, p. 59).

II. Vorstellungen der Amur-Völker vom Leben nach dem Tode und dementsprechende Behandlung der Todten.

Schicksal der Seelen nach dem Tode.

42. Giljaken. Die (Amur-) Giljaken sind (nach dem Bericht Surgin's) der Ansicht, dass die Seele jedes Ermordeten, den Selbstmörder nicht ausgenommen, gen Himmel fliege, während die natürlich Verstorbenen in die Erde oder unter die Erde wandern. Dieses Auffliegen gen Himmel wird nun höchst wahrscheinlich durch die fliegende Gestalt des *Wagn* dargestellt, welcher einem fliegenden Menschen mit eigenthümlichem Vogel- oder Fischkopf ähnlich ist. (Bm. I, p. 53.)

43. Giljaken. Der (Amur-) Giljake Jutschin dictirte mir in die Feder ein interessantes Lied, zu dem ich durch weitere Fragen einen theilweise höchst belehrenden Commentar erhielt. Das Lied wurde von dem Giljaken Orkin aus Magho seinem Weibe Rschyvguk aus Wair gesungen, das er sich geraubt hatte*). Orkin war zu meiner Zeit noch am Leben, das Weib aber schon todt.

Der Hauptinhalt des Liedes scheint sich auf ein «Dorf Mlygh-wo» zu beziehen, und ich erkundigte mich daher, was es für ein Dorf sei und wo es liege? Ich erfuhr nun, dass es der Ort im Innern der Erde sei, wohin die Seelen aller an Krankheiten Verstorbenen wandern, während diejenigen der Ermordeten**) gen Himmel fliegen. Bei der Menge der «ruhig» oder an Krankheiten hinsterbenden Menschen, meinte mein Berichterstatter, müsste Mlygh-wo ein grosses Dorf sein; aber mehr als das wusste er darüber auch nicht zu sagen. Zur raschen und glücklichen Wanderung dahin dienen denn auch die verschiedenen über der Asche der Verstorbenen niedergelegten Dinge, wie die Adler-Schwingen, Nahrungsvorräthe u. s. w.***).

Auf meine weitere Frage, was mit der Seele des von einem Bären Getödteten geschehe, lautete die überraschende Antwort: Eine solche Seele nehme selbst die Bärengestalt an und wandere in den Wald und in's Gebirge.

---

*) S. d. giljakischen Text im Anhang zum III. Bd. dieses Werkes: «Linguistische Ergebnisse, bearbeitet von Dr. W. Grube» p. 41.

**) Nach anderer Mittheilung auch die Seelen der Selbstmörder (s. Anhang 42).

***) s. Anhang 47, 53.

Es ist das unzweifelhaft bei den Giljaken (ebenso wie bei den Oltscha*) die Vorstellung von einer Seelenwanderung, denn sie legen den Körper des vom Bären Getödteten in ein besonderes Leichenhäuschen (*tschchyf-ngych*) nieder und bringen ihm Beeren, Fischvorräthe und drgl. zu**). Dennoch soll der Getödtete selbst, d. i. also seine Seele, in Bärengestalt, mit Fell und Haaren u. s. w. in den Wald ziehen.

Nur die Schwierigkeit, bei mangelhafter Sprachkenntniss sich mit einem zur Abstraction wenig geneigten Naturvolke über abstracte Begriffe zu verständigen, hat mich bisher den giljakischen Ausdruck für «Seele» nicht kennen lernen lassen. Die erwähnten Anschauungen aber über die Folgen des Todes unter den Giljaken stellen es ausser Zweifel, dass sie den Begriff der Seele, als geistiger, dem Menschen innewohnender Macht kennen. Die erwähnte Vorstellung von der Metempsychose des vom Bären Getödteten erklärt auch wiederum einigermassen, warum seiner Leiche Nahrungsvorräthe zugebracht werden. Seine Seele wandert eben noch auf Erden umher, während die Seele des von Menschen Ermordeten zum Himmel geflogen ist und also keiner irdischen Nahrung mehr bedarf. Diese Vorstellung mag ferner auch theilweise Veranlassung zur Heilighaltung, Verehrung und oft sehr anthropomorphischer Behandlung des Bären von den Giljaken sein. (Bm. II, 57—59.)

44. Giljaken. Die Seele eines im Strome oder im Meere Ertrunkenen kommt (nach Jutschin's Bericht) bei den Giljaken, ebenso wie bei den Oltscha***) weder in den Himmel noch nach Mlygh-wo, sondern fährt in einen Seehund und zwar in einen *Kighitsch* oder *Pyghi-langr* d. i. eine erwachsene Phoca vitulina oder nautica. Auch an den Fang eines Seehundes schliesst sich daher manches *Uitsch*. So muss man z. B. immer, wenn man einen Seehund gefangen hat, ihm vor allem Gebrauche mit dem Messer einen Schnitt durch jedes Auge machen, so dass die Augenflüssigkeit auslaufen kann. Diese fängt man mit der hohlen Hand auf und wirft sie in den Strom zurück. Alsdann erst kann der Seehund nach Bedarf verwendet werden†).

Wie die Vorstellung der Giljaken von dem Himmel (*tlö*) ist, wohin die Seelen der Ermordeten sich begeben sollen, ist schwer zu sagen. Auf meine Frage, ob diese Seelen auf einen der Sterne, die ja auch Erden seien, sich begeben, erhielt ich zur Antwort, dass sie auch über diese hinaus, *kikr* d. i. «landeinwärts» von den Sternen zögen††). (Bm. II, p. 62, 63.)

45. Oltscha. Von Chossiambo erfuhr ich über die Ansichten der Oltscha in Bezug auf das Schicksal der Sterbenden und die Metempsychose in Wasserthiere und Bären Folgendes:

Stirbt ein Oltscha «ruhigen» Todes oder gewaltsam durch Ermordung, so ist er nach dem Lande Bun gewandert. Wo dieses Land liege, ob stromauf- oder -abwärts, wusste Chossiambo nicht zu sagen und fand meine Frage eigenthümlich, da er dort nicht gewesen sei. Dass es aber in der Erde liege, negirte er ausdrücklich; es scheint daher diese Vorstellung von dem Mlygh-wo der Giljaken verschieden zu sein. Auch wusste Choss. viel mehr vom Lande Bun als die

---

*) s. Anhang 43. p. 764.
**) s. Anhang 37. p. 771.
***) s. Anhang 43. p. 764.

†) s. p. 548.
††) also über sie hinaus; s. die Sternenbewohner p. 679.

Giljaken von ihrem Mlygh-wo zu sagen. Es ist, meinte er, völlig ebenso beschaffen, wie dieses Land (die Erde), mit Sonne, Mond und Sternen, einem *Mangu* (Amur-Strom), mit Bergen und mit allen Thieren und Pflanzen, die es hier giebt, mit verschiedenen Völkern und Familien, die ihren Beschäftigungen dort wie hier nachgehen. Alles jedoch mit dem Unterschiede, dass, wenn hier Sommer ist, dort Schnee und Eis liegt und man in dem Bun-Lande mit Hunden fährt, und umgekehrt, und ebenso wenn es hier Tag dort Nacht ist und man alsdann dort schläft. Auch steht das Schicksal der Bun-Bewohner mit der hiesigen Menschheit in Wechselbeziehung: fangen sie dort in einem Jahre viel Fisch und schlagen sie viele Bären todt, so werden zur selben Zeit hier nur wenige Fische gefangen und Bären getödtet, und umgekehrt. Auf der Kenntniss dieser Verhältnisse beruhen nun auch die Prophezeiungen der Schamanen, welche die Macht haben, sich willkürlich nach dem Lande Bun zu begeben und wieder in's Diesseits zurückzukehren, was einem gewöhnlichen Sterblichen nicht gegeben ist, der, einmal nach dem Lande Bun gewandert, als Mensch niemals mehr auf diese Erde wiederkehrt.

Zur Wanderung in's Bun-Land ist eine gewisse Zeit nöthig. Choss. meinte, dass man bei langsamer Wanderung 9 Mal, bei rascher nur 5 Mal zu übernachten habe, in 4 Nachtlagern es aber nicht erreiche. Es ist hier eine Zeitbestimmung um so sonderbarer als die Raumbestimmung für das Bun-Land fehlt, nach der ich vorhin gefragt. Den Mittheilungen der in's Bun-Land sich begebenden Schamanen verdanken denn auch wohl die Oltscha das Meiste ihrer Vorstellungen vom Jenseits, worüber ich noch Folgendes erfuhr:

Wie auf dieser Erde so halten auch im Bun-Lande die Glieder eines Volkes, und ebenso einer Familie zusammen und Jeder tritt nach seinem Tode an den ihm gebührenden Platz in seiner Familie ein. Die Völker im Bun-Lande leben in derselben Weise fort wie hier. Wie die hiesigen Erdenbewohner sind endlich auch die Bewohner des Bun-Lands (*Buntschi-nei*) sterblich und es trifft sie ein theilweise den Erdenbewohnern ähnliches, theilweise besonderes Schicksal.

Stirbt nämlich ein Buntschi-nei «ruhig» oder gewaltsam, durch Mord, so verwandelt er sich in ein Kraut, ein Gras, oder einen Baum, dieser unserer Erde. Dies ist also die Form, in der ein gewöhnlicher Sterblicher aus dem Bun-Lande auf die Erde zurückkehrt. Die Verwandlung der sterbenden Bun-Bewohner in verschiedene Pflanzen auf der Erde betheuerten Choss. und ein anwesender Dyra-Golde ausdrücklich. Dabei soll auch keine Unterscheidung nach Alter und Geschlecht für die verschiedenen Pflanzenarten stattfinden, so dass ein Kind ebenso gut wie ein Erwachsener, ein Mann so gut wie ein Weib, in einen Baum oder in ein niederes Gras sich verwandeln könne. Wohl aber besteht ein grosser Unterschied nach dem bessern oder schlechtern Charakter der sterbenden Bun-Bewohner. Haben nämlich die Oltscha von einem gefällten Baum ein Stück des Stammes abgehauen und spalten dieses längs der Mitte, und es fallen die beiden Hälften gerade und in gleicher Grösse auseinander, dann sagen sie, es sei ein guter Mensch gewesen, fallen dagegen die Hälften uneben und krumm auseinander, dann heisst es so viel wie: war vordem schon ein krauser Mensch!

Anders ergeht es den ertrunkenen oder von Bären zerrissenen Bun-Bewohnern. Diese erleiden nämlich dasselbe Schicksal dort wie die ähnlichen Todes verstorbenen Erdenbewohner hier. Denn auch im Bun-Lande giebt es, wie auf der Erde, einen *Amba* (gilj. *kins* = Teufel), der in tausendfältiger Gestalt Wald, Berge und Gewässer bewohnt und die Menschen zu ergreifen und zu fressen sucht. Ertrinkt daher ein Bun-Bewohner, so hat ihn der Wasser-Amba (*toll-kins* der Giljaken) gefressen und er verwandelt sich in einen Seehund, einen Fisch oder ein anderes Wasserthier. Zerreisst ihn ein Bär, so hat ihn der Wald-Amba (*pall-kins* der Giljaken) geholt und er wandert als Bär in den Wald. (2 S. R. I, p. 36—39.)

Leichenbegängniss und Trauer.

46. Giljaken. Einer der Bewohner von Kuik wurde schwer krank in's Hospital von Nikolajewsk gebracht. Die Giljaken jedoch litten sein Verbleiben daselbst nicht, indem sie es für *uitsch* hielten und brachten ihn wieder in's Dorf, wo er im November 1854 verstarb. Obgleich sie mich noch bei dessen Lebzeiten zu seiner Verbrennung einluden, so geschah diese doch ohne dass sie Meldung davon gaben (drei Tage nach dem Tode), bei starker Purga (Bm. I. p. 18, 19).

47. Giljaken. Dem Todten, der in der Jurte liegt, wird alles Mögliche an Nahrung zur Seite gelegt, ja auch nach Verbrennung der Leiche werden der Asche derselben noch allerhand Esswaren und auch Branntwein während der Dauer eines Jahres zugebracht, in der Meinung, dass der Verstorbene so lange noch Nahrung zu sich nimmt. Die Leiche wird, im Winter auf einem Schlitten liegend, auf den Scheiterhaufen gestellt, mit lockeren Reisern bedeckt und der Scheiterhaufen angezündet. (Bm. I. p. 27).

48. Giljaken. Am 19. Mai 1856 erreichten wir Chjare (mit einer Jurte am r. Amur-Ufer), wo ich zu Mittag halten liess. Ich erkundigte mich nach Fisch, wurde aber sogleich berichtet, dass kein Fisch gefangen worden sei, weil der alte Wirth der Jurte am gestrigen Tage gestorben und noch unbestattet in der Jurte liege. Ich begab mich sogleich dahin und sah hier die Leiche auf einem Schlitten auf dem Erdboden vor dem Hundetische liegen (Taf. LXII.). Es war derselbe Alte, der mich im vorigen Jahre zur Jagd auf dem anliegenden kleinen See gefahren hatte. Die Leiche war noch garnicht entstellt, nur die Farbe des Gesichts war dunkler und zwar kupferbraun geworden, so dass das lange greise Haar von dem Gesichte stark abstach. Der Leichnam war in ein neues blaues Zeug gekleidet, und über den Rumpf mit einer Decke von grauem Zeug bedeckt, auf welcher, über der Brust der Leiche, drei zusammengelegte Stücke bunten Zeuges und zwei Speere, ein grösserer und ein kleinerer, wie sie die Eingebornen gebrauchen, mit rohgearbeiteten kurzen Stielen versehen, lagen. Um den Kopf und zu den Seiten des Gesichts lagen Tannenzweige; über die Augen lief eine Schnur mit aufgereihten länglichen Ellernbast-Stückchen, zu dreien auf jedem Auge; an den Ohren lag jederseits eine grosse rothe Perle und auf dem Halse ein dickes Bündel feiner Holzlocken. Die Beine und Füsse waren mit demselben blauen Zeuge bekleidet, wie der ganze Leichnam, und an den Knöcheln und über den Zehen mit einer Schnur zugebunden, so dass es die Form von Stiefeln hatte. Hinter dem Kopfe lagen, quer über die Narte gelegt, Jukola *), darauf einige Tabaksblätter in Birkenrinde gewickelt und eine Pfeife. Die Narte war sonst ebenso beschaffen wie gewöhnlich, nur fehlten die Bogen- oder Krummhölzer **) vorn und hinten, statt deren kurze gerade Stangen jederseits vorragten. Der Leichnam war unter der grauen Decke an die Narte gebunden.

Nachdem ich wenige Minuten vor der Leiche gestanden, wurden drei Hunde, an einen langen Riemen gespannt, in die Jurte gebracht und der Riemen an der Narte befestigt. Nun hoben mehrere Männer die Narte mit der Leiche auf, während ein anderer die Hunde führte und so setzte sich der Zug in Bewegung (Taf. LXIII). Es ging aus der Jurte hinaus an den Vorrathskammern vorbei in den Wald hinter das Dorf, wo der schon durch mehrere Raff's ***) bezeichnete Bestattungsort der Todten lag. Der Leiche folgte unmittelbar das Weib des Verstorbenen mit losem Haar, ein Stück Birkenrinde in der Hand und ein monotones Geheul anstimmend, worin sie jedoch bei den übrigen Giljaken, Männern, Weibern und Kindern keine Nachahmung fand. An dem Bestattungsort angelangt wurde die Narte mit der Leiche auf die Erde neben den schon bereitstehenden Scheiterhaufen niedergesetzt. Dieser bestand aus ein paar Reihen abwechselnd längs und quer gelegter Hölzer, von denen erstere die Länge des Körpers hatten. Daneben war ein grosser Haufen Tannenzweige zum Verbrennen der Leiche bereit gelegt [1]).

Nachdem die Narte niedergesetzt war, wurden die Hunde abgespannt und einer derselben in's Dorf zurückgeführt, während die beiden anderen an einen Baum gebunden wurden. Nun trat das Weib des Verstorbenen auf den Leichnam zu und nahm ihm die Zeugstücke und Speere, das graue Leichentuch, die Jukola, den Tabak und die Pfeife ab und legte sie bei Seite auf die Erde. Desgleichen band sie ihm die Augenbinde ab und warf sie fort, wie auch das Bündel Holzlocken vom Halse. Alsdann nahm sie ihm aus einer Hand eine Prise feinen Tabaks, aus der andern eine Wurzel, die zwischen die Finger gelegt worden war, und löste endlich die Schnur, welche den Körper an die Narte band. Ein alter Giljake war inzwischen beschäftigt, Tannenzweige auf den Scheiterhaufen auszubreiten.

Als dieses Lager fertig war wurde die Leiche von der Narte gehoben und auf den Scheiterhaufen gelegt (Taf. LXIV). Auf dem Boden der Narte lag ein Brett und auf diesem ein grosses Stück Birkenrinde, welche die Spuren des Gebrauches zum Aufbewahren von Beeren an sich trug und jetzt dem Todten zur unmittelbaren Unterlage gedient hatte. Brett und Birkenrinde wurden abgeworfen und die Narte bei Seite geführt, wo ein Giljake sie entzweibrach und die Stücke liegen liess. Andere waren inzwischen beschäftigt, die zwei übrig gebliebenen Hunde zu tödten, was in folgender Weise geschah: Einer der Giljaken hielt den Hund an einer Schnur fest, ein anderer warf ihm ein Stück Jukola vor und während der Hund davon frass, schlug ein dritter mit einem Knüppel nach dem Halse des Hundes und drückte ihn damit zur Erde, worauf ein vierter dem Thiere ein zugespitztes Stöckchen in's Herz bohrte. Beide Hunde wurden auf diese Weise getödtet und bei Seite gelegt*). Noch andere Giljaken beschafften mittlerweile das Feuer zum Verbrennen der Leiche. Dieses darf nach giljakischer Anschauung nicht auf die gewöhnliche Weise durch Feuerstein und Stahl, sondern muss durch Aneinanderreiben von Holzstücken erzeugt werden. Es wurden zu diesem Zwecke aus trocknem Lärchenholze eine Art Spindel geschnitten und zwei längliche Hölzchen mit je einer Höhlung in ihrer Mitte, in welche die Spitze der Spindel genau passte. In diese kleinen Vertiefungen an den Hölzern wurde ein kleines Stückchen Schwamm gelegt, die Spindel mit ihren Spitzen senkrecht in dieselben hineingestellt, und mit Hilfe eines Riemens gedreht, was nach ein paar Augenblicken den Schwamm zünden liess. Das gewonnene Feuer wurde alsdann durch Schwamm unterhalten. (Taf. LXIV, im Vordergrunde links).

---

*) S. pag. 420 dieses Werkes.

**) S. Taf. XXXVI, Fig. 1. l.

***) S. Anhang 30.

[1]) Es war Pin. picea, wie alles Uebrige zum Verbrennen der Leiche, wie zur Ausschmückung in der Jurte Gebräuchliche.

Unterdessen wurden die übrigen Vorbereitungen am Scheiterhaufen getroffen. Nachdem, wie erwähnt, der Leichnam auf die aufgeschichteten Tannenzweige niedergelegt worden, deckte man ihn mit einer dicken Lage von Tannenzweigen, zu jedoch so, dass die Stirn und der Scheitel mit dem grauen Haar noch aus dem Reisig hervorsahen. Nun wurden ringsum lange Holzscheite, vom selben trockenen Lärchenholz wie alles Uebrige, pyramidenförmig zusammengestellt, wobei bloss an der Kopfseite ein kleiner Zwischenraum frei blieb, durch welchen man immer noch den grauen Scheitel durchsah. Dabei wurden zugleich auch nach innen in die Pyramide einige lange Holzscheite auf die Tannenzweige, welche die Leiche deckten, gelegt. Als der Scheiterhaufen somit fertig war, wurde der Platz rings herum etwas gereinigt, indem das trockene Reisig, die kleineren Wurzeln und das Gras um den Holzstoss mit dem Beile fortgeschafft wurde, damit das Feuer nicht um sich greife. Jetzt nahm die Wittwe des Verstorbenen den glimmenden Schwamm, wickelte ihn in trockenes Moos, legte ein breites Band von Birkenrinde herum und setzte es durch Hin- und Herschwenken in Flamme, die sie durch andere Birkenrinde noch stärker anfachte. Als sie aus Mangel an Erfahrung nicht wusste, an welcher Stelle das Feuer zuerst angelegt werden müsse, gab ihr ein greiser Giljake die nöthige Anweisung und sie legte das Feuer nun unter den Kopftheil des Scheiterhaufens. (Taf. LXV). Sobald das geschehen war kamen noch andere Giljaken zu Hülfe, nahmen Feuer von dem Weibe und legten es an entsprechender Stelle der andern Seite der Pyramide, unter der Leiche und dann rings um dieselbe herum an, wobei sie zunächst der Birkenrinde sich bedienten, welche unter dem Leichnam auf der Narte gelegen hatte. Das trockene und leicht entzündliche Brennmaterial fasste rasch Feuer und bei dem mässigen Winde stand bald die ganze mächtige Holzpyramide in lichterloher Flamme. Die von derselben ausströmende Gluth nöthigte die Umstehenden etwas weiter zurückzutreten und da lagerte dann eine Gruppe von Männern, Weibern und Kindern unter einem Baum, der gierigen Flamme zusehend, die ihren Verstorbenen verzehrte.

Nahe davon lag die Verbrennungsstätte eines unlängst verstorbenen alten Weibes aus demselben Dorfe, und daneben das dazu gehörige noch ganz frische Raff*). Dieses sollte nun auch dem alten Manne als Raff dienen und es wurde die Thür geöffnet, damit die Seele des Verstorbenen während des Verbrennens seines Leichnams in diese für sie bestimmte Behausung ziehe.

---

*) Auf der Taf. LXIV sind durch ein Versehen alle drei Hunde als bei diesem Acte gegenwärtig dargestellt.

Augenblicklich standen darin nur die üblichen, weiter unten (53—55) besprochenen Raff-Symbole und einige Schaalen und Gefässe aus Birkenrinde und Holz. Ist aber der Leichnam verbrannt und seine Seele in's Raff (zum Weiterwandern nach Mlygh-wo) gezogen, dann werden ihr auch die nöthigen Vorräthe an Beeren, Fisch, Tabak und drgl. in das Raff gebracht. — Als das Feuer etwas gelinder wurde, nahmen die Wittwe und ein paar Männer lange Stangen zur Hand und schoben damit das brennende Holz mehr zusammen; warfen auch neues zu, um die Verbrennung zu beschleunigen. Bald war auch von der Leiche nichts mehr als der verkohlte Magen zu sehen, welcher am langsamsten verbrannte. Die Menge des verbrannten Brennmaterials und die Frische des Waldes verhinderten jedoch, dass irgend ein unangenehmer Geruch während des Verbrennens der Leiche zu verspüren gewesen wäre. Das Feuer wurde lange Zeit hindurch unterhalten, damit der Körper völlig zu Asche verbrenne, die alsdann zusammengescharrt und (an Ort und Stelle) beigesetzt wird. Inzwischen nahmen die Weiber, und unter ihnen die Frau des Verstorbenen, die getödteten Hunde vor **) und begannen sie abzubalgen, um aus den Fellen einen Pelz (für die Verwittwete) zu nähen. Das Fleisch dieser geopferten Thiere aber wird nicht gegessen, sondern bleibt auf dem Opferplatze liegen und wird natürlich die Beute der Krähen und auch der anderen hungrigen Hunde des Dorfes. (2. S. R. I. p. 10—14).

49. Golde. Als ich im Dorf Chongar (am r. Amur-Ufer) zwischen zwei weiter aus einander stehenden Jurten durchging überraschte mich menschliches Geheul, das mitten aus dem übermannshohen Grase kam. Ich forschte nach und sah ein Weib, das dort zusammengekauert sass und in den Himmel starrend das Geheul erhob. Einige Zeit sah ich zu, dann erkundigte ich mich nach dem Grunde ihrer Trauer. Sie gab zur Antwort: *buĭke* d. h. todt, stand dann auf und erklärte mir, dass im nächstliegenden Dorfe ihr Mann gestorben sei und sie darüber wehklage. Doch schien die Unterbrechung ihr nicht unangenehm zu sein, und als ich, um sie in ihrem Schmerz nicht zu stören, fortging, ging sie (wohl durch die Unterbrechung beruhigt) ebenfalls, ihre Wehklage aufgebend nach der andern Seite zur Jurte ab***). (I. S. R. IV. p. 17).

Grabmäler.

50. Giljaken. Hinsichtlich der Bestattung der Leichen bei den Giljaken erfuhr ich von Jutschin Folgendes: Die Leichen werden verbrannt und die Asche in einem Gefäss in die Erde gescharrt, worüber ein Leichenhäuschen (Raff) errichtet wird*). Die kleinen Spitzen auf dem Dache des Raff, wie sie die Abbildung zeigt, (Taf. LXVIII, Fig. 1.) heissen *kargha* (das r schnarrend ausgesprochen). Im Innern des Raff befindet sich ein in der Mitte durchbohrtes und mit einem Pflocke versehenes, ausserdem noch mit Leinwand oder Zeug überzogenes Brettchen, zum Zeichen, dass unter der Erde eine Leiche begraben ist.

---

*) Auf Taf. LXV das Häuschen rechts; zwischen diesem und dem Scheiterhaufen die Verbrennungsstätte.

**) Auf Taf. LXV, ebenso auf Taf. LXIV sind irrthümlich 3 Hunde statt zweier dargestellt.

***) s. Anhang 28. 48. p. 768.

Ein ungehobeltes Stäbchen oder ein solcher Stock (*wadżack*), in die Erde gesteckt, soll ebenfalls einen Ort bezeichnen, wo eine Leiche bestattet ist. (Bm. I p. 18).

51. Giljaken. Im September 1854 entdeckten die Giljaken von Kuïk, dass eins ihrer Leichenhäuschen, Raff's, von russischen Soldaten zerstört und der Boden, auf dem jenes gestanden, aufgewühlt worden, und kamen sich darüber beklagen. Ich erfuhr dabei, dass sich in der Erde unter den Häuschen die Asche verbrannter Leichen befinde, und darinnen verschiedene bunte Flicke, seltsame Geräthschaften und drgl. deponirt seien. Bei Kuïk lagen im Birkenwalde am Amur 4—5 solcher Häuschen zusammen und bildeten einen Begräbnissplatz, während man sonst solcher Baue oft einzeln mitten im Walde findet. Die Giljaken erzählten, dass in dem zerstörten Häuschen die Asche von sechs Kinderleichen in einem Gefäss zusammenlag, worüber ebensoviel Zobelfelle gelegt waren. Letzteres sei geschehen, um ein ähnliches rasches Hinsterben der Kinder, wie es in dem Jahre stattfand, zu verhindern. Jetzt, da das Haus zerstört sei, fürchteten sie die Wiederkehr der Seuche. (Bm. I. p. 15, 16).

52. Giljaken. Jeder Ort, wo eine Leiche deponirt ist oder die Asche eines Verstorbenen sich befindet, wird von den Giljaken gewissermaassen für heilig und unantastbar gehalten. Kein Giljake rührt daher in übermüthiger Weise ein Raff an. Auch darf dieses niemals an einen andern Ort versetzt werden. Solches wäre *uïtsch*. Ob daher die Giljaken von Kuïk über die Plünderung und Zerstörung ihres Raffs auch klagten und weinten, so entschlossen sie sich doch nicht die Ueberbleibsel nach den Dörfern zu transportiren, wohin sie selbst aus Kuïk fortgezogen waren. (Bm. 1. p, 56).

53. Giljaken. Ueberblickt man das Innere eines Leichenhäuschens, so findet man darin stets ein längliches Brettchen in aufrechter Stellung: *kakk* auch *tars*. Die Mitte desselben ist durchbohrt und das Loch mit einem Pflocke, *kylms*, zugesteckt; um das Brett ist ein Streifen Leinwand gebunden und bisweilen auch das untere Ende in Leinwand gehüllt und mit verschiedenen Läppchen, *kakk*- oder *tars-rawż*, verziert (Taf. LXVIII. Fig. 2). Neben dem Brette, ebenfalls in aufrechter Stellung, hart an demselben steht ein Stäbchen, *pyk-ngir*, auf dessen oberem Ende eine kleine löffelförmige Holzschaale aufgesetzt ist (ibid Fig. 4); ferner ein Stäbchen, das an der Spitze durch die Spuhlen von 1—3 und 4 Adlerfedern gesteckt ist, *tscham-ngar* **) (ibid. Fig. 5), und noch ein drittes, oben hakenförmiges Stäbchen, *tutut* oder *pyk*, von einem Ast geschnitten (ibid. Fig. 3). Ausserdem liegen im Häuschen, meist über einander gekreuzt, ein paar Pfeile ohne Spitzen, verschiedene bunte Läppchen, Körbe von Birkenrinde, Holzplatten mit Schnitzwerk u. drgl. Bisweilen sind mehrere der erwähnten Bretter vorhanden und diese

---

*) S. die abweichenden Angaben in Anhang 48. p. 767. | **) *tscham*-Adler.

nehmen alsdann nicht die Mitte des Häuschens ein. Wahrscheinlich richtet sich das nach der Anzahl der Leichen, deren Reste unter dem Häuschen ruhen. (Bm. I. p. 16, 51, 69).

54. Giljaken. Nach der Erklärung Surgin's wird in der Mitte des *Kakk*, wo ein Holzpflock eingeschlagen ist, ein Stückchen vom Schädel und Haupthaar aus den Ueberbleibseln der verbrannten Leiche eingelegt. Die Lappen um das *Kakk* bedeuten Kleidungsstücke, deren der Todte (auf der Wanderung seiner Seele) bedarf. Auch werden dem Verstorbenen, solange die Leiche noch in der Jurte ist, und später, nach der Verbrennung, der Asche im Raff, verschiedene Esswaaren, wie Beeren, Fisch u. drgl. hingelegt, daher man in jedem Raff aller Art Geräthschaften, Körbe und Schaalen aus Birkenrinde und drgl. findet, auf denen die Speisen niedergelegt werden. Das Stöckchen mit der kleinen Schaale an der Spitze soll dem Todten zum rascheren Fortwandern (also als Wanderstab) dienen, die Adlerfedern an dem anderen Stöckchen sollen der Seele gleichsam Schwingen verleihen. (Bm. I. p. 54.)

55. Giljaken. Nach den Mittheilungen Judin's aus Tebach soll das kleine zackige Stöckchen *tutut* oder *pyk*[*]), welches man im Raff neben dem *Kakk* findet, eine Taube (*tútut*) oder einen Kuckuk (*pyk*) darstellen. Ersteres gilt einem Manne, letzteres einem Weibe. Der Taube oder dem Kuckuk gilt auch das Stöckchen mit der Schaale, in welche Beeren und drgl. zum Essen für den Vogel gelegt werden. Daher auch die Bezeichnung *tutut-ngir* und *tutut-ngit* oder *pyk-ngir* und *pyk-ngit*, der Tauben- oder Kuckuks-Schaale, für diese Stöcke. Die Darstellung ist für beide Vögel dieselbe, da sie nur höchst roh mit ein paar Einschnitten einen Vogelkopf angiebt. Das Wort *pittysaj* bezeichnet dagegen ein anderes Stück im Raff. Es ist ein kleines Gerüste aus Stöckchen[**]), woran Beeren, Tabak u. s. w. hängen, deren Bestimmung mir unbekannt blieb. Am *Tscham-ngar*, meinte Judin, werden 6 Federn für einen verstorbenen Mann und 8 für eine Frau gesetzt. Da es Mittel zum rascheren Fortwandern der Seele sein sollen, so ist hier vielleicht der verschiedenen physischen, und — nach Ansicht der Giljaken über das Weib — vielleicht auch seelischen Kraft beider Geschlechter Rechnung getragen. Nahezu dieselbe Bestimmung wie das *Tscham-ngar* soll auch *Tutut* oder *Pyk* haben, was nach der von Judin über dieses Stück gegebenen Erklärung recht wahrscheinlich wird. (Bm. I. p. 87).

56. Giljaken. Bei dem Dorfe Tacht, (am r. Ufer d. Amur) stand hart am Ufer ein neu errichtetes Raff und hart daneben ein *Pittysaj* d. i. eine Vorrathskammer des Raff, die auf Sachalin daher auch *raff-njo* heisst. Es ist das ein kleines Dach, das auf zwei Stangen ruht, ähnlich einem kleinen Taubenschlage. Es überragt mit seinem Dache die Höhe des Raff's. Unter das Dach des *Pittysaj* werden Beeren, Fisch und drgl. für den Verstorbenen gehängt.

In Kalm (am r. Amur-Ufer) fand ich ein äusserst elegant gearbeitetes Raff, das der reiche Giljake Kimrkan dem Andenken seiner Frau, einer Tochter Judin's, und seiner Tochter gesetzt hatte. Es war von aussen mit Schnitzwerk und Arabesken verschiedener Art versehen. Das schwarz, roth und weiss angestrichene Schnitzwerk stellte verschiedene Thiere dar, Bären, Pferde, Hasen, Hähne, Enten. (Taf. LXIX).

---

[*]) Bei dem Verf. wechselt mitunter *pyk* mit *pyt* ab.

[**]) Nach der beigefügten ganz flüchtigen Skizze ein an einem Stock befestigtes Dreieck, woran Verschiedenes hängt.

Inwendig war das Raff sehr reich ausgestattet. Die gewöhnlichen Stücke desselben: *Kakk*, *Pyk-ngir*, *Tcham-ngar* waren so luxuriös gemacht, dass man sie kaum erkennen konnte. Das erstere war von einem buntfarbigen Zeuge ganz und gar bekleidet, welches messingene Zierrathen trug, wie sie die giljakischen Weiber an ihren Röcken haben, entsprechend der Bestimmung des *Kakk's*, nämlich die Bekleidung für den Verstorbenen zu tragen. — Ob die Lappen am *Kakk* nicht von den Kleidungsstücken der Verstorbenen herrühren? sehr wahrscheinlich, zumal diese Lappen *okch*, Pelz, genannt werden. — Als *Pyk-ngir* diente eine kleine mandshurische Schaale. Der Boden des Raff's war mit einer feinen Schilf- oder Strohmatte ausgelegt. Im Raff lagen ausser den genannten Gegenständen noch eine Menge Birkenrindenschüsseln (mit Beeren u. drgl.), ordentlich über einander gelegt, ein Kästchen, in dem ein Tabaksbeutel und eine Pfeife lag, eine andere Pfeife, die der Tochter Kimrkan's galt u. drgl. m., und endlich wurden hier die Zöpfe der beiden Verstorbenen, an ihrer Wurzel abgeschnitten, und in Birkenrinde gewickelt, aufbewahrt *). Kimrkan selbst nahm die Gegenstände heraus und zeigte sie mir, scheinbar jedoch ohne viel an die Verstorbenen zu denken. Auch hatte er zum Ersatz der verstorbenen Frau gegenwärtig ihrer drei. In der Nähe des Raff befand sich die Brandstätte eines Leichnams, daneben stand das dazu gehörige Raff. Es wird nämlich das Raff nicht unmittelbar über der Asche des Verstorbenen errichtet, sondern getrennt von demselben **). Die Verstorbenen Kimrkan's z. B. waren weithin im Walde verbrannt worden und dort war ihre Asche, während das Raff hier beim Dorfe stand. Das Raff ist somit ein dem Verstorbenen gesetztes Denkmal.

Die Verbrennungsstätte war sehr einfach bezeichnet: die Asche zusammengescharrt, durch vier senkrecht gestellte Bretter in einem länglichen Rahmen eingeschlossen und dieser mit Brettern bedeckt; an den Rahmenbrettern aber werden Stöckchen mit Zach's herumgestellt (s. Taf. LXV, im Mittelgrunde rechts).

In Kalm gab es kein *Pittyssj.* Ich erfuhr, dass ein solches nur dann einem Verstorbenen gestellt wird, wenn beim Tode desselben noch kein Schnee gefallen, anderen Falles aber ist es *nitsch* ein *Pittyssj* zu setzen. (2 S. R. I, p. 4—6.)

57. Giljaken. Nach dem Berichte Surgin's erhält nicht jeder Verstorbene ein Raff. Stirbt nämlich ein sehr kleines Kind, so wird die Leiche nicht verbrannt, sondern einfach umwickelt in die Erde vergraben, und ihr kein Raff errichtet, denn die Seele eines solchen Kindes wandert nicht, sondern fährt gen Himmel. Sterben grössere Kinder, so werden die Leichen verbrannt und wird über zweien ein Raff errichtet. Erwachsene bekommen jeder ein Raff, Männer wie Weiber. Die Leiche eines Ertrunkenen wird verbrannt, über der Asche aber kein Raff errichtet, sondern ein Stock in die Erde gesteckt, und daneben ein Boot gelegt. Stirbt ein Giljake

---

*) S. p. 410, wo statt Rakk—*Raff* zu lesen ist.

**) Die von dem Verf. hierüber an verschiedenen Orten gesammelten Nachrichten weichen zum Theil von einander ab, vrgl. 47, 48, 51.

an einer Verwundung durch einen Bären, so wird die Leiche nicht verbrannt, sondern in einem Bau deponirt, der eigens aus sich an den Enden kreuzenden Balken errichtet wird. Ein solches Leichenhaus heisst *tschchyf* *)-*ngych* und liegt gewöhnlich in dem Walde, wo der Verstorbene im Kampfe mit dem Bären gefallen. Die Seele des so Verunglückten fährt nicht gen Himmel. Das Leichenhaus hat eine kleine Oeffnung, durch welche dem Verstorbenen alle möglichen Nahrungsmittel hingelegt werden, wie Beeren, Fische, Graupen u. drgl. m. Indem diese Gegenstände bei der Leiche liegen, erhalten sie eine starke Heilkraft gegen verschiedene Krankheiten und kranke Giljaken pflegen daher zu einem solchen Leichenhause sich zu begeben und von der dort deponirten Nahrung etwas zu geniessen, was dann sogleich gesund macht. Das Deponiren von Nahrung in einem solchen Bau dauert Monate und Jahre hindurch und demzufolge auch das Besuchen desselben als Kur. Die Leiche eines vom Att (Tiger und Irbis) Getödteten wird in ein ähnliches Leichenhaus gebracht, mit Nahrung versorgt und diese als Heilmittel gebraucht. (Bm. I, pag. 54—56).

58. Giljaken. Zwischen Hokk und Kalm (am r. Amur-Ufer) fuhr ich am Ufer dem Grabmal eines im Strome verunglückten Giljaken vorbei. Hier stand ein kleines niedriges Häuschen, in der Art aller Giljaken-Gräber, rings von Birkenrinden-Körben und -Schaalen verschiedener Grösse umgeben, welche auf das anliegende Gesträuch aufgereiht waren. Es ist dieses eine gewöhnliche allgemeine Sitte der Giljaken, die Grabstätte von Menschen und Thieren (Bären u. a.) zu bezeichnen. Neben dem Grabmal lag ein Boot, wohl dasselbe, auf dem der Unglücksfall sich zugetragen hatte **). (1. S. R. I, p. 7.)

59. Giljaken. Die Bewohner der Dörfer Kuk, Hokk, Tyr und Tschilvi (am r. Amur-Ufer) sollen ihre Leichname beerdigen, die andern dagegen, auch die aus Taur-wo und den Dörfern oberhalb bis Chiare (incl.), dieselben verbrennen und ihnen Raff's errichten. Ich habe selbst in Chiare viele Raff's gesehen. In den genannten Dörfern ist aber die Bevölkerung auch zum Theil tungusisch. (2. S. R. I. p. 8).

60. Giljaken. Nahe bei My (am Amur-Liman) sah ich ein frisches Giljaken-Grab. Das Raff war noch nicht errichtet, die Asche (der verbrannten Leiche) war mit aufrecht und wagerecht gelegten Brettern bedeckt, an deren zwei Enden zu je einem Bündel Holzlocken (Zach) standen. (2. W. R. II, p. 38.)

61. Giljaken. Ist ein Giljake ermordet, so wird seine Leiche ebenso (wie alle anderen) verbrannt, über der Asche aber, im Walde, wird kein Raff errichtet, sondern ein *Wagn* gesetzt ***). Dieser wird aus einem Baumstamme gemacht, der mit der Wurzel aus der Erde gegraben ist. Die verschiedenen Wurzeläste dienen dazu, Kopf, Arme und Beine des Wagn darzustellen †). Der Stamm wird mehrere Fuss oberhalb der Wurzel abgehauen, (der Stumpf oben)

---

*) *tschchyf* — der Bär.

**) Vergl. Taf. LXVII.

***) S. Anhang 22.

†) An dem vom Verfasser dem akad. Museum übergebenen Exemplar ist eine der hinteren Extremitäten durch ein besonders eingesetztes Holzstück ergänzt gewesen und in der Folge herausgefallen. (s. Taf. LXVI. Fig. 1).

zugespitzt und mit dem zugespitzten Ende, an der Stelle wo die Asche des Ermordeten liegt, in die Erde gesenkt, so dass die Wurzel, den Wagn darstellend, darüber hervorragt. Da Morde unter den Giljaken nicht selten sind, so giebt es in vielen Dörfern am Amur Wagn's, so in Wassj, Kaki, Wair, Kalgho, Tebach u. a. O.

Nach der Mittheilung Surgin's wird ein Wagn nur einem solchen Ermordeten gestellt, der von der Hand eines Giljaken aus einem andern Dorfe fiel. Tödtet dagegen ein Giljake einen anderen im selben Dorfe, so erhält der Letztere keinen Wagn. Ebenso wenig wird ein Wagn gesetzt, wenn ein Vater oder die Mutter den Sohn, und umgekehrt, oder ein Bruder, überhaupt ein Verwandter den anderen todtschlägt. In solchen Fällen wird die Leiche einfach verbrannt. Dasselbe geschieht auch mit der Leiche eines Selbstmörders, sie wird verbrannt, ohne einen Wagn zu setzen.

Der Vogelkopf des Wagn soll dem *Ugn* (*Colymbus arcticus*) nachgebildet sein. Dieser Vogel wird von den Giljaken heilig gehalten und in derselben fliegenden Stellung ausgestopft, wie sie der Wagn hat. Solche ausgestopfte Bälge von *Colymb. arct.* und *septentr.* sieht man bisweilen an hohen Gerüsten in giljakischen Dörfern hängen. Dem Kopf des Ugn geben die Giljaken bei der Darstellung des Wagn Zähne von Eisen, welche ihm dazu dienen sollen, Rache an dem Mörder zu nehmen[1]).

Da die Seele des Ermordeten gen Himmel fliegt, so bedarf sie auch keiner solchen Gegenstände, wie sie in's Raff für die wandernde Seele der eines natürlichen Todes Gestorbenen gestellt werden. (Bm. I, p. 52—54).

62. Giljaken. Wie die Giljaken (an der Westküste von Sachalin) mir erzählten, verbrennen sie ihre Leichen und errichten über der Asche der Ermordeten Wagn's. (2. W. R. I, p. 8).

63. Giljaken. Die in Ngachd-wo (am l. Tymy-Ufer auf Sachalin) versammelten Tymy-Giljaken erzählten, dass sie ihre Leichen ebenfalls zu verbrennen pflegen, wie das am Amur, im Liman und an der Westküste von Sachalin bis Arkai (excl.) stattfindet. Ueber der Asche der verbrannten Leiche wird ein Raff errichtet, in welchem ein *Kakk*, *Pyk*, oder *Tutul* und *Pyk-ngil* oder *Tutul-ngil*, wie am Amur vorhanden ist. Das *Pittyssj* ist im Raff vorhanden, und trägt bei den Tymy-Giljaken die Bezeichnung *raff-njo*, d. i. Leichenhaus-Vorrathskammer, was ganz seiner Bedeutung entspricht. Nur das *Tscham-ngar* fehlt*). (2. W. R. I, p. 45).

64. Giljaken. Von Arkai an, längs der Westküste von Sachalin, südlich bis Pilja-wo, dem letzten giljakischen Dorfe, sollen die Giljaken ihre Leichen nicht verbrennen, was für *uitsch* gelte, sondern in hölzernen Särgen, so wie bei den tungusischen Stämmen der Mandshurei und Sachalin's und den Aino's, in kleinen Häuschen beisetzen. (2. W. R. I, p. 8, 45).

---

[1]) Vielleicht soll der Wagn durch sein drohendes Aussehn an die obligatorische Blutrache mahnen, und ebendeshalb kein Wagn gesetzt werden in Fällen, wo die Rache — wie unter Verwandten und Dorfgenossen — als unzulässig erachtet wird, oder — wie beim Selbstmörder — von selbst wegfällt.

*) S. Anhang 53, 58.

Nach einer andern Nachricht werden die Leichen südlich von Arkai beerdigt (2. W. R. II, p. 25.

65. Oltscha. Unweit des russ. Dorfes Bogorodskoje in der Nähe des Oltscha-Dorfes Pullj (auf der Karte Pulu, am r. Amur-Ufer) befanden sich im Walde zwei sehr zierlich gearbeitete, mit verschiedenen Malereien und namentlich Thiergestalten ausgeschmückte Gräber der Oltscha, die bei ihnen den Namen *choldochsa* oder *chywar* tragen *). (2. S. R. I, p. 15.)

66. Oltscha. Die plötzlich ausbrechenden Unwetter auf dem Amur mögen mit die Veranlassung sein, dass man so oft Grabmäler Ertrunkener am Ufer findet. Ein solches sah ich in Dzaï (auf der Karte Dshai) am r. Amur-Ufer (Taf. LXVII). Es war noch ganz frisch und daher mit allem Zubehör versehen, das in solchen Fällen gebräuchlich ist. Das *Uilepo*, ein kleines Häuschen wie gewöhnlich, darin der Sarg stand, lag auf der niedrigen Uferterrasse im Angesicht des Stromes, umgeben von durchbohrten Birkenrindenkörben und -Schüsseln, die jede Grabstätte bezeichnen. Daneben lag ein Boot und etwas im Hintergrunde stand ein kleines, einem Taubenschlage ähnliches Häuschen. Vom Grabmal führten zwei Reihen in die Erde gesteckter Giamssassa's bis zum Strome, eine breite Allee bildend. Im Anfange derselben stand eine Holzstange in der Erde, woran viele Schnüre, Birkenrinde u. A. m. hingen. Von dieser Holzstange lief ein dickes Nesselseil zu einer anderen Stange, welche in der Mitte zwischen beiden Giamssassa-Reihen stand, und von dieser zu einer dritten am Ende der Allee hinüber. Im Flusse selbst waren vor dem Ausgange der Allee einige niedrige Stangen in zwei (3?) Haufen zusammengestellt **). Es deutet diese Ausstattung des Grabmals auf eine sehr umständliche Ceremonie der Beisetzung hin, wozu Aberglaube und die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal Veranlassung sein mag. Was mir besonders auffiel war, dass vor dem Grabmal ein kleines frisches Baumreis nur leicht in den Boden gesteckt war, wovon eine Schnur durch ein in die Wand des Leichenhäuschens gebohrtes Loch in den Sarg führte ***). (1. S. R. I, p. 54, 55.)

67. Oltscha. (Ergänzungen zu den Notizen über das im Jahre 1855 besuchte Grabmal eines ertrunkenen Oltscha bei Dshai am Amur, das der Verf. im Sommer 1856 nochmals besuchte und diesmal zeichnen liess, was vielleicht einige kleine Abweichungen in der vorigen Schilderung erklärt). — Das Grabmal war noch recht wohl erhalten; ich untersuchte es noch genauer und liess mir einige Erklärungen dazu geben. Im *Uilepo* oder *Uilep* stand der Sarg mit dem Leichnam eines Mannes. Der Kopf war zum Strome, d. i. nach Westen gerichtet. Die Schnur, die aus dem Innern bis an ein Baumreis vor dem *Uilepo* führte, war noch vorhanden. Sie ist am Kopf des Leichnams befestigt. So weit ich den gegebenen Erklärungen entnehmen konnte, wandert die Seele des Todten auf dieser Schnur (*siri*) aus dem Leichenhäuschen. Aber wozu das, da nach der Erklärung desselben Gewährsmannes die Seele des Ertrunkenen in einen

---

*) s. Taf. LXX, wo in der Unterschrift wohl Oltscha statt Golde zu lesen ist, da in den Tagebüchern kein Golde-Grabmal und überhaupt kein ähnliches sonst besprochen wird.

**) Wohl die kleinen Gruppen von Holzlockenstöcken auf der Abbildung; s. den nachstfolgenden Bericht.

***) Auf der Zeichnung ausgelassen.

Seehund, Fisch oder überhaupt ein Wasserthier wandert? Diese Aussage findet ihre Bestätigung darin, dass ich in einem kleinen, dem giljakischen *Pittyssj* ähnlichen Gerüste, das neben dem *Uilepo* sich befindet, ausser anderen Gegenständen auch zwei Götzen vom Seehunde fand. (Ebenso haben die Oltscha wie die Giljaken den Glauben, dass die Seele eines vom Bären Gefressenen in einen Bären wandert.)

Im Gerüste, wo die Seehundsgötzen lagen, dem *Uilep-aündsha*, d. i. Leichenhaus-Nachtlager, lagen ausserdem auf ausgebreiteten frischen Zweigen von *Pin. picea*, noch folgende Gegenstände: ein kleiner Kessel, ein Trog (*olo*) (Taf. LXVI, Fig. 2) und ein hölzerner Stampfer (*mónopo*) zum Bereiten von Mossj (ibid. Fig. 3), daher auch der Trog *mossonso-olo* heisst; und auf einem Stäbchen darüber hing ein Feuerstahl nebst einem Rindenkörbchen mit Feuerzeug.

Das Baumreis (*tura*) vor dem *Uilep*, im vorigen Jahr noch grün, war jetzt verdorrt. Nahe davor befand sich ein Stock (*uilep-túdsha*), woran alle möglichen Sachen hingen: leere Rindenschaalen, Rindenkörbchen mit Beeren, Wurzeln, Sarana-Knollen, Reihen von Sarana u. drgl., mit zahlreichen Holzlocken umgeben. Von diesem Stocke führte eine dicke Weidenbastschnur *) bis zum Fluss, indem sie noch durch mehrere **) Stöcke mit Holzlocken gehalten wurde. Jederseits von der Schnur lief eine Reihe angehobelter Stöcke (mit Holzlocken). Die dicke Weidenbastschnur heisst ebenfalls *siri*, und lässt ihr Verlaufen bis zum Flusse darauf schliessen, dass sie den Zweck hat, die Seele des Ertrunkenen aus dem *Uilep* in's Wasser zu leiten und eine Communication zwischen dem mit allen Utensilien und Vorräthen versehenen *Uilep-tudsha* und dem Flusse zu bilden, wo die in einen Seehund gewanderte Seele weilt. Nahezu dieselbe Bestimmung haben auch die *Báobu's*; das sind kleine Haufen dicht zusammengesteckter angehobelter Stöcke, welche vor dem Ende der Bastschnur und der zwei Reihen von Holzlockenstöcken am Wasserrande stehen. Zwischen diese Stäbe wird nämlich *Mossj* gelegt, offenbar für die Ertrunkenen, und es sind daher mehrere *Báobu's* vorhanden, je nach dem höheren oder niedrigeren Wasserstande. Zur Seite der einen Reihe von Holzlockenstöcken lag ein Boot, mit dem Spiegel zum Flusse gerichtet. Ausser dem erwähnten *Uilep-aündsha* war daneben noch ein anderes, ähnliches, nur etwas grösseres vorhanden, in welchem ebenfalls Schaalen u. drgl. sich befanden. — Um das Grabmal waren mehrere Feuerstellen und ein Nachtlager-Gerüst zu sehen, ein Beweis, dass hier Eingeborene genachtlagert hatten. Von ihnen rührten auch offenbar die frischen Tannenzweige im *Uilep-aündsha* und neben dem Uilepo selbst her. Wahrscheinlich ist, dass ein Gedächtniss-Besuch der Angehörigen des Ertrunkenen stattgehabt hat. (2. S. R. I, p. 33—35).

Das Leichenhäuschen (*uilepo*) hat dieselbe Grösse wie die gewöhnliche *Chúldochsa*, wenn der Leichnam des Ertrunkenen gefunden und in dem Häuschen beigesetzt wird, während man anderenfalls zu seinem Gedächtniss ein viel kleineres von ganz ähnlicher Bauart errichtet, so z. B. in Aure. (2. S. R. I, p. 26).

---

*) im vorherstehenden Bericht: Nessel-Seil. | **) oben — drei Stöcke.

68. Orotschen. In der Umgebung eines Orotschen-Dorfes bei de Castries lagen im Walde mehrere Gräber, die mit denen der Oltscha ganz übereinstimmend sind: kleine Häuschen mit je einer Thür an den Querseiten. Sie sind indess bedeutend grösser als die kleinen Grabmäler der Giljaken, da die Leichen bei den tungusischen Amur-Völkern nicht erst verbrannt werden. Im Innern der Häuschen sah ich stets eine oder mehrere lange hölzerne Kisten, wahrscheinlich Särge, liegen und es fehlten jene Bretter und Stöckchen mit Holzschaalen und Adlerfedern u. drgl., wie die Giljaken-Gräber sie haben (s. Taf. LXX). (1. S. R. I, p. 37).

69. Orotschen. Auf der Westseite der Observatoriums-Insel (in der Bai de Castries) neben den Resten früherer Orotschen-Zelte, befinden sich noch alte Gräber dieses Volkes. Eins derselben war geöffnet und ich fand in dessen Mitte einen ebenfalls geöffneten Sarg. Er war einfach aus fünf Brettern zusammengeschlagen, das obere Brett fehlte. Die Bretter waren in der Weise mit einander verbunden, dass am Ende eines jeden Brettes ein Stift (oder Zapfen) stehen gelassen und dieser durch ein Loch im daranstossenden Brette gesteckt war*). Der Sarg hatte eine Länge von 5 und eine Breite von 1 Fuss und 2—3 Zoll. (1. S. R. I, p. 43 u. 44).

70. Orotschen und **Oltscha.** Unweit des Oltscha-Dorfes Pjedanj**), im Walde, stiess ich auf ein Orotschen-Grabmal. Ein Sarg aus 6 Brettern in eigenthümlicher Weise, durch Zinken, zusammengefügt, stand völlig frei und unbedeckt auf 3 einander im Dreieck gegenüberstehenden Baumstämmen etwa 4—5 Fuss über der Erde. Bei zweien derselben war an jedem je eine dünne aufragende Zinke über dem Stamm stehen gelassen***), am dritten Stamme waren ihrer zwei vorhanden. Auf diese Zinken waren von den beiden ersteren Stämmen nach dem dritten hin Stangen gelegt, jede an ihren Enden mit einer entsprechenden Oeffnung für die Zinke versehen. Auf diesen Stangen (quer darauf gestellt†)) ruhte der Sarg, oben mit ebensolchen Stangen zugedrückt, so dass er zwischen 2 Paar Querstangen stand, welche von den Baumstämmen getragen wurden. Die im Sarge beigesetzte Leiche war in Birkenrinde gewickelt. Wir erfuhren, dass es das Grabmal eines hier verstorbenen Orotschen-Weibes aus dem Dorfe Tzidzuë (Zidsuë a. d. Karte) an der Meeresküste sei. Es soll dieses die gewöhnliche Weise der Leichenbestattung der Orotschen sein, wenn, wie im vorliegenden Falle, der Tod durch Krankheit erfolgt ist. Ein derartiges Grabmal heisst *ĭgda-chóldochsa*. Männer, Weiber und Kinder werden in derselben Weise bestattet.

Uebrigens soll diese Bestattungsweise bei den Orotschen auch in Fällen gewaltsamen Todes gebräuchlich sein, während die Oltscha ein *Chóldochsa* (das Häuschen), wie die Giljaken das Raff, nur den «ruhig» (eines natürlichen Todes) Verstorbenen errichten, die Leichen Ermordeter hingegen in einer *Igda-chóldochsa* bestatten, welche denjenigen der Orotschen ganz ähnlich sein soll, nur dass der Sarg höher über der Erde steht.

Ist ein Oltscha oder Orotsche in Folge von Verwundung durch einen Bären gestorben, so wird ihm ein eigenes Grabmal, ein sogen. *Tséüpo* errichtet. Dieses ist äusserst einfach, indem der Sarg auf ein Paar Längsstangen, die auf den Boden gelegt werden, gesetzt und an den Seiten befestigt wird, worauf vor einem Ende des Sarges zwei Tannenzweige (von *Pin. picea*) in den Boden gesteckt werden. Ein solches *Tzčūpo* war auch neben den Oltscha-Grabmälern bei Pjedanj, doch fehlten die Tannenzweige, was bei einem vom Bären Zerissenen nicht sein darf.

---

*) s. Taf. LXX.

**) Pjedanj = Pje-Mündung.

***) Es sind somit Baumstümpfe gemeint.

†) nach einer kleinen schematischen Zeichnung im Texte.

Verschieden halten es die Bewohner der einzelnen Dorfschaften und Localitäten mit der Lage, die sie dem Leichnam im Sarge in Bezug auf die Himmelsgegenden geben. Das Bestimmende scheint dabei nicht sowohl die Sonne, sondern bei den Küsten-Bewohnern das Meer und bei den Amur-Anwohnern der Strom zu sein. Doch herrschen je nach der Localität verschiedene Sitten. Die Orotschen der Küste von Naugmar bis Idi sollen die Leichen in den *Iglachóldochsa* mit dem Kopfe zum Meere, d. i. nach Osten legen. An dem Orotschen-Grabmal in Pjedanj war aber der Kopf zum Pje-Fluss, also nach Westen gekehrt. Dieselbe Lage geben auch die Oltscha von Pjedanj, wie diejenigen am Amur-Strome in den Dörfern Kidsi, Dshai u. a. ihren Todten in den *Chóldochas's*. In de Castries sind die *Chóldochsa's*, die nicht weit vom Dorfe liegen und dort verstorbenen Oltscha's angehören sollen, während die ganze Bevölkerung doch aus Orotschen besteht, mit der Thür nach dem Westen, also zum fernen Amur-Strome hin und nicht zum Meere nach Osten gerichtet. Die Thür an der *Chóldochsa* befindet sich aber immer am Kopfende des Leichenhauses. Es hätten sich somit diese Oltscha's, wenn es wirklich solche waren, nach der Sitte ihrer Heimath gerichtet. Doch findet auch am Amur nicht in allen Dörfern dieselbe Sitte statt. So sollen z. B. in Darachta, am linken Ufer des Amur, wo dieser die Richtung nach Norden hat, die Leichen seitlich in den Sarg gelegt werden, so dass sie mit dem Gesicht und der Brust nach Osten gekehrt sind, wobei zugleich der Kopf stromaufwärts nach Süden, die Füsse stromabwärts nach Norden liegen. Bei den Giljaken scheint durchaus der Strom für die Stellung des Raff's massgebend zu sein, indem ich die Thür des Raff's stets gegen den Strom gekehrt gesehen habe, wie auch dessen Richtung gewesen sei, so in Kulk, Kalgho, Tacht, Kalm und Chjaro, an beiden ersteren Orten also nach Süden, an den letzteren nach Westen. (2. S. R. I, p. 25—27).

[p. 777]

Von dem Verfasser verzeichnete Druckfehler in der I. u. II. Lieferung des III. Bandes:

Druckfehler in der I. Lieferung.

Seite	37	Anm.	3				statt	p. 167	lies	p. 166.
»	47	»	2				»	T. III, 1869	»	T. IV, p. 1871.
»	47	»	2				»	433, 434	»	433.
»	50	»	2				»	№ 1	»	I.
»	59	»	1	Zeile	4	v. ob.	statt	№ 1	lies	I.
»	61	»	2	»	3	»	»	№ 1	»	I.
»	69	Text		»	13	»	»	an einen	»	an einem.
»	77	»		»	6	»	»	Sisska	»	Ssisska.
»	80	»		»	2	»	»	Capit.-Lieut.	»	Capit. 1-ten Ranges.
»	125	Anm.		»	8	»	»	Millet	»	Milet.
»	126	»	3 Sp.2	»	15	»	»	ausser der	»	ausser den.
»	144	Text		»	18	»	»	Amur-Landes	»	Àmur-Landes.
»	152	»		»	14	»	»	des Amur-Landes	»	des unteren Amur-Landes.
»	154	»		»	13	»	»	Chamykan	»	Chambykan.
»	161	Anm.	1	»	—	»	»	p. 339	»	p. 333, 339.
»	168	»	1	»	19	»	»	p. 393	»	p. 373.
»	170	»	2	»	7	»	»	Ladyschinskij	»	Ladyshinskij.
»	»	»	3	»	6					
»	180	Text		»	31	»	»	könnte	»	konnte.
»	185	Anm.	1	»	2	»	»	nur 37	»	nur 39.
»	220	Text		»	3	»	»	Stite	»	Seite.
»	222	»		»	20	»	»	struppig	»	schlicht.
»	272	»		»	28	»	»	westeuropäischen	»	europaischen.
»	283	Anm.	1	letzte Zeile		»	»	p. 1414, 1415	»	p. 1415, 1416.
»	286	»	1	Zeile	1	»	»	p. 1409	»	p. 1408, 1409.
»	291	Text		»	23	»	»	sudöstlichen	»	südwestlichen (?).
»	306	»		»	13	»	»	Südwesten	»	Südosten.

Berichtigungen und Zusätze.

Zu p. 83, Anm. 3. An ein paar von mir übersehenen Stellen des Tô-tatskiko (p. 172, 173) ubersetzt Siebold «Karias schlechtweg durch Baumrindenhütte. Meine Deutung des Wortes a. a. O. («Rindenzelt») ist also ganz richtig. Ob sich aber auch die vermuthliche Entlehnung desselben für den Russischen bestatigen sollte?

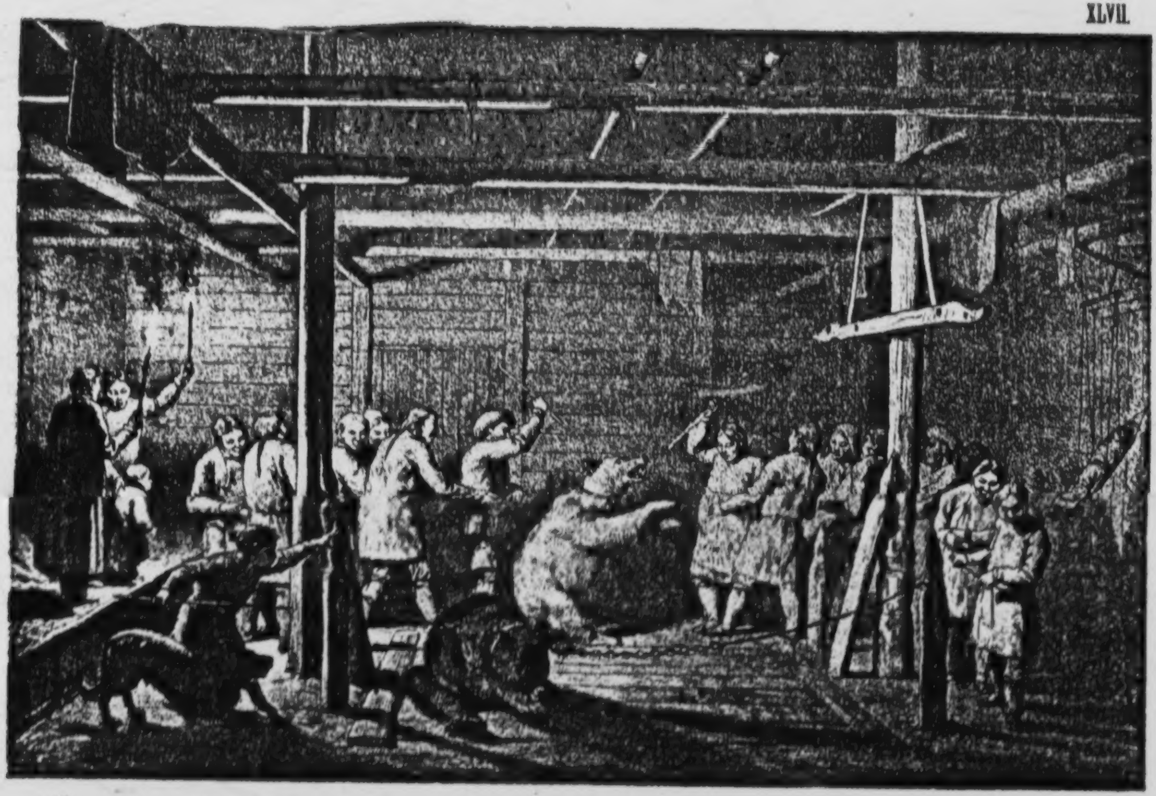
Druckfehler in der II. Lieferung.

Seite	349	Anm. 2		statt	373	lies	338.
»	372	» 1		»	1583	»	1533.
»	410	Text	Zeile 5 v. unt.	»	Rakk	»	«Raff» *).
»	414	» 1	» 10 v. ob.	»	499	»	388.
»	490		letzte Zeile	»	Westen	»	Osten.

---

*) Nachträglich bemerkt.

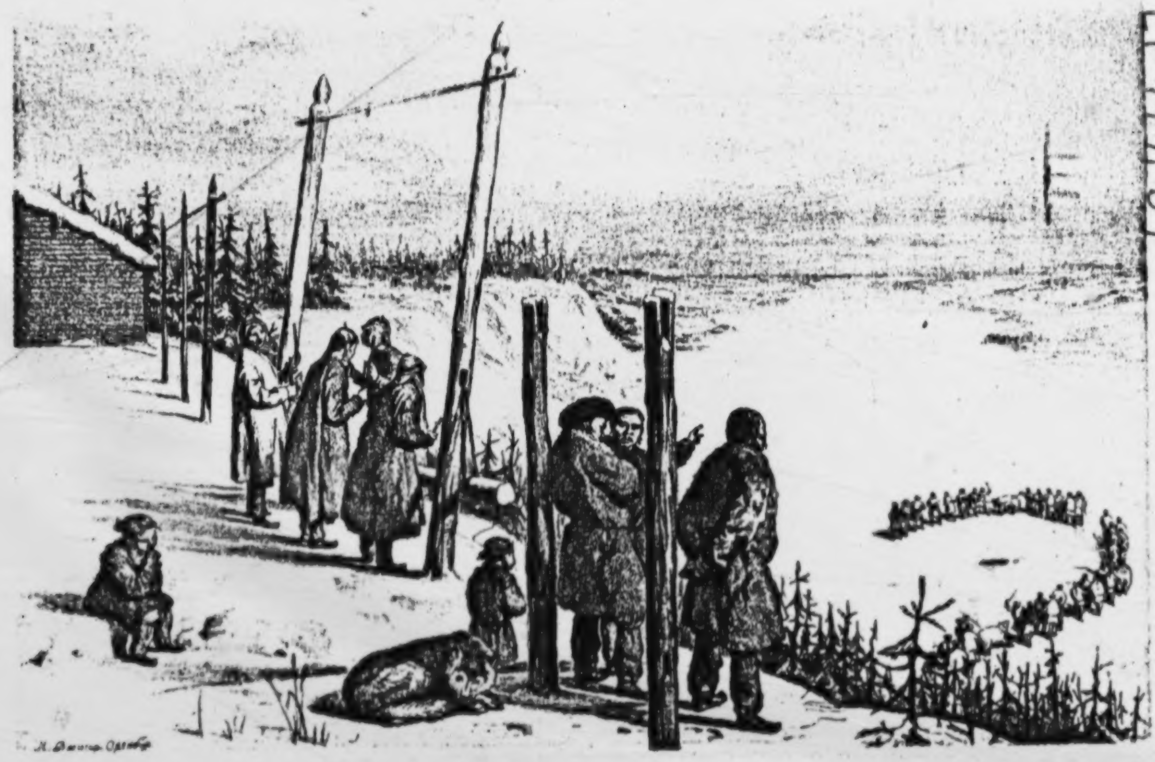
XLVII.



Bärenfest. Aufstellung der Bären im Hause und Umzug mit ihnen von Haus zu Haus. (Giljak.)

2:Schrenck
[P.777,A]

RX2 Gilyak



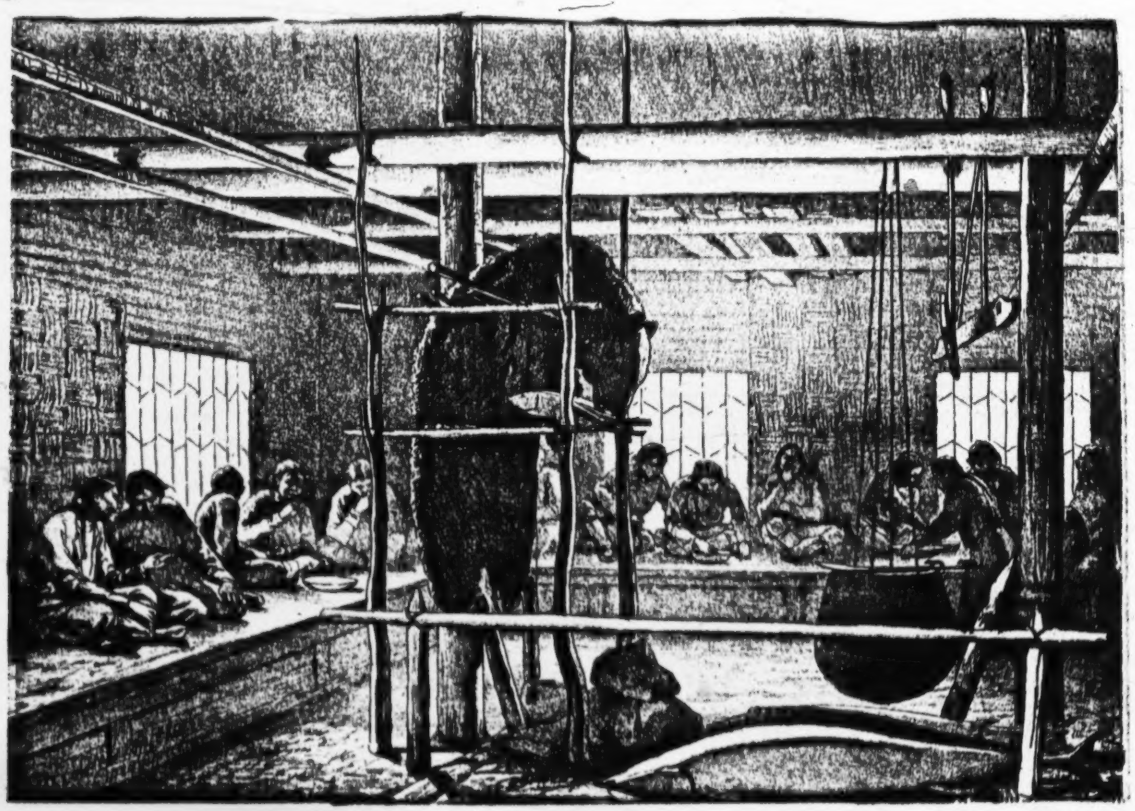
Bärenfest Letzter Umzug mit den Bären. (Giljak.)

2:Schrenck
[p. 772 B]
RX2 Gilyak

2: Schrenck

[P.777,C]

RX2 Gilyak

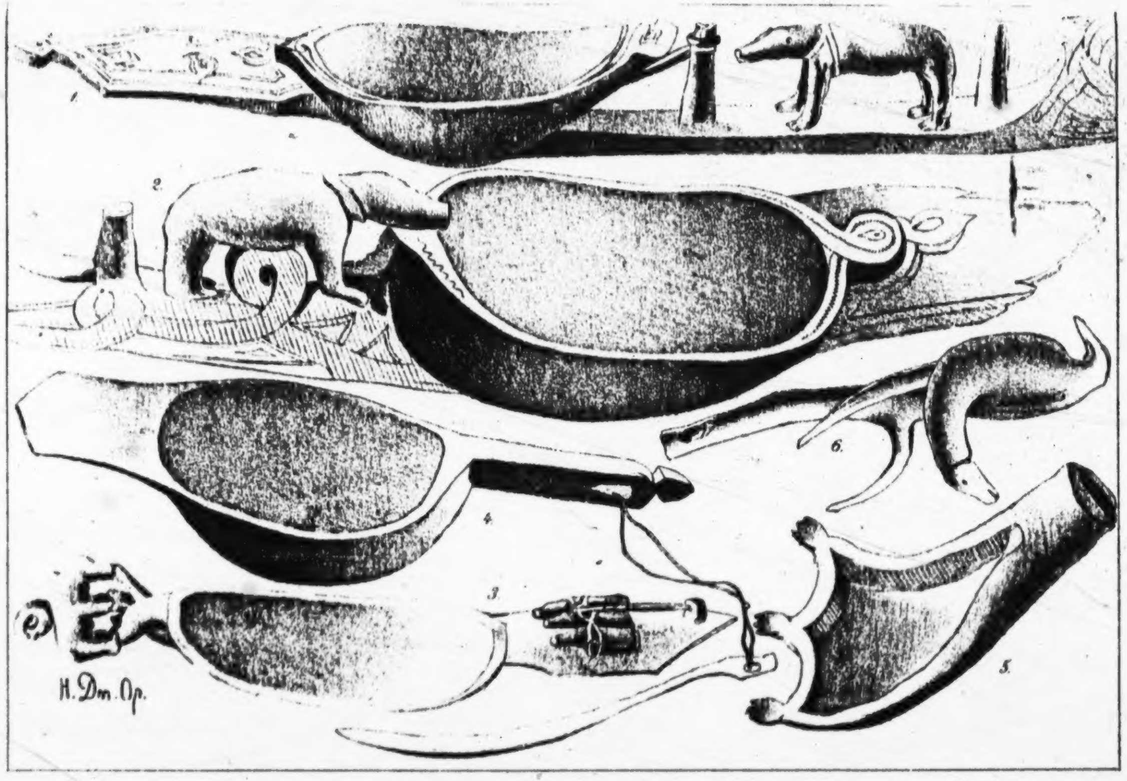


Bärenfest. Aufstellung der Bärenköpfe nebst Bälgen im Hause und Festmahl. (Giljak.).

2:Schrenck

[P. 777, D]

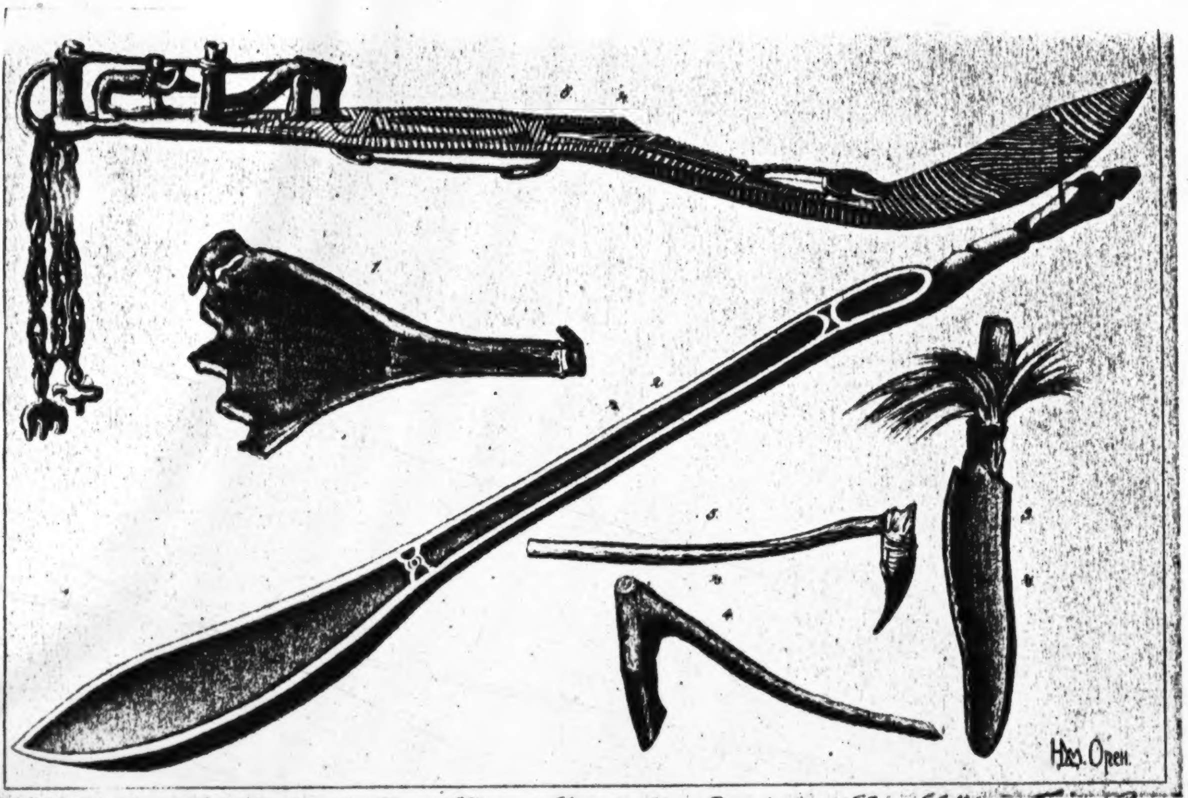
RX2 Gilyak



Beim Bärenfest der Gilyaken gebräuchliches Geräth 1–5. Schalen zum Essen des Bärenfettes, 6. Hakenholz zum Abheben des Kessels vom Feuer

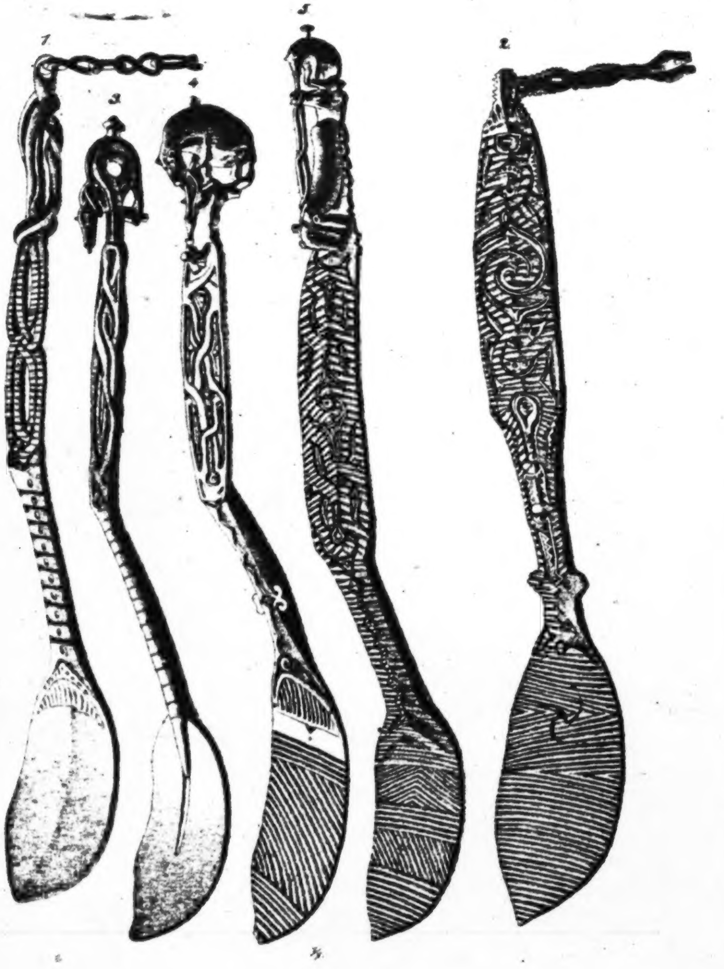
2:Schrenck
[P. 777, E]

RX2 Gilyak



Beim Bärenfest der Giljaken gebräuchliches Geräth. 1. Schale zum Einsammeln von Bärenfett u. Bl., 2. Langer Löffel zum Füttern des Bären 3. Messer zum Schneiden von Bärenfett u. Fleisch 4, 5. Äxte zum Spalten des Bärenschädels 6. Löffel

[P. 777, F]


1.
2.
3.
4.
5.
¼
Ник. Орен

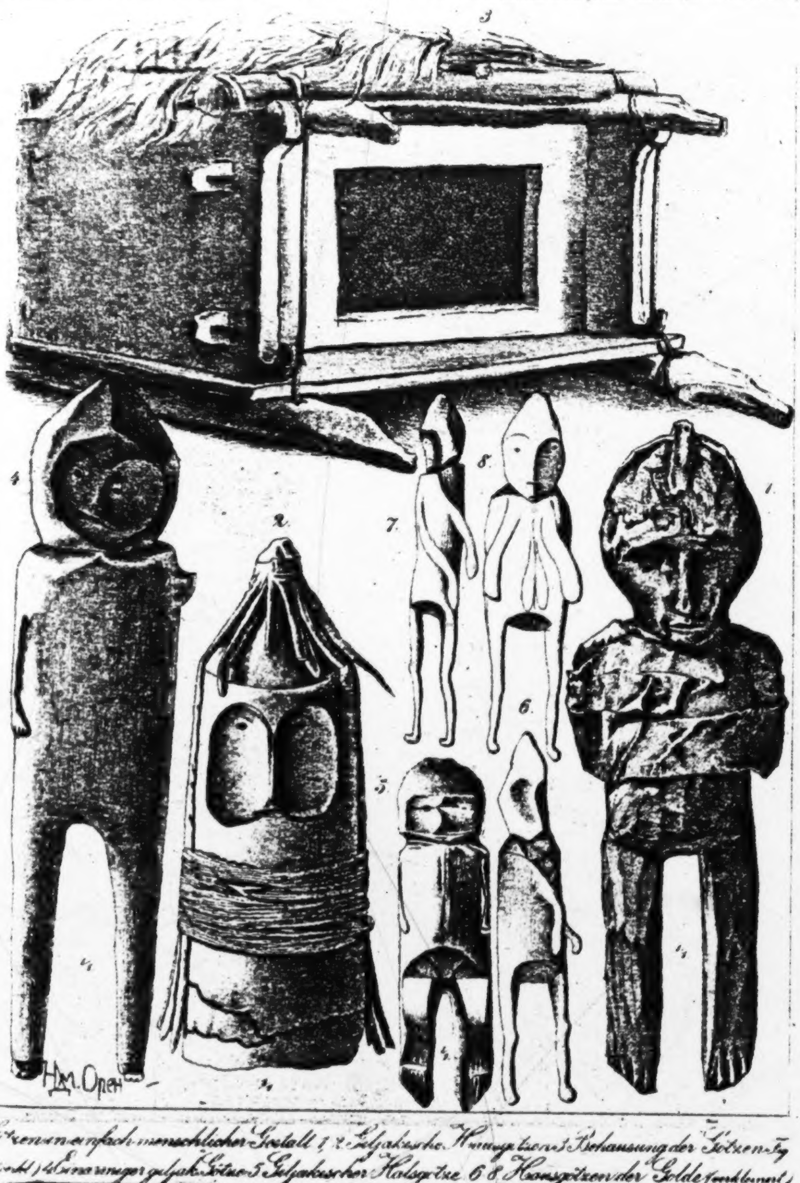
Beim Bärenfest der Giljaken gebräuchliche Löffel

2: Schrenck

ΓP 007 G7

RX2 Gilyak

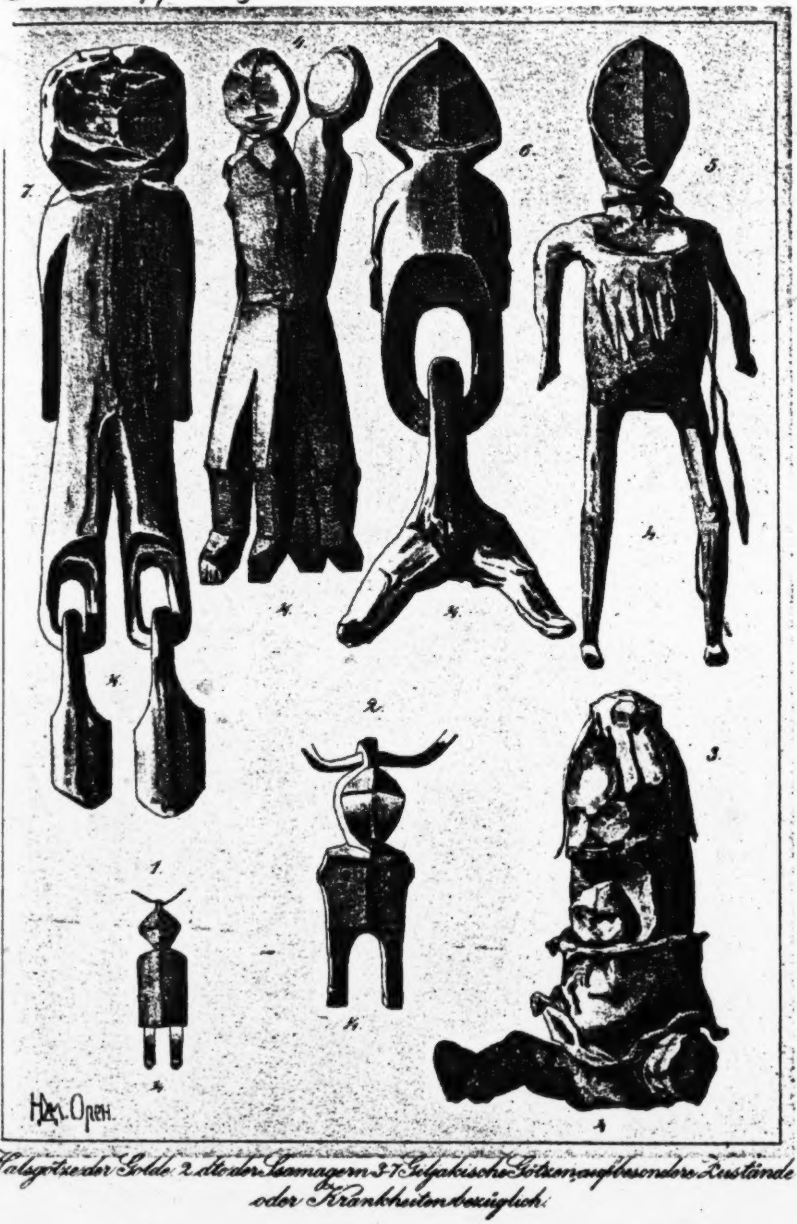
LIII.



Götzen in einfach menschlicher Gestalt 1, 2 Gilyakische Hausgötzen 3 Behausung der Götzen (Fig [illegible]) 4 Ein einziger gilyak. Götze 5 Gilyakischer Halsgötze 6 8 Hausgötzen der Golde (verkleinert)

[P. 777, H]

LIV.


7.
4.
6.
5.
4.
4.
4.
4.
2.
3.
1.
4.
4.
4.
Нда. Орен.

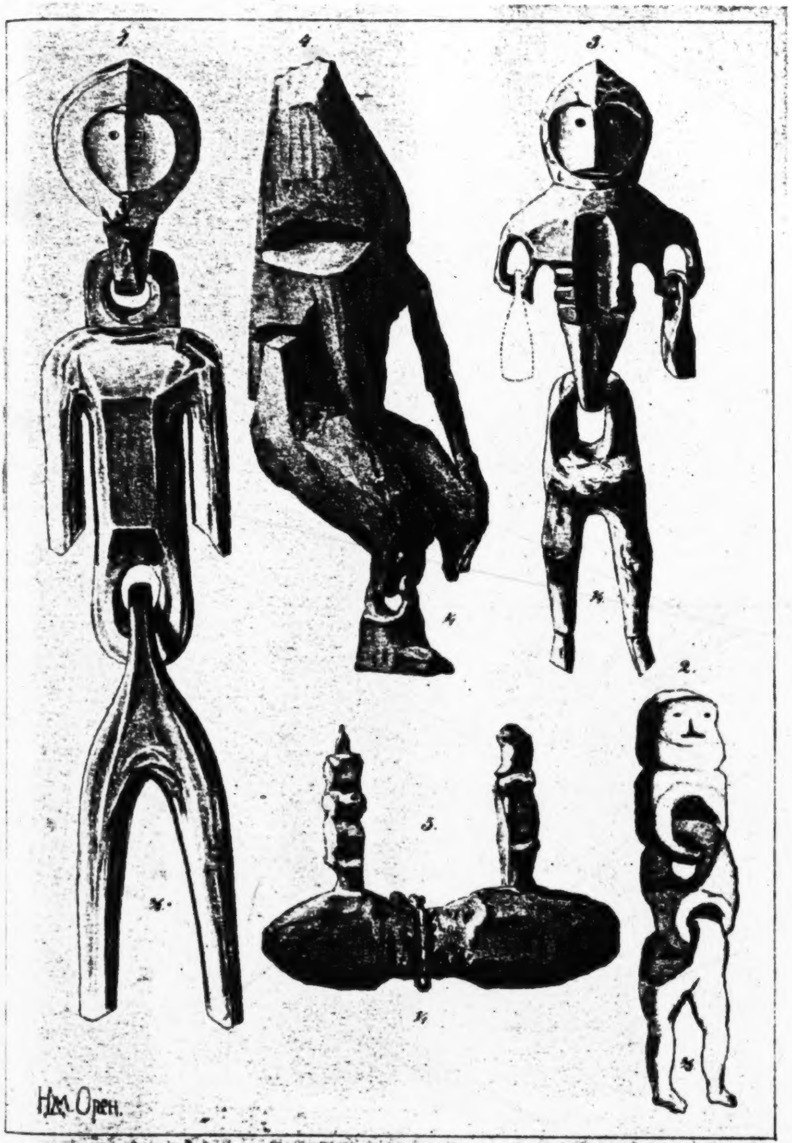
1 Halsgötze der Golde 2 dto der Samagern 3-7 Giljakische Götzen, auf besondere Zustände oder Krankheiten bezüglich.

2: Schrenck

RX2 Gilyak

[P. 777, I]

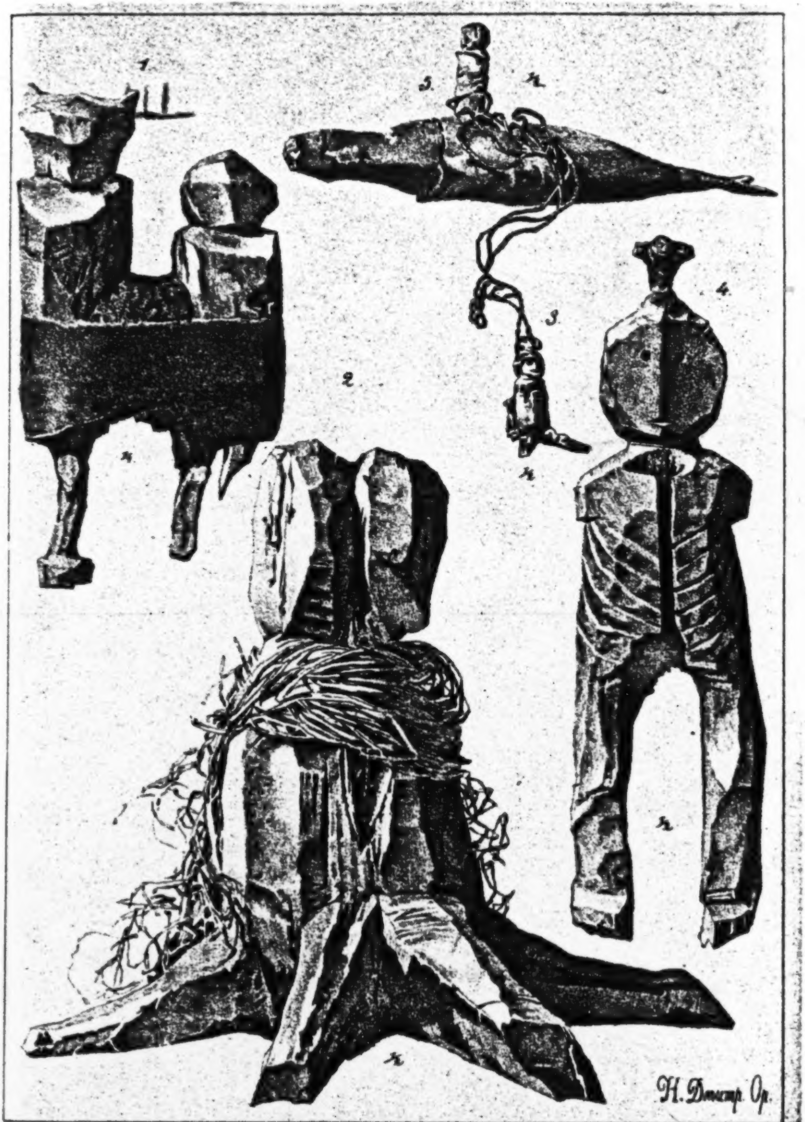
LV.


1.
4.
3.
2.
5.
Ндм. Open.

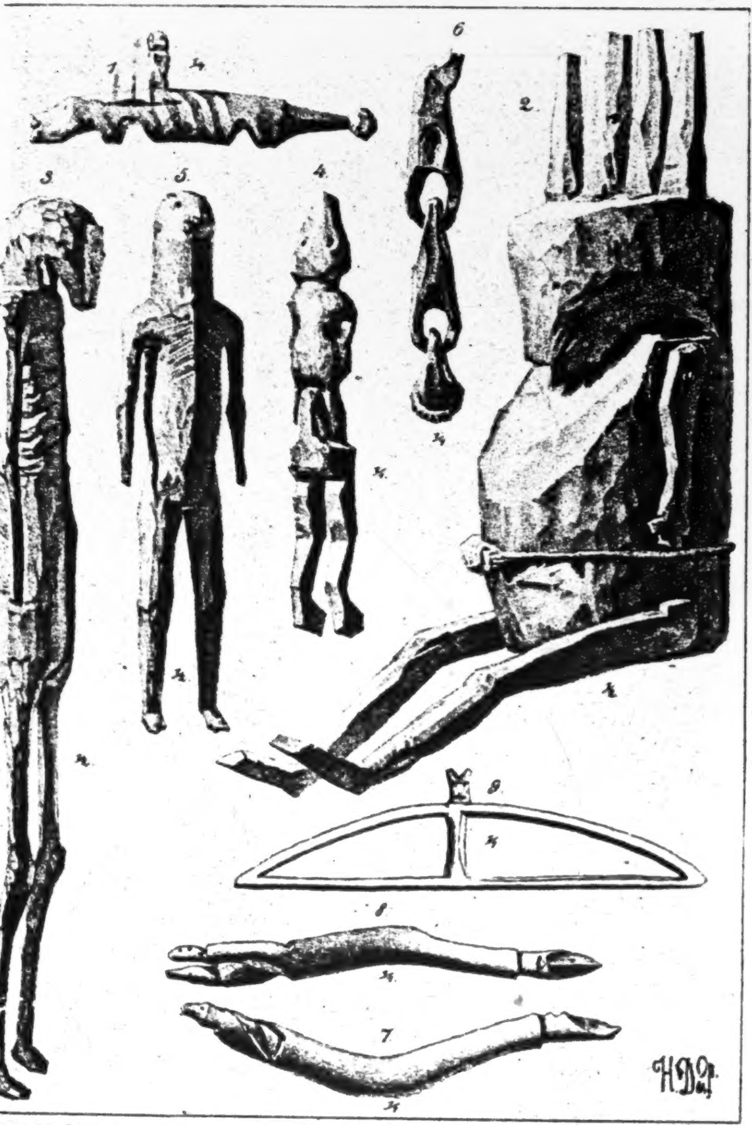
4 Giljakische Götzen, auf verschiedene Krankheiten bezüglich. 5 Giljakisches Amulet.

2: Schrenck   RX2 Gilyak

[P. 777, J]   LVI



Giljakische Götzen aus Menschen- u. Thiergestalten combinirt 1. Menschen-Tiger, 2. M.-Tiger u. Bär, 3. M. u. Bär, 4. M. u. Eule, 5. M. u. Weisswal.

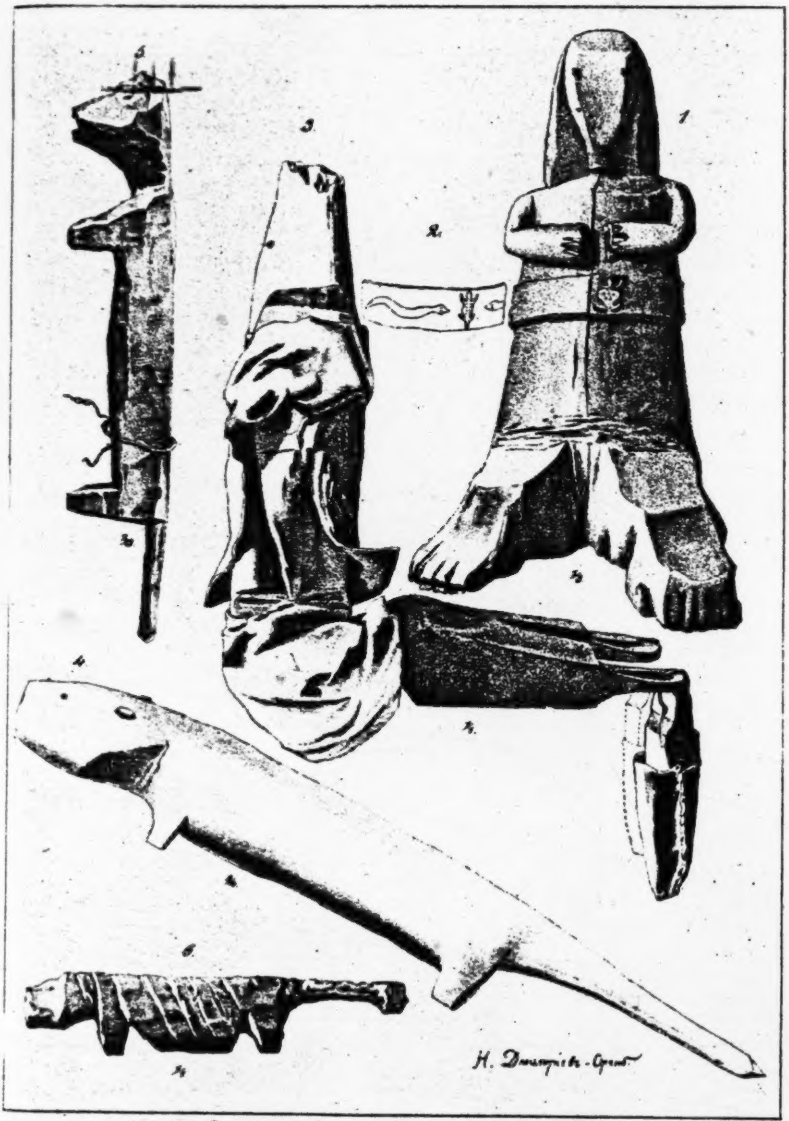


Giljakische Götzen aus Menschen- u. Thiergestalten combinirt 1. Mensch u. Tiger 2. M. mit Tigerkopf 3. 4. M. mit Bärenkopf 5. M. mit Eulenkopf 6. Menschl. Kreuzgelenk mit Bärenkopf u. Fuss 7. 8. Giljak. Amulette mit Menschen- u. Bärenköpfen 9. ¼ Bogen mit menschl. Kopf.

2: Schrenck RX2 Gilyak

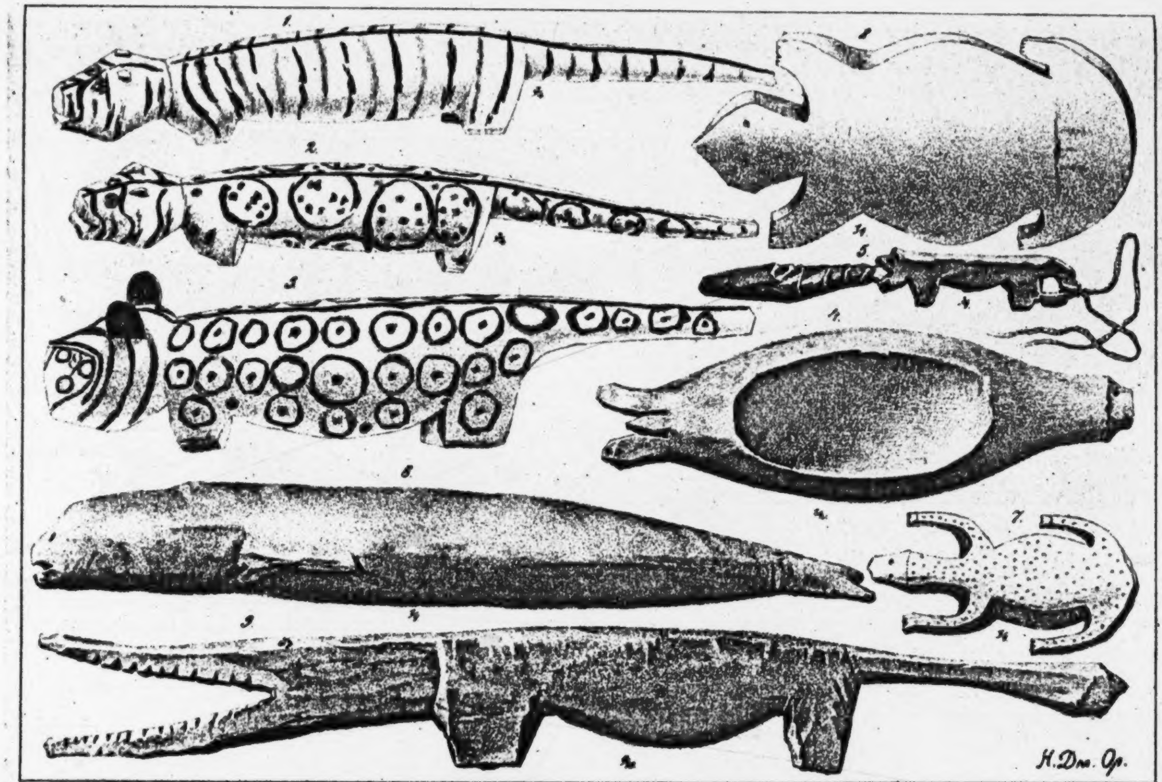
[P. 777, L]

LVIII.


5
3
1
2
4
6
H. Dammpicke-Grav.

Giljakische Götzen in Thiergestalt: 1. Bär auf dem Gürtel von einer Kröte; 2. hinten eine Eidechse u. zwei Schlangen; 3. Bär gelenkig in Fischhaut gekleidet; 4. 6. Tiger.

2:Schrenck [P.777, M]

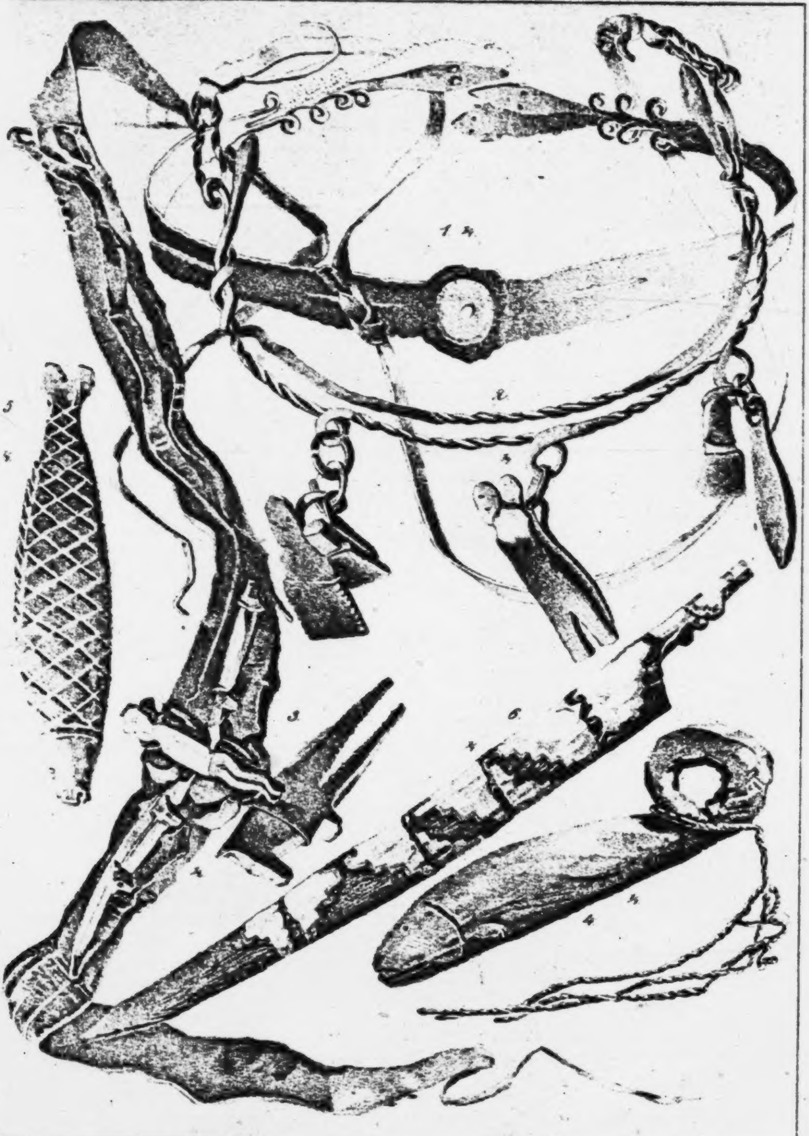


Götzen in Thiergestalt: 1. Tiger (Golde), 2, 3. Irbis (Golde), 4. Seehund (Oltscha), 5. Unbestimmtes Thier, ein menschl. Herz im Munde (Oltscha-Amur), 6 Weisswal (Giljak), 7, 8. Kröte (Giljak), 9. "Chas" der Giljaken.

RX2 Gilyak

2: Schrenck RX2 Gilyak

[P. 777, N]



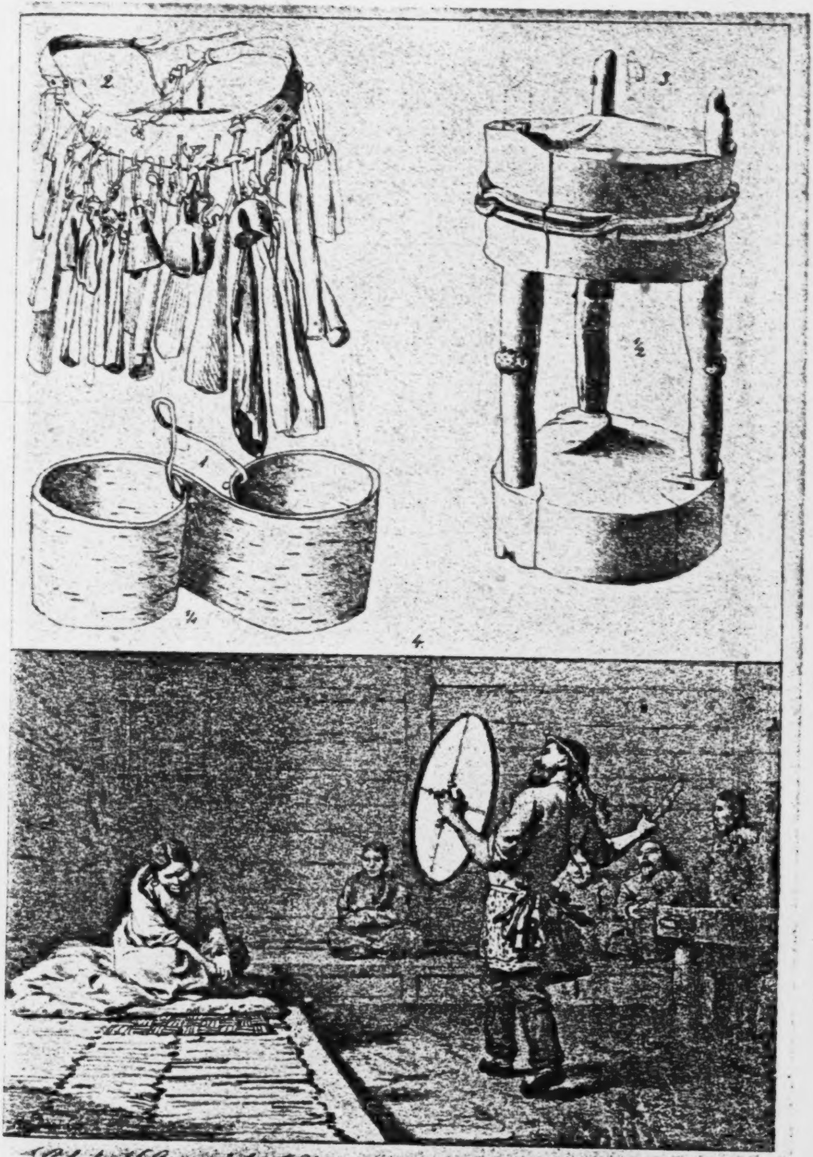
iserner Reif mit Thierfiguren gegen Kopfschmerzen getragen (Giljak). 2. Eis. Halbring mit sym-
bolischen Figuren gegen Krankheiten um den Hals getragen (Giljak). 3. Amuletgürtel mit menschl. u.
Thierfiguren (Oltscha). 4, 5. In Holz geschnitzte Fische (Giljak). 6. Giljak. Kinderspielzeug, einen Hund darstellend.

2: Schrenck

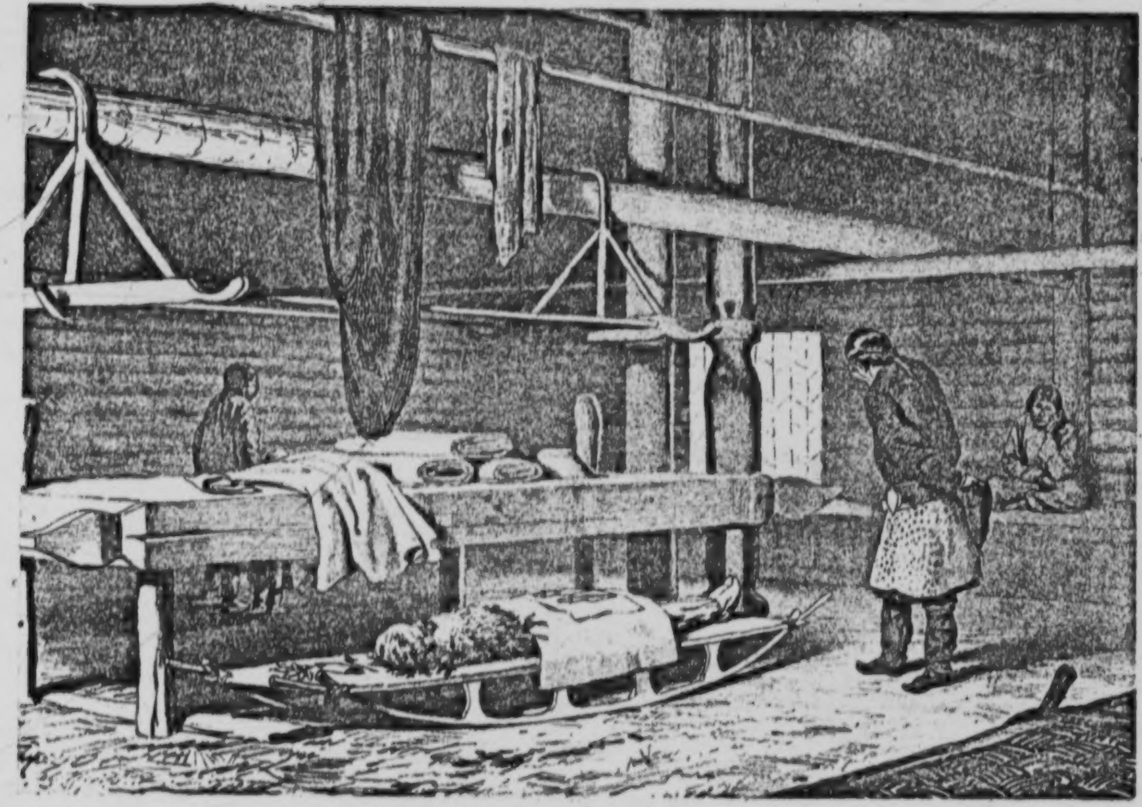
[p. 777, 0]

RX2 Gilyak

LXI.



1. Giljakische Götzenschale, 2. Schamanengürtel (gil.), 3. Altar zum Räuchern beim Schamanen (gil.); 4. Schamanenakt vor einer Kranken (gil.)



Eine Giljakische Leiche in der Jurte

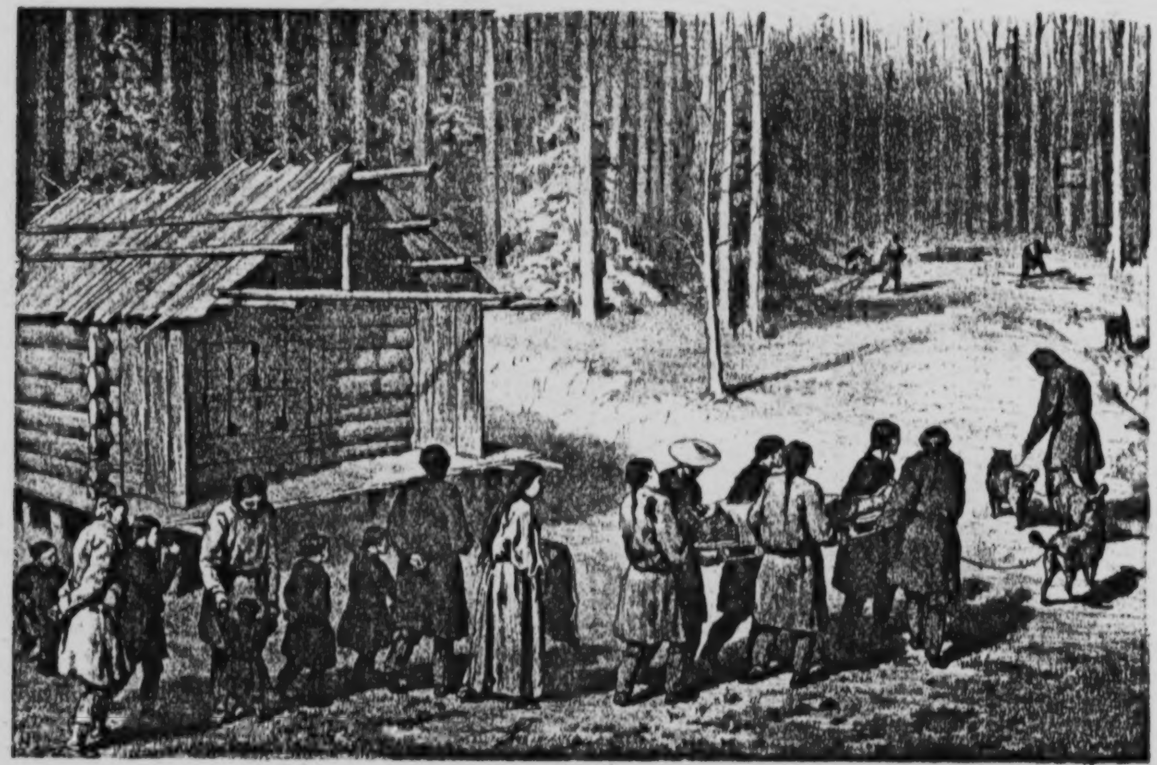
2:Schrenck
[P.777, P]

RX2 Gilyak

2:Schrenck

[P 777, Q]

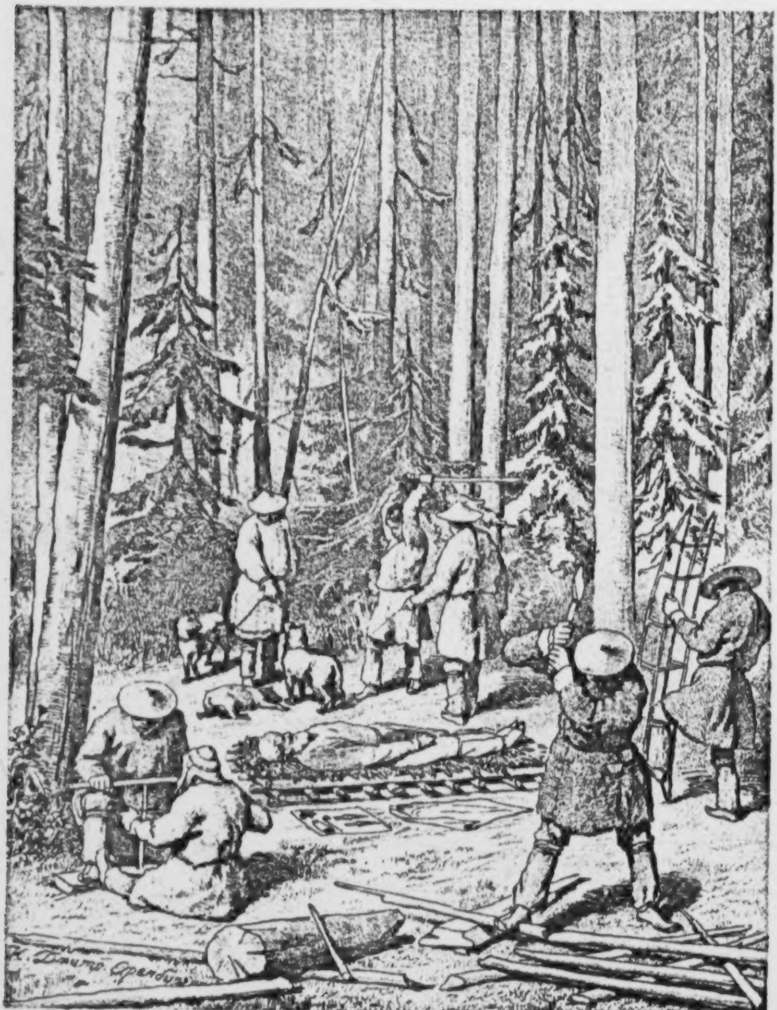
RX2 Gilyak



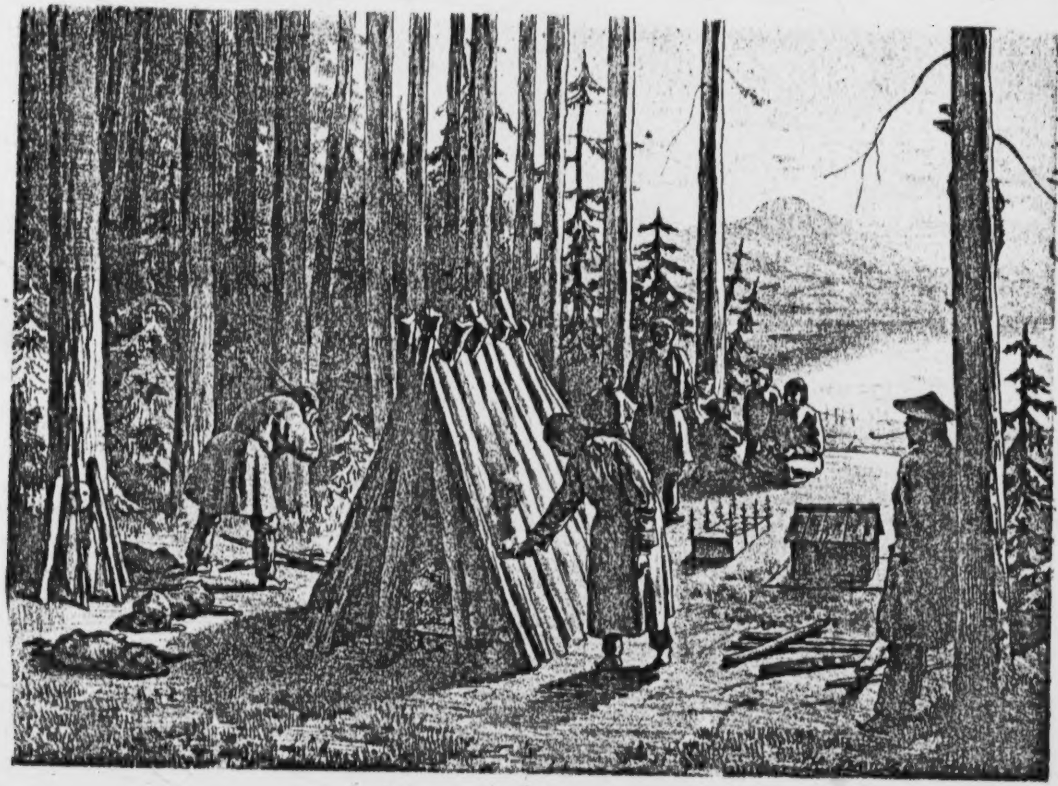
Giljakische Leichenbestattung

[P. 777, R]

LXIV.



Giljakisches Leichenbegängniss

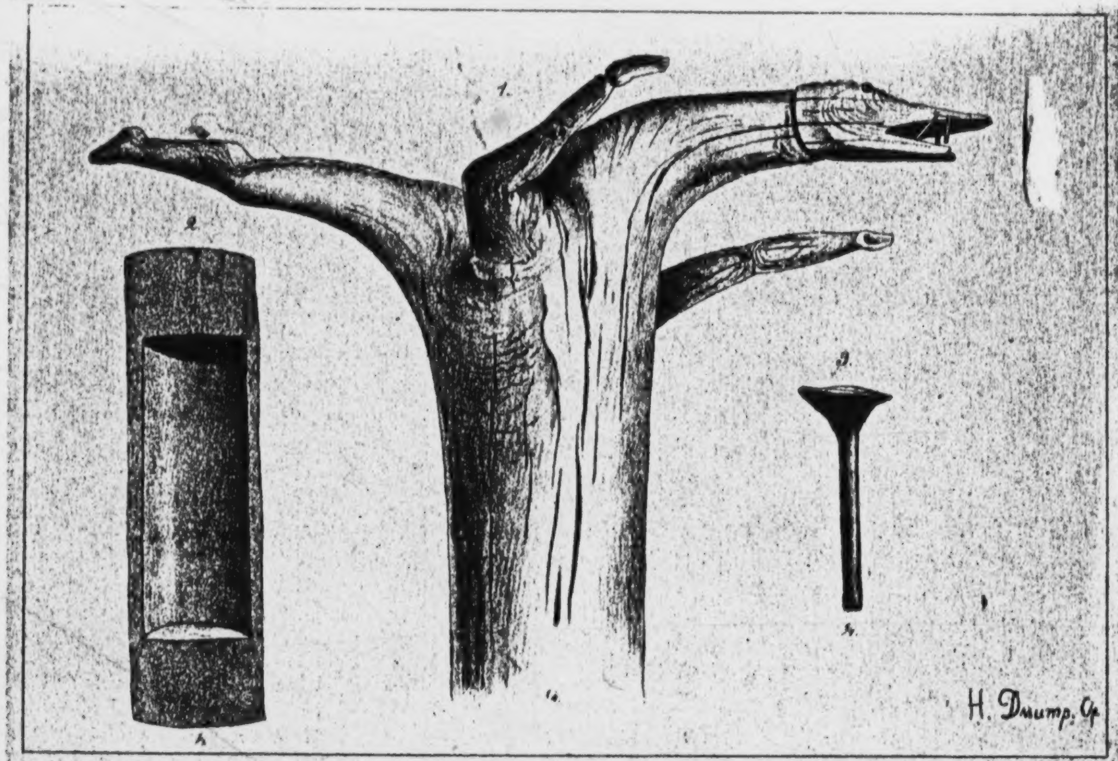


Giljakisches Leichenbegängniss

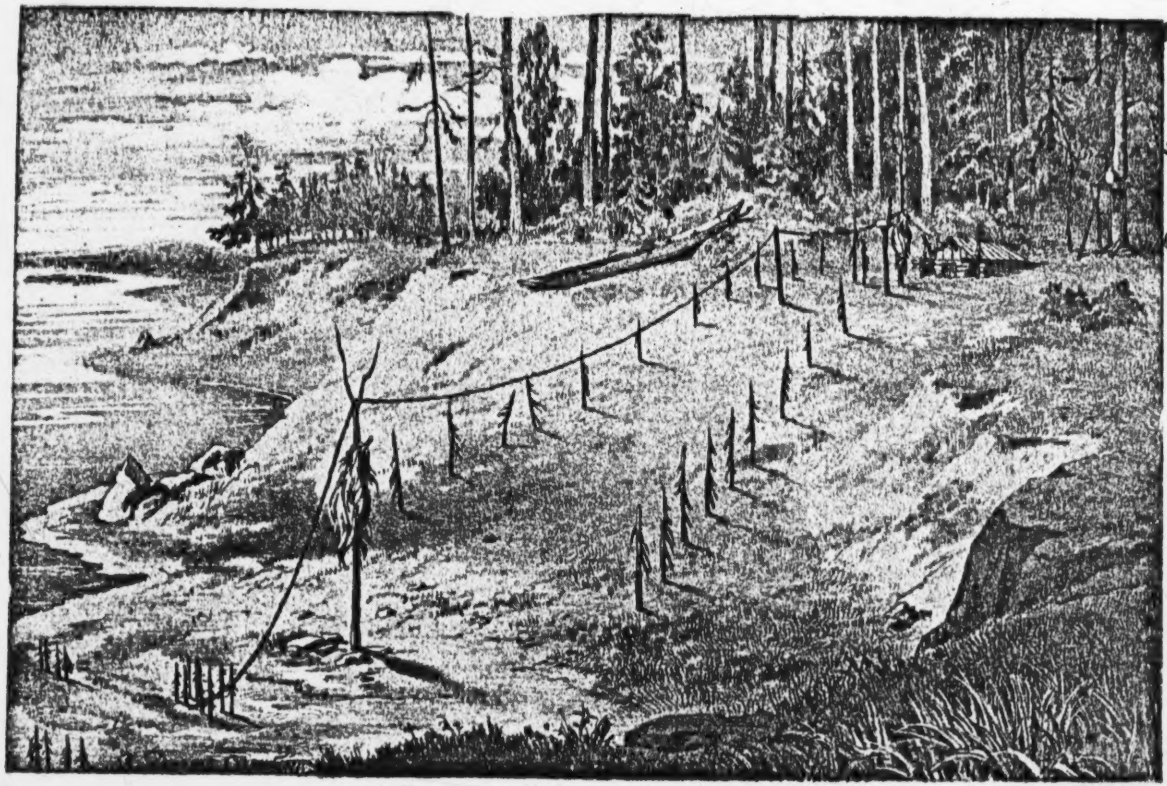
2:Schrenck [P.777, S]

RX2 Gilyak

2: Schrenck
[P.999, T]
RX2 Gilyak


1.
1a.
2.
2a.
3.
3a.
H. Dump. G.

1. Grabzeichen eines ermordeten Gilyaken 2. kleiner Holzsarg nebst 3. Stampfer aus dem Grabmal eines ertrunkenen Oltscha.



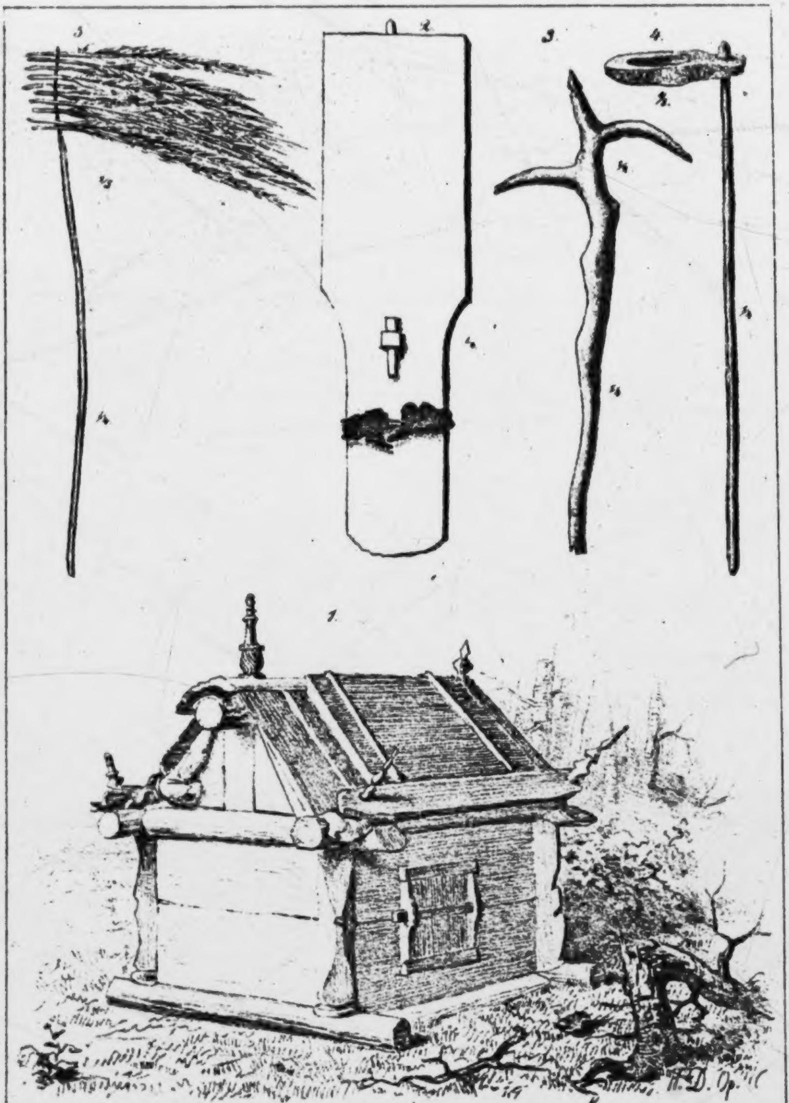
Grab eines ertrunkenen Mangunen

2: Schrenck

RX2 Gilyak

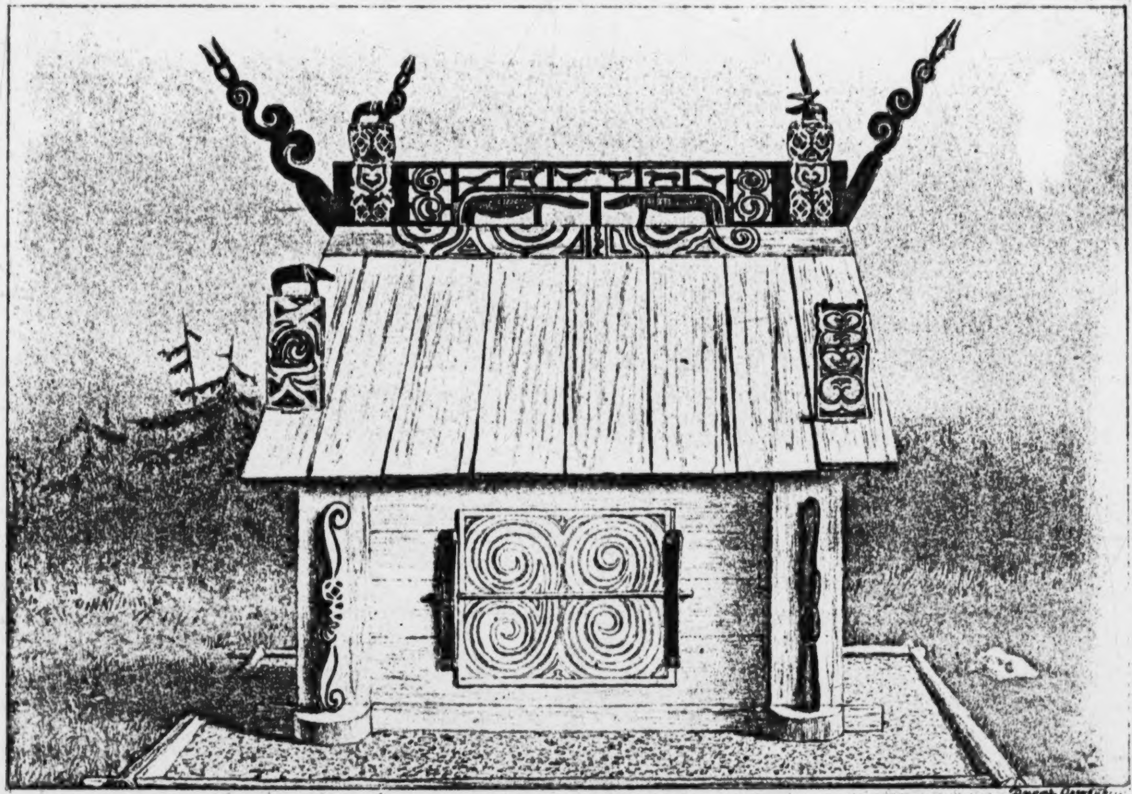
[P. 777, V]

LXVIII



1. Giljakisches Grabmal. 2–5. Im Grabmal befindliche Gegenstände von symbolischer Bedeutung

LXIX.



Ein aussergewöhnlich reiches Giljakisches Grabmal.

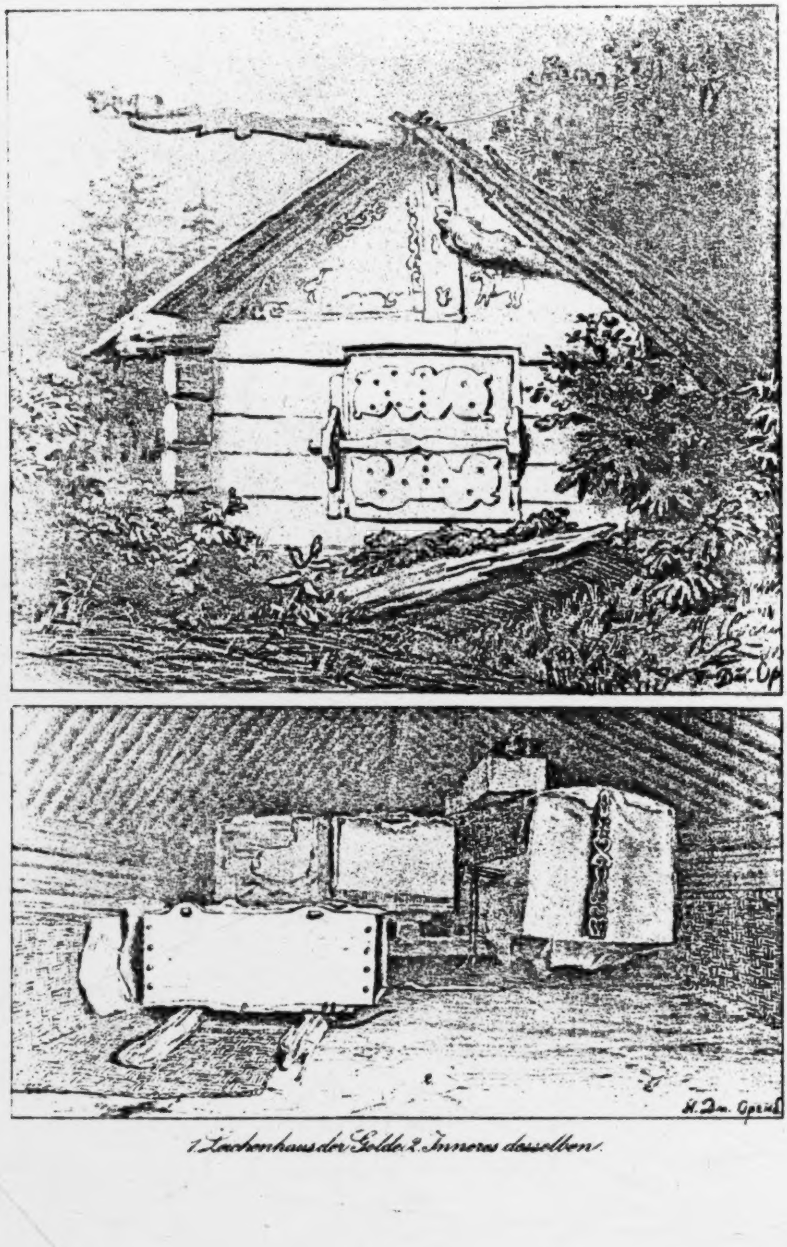
2: Schrenck

[P. 777, W]

RX2 Gilyak

[p. 777, X]

LXI.



H. Dm. Op.
H. Dm. Opiz

1. Leichenhaus der Golde. 2. Inneres desselben.